14 DAYS
BOOK

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **RICHARD RICHTER**

DRITTER BAND

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHANNES ILBERG

ZWEITER JAHRGANG 1899

MIT 8 TAFELN UND 14 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND I (1898) UND III (1899)

Karl Berger in Bensheim (III 661)
Friedrich Blass in Halle a. S. (III 30 80)
Gotthold Boetticher in Berlin (I 221 432 568 III 77 382)
Ewald Bruhn in Kiel (I 248)
Georg Buchwald in Leipzig (I 565)
Friedrich Cauer in Friedeberg i. d. Neumark (III 686)
Leopold Cohn in Breslau (I 514)
Ernst Devrient in Jena (I 367 III 646)
Gustav Diestel in Dresden (I 541)
Richard Doebner in Hannover (III 377)
Engelbert Drerup in München (III 356)
Hubert Ermisch in Dresden (I 595)
August Fick in Meran (I 501)
Martin Fickelscherer in Chemnitz (I 480)
Karl Fries in Berlin (I 351 418)
Johannes Geffcken in Hamburg (III 253)
Alfred Gercke in Greifswald (I 585)
Hans Graeven in Rom (I 323)
Albin Häbler in Leipzig † (I 365)
August Hausrath in Karlsruhe (I 305)
August Hedinger in Stuttgart (III 562)
Karl Heinemann in Leipzig (III 212 510)
Hans F. Helmolt in Leipzig (I 218)
Georg Herrmann in Königsberg i. Pr. (I 373)
Hermann Hirt in Leipzig (I 485 III 570)
Adolf Holm in Freiburg i. Br. (I 129)
Carl Hosius in Münster i. W. (III 101)
Friedrich Hultsch in Dresden (III 186)
Georg Ihm in Mainz (I 480)
Georg Ilberg in Sonnenstein (III 158)
Johannes Ilberg in Leipzig (I 223 375 484 III 159 223 383 595)
Otto Immisch in Leipzig (III 440 549 612)
Ernst Kalinka in Wien (III 665)
Ernst Kornemann in Gießen (III 118)
Rudolf Kötzschke in Leipzig (I 303 III 154 509)
Edmund Lammert in Leipzig (III 1)
Georg Liebe in Magdeburg (I 149 III 720)
Justus Hermann Lipsius in Leipzig (I 225)
Paul Lorentz in Sorau (I 675)
Erich Marcks in Leipzig (I 212)
Friedrich Marx in Leipzig (I 105 III 532)
Eugen Mogk in Leipzig (I 68 III 62)
Hans Morsch in Berlin (III 78)
Albert Müller in Hannover (I 224)
Wilhelm Nestle in Ulm (III 723)
Alfred Neumann in Zittau (III 662)
Carl Neumann in Heidelberg (III 371)
Benedictus Niese in Marburg i. H. (III 419)
Ferdinand Noack in Jena (I 569 655)
Richard Opitz in Leipzig (III 155 221 297)
Hermann Peter in Meißen (I 38 637)
Herman von Petersdorff in Pfaffendorf b. Koblenz (I 459 III 195 508)
Theodor Plüss in Basel (I 475 478 III 498)
Robert Pöhlmann in Erlangen (I 23 88 186)
Richard Richter in Leipzig (III 302)
Otto Rossbach in Königsberg i. Pr. (III 50)
Walther Ruge in Leipzig (I 470)
Otto Eduard Schmidt in Meißen (I 174 635 III 328 466)
Wilhelm Schmidt in Helmstedt (III 242)
Ernst Schulze in Homburg v. d. H. (I 263)
Otto Seeck in Greifswald (I 628 III 225 295 305 402)
Georg Steinhausen in Jena (I 448)
Carl Steinweg in Halle a. S. (III 703)
Karl Strecker in Dortmund (III 573 629)
Franz Studniczka in Leipzig (I 377 III 601)
Conrad Sturmhoefel in Leipzig (III 157)
August Teuber in Eberswalde (III 600)
Oskar Treuber in Tübingen (III 270)
Heinrich Ludwig Urlichs in München (III 717)
Veit Valentin in Frankfurt a. M. (I 286 611 III 299 385)
Friedrich Vogel in Fürth (III 156)
Theodor Vogel in Dresden (I 81 224 669)
Friedrich Vogt in Breslau (III 133)
Johannes Vollert in Schleiz (III 80)
Robert Weber in Leipzig (I 370 III 597)
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in Berlin (III 513)
Hugo Willenbücher in Mainz (I 300)
Georg Wissowa in Halle a. S. (I 161)
Georg Witkowski in Leipzig (I 375)
Hermann Wunderlich in Heidelberg (I 54)
Rudolf Wustmann in Leipzig (III 718)
Robert Wuttke in Dresden (I 341)
Jakob Wychgram in Leipzig (III 511)
Julius Ziehen in Frankfurt a. M. (I 404)
Thaddäus Zielinski in St. Petersburg (I 1 III 81 161)

INHALT

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

NEUE JAHRB

FÜR

DAS KLASSISCHE A
GESCHICHTE UND DEUTSC

UND FÜR

PÄDAGOG

HERAUSGEGEBEN VO

DR. JOHANNES ILBERG UND DR.
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGAN

III. UND IV. BANDES 1.

MIT 2 TAFELN UND 2 ABBILDU

Ausgegeben am 17. Januar

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B.
1899

tenen

s XCIV.

I.

I. 365

Villa

[...]er 17[...]

[...]ibl. Fig. 2.
[...]kad. 1892

[...]renze.

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstraſse 1, II, zu richten.

INHALT DES 1. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE GESCHICHTLICHE ENTWICKELUNG DER GRIECHISCHEN TAKTIK

Von Edmund Lammert

I

Die Anfänge der Taktik[1]) liegen wie die Anfänge der menschlichen Kultur überhaupt im Dunkel der Vorzeit und erscheinen, so weit wir sie rückwärts verfolgen können, als das Gemeingut fast aller Völker der Erde. Die alten Kulturvölker des Ostens haben bei ihrem Eintritt in das Licht der Geschichte bereits eine hochentwickelte Taktik, so die Ägypter um die Mitte des II. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Die griechische Taktik aber steht zu der Zeit, aus der wir die erste Kunde über sie haben, schon auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung, und, so sonderbar es auch klingt, ihre spätere Geschichte von den Perserkriegen einschliefslich bis auf Epaminondas ist nichts anderes als die Geschichte ihres Verfalles.

Die Taktik ist die vollkommenste, die die mannigfaltigsten taktischen Mittel wirksam verwendet und mit ihnen allen Anforderungen, die Krieg und Kampf an ein Heer stellen, zu entsprechen vermag. Das Heer der Achäer, das Homer schildert, verwendet bereits sämtliche taktischen Mittel, die in Griechenland überhaupt jemals verwendet worden sind. Es führt alle Waffentypen, Fern- und Nahewaffen, leichte und schwere Schutzrüstung; es ist eingeteilt in die üblichen drei Truppengattungen, Wagenstreiter, die die Stelle der späteren Reiter vertreten, schweres Fufsvolk und leichte Bogenschützen[2]); es verwendet beide Arten der Gefechtsformation, die flachen Linien (*φάλαγγες*) und die tiefen Haufen oder Kolonnen (*πύργοι*)[3]); die Bewegung des schweren Fufsvolkes vollzieht sich in kunstmäfsigem Marsche beim Angriffe wie auf dem Rückzuge; der Zusammenstofs geschieht mit dicht aufgeschlossenen Rotten und Gliedern, mit Speerhecke und Verschildung[4]), was nur im taktmäfsigen Gleichtritt ausführbar war; der Rückzug erfolgt in geschlossener Ordnung, mit Rückzugsgefecht, Rückzugsdeckung[5]), sogar ohne Kehrtwendung, also im Rückwärtsschreiten[6]); die verschiedenen Truppengattungen eines und desselben Heeres kämpfen nicht nur unabhängig voneinander mit den entsprechenden Gattungen

---

[1]) Unter Taktik versteht die griechische wie die moderne Kriegswissenschaft die Kunst, ein Heer zu organisieren, auszubilden und je nach Bedürfnis zu bewegen (*συντάξαι, ὁπλίσαι, παιδεῦσαι, κινῆσαι κατὰ καιρόν*) — niedere Taktik im modernen Sinne —, sowie im Ernstfalle zweckmäfsig zu verwenden (*οἰκονομία πολέμου*) — höhere Taktik im modernen Sinne. Ael. tact. 3; Anon. Byz. 14, 1 (Köchly und Rüstow, Griech. Kriegsschriftsteller II 1 und 2).

[2]) *K* 473, *N* 716, *Δ* 297 ff. [3]) *Δ* 334 347 253, *Λ* 64, *Π* 171 211.

[4]) *N* 130, vgl. *Π* 211 ff. [5]) *O* 277 ff. [6]) *E* 605 699 ff.

des Feindes[1]), sondern unterstützen sich auch gegenseitig, und es beteiligen sich die Wagenstreiter, allerdings nur zu Fuſs, am Kampfe der Fuſstruppen[2]), Bogenschützen an dem des schweren Fuſsvolkes[3]), man versteht sich also auf das sogenannte Gefecht mit gemischten Waffen. Wie jeder Schlachthaufen (*πύργος*) aus dem Kontingente eines bestimmten Volksstammes besteht und eine unter dem Befehle des Stammesfürsten stehende politische Einheit darstellt[4]), so bildet er auch eine aus allen drei Truppengattungen zusammengesetzte selbständige taktische Einheit[5]), die, wie sie sich in der Schlachtordnung räumlich von ihren Nachbarkolonnen getrennt aufstellt, auch getrennt von ihnen kämpft, also auch besondere taktische Aufgaben selbständig zu lösen vermag. So dienen einzelne dieser Haufen als Reserven[6]), werden an bedrohte Punkte des Vordertreffens zur Unterstützung gerufen und decken den Rückzug.[7])

Von dieser wunderbaren Taktik der Vorzeit finden sich beim Beginn der sogenannten historischen Zeit nur noch Bruchstücke vor.

Daſs die Wagengeschwader der Ilias nicht ein Erzeugnis der dichterischen Phantasie sind, daſs es vielmehr in allen griechischen Staaten einstmals eine auf Streitwagen ins Feld ziehende Ritterschaft gegeben hat, beweisen die alten Namen, die dem Adel als Bürgerklasse oder auch nur gewissen, ursprünglich vom Adel allein gestellten Truppenabteilungen bis in die geschichtliche Zeit hinein geblieben sind: die *ἡνίοχοι* und *παραβάται* im Heere der Thebaner[8]) und Kyrener[9]), die Bezeichnung der adeligen Groſsgrundbesitzer Euböas als *ἱπποβόται*[10]), der zweiten athenischen Bürgerklasse[11]), des kretischen Adels und der Leibwache der spartanischen Könige als *ἱππεῖς*.[12])

In den groſsen Reichen des Ostens ist etwa seit dem Jahre 1000 v. Chr. das ursprünglich allein gebräuchliche Wagenfahren allmählich durch die neue Sitte des Reitens verdrängt und dem entsprechend auch die Ritterschaft allmählich aus einer wagenfahrenden zu einer reitenden Truppe geworden. Die vollständige Auflösung der orientalischen Wagengeschwader scheint mit dem Ende des assyrischen Reiches (i. J. 606) zusammenzufallen.

Daſs auch die griechische Ritterschaft die neue Sitte angenommen hat und anstatt zu Wagen zu Pferde ins Feld gezogen ist, läſst sich mit einiger Wahrscheinlichkeit für alle Griechen voraussetzen.[13]) Aber wir wissen weder,

---

1) *Λ* 150 711 ff. 2) *M* 76, *Λ* 47. 3) *N* 716, *Θ* 266, *E* 95, *O* 313 ff., *Γ* 80.

4) *φῦλον* *B* 362. 5) *Δ* 250 ff., 297 ff. 6) *Δ* 333.

7) *O* 295 ff., *E* 669 ff. 780. 8) Diod. XII, 70.

9) Diod. XX 41; sie bedienten sich der Wagen noch zur Zeit des Agathokles. Xen. Cyrop. VI 1, 27.

10) Herod. V 77; Aristot. Polit. IV 3, VIII 5, 10; Strabo X 1, 8.

11) Die erste athenische Bürgerklasse hieſs vielleicht ursprünglich *ἡνίοχοι*; vgl. Eusth. S. 408, 18 u. Photius S. 71, 20.

12) Herod. VIII 124; Thuk. V 72; Xen. De republ. Laced. IV 3; Strabo X 4, 18 S. 481 und 482. Übrigens nimmt auch Aristoteles (Pol. VI 10, 9 und IV 3) als feststehend an, daſs ein zu Rosse oder Wagen kämpfender Adel in Griechenland vorhanden gewesen ist.

13) Herod. V 63: 1000 thessalische Reiter kommen dem Hippias zu Hilfe. Strabo X 4, 18 S. 481 bezeugt nach Ephoros, daſs die kretische Ritterschaft als Reiterei diente,

wann dieser Umwandelungsprozefs begonnen, noch wann er geendigt hat. Nur das wissen wir, dafs zu der Zeit, aus der wir die erste genauere Kunde über das nachhomerische Kriegswesen der Griechen besitzen, beim Beginne der Perserkriege, die Streitwagen und auch die Reiter für die Mehrzahl der griechischen Staaten schon längst der Vergangenheit angehören. Zur Schlacht von Marathon rücken alle Bürgerklassen der Athener, zu der von Platää alle Griechen zu Fufs aus. Nur im Heere der Thebaner tritt bei Platää Reiterei auf.[1]) Ob sie in Böotien von alters her ununterbrochen bestanden hat oder erst nach der Besetzung des Landes durch die Perser auf deren Veranlassung von neuem errichtet worden ist, wissen wir nicht. Möglich ist das eine wie das andere, wahrscheinlicher indessen das erstere (vgl. unten S. 22).

Die in den griechischen Heeren bis auf wenige Ausnahmen damals allgemein durchgeführte Beseitigung der Reiterei war eine Einseitigkeit, die die ganze Kriegführung dieser wie der folgenden Zeit gehemmt und geschädigt hat. Taktische Gründe, durch die sie genügend erklärt werden könnte, lassen sich nicht auffinden.

Allerdings läfst sich nicht verkennen, dafs schon die achäische Ritterschaft Homers den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit überschritten hat und im Begriffe steht, dem ursprünglichen Zwecke ihrer Ausrüstung, durch die Wucht des Anpralles der Gespanne die Reihen der Gegner zu zerreifsen und niederzuwerfen, gänzlich untreu zu werden. Massenkämpfe der Wagen gegen Wagen, für die Nestor bestimmte taktische Vorschriften giebt[2]) und an denen er in seiner Jugend noch teilgenommen hat, kommen in den Schlachtbeschreibungen der Ilias nicht mehr vor. Die Wagenstreiter benutzen ihre Gespanne nur noch zur Erleichterung und Beschleunigung der Bewegung. Der Wagenkampf ist nur noch ein Plänkeln in aufgelöster Ordnung, ein wechselseitiges Hin- und Herjagen, das nur allmählich zu Einzelkämpfen mit Nahewaffen führt. Und diese Kämpfe werden nicht mehr zu Wagen ausgefochten, sondern wer den Gegner erreicht hat oder sich vom Gegner erreicht sieht, springt ab und kämpft zu Fufs. Auch in den Kampf des Fufsvolkes greifen die Wagenstreiter nur zu Fufs ein und haben sich dessen Taktik vollständig zu eigen gemacht.[3]) Sie stehen also schon zu Homers Zeit in der Mitte zwischen Reiterei und Fufsvolk und stellen eine Art von beritten gemachter Infanterie, Dragonern, reitenden Jägern und dergleichen modernen Mischgattungen dar.

In der nachhomerischen Zeit kann sich diese Neigung der Ritter zur Bevorzugung des Fufskampfes nicht vermindert haben. Was die Homerische Ritterschaft zur Änderung ihrer Kampfweise veranlafst hat, wird nirgends ge-

---

Zahlreiche Reiterei in den Aufgeboten verschiedener Staaten, besonders der Eretrier zur Zeit des Lelantischen Krieges (VII. Jahrh.) Plut. Erotic. 17. Auch die Kolophonier haben schon in alter Zeit eine vortreffliche Reiterei gehabt; Strabo XIV 1, 28.

[1]) Herod. IX 68 und 69. [2]) Δ 297 ff.

[3]) Wagenstreiter der Troer ordnen sich zu Fufs in fünf Sturmkolonnen und greifen das Lager der Griechen an M 61 ff. — Die enggeschlossene Verteidigungskolonne N 125 besteht aus abgesessenen Wagenstreitern.

sagt, wir können uns indessen die Gründe denken, die mehr oder weniger hierbei mitgewirkt haben: Abnahme der technischen Fertigkeit im Fahren und Kämpfen zu Wagen und das Bestreben, die Streitrosse ihres steigenden Wertes wegen möglichst zu schonen, auf Seite der Ritterschaft und anderseits Vervollkommnung der Taktik und Bewaffnung des gemeinen Fufsvolkes. Diese Gründe müssen noch weit stärker gewirkt haben, als nach der Auflösung der alten Monarchien dem Adel eine zusammenfassende Oberleitung im allgemeinen und Anregung und Zwang zum kriegsmäfsigen Betrieb der Fahrkunst sowie der später importierten Reitkunst im besonderen fehlten, als die grofsen königlichen Gestüte eingegangen waren, durch die allein gute Pferderassen und mäfsige Preise in Griechenland dauernd erhalten werden konnten[1]), als sich infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges des Bürger- und Bauernstandes das Verhältnis zwischen Ritterschaft und Fufsvolk in Bezug auf Zahl und Tüchtigkeit je länger je mehr zu Ungunsten jener verschob.

Aber dies alles nötigte die griechischen Staatsgewalten und Heeresleitungen doch nicht zum vollen Verzicht auf die Mitwirkung der Reiterei.[2]) Wenn sie sich nun einmal nicht mehr in der Schlacht zu Pferde verwenden liefs, so hätte man sie doch wie zu Homers Zeiten so auch fernerhin zum Kampfe absitzen lassen, daneben aber zu alledem verwenden können, wozu sie heutigen Tages noch mit Nutzen verwendet wird: zur Aufsuchung, Beobachtung, Beunruhigung und Verfolgung des Feindes, zum Meldedienste, zur Deckung des Marsches, zur Beaufsichtigung des Trosses und der Gefangenen u. s. w. Die Abschaffung der Reiterei kann daher nur aus politischen Gründen beschlossen worden sein. Sie war das gewaltsame Ergebnis der Parteikämpfe, dem die thatsächliche Minderwertigkeit der Reiterei als Schlachttruppe nur den Schein sachlicher Berechtigung verlieh.

Nur in den Staaten, in denen sich das Adelsregiment zu halten vermochte, erhielt sich die Ritterschaft auch im Heere als solche, d. h. als Reiterei in einer ihrem höheren Range entsprechenden Ausrüstung und in einer ihre politische Macht gewährleistenden Sonderorganisation. So in Thessalien, in Böotien, auf Euböa und Kreta. In den Staaten dagegen, die nach demokratischen Grundsätzen umgestaltet wurden, weil in ihnen der bäuerliche oder bürgerliche Mittelstand politische Bedeutung und Macht gewonnen hatte, wurden zunächst nur die äufseren Attribute des bisher bevorrechteten Standes, die Rosse und die Reiterrüstung, beseitigt und die Ritterschaft zwar in eine Fufstruppe, aber in ein selbständiges Elitekorps umgewandelt, das, wie es dem Range nach über den gewöhnlichen Linientruppen stand, so auch in der

---

[1]) Aus den stehenden Ausdrücken des Dichters: *Τρίκη ἱππόβοτος* (Thessalien) und *Ἄργος ἱππόβοτον* sowie aus den analogen Verhältnissen der orientalischen Reiche, in denen Rossezucht und Rossehandel sogar zu den Regalien gehörten, läfst sich auf das Vorhandensein derartiger Gestüte auch in Griechenland schliefsen.

[2]) Als am Ausgange des Mittelalters in allen europäischen Kulturstaaten über das Rittertum eine ähnliche Katastrophe hereinbrach, führte diese zwar in der Taktik zum unbedingten Übergewicht des Fufsvolkes, jedoch nicht zur gänzlichen Abschaffung der Reiterei.

Schlacht in deren Linie nicht mit eintrat, sondern dem Feldherrn als Leibwache und der Linie als Reserve diente. So in Sparta, wo die sogenannte Lykurgische Verfassung innerhalb der herrschenden Spartiatenkaste die wirtschaftlichen und politischen Unterschiede möglichst zu mildern versucht hatte.[1]) Am gründlichsten hatten die Athener mit der Ritterschaft im Heere aufgeräumt. Sie hatten ihr jede selbständige Organisation genommen und sie in die Reihen des gemeinen Fufsvolkes eingestellt.

Es hat ziemlich lange gedauert, bis die Griechen ihre demokratischen Vorurteile und Bedenken im Interesse ihres Heerwesens zu überwinden vermochten und sich zur Wiederaufstellung berittener Bürgertruppen entschlossen. Zuerst thaten es die Athener.[2]) Bei dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges zählt ihre Bürgerreiterei 1000 Pferde. Daneben haben sie damals noch 200 berittene Söldner.[3]) Zur selben Zeit vermögen aufser den Böotern nur noch die Phoker und östlichen Lokrer Reiterei zu stellen; der ganze Peloponnes entbehrt ihrer noch. Erst im Jahre 424 entschliefsen sich die Spartaner in grofser Bedrängnis, 400 Reiter aufzustellen[4]), indessen legte man auf ihre Leistungsfähigkeit kein Gewicht, setzte absichtlich nur die schwächsten und feigsten Leute auf die Pferde und bildete sie nur ungenügend aus.[5]) Nach Xenophons Urteil war die Leistungsfähigkeit der griechischen Reiterei überhaupt recht schwach[6]), die der spartanischen aber scheint geradezu mitleiderregend gewesen zu sein.

Dieser geringen Leistungsfähigkeit der griechischen Reiterei entsprach ihre Taktik. Diese ging nicht auf die Ausnützung der dem Pferde innewohnenden Stofskraft, sondern nur auf die Ausnützung seiner Schnelligkeit aus. Um Rofs und Reiter möglichst zu schonen, vermied sie grundsätzlich den Zusammenstofs der Pferde und den Nahekampf mit der Handwaffe Front gegen Front. Beide Parteien suchten sich gegenseitig durch fortgesetzte Scheinangriffe und verstellte Flucht zu ermüden, bis es einer von beiden gelang, den Gegner durch eine plötzliche Wendung in der Flanke zu fassen oder ihn auf der Flucht zu überholen und ihm in den Rücken zu fallen (Xen. Hipp. III 11), und wagten erst dann dem Feinde zu Leibe zu gehen, wenn er keinen ernsten Widerstand mehr leisten konnte.

---

[1]) Zur Zeit der Perserkriege wurden die 300 ἱππεῖς zwar einmal vom Könige erst vor dem Ausmarsche ausgewählt (vor dem Kampfe bei Thermopylä aus der Zahl derer, die Kinder hatten, Herod. VII 205), sonst aber waren sie bereits im Frieden organisiert (Herod. VIII 124). Dafs sie ursprünglich beritten waren, zeigt ihr Name; dafs sie auch ursprünglich, wenn nicht immer, ein aristokratisches Korps gewesen sind, ergiebt sich aus den analogen Verhältnissen der anderen griechischen Staaten.

[2]) Zeit und Veranlassung sind nicht zu bestimmen. Eine beiläufige Angabe des Redners Andocides (III 7), deren Zuverlässigkeit indessen fraglich erscheint, besagt, dafs die Athener zuerst (vor dem Äginetischen Kriege) 300, dann 1200 Reiter (nach 445) aufgestellt haben (Droysen, Heerwesen und Kriegführung d. Gr. S. 62).

[3]) Nach Thuc. II 13, 8 und Aristoph. Ritter 225.

[4]) Thuc. IV 55, 2. [5]) Xen. Hell. VI 4, 10.

[6]) Xen. Anab. III 2, 18; Hipp. I 17, 18 u. ö.

Da bei dieser Kampfweise alles auf schnelle Wendungen und Schwenkungen ankam, konnten sich die griechischen Reiter zum Angriff nicht nach Art der Hoplitenphalanx in einem geschlossenen breiten und tiefen Haufen, sondern nur in einer Anzahl kleiner, voneinander durch breite Zwischenräume getrennter Abteilungen von geringer Front und Tiefe formieren. Sie führten ferner nur Speere, die sie zum Werfen aus der Ferne, zugleich aber auch in den Einzelkämpfen des zerstreuten Gefechtes zum Stechen und Parieren gebrauchen konnten, ohne dabei dem Pferde des Gegners zu nahe kommen zu müssen. Um diesem doppelten Zwecke genügen zu können, mufsten sie leicht und lang zugleich, also aus leichtem Holze und verhältnismäfsig dünn sein (Xen. Hell. III 4, 14; De re equ. 12, 12).

Der Hauptfehler dieser Reitertaktik, die nicht nur den Reiterkämpfen, sondern dem ganzen Verlaufe der Schlachten des Peloponnesischen Krieges ein eigentümliches Gepräge verlieh, bestand darin, dafs sie viel kostbare Zeit vergeudete und das Eingreifen der Reiterei in den Kampf des Fufsvolkes auf ein sehr geringes Mafs beschränkte. Da sie bei ihren Scheinangriffen die unmittelbare Nähe des schweren Fufsvolkes zur Voraussetzung hatte, weil ohne sicheren Rückhalt und bestimmte Grenze die verstellte Flucht sowohl wie die spielende Verfolgung leicht den Charakter eines blofs vorbereitenden Manövers verlieren und vorschnell in nicht beabsichtigten Ernst umschlagen konnte, so wagte die Reiterei immer erst dann den Kampf mit der feindlichen zu beginnen, wenn deren Fufsvolk seine Aufstellung beendet hatte und zum Angriff vormarschierte. Bevor sie die feindliche Reiterei geschlagen hatte und von der Verfolgung wieder auf das Schlachtfeld zurückgekehrt war, war der Kampf der Hopliten regelmäfsig schon entschieden; daher vermochte sie weder die Flügel ihrer Hoplitenphalanx gegen die Umgehung durch feindliche Hopliten zu decken, noch sich am Handgemenge der Hopliten zu beteiligen. Ihre Mitwirkung beim Hoplitenkampfe beschränkte sich auf die Deckung des Rückzuges ihrer geschlagenen Phalanx oder auf die Verfolgung des fliehenden Feindes.

Der zweite Mangel, der dieser Reitertaktik anhaftete, ergab sich aus ihrer beschränkten Verwendbarkeit. Sie hatte zur Voraussetzung, dafs auch der Gegner sich ihrer bediente. Denn ihre ausweichenden Manöver waren nur so lange durchführbar, als der Gegner sich auf sie einliefs. War dieser dagegen auf den unmittelbaren Frontalangriff und Massenstofs dressiert und ernstlich gewillt, diese Kampfmittel in Anwendung zu bringen, so durfte sich eine lediglich in der hinhaltenden Taktik geübte Reiterei überhaupt nicht auf dem Schlachtfelde zeigen, oder sie wurde bald gefafst und über den Haufen geworfen, da weder der einzelne Reiter fest genug safs, noch sein Speer stark genug war, noch die einzelnen Abteilungen grofs und tief genug waren, um den Anprall der in einen einzigen gewaltigen Haufen vereinigten Angreifer aushalten zu können.[1]) In dieser Beziehung machten die Griechen auf ihren Feld-

[1]) Man vergleiche die Erfolge, die Gustav Adolf und Friedrich d. Gr. mit der Stofstaktik ihrer Reiter über ihre 'scharmutzierenden' Gegner davontrugen.

zügen in Kleinasien wiederholt übele Erfahrungen. Hier wagen sich ihre Reiter immer nur unter dem unmittelbaren Beistande der Hopliten den persischen Reitern entgegenzustellen[1]); wo sie allein oder nur in Verbindung mit Leichtbewaffneten den Kampf aufnehmen müssen, erleiden sie regelmäfsig empfindliche Niederlagen.[2]) Durch dieses Mifsverhältnis sah sich selbst ein grofser Feldherr wie Agesilaos in allen seinen Operationen gelähmt[3]) und gezwungen, sich auf den ergebnislosen sogenannten kleinen Krieg zu beschränken.

Ebenso übel ist es beim Beginn der Perserkriege um die Leichtbewaffneten bestellt. Bereits zu Homers Zeit werden die aus der Ferne kämpfenden Bogenschützen trotz der guten Dienste, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten leisten, verächtlich als hinterlistige Feiglinge betrachtet. Diese grundsätzliche Geringschätzung der Leichtbewaffneten und ihres Kampfes mit Fernwaffen bleibt für alle Zeiten im schroffen Gegensatze zu den Orientalen ein eigentümlicher ritterlicher Zug des griechischen Nationalcharakters.[4]) Sie führte zur Zeit des Lelantischen Krieges folgerichtig zu der Vereinbarung der streitenden Parteien, überhaupt keine Fernwaffen mehr gegeneinander zu gebrauchen.[5]) So weit ging man natürlich nicht überall. Im Heere der Spartaner z. B. standen, wie wir aus Tyrtäus wissen[6]), zur Zeit des zweiten Messenischen Krieges hinter den *πάνοπλοι* noch *γυμνῆτες*. Aber es leuchtet ein, dafs ein Waffendienst, der nicht als ehrenvoll galt, nicht allen Bürgern ohne Unterschied zugemutet werden konnte. In Sparta war es nicht nur unter der Würde der Spartiaten, sondern auch unter der der Periöken, als Leichtbewaffnete zu dienen; dazu bestimmte man nur Heloten. In den übrigen griechischen Staaten zwang man die besitzlosen Bürger dazu. Aber da die Waffen ihren Trägern keine Ehre machten, so machten diese auch jenen keine. Und wo dies wieder Erwarten trotzdem geschah, trat leicht ein anderer Fall ein, der unter Umständen gefährlicher werden konnte als ein Sieg der Feinde. Wenn die besitzlosen Bürger oder gar die Sklaven kriegerische Leistungen und Verdienste aufzuweisen hatten, so war zu befürchten, dafs sie Anspruch auf Belohnung erhoben, auf Aufbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage und Gewährung politischer Rechte. So liefs aufser der moralischen Verwerflichkeit und der taktischen Minderwertigkeit auch noch ein politischer Grund, die Gefährlichkeit der Leichtbewaffneten für die bestehende staatliche Ordnung, es ratsam erscheinen, auf ihre Dienste,

---

[1]) Man vgl. die Kämpfe des Alcibiades gegen Pharnabazos bei Lampsakos (Hell. I 2, 14—17) und vor Kalchedon (ebd. I 3, 1—13), des Agesilaos am Paktolos (ebd. III 4, 20—24).

[2]) So die athenischen unter Thrasyllos bei Ephesus (Hell. I 2, 5—11), unter Thibron am Mäander (ebd. IV 8, 18 19), die ionischen im Heere des Agesilaos bei Daskyleion (ebd. III 4, 14); hier haben sie zwar von den Persern gelernt und sich in geschlossener Phalanx vier Pferde tief aufgestellt, aber ihre dünnen Speere zerbrachen; augenscheinlich fehlte es auch an der nötigen Übung und Sicherheit in der Anwendung der neuen Kampfweise.

[3]) Xen. Ages. I 23. Aufser Agesilaos auch Thibron und Derkylidas (Hell. III 1, 5 u. 2, 20).

[4]) Tyrtäos feiert den Nahekampf mit Kurzwaffen in Fragm. 10 11 12 15, Archilochos Fr. 4.

[5]) Strabon X 1, 12. [6]) Tyrtäos Fr. 11 35.

soweit es anging, zu verzichten.[1]) Daher ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, dafs die Athener zur Schlacht von Marathon und die Spartaner und anderen Griechen auch noch zehn Jahre später zur Verteidigung der Thermopylen ohne Leichtbewaffnete ausgezogen sind.[2]) Sicher bezeugt ist erst für die Schlacht von Platää, dafs Leichtbewaffnete vorhanden gewesen und verwendet worden sind. Man hat sie nach Herodot damals in gewaltigen Massen und in gröfserer Zahl als die Schwerbewaffneten aufgeboten[3]), jedenfalls nicht blofs aus dem Grunde, weil man die numerische Überlegenheit der Perser möglichst ausgleichen wollte, sondern auch, weil man sie auf Grund der Erfahrungen, die man bei Marathon und Thermopylä gemacht hatte, mit Vorteil verwenden zu können hoffte. Herodot nennt sie *μάχιμοι ψιλοί*, sagt aber weder über ihre Ausrüstung, noch über ihre taktische Vewendung etwas Genaueres. Beiläufig erfahren wir, dafs nur die Athener Bogenschützen unter ihren Leichtbewaffneten hatten, aber nicht, wie viele. Die grofse Masse gebrauchte augenscheinlich als Fernwaffen nur Schleudern oder Wurfspeere, die weniger wirkten als die Pfeile.[4]) Die Bogenschützen der Athener werden beim Beginn des Peloponnesischen Krieges bei der Aufzählung von Athens Streitkräften[5]) und im Verlaufe des Krieges noch einige Male bei Flottenexpeditionen[6]), aber niemals in den grofsen Entscheidungsschlachten erwähnt. Von der Beteiligung anderer athenischer Leichtbewaffneter (Schleuderer) am Kampfe wird nach den Perserkriegen nur ein einziges Mal — während der Kämpfe des Myronides gegen die Korinther — berichtet.[7]) Im Peloponnesischen Kriege werden sie nur noch selten in gröfserer Masse aufgeboten, so im ersten Jahre des Krieges gegen Megara[8]) und im J. 424 zur Befestigung von Delion, aber

---

[1]) In Sparta wagte man seit dem grofsen Helotenaufstande, dem sogenannten dritten Messenischen Kriege, Heloten als solche, d. h. als Sklaven, auch nicht mehr als Leichtbewaffnete innerhalb der Grenzen Griechenlands mit in den Kampf zu führen; wenn man ohne sie nun einmal nicht fertig werden konnte, machte man sie lieber sogleich zu Schwerbewaffneten und liefs sie frei (Neodamoden); das Gleiche hatten die Athener mit ihren Sklaven vor der Schlacht bei Marathon gethan.

[2]) Leichtbewaffnete werden bei Marathon nirgends erwähnt. Dafs bei den Thermopylen eine beträchtliche Zahl vorhanden gewesen sei, glaubt man allerdings aus der Angabe Herodots schliefsen zu können, dafs im ganzen 4000 Griechen gefallen seien, während nach demselben die Hopliten nur etwa 4000 Mann stark gewesen sind (Her. VIII 25 u. VII 202). Vielleicht liegt hier eine Verwechselung mit der Zahl der auf der Inschrift angegebenen Kombattanten vor (vgl. VII 228).

[3]) Her. IX 28 f. werden angegeben: 38700 Hopliten, 70500 Leichte.

[4]) Her. IX 22 u. 60. Nach Aesch. Pers. 460 u. Plat. Them. 14 waren schon bei Salamis auf jedem der 180 attischen Schiffe je 4 Bogenschützen.

[5]) Thuc. II 13, 8.

[6]) Thuc. II 23 400 auf 100 attischen Schiffen; IV 28 400 geworbene Bogenschützen vor Pylos; V 84 300 mit Alcibiades; VI 43 600 vor Syrakus.

[7]) Thuc. I 106. Sonst nur noch vor Syrakus 700 rhodische Schleuderer Thuc. VI 43, in Thrakien (bei Spartolos) Thuc. II 79, wo die Athener zuerst thrakische Peltasten verwenden, vor Torone Thuc. IV 129 600 Bogenschützen, 1000 thrakische Peltasten.

[8]) Thuc. II 31, 2.

in beiden Fällen finden sie keine Gelegenheit, an einer Feldschlacht teilzunehmen. Sobald die Befestigung Delions beendet war, wurden sie zum grofsen Teil sofort wieder heimgeschickt, und infolgedessen erwies sich auch die grofse Masse der gegen sie aufgebotenen (10000) thebanischen Leichtbewaffneten für die Schlacht als vollständig überflüssig.[1]) Die Spartaner haben zusammen mit ihrer Reiterei (im Jahre 424) auch ein Korps von Bogenschützen aufgestellt; wir hören aber von ihm niemals wieder.[2]) Auch andere Leichtbewaffnete giebt es nach den Perserkriegen in den spartanischen Feldheeren nicht mehr. Im IV. Jahrhundert tauchen sodann leichtbewaffnete Söldner in ihnen auf.[3]) Aber diese verhältnismäfsig kleinen und immer nur vorübergehend angeworbenen Söldnerabteilungen gewinnen weder neben dem spartanischen noch neben irgend einem anderen griechischen schwerbewaffneten Bürgerheere für die grofsen Feldschlachten irgendwelche Bedeutung.[4])

II

Die politische und soziale Entwickelung der Griechen hatte also dazu geführt, dafs sie in der Feldschlacht nur noch schweres Fufsvolk verwendeten und dafs ihre Gefechtstaktik lediglich Hoplitentaktik war. Schon diese ausschliefsliche Verwendung einer bestimmten Truppengattung war eine fehlerhafte Einseitigkeit, aber es kam noch hinzu, dafs sich die damalige Hoplitentaktik von den vier möglichen Schlachtordnungstypen grundsätzlich nur eines einzigen bediente.

Man kann ein Heer zur Schlacht aufstellen entweder in einer einzigen Linie oder in mehreren Linien hintereinander.[5]) Die einzige Linie sowohl wie die erste von mehreren Linien[6]) kann wiederum entweder eine wirkliche d. h. zusammenhängende Linie sein, oder aus mehreren durch seitliche Zwischenräume voneinander getrennten und nur auf einer ideellen Linie stehenden Einzelhaufen bestehen. Von diesen Typen gebrauchten die Griechen zur Zeit der Perserkriege nur noch die einzige, zusammenhängende Linie, also weder Einzelhaufen noch Reserven.[7])

---

[1]) Thuc. IV 90 u. 94. [2]) Thuc. IV 55.

[3]) Auf dem thrakischen Kriegsschauplatze verwenden sie schon früher einmal Peltasten (Thuc. IV 111), was nicht auffällig erscheint. In Griechenland treten sie zum erstenmale am Nemeabache mit 300 kretischen Bogenschützen und 400 fremden Schleuderern auf (Xen. Hell. IV 2, 16); später noch einmal mit kretischen Bogenschützen vor Argos (ebd. IV 7, 6).

[4]) Über die Söldner vgl. Droysen, Heerwesen und Kriegführung S. 76.

[5]) Die hintereinander stehenden Linien nennt man Treffen; ein Treffen, das nicht sofort in den Kampf mit eingreifen soll, nennt man Reserve.

[6]) Die hinteren Treffen pflegen in Rücksicht auf ein möglicherweise eintretendes Zurückweichen des ersten Treffens meistens in getrennten Haufen aufgestellt zu werden.

[7]) Man mufs sich indessen hüten, deshalb den Griechen in taktischen Dingen einen aufsergewöhnlichen Mangel an Verstand und Willenskraft vorzuwerfen. Der Vorwurf der Einseitigkeit trifft mehr oder minder alle anderen Kulturvölker. Fast überall zeigt sich eine ausgesprochene Vorliebe für einen bestimmten taktischen Typus, den sie durch wiederholte Verbesserungen oft Jahrhunderte lang lebensfähig zu erhalten weifs, bis sie sich

Diese einzige, zusammenhängende Linie oder Phalanx entsprach dem altüberlieferten griechischen Ehrbegriffe im allgemeinen und dem Standesvorurteile der herrschenden Klasse im besonderen am vollkommensten. Sie bildet ein Rechteck, das bei einer beträchtlichen Länge eine verhältnismäfsig geringe Tiefe hat. Sie kämpft stets mit der einen ihrer langen Seiten, der Frontseite, und bringt infolgedessen sogleich beim ersten Angriffe eine verhältnismäfsig grofse Zahl von Streitern mit der blanken Waffe an den Feind, während bei einer Aufstellung in mehreren Einzelhaufen, die gewöhnlich in verhältnismäfsig grofser Tiefe aufgestellt werden müssen, und bei einer Aufstellung in mehreren Treffen unter Umständen verhältnismäfsig nur sehr wenige Streiter mit dem Feinde in unmittelbare Berührung kommen. Wenn nun nach Homerischer wie nach Tyrtäischer Anschauung nur der Nahekampf Auge in Auge mit dem Feinde und infolgedessen auch nur der Tod durch Nahewaffen in der Reihe der Vorkämpfer, d. h. bei Tyrtäus im ersten Gliede, als ehrenvoll, der Tod durch ein Ferngeschofs dagegen nur als ein beklagenswerter Unfall betrachtet wurde, so ergab sich für die herrschende Klasse, deren Mitglieder untereinander als Gleichberechtigte, den weniger vornehmen Klassen als Bevorrechtete erscheinen wollten, die Notwendigkeit, als Schlachtordnung jene Linie zu wählen, die es ermöglichte, dafs das gesamte Aufgebot der herrschenden Klasse in der ersten Reihe oder wenigstens in den ersten Reihen, das der niederen Klassen in den hinteren Reihen stand[1]), oder dafs, wenn minder berechtigte Klassen im Heere nicht vorhanden waren, die gleichberechtigte Klasse nur in wenigen Gliedern aufgestellt wurde, und dadurch möglichst viele Männer im gesetzteren Alter

---

darüber allmählich in ihr Gegenteil, in die völlige Verwerfung des alten und die ausschliefsliche Wertschätzung eines anderen Typus verwandelt. Die Römer hatten ursprünglich die griechische zusammenhängende Linie als Schlachtordnung. Sodann (zur Zeit des Camillus?) führten sie mehrere Treffen und kleine Einzelhaufen ein, die sie allmählich immer gröfser machten — Centurien, Manipel, Kohorten —; aber trotz allen Besserungsbedürfnisses hielten sie doch mehr als sechs Jahrhunderte an diesem Typus fest und entschieden sich erst, wie es scheint, unter Hadrian wieder für die zusammenhängende Linie. Die neuere europäische Taktik beginnt mit den grofsen und tiefen Einzelhaufen der Schweizer und deutschen Landsknechte; in der niederländischen und schwedischen Ordonnanz werden diese Haufen immer zahlreicher, kleiner und flacher; aber erst am Ende des XVII. Jahrhunderts fliefsen sie in eine zusammenhängende Linie zusammen, die dann 100 Jahre in der Taktik herrscht, bis man in den Revolutionskriegen wieder zu den Einzelhaufen der Landsknechte (jetzt Kolonnen genannt) zurückkehrt. Jeder dieser Typen hat seine Vorteile und seine Nachteile, und je nachdem diese unter den wechselnden Verhältnissen der Zeit und des Ortes hervortreten, neigt man abwechselnd bald diesem, bald jenem Typus zu.

[1]) So war es in der altrömischen Phalanx zur Zeit des Königs Servius (Athenaeus VI 106 S. 273 f., Liv. VIII 8, Dionys. IV 16, Liv. I 43; vgl. Marquardt, Röm. Staatsverw. II 315 f.), so in den Heeren der Spartaner, in denen schon zur Zeit der Perserkriege die Spartiaten nur einen Bruchteil, die Periöken und zuweilen auch die Heloten die Hauptmasse bildeten, so jedenfalls auch in den Heeren aller übrigen Griechen, wenn es auch nur in einem Falle von den thebanischen ἡνίοχοι und παραβάται bezeugt wird, dafs sie im ersten Gliede standen.

in die vorderen und nur jüngere Leute in die hinteren Glieder zu stehen kamen.[1])

Die Phalanx entsprach auch durch ihre übrigen taktischen Eigenschaften den eigentümlichen ritterlichen Vorstellungen, die sich die Griechen vom Wesen der Schlacht nun einmal gebildet hatten. Das langgezogene Rechteck, das die Linie bildet, ist in seiner Bewegung sehr schwerfällig. Es läfst nur eine einzige Angriffsbewegung zu, nämlich die in der Richtung der Front. Zum Angriffe mit einer seiner beiden Flanken ist es ungeeignet, weil diese Flanken im Verhältnis zur Gesamtzahl der Streiter verschwindend klein sind. Zu einem Flankenangriffe (d. h. einem Angriffe in der Richtung der Flanke) mit seiner Front ist es auch nicht zu gebrauchen, weil diese Front zum Schwenken nach der Flanke viel zu lang ist. Da in ihm ferner alle vorhandenen Streitkräfte gleichsam zu einem einzigen Körper vereinigt sind und sich in diesem gemeinsam wie ein Mann zum Angriff vorwärts bewegen, so sind Umgehungen des Gegners, konzentrische Angriffe und andere kunstvolle und überraschende Manöver ausgeschlossen. Ebensowenig giebt es eine auf taktischer Berechnung beruhende Ablösung oder Unterstützung durch Reserven; die Thätigkeit des Feldherrn und seine taktische Kunst ist mit der Formierung der Linie und deren 'Ansetzung' zum Angriffe zu Ende. Infolgedessen hatten die Griechen nur ein einziges taktisches Mittel, mit dem sie um den Sieg rangen, den ehrlichen Kampf Brust gegen Brust und Auge in Auge. Der Massenkampf der griechischen Hoplitenlinien glich daher dem Ringkampfe im Stadium. Sie rangen miteinander wie zwei Athleten ohne alle Listen und Finten. Und gerade deshalb, weil die Phalanx zu dieser ritterlichen Kampfweise zwang, war sie bei den Griechen allmählich zur allgemeinen und ausschliefslichen Herrschaft gelangt.

Ganz folgerichtig verfuhr man sodann, wenn man als unerläfsliche Vorbedingung der Schlacht gleiche äufsere Verhältnisse, vor allem ein für beide Parteien gleich günstiges Gelände betrachtete. Denn nur dann konnte der Schlacht der Charakter des Zweikampfes gewahrt werden, wenn keine Partei vor der anderen irgend einen natürlichen oder künstlichen Schutz voraus hatte. Daher durfte es auf den Schlachtfeldern der Griechen kein oben und unten, keine Gräben, Mauern, Hecken, Bäume und anderen Hindernisse geben. Es sollte nach griechischer Auffassung auch weder einen Angreifer noch einen Angegriffenen geben. Beide Parteien waren beides zugleich. Sobald sich die eine zum Angriffe in Bewegung setzte, that dies auch die andere. Daher wurde der Kampfplatz jederzeit sorgfältig erwogen und ausgewählt und regelmäfsig in freies und ebenes Feld gelegt.[2])

Indessen waren gleiche äufsere Verhältnisse nicht lediglich Ehrensache, sondern die griechischen Heerführer sahen sich auch durch sachliche Gründe

[1]) So wird es in denjenigen Heeren oder Heeresabteilungen der Spartaner, die aus lauter Spartiaten bestanden, und in den Söldnerheeren gewesen sein.

[2]) Vgl. Herod. VII 9: *ἐξευρόντες τὸ κάλλιστον χωρίον καὶ λειότατον, ἐς τοῦτο κατιόντες μάχονται* sc. *οἱ Ἕλληνες*.

gezwungen, auf ihnen zu bestehen. Von unserem heutigen Fufsvolke können in der Feldschlacht auch schwer zugängliche Stellungen erfolgreich angegriffen werden, weil erstens der Feldherr durch seine taktische Kunst, durch geschickte räumliche und zeitliche Teilung des Angriffes, durch konzentrischen Ansatz, durch 'Forcierung' der schwächeren Punkte und Scheinangriffe auf die stärkeren, durch allmähliche Steigerung des Krafteinsatzes, durch Erneuerung des Angriffes mit bereitgehaltenen frischen Kräften u. s. w. seinen Leuten auch sehr ungleiche Kämpfe wesentlich zu erleichtern vermag, und weil zweitens unser Fufsvolk den Gegner im freien Felde ebensowenig wie hinter gesicherter Stellung in geschlossener, nach Reihen und Gliedern geordneter Masse mit blanker Waffe, sondern lediglich aus der Ferne durch das Feuer aufgelöster Schwärme überwindet, also die Kampfweise in jedem Gelände dieselbe bleibt, und durchbrochenes Gelände dem Angreifer, insofern es ihm Deckung gewährt, sogar günstig sein kann. Die griechischen Hopliten dagegen waren lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen, da ihnen, wie oben gezeigt wurde, ihre Feldherren während des Kampfes durch keine taktischen Kunstmittel zu helfen vermochten, und überdies würde ihnen in durchbrochenem Gelände der beste Teil ihrer Leistungsfähigkeit vollständig lahm gelegt worden sein. Bei ihrer Kampfweise kam alles darauf an, dafs beim Zusammenstofs mit dem Feinde und beim nachfolgenden Drücken und Drängen durch harmonisches Zusammenarbeiten der vorhandenen Einzelkräfte deren Kraftsumme zur vollen Wirkung gelangte. Zu diesem Zwecke gruppierte sich die Streitermasse in einer Reihe von Reihen, d. h. innerhalb der Linie oder Phalanx in nebeneinander stehenden kleinen Reihen, den Rotten. Diese Reihe von Reihen war eine lebende Bohrmaschine, die aus vielen selbständig nebeneinander arbeitenden Bohrern oder Bolzen bestand, die ihrerseits wieder wie die Finger der Hand aus mehreren Gliedern, d. h. aus je acht oder mehr Menschen bestanden, deren erster die Bolzenspitze darstellte, die von den Hintermännern vorwärtsgestofsen wurde. Diese Bolzen sollten in die Masse der Gegner hineingetrieben werden, um sie entweder zurück oder auseinander oder zu Boden zu werfen. Aber wie der Finger nur stofsen und schieben kann, wenn seine Glieder in gerader Richtung hintereinander stehen — eine gerade Linie bilden — und fest in den Gelenken sitzen, so kann dies auch die Rotte nur dann, wenn ihre einzelnen Leute nicht nur im Augenblicke des Zusammenstofses genau aufeinander eingedeckt oder in gerader Linie hintereinander stehen und dicht aufeinander aufschliefsen, sondern auch, solange das Handgemenge dauert, sich in gerader Linie und dicht aufgeschlossen erhalten, denn sonst können die Hintermänner nicht ihre Kraft auf den Vordermann übertragen. Wenn einer in der Rotte schräg schiebt und einen Winkel entstehen läfst, wenn er nicht aufschliefst, stockt oder gar eine rückgängige Bewegung macht, wenn er nicht mit den Genossen zusammen taktmäfsig vorwärtswuchtet[1]), nicht die geeignete Körperhaltung bewahrt, sich z. B. zu sehr vorwärts neigt oder seitwärts dreht,

[1]) Wieviel auf die Übung im ruhigen, taktmäfsigen und andauernden Zusammenarbeiten ankommt, kann man beim Seilziehen unserer Jugend, beim Wettrudern und bei anderen gemeinsamen Kraftleistungen beobachten.

so wird seine und seiner Hintermänner Mitwirkung teilweise oder gänzlich aufgehoben und die Stofskraft der Rotte entsprechend vermindert. Und wie die Leute der einzelnen Rotte, so müssen auch die Rotten wieder innerhalb der Linie im engsten Zusammenhange miteinander arbeiten. Sie müssen alle gleichzeitig auf den Feind stofsen und beim Vorwärtsdrängen in gleicher Linie bleiben. Vereinzelt vorstofsende Rotten wirken weniger und sind in ihren Flanken gefährdet. Sie müssen ferner sämtlich parallel zu einander bleiben und Abstand halten, sonst hemmen sie sich gegenseitig. Sie dürfen aber auch den Abstand zwischeneinander nicht zu locker werden lassen, mindestens nicht lockerer, als der der Feinde ist, denn sonst stöfst auf je eine Rotte der eigenen Linie mehr als eine Rotte der feindlichen, und es ist bei im übrigen gleichen Bedingungen unvermeidlich, dafs die eigenen Rotten geworfen werden. Diese kunstreiche Kampfmechanik des Hoplitenheeres war selbstverständlich an die Ebene gebunden. Schon bei mäfsigen Störungen mufste der Mechanismus versagen, nicht weil der einzelne griechische Hoplit zu schwerfällig gewesen wäre, sondern weil jedes, auch das kleinste Hindernis den notwendigen Zusammenhang und Zusammenschlufs des Ganzen lockerte und dadurch die regelrechte Kampfweise und die mit ihr beabsichtigte Wirkung der Masse vereitelte. Aus diesem Grunde mufsten es die griechischen Feldherren vermeiden, mit ihren Hopliten durchbrochenes Gelände zu betreten, auch wenn sich der Gegner in derselben mifslichen Lage befand; denn eine Truppengattung, die sich nicht in ihrem Elemente fühlt und das, worauf sie dressiert ist und ihr ganzes Vertrauen setzt, nicht zur Geltung bringen kann, leidet unter dem Gefühle der Unsicherheit und der Vorstellung, nutzlos geopfert zu werden, und verfällt infolgedessen leicht in Mifsmut und andere gefährliche Seelenzustände. Ganz unverantwortlich würde aber ein Feldherr gehandelt haben, der seine Leute gegen einen Feind geführt hätte, dem die Schwierigkeiten des Geländes zum Vorteil gereichten. Dieser Vorteil der Angegriffenen liefs sich weder durch Überzahl noch durch moralische Vorzüge der Angreifer vollständig ausgleichen. Eine Phalanx, deren Rotten sich bei der Überschreitung eines Grabens oder dem Durchschreiten von Gestrüpp auseinander gezogen hatten, mufste nach dem Gesetze der Schwerkraft unter allen Umständen von einem dichtgeschlossenen Gegner auseinandergesprengt werden; ebenso mufste eine Phalanx, die einen Hügel ersteigen wollte, auch bei grofser Überzahl und weit überlegener Tüchtigkeit von einem sich von oben auf sie stürzenden Feinde zu Boden geworfen werden. Daher genügte schon der geringfügigste Vorteil, den ein Graben, ein Zaun, eine Anhöhe und ähnliche Geländeverhältnisse boten, ein Heer vor jedem Angriffe zu sichern[1]); daher trugen die Spartaner in der Schlacht bei Platää ernste Bedenken, den Schildzaun der Perser, und noch gröfsere, deren Lagerwall anzugreifen[2]), daher kam es bei ihnen zu offener Auflehnung, als Agis Miene machte, den Feind auf den Hügeln von Mantinea anzugreifen.[3])

[1]) Gerade so, wie heute schwere Reiterei, die sich etwa auf einem Hügel oder in einem Walde aufstellte, von ihresgleichen nicht attakiert werden würde.

[2]) Herod. IX 62 u. 70. [3]) Thuc. V 65, 1 f.

An und für sich ist es ganz folgerichtig, wenn man erwartet, dafs die Griechen bei ihrer eigentümlichen Auffassung des Kampfes für beide Parteien aufser der gleichen Beschaffenheit des Geländes auch die Gleichheit der numerischen Stärke verlangt haben. So weit konnten sie in ihrer Ritterlichkeit indessen nur unter der Bedingung gehen, dafs aufser der Zahl auch die übrigen Faktoren, von denen der Ausfall des Kampfes abhing, auf beiden Seiten gleich waren. Da, wie wir sahen, die griechische Kriegführung grundsätzlich nur noch eine einzige Schlachtordnung, die geschlossene Linie, und nur noch ein und dasselbe Gelände, die offene Ebene, zuliefs und damit dem Feldherrn jede Mitwirkung unmöglich gemacht hatte, so hing der Sieg lediglich von der Beschaffenheit der Heere ab, und die damalige Schlachtentaktik hatte nur noch mit drei Faktoren zu rechnen, erstens mit der bereits oben S. 11 ff. geschilderten taktischen Leistungsfähigkeit der Heere, zweitens mit ihrer sogenannten moralischen Tüchtigkeit und drittens mit ihrer numerischen Stärke.[1]) Nur wenn zwei Parteien in Bezug auf die beiden ersten Faktoren erfahrungsmäfsig als einander gewachsen betrachtet werden konnten, konnte man anständigerweise auch gleiche numerische Stärke verlangen. Dann mufste man sie aber auch verlangen, denn ein Feldherr, der ceteris paribus mit einer Minderzahl den Kampf gegen eine überlegene Zahl aufgenommen hätte, würde die Seinigen der sicheren Vernichtung preisgegeben haben. Daher ist es denn z. B. wohl kein Zufall, dafs die Athener und die Thebaner bei Delion einander mit gleichen Heereszahlen entgegengetreten sind.[2]) Die einen glaubten sich mit den anderen in jeder kriegerischen Tugend messen zu können, und daraus ergab sich, dafs sie auch nur unter vollständig gleichen äufseren Bedingungen einander entgegentreten konnten. Wenn dagegen zwei Heere in Bezug auf die beiden zuerst genannten Faktoren einander ungleich waren, dann hatte man, da jene Faktoren nun einmal nicht willkürlich geändert werden konnten, zur Ausgleichung der vorhandenen Unterschiede kein anderes Mittel als den dritten Faktor, die Zahl. Selbstverständlich war die Abschätzung des Verhältnisses, das zwischen den Zahlen zweier Heere und jenen Imponderabilien bestand, sehr unsicher und subjektiv; sie hing von dem Charakter, dem Temperament und dem militärischen Instinkte des Feldherrn ab und mufste daher in den einzelnen Fällen verschieden ausfallen. Die taktische Regel konnte nur ganz allgemein lauten: Gegen ein taktisch und moralisch überlegenes Heer, sowie gegen ein taktisch überlegenes, aber moralisch gleichwertiges oder gegen ein moralisch überlegenes, aber taktisch gleichwertiges Heer kann nur ein numerisch über-

[1]) Mit diesen drei Faktoren rechnet auch Thucydides VI 69, 1 ff. Die auf Schulung beruhende taktische Leistungsfähigkeit heifst hier *ἐπιστήμη* (*ἐπιστήμη* = *τέχνη*, im Gegensatz zu *θυμός* und *ῥώμη* I 49, 1 u. 3). Als seelische Eigenschaften werden angeführt *προθυμία*, *τόλμα*, *ἀνδρεία*, Kampflust, Wagemut, Unerschrockenheit. I 121, 2 werden die zwei Faktoren *πλῆθος* und *ἐμπειρία πολεμική* genannt, der dritte, die lykurgische Disziplin, umschrieben durch: *ὁμοίως πάντας ἐς τὰ παραγγελλόμενα ἰόντας*; vgl. ebend. § 3 u. 4 und II 89, 2 u. 3, wo *ἐμπειρία* (= *ἐπιστήμη*) und *εὐψυχία* genannt werden.

[2]) Thuc. IV 93: 7000 gegen 7000 Hopliten. Reiter und Leichtbewaffnete waren, wie oben gezeigt worden ist, für die Entscheidung des Kampfes bedeutungslos.

legenes Heer mit Erfolg kämpfen. Der erste dieser Fälle war regelmäfsig gegeben, sobald es einen Kampf mit den Spartanern galt. Diese waren erfahrungsmäfsig allen anderen Griechen taktisch und moralisch weit überlegen.[1]) Daher wagt man sich ihnen auch immer nur mit überlegener numerischer Stärke entgegenzustellen, und sie selber wagen umgekehrt im Vertrauen auf ihre kriegerische Tüchtigkeit den Kampf mit der gröfseren Zahl aufzunehmen. So kämpfen bei Tanagra (457) 14000 Athener gegen 11500 Peloponnesier[2]), am Nemeabache 24000 Böoter und Athener gegen etwas mehr als 13500 Peloponnesier.[3]) Der zweite der angegebenen Fälle lag in der ersten Schlacht vor Syrakus vor. Thucydides nimmt die moralischen Eigenschaften der Athener und die der Syrakuser als gleich an; in Bezug auf taktische Leistungsfähigkeit waren dagegen die Athener den Syrakusern beträchtlich überlegen.[4]) Zur Ausgleichung dieses verschiedenen Gefechtswertes stellen sich diese 16 Mann tief, jene nur 8 Mann tief auf.[5]) Daraus ergiebt sich, dafs beide Parteien den

---

[1]) Nach Herodot erzeugt die strenge Erziehung nach den Gesetzen Lykurgs in den Spartanern die moralische Überlegenheit: unbedingten Gehorsam, kaltblütige Ruhe und Unerschrockenheit, die sie vor keiner Zahl zurückschrecken läfst und sie befähigt, unter allen Umständen die taktische Ordnung aufrecht zu erhalten. Dadurch sind sie im Massenkampfe unüberwindlich (VII 104: *ὣς δὲ καὶ Λακεδαιμόνιοι κατὰ μὲν ἕνα μαχόμενοι οὐδαμῶν εἰσι κακίονες ἀνδρῶν, ἁλέες δὲ ἄριστοι ἀνδρῶν ἁπάντων. ἐλεύθεροι γὰρ ἐόντες οὐ πάντα ἐλεύθεροί εἰσιν· ἔπεστι γάρ σφι δεσπότης νόμος, τὸν ὑποδειμαίνουσι πολλῷ ἔτι μᾶλλον ἢ οἱ σοὶ σέ. ποιεῦσι γῶν τὰ ἂν ἐκεῖνος ἀνώγῃ· ἀνώγει δὲ τὠυτὸ αἰεί, οὐκ ἐῶν φεύγειν οὐδὲν πλῆθος ἀνθρώπων ἐκ μάχης, ἀλλὰ μένοντας ἐν τῇ τάξι ἐπικρατεῖν ἢ ἀπόλλυσθαι*). — Die überlegene taktische Schulung der Spartaner hebt Xenophon hervor. Sie führen nach ihm nicht nur die schwierigsten taktischen Bewegungen mit Sicherheit aus, sondern sie verstehen es sogar, wenn sie im Kampfe in Verwirrung gebracht worden, d. h. wenn ihre ursprünglichen Rotten — deren Bewegungen Xenophon im vorhergehenden aufgeführt hat — durcheinander geraten sind, ohne Befehl und ohne Anleitung sofort neue Rotten mit beliebigen Vorder- und Hintermännern herzustellen und auch in dieser ungewohnten Ordnung zu kämpfen (De rep. Lac. XI 7: *τὸ μέντοι, κἂν ταραχθῶσι, μετὰ τοῦ τυχόντος ὁμοίως μάχεσθαι ταύτην τὴν τάξιν οὐκέτι ῥᾴδιόν ἐστι μαθεῖν πλὴν τοῖς ὑπὸ τῶν τοῦ Λυκούργου νόμων πεπαιδευμένοις*). — Worin der Vorteil der Fähigkeit, die taktische Ordnung im Kampfe aufrechtzuerhalten, besteht, ist oben dargelegt worden. — Thucydides bezeichnet beide Faktoren, moralische und taktische Tüchtigkeit, zusammen als die Ursachen der militärischen Überlegenheit aller Dorer (I 121, 2: *κατὰ πολλὰ δὲ ἡμᾶς* (sc. *Δωριέας*) *εἰκὸς ἐπικρατῆσαι, πρῶτον μὲν . . . προύχοντας . . . ἐμπειρίᾳ πολεμικῇ, ἔπειτα ὁμοίως πάντας ἐς τὰ παραγγελλόμενα ἰόντας*).

[2]) Thuc. I 107.

[3]) Nach Xen. Hell. IV 2, 9; zur Ziffer der Peloponnesier kommen die von Xenophon übersehenen Kontingente der Achäer und Arkader hinzu. Nach Diod. XIV 83 sollen 15000 Böoter und Athener gegen 23000 Peloponnesier gekämpft haben, was unglaublich ist. Diodor scheint die richtigen Zahlen vorgefunden, aber vertauscht zu haben; dann würden also 23000 Böoter und Athener gegen 15000 Peloponnesier gestanden haben.

[4]) Thuc. VI 6, 69, 1: *οὐ γὰρ δὴ προθυμίᾳ ἐλλιπεῖς ἦσαν* (*οἱ Συρακόσιοι*) *οὐδὲ τόλμῃ οὔτ' ἐν ταύτῃ τῇ μάχῃ οὔτ' ἐν ταῖς ἄλλαις, ἀλλὰ τῇ μὲν ἀνδρείᾳ οὐχ ἥσσους ἐς ὅσον ἡ ἐπιστήμη ἀντέχοι.* Vgl. c. 68, 2: *Σικελιώτας, οἳ ὑπερφρονοῦσι μὲν ἡμᾶς, ὑπομενοῦσι δὲ οὔ, διὰ τὸ τὴν ἐπιστήμην τῆς τόλμης ἥσσω ἔχειν.*

[5]) Thuc. VI 67, 1 u. 2.

vorhandenen Unterschied in ihrer Leistungsfähigkeit durch die doppelte Zahl der minderwertigen Partei als ausgeglichen betrachteten.[1])

Wer nun gegen die geltende taktische Regel dadurch verstiefs, dafs er mit einem nicht nur moralisch und taktisch, sondern auch numerisch überlegenen Heere im Felde erschien, bewirkte ganz dasselbe wie der, der sich hinter Befestigungen verkroch, er machte die Feldschlacht unmöglich. Man wollte in diesem Falle den Gegner durch Verwüstung des Landes, durch Aushungerung und ähnliche Mittel zum Frieden zwingen. Das war z. B. der ausgesprochene Plan der Spartaner beim Ausbruch des Peloponnesischen Krieges[2]), und die thatsächliche Unmöglichkeit des Widerstandes im offenen Felde liefs den Athenern nur die Wahl zwischen der Unterwerfung unter den Willen der Spartaner und der Preisgabe ihres Landes. Nur einmal ist es im Verlaufe des Krieges den Spartanern gelungen, einen numerisch schwächeren Gegner zur Annahme der Schlacht zu zwingen. Das geschah vor Mantinea 418 durch künstliche Überschwemmung des Landes.[3]) Selbstverständlich mufste hier der Erfolg der Spartaner infolge des ihnen günstigen Zahlenverhältnisses noch sicherer eintreten als bei Tanagra und am Nemeabache, wo sie den Sieg einem numerisch stark überlegenen Gegner abzuringen hatten. Freiwillig und überdies mit Erfolg hat nur Demosthenes, der einzige geniale Feldherr, den Griechenland im Peloponnesischen Kriege aufzuweisen hatte, es gewagt, mit einer Minderzahl von gröfstenteils geringwertigen Bundesgenossen (Messeniern und Akarnanen) einem aus Lacedämoniern und Ambrakioten bestehenden Heere im freien Felde entgegenzutreten. Er half sich durch ein einzig in seiner Art dastehendes und ausnahmsweise durch das Gelände begünstigtes taktisches Kunststück, durch eine in einen Hinterhalt gelegte Reserve, die den überflügelnden Feinden in den Rücken fiel.[4])

Über die Art und Weise, wie zwei kriegführende Parteien, die beide den Krieg durch eine Feldschlacht zu entscheiden wünschten, das Zahlenverhältnis ihrer Heere zur gegenseitigen Zufriedenheit regelten, wird nirgends etwas Bestimmtes überliefert. Im allgemeinen wird man die Regelung des Verhältnisses einem günstigen Zufalle überlassen haben; wenn dieser nicht eintrat, kam es eben trotz des beiderseitigen guten Willens zu keiner Entscheidung, und man hatte dann zu den vielen unblutigen Raubzügen, von denen die griechische Geschichte berichtet, einen neuen hinzugefügt. Bisweilen wird aber auch schon dem Aufgebote der Heere eine gewisse Berechnung zu Grunde ge-

[1]) Weniger als doppelt so viele Gegner könnten die Athener in dem Falle gehabt haben, dafs sie jene überflügelten. Nach VI 66, 1 war indessen in dem engen Gelände eine Überflügelung ausgeschlossen.

[2]) Thucydides läfst es den König Archidamos II 11, 3 ff. aussprechen, dafs die Peloponnesier im Feindeslande infolge ihrer Überzahl keine Schlacht zu erwarten hätten, wenn der Feind die Verwüstung seines Landes ruhig mitanzusehen vermöchte und sich durch sie nicht würde zu unbesonnenen und verzweifelten Streichen verleiten lassen.

[3]) Thuc V 65, 4; 68, 1: *τὸ δὲ στρατόπεδον τῶν Λακεδαιμονίων μεῖζον ἐφάνη* d. h. die Schlachtlinie der L. war unverkennbar länger.

[4]) Thuc. III 107 u. 108; Schlacht bei Olpä im Jahre 426.

legen haben. Die Unterlagen dazu waren jederzeit vorhanden oder unter den beschränkten Verhältnissen Griechenlands leicht und schnell zu beschaffen. Das braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Die letzte und entscheidende Feststellung der im Felde stehenden Streitkräfte blieb natürlich den Heerführern überlassen, und diese Feststellung war leicht. Die Späher brauchten nur den zwischen 25 und 36 Mann schwankenden Bestand einer Enomotie und die Zahl der ausgerückten Lochagen festzustellen, dann konnte man aus der für jedes Heer feststehenden und allgemein bekannten Organisation seine Gesamtstärke berechnen.[1] Schliefslich konnte man warten, bis das feindliche Heer durch seinen Aufmarsch in Linie die Schlacht anbot. Dann übersah man dessen Streitkräfte bequem und genau wie auf einer Heerschau. Ergab sich ein Zahlenverhältnis, das der sich schwächer fühlenden Partei bedenklich erschien, so liefs sich dies durch etwas gröfsere Abkommandierungen zur Lagerwache, zu Besatzungen u. s. w. oder unter einem ähnlichen Vorwande, mit dem die vom Kampfe auszuschliefsenden Abteilungen beschwichtigt werden konnten, leicht dem Wunsche jener Partei gemäfs ausgleichen. Das Verfahren der Spartaner bei Mantinea und das der Athener vor Syrakus lief höchstwahrscheinlich hierauf hinaus. Der König Agis schickt, als er an der Grenze von Mantinea Fühlung mit dem Feinde gewonnen hat, den sechsten Teil des Heeres zurück mit dem Auftrage, die Heimat zu schützen.[2] Dafs ihm dieser Gedanke erst kommt, als er mehrere Tagemärsche über die Landesgrenze hinaus ist, und gerade in dem Augenblicke, wo die Entscheidung unmittelbar bevorsteht und er den Feind so sicher in der Hand hat, dafs an eine Gefährdung der Heimat durch ihn gar nicht mehr zu denken ist, das beweist, dafs der angegebene Grund der Heimsendung nur ein Vorwand war. Wenn sich Agis dabei verrechnete und die Zahl der Heimgeschickten noch nicht ausreichte, den Bestand des spartanischen Feldheeres unter den des feindlichen herabzusetzen, so beweist das nichts gegen die ihm zugeschriebene Absicht. Auch die Mafsregel der Athener, die Hälfte ihres Heeres zum Schutze des Gepäcks zu verwenden, war eine so ungewöhnliche und nach Lage der Dinge[3] und dem bereits besprochenen damaligen Kriegsbrauche (s. S. 11 u. 13) so vollständig überflüssige Mafsregel, dafs auch sie nur als ein Mittel betrachtet werden kann, durch das die Syrakuser zum Eingehen der Feldschlacht verlockt werden sollten.

Wichtig ist die Beantwortung der Frage, wie die damalige Taktik den etwa vorhandenen Überschufs an Mannschaften zu verwenden pflegte. Selbstverständlich war ein doppeltes Verfahren möglich. Man konnte den Überschufs entweder zur Verstärkung der Tiefe oder zur Vergröfserung der Länge der Linie verwenden. Im ersten Falle ging man darauf aus, den Feind von

[1] Wie es z. B. Thucydides V 68 mit dem offiziell geheim gehaltenen Bestande des spartanischen Heeres thut.

[2] Thuc. V 64, 3.

[3] Nach Thuc. VI 66 war nicht nur das Schiffslager genügend befestigt, sondern auch das ganze Gelände so schwierig, dafs an eine Gefährdung des Gepäckes durch einen Angriff der Feinde schwerlich zu denken war.

vorn durch den gröfseren Druck der verlängerten Rotten zu werfen oder zu durchbrechen, im zweiten Falle wollte man ihn mit der längeren Front überflügeln und in den Flanken und im Rücken fassen. Die damalige Taktik hatte sich allgemein für das zweite Verfahren entschieden. In dreien von den vier Schlachten, die mit verschiedenen Kräften geschlagen worden sind[1]), ist die stärkere Partei über das konventionelle, für alle griechischen Heere geltende Tiefenmafs von 8 bis 9 Mann nicht hinausgegangen und hat die überschüssige Mannschaft zur Verlängerung der Linie verwendet. In der vierten[2]) fürchten die Athener als die kleinere Partei nicht, dafs sie von der Überzahl der Gegner überrannt, sondern dafs sie von ihr umfafst werden, und suchen sich gegen diese Gefahr durch die Wahl des Kampfplatzes zu schützen. Und nur deshalb, weil die Enge dieses Kampfplatzes sie dazu zwingt, stellen hier die Syrakuser ihr Heer in der aufsergewöhnlichen Tiefe von 16 Mann auf.[3]) Den Grund, weshalb man über das genannte Tiefenmafs nicht gern hinausging, versteht man, wenn man sich vergegenwärtigt, dafs die mechanische Kraftleistung der Rotte nicht gleichmäfsig mit der Länge der Rotte wächst, weil mit der wachsenden Zahl der in der Rotte hintereinander stehenden Menschen die Kraftübertragung und das harmonische und genaue Zusammenarbeiten der Einzelkräfte immer schwieriger wird. Allzulange Rotten geraten leicht in Unordnung und laufen Gefahr, sogar weniger zu leisten als kürzere Rotten. Dagegen war man des Erfolges unter allen Umständen sicher, wenn man mit einer Anzahl überschüssiger Rotten den bereits von vorn bedrohten Feind auch noch in der Flanke und im Rücken umklammern konnte.

Die Flügel der Schlachtlinie galten den Griechen als Ehrenplätze, und zwar nahm der rechte Flügel den ersten, der linke den zweiten Rang ein.[4]) Nach welchen Grundsätzen diese Plätze innerhalb der einzelnen Bürgerheere besetzt wurden, ob dies von dem persönlichen Willen der Feldherren abhing, ob es nach bestimmtem Gesetz oder Brauch, durchs Los oder im feststehenden Wechsel geschah, wissen wir nicht.[5]) Indessen ist an dieser Kenntnis auch nicht viel gelegen, denn in den seltenen Fällen, in denen die Schlacht-

---

[1]) Bei Olpä (Thuc. III 108), Mantinea (Thuc. V 67) und am Nemeabache. Über die Schlachtordnung bei Tanagra 457 erfahren wir nichts.

[2]) In der ersten Schlacht von Syrakus (Thuc. IV 6).

[3]) Die Enge des Geländes war auch der Grund, weshalb das Heer der Dreifsig im Piräus 50 Mann hoch und das des Thrasybul 10 Mann hoch aufgestellt war. Im übrigen war dieses Gefecht keine Feldschlacht im eigentlichen Sinne und kommt daher für unsere Zwecke nicht weiter in Betracht; vgl. Xen. Hell. II 4, 11 u. 12.

[4]) Eingehend wird das Rangverhältnis Herod. IX 26 ff. behandelt, wo sich die Tegeaten mit den Athenern um den zweiten Ehrenplatz streiten. In der älteren Zeit galt es als ein ehrenvolles Vorrecht des athenischen Polemarchen, stets den Befehl über den rechten Flügel zu führen (Herod. VI 111). Im spartanischen Heere war den Skiriten als Auszeichnung das Recht verliehen worden, den linken Flügel der Schlachtordnung zu bilden (Thuc. V 67, 1).

[5]) Bekannt ist nur das in der vorigen Anm. erwähnte Vorrecht der Skiriten; aber woher es stammt, wird nicht gesagt.

linie aus einem einheitlichen, homogenen, gleichmäfsig geschulten, in allen seinen Abteilungen physisch und moralisch gleichwertigen Bürgerheere bestand, hatte es für die Gefechtstaktik keine grundsätzliche Bedeutung, welchen Abteilungen die Ehrenplätze zufielen. Anders war es dagegen in den Fällen, die unter den damaligen politischen Verhältnissen Griechenlands die Regel bildeten, in denen die im Felde stehenden Heere entweder aus den Kontingenten verschiedener miteinander vorübergehend verbündeter freier Grofs- und Kleinstaaten, oder, wenn sie auch einem und demselben Staatswesen angehörten, doch nur zum Teil aus wirklich freien und gleichberechtigten Bürgern und zu einem bisweilen recht beträchtlichen Teile aus den Kontingenten mehr oder weniger vom Vororte abhängiger Bundesgenossen oder ganz unterthäniger Leute bestanden. In allen diesen Fällen stand, wie eine Reihe bestimmt überlieferter Beispiele beweist, der Grundsatz, nach dem die Reihenfolge der einzelnen Kontingente in der Schlachtlinie bestimmt wurde, gewohnheitsmäfsig fest. Die Bestimmung des Platzes erfolgte nach Mafsgabe des politischen Ranges, den die verbündeten Staaten einnahmen, und auf Grund des staatsrechtlichen Verhältnisses, in dem sie zu einander standen. Die Sitte des bürgerlichen Lebens, nach der der Sklave seinem Herrn, der gewöhnliche Freie dem Adligen, der Arme dem Reichen die rechte Seite als Ehrenplatz einzuräumen hatte, war sozusagen auf das internationale Kriegsleben der Griechen übertragen worden, und das Kontingent des unterthänigen Staates hatte dem des suzeränen, das des Kleinstaates dem seines mächtigeren Verbündeten die Ehrenseite der Schlachtlinie zu überlassen. Daher nehmen die Spartaner überall, wo sie mit Bundesgenossen zusammenstehen, den rechten Flügel ein, denn sie beanspruchten die Hegemonie über alle Griechen; daher stehen die Athener bei Platää und Potidäa, Olpä, Solygeia, Delion, Syrakus, die Thebaner bei Delion, die Korinther bei Platää und Potidäa rechts von ihren Bundesgenossen. In einem Heere, das einem in sich geschlossenen Bundesstaate angehörte, standen, ebenfalls nach dem zwischen Herr und Knecht üblichen Verfahren, die Kontingente der wirklich unterthänigen Staaten unmittelbar neben dem des herrschenden; die dagegen, deren Staat sich einer gewissen Selbständigkeit erfreute, wieder links von jenen, und je weiter ein Bundeskontingent von dem des herrschenden Staates entfernt stand, desto geringer erschien die Abhängigkeit seines Staates, und so verband sich allmählich mit dem linken Flügel der Begriff eines zweiten Ehrenplatzes. Daher stehen im Bundesheere der Böoter bei Delion die Orchomenier auf dem äufsersten linken Flügel, daher wollen die Tegeaten in Rücksicht auf ihr zweifelhaftes Verhältnis zu Sparta bei Platää durchaus diesen Platz für sich haben, und es erscheint als bittere Ironie, wenn ihnen die Spartaner als angebliche Belohnung für ihre Verdienste den Platz unmittelbar links neben sich anweisen; daher werden wir auch aus dem oben erwähnten Vorrechte der Skiriten im spartanischen Heere auf eine besondere Stellung ihrer Gemeinde im lakedämonischen Staatsverbande schliefsen dürfen. Nur in dem Falle, dafs die Schlacht im Gebiete eines Kleinstaates geschlagen wurde, genofs dessen Kontingent im Heere der Spartaner die Ehre, auf dem äufsersten

Flügel oder wenigstens in dessen Nähe zu stehen. Kontingente von Staaten, die sich rückhaltlos als einander gleichberechtigt betrachteten, wechselten täglich mit dem Anspruche auf den Ehrenplatz; so die Thebaner und Athener vor der Schlacht am Nemeabache, so wahrscheinlich auch die Athener und Argiver vor Syrakus und die Thebaner und Argiver vor der Schlacht bei Koroneia. Dafs dabei immer noch die stärkere oder von den anderen Bundesgenossen notwendig gebrauchte Partei die Ehre für sich zu erzwingen vermochte, beweisen die Vorgänge vor der Schlacht am Nemeabache.

Dieser lediglich durch die politischen Verhältnisse erzeugte und lebendig erhaltene Brauch hat für die griechische Taktik ganz eigentümliche und unheilvolle Folgen gehabt. Er führte eine äufserst ungleiche Verteilung der Kräfte innerhalb der Schlachtlinie dadurch herbei, dafs er sie in zwei wesentlich verschiedene Hälften, in eine rechte stärkere und eine linke minder tüchtige teilte. Mit dem spartanischen Bürgerheere konnte sich kein anderes griechisches, mit den Bügerheeren der anderen Grofsstaaten, der Athener, Thebaner und Korinther konnten sich weder die Kontingente der kleineren Freistaaten noch irgend welcher mehr oder weniger abhängiger Bundesgenossen in Bezug auf Schulung und kriegerischen Geist vergleichen.[1] Da nun fast in allen Schlachten auf beiden Seiten eins jener grofsen und vorzüglichen Bürgerheere die ganze rechte Hälfte oder den rechten Flügel bildete, während sich die linke Hälfte oder der linke Flügel gewöhnlich aus mehreren kleineren, verschiedenartigen und im Vergleich zur rechten Hälfte wenig leistungsfähigen Bundeskontingenten zusammensetzte, so erhielt der Verlauf der Schlachten, die Griechen gegen Griechen schlugen, ein ganz bestimmtes Gepräge, mit dem die Feldherrn wohl oder übel rechnen mufsten.

Der tüchtigere rechte Flügel einer jeden Partei schlug den ihr gegenüberstehenden linken Flügel der anderen Partei mit Leichtigkeit in die Flucht, verfolgte ihn eine Strecke und kehrte, sobald er sich wieder gesammelt hatte, auf das Schlachtfeld zurück, um den siegreichen Teil der Gegner aufzusuchen; erst der zweite Zusammenstofs brachte die endgültige Entscheidung. Daraus ergab sich eine Reihe von Übelständen, die vom Standpunkte des Taktikers aus schwer zu beklagen waren. Es war von vornherein klar, dafs der linke Flügel im Handgemenge unterliegen würde; damit stand zugleich fest, dafs er der Vernichtung geweiht war. Nun war aber dieser Flügel gewöhnlich infolge seiner Zusammensetzung von der ihm zugedachten Ehre durchaus nicht begeistert, ging ohne Zweifel nur widerwillig und zaghaft vor und machte häufig noch vor dem Zusammenstofse kehrt. Trat diese Flucht zu früh ein, dann lag die Gefahr nahe, dafs durch sie auch der rechte Flügel wankend gemacht und mit fortgerissen wurde, wie es z. B. den Athenern bei Delion erging. Am schwierigsten aber war es für den Feldherrn, den verfolgenden Flügel so in der Hand zu behalten, dafs er ihn rechtzeitig dem siegreichen rechten des Feindes entgegenführen konnte. Das alles haben die griechischen Feldherren

[1] Wie gering unterthänige Bundesgenossen geschätzt wurden, lehrt Thuc. VI 69.

natürlich ebenfalls als Übelstände erkannt, so viel Einsicht können wir ihnen schon zutrauen. Aber sie haben sie nicht zu ändern vermocht, da sie es nicht wagen durften, mit Formen zu brechen, die durch uraltes Herkommen geheiligt und gerade für die mafsgebenden Grofsstaaten als allgemein anerkannte äufsere Zeichen der von ihnen beanspruchten Hoheitsrechte äufserst wertvoll waren.

III

Wie man sieht, herrschten in der griechischen Taktik in jeder Beziehung Einseitigkeit, Vorurteil und Schablone[1]), die so tief im Nationalcharakter und in den politischen und sozialen Verhältnissen der Griechen begründet waren, dafs sie trotz aller in den gewaltigen Kämpfen des V. Jahrhunderts gesammelten üblen Erfahrungen fast unverändert fortbestanden. Die Folge war, dafs Sparta überall unbestritten das Feld beherrschte. Seine Hopliten entwickelten nach wie vor eine so virtuosenhafte Tüchtigkeit im Massenkampfe, dafs in anderen Staaten an die Möglichkeit, sie hierin durch bessere militärische Erziehung und Schulung ihrer Bürger zu überholen und zu überwinden, mit Recht gar nicht mehr gedacht wurde. Wer dieses Hoplitenheer unschädlich machen wollte, mufste neue taktische Mittel ins Feld führen, vor allem leistungsfähige Reiter und Leichte, die ihre Hopliten wirksam zu unterstützen vermochten, und eine neue Hoplitentaktik mit zweckmäfsigen neuen Formationen und neuen Grundsätzen.

Diese schwierige Aufgabe lösten endlich die Thebaner und errangen infolgedessen die in der Geschichte der griechischen Taktik epochemachenden Siege von Leuktra und Mantinea. Allerdings gelang ihnen dies nicht im

---

[1]) In den Kämpfen mit den Persern hatten die Griechen nicht mit, sondern trotz ihrer Taktik gesiegt. Für die Perser war es ein Unglück, dafs sie nicht nur zum Fernkampfe, sondern auch zum Nahekampfe gerüstet waren und diesen durchaus nicht zu scheuen pflegten. Die Folge davon war, dafs sie das Verkehrteste thaten, was sie thun konnten, und sich auf den Nahekampf, also gerade auf die Kampfweise einliefsen, in der die griechischen Hopliten Meister, sie selber aber infolge ihrer gemischten, auf Fern- und Nahekampf zugleich berechneten Bewaffnung und Ausbildung jenen gegenüber nur Dilettanten waren. Es entzieht sich unserer Kenntnis, warum sie sich nicht lieber auf die Ermüdungstaktik des Fernkampfes legten, warum sie sich z. B. bei Platää durch Errichtung des Schildzaunes für den unwiderstehlichen Frontalstofs der Griechen selber festlegten, statt sich auf die Flanken und in den Rücken der Gegner zu werfen, warum sie keinen ausgiebigeren und thatkräftigeren Gebrauch von ihrer Reiterei und ihren Leichten machten; ob sie von falschem Ehrgeiz getrieben wurden, es den Griechen gleichzuthun, oder ob es mit ihrer Fähigkeit im Manöverieren mangelhaft bestellt war u. s. w. — Nachdem das griechische schwere Fufsvolk die schwersten Aufgaben, die jemals einem Heere zugemutet worden sind, mit ungeahntem Erfolge gelöst, die an Zahl vielfach überlegenen, aus allen Waffengattungen bestehenden Heere des persischen Weltreiches überwältigt und dem Griechentume in kurzer Zeit das entschiedene Übergewicht über das Barbarentum erkämpft hatte, hatten die Heereseinrichtungen der griechischen Staaten in den Augen der Nachkommen auch eine aufsergewöhnliche geschichtliche Berechtigung, und um so schwieriger war es, an dem Herkommen, das sich dereinst so vortrefflich bewährt zu haben schien, gründliche Änderungen ins Werk zu setzen.

Handumdrehen, sondern erst nach langer, ernster und planmäfsiger Vorbereitung. Von der geistigen Schwerfälligkeit der Böoter, die besonders die Athener an ihnen zu beobachten glaubten, ist in ihrem Kriegswesen durchaus nichts wahrzunehmen. Hier zeigen sie im Gegenteil von Anfang an in weit höherem Grade als alle übrigen Griechen vernünftige Besonnenheit, Einsicht und Sachverständnis, Beobachtungs- und Erfindungsgabe, Rastlosigkeit und Kühnheit des Entschlusses. Sie gehen folgerichtig ihre eigenen Wege, unbeirrt durch die Tendenz der Zeit, die Interessen des Kriegswesens denen der politischen Parteien unterzuordnen. Brauchbare Kriegsmittel der Vorzeit wissen sie sich zu erhalten, brauchbare neue zu finden, und die sie nicht selber erfunden haben, die haben sie wenigstens zuerst von allen Griechen in ihr Bürgerheer eingeführt.

Böotien war an dem Weltverkehr und an der Grofsindustrie, durch die in einem grofsen Teile Griechenlands der reichgewordene Demos zur politischen Herrschaft gelangt war, wenig oder gar nicht beteiligt und ein Ackerbaustaat geblieben, in dem sich auch der alte Herrenstand der Grofsgrundbesitzer seine wirtschaftliche und politisch überlegene Stellung ununterbrochen zu erhalten vermocht hatte. Er führte noch zur Zeit der Schlacht bei Delion die dem heroischen Zeitalter entstammenden Ehrentitel der *ἡνίοχοι* und *παραβάται*[1]) und hatte sicherlich auch die Vorrechte seines Standes, Rossezucht und Kriegsdienst zu Pferde, niemals aufgegeben.[2]) Infolgedessen konnten die Böoter schon, oder wie man auf Grund der geschichtlichen Entwickelung wohl sagen mufs, noch in den Perserkriegen eine zahlreiche und gefürchtete Reiterei ins Feld stellen, während die beiden Grofsstaaten Sparta und Athen die ihrige längst hatten eingehen lassen.

Diese Reiterei, die die Thebaner dem langsamen Gange ihrer wirtschaftlichen und politischen Entwickelung verdankten, haben sie auch später, als nach Vertreibung der spartanischen Besatzung der kritische Augenblick des politischen Umschwunges eintrat und das zur gewaltthätigen Oligarchie entartete Adelsregiment stürzte, nicht nach politischen Rücksichten, sondern lediglich nach ihrem militärischen Werte beurteilt und nicht nach dem gewöhnlichen radikalen Verfahren der emporgekommenen Demokratie abgeschafft oder verkommen lassen. Sie haben ihr im Gegenteil durch die Verbesserung ihrer Taktik und durch ihre enge Verbindung mit den übrigen Waffengattungen eine in der Kriegsgeschichte bis dahin unbekannte und ungeahnte Wichtigkeit verliehen. Dies Verfahren stellt ihnen das ehrenvolle Zeugnis aus, dafs bei ihnen militärische Einsicht und Vaterlandsliebe stärker waren als Parteileidenschaft und Selbstsucht.

Die neue Reitertaktik, die, soviel wir wissen, zuerst in der Schlacht bei

---

[1]) Diodor XII 70, 1. Wenn die *ἡνίοχοι* und *παραβάται* bei Delion das erste Glied der Hoplitenphalanx bildeten, so beweist das nicht, dafs sie den Reiterdienst gänzlich aufgegeben hatten, sondern nur, dafs ein Teil von ihnen auch als Führer und Vorkämpfer des gemeinen Volkes zu Fufs auszog.

[2]) Man vergleiche Diod. XV 50, 6: *ἡ πόλις τῶν Θηβαίων διὰ τῆς τῶν προγόνων ἐπιφανείας ἐν τοῖς ἡρωικοῖς χρόνοις φρονήματος ἦν πλήρης*.

Leuktra in Wirksamkeit getreten und wahrscheinlich erst von Pelopidas und Epaminondas eingeführt worden ist, beschränkte sich nicht mehr auf das bis dahin übliche end- und ergebnislose Wettreiten in kleinen Abteilungen und auf den Fernkampf, sondern sie suchte nach persischem Muster[1]) gleich dem schweren Fufsvolke sofort nach vollendetem Aufmarsche die Entscheidung durch den in einem einzigen in sich geschlossenen und tiefen Haufen ausgeführten Massenstofs und den Kampf mit den Handwaffen. Der Zweck, den die thebanischen Heerführer mit der Stofstaktik erreichen wollten, ergiebt sich aus dem, was bereits oben gesagt worden ist. Sie sollte ihrer Reiterei das entschiedene Übergewicht über die gegnerische geben und ihr zu einem raschen Siege verhelfen, damit sie rechtzeitig die Hand frei bekam, um ihr schweres Fufsvolk im Kampfe mit dem überlegenen der Feinde wirksam unterstützen zu können.

Denselben Zweck verfolgte man mit den Leichtbewaffneten. Auf die Hebung dieser Truppengattung scheinen die Thebaner schon früh bedacht gewesen zu sein. Sie waren die ersten Griechen, die die bei den Thrakern übliche, zum Nahe- wie zum Fernkampfe befähigende Peltastenrüstung einführten und mit ihr auf einem griechischen Kriegsschauplatze (bei Delion) erschienen, während die übrigen Griechen erst gegen Ende des Peloponnesischen Krieges ihrem Beispiele folgten. Da die Peltasten mit Beweglichkeit und Schnelligkeit die zum Nahekampfe erforderliche Widerstandsfähigkeit vereinten, so waren sie zum gelegentlichen Eingreifen in den Hoplitenkampf, ganz besonders aber zu einer organischen Verbindung mit der Reiterei geeignet. Zu dem zuletzt genannten Zwecke besafsen die Thebaner neben den gewöhnlichen Peltasten noch eine auserlesene Spezialtruppe, die Hamippen, die durch besondere Schulung zu aufsergewöhnlichen Leistungen im Laufen befähigt und mit den Besonderheiten der Reitertaktik vertraut waren.[2]) Die taktische Idee, die man mit diesem leichten Fufsvolke verwirklichen wollte, war folgende. Zunächst sollten sie der Reiterei zu einem raschen Siege über die der Feinde verhelfen, sodann gemeinsam mit ihr die Leichtbewaffneten der Feinde verjagen und deren Hoplitenphalanx in Rücken und Flanke anfallen.

Indessen war bei der durchschnittlichen Tüchtigkeit aller griechischen

---

[1]) Vielleicht hatten sie die Böoter schon im Jahre 381 vor Olynth, wohin sie den Spartanern ein Hilfskorps von Reitern und Hopliten mitgegeben hatten, aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die Reiter der Olynthier warfen sich nach Xenophons Darstellung (Hell. V 2, 41) in dichtgeschlossener Masse (*συσπειραθέντες ἐμβάλλουσι κατὰ τοὺς Λάκωνας καὶ Βοιωτούς*) auf die der Spartaner und Thebaner mit so entschiedenem Erfolge, dafs auch deren Peltasten und Hopliten davonliefen. Sie scheinen danach zuerst von allen Griechen auf die orientalische Stofstaktik eingeübt gewesen zu sein.

[2]) Erwähnt werden sie erst in der Schlacht bei Mantinea. Das schliefst aber nicht aus, dafs sie schon früher bestanden haben. Die Annahme liegt nahe, dafs in Theben die Wagenstreiterpaare Homers, die innige Verbindung von Freund und Freund oder Herr und Diener als *παραβάτης* und *ἡνίοχος*, in dem Verhältnis der Reiter und Hamippen noch fortlebten. — Dafs die Hamippen eine den Peltasten ähnliche Truppe waren, ergiebt sich aus dem taktischen Zwecke, für den sie bestimmt waren, und aus ihrer engen Verbindung mit den Peltasten, die Xenophon für die Schlacht bei Mantinea bezeugt.

Hoplitenheere gar nicht daran zu denken, dafs sie vor einer derartig verbesserten Taktik der Reiter und Leichtbewaffneten ohne weiteres das Feld räumen würden. Die eigentliche Entscheidung im Hoplitenkampfe vermochten nur Hopliten mit Hilfe einer verbesserten Hoplitentaktik herbeizuführen. Das hatten die Thebaner schon längst erkannt und bereits mehrere Menschenalter vor Epaminondas eine neue Taktik eingeführt, die sich je länger desto besser bewährte und von Epaminondas schliefslich nur mit ebensogrofser Kühnheit wie Folgerichtigkeit bis an die Grenze des Möglichen getrieben wurde.

Wer der schablonenmäfsigen Phalanx auf aufsergewöhnlichem Wege beikommen wollte, dem boten sich, wie oben gezeigt worden ist, zwei Möglichkeiten. Er konnte sie aufser in der Front noch in den Flanken und im Rücken zu fassen und sie zu umklammern suchen. Von diesem Mittel sehen die Thebaner aus guten Gründen ab. Es war ein aufsergewöhnliches Mittel, aber doch hier und da schon versucht und unter günstigen Umständen auch erfolgreich angewendet worden. Daher war es allgemein gefürchtet, und jeder Feldherr nahm sich vor ihm in acht. Am einfachsten und sichersten geschah dies dadurch, dafs man an dem allgemein herrschenden Grundsatz festhielt, sich mit einem numerisch überlegenen Feinde nicht oder nur unter bestimmten Voraussetzungen in einen Kampf einzulassen. Denn die Umklammerung konnte nur von einem Heere ausgeführt werden, das trotz der gröfseren Länge seiner Linie immer noch mindestens eine ebenso grofse Tiefe wie der Gegner hatte, sonst wurde es, anstatt diesen zu erdrücken, von ihm zersprengt. Also einmal angenommen, woran in Wirklichkeit schwerlich zu denken war, dafs die Thebaner jederzeit im stande gewesen wären, eine der athenischen oder der spartanischen numerisch überlegene Hoplitenphalanx ins Feld zu stellen, und dafs sie sich mit ihrer überlegenen Zahl hätten auf die Umklammerungstaktik legen wollen, so würden ihre Feinde voraussichtlich die Feldschlacht so lange als möglich vermieden und den Krieg in die Länge gezogen haben. Eine solche Kriegführung aber absichtlich herbeizuführen würde für die Thebaner gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen sein. Die geographische Lage und die inneren politischen Zustände Böotiens sowie das Machtverhältnis und die Politik der griechischen Grofsstaaten brachten es mit sich, dafs die Thebaner immer nur der angegriffene Teil, der Schauplatz ihrer Kriege ihr eigenes Land war, und zu keiner Zeit haben sie hoffen können, dafs das einmal anders werden würde. Gegen die fortgesetzten Einfälle der Gegner, die nicht nur den Wohlstand der Bevölkerung vernichteten, sondern auch regelmäfsig das Gefüge des böotischen Bundesstaates lockerten und lösten, war eine schnellentscheidende Kriegführung geboten. Daher konnte für die Thebaner bei der geplanten Änderung des Angriffes nur die andere Möglichkeit, das Prinzip des Durchstofsens, in Frage kommen, und dies haben sie denn auch, soweit wir ihre Kriegsgeschichte zu verfolgen vermögen, von Delion bis Leuktra in allen ihren gröfseren Schlachten konsequent durchgeführt. Sie gingen nämlich darauf aus, nicht die ganze Linie der Gegner, sondern zunächst nur einen Teil von ihr entschieden zu werfen, und bildeten zu dem Zwecke einen Haufen, dessen Front weit schmaler,

dessen Tiefe aber beträchtlich gröfser war als die der Feinde. Sie gaben dabei ihre Flügel ruhig der Flankierung preis, weil sie darauf rechneten, dafs sie selber die zu beiden Seiten der gebrochenen Lücke noch stehenden Reste der feindlichen Linie flankieren und aufrollen würden, bevor diese mit ihren Fronten zum Flankenangriffe einzuschwenken vermochten. Bei Delion, am Nemeabache und im ersten Teile der Schlacht von Koroneia war die moralische Wirkung des Teilsieges, den der tiefe Haufen errang, schon so grofs, dafs die noch stehenden Teile der Gegner gar nicht warteten, bis auch sie angegriffen wurden, sondern gleich dem geworfenen Teile die Flucht ergriffen. Im zweiten Teile der Schlacht von Koroneia, in dem sich die abgeschnittenen Thebaner nur die Bahn zum Rückzuge brechen wollten, vermochten die nach dem gelungenen Durchbruche noch stehenden spartanischen Flügel ebenfalls nicht, den eilig Abziehenden noch rechtzeitig in die Flanken zu fallen. Bei Tegyrä aber warf sich Pelopidas auch diesen noch stehenden Flügeln in die Flanken und zersprengte sie.[1])

Bei Delion und am Nemeabache war der Haufe der Thebaner 25 Mann tief, als ebenso tief werden wir ihn auch in den übrigen Schlachten annehmen können. Epaminondas aber steigerte die Tiefe bei Leuktra auf 50 Mann. Ein solcher Haufe konnte nur dann erfolgreich operieren, wenn er eine ausgezeichnete taktische Schulung genossen hatte. Die Leute mufsten, wie oben (S. 18) gezeigt worden ist, im stande sein, in ihren langen Rottenreihen genau die gerade Richtung innezuhalten und sich in möglichst enger Rotten- und Gliederfühlung zu bewegen, denn nur in einer gut gerichteten und aufgeschlossenen Masse können beim Zusammenstofse auch die hinteren Glieder mit ihrer Kraft und Schwere mitwirken. Das mit dem Zusammenstofse beginnende gemeinsame Vorwärtsschieben mufsten die 50 Mann der Rotte Leib auf Leib gedrängt im Gleichtritt bewirken. Auch alle Wendungen und Schwenkungen mufste der Haufe leicht und sicher ausführen können, da er nach verschiedenen Seiten hin kämpfen sollte. Überdies genügte hier nicht die verhältnismäfsig geringe Zahl von Protostaten der gewöhnlichen Linie, es mufsten auch die beiden Flügelrotten durchgehends aus tüchtigen Leuten bestehen, die, wenn sie durch die Wendung des Haufens nach der Flanke in die Front zu stehen kamen, das schwierige Amt der Protostaten übernehmen konnten. Diodor[2]) bezeugt denn nun auch ausdrücklich, dafs sich die Thebaner in den Gymnasien unablässig geübt hatten, und wenn er selber nur die dadurch stark entwickelte Körperkraft hervorhebt, so können wir ergänzend hinzufügen, dafs die Thebaner selbstverständlich bei diesen Übungen auch auf die taktische Verwendung der Kraft im Massenringen, auf die kunstmäfsige Verbindung der Einzelkräfte zu einer möglichst sicheren und vollständigen Gesamtwirkung bedacht gewesen waren.

[1]) Plut. Pelop. 17: *εἰς φόβον κατέστη τὸ στράτευμα (τῶν Λακεδαιμονίων) καὶ διέσχε μὲν ἐπ' ἀμφότερα τοῖς Θηβαίοις, ὡς διεκπεσεῖν εἰς τοὔμπροσθεν καὶ διεκδῦναι βουλομένοις, ἐπεὶ δὲ τὴν δεδομένην ὁ Πελοπίδας ἡγεῖτο πρὸς τοὺς συνεστῶτας καὶ διεξῄει φονεύων, οὕτω πάντες προτροπάδην ἔφευγον.*

[2]) Diod. XV 50, 5.

Diese altgewohnte Hoplitentaktik der Thebaner ergänzte Epaminondas durch zwei Neuerungen. Er beabsichtigte die endgültige Entscheidung herbeizuführen, so lange er noch alle seine Truppen fest in der Hand hatte, so lange deren Kraft noch frisch und ihre taktische Ordnung unerschüttert war. Er wollte seine Kerntruppen, die Thebaner im engeren Sinne, nicht erst im Kampfe mit den minderwertigen Bestandteilen der Gegner abnutzen und den Ausgang ihres Zusammenstofses mit den Kerntruppen der Gegner nicht unberechenbaren Zufälligkeiten preisgeben. Auch wollte er die minderwertigen Hoplitenabteilungen seines Heeres, nämlich die Kontingente der Bundesgenossen, zu jenem Entscheidungskampfe noch ungeschwächt heranziehen und sie nicht zwecklos von überlegenen Gegnern vernichten lassen. Das alles erreichte er in sehr einfacher Weise dadurch, dafs er erstens mit der aus rein politischen Rücksichten erwachsenen Anschauung brach, dafs das Kontingent des die Hegemonie führenden Staates immer den rechten Flügel der Schlachtordnung einnehmen müsse. Er stellte seine Thebaner auf dem linken Flügel auf, so dafs sie den Kerntruppen der Gegner, den Spartanern, und nicht deren minderwertigen Bundesgenossen gegenüber zu stehen kamen. Und um die Vernichtung oder auch nur die Lostrennung seines rechten, bundesgenössischen Flügels, der seinem linken, thebanischen Flügel zur Flankendeckung und im äufsersten Falle als Unterstützungstruppe und Rückhalt dienen sollte, den Gegnern möglichst zu erschweren, stellte er seine ganze Schlachtlinie nicht parallel, sondern schräg zur feindlichen in der Richtung der Diagonale auf. Der linke Flügel, der zum entscheidenden Kampfe mit den Kerntruppen des Gegners bestimmte Angriffsflügel, bildete den vorderen, den Feinden sich zuneigenden Teil der Diagonale, während der sich an ihn anschliefsende rechte Flügel mit seinem äufsersten rechten Ende am weitesten vom Feinde entfernt stand. Dieser Flügel erhielt überdies den Befehl, dem Angriffe der Gegner nicht mit der blanken Waffe zu begegnen, sondern langsam zurückweichend ihn nur durch Speerwurf aus der Ferne abzuwehren und durch das hinhaltende Ferngefecht zu verhindern, dafs er seinem angegriffenen rechten Flügel Beistand leistete.

Die schräge Stellung der Schlachtordnung gewährte aber auch noch zwei andere taktische Vorteile, die zum Gelingen des Angriffes wesentlich beitrugen. Sie bewirkte, dafs der Angriffshaufen mit seinem linken Ende zuerst und schräg wie ein Keil in die feindliche Linie stiefs und durch diesen Flankenstofs nicht ein seiner Frontbreite entsprechendes, sondern ein beträchtlich gröfseres Stück aus ihr herausbrach. Dabei stiefsen selbstverständlich auch die einzelnen Rotten denen der Feinde in die rechte Flanke und zersprengten sie entweder mit Leichtigkeit oder zwangen die Gegner, vor dem Zusammenstofse die Richtung ihrer Rotten in aller Eile zu ändern. Da nicht Zeit genug vorhanden war, die Lage der ganzen Linie durch eine mit ganzer Frontbreite zu vollziehende Schwenkung zu ändern, so mufsten sich innerhalb der Linie die einzelnen Leute durch eine Achtelwendung nach rechts in die Richtung des feindlichen Angriffes bringen und durch Aufschliefsen auf die nunmehr vor ihnen stehenden Leute der benachbarten Rotten neue Rotten bilden. Nun ver-

sichert zwar Xenophon[1]), jedenfalls auf Grund thatsächlicher Vorgänge, dafs die Spartaner auch in aufgelöster Ordnung zu kämpfen, d. h. nach aufgelöster Rottenordnung von selbst mit zufällig sich bietenden Nachbarn regelrechte Rotten zu bilden verstanden hätten; aber es leuchtet doch ein, dafs das immer nur ein Notbehelf und die Auflösung der gewohnten Rotten, deren Angehörige sich miteinander eingearbeitet und durch engere Kameradschaft verbunden hatten, auf jeden Fall ein Übelstand war.

Die Herstellung der schrägen Richtung der Schlachtordnung geschah bei Leuktra in folgender Weise. Die ganze Linie stellte sich zunächst parallel zur feindlichen auf, der linke Flügel schon von vornherein in seiner tiefen Formation. Während des Vormarsches macht sie sodann 'links um' und mit ihrer Spitze, also mit den 50 Mann, die in der linken Flanke standen, etwa eine Achtelschwenkung rechts, zog im Flankenmarsche in diagonaler Richtung nach dem rechten Flügel der Feinde hinüber und noch eine Strecke über ihn hinaus, machte, sobald alle Abteilungen in die schräge Richtung gelangt waren, wieder (mit 'rechts um') Front und ging nunmehr von der neuen Grundlinie aus wie gewöhnlich in der Richtung ihrer Rotten gegen den Feind vor.

Bei Mantinea dagegen stellte Epaminondas nicht nur die schräge Richtung, sondern auch seinen tiefen Haufen erst unmittelbar vor dem Feinde aus der zunächst in der gewöhnlichen Weise formierten Linie durch ein auf die Täuschung des Feindes berechnetes Manöver her. Er schob die Linie aus der Thalebene nach links d. h. schräg vorwärts oder halbrechts auf die sanft ansteigenden Hügel hinauf und erweckte dadurch bei den Feinden die Vorstellung, dafs er für heute auf den Kampf verzichte und ein Lager beziehe. Er bestärkte sie in ihr dadurch, dafs er die Spitze, als sie die steilen Abhänge des Gebirges erreicht hatte, Halt machen und Gewehr abnehmen, die hintereinander stehenden Lochen aber in der bisherigen Marschrichtung, also mit vom Feinde abgewendeter Front, sich in Reihen setzen und einen Mann hoch nebeneinander aufmarschieren liefs. Wir wissen nicht, wieviel Mann die Tiefe hier betrug. Waren die Rotten wie bei Leuktra 50 Mann stark, dann marschierten hier wie dort je zwei Enomotien zu je 25 Mann im Gänsemarsch hintereinander auf, und war der Lochos 300 Mann oder 12 Enomotien stark, so stand er mit je 6 Mann in der Front, und diese 6 Mann waren der Lochage, zwei Pentekosteren und drei Enomotarchen. — Als auf diese Weise der Angriffshaufen formiert und die ganze Linie unauffällig, da sie jedenfalls nur dem natürlichen Zuge der Höhen folgte, in schräger Richtung aufmarschiert war, liefs Epaminondas plötzlich die Waffen wieder aufnehmen, den Haufen eine Viertelschwenkung nach rechts machen, wodurch er seine Front den Feinden zuwendete, und die Spartaner auch hier wieder schräg von deren rechter Flanke her angreifen. Was die übrige Linie that, wird zwar nicht berichtet, läfst sich aber leicht denken. Sie machte einfach rechts um und setzte sich eben-

[1]) De rep. Lac. XI 7; s. S. 15 Anm. 1.

falls in Bewegung, blieb aber natürlicherweise stehen, als der vorgeschobene Haufen auf den Feind stiefs, und wartete dessen weiteres Vordringen ab.

Der Schlachtplan, der dem Epaminondas vorschwebte, ist zwar weder bei Leuktra, noch bei Mantinea vollständig zur Durchführung gekommen, aber er läfst sich aus dem Verlaufe der beiden gleichmäfsig angelegten Schlachten in seinen Hauptzügen wenigstens annähernd rekonstruieren. Während die schräge Schlachtordnung, bei Mantinea überdies ein in der Flanke aufgestelltes detachiertes Korps, den linken Flügel der Feinde am Angriff verhindert und den rechten der Thebaner bis nach der Besiegung des feindlichen rechten unversehrt erhält, schlagen auf dem linken Flügel der Thebaner die Reiter und Leichtbewaffneten sogleich durch den ersten Anprall die der Gegner aus dem Felde und stehen rechtzeitig bereit, um das feindliche schwere Fufsvolk im Rücken zu bedrohen. Im unmittelbaren Anschlufs an diesen Vorkampf durchbricht der Angriffshaufe die Linie der feindlichen Hopliten. Bei Leuktra genügt der moralische Eindruck, den der Bruch der spartanischen Linie und die Bewältigung des Elitekorps der Ritter, die furchtbaren Verluste, der Fall des Königs und die drohende Flankierung machten, die ganze übrige Linie zum Weichen zu bringen. Bei Mantinea mufste wahrscheinlich der Stofs gegen die sich zum zweitenmale entgegenstellenden Spartaner wiederholt werden.[1]) Als Epaminondas bei der Verfolgung der nunmehr endgültig geworfenen Gegner fiel, wurde der Kampf abgebrochen. Was er weiter gethan haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre, läfst sich aus einer Mafsregel vermuten, die er noch vor dem zweiten Zusammenstofse getroffen haben mufs. Es wird berichtet[2]), dafs die Reiter und Leichtbewaffneten des thebanischen linken Flügels den linken Flügel der Gegner, die Athener, im Rücken angegriffen haben und von diesen teils vernichtet worden sind, teils sich durch ihre Linie haben durchschlagen müssen. Nach dieser Seite des Schlachtfeldes sind sie natürlich nicht zufällig geraten, sondern sie müssen mit dem bestimmten Befehle zum Angriff hierher geschickt worden sein; ohne einen solchen würden sie sich auch gehütet haben, mit dem schweren athenischen Fufsvolk anzubinden und sich vernichten zu lassen; Reitern und Leichtbewaffneten wäre es ein Leichtes gewesen, vor ihm rechtzeitig davonzulaufen. Anderseits kann sie aber auch Epaminondas nicht zwecklos haben opfern wollen. Die Mafsregel läfst sich nur begreifen, wenn man annimmt, dafs er ihnen nach der völligen Niederwerfung der Spartaner mit seinem eigenen Flügel sowohl wie mit dem bisher unthätig gebliebenen rechten zu Hilfe kommen wollte. Es sollten also die Athener, die mit ihrer Reiterei nach anfänglichen Mifserfolgen schliefslich die Oberhand über die thebanische des rechten Flügels gewonnen und auch das detachierte Korps der Thebaner in ihrer linken Flanke vernichtet hatten, durch jene Reiter und Leichten von neuem beschäftigt und so lange aufgehalten werden, bis sie durch einen kombinierten Angriff beider thebanischen Hoplitenflügel in die Mitte genommen und erdrückt werden konnten.

[1]) Diod. XV 86, 4. [2]) Diod. XV 85, 7.

Dem grofsen Denker und Lenker dieser Schlachten folgten weder im engeren noch im weiteren Vaterlande verständnisvolle Schüler, die den Geist und das Leben, die seine Taktik atmete, zu begreifen und zu neuen Erfolgen zu verwenden wufsten; selbst eine militärische Autorität wie Xenophon hat keinen Hauch davon gespürt. Seine geistige Erbschaft traten die Halbbarbaren des Nordens an. Philipp und Alexander erkannten das Wesen und den Wert der neuen Taktik und verstanden es auch, sie den Verhältnissen ihres Volkes und ihren politischen Zielen zweckentsprechend anzupassen.

Die taktischen Ideen des Epaminondas gipfeln in der Lehre von der Ökonomie der Kräfte. Er hatte gezeigt, wie man auf der einen Seite seine Kräfte rücksichtslos einsetzen, auf der andern aber auch wieder mit ihnen weise sparen, wie man sie geschickt verteilen und zu gleicher Zeit alle zusammen auf ein gemeinsames Ziel hinwirken lassen müsse. Alexanders Kriegführung ist eine lebendige Bethätigung dieser Lehre. Mit der schiefen Schlachtordnung erringt Alexander seinen Hauptsieg bei Gaugamela. Vielleicht hat sie auch schon bei Chaironeia mitgewirkt; die mangelhaften Berichte über diese Schlacht lassen wenigstens das Eine erkennen, dafs der Grundsatz des Epaminondas, den einen Flügel der Feinde so lange hinzuhalten, bis der andere vernichtet ist, hier befolgt worden ist. Den tiefen Haufen wendet Alexander im Kampfe mit den Taulantiern an[1]); gegen das minderwertige Fufsvolk der Perser bedurfte er seiner nicht mehr. Vielleicht ist auch Alexanders Meisterschaft im Bewegen der Truppen, in ihrem Ansetzen zur Schlacht, in der Berechnung und Abwägung von Raum und Zeit wenigstens zum Teil dem Studium seines Vorbildes zuzuschreiben. In der nachdrücklichen Verwendung der Reiterei und der Leichtbewaffneten, besonders der Hypaspisten (Peltasten), geht Alexander den Verhältnissen entsprechend noch weit über seinen Lehrer hinaus und bewirkt durch die stetige Vervollkommnung und Verfeinerung der Taktik dieser Truppengattungen, besonders der der Reiter, dafs sie schliefslich von gröfserer Bedeutung als das schwere Fufsvolk sind. So kommt es, dafs sie unter seinen Nachfolgern als die ausschlaggebenden Truppen betrachtet werden und die Phalanx in der Taktik nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Damit hat die Entwickelung der griechischen Taktik innerhalb der sogenannten historischen Zeit den ihren ursprünglichen Grundsätzen entgegengesetzten Standpunkt erreicht. An der nunmehr zu erwartenden rückläufigen Bewegung, dem *ritorno al segno*, wie Machiavelli sagen würde, ist sie durch den Zusammenstofs mit einer fremden Taktik verhindert worden, der sie und ihr Volk unterlag. Dafs die griechisch-makedonischen Heere gerade in dem Entwickelungsstadium ihrer Hoplitentaktik, wo diese den tiefsten Stand erreicht hatte, mit der auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung stehenden römischen Manipularordnung zusammenstiefsen, war eine für die griechisch-makedonischen Staaten aufsergewöhnlich ungünstige Fügung des Schicksals.

---

[1]) Arr. An. I 6.

NEUESTES AUS OXYRHYNCHOS

(ARISTOXENOS, ALKMAN(?), SAPPHO)

Von Friedrich Blass

Der Boden Ägyptens, welcher noch so unendlich reich an verschütteten oder vergrabenen Resten des griechischen wie des altägyptischen Schrifttums ist, wird seit etwa zwei Jahrzehnten etwas eifriger und allmählich auch planmäfsiger nach solchen durchforscht, als dies früher der Fall war. Früher nämlich überliefs man es durchaus den Einheimischen, zu graben und zu finden, und, wenn sie Papyrusstücke fanden und gescheit genug waren zu wissen, dafs die Fremden auch für so etwas Geld gäben, sie solchen oder Antiquitätenhändlern anzubieten; nicht immer waren und sind sie so gescheit, und eine Menge Unersetzliches ging und geht auf diese Weise verloren. Vieles kam aber doch nach Europa, und darunter solche ganz grofsen Stücke wie die Papyrus des Hypereides; von Jahr zu Jahr mehrten sich in den europäischen Museen die Schätze; die Aufmerksamkeit und die Hoffnung aller Freunde des Altertums wurde mehr und mehr nach Ägypten gerichtet. Vollends war dies der Fall, seitdem 1891 Aristoteles' Verfassung der Athener und bald darauf die Gedichte des Herondas samt anderen Funden vom Britischen Museum aus veröffentlicht waren. Auch diese Erwerbungen waren nicht das Ergebnis systematischer Forschung, und schwerlich werden solche grofsen Funde jemals aus solcher hervorgehen. Sie kommen nicht aus Ruinen von Städten, sondern aus Gräbern, in denen diese Rollen in thönernen Krügen deponiert waren; Gräber aber sind in Ägypten über einen ganz unendlichen Raum zerstreut. Hingegen lassen sich die Ruinen der Städte, deren es ja im alten Ägypten eine grofse Menge gab, sehr wohl systematisch durchforschen, und sie liefern, wenn auch keine vollständigen Rollen grofsen Umfangs, so doch kleine Rollen in leidlicher Erhaltung, und namentlich Unmengen von Bruchstücken, sowohl von kleinen als von grofsen Rollen, sagen wir Büchern. Besonders viel dergleichen hat, etwa seit 1878, der seitwärts vom Nil gelegene Distrikt el Faijûm in Mittelägypten geliefert; der Engländer Flinders-Petrie hat dort in dem Dorfe Gurob auch jene Sarkophage aus Karton entdeckt, die, von Mahaffy wieder in ihre Elemente zerlegt, die ins III. vorchristliche Jahrh., wenn nicht noch weiter, zurückgehenden Reste von Handschriften des Platon und Euripides geliefert haben. Die Engländer, welche in der Gegenwart das Land auch politisch unter sich haben, sind begreiflicherweise in der Forschung nach Papyrus und in der Erwerbung von solchen den anderen Nationen voran, und

in England hat sich auch die Gesellschaft gebildet, deren Thätigkeit wir die neuesten Funde der letztbeschriebenen Art verdanken; die Handschrift des Bakchylides nämlich ist bei einem Antiquitätenhändler erworben und wäre nach Deutschland statt nach England gekommen, wenn man nur das Nötige dafür bezahlt hätte. Die Gesellschaft also, oder richtiger die jedes Jahr durch Subskription von 1 Pfund Sterling oder mehr sich bildende lockere Vereinigung, heifst *Egypt Exploration Fund;* mit den einkommenden Mitteln werden jeden Winter (seit 1883) Ausgrabungen veranstaltet, und jeden Sommer (seit 1884) erhält der Subskribent seinen gedruckten Band mit den Ergebnissen. Seit 1896 nun giebt es von diesem E. E. F. eine griechisch-römische Abteilung, für die Auffindung von Denkmälern des griechisch-römischen Altertums in Ägypten, einschliefslich des altchristlichen, und die hochverdienten Oxforder Gelehrten Bernard Grenfell und Arthur Hunt, welche ihre ganze Zeit und Kraft diesem Werke zu widmen in der Lage sind, und die auch vorher schon in Ägypten nach Papyrus geforscht und zwei Bände *Greek Papyri* (1896 und 1897) veröffentlicht haben, gruben für den E. E. F. 1896/97 die Ruinen von Oxyrhynchos auf, mit ungeheuerem Ertrage. Der Ort, dessen Stelle heute ein elendes Dorf Behneseh einnimmt, lag am Rande der westlichen Wüste, 120 engl. Meilen südwärts von Kairo, und nahm einen Raum von 1¼ engl. Meilen Länge und ungefähr ½ M. Breite ein. Er war die Hauptstadt eines Bezirks (Nomos) und bestand bis in die arabischen Zeiten, von früh an auch als ein hervorragender Sitz des Christentums. Der genaue Name ist *Ὀξυρύγχων πόλις* (wie *Κροκοδίλων πόλις* = Arsinoë im Faijûm, *Κυνῶν πόλις* Oxyrhynchos gegenüber östlich vom Nil, u. s. w.), und der Name kommt von der Hauptgottheit, dem Spitzschnauze genannten Fische, der in ganz Ägypten heilig war, hier aber den Hauptsitz seiner Verehrung hatte, wie der Hund gegenüber in Kynopolis. Er soll, nach Aussage der Herren Grenfell und Hunt, nicht sonderlich schmecken. Gewählt wurde dieser Ort für die Ausgrabungen mit besonderer Rücksicht auf die zu erwartenden christlichen Altertümer, welche Hoffnung auch durch den Fund der rasch berühmt gewordenen *λόγια Ἰησοῦ* erfüllt wurde. Die Fundstätte für dieses wie für die anderen Papyrusstücke waren weder Gräber noch Ruinen von Häusern, sondern Kehrichthaufen; es sind in eigentlichstem Sinne die Papierkörbe von Oxyrhynchos, was man gefunden hat, denn in einigen Fällen fand man die Körbe mit, in denen die kassierten Akten auf den Schutthaufen getragen waren. Die Papierkörbe waren aber so ergiebig, dafs man 280 Zinnkasten damit anfüllte, in denen die Schätze, abzüglich des ans Museum in Gizeh abzuliefernden Teils, nach Oxford befördert worden sind. Dort werden sie nun vor und nach (mit heifsen Dämpfen) präpariert, aufgewickelt, gelesen, abgeschrieben und veröffentlicht; der I. Band ist im letzten Sommer erschienen.[1])

Natürlich bilden die Urkunden in dem gesamten Bestande die weitaus

[1]) Egypt Exploration Fund. Greco-Roman Branch. *The Oxyrhynchus Papyri,* Part I, edited with translations and notes by Bernard P. Grenfell and Arthur S. Hunt. With eight plates. London 1898.

gröſste Masse. Was die wert sind, um das Leben der ägyptischen Landstadt in dem Zeitraum vom I. bis zum VIII. Jahrh. uns vorzuführen, hat Wilamowitz in der sehr lesenswerten Anzeige des I. Bandes (Gött. Gel. Anz. 1898, S. 673 ff.) unlängst gezeigt. Anderseits haben die Herausgeber sehr wohl gethan, daſs sie von einer Masse Urkunden statt Abdrucks nur einen Auszug geben: *unum si noris, omnes noveris* kann man bei den meisten Kategorien sagen, und in späteren Bänden wird die ermüdende Einförmigkeit, wenn auch nur in den Auszügen, noch stärker hervortreten, so daſs Weniges sich als eigentümlich und neu heraushebt. Einen hohen Wert aber hat die einzelne Urkunde für sich nur im seltensten Falle: wenn sie nämlich riesengroſs und offiziellen Inhalts ist, wie Grenfells und Mahaffys *Revenue Laws.* Die Herren Grenfell und Hunt rechnen unter ihrem Funde, abgesehen von einigen hunderttausend Bruchstücken, etwa 2000 Urkunden und 300 zur Litteratur gehörige Stücke. *Χρυσὸν οἱ διζήμενοι γῆν πολλὴν ὀρύσσουσι καὶ εὑρίσκουσι ὀλίγον*, sagt der alte Heraklit, und zur *γῆ* gehört auch von den 300 das meiste. Etwa die Hälfte davon sind Bruchstücke des Homer, im allgemeinen notwendig wertlos; denn Varianten zeigen sich meistens nur in den ganz alten Resten des Homer, während seit Aristarch der Text mehr und mehr fest war; in Oxyrhynchos aber sind die älteren und tieferen Schichten von dem eingedrungenen Grundwasser verdorben. Dann eine Masse gröſserer und namentlich kleinerer Bruchstücke anderer erhaltener Autoren, selten mit wertvollen Varianten, wenn auch für die Textgeschichte nicht gleichgültig; denn auch hier wird die Festigkeit des Textes seit recht alten Zeiten immer aufs neue dadurch gezeigt. Ein Fragment des Ödipus Tyrannos aus dem V. Jahrh. hat ziemlich dieselben Fehler wie unser Laurentianus aus dem XI. Erheblich sind die Bruchstücke einer Thukydideshandschrift (s. Litter. Centralbl. 1897 Sp. 1462 ff.). Also das meiste von den 300 ist Bekanntes, und unter dem Unbekannten ist wieder sehr viel, was Gold nicht genannt werden kann, sei es wegen unbestimmbaren oder gleichgültigen Inhalts, sei es wegen übermäſsig schlechter Erhaltung. Wirklich Gold aber, nach meiner Schätzung, sind in hervorragendem Maſse die rhythmischen Bruchstücke des Aristoxenos, die unter Nr. IX (S. 14 ff.) gegeben werden, teilweise mit Faksimile. Über sie an diesem Orte ausführlicher zu handeln scheint um so mehr angezeigt, als sie nicht nur recht schwer zu verstehen sind, sondern auch manchem, der sich für den Gegenstand interessiert, schwer zugänglich sein werden; dazu kommt, daſs v. Wilamowitz a. a. O. 698 ff. eine von der der Herausgeber abweichende Erklärung wichtiger Stellen vorgelegt hat. Ich bemerke vorweg, daſs ich die Herren Grenfell und Hunt auf ihren Wunsch bei der Entzifferung und Erklärung dieses Stückes unterstützt habe, und daſs ihre Erklärungen auch die meinigen sind.

Was erhalten ist, sind Teile von fünf Kolumnen einer groſsgeschriebenen Papyrushandschrift, welche die kundigen Herausgeber in die 1. Hälfte des III. Jahrh. setzen. Von Kol. I sind nur kurze Zeilenenden da; von II 22 Zeilen, während die 13 letzten fehlen; von III und IV haben wir die ersten 21 bez. 22, 14 fehlen; V ist vollständig da, in 35 Zeilen, aber mit argen Lücken. Der

Name des Aristoxenos ist mit Sicherheit gefunden, indem nicht nur, wie sich weiterhin zeigen wird, alles auf ihn pafst, sondern auch der beständige Gebrauch von *ξύν* für *σύν* einen deutlichen Hinweis giebt; diese archaische Form findet sich nämlich auch in Aristoxenos' bisher schon vorhandenen Resten. Diese bestehen bekanntlich, abgesehen von Fragmenten, in drei Büchern über Harmonik und in dem Anfang des 2. Buches der *ῥυθμικὰ στοιχεῖα*. Dieser Schrift weisen die Hsg. auch den neuen Fund zu, ich denke mit Recht, nicht als ob derselbe nicht auch in irgendwelcher anderen der verlorenen Schriften einen Platz gehabt haben könnte, sondern weil die *ῥυθμικὰ στοιχεῖα* die bekannteste und ebendeshalb auch teilweise auf uns gekommene rhythmische Schrift waren, und wir bei den Bücherresten der kleinen ägyptischen Landstadt natürlich an das Bekannteste zumeist denken müssen.

Indem ich die Reste von Kol. I vorläufig übergehe, lege ich zunächst Kol. II in ergänzter Abschrift und mit Übersetzung vor.

Kol. II

Οἰκειότατοι]|μὲν οὖν εἰσιν οἱ ῥυθμοὶ οὗτοι
τῆς τοιαύτης λέξεως· χρήσαι-
το δ' ἂν αὐτῆι καὶ ὁ δάκτυλος[1]) ὁ κατὰ
ἴαμβον[1]), ἀνάπαλι⟨ν⟩ τῶν περι-
5 *εχουσῶν ξυλλαβῶν τεθει-*
σῶν εἰς τοὺς[2]) χρόνους, ἢ ὡς ἐν τῶι
κρητικῶι ἐτίθεντο. ἔσται δὲ
τὸ σχῆμα τοῦ ποδός, δι' οὗ ἡ ῥυ-
θμοποιία περαίνεται, τὸ εἰς
10 *ἴαμβον, οἷον· ἔνθα δὴ ποικί-*
λων ἀνθέων ἄμβροτοι λ⟨ε⟩ίμα-
κες βαθύσκιον παρ' ἄλσος ἀβρο-
παρθένους εὐιώτας χοροὺς ἀγ-
κάλαις δέχονται. ἐν τούτωι
15 *γὰρ οἵ τε πρῶτοι πέντε[3]) πό-*
δες οὕτω κέχρηνται τῆι λέ-
ξει καὶ πάλιν ὕστεροι[4]) τρεῖς. καὶ
ὅστις εὐθυμίηι καὶ χοροῖς ἥ-
δεται. ἐπὶ πολὺ δὲ τῆι τοι-
20 *αύτηι ῥυθμοποιίαι οὐ πάνυ*
χρῆται [ὁ] ῥυθμὸς οὗτος. χρή-
σαιτο δ' ἂ[ν τῆ]ι τοια[ύτηι] λέξ[ει — —
(13 Z. fehlen).

[1]) So der Korrektor für *ὁ ἴαμβος ὁ κατὰ δάκτυλον*. [2]) *τοὺς* vom Korr. zugef. [3]) So der Korr. für *πέντε πρῶτοι* (es ist . *β* . . *α* . übergeschrieben). [4]) So Korr. für *ἕτεροι*.

'[Am geeignetsten] nun sind diese Rhythmen (d. i. u. a. der Ditrochäus, s. Z. 7) für die in Rede stehende Form des Wortausdrucks (d. i. $- \smile -$, mit einer Dehnung); es kann sich ihrer aber auch der Diiambus (*δάκτυλος κατὰ ἴαμβον*) bedienen, wobei die umschliefsenden Silben in umgekehrter Weise in die verschiedenen Zeitgröfsen eingepafst werden, als das beim Ditrochäus (*κρητικός*) geschah. Die Form des Taktes, in welchem die Rhythmenbildung geschieht, wird hier die iambische sein. Z. B.: *ἔνθα*[1] *δὴ* | *ποικίλων*[2] | *ἀνθέων*[3] | *ἄμβροτοι*[4] | *λείμακες*[5] | *βαθύσκιον*[6] | *παρ' ἄλσος*[7] *ἀ*[8]|*βροπαρθένους* | *εὐιώ*[9]|*τας χοροὺς*[10] | *ἀγκάλαις*[11] | *δέχονται*[12]. In diesem Beispiele nämlich haben sowohl die ersten fünf Takte diese Form des Wortausdrucks, als auch wiederum nachmals noch drei (d. i. 9—11). Ferner: *ὅστις εὐ|θυμίηι* | *καὶ χοροῖς* | *ἥδεται*. In langer Folge indes kommt in diesem Rhythmus eine derartige Rhythmenbildung nicht eben vor. Sodann kann sich der in Rede stehenden Form des Wortausdrucks bedienen' — —

Für das richtige Verständnis dieses wie der folgenden Stücke ist kein Terminus wichtiger als der Ausdruck *χρόνος, χρόνοι* (Z. 6). v. Wilamowitz nämlich, wie sich bei seiner Behandlung der weiteren Kolumnen zeigt, denkt bei *χρόνος* an den *χρ. πρῶτος*, die Mora, und kommt dadurch zu ganz wunder-

lichen Erklärungen. Die weiteren Belege für χρ. sind: τὸ μονόχρονον III 12, ἐν τῶι μεγίστωι χρόνωι — ἐν τῶι ἐλαχίστωι V 5 f., τῆι τετραχρόνωι κρητικῆι λέξει 10 f., ἡ δ' ἀπὸ βραχείας ἀρχομένη τετράχρονος λέξις 25 f. In den ῥυθμ. στ. B handelt Aristoxenos über die Zeitgröſsen S. 279 ff. M.: er nennt das Doppelte des χρ. πρῶτος δίσημος χρ., das Dreifache τρίσημος, u. s. w., woraus alsbald klar ist, daſs μονόχρονος und τετράχρονος nicht die Zeit von 1 bezw. 4 Moren bedeuten können. Dann entwickelt er dort, daſs es einen ἀσύνθετος χρόνος in absolutem Sinne gebe (d. i. den χρ. πρῶτος) und einen, der dies nur relativ sei, weil er von einer Silbe, oder von einem Tone eingenommen werde, während dieselbe Gröſse in der Melodie in mehrere Töne, oder in den Worten in mehrere Silben sich zerlege. Von den Worten geht Aristoxenos in dem neuen Fragmente aus; darnach ist hier μονόχρονος einsilbig, τετράχρονος viersilbig, wobei hinzuzudenken ist, daſs das μονόχρονον sich in der Melodie in mehrere Zeitgröſsen zerlegen, das τετράχρονον in wenigere zusammenziehen konnte. Also ist die Stelle II 4 ff.: ἀνάπαλιν τῶν περιεχουσῶν ξυλλαβῶν τεθεισῶν εἰς τοὺς χρόνους zu übersetzen wie ich oben gethan, vgl. V 4 ff. ὥστε τὴν μὲν πρώτην ξυλλαβὴν ἐν τῶι μεγίστωι χρόνωι κεῖσθαι, τὴν δὲ δευτέραν ἐν τῶι ἐλαχίστωι, τὴν δὲ τρίτην ἐν τῶι μέσωι. Zweifeln kann man nur über περιεχουσῶν, nicht weil der Sinn 'umschlieſsend' im Gegensatz zu 'umschlossen' nicht paſste, auch nicht weil Belege dieses Ausdrucks bei Aristoxenos mangelten (vgl. z. B. Harm. S. 22 Meib. δύο μὲν οἱ περιέχοντες φθόγγοι —, δύο δ' οἱ περιεχόμενοι), sondern lediglich wegen der unten IV 3 folgenden Stelle: καὶ γὰρ οὗτος (der Päon) ἐκ πέντε περιεχόντων δύναται ξυντίθεσθαι, δῆλον δ' ὅτι καὶ ἐκ πέντε ἡμίσεων, wo es aussieht, als wäre περιέχοντες (oder -τα) Gegensatz zu ἡμίσεις (-εα) und bedeutete etwas wie 'lang'. Am sichersten ist es indes auch dort, bei der nachweisbaren Bedeutung zu bleiben und 'ihn umfassenden' zu übersetzen, etwa wie Harm. S. 59 M. οἱ τὸν τόνον περιέχοντες (φθόγγοι) gesagt wird, 'die den Ganzton umschlieſsenden Klänge'.[1]) — Πούς Z. 8 ist Takt, πόδες 15 die einzelnen Takte, in diesem Falle die δάκτυλοι κατὰ ἴαμβον ⏑ – ⏑ –, in andern Fällen auch einzelne Iamben oder Daktylen, je nachdem der Takt ist. Κρητικός als Terminus des Aristoxenos für den Ditrochäus ist Schol. Hephaest. 173 Gaisf. ausdrücklich bezeugt (vollständiger Diomedes S. 481 *creticus* κατὰ τροχαῖον), und die zugehörige Bezeichnung δάκτυλος κατὰ ἴαμβον für ⏑ – ⏑ – steht bei Aristides S. 26 (Jahn) gleich dahinter in einer Aufzählung von ῥυθμοὶ μεικτοί, die Aristoxenisch sein wird.

Hiernach wird nun folgendes in dieser Kolumne gelehrt. Ein Takt der sprachlichen Form – ⏑ – kam wie in anderen Rhythmen in den 'Kretikern', d. i. Ditrochäen, gern und häufig vor; die Musik wies auf, daſs die eine Länge, natürlich die zweite, noch eine Kürze in sich schloſs, also – ⏑ ⊔ gemessen wurde. Dieselbe Form, aber mit Dehnung der ersten Länge, nicht der zweiten,

---

[1]) Bei v. Wil.s Auffassung (περιέχουσα eine Silbe, die mehr als die normale Zeit einnimmt) scheint mir gar keine Übersetzung möglich, und περιεχόντων IV 3 versteht er selbst ganz anders, von normalen Zeiten = Moren.

⏗ ⏑ –, kam auch in Kompositionen des diiambischen Taktes vor, wenn auch weder so häufig noch so lange fortgesetzt. Die gegebenen beiden Beispiele sind wie alle folgenden namenlos, haben aber sämtlich den gleichen dionysischen Inhalt, so dafs man an Dithyramben, indes auch an Satyrspiele denken kann. Vielleicht dafs vorher der Dichter, aus dem sämtliche Beispiele stammten, mit Namen genannt war; bei der bekannten Kunstrichtung des Aristoxenos wäre er unter den älteren, nicht den jüngeren zu suchen. Weiteres verspare ich mir auf den Schlufs und schreite zunächst zu Kol. III fort.

Kol. III

τὸ κατὰ βακχεῖον καλούμε]|νον εἶδος. κατὰ
δὲ τὰ[1]) τῆς [ῥυθμο-
ποιίας σχήματα παραλλάττει
ἐν τῶι φίλον Ὥραισιν ἀγάπη-
μα, θνατοῖσιν ἀνάπαυμα μό-
5 χθων. ἔστι δέ που καὶ ξυνε-
χεῖς ἐπὶ τρεῖς· φέρτατον δαί-
μον', ἁγνᾶς τέκος ματέρος, ἃν
Κάδμος ἐγέννασέ ποτ' ἐν ταῖς
πολυολβίοις[2]) Θήβαις. χρήσαι-
10 το δ' ἂν καὶ ὁ ἴαμβος τῆι αὐτῆι
ταύτηι λέξει, ἀφυέστερον δὲ
τοῦ βακχείου· τὸ γὰρ μονόχρο-
νον οἰκειότερον τοῦ τροχαϊ-
κοῦ ἢ τοῦ ἰάμβου. οἷον ἐν τῶι·
15 βᾶτε βᾶτε κεῖθεν, αἱ δ' εἰς τὸ πρό-
σθεν ὀρόμεναι. τίς ποθ' ἁ[3]) νεᾶ-
νις; ὡς εὐπρεπής νιν ἀμ-
φέπει τρεῖς πόδας διαλεί-
πουσιν αἱ ξυνζυγίαι, ὥστε
20 περιοδῶδές τι γίγνεσθαι. αὗ-
ται μὲν οὖν αἱ χρήσεις τ[...
(14 Z. fehlen).

— — '[die sogenannte baccheische] Taktart. In den Formen der Rhythmenbildung weicht sie (ἡ τοιαύτη λέξις) aus in dem Beispiel: φίλον Ὥραισιν ἀγάπημα, θνατοῖσιν ἀνάπαυμα μόχθων. Zuweilen kommt sie auch in drei fortlaufenden Takten vor: φέρτατον | δαίμον' ἁ|γνᾶς τέκος | ματέρος ἃν | Κάδμος ἐγέν|νασέ ποτ' ἐν | ταῖς πολυολ|βίοις Θήβαις. Ferner kann sich dieser gleichen Form des Wortausdruckes (– ⏑ –) auch der Iambus bedienen, jedoch weniger geeignet als der Bacchius; denn die Zusammenbringung unter eine Zeitgröfse pafst besser für das Trochäische als für den Iambus. So haben in dem Beispiele: βᾶ|τε βᾶ|τε κεῖ|θεν αἱ ‖ δ' εἰς | τὸ πρό|σθεν ὀρό|μεναι ‖ τίς | ποθ' ἁ | νεᾶ|νις; ὡς ‖ εὐ|πρεπής | νιν ἀμ|φέπει ‖ die Verbindungen (zu einer Silbe) regelmäfsig drei Takte (2. 3. 4) zwischen sich, so dafs etwas einer περίοδος (Verbindung von 4, teils trochäischen, teils iambischen Takten) Ähnliches herauskommt. Diese Gebrauchsweisen nun' — —

[1]) τὰ Korr. über d. Z. [2]) πολυολβίοις Korr., πολυόλβοισιν erste Hand. [3]) ποθε erst.

Dafs hier von Anfang an (und wohl schon von Kol. II 21 ab) vom βακχεῖος gehandelt wurde, zeigt sich in Z. 12, ähnlich wie sich aus II 7 κρητικῶι schliefsen läfst, dafs vorher der κρητικός erörtert war. Was nun βακχεῖος ist, lehrt wieder Aristides an der angeführten Stelle: δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ τροχαίου Choriamb, δ. κατὰ β. τὸν ἀπὸ ἰάμβου Antispast, jener mit – ⏑ als Thesis und ⏑ – als Arsis, dieser umgekehrt ⏑ –, – ⏑. In dem zweiten Beispiele sind auch wirklich Choriamben, bei denen aber dreimal, wie Aristoxenos hervorhebt, die Kürze des Trochäus mit der Länge zur dreizeitigen Länge verbunden ist: ⏗ ⏑ –, aufserdem am Schlusse (wenn wie sonst immer der Lesart des Korrektors zu folgen ist) der Antispast -βίοις Θήβαις eintritt, womit Wilamowitz

ganz richtig Eurip. Bakch. 72 ff. vergleicht: *ὦ μάκαρ ὅσ|τις εὐδαί|μων τελετὰς | θεῶν εἰ|δὼς βιοτὰν | ἁγιστεύει.* Dagegen in dem ersten der Beispiele wollen sich weder solche noch überhaupt erkennbare Rhythmen zeigen, wenn man nicht emendiert und *θνατοῖς* schreibt: *φίλον Ὠ|ραισιν ἀγά|πημα θνα|τοῖς ἀνάπαυ|μα μόχθων.* So nämlich (wie immer der erste Fufs aufzufassen ist: *βακχεῖος* heifst bei den Rhythmikern auch der Ionikus) haben wir ⊔ ⏑ – in *-πημα, θνα-*, und ⊔ ⏑ ⏑ ⏑ in *-ραισιν ἀγα-*, d. i. eine gleichwertige, nur in der Rhythmopöie differenzirte Form, und daneben doch, was wir durchaus in dem Beispiele erwarten, den Choriamb (*-τοῖς ἀνάπαυ-*) und die gewöhnliche Klausel choriambischer Verse ⏑ – –. Es pafst somit auch, dafs – ⏑ – hier *κατὰ τὰ τῆς ῥυθμοποιίας σχήματα* ausweichen soll, nämlich vermöge einmaliger Auflösung der zweiten Länge in zwei Kürzen. Dafs bei – ⏑ – = – ⏑ ⏑ – die erste Länge die gedehnte ist, wie beim Diiambus, versteht sich ganz von selbst. — Nun kommt Aristoxenos von Z. 9 ab auf den Iambus zu sprechen, den er somit vom *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* scharf unterscheidet: dieser giebt den $^6/_8$-Takt, der Iambus den $^3/_4$-Takt, und bei ihm ist der Einzeltakt (*πούς*) der einfache Fufs, nicht wie dort die Dipodie. Gleichwohl ist klar, dafs die *λέξις* – ⏑ – in iambischen Rhythmen erst durch die Verbindung zweier Füfse zu stande kommt, von denen der erste *μονόχρονος* ist, d. i. wie wir sahen einsilbig, aber dreizeitig. Der Ausdruck findet sich, mit richtiger Erklärung, auch bei Marcianus Capella in der zumeist mit Aristides stimmenden Darstellung der Rhythmen (IX § 982): *Monochronon quippe dicitur tempus etiam cum longa ponitur, quae longa duo tempora recipere consuevit* (d. i. – für ⏑ ⏑), *vel cum tria simul tempora brevia collocantur* (⊔ = ⏑ ⏑ ⏑), *vel cum sunt quattuor numero* (⊔ = ⏑⏑ ⏑⏑), *quae omnia ad comparationem longae syllabae computantur; itaque maior anapaestus* (*ἀναπ. ἀπὸ μείζονος* d. i. Daktylus) *elationem* (erster Taktteil) *quidem suscipiet quae monochronos esse dicatur* (–), *positionem* (zweiter Taktteil) *dichronon* (⏑ ⏑) *habere monstratur.* Hierdurch werden wohl auch v. Wilamowitz' Bedenken gegen unsere Erklärung von *τὸ μονόχρονον* schwinden. Dafs dasselbe für Iamben weniger geeignet sein soll als für trochäische Rhythmen, stimmt zu dem in Kol. II über – ⏑ – im *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* Gesagten, *τροχαϊκοῦ* aber mufste, statt *τροχαίου*, gesagt werden, weil ja die Vergleichung mit dem Choriamb geschieht, von dem nur der erste Teil trochäisch ist. Nun kommt (Z. 15—18) das letzte Beispiel in dem Erhaltenen, deutlich aus einem chorischen Gedichte stammend. Es erscheint eine *νεᾶνις*, sei es ein wirkliches Mädchen oder Dionysos, der wie ein solches aussieht, vgl. Aeschyl. Frag. 55, Aristoph. Thesm. 134 ff. Im ersten Kolon schreibt Wilamowitz *αἶδ'*; indessen ist doch wohl so zu verstehen: das Mädchen kommt von einer Seite, die Choreutinnen stehen teils auf dieser, teils auf der anderen; letztere nun sollen *κεῖθεν* kommen, erstere (*αἱ δ'*) nur etwas weiter vorschreiten, um besser zu sehen. Zu *εὐπρεπής* fehlt das Substantiv, welches erst im nächsten Kolon folgte. Dann der Zusatz: *τρεῖς γὰρ πόδας διαλείπουσιν αἱ ξυνζυγίαι*, 'lassen zwischen sich', 'sind unterbrochen durch', etwa wie in den aristotelischen Problemen steht (S. 929b 36): *τὰ μικρομερῆ οὐ διαλείπει χώραν*; *ξυ(ν)ζυγίαι* aber mufs = *τὰ*

μονόχρονα sein, die Verbindungen von zwei sonst getrennten Zeitteilen zu einem, wiewohl das Wort in diesem Sinne sonst nicht vorkommt und *κατὰ συζυγίαν* in Aristides' Rhythmik die Verbindung zweier kleinerer Füfse zu einem gröfseren bezeichnet (‿ ◡, ◡ ‿). *Περιοδῶδες* aber mufs doch wohl das einer *περίοδος* in Aristides' Sinne (S. 36 ff.) Ähnliche sein; unter den *περίοδοι* d. i. den Verbindungen aus mehr als zwei Füfsen bringt derselbe auch den *ἴαμβος ἀπὸ τροχαίου*, ‿ ◡, ◡ ‿, ◡ ‿, ◡ ‿, welcher durch Vereinigung der zweiten Silbe mit der ersten den von Aristoxenos citierten Kola völlig gleich wird: ◡, ◡ ‿, ◡ ‿, ◡ ‿, *βᾶ,τε βᾶ,τε κεῖ,θεν αἰ.*

Kol. IV

ἐκ τρι]|ῶν [ἡ]μι[σε]ων.[1]) ὁ αὐτὸς δὲ λόγος
καὶ π[ερ]ὶ τοῦ παιῶνος· καὶ γὰρ οὗ-
τος ἐ[κ π]έντε περιεχόντων
δύν[ατ]αι ξυντίθεσθαι, δῆλον
5 δ' ὅτι καὶ ἐκ πέντε ἡμίσεων.
ξυνεχὴς μὲν οὖν[2]) ἡ τοιαύτη
ῥυθμοποιία οὐκ ἂν γίγνοιτο· παν-
τελῶς γὰρ ἀλλότριον τὸ ἦθος
τῆς τοιαύτης ῥυθμοποιίας
10 τοῦ τε παιῶνος καὶ τῶν πρὸ
τούτου ῥηθέντων· εἰ δέ που
τιθεμένη ἐν καταμε[ί]ξει
τ[ο]ῦ ἰ[δ]ίου[3]) ἕνεκα δοκ[ιμά]ζοι-
το, τάχ' ἂν χρήσαιτό [που] αὐ-
15 τῆι[4]), [εἰ] μὴ δι[ὰ τὴ]ν προ-
εκκ[ει]μένην ἀπο[ρίαν] καθόλου[5]) ἀθέ-
τους ἐατέον τὰς το[ιαύ]τας χρή-
σεις, ὅσαι μεικτούς τ[ινα]ς
ἐμφαίνουσι ῥυθμ[οὺς μὴ] δ[ο-
20 κιμαζομένους ὑ[πὸ τῆς αἰ-
σθ]ήσεως. ἐπεὶ τί[......
..[6]) ταύτη[ι] χρήσα[σθαι τῇ
(14 Z. fehlen).

Kol. V

ἐγγὺ[ς ἔ]σται ἀναπαιστικοῦ σχή-
ματο[ς], σχεδὸν δῆλον. διὰ τί δ' οὐ-
κ ἂν γίγνοιτο καὶ τὸ ἀντεστρ[αμ-
μένον, [ὥ]στε τὴν μὲν πρώ-
5 την ξυλλαβὴν ἐν τῶι μεγί-
στωι χρόνωι κεῖ[σθαι, τὴν δὲ
δευτέρα[ν] ἐν τῶ[ι] ἐ[λα]χ[ί]σ[τωι,
τὴν δὲ τ[ρί]την ἐν [τ]ῶι μέσω[ι;
δῆλον δ' ὅ[τ]ι ἡ αὐτὴ α[ὔτ]η ἀπορ[ία
10 διατεί[νε]ι καὶ ἐπὶ τὴν ἀντι-
κειμένην λέξιν τῆι τετρα-
χρόνωι κρητικῆι λέξει. διὰ
τί γὰρ οὐκ ἂν ἢ δύο ἰαμβικοῖς[1]) εἰ[ς
τὴν π[επυκ]νωμέν[η]ν[2]) ῥυθμο-
15 π]οιί[αν, μὴ τὴ]ν αὐτ[ὴ]ν ἀγωγὴ[ν
σώιζουσιν, ἢ δύο τροχ]αϊκοῖς χρ[ή-
σαιτο]............υγεγε
................ον δι' ἣν
αἰ]τίαν.......φανερόν. π[ε-
20 ρὶ μὲν οὖ[ν τού]του τοῦ σχήμα-
τος τοσαῦτ' [εἰ]ρήσθω· ἡ γὰρ π[α-
ρὰ φύσιν τῶν ξυλλαβῶν θέ-
σις οὐχ ὑ]πὸ δακτυλικὴν ῥυ-
θμοποιίαν ξ]υντείνουσα φα-
25 νερὰ ἐκ τῶν] ἔμ[προ]σθεν. ἡ
δ' ἀπὸ βραχ]είας ἀρχομένη τ[ε-
τράχρονος λέ]ξις οἰκεία μέν ἐσ-
τι κατὰ τ]ὴν τῶν ῥυθμῶν
φύσιν, οὖσα ἰα]μβική, τοῦ ἰάμβου·
30 τὰ δ' ηὐξημέ]να[3]) σχήματα τῆς λέ-
ξεως, ὡς Βοιώ]τιος[4]), ἔστι μεν τι
........υ.ν....αὐτῶν
........τ...ρι..ρατοις
.......μενον. ὥσ[τ]ε ξυνε-
35 χεῖ μὲν τα]ύτης χρήσει[5]) οὐ ῥά|[διον
ἐντυχεῖν — —

Kol. IV [1]) So Gr.-H. [2]) *οὖν* vom Korr. zugef. [3]) So Gr.-H. [4]) Gr.-H. [τις] *αὐτῆι*; vgl. unten die Erläuterung zu V 16. [5]) Im Texte steht *καθόλου* Z. 15 nach *εἰ μή*; der Korr. aber hat über *καθόλου* . β . gesetzt, und über *προεκκ. ἀπορίαν* . α . [6]) Gr.-H. *τί [κωλύοι ἂν]*.

Kol. V [1]) ς vom Korr. zugef. [2]) Diese meine Ergänzung wird von Gr.-H. nicht ungünstig beurteilt; nur sei der Raum für *επυκ* etwas eng, und die Reste des dritten Buchstabens des Wortes wiesen nicht gerade auf *π*. [3]) Gr.-H........*να*. [4]) Gr.-H. *λέ|ξεως ταύ]της*. S. u. [5]) *χρησει* erst.

Ich habe diese beiden Kolumnen zusammengefafst und gebe auch zunächst noch keine Übersetzung; denn die Schwierigkeiten steigern sich hier sehr. Inwieweit ist überhaupt noch, wie bisher, von der *τρίχρονος λέξις* – ◡ – die Rede? In V 9 ff. lesen wir, dafs die gleiche Schwierigkeit sich auch auf die der *τετράχρονος κρητικὴ λέξις* (– ◡ – ◡) entgegengesetzte erstrecke. *Ἀντικειμένη* ist dieser natürlich ◡ – ◡ –, *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον*; denn nach *ῥυθμ. στ. B* S. 300 unterscheidet sich *ἀντιθέσει*, was umgekehrte Stellung von Thesis und Arsis hat. Demgemäfs wird Z. 13 ff. von *δύο ἰαμβικά* und *δύο τροχαϊκά* gesprochen als ziemlich gleichwertig mit *δάκτυλος κατὰ ἴ.* und *κρητικός*. Hingegen V 1 ff. handelt es sich um eine dreisilbige *λέξις*, in Z. 2 ff. der Form ⊔ ◡ –, vorher (IV Ende, V 1 f.) um die mit umgekehrter Anordnung der Zeiten, also – ◡ ⊔, welche nahe an einen Anapäst herankomme. Dann kommt also ⊔ ◡ – nahe an einen Daktylus heran, wovon wohl schon in IV die Rede war; so haben wir auch V, Z. 23 *δακτυλικὴ ῥυθμοποιία*. Dann aber doch 25 ff. *ἡ δ' ἀπὸ βραχείας ἀρχομένη τετράχρονος λέξις*, ◡ – ◡ –, über die weiterhin gehandelt wird; es scheint klar, das unmittelbar vorher von der *ἀπὸ μακρᾶς ἀρχομένη* (– ◡ – ◡) gesprochen sein mufs, und zwar mit Abschlufs einer längeren Erörterung: 19 ff. *περὶ μὲν οὖν τούτου τοῦ σχήματος τοσαῦτ' εἰρήσθω.* Demgemäfs scheint mir, dafs das allgemeine Thema in IV und bis zu V 25 die viersilbige *λέξις* der Form – ◡ – ◡ sei, und dafs die *τρίχρονος* in V Anfang nur des Vergleichs halber herangezogen werde.

Weiter ist in diesen Kolumnen von Mischung der Rhythmen (*μεικτοὺς ῥυθμούς* IV 18, *ἐν καταμείξει* 12), und, jedenfalls im Zusammenhange damit, vom Tempo, *ἀγωγή* (V 15), die Rede. Vermöge des verschiedenen Tempo wird die Dauer der Mora vermindert oder vermehrt, und sechs Moren eines rascheren Tempo können gleich vier eines langsameren sein, gleichwie auch bei uns 2 Viertelnoten nicht nur in 4 Achtel, sondern auch (mit Triolen) in sechs aufgelöst werden können. So kann ein unter Daktylen eingemischter Ditrochäus durch rascheres Tempo dem einzelnen Daktylus gleichwertig sein. Die gesamte Zeitgröfse, welche der Ditrochäus einnimmt, und welche sonst der Daktylus einnähme, zerfällt nun in vier Zeitgröfsen statt in drei; es entsteht eine *πεπυκνωμένη ῥυθμοποιία*, falls V 14 so richtig ergänzt ist. Dieser Ausdruck, für dichte Zusammendrängung auf kleinem Raum, ist echt Aristoxenisch: *ῥυθμ. στ. B* 302 steht: *τὸ δίσημον μέγεθος παντελῶς ἂν ἔχοι πυκνὴν τὴν ποδικὴν σημασίαν* (◡|◡ | ◡|◡ | u. s. w.), und nach Keil zu Marius Victorinus p. 45 nannte man den Tribrachys auch *πύκνωμα*.[1]) Der Daktylus wird in gleicher Weise in ◡ ◡ ◡ ◡ aufgelöst, wofür, mit anderem Tempo, – ◡ – ◡ oder ◡ – ◡ – eintreten könnte.

Ich versuche nun eine Übersetzung der beiden Kolumnen IV und V zu geben.

(IV) — — [drei?] Kürzen. Ebenso verhält es sich auch mit dem Päon; denn auch dieser läfst sich aus fünf ihn umschliefsenden Teilen zusammensetzen, offenbar aber auch aus fünf Kürzen. Länger fortgesetzt nun kann eine derartige Rhythmen-

---

[1]) Keil verweist auf Platon Rep. VII 531 A *πυκνώματα*, was gehäufte kleine Intervalle in der Harmonik bedeutet; auch in Aristoxenos' Harmonik kommt *πυκνόν*, *καταπυκνοῦν* so vor.

bildung nicht wohl werden; denn der Charakter einer derartigen Rhythmenbildung ist sowohl dem Päon als den vor ihm genannten Rhythmen vollständig zuwider; wenn sie indessen einmal in sporadischer Einmischung des Besondern (?) wegen angenehm berührte, so könnte er (der Päon) sich ihrer vielleicht einmal bedienen, falls nicht wegen der früher dargelegten Schwierigkeit man überhaupt derartige Gebrauchsweisen als ungültig bei Seite zu lassen hat, in denen sich gewisse gemischte, das Ohr nicht angenehm berührende Rhythmen zeigen. — — —

(V) — — [dafs die Form des Wortausdrucks ‿ ‿ ‿] der anapästischen Form nahe kommen wird, ist ja wohl klar. Warum nun könnte nicht auch das Umgekehrte stattfinden, dafs die erste Silbe die gröfste Zeit einnähme, die zweite die kleinste, die dritte die mittlere? Klärlich aber erstreckt sich diese gleiche Schwierigkeit auch auf den dem viersilbigen kretischen Wortausdrucke (‒ ◡ ‒ ◡) gegenüberstehenden Wortausdruck (◡ ‒ ◡ ‒). Weshalb nämlich könnte nicht [der Daktylus] für die gehäufte kleine Zeitteile gebrauchende Rhythmenbildung (◡ ◡ ◡ ◡) sei es zwei iambische, sei es zwei trochäische Stücke verwenden, ohne Wahrung des gleichen Tempos? — — — Über diese Form also möge soviel gesagt sein; es ist nämlich aus dem früher Gesagten offenbar, dafs die wider die Natur (des Daktylus) geschehende Anordnung der Silben in daktylische Rhythmenbildung nicht hineingehört. Was aber die mit der Kürze beginnende viersilbige Form des Ausdrucks (◡ ‒ ◡ ‒) anbetrifft, so wird sie gemäfs der Natur der Rhythmen[1]), da sie ja iambisch ist, für den Iambus angemessen sein; die vermehrten Formen des Ausdrucks aber (‒ ‒ ◡ ‒), wie *Βοιώτιος* (?), — — — Also wird man einen lange fortgesetzten Gebrauch derselben nicht leicht antreffen. — —

Was nun das Einzelne betrifft, so scheint der Päon zu Anfang von Kol. IV als Beleg für den allgemeinen Satz zu dienen, dafs jede Gröfse in der Rhythmik relativ ist, dieser aber als Begründung dafür aufgestellt zu sein, dafs eine Mischung von Takten auch verschiedenen Umfangs stattfinden kann, indem dann eben die Gröfse des *χρόνος πρῶτος* wechselt. Aristides S. 25 f. (Jahn) lehrt einen *παιὼν διάγυιος* ‒ ◡ ‒ (= ◡◡◡◡◡) und einen *π. ἐπιβατός* ‒ ‒ ‒ ‒ ‒; das stimmt also genau, und es ist nur die Schwierigkeit, dafs *περιέχοντες* (scil. *χρόνοι*) oder *-ντα* (*συλλαβαί, φθόγγοι*) keinen Gegensatz zu *ἡμίσεις* (*-εα*)[2]) macht. Das 'kann' ist verständlich, wenn man an die viersilbigen Formen ‒ ◡ ◡ ◡ und ◡ ◡ ◡ ‒ und an die dreisilbige ‒ ◡ ‒ denkt. Vorher war noch ein anderer Fufs als Beleg für das Gleiche angezogen: wenn vor *ἡμίσεων* Z. 1 ein Zahlwort stand, so weist das *ων* als letzte Silbe desselben notwendig auf *τριῶν* (Gr.-H.); dann haben wir den Tribrachys gleich Iambus oder Trochäus, neben denen nach Aristides S. 25 zwei zwölfzeitige Füfse standen, der *ὄρθιος* und der *τροχαῖος σημαντός*. Die Rede aber ist, wie wir zu sehen glaubten, von ‒ ◡ ‒ ◡ als Ersatz für andere Füfse, unter denen nach Z. 10 der Päon ist. Die Möglichkeit vereinzelter Einmischung eines solchen Kretikus unter Päone wird anerkannt, wenn auch mit starken Restriktionen; der Verfasser hatte schon

---

[1]) D. h. doch wohl des *δάκτ.* *κ.* *ἴ.* einerseits und des *ἴαμβος* anderseits.

[2]) Für *ἥμισυς* citieren Gr.-H. den Satz des Psellos in den rhythm. Excerpten aus Aristoxenos (§ 1): *ἥμισυ μὲν γὰρ κατέχειν τὴν βραχεῖαν χρόνου, διπλάσιον δὲ τὴν μακράν.*

vorher über die Frage der Taktmischung im allgemeinen gesprochen[1]) und die Zulässigkeit nur sehr bedingt statuiert.

In Kol. V geht die Erörterung weiter, und zwar nun mit Beziehung auf Daktylen und Anapäste und unter Hineinziehung der Form – ⏑ – d. i. ⊔ ⏑ – oder – ⏑ ⊔. Die letztere ist klärlich, wie Z. 1 gesagt wird, einem Anapäst ähnlich, wenn auch die Morenzahl um eine Mora gröſser ist; das bildet indes kein Hindernis für die Mischung. Also, fährt er theoretisierend fort, könnte auch umgekehrt ⊔ ⏑ – gesetzt werden. Für was? Den Daktylus oder den Anapäst? Nach der Ähnlichkeit und der Analogie doch für ersteren; indes wird das nicht gesagt, sondern alsbald weiter hervorgehoben, daſs wie – ⏑ – ⏑ auch ⏑ – ⏑ – werde eintreten können, und alsdann, daſs zwei iambische oder zwei trochäische Stücke oder Füſse (*ἰαμβικοί* — *τροχαϊκοί*, wenn der gebrauchte Dativ als männlich zu nehmen ist) sich für ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ unter Änderung des Tempo setzen lieſsen. Hier aber wird der Text arg lückenhaft und unsicher. Was ist zu *χρήσαιτο* Subjekt? II 2 steht *χρ. δ' ἂν αὐτῆι καὶ ὁ δάκτυλος ὁ κατὰ ἴαμβον*, das. 20 *οὐ πάνυ χρῆται ὁ ῥυθμὸς οὗτος*, III 9 *χρήσαιτο δ' ἂν καὶ ὁ ἴαμβος τῆι .. λέξει*, darnach habe ich auch IV 14 *χρήσαιτό [που] αὐτῆι* (sc. *ὁ παιών*) statt *χρήσαιτό [τις] αὐτῆι* geschrieben, um den Päon als Subjekt zu haben. Demgemäſs werden wir auch hier den Daktylus (23 *δακτυλικὴν*) als Subjekt nehmen und *χρ[ήσαιτο ὁ δάκτυλος* ergänzen. Unter *τούτου τοῦ σχήματος* aber Z. 20 verstanden wir den Kretikus – ⏑ – ⏑; von diesem also wird nun 21 ff. geleugnet, daſs er für einen Daktylus stehen könne, und zwar wegen der dem Daktylus widerstreitenden Stellung der Silben (*ἡ παρὰ φύσιν τῶν ξυλλαβῶν θέσις*). Also eine *τετράχρονος λέξις* mit anderer Einfügung der Silben in die *χρόνοι*, oder, was dasselbe sagt, mit anderer Anordnung der Längen und Kürzen ist der Natur des Daktylus nicht zuwider. Welche? Doch die Form ⏑ – ⏑ –, auf die dann der Verfasser übergeht. Also wie *ὅπως Ἀχαι|ῶν δίθρο|νον κράτος | Ἑλλάδος | ἥβας* u. s. w. (Aesch. Agam. 109), während für – ⏑ – ⏑, – ⏑⏑, – ⏑⏑ . . . (in einem Kolon) ich keinen Beleg weiſs, und jedenfalls, was so oder umgekehrt aussieht, anders aufzufassen ist. Aber niemand, scheint es, kann sagen, weshalb das eine wider die Natur des Daktylus ist und das andere nicht; man könnte von vornherein eher den Diiambus als dem Daktylus widerstreitend ansehen. Wenn es sich noch um die *τρίχρονος λέξις* handelte: – ⏑ ⊔ = – ⏑ – ⏑ und ⊔ ⏑ – = ⏑ – ⏑ –, so wäre alles viel verständlicher, da jene Form wirklich vielmehr dem Anapäst ähnlich sieht, wie Z. 1 bemerkt ist. Aber seine Gründe hat Aristoxenos 'im vorigen' gegeben[2]), und dies Vorige haben wir nicht; wir müssen uns also bescheiden. Ich finde auch keine Ergänzung für die weiteren Lücken in Z. 17—19, wenn sich auch *-ον* Z. 18 passend zu *τὸν κρητικ]ὸν* ergänzen lieſse, damit *τούτου τοῦ σχήματος* klarer würde. In 19 passen die Buchstabenreste vor *φανερόν* zu ΤΑΙ oder ΤϵΙ oder ΤΟΙ, wonach ich *ἀθετεῖ* (*ἀθέτους* IV 16) vermutet habe; indessen ist ΑΘΕ, wie

[1]) *προεκκειμένην* wie *ῥυθμ. στ. B* S. 296 *ἐκκείσθωσαν* (Gr.-H.).

[2]) Mit dem Ausdruck *ἡ .. θέσις .. ξυντείνουσα φανερὰ ἐκ τῶν ἔμπροσθεν* vgl. in der Harmonik S. 27 Meib. *φανερός ἐστιν ἐκ τῶν ἔμπρ. διαιρεθείς τε καὶ ἐντεθεὶς ὅσος ἐστίν*.

Gr.-H. bemerken, etwas wenig für den Raum. Den Buchstaben vor ΓΕΓΕ Z. 17 erklärte Grenfell früher für N, nach dem Faksimile indes ist in der That Y wahrscheinlicher.

Von Z. 25 an wird über ⏑ – ⏑ – gehandelt und zunächst gesagt, daſs dieser Fuſs seine natürliche Verwandtschaft mit dem Iambus habe; er konnte also für zwei Iamben eintreten. Aber was machte das für einen Unterschied? Ich finde keinen als den, daſs für ⏑ – ⏑ – auch – – ⏑ – stehen kann, für ⏑ –, ⏑ – aber nichts derartiges. Darnach vermute ich in 30 *τὰ δ' ηὐξημέ]να σχήματα τῆς λέ[ξεως]*, wenn auch die Hsg. nur 8 Buchstaben statt 9 als vor *να* fehlend ansetzen, und in 31 *λέ|ξεως, ὡς Βοιώ]τιος*, indem auch das Faksimile zu zeigen scheint, daſs THC (*ταύ]της*) nicht richtig gelesen ist, sondern eher TIOC, wie ich selbst im Originale las. Es ist demnach von – – ⏑ – in reinem Iambus die Rede, und zwar wird es für vereinzelt zulässig erklärt, im Einklange mit dem Gebrauch der Dichter, wie sich unten zeigen wird.

Um nichts zu übergehen, führe ich schlieſslich noch die Zeilenenden der ersten Kolumne an: *-λει* | *-ς* | *-λέξ]εως* | *-λα* | *-ηχρη* | — *ταύτηι* | — *ἰ]άμβου ἂν* | — *δυσί* | *-αμη ἐναλ|λὰξ]* oder *ἐναλ|λαττ]-* u. s. w. — *ἔλα]βε μονό|χρονος]?*| — *δακτυ]λικῶι σπά|νιος]?* — *ἐ]πὶ πολύ* | — | — | *-ς ἐπει* | — *λόγον* | *-τοι* | *-ουν -ν* . . | (13 Z. fehlend).

Nun aber kommt die Hauptfrage: Was lehrt uns das Fragment von Oxyrhynchos? Nach v. Wilamowitz nicht viel. Er sagt zusammenfassend von den neuen Papyri auf S. 703, daſs die groſsen Rosinen in dem Kuchen nicht das Beste und die Köche mit ihnen am wenigsten glücklich gewesen seien, und von diesem Fragmente insbesondere S. 698, daſs es mehr Worte koste als der Ertrag wert sei. Ich fürchte indes, er hat es sich nicht genug Worte und namentlich nicht genug Gedanken kosten lassen, sonst würden seine Erklärungen klarer und glücklicher[1]) und seine Schätzung eine viel höhere sein.

Aristoxenos unterscheidet Gattungen oder Arten (*εἴδη*) von Rhythmen, in denen komponiert wird, und zwar kommen folgende hier vor: *κρητικός* – ⏑ – ⏑, *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* ⏓ – ⏑ –, *βακχεῖος* – ⏑ ⏑ –, *ἴαμβος* ⏑ –, *παιών* ⏖ ⏑ ⏖ (– – – – –), *δάκτυλος*, *ἀνάπαιστος*. Das ist sonst nicht neu, weder in der allgemeinen Theorie von *εἴδη* (*τὸ κατὰ δάκτυλον εἶδος* Plut. de mus. c. 7), noch in den einzelnen Gattungen und Ausdrücken; aber die Unterscheidung von Diiambus und Iambus ist allerdings neu und höchst wichtig. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die recitierte Poesie und die Metra als der Betrachtung des Aristoxenos hier fernliegend ansehen; es wäre auch seltsam, wenn als Bestandteil des iambischen Trimeters oder Tetrameters der *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* hervorträte, wovon kein Metriker etwas ahnt. Aber in der gesungenen Poesie ist dieser Fuſs zu suchen, und ebenso der *ἴαμβος*. *Δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* ist insofern eine nicht unklare Bezeichnung, als der Fuſs wie der Daktylus aus

---

[1]) Die unwahrscheinlichste von allen ist (S. 702) die von *δακτυλικὴ ῥυθμοποιία* V 23: *δάκτυλος* von alters her = Zehe, Zoll, Bestandteil des *πούς* = *ἔπος* (Hexameter); *δακτυλική* = *ποδική* des späteren Sprachgebrauchs; also *δ. ῥυθμοπ.* = takthaltende Rhythmopöie überhaupt; daher auch *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* = *πούς κατὰ ἴαμβον*.

gleicher Thesis und gleicher Arsis[1]) besteht; denn das sagt Aristides ausdrücklich: *σύγκειται ἐξ ἰάμβου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως*, ⏑́– | ⏑ –. Analog heifst der Choriamb (das.) *δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ τροχαίου*, –́⏑ | ⏑ –, und der Antispast *δ. κ. β. τὸν ἀπὸ ἰάμβου*, ⏑́– | – ⏑. Man wundert sich nur, weshalb nun nicht auch der Ditrochäus *δάκτυλος κατὰ τροχαῖον* heifst, sondern *κρητικὸς* (*κατὰ τροχαῖον*). Überall nun, so scheint mir, wo in der Melik für ⏑ – ⏑ – auch – – ⏑ – zulässig ist (mit Verstärkung des Anlauts also), haben wir den *δάκτ. κ. ἴαμβον*; den *ἴαμβος* folglich, wo der Spondeus keine Stelle hat, d. h. in den iambischen Strophen insbesondere der Tragiker. Darüber ist bei Rofsbach-Westphal, welche diese Strophengattung kennen gelehrt haben, das Nötige zu finden, darunter auch, dafs sporadisch der Spondeus dennoch vorkommt, und so lehrt jetzt Aristoxenos, dafs vereinzelt für zwei Iamben der *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* eintreten könne. Also der Vers des Aeschylos Sept. 749. *χρηστηρίοις | θνᾳσκοντα γέν|νας ἄτερ | σῴζειν πόλιν* ist so wie geschehen zu skandieren, während Eum. 554 *ἄγον|τα πολ|λὰ παν|τόφυρτ' | ἄνευ | δίκας* zu messen ist. Wie ist es aber Sept. a. a. O. mit dem Fufse *-νας ἄτερ*? Hier haben wir die in Kol. II III besprochene *τρίχρονος λέξις* der Form ⊔ ⏑ –, und in ähnlich gebauten iambischen Reihen das was Aristoxenos *συζυγία* nennt, oder *τὸ μονόχρονον*, die Verbindung der Kürze mit der Länge zu einer dreizeitigen Gröfse. Also die Hauptentdeckung Rofsbachs und Westphals, das was sie mit modernem Namen Synkope nannten, wird hiermit glänzend bestätigt, und damit ihre Analyse der trochäischen und iambischen Strophen, mit der einen Modifikation, dafs bei – ⏑ – statt ⏑ – ⏑ – oder ⏑ –, ⏑ – die Dehnung der ersten Silbe zuwächst: ⊔ ⏑ – oder ⊔, ⏑ –. Auch das Übrige bei diesen Strophengattungen ist nun gesichert: *βιαί|ως | ξὺν | χρόνῳ | καθῄ|σειν* (Eum. 555); die einzelnen Füfse bleiben immer gesondert, können aber, statt durch zwei, auch durch eine Silbe ausgedrückt werden, die natürlich dreizeitig ist. Bezüglich der katalektischen Form ⏑ – – war die Messung ⏑ – ⊔, nicht ⏑ ⊔ –, auch bisher schon durch die Notierung in dem Gedichte des Seikilos erwiesen.[2]) Neu ist, dafs auch der erste Fufs einer Reihe einsilbig sein kann; also unter anscheinenden Trochäen, wie *βᾶτε βᾶτε κεῖθεν αἰ*, können sich Iamben verstecken, während für Aristoxenos aus der beigefügten Notierung, die das Mafs ⏑ – gab, die wirkliche Messung unzweideutig war. Werden wir nun darum Aeschylos' trochäische Strophen für iambisch erklären? Gewifs doch nicht, dazu ist ihr ganzer Charakter von dem der wirklich iambischen zu ausgeprägt verschieden. Aber wenn ein trochäisches Kolon zwischen iambische eingestreut ist, dann werden wir messen wie Aristoxenos hier: Eur. Androm. 1209 *οὐ | σπαρά|ξομαι | κόμαν*, und in der Antistrophe 1223 auch den folgenden Vers *σκῆ|πτρά τ' ἐρ|ρέτω | τάδε*, während diesem in der Strophe *οὐκ ἐ|πιθῄ|σομαι | κάρᾳ* entspricht, eine *περίοδος* also, welche das *περιοδῶδές τι* des Aristoxenos bezüglich der schein-

[1]) Ich gebrauche die Bezeichnungen in dem antiken Werte: Thesis schwerer, Arsis leichter Taktteil.

[2]) O. Crusius Philol. L 163 576; LII 160 f.

bar trochäischen Dimeters vollauf bestätigt. Eine Bedingung ist allerdings dabei: die dreizeitige Länge ist der Auflösung unfähig; also wo aufgelöst ist, sind keine Iamben, sondern wirkliche Trochäen. Wie aber, wenn in iambischen Versen, die man prokatalektisch oder dikatalektisch nennt, gerade an der Stelle der *τρίσημος* aufgelöst ist? Häufig nun sind dergleichen Auflösungen durchaus nicht, und Aesch. Sept. 952 *πόνοισι γενεάν* rechne ich nicht als iambisch, wonach bei Aeschylos überhaupt kein Beispiel bleibt; die wenigen bei Sophokles und Euripides aber sind alle so beschaffen, dafs man den aus zwei Kürzen bestehenden Fufs durch eine Pause dreizeitig machen kann. Soph. O. R. 190 *Ἀρεά τε τὸν* ∧ *μαλερὸν ὅς.* 194 f. *ἄπουρον εἴτ' ἐς μέγαν* ∧ *θάλαμον Ἀμφιτρίτας.* 203 *Λύκει' ἄναξ,* ∧ *τά τε σὰ χρυ-.* 207 f. *Ἀρτέμιδος αἴγλας ξὺν αἷς* ∧ *Λύκι' ὄρεα διᾴσσει.* El. 207 *αἳ τὸν ἐμὸν εἶλον βίον* ∧ *πρόδοτον αἵ μ' ἀπώλεσαν.* 228 *πρόσφορον ἀκούσαιμ' ἔπος,* ∧ *τίνι φρονοῦντι καίρια.* Eurip. Hik. 824 *ἴδετε κακῶν* ∧ *πέλαγος ὤ.* 827 *σποδὸν κάρᾳ* ∧ *κεχύμεθα.* Tro. 1302 *ἰὼ γᾶ* ∧ *τρόφιμε τῶν ἐμῶν τέκνων.* 1307 *διάδοχά σοι* ∧ *γόνυ τίθημι γαίᾳ.* — Eins mufs billig verwundern: dafs Aristoxenos die Syzygie bei Iamben und Diiamben für weniger natürlich erklärt als bei Ditrochäen und Choriamben, während doch Aeschylos' iambische Strophen reichlich soviel davon aufweisen wie seine trochäischen.

Der *δάκτυλος κατὰ ἴαμβον* findet sich bei Aeschylos in stärkerer Anwendung nicht; anders bei Sophokles, z. B. O. R. 863 *εἴ μοι ξυνεί|η* (⊔) *φέρον|τι μοῖρα τὰν | εὔσεπτον ἁ|γνείαν λόγων.* In anderer Gestalt, mit vielen Auflösungen, herrscht er vielleicht in Bacchylides' *Ἠΐθεοι*; doch das würde hier zu weit führen.

Für die trochäischen Strophen des Aeschylos und Euripides lehrt Aristoxenos direkt nichts; indirekt bestätigt er lediglich die Theorie von Rofsbach-Westphal. Es wird sich auch niemand mehr bedenken, die Verse wie Eurip. Phoen. 647 *Δίρκας χλοηφόρους* ⊔, – ∪, – ∪, ⊔ zu messen, also hier die zu ⊔, ∪ –, ∪ –, ∪ – entsprechende Erscheinung anzuerkennen. Was aber den *κρητικός* betrifft, dem wir die Freiheit der auslautenden Länge zugestehen werden (im Unterschiede von den reinen Trochäen), so ist dieser (wie schon der Name zeigt) tanzmäfsige Rhythmus von der Tragödie wohl ausgeschlossen, sogar als blofs sporadische Beimischung; denn höchstens der auslautende Trochäus einer akatalektischen trochäischen Reihe kann hier durch Spondeus ersetzt werden. Dagegen die Komödie und ein Teil der Lyrik hat diesen Kretikus reichlich, und Aristophanes bezeugt auch den Namen, wenn er Eccl. 1165 den Chor sagen läfst *κρητικῶς οὖν τὼ πόδε | καὶ σὺ κίνει.* Dies nun sind trochäische Tetrameter, also recitierte Poesie; aber auch die Lieder der Komödie haben genug von diesem Rhythmus. Er mischt sich dort auch nicht selten mit dem Päon, was man päonisch-trochäische Strophen nennt: teils so, dafs die eine und die andere Art von Takten gesonderte Reihen einnehmen, teils auch mit Mischung in einer Reihe, nur dafs zweifelhaft bleibt, ob Ditrochäus oder Diiambus vorliegt. Lysistr. 1046 *πάντ' ἀγαθὰ | καὶ λέγειν | καὶ | δρᾶν ἱκανὰ | γὰρ τὰ κακὰ κτέ.* (in den drei Strophen gleichen Mafses zweimal

ebenso, und nach der Cäsur eher diiambisch als ditrochäisch, einmal mit Päon ‒ ‿ ‿ ‿ an der betr. Stelle).

Dafs Aristoxenos den Choriambus *βακχεῖος* nannte, liefs sich auch bisher schon annehmen, indem dies als die musisch-rhythmische Bezeichnung neben der metrischen 'Choriamb' vorlag; jetzt wissen wir es genau, und alle, welche dem Aristoxenos Autorität beimessen, werden nun aufzuhören haben, die choriambischen Verse, die Glykoneen u. s. w. logaödisch zu nennen und mit 'kyklischem Daktylus' zu skandieren. Es ist dies ein ganz gröblicher, aber leider sehr eingewurzelter Mifsbrauch, dem sich H. Weil nie ergeben hat, auch ich nicht, und gegen den v. Wilamowitz sehr energisch aufgetreten ist, noch in einer seiner neuesten Publikationen (über den phaläceischen Vers, in den Mélanges Weil S. 449 ff.).[1]) Aus dem neuen Fragmente lernen wir nur, dafs für den Choriamb auch ein scheinbarer Kretikus ‒ ‿ ‒ (und vielleicht auch ein scheinbarer Päon ‒ ‿ ‿ ‿) eintreten kann, mit Dehnung der ersten Silbe: ⊔ ‿ ‒. Wilamowitz (Gött. Gel. A. 700, 2) giebt einen Beleg aus den Persern, 666 ff. *δέσποτα δε|σποτᾶν φάνη|θι. στυγία | γάρ τις ἐπ' ἀ|χλὺς πεπό|ταται· νεολαί|α γὰρ ἤ|δη κατὰ πᾶσ' | ὄλωλεν.*

Über die Verse wie Aesch. Agam. 109: *ὅπως 'Αχαι|ῶν δίθρονον κράτος, 'Ελλάδος ἥβας,* die Euripides in Aristophanes' Fröschen 1262 ff. parodiert, habe ich schon gesprochen: es sind dies also, wie es scheint, Triolen, so dafs *ὅπως 'Αχαι-* mit zweimal drei Moren dieselbe Zeit einnimmt wie *-ῶν δίθρο-* mit zweimal zwei. Über den Taktwechsel überhaupt (*μεταβολὴ ῥυθμική*) hat Westphal mühsam mit unzulänglichem Material untersucht; jetzt ist das Material schon ganz anders beschaffen.

Sind nun alle Rätsel der Metrik gelöst? Daran fehlt noch sehr viel: es ist ein begrenztes Gebiet, in welchem so ziemlich volles Licht herrscht, und nur ein Teil der Strophen, der sich sicher messen läfst. Der ganze Aristoxenos würde vielleicht ganze Klarheit geben; von Bruchstücken kann man nur Aufklärung hie und da beanspruchen. Es bleibt das Verdienst von Rofsbach-Westphal, erkannt zu haben, dafs gedehnte Längen in der Melik in bedeutendem Mafse zur Anwendung gekommen sind; aber in welchem Mafse, und wo, und ob z. B., was mir sehr einleuchtet, die von Augustinus im Dialog de musica gegebene Messung des elfsilbigen sapphischen Verses richtig ist: ‒ ‿ ⊔, ‒ ‒ ‿ ‿, ‒ ‿ ‒ ‿, bleibt leider immer noch sehr unklar.

Und hier könnte ich schliefsen, wenn nicht in demselben Bande der Oxyrhynchus-Papyri noch zwei Reste von Lyrikern ständen, die wohl ein allgemeines Interesse beanspruchen können und auch finden, und für deren Herstellung oder Zuweisung ich einigermafsen einzustehen habe. Unter VIII und

---

[1]) v. Wil. erklärt das. den Namen logaödisch für spät und erst in der Zeit entstanden, als man auch wieder *ἐπαοιδή* für *ἐπῳδή* sagte (Lobeck Phryn. S. 243). In welchem Sinne aber soll er gemacht sein? Ich bin von dem hohen Alter des Namens überzeugt, und auch davon, dafs er ursprünglich die äolischen Daktylen, mit freiem und mehr gesprochenem (*λόγος*) als gesungenem erstem Fufse bezeichnete, s. Aristid. S. 51 f. Meib. (32 f. Jahn), von wo die Übertragung auf die umgekehrte Folge (Dakt. Troch.) leicht war.

unter der Überschrift Alkman? geben Grenfell-Hunt noch einen Papyrusrest des I. oder II. Jahrh. n. Chr., den durch die vorhergehende Paragraphos als solchen bezeichneten Anfang eines Gedichtes in Hexametern, samt Resten der Schlufsverse des vorhergehenden Gedichtes, in dorisch-äolischem Dialekt, folgendermafsen:

> ..ον..........νο.....ακόν..ṭ(ṭ oder γ)υπωσε(ε oder ϑ)[
> .ηνᾰ[1])..ϱ.......ṭ(oder γ)ιτ...κινονεννεκυεσσιν
> ήνϑομεν ες μεγαλας Δαματερος εννέ' εάσσα[ι,
> πάισαι παρϑενικαι, παισαι κᾰλα[2]) έμματ' εχόισᾰ[ι,
> κᾱλα μεν εμματ' εχόισαι, αριπρεπέας δε και ορμ[ως
> πριστῶ εξ ελεφαντος, ιδῆν ποτεοικοτας αιṭ[

Wilamowitz ist auch mit dieser 'Rosine' und mit ihrer Behandlung durch die 'Köche' nicht zufrieden. Nicht Alkman, sagt er, sondern eine künstliche Nachahmung Alkmans; eine solche Mischung der Dialekte sei überhaupt nicht originell; das Vau im Anlaute habe Alkman, soweit wir wüfsten, nicht vernachlässigt; das anscheinende *τύπωσε* werde auch ich nicht in die alte Dichtung bringen wollen; in der Epanalepse und dem Wechsel der Quantität dabei sei spezifisch hellenistische Mache. Was nun den Dialekt betrifft, so ist dorisch *ἤνϑομεν* (bis auf die Endung), *ἐάσσαι = οὖσαι, ποτεοικότας*; dazu durchweg die gesetzten Accente; hierdurch ist Sappho als Verfasserin ausgeschlossen. *Πριστῶ* und *ἰδῆν*, vom Accente abgesehen, sind äolisch und dorisch; äolisch (*ἤνϑο*)*μεν*, *πάισαι*, *ἔμματα*, *ἐχόισαι*. *Ἤνϑομες ἐς* nun, was rein dorisch wäre, ist offenbar aus euphonischen Rücksichten gemieden; *-οισα* statt *-ουσα* oder *-ωσα* findet sich auch in dem Pariser Fragmente des Alkman (23 Bgk.), in *ἐνϑοίσα* (V. 73) unter Mischung mit Dorischem in einem Worte; ebenda auch die äolisch verdoppelte Liquida in *κλεννά*; was also widerspricht hier der Weise dieses Dichters? Dafs Frg. 97 *εἱμένα* steht und hier *ἔμμα*? Kann denn *ει* als Dehnung von *ε* überhaupt bei Alkman echt sein? Entweder *ἡμένα* mufs es dort heifsen, oder wie hier *ἐμμένα*. Aber das widerspricht der Weise des Alkman, dafs das *ϝ* nicht berücksichtigt ist: *μὲν ἔμματ'*, *-τῶς ἰδῆν*, *ποτεοικότας*; nur einmal gilt es: *καλὰ ἔμματ'*. In welchem andern erhaltenen Hexameter des Alkman ist das *ϝ* berücksichtigt? Die Frage ist falsch gestellt, wird Wilamowitz sagen: wo überhaupt ist es bei diesem Dichter nicht berücksichtigt? Denn *ἁλιπόρφυρος εἴαρος ὄρνις* Fr. 26 sei, sagt er, falsche Lesart: *ἱαρὸς* müsse man mit Hecker lesen. Ich streite nicht; aber Fr. 42 steht im Hexameter *ποκα ῥᾴ*, während es doch *ϝρᾴδιος* hiefs. Das ist vor Konsonant, kann man sagen. Aber 37 *τοῦϑ' ἁδεᾶν* (*ϝαδύς*). Das hat Bergk in *τοῦτο ϝαδεᾶν* emendiert. Und den Vers, sage ich, so offenbar korrumpiert, dafs er selber nach *ϝαδεᾶν* eine Lücke setzt. Dann Fr. 16 *τόνδ' ἑλιχρύσω* (*ϝελίσσω*), 80 *οἶκας* aus *ϝέϝοικας*, wo mindestens das *ϝ* des Stammes fehlt, 97 *λᾶδος εἱμένα* ([*ϝε*]*ϝεσμένα*) *καλόν*, 117 *οἶνον δ' Οἰνουντιάδαν* (die beiden letzten

[1]) *Ῥηνᾶι* = *Ῥηναία*, die Insel bei Delos? Der erste Buchstabe war schmal, der fünfte kann I gewesen sein. Dann folgte viell. nicht .P, sondern unmittelbar Φ.

[2]) Das Zeichen der Kürze fehlt bei Gr.-H.; ich habe es aus dem Original notiert. Das Faksimile ist undeutlich.

Beispiele immerhin unsicher). Endlich steht im Pariser Fragment (V. 71) *σιειδής* = *θεοειδής*; der Dichter hat das epische Wort dorisiert und dabei das *ο* vor *ϝειδ*- elidiert: wenn ein Wort im Kompositum das *ϝ* verlieren kann, ist *ϝ* auch im Anlaut des Abfalls fähig. Dazu ist die Zahl der Beispiele des berücksichtigten *ϝ* aus dem ganzen Alkman sehr gering: *ϝάνακτα* geschrieben 23, 6, *δάϝιον* Fr. 79, *ϝά* 99; nicht geschrieben 23, V. 58 *τὸ εἶδος*, V. 76 *τε Ἰανθεμίς*, Fr. 36 *Κύπριδος ἕκατι*, 51 *ἔγωνγα ἄνασσα*, 69 *ὃς ἔθεν*, 76 *τὸ ἦρ*, 86 *τοι ἄναξ*. Also auch mit diesem Argumente ist es nichts; liefse sich doch nach *οἶκας* (*ϝοῖκας*?) für *ποτεοικότας ποτιϝοικ*. schreiben. Was *τυποῦν* betrifft, so ist dies samt *τύπωμα* in der attischen Litteratur bezeugt; was wissen wir, wie alt es ist? was wissen wir, ob es hier überhaupt stand? Endlich die Epanalepse ist nicht erst alexandrinisch, sondern schon homerisch: *B* 672 ff. *Νιρεὺς αὖ Σύμηθεν — Νιρεὺς Ἀγλαΐης υἱὸς* u. s. w., *Υ* 372 *καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν, εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ*, und andere Beispiele mehr (La Roche zu *B* 672); was die Alexandriner aus Homer nahmen, konnte auch Alkman ebendaher nehmen. Für den Quantitätswechsel aber bringe ich Theognis 16 f. *κᾱλὸν ἀείσατ' ἔπος· ὅττι κᾰλὸν φίλον ἐστί*, und Sophokles El. 148 *ἃ Ἴτῡν αἰὲν Ἴτῠν ὀλοφύρεται*. Also, dafs unsere Verse nicht von Alkman sind, kann nicht entfernt bewiesen werden. Allerdings aber kann auch das Gegenteil, dafs sie nicht von einem alexandrinischen Nachahmer sind, nicht bewiesen werden. Nur ist diese Gestalt eines Nachahmers wirklich sehr nebelhaft, und weder recht wahrscheinlich, dafs diese Handschrift der kleinen Landstadt Gedichte eines obskuren Dichters enthielt, noch dafs dieselbe so sorgfältig mit den dialektischen Accenten versehen waren, während Alkman hier zu finden und seine Gedichte mit grammatischer Gelehrsamkeit notiert zu finden gar nicht überraschen kann.

Betreffs der dorischen Accente ist zu bemerken, dafs sie für uns mehr bestätigen als Neues lehren; vgl. über *-οι* und *-αι* in der zweiten und ersten Deklination als volle Längen Kühner-Blafs I 1, 324 f. Doch gab es bislang noch kein Beispiel eines Nominativs auf *-αι* nach dorischer Accentuation. *Ἔασσα* = *οὖσα* wurde von Ahrens, D. Dor. 325 für unzulässig erklärt; aber wir waren schon durch das gortynische *ἴαττα* = *ἔασσα* eines Besseren belehrt worden (K.-Bl. II 224).

Der Inhalt der reizenden Verse ist, soweit sie reichen, klar: eine Erzählung aus fremder Person, von Alkman (wenn ja dieser der Verfasser) zur Kithara vorgetragen, gleichwie von ihm Reste von hexametrischen Erzählungen nach der Odyssee vorliegen. Am Schlusse von V. 4 sind Gr.-H. für ΑΙΤ und schlagen *αἶτε* oder *αἶτ' ὦν* (*Αἶτ*[*νας*??) als Ergänzung vor; im Originale sah ich von dem dritten Buchstaben nur die obere Linie, die sich auch zu Γ ergänzen läfst; nur meinen die Hsg., dafs sich von Γ auch Reste der Senkrechten zeigen müfsten; also Τ oder allenfalls Π. Das beigefügte Faksimile zeigt leider gar nichts von dem Buchstaben, für Reste der Senkrechten aber ein Minimum von Raum. Mit Γ bietet sich *αἶγλαι* (*λευκοτάτας χιόνος* oder dergl.). Übrigens erwähnt Alkman einen *ὅρμος* auch Fr. 97, nach Od. *ο* 460;

κρισTῶ ἐλέφαντος hier ist gleichfalls aus der Odyssee: σ 196 *λευκοτέρην . . πριστοῦ ἐλέφαντος* (mit Hiat, vgl. hier *πριστῶ ἔξ*); τ 564.

Von Sappho kommen die ägyptischen Reste langsam und spärlich heraus. Das von mir Rhein. Mus. XXXV 287 veröffentlichte Pergamentfragment ist so winzig, dafs von jeder Ergänzung abgesehen werden mufste und Bergk auch den Namen der Sappho anzweifeln konnte. Das ist bei dem Papyrusfragment aus Oxyrhynchos (VII Gr.-H.; III. Jahrh. n. Chr.) nicht möglich, und eine Ergänzung und ein Verständnis ist bis auf einen gewissen Grad möglich, wiewohl keine Zeile vollständig ist. Ich gebe zunächst eine Umschrift des Lesbaren:

]νηρηϊδεσαβλαβη[
]γνητονδ . τετυϊδικεσθα[
]ωθυμωκεθεληγενεσθαι.[1])
]λεσθην·[2])
5]οσθ'αμβροτε.[1]) πάνταλυσα[
]ιϜοισιχάρανγενεσθαι
]χθροισιγενοιτοδ'αμμι
]ηδεισ·
]νηταvδε . ελοιπόησθα[
10]τιμασ . . ιανδελύγραν
]οτοισι . . . οιθαχευων
]μνα
]μεισαϊω . τοκεγχρω
]λεπαγ . . αιπολιταν
15]αλειπ . . . νηκεδ'αυτ'ου
]κρω
]οναικ . . . . σι
] . . ν·συ | λυγ . . ρε | [3]) να
. . . . .]θεμ | νακακᾶν[
20 . . .]ι

[1]) D. i. Punkt unten, *ὑποστιγμή*. [2]) Punkt oben, *στιγμή*. [3]) ΛΥΓ . . PE und 19 NAKAKĀN auf einem besonderen Stückchen, so dafs die Lücken vorher und nachher nicht bestimmbar sind.

Um nun ein Verständnis zu gewinnen, ist von der ersten Strophe auszugehen, die sich unschwer so ergänzen läfst:

ὦ φίλαι] Νηρήϊδες, ἀβλάβη[ν ἔ-
μον κασί]γνητον δ[ό]τε τυῖδ' ἴκεσθαι,
κὤσσα] Ϝῶ θύμῳ κε θέλῃ γένεσθαι,
ταῦτα τε]λέσθην.

Also der Bruder der Dichterin kehrt von der See heim und sie wünscht ihm glückliche Heimkehr. War das nun der Anfang des Gedichtes? Dann müfste auch alles Folgende ein Gebet an die Nereiden sein, und doch passen dafür schon V. 3 f. recht schlecht, das Weitere aber gar nicht mehr. Denn aufserhalb ihres Reiches, des Meeres, können die Nereiden doch nichts geben. Es stand aber auch am Schlusse (der vielleicht der wirkliche Schlufs war) 18 f. (nach Interpunktion) *σὺ [δὲ] λύγρα — — θεμ[έ]νᾶ*, also eine Göttin wird angerufen, und wen Sappho als ihre Schutzgöttin sonst anrufen könnte aufser Aphrodite, weifs ich nicht.[1]) So folgt, dafs die erste Strophe der Kolumne nicht auch die erste des Gedichtes war, und dafs die Nereiden nur nebenbei mitangerufen werden, indem etwa vorherging *σὺν δὲ καὶ ὔμμες, | ὦ φίλαι] κτέ.* Über die Einzelnheiten der ersten Strophe ist wenig zu sagen: Diels (Ber. d. Berl. Akad. vom 7. Juli) und Wilamowitz schlagen V. 1 *πότνιαι Ν.* vor, und 1. 2 *ἀβλάβην* (so verlangt der Dialekt, Meister Dial. I 134) *μοι | τὸν κασ.*, wohl um die Wortgemeinsamkeit zwischen 1 und 2 zu beseitigen, während

[1]) Nach Diels (s. u.) ist *σύ* Selbstanrede; wo kommt dergleichen vor?

ich glaube, dafs auch Fr. 1, 18 f. *τίνα δῆυτε πείθω|μαί σ'* (= *σοι*) *ἄγην* gelesen werden mufs. Bei *τύϊδ'* V. 2 ist die Accentuation falsch, aber es mangelt nicht an ähnlichen Schreibungen der Grammatiker, s. Meister S. 194.

In Str. 2, 1 habe ich *ἄμβροτε* für den Vokativ zu *ἄμβροτος* gehalten; aber sowohl Wilamowitz als Diels heben wohl mit Recht hervor, dafs der Gegensatz von *λύειν* vielmehr auf die äolische Verbalform = *ἥμαρτε* weise; darnach ist *λῦσα[ι* (Infinitiv) zu ergänzen, und das Subjekt dazu ist der Bruder; vgl. Soph. Phil. 1208 *λύσων ὅσ' ἐξήμαρτον ἐν τῷ πρὶν χρόνῳ*, Aristoph. Ran. 690 *λῦσαι τὰς πρότερον ἁμαρτίας*. Also *ὄσσα δὲ πρ]όσθ' ἄμβροτε, πάντα λῦσαι.* Dafs nun diese Verfehlungen uns auf Charaxos wiesen, den Sappho wegen seiner Liebschaft mit Rhodopis angegriffen hatte, läfst sich vielleicht nicht so bestimmt behaupten, wie die Hsg. thun (indem dieser nicht der einzige Bruder Sapphos war), aber da im folgenden auch etwas von einem Mifsverhältnis zwischen Schwester und Bruder hervortritt, so berufen sie sich mit vollem Recht auf Ovids Heroide XV, wo Sappho V. 67 f. von Charaxos sagt: *Me quoque, quod monui bene multa fideliter, odit: hoc mihi libertas, hoc pia lingua dedit* (vgl. 117). Weiter ergiebt sich aus *ἔχθροισι* 7 *φίλοισ]ι* 6, und aus *χάραν* 6 *ὀνίαν* = *ἀνίαν* 7: *κὠνίαν* füllt den Vers 7, während 6 vor *φίλοισι* entweder *καὶ* oder *ὡς*[1]) = *ὥστε* einzusetzen ist. Theognis 871: *εἰ μὴ ἐγὼ τοῖσιν μὲν ἐπαρκέσω οἵ με φιλεῦσιν, τοῖς δ' ἐχθροῖς ἀνίη καὶ μέγα πῆμ' ἔσομαι.* Dafs V. 8 *ηδεις μήδεις* sei, läfst sich nicht wohl bezweifeln, und darnach ist die Ergänzung *μήποτα* oder (Diels) *μήκετι μήδεις* ziemlich sicher, obwohl Wilamowitz dies (für eine Frau) zu milde findet. Mir würde umgekehrt *κὠνίαν ἔχθροισι* für Sappho zu hart scheinen, wenn es nicht gemildert würde. Also Str. 2:

> 5 *ὄσσα δὲ πρ]όσθ' ἄμβροτε, πάντα λῦσαι,*
> *ὡς* (od. *καί*, Diels) *φίλοισ]ι ϝοῖσι χάραν γενέσθαι,*
> *κὠνίαν ἔχθροισι· γένοιτο δ' ἄμμι*
> *μήποτα* (od. *μήκετι*) *μήδεις.*

Auch V. 9 ergänzt sich leicht: *ϝὰν* (*τὰν* Wil., weshalb?) *κασιγ]νήταν δὲ θέλοι* (der Bruder) *πόησθα[ι* (lesb. Accent in der Hdschr.), und *τίμας* 10 zeigt, dafs von Wertschätzung die Rede ist; darnach habe ich *κὠλίγας*] ergänzt, vgl. *πολλοῦ ποιοῦμαι* Plat. Protag. 328 D. Sicher falsch nach Wilamowitz, der seinerseits *ἔμμορον* vermutet. Hier läfst sich nichts wissen, aber weiterhin ist in 10 [*ὀν*]*ίαν δὲ λύγραν* sicher genug (*μανίαν* würde zu viel für den Raum sein). An der Wiederholung des gleichen Wortes (7) ist nicht der mindeste Anstofs zu nehmen: 3 u. 6 *γένεσθαι*, 7 *γένοιτο*. *Λύγραν* hat Accent, wodurch nach Wilamowitz die noch von Meister (S. 37) offen gelassene Frage entschieden wird, ob die Äolier auch im Gen. Pl. der 1. Dekl. barytoniert haben. Ich habe nämlich V. 11 *ἐκλάθοιτ'*] ergänzt, wonach *ὀν. λύγραν* Gen. Plur. wird; aber die Sicherheit hört hier allerdings leider auf. Denn nun folgt *ὄτοισι πάροιθ' ἀχεύων*, wobei erstlich, ohne Beweis, äol. *ὄτοισι* (nicht *ὀτίοισι*) = *οἷστισι* an-

[1]) Weshalb *ὡς*, welches bei Herodot und den Tragg. = *ὥστε* vorkommt, bei Sappho 'bedenklich' sein soll (v. Wil. S. 698), weifs ich nicht.

genommen werden mufs, und zweitens, gleichfalls ohne Beweis, dafs dies *ὅτοισι* commune sein kann. *Ὅτῳ* als Femin. steht Eur. I. T. 1071, aber man will den ganzen Vers streichen; *ἔκ του Νυμφᾶν* Soph. O. R. 1107; *ὄττω* Sappho 13 (Neutr.?) ohne *ι* nach Wackernagel richtig, vgl. Kühner-Blafs I 614. *'Εκλάθοιτο, τοῖσι* (was mir wenig angenehm klingt) würde eine ganz andere Konstruktion fordern; welche, kann ich nicht sagen. *Πάροιθ(α) ἀχεύων* (homerisch) wird ja wohl unzweideutig sein. V. 12 steht vor ΝΑ etwas von einer Senkrechten, wonach *ἐδά]μνα* möglich, aber nichts weniger als sicher ist; überhaupt dürfen wir uns nicht verhehlen, dafs, je weiter wir vorschreiten, desto berechtigter v. W.s Wort wird: 'die *κυρία λέξις* des Gefühles zu finden ist mehr, als man von der Philologie verlangen kann' (womit er sich von allen Versuchen über *τίμας* hinaus dispensiert). Da nach ΝΑ keine Interpunktion steht, so ging der Satz weiter fort in die vierte Strophe, mit der er wohl erst zu Ende kam (16 *κρω* mit Verstümmelung des *ω*, so dafs über Interpunktion nichts ersichtlich ist). *Μή μ' ἄσαισι μηδ' ὀνίαισι δάμνα πότνια θῦμον* Fr. 1, 3 f. Weiter 13 *εισαιω[ν]τοκεγχρω* mit Resten einer Senkrechten vorher, die man auf Ν oder Μ beziehen kann; an *κέγχρος* ist gewifs nicht zu denken, sondern *τό κ' ἐγ χρῷ* zu lesen, und damit Soph. Ai. 773 *ξυρεῖ γὰρ ἐν χρῷ τοῦτο* (brennt auf die Haut) zu vergleichen. Einigermafsen sicher ist *ἐπ' ἀγ[λαΐ]ᾳ* (Festfreude) *πολίταν* (Gen. Pl.; hier kein Accent) V. 14, und das bei den Lyrikern häufige *δ' αὖτ'* (*δηὖτε*) 'wieder' V. 15. Was ich bei Gr.-H. als Str. 3 und 4 geschrieben habe, will ich vorlegen; dafs es falsch ist, glaube ich fest; wie falsch, ist Gegenstand des Zweifels.

Ϝὰν κασιγ]νήταν δὲ θέλοι πόησθαι
10 *κὠλίγας] τίμας· [ὀν]ίαν δὲ λύγραν*
ἐκλάθοιτ',] ὅτοισι πάροιθ' ἀχεύων
κᾶμον ἐδάμ]να
κῆρ, ὀνείδισμ'] εἰσαΐων, τό κ' ἐγ χρῷ
κέρρον ἦλ]λ'[1]) *ἐπ' ἀγ[λαΐ]ᾳ πολίταν,*
15 *καὶ βράχυ ζ]αλεῖπ[ον*[2]) *ἀ]νῆκε δαὖτ' οὔ*
κεν διὰ μά]κρω.

'Er drückte auch mein Herz mit nieder, wenn er den Vorwurf gehört hatte, der tiefkränkend ihn zurückhielt bei der Festesfreude der Bürger, und der nach kurzer Ruhe in nicht langer Zeit immer wieder kam.'

Bei der letzten Strophe hören auch die Versuche der Ergänzung auf; nur 18 f. *σὺ δὲ λύγρ' ἐρέμνᾳ νύκτι -υ κατθεμένα* läfst sich wenigstens vorschlagen (*κατατίθεσθαι* 'in Gewahrsam bringen' Thuk. III 72 u. s.).

Wer nun hiermit nicht zufrieden ist, möge sich an das Glück halten welches mit der einen Hand gab und mit der andern nahm. In der That, man kann, angesichts dieses Torsos, nicht das Gefühl der Befriedigung haben, sondern es überkommt durchaus das entgegengesetzte. Möge das Glück ein andermal mehr ungeteilt günstig sein!

[1]) *κεῖρον εἶλλε.* [2]) *διαλεῖπον.*



GRIECHISCHE UND RÖMISCHE BILDNISSE

Von Otto Rossbach

Man hat jüngst die heutige Ikonographie als eine Wissenschaft des Zerstörens, nicht des Aufbauens bezeichnet. Ganz so schlimm steht es mit ihr jedoch nicht. Allerdings sind jetzt manche der alten Orsinischen und Viscontischen Deutungen von Statuen und Büsten als unbegründet erkannt, manches Porträt, das in unserer illustrationsbedürftigen Zeit den Ausgaben, Übersetzungen und Handbüchern als Zierde dienen soll, trägt den ihm beigelegten Namen zu Unrecht, aber an ihre Stelle sind dank der immer eindringenderen Durchforschung der Museen sowie der photographischen Aufnahme und mechanischen Reproduktion der wichtigeren Stücke namentlich in dem verdienstvollen Werke von H. Brunn und P. Arndt genug andere, richtig bestimmte Bildnisse getreten. Ich erinnere nur an die Büste des Anakreon (Archäol. Ztg. XLII [1884] Taf. XI) und die Herme des Plato (Jahrb. d. Inst. I [1887] Taf. VI), welche durch darauf angebrachte Inschriften sicher gestellt sind. Noch größer ist die Anzahl der durch Vergleichung von benannten Köpfen auf Münzen mit plastischen Porträts gefundenen Resultate. Hierher gehören, um nur eine Gattung zu erwähnen, Darstellungen von Diadochen wie die des Seleukos Nikator (Röm. Mitteil. IV [1889] Taf. II), des Antiochos Soter (Archäol. Ztg. XLII [1884] Taf. XII), des Antiochos III (Catal. de sculpt. du Louvre 1890 Nr. 2396), des Alexander Balas (Jahrb. VI [1891] Anz. S. 69[1]), des Perseus von Makedonien (Numism. Chron. XVI [1896] Taf. IV) und endlich des Philetäros von Pergamon (Bonner Studien, R. Kekulé gewidmet,

[1]) Vgl. A. Furtwängler, Meisterw. d. griech. Plast. S. 597 Anm. 3; M. Collignon, Hist. de la sculpt. gr. II S. 494. Auch der Kopf auf der Gemme des Amphoteros im Britischen Museum (Catal. of engraved gems Nr. 1528) hat mit Balas bedeutende Ähnlichkeit, worauf ich bereits in Pauly-Wissowas Realencyklopädie I S. 1977 hingewiesen habe und was ein mir vorliegender Readyscher Abdruck des Steines bestätigt. Auf ihm fehlt auch nicht wie auf den Münzen der leichte Bartanflug der römischen Erzstatue. — Von den durch Inschriften beglaubigten Denkmälern hat die von S. Reinach aus dem Museum von Compiègne hervorgezogene Marmorstatuette der Korinna nicht die Bedeutung, die dieser Gelehrte ihr beimifst (Revue archéol. 1898 S. 161 f. Taf. V). Nach Stil, Buchstabenformen und Haartracht gehört sie in die spätere Kaiserzeit; auch fehlen dem Gesicht alle individuellen Züge, die in andere erfundene Bildnisse geschickt hineingelegt sind. Das mifsverstandene Rollenkästchen zu ihren Füssen zeigt, mit wie wenig Einsicht der Verfertiger seine Vorlage nachbildete.

Taf. VII). Trotzdem ist die Möglichkeit, weitere Porträts mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, noch lange nicht erschöpft. Ich gebe daher hier eine Nachlese.

Den Anfang mögen zwei auf geschnittenen Steinen erhaltene Bildnisse machen. Gerade auch diese den Münzen nahe verwandte, künstlerisch oft höher stehende Denkmälergattung verdient zur Ikonographie mehr herangezogen zu werden, als bisher geschehen ist. J. J. Bernoulli (Röm. Ikonographie I S. 252) verwirft mit Recht die willkürliche Deutung eines Amethystes des Berliner Antiquariums mit dem Kopf eines unbärtigen Mannes (V 117 Tölken = 9193 Furtwängler) auf Horaz. Aber dieselbe Sammlung besitzt eine Gemme, welche, wie ich glaube, die Züge des geistvollen Dichters erhalten hat. Es ist der als Anfangsvignette nach A. Furtwängler, Beschreibung der geschnittenen Steine im Antiquarium Taf. XXI 2333, wiedergegebene leicht konvexe Amethyst.[1]) In ihn ist von sicherer Meisterhand das Brustbild eines etwa dreifsig Jahre alten Mannes eingeschnitten, hinter welchem ein aus den Buchstaben HORAT zusammengesetztes Monogramm steht. Darauf allein hin wird man natürlich nicht wagen, in dem Dargestellten den Q. Horatius Flaccus zu erkennen. Aber er besitzt wie dieser (Epist. I 7, 26) eine ziemlich niedrige Stirn, ferner volle Wangen, ein wohl gerundetes Kinn und einen kräftigen Nacken, alles Vorzeichen der in den späteren Jahren des Dichters sich entwickelnden leichten Beleibtheit, die durch seine eigene Äufserung (Epist. I 4, 15) sowie die Scherzworte in einem Briefe des Augustus an ihn (Reifferscheid, Sueton S. 47) bekannt ist. Dann können wir aber die Gemme noch mit zwei sicher den Dichter Horaz wiedergebenden Kontorniaten vergleichen (Bernoulli a. a. O. I Münztaf. V 116; A. Colson in der Revue numismatique n. s. IV [1859] Taf. XIX 2; J. Sabatier, Description des médaillons contorniates Taf. XV 6), jenen allerdings recht späten Münzen, die in ihrem ungeschickten Stil die überlieferten Typen oft arg verflachen, aber doch gerade bei Porträts manche Eigentümlichkeit wie die Kopfhaltung Alexanders des Grofsen und das lang herabwallende Lockenhaar des Apulejus bewahrt haben. Trotz der Übertragung in die byzantinischen Formen zeigen sie dieselbe Persönlichkeit wie die Gemme mit dem ziemlich kleinen Kopfe, dem kurz geschnittenen, in die niedrige Stirn hineingestrichenen Haar, dem weit geöffneten Auge, der geraden Nase und dem verhältnismäfsig grofsen Ohr. Durchschlagend wirkt aber namentlich die Beobachtung, dafs die Gemme mit den Münzen ein seltenes, auffälliges Gewandmotiv gemein hat, den umgeschlagenen Saum des um die Schultern hängenden Mantels. Dafs die in den Zügen des Bildnisses sich aussprechende Klugheit und kraftvolle Frische, die jedoch mit vornehmer Zurückhaltung vereinigt ist, recht wohl dem Eindruck entspricht, den wir uns von dem wie selten ein anderer sein Selbst in seinen Werken offenbarenden Dichter machen können, brauche ich wohl nicht weiter auszuführen. Hoffentlich gelingt es einmal, mit

[1]) Die der Abbildung zu Grunde liegende doppelt vergröfsernde Zeichnung ist vom Herrn akademischen Maler H. Braune in Königsberg unter meiner Aufsicht hergestellt. Über die Kontorniaten s. auch A. von Sallet, Münzen und Medaillen S. 108.

Hilfe der Gemme unter den Tausenden unbekannter Römerköpfe in den Museen ein gröſseres Porträt des Horaz herauszufinden.

Gleichfalls eine Inschrift ist beigefügt einer früher in der Sammlung Blacas befindlichen Paste des Britischen Museums, die in Deutschland wenig bekannt geworden ist (Schluſsvignette nach Abdruck, gute Abbildung auch im Catal. of engraved gems in the Brit. Mus. Nr. 1518 Taf. J, nicht genügende bei C.W. King, Ancient gems and rings Taf. XLVI 10 und S. Trivier in der Gazette archéol. IV [1873] S. 48.[1]) Sie zeigt in hervorragend feiner Arbeit die Büste eines älteren, kräftigen Mannes mit ziemlich unregelmäſsigen, aber nicht unschönen Zügen. Die gewölbte, niedrige Stirn liegt in ihrem oberen Teile etwas zurück, das groſse Auge blickt geradeaus, die Nase ist kräftig und leicht gekrümmt, der Mund mit rasierter Oberlippe tritt etwas vor. Über das ganze Gesicht ist neben nachdenklichem Ernst auch der Ausdruck sinnlichen Wohlbehagens verbreitet, welcher durch die groſse Sorgfalt, die der Dargestellte auf sein Äuſseres verwendet hat, noch erhöht wird. Nicht nur sein Gewand hält auf der rechten Schulter eine fein verzierte Spange zusammen, auch das volle Haar ist auf dem Scheitel und Hinterkopf sorgfältig gekämmt und geglättet und läuft über der Stirn, an der Seite und im Nacken in reiche, regelmäſsig fallende Locken aus. Ebenso ist der Bart seiner ganzen Länge nach in offenbar künstlich hergestellte Lockensträhne zerlegt. Ihre drahtähnliche Bildung weist neben der Büstenform deutlich darauf hin, daſs ein Erzwerk nachgebildet ist. Rechts und links vom Halse ist der Name ΑΡΙΣΤΙΠΠΟΣ in regelmäſsigen, kaum früher als die erste Kaiserzeit anzusetzenden Buchstaben angebracht, deren Hasten in die von den Münz- und Gemmeninschriften bekannten Kügelchen auslaufen. So hat man sich also den lebensklugen, geistvollen Hedoniker vorzustellen, wie er in gewählter Tracht, sorgfältig frisiert und von Salben duftend an dem üppigen Hofe der Fürsten von Syrakus sich bewegte. Ähnlich wird ja auch die äuſsere Erscheinung des gleichzeitigen Sophisten Hippias beschrieben. Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daſs Aristipp von Kyrene dargestellt ist, umgeben die Büste die vier seiner Philosophie am nächsten stehenden Gottheiten: unten die Brustbilder der Athena mit dem Helm auf dem Haupte und des Apollo, von dem eine Lyra herabhängt, über ihnen die unbekleidete Aphrodite in ganzer Gestalt mit dem Delphin zur Seite, welche einen Kranz über den Scheitel der Büste hält, und der Oberkörper eines Dionysos oder Satyrs mit Thyrsos und Schale, an den sich die senkrecht untereinander stehenden Buchstaben des zweiten Teiles der Inschrift wie ein Hermenpfeiler anschlieſsen.

Nunmehr lasse ich sechs Bildnisse folgen, zu deren Bestimmung Münzen herangezogen werden müssen. Bei ihrer Vergleichung mit den gröſseren plastischen Denkmälern ist zu bedenken, daſs die Porträts auf den antiken Münzen viel mehr Mannigfaltigkeit zeigen als auf den jetzigen, man daher immer nur die Münzen heranziehen darf, welche in ihrem Stile und dem Alter des

[1]) Die Beschreibung gebe ich nach vor dem Original gemachten Notizen und einem mir vorliegenden scharfen Abdruck von Mr. Ready.

Dargestellten den betreffenden plastischen Darstellungen am meisten entsprechen. Selbstverständlich ist auch die Verschiedenheit der beiden in Technik und Dimensionen so stark voneinander abweichenden Denkmälergattungen genügend zu berücksichtigen. Ein Hauptbeweis für die Richtigkeit einer Bestimmung wird es ferner sein, wenn neben der allgemeinen Ähnlichkeit sich eine Übereinstimmung in besonders charakteristischen Einzelheiten der Kopf- und Halsbildung, Haartracht, Gewandung, Attributen u. ä. nachweisen läfst.

Unter den aus der 'Papyrusvilla' in Herculaneum stammenden Erzbüsten des Neapler Nationalmuseums macht namentlich die Abb. 2 nach H. Brunn und P. Arndt, Griech. u. röm. Porträts Taf. XCII gegebene mit ihren kraftvollen Formen, der stolzen Haltung und dem gebietenden Blick den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit. Dafs es ein Mitglied des Königshauses der Ptolemäer ist, wird vielfach angenommen (vgl. D. Comparetti e G. de Petra, Villa Ercolanese S. 264 Nr. 22), aber an Ptolemäos XI. Alexander ist sicherlich nicht zu denken, schon weil die Münzen kein Porträt von ihm geben. Dagegen scheint mir die gröfste Ähnlichkeit mit dem Begründer der Dynastie, Ptolemäos I. Soter, dem Sohne des Lagos, unverkennbar. Sein Bildnis findet sich aufserordentlich oft auf seinen eigenen Münzen wie denen seiner Nachfolger. Diese vielen Darstellungen zerfallen in einen naturalistischen und in einen idealisierenden Typus. Den ersteren geben namentlich die von ihm selbst geprägten Silberstücke und die seiner nächsten Nachfolger wieder (Catalogue of the Greek coins in the British Museum, Ptolemies Taf. II f.), auf denen er bereits in vorgerückten Jahren, mit tief liegenden Augen und Falten in den einst vollen Wangen und Schläfen erscheint, die im Verein mit dem sehr scharf gewordenen Profil bisweilen einen geradezu häfslichen Eindruck hervorrufen (Taf. II 4, IX 2, XXVII 7 9, XXXII 4). Aber auch sie lassen die Übereinstimmung mit der Büste erkennen, welche dieselbe etwa zehn Jahre jüngere Persönlichkeit — also etwa bei Beginn der eigentlichen Königsherrschaft des Ptolemäos 305 v. Chr. — in hoch idealer Auffassung und in deutlicher Anlehnung an den Lysippischen Zeustypus zeigt. Dafs der König mit diesem Gott in Verbindung gebracht wird, zeigen die Münzen noch augenscheinlicher durch die um seinen Hals geschlungene Aegis, den Adler mit dem Blitz in den Klauen als Ptolemäerwappen auf der Rückseite und die grofse Ähnlichkeit des Zeus-Ammonkopfes der Erzstücke mit dem des Begründers der Dynastie (Taf. V, IX, X u. ö., vgl. Kallimachos *ὕ. εἰς Δία* 73 f.). Ähnlich hat den Kopf des Ptolemäos aber auch der Schöpfer des idealisierten Münztypus aufgefafst, dessen erste Anfänge sich bereits auf seinen eigenen Goldstücken finden (Taf. II 6 10 11, III 2 u. ö.). Allmählich wird dieser Typus immer mehr geglättet und jugendlicher gestaltet, und so tritt er uns namentlich in den Prägungen des Philometor und Euergetes II. entgegen (Taf. XIX f.). Für das höhere Alter und die Treue der Erzbüste spricht der Umstand, dafs sie jenen weniger nahe steht als den Goldmünzen Ptolemäos I. Diese zeigen aber vollkommene Übereinstimmung in dem sich empor sträubenden, mit der Königsbinde geschmückten Lockenhaar, welches an Alexander den Grofsen erinnert,

Tafel I

der schräge abfallenden Stirn mit dem Einschnitt in der Mitte, der geraden, vorspringenden, an der Spitze etwas verdickten Nase und dem ähnlich hervortretenden, aber doch vollen Kinn. Den späteren Münztypen entspricht die von P. Wolters auf Ptolemäos I. gedeutete stark ergänzte Marmorbüste des Louvre (Röm. Mitteil. IV [1889] Taf. III S. 33). Der Gesamteindruck der Bronze ist der rücksichtsloser, mit hoher Klugheit verbundener Thatkraft. Auch kann man sich diesen Kopf nur auf einem Körper von ungewöhnlicher Stärke denken, wie sie Ptolemäos besafs. Bei der Berennung einer Grenzfeste durch das überlegene Heer des Perdikkas blendete er mit der Sarisse nicht nur einen Elephanten, sondern verwundete auch dessen indischen Lenker (Diodor XVIII 34). Übrigens hat J. Six die Erzbüste auf Lysimachos von Thrakien gedeutet (Röm. Mitteil. IX [1894] S. 103 f.). Doch ist nur in der Seitenansicht eine leichte Ähnlichkeit mit dem Kopf auf dessen Münzen vorhanden, welcher meist als Alexander, schon wegen des Ammonshornes, erklärt wird. Kopfform, Kinn, Wangen und Nase sind total verschieden.

Bei einem Vergleich der eben besprochenen Erzbüste mit der Abb. 1 (nach H. Brunn und P. Arndt Taf. XCIV) abgebildeten, welche denselben Fund- und Aufbewahrungsort hat und in fast gleichen Gröfsenverhältnissen (0,57 m : 0,555 m) wohl auch von demselben Künstler ausgeführt ist, ergiebt sich sofort die Familienähnlichkeit in der Kopfform und der Bildung von Stirn, Augen, Nase, Mund und Kinn. Nur sind die Züge milder und feiner sowie der gröfseren Jugend entsprechend weniger von Falten durchfurcht, sie machen aber auch nicht den Eindruck einer so mächtigen Persönlichkeit. Ferner sträubt sich das wieder von der breiten Binde durchzogene Haar nicht in so kräftigen Büscheln in die Höhe wie bei Ptolemäos I., sondern liegt in dünneren Locken, namentlich oberhalb der Binde, mehr dem Kopfe an. Hier wird nicht Ptolemäos Lathyros, wie man behauptet hat (vgl. Comparetti e de Petra a. a. O. Nr. 21), zu erkennen sein, sondern der Sohn und Nachfolger des Begründers der Dynastie der Lagiden, Ptolemäos Philadelphos. Die Münzen (Brit. Mus. Taf. VI) geben sein Porträt nur neben dem seiner Gemahlin Arsinoë bald in jüngeren Jahren, bald älter mit den Anzeichen der beginnenden Fettleibigkeit, kurzem, dicken Hals und vollen Wangen.[1]) Die jüngere Bildung hat auch der Erzgiefser gewählt, denn in der Büste kehrt die durch diese Münzen (Fig. 1—4) bezeugte fein geschnittene Nase, die grofsen Augen[2]), der ziemlich kleine, leicht geöffnete Mund, das eigenartige Ptolemäerkinn und das weniger als beim Vater gelockte Haar wieder. Philadelphos war demnach eine mehr durchgeistigte, edlere Erscheinung als Soter, aber er zeigte nicht dessen urwüchsige Kraft. Eine ihn darstellende Statue im ägyptischen Museum des Vatikan, welche J. P. Mahaffy (The empire of the Ptolemies S. 116 470) erwähnt, kann, da der ägyptische Stil in ihr sämtliche individuelle Züge verwischt hat wie in den

[1]) Von seiner Kränklichkeit und Podagra in späteren Jahren berichten Phylarch bei Athenäos XII 536e und Strabon XVII 789.

[2]) Auf einigen Münzen ist der scharfe Blick der Augen durch eine kleine Spitze, in welche die den Augapfel darstellende Rundung ausläuft, wiedergegeben.

Ptolemäerköpfen von Aridäos bis Ptolemäos XIII. bei C. R. Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien VIII 3 Taf. CCCII f., für uns nicht in Betracht kommen.

Der folgenden wieder aus der 'Papyrusvilla' stammenden Erzbüste in Neapel (Abb. 4 nach Comparetti e de Petra, Taf. IX 2) fehlt die Königsbinde; auch kann man für ihre Zugehörigkeit zum ptolemäischen Hause an und für sich nur die Kopf- und Stirnbildung, die groſsen, scharf blickenden Augen und das kurze Lockenhaar geltend machen. Ihr allgemeiner Eindruck wird durch die Bezeichnung de Petras (a. a. O. S. 264 Nr. 23) als *giovane guerriero con clamide affibiata* gut wiedergegeben, aber es ist eine genauere Bestimmung möglich. Wir haben nämlich den früh zur Regierung gelangten Ptolemäos V. Epiphanes vor uns. Von seinen Münzbildnissen kann der unausgebildete Knabenkopf auf einem von dem Reichsverweser Polykrates geschlagenen Silberstück nicht zum Vergleich herangezogen werden (Brit. Mus. Taf. XVI 1). Erst seine eigenen Goldprägungen (Taf. XVII) zeigen etwa das gleiche Alter wie die Büste und eine vollkommene Übereinstimmung in den sehr jugendlichen Zügen, welche mehr Ähnlichkeit mit dem feinen Profil seiner Mutter Arsinoë als dem hochmütig brutalen Gesichtsausdruck seines Vaters Ptolemäos Philopator haben. Alle Eigentümlichkeiten der Büste kehren auf den Münzen wieder: die gewölbte Stirn, das weit geöffnete Auge, die feine, leicht gekrümmte Nase, die ziemlich vollen Lippen und das vorstehende Kinn. Sogar die bei einer so jugendlichen Erscheinung recht seltenen Falten am Halse fehlen nicht, sowie die auf der Seite durch eine Fibel zusammengehaltene Chlamys, welche die Schulter hervortreten läſst. Der kriegerische Ausdruck dieser Tracht wird auf zwei Münzen durch die Speerspitze erhöht, welche hinter dem Kopfe sichtbar wird. Der König ist also als ein jugendlicher Ares aufgefaſst, womit nicht der Strahlenkranz des Helios, der auf denselben Münzen sein Haupt umgiebt, in Widerspruch steht. Denn diesen trägt auch Euergetes I. neben dem Dreizack des Poseidon und der Ägis des Zeus. Nebenbei mag der Speer auf die Vorliebe des Epiphanes zur Jagd hinweisen. Nach Polybios XXIII 1 erzählte man, daſs er mit dieser Waffe (*μεσαγκύλῳ*) vom Pferd aus einen Stier erlegt habe.

Für die Deutung einer weiteren aus derselben Villa stammenden Erzbüste hat P. Wolters durch die Bestimmung des ebenda ausgegrabenen Kopfes mit den von Falten durchfurchten Zügen und dem scharfen Blick als Seleukos I. Nikator in späteren Jahren den Weg gewiesen (Röm. Mitteil. IV [1889] S. 32 f). Namentlich die Zusammenstellung bei Comparetti e de Petra Taf. X 1 2 läſst die nahe Verwandschaft der beiden Männer erkennen. Der hier Abb. 3 nach H. Brunn und F. Bruckmann, Denkmäler griech. u. röm. Skulptur Nr. 365, wiedergegebene jüngere ist der Enkel des ersten Seleukiden, Antiochos II. Theos, welcher erst auf seinen späteren Münzen deutliche Ähnlichkeit mit seinem Vater Antiochos I. zeigt, während die in seinen früheren Regierungsjahren geprägten (Catalogue of the Greek coins in the Brit. Mus. Seleucid kings Taf. V 1 2 4 6; Catalogue des monnaies grecques de la Bibliothèque Nationale, rois de Syrie Taf. VI 3 10 11) in dem freien, hoheitsvollen Blick

und den idealisierten Zügen mit der Büste übereinstimmen. Auch wenn wir die Einzelheiten vergleichen, so bemerken wir dieselbe niedrige, oberhalb der Nasenwurzel und der Augen sich ein wenig wölbende Stirn, über welcher sich das kurze Lockenhaar emporsträubt, die fein geschnittene, schräg verlaufende Nase, den kleinen, leicht geöffneten Mund mit den schön geschwungenen Lippen und das ziemlich volle Kinn. Statt der breiten Königsbinde trägt die Büste einen geflochtenen Kranz, aus welchem in gleichmäfsigen Abständen Lorbeerblüten hervortreten. Der König ist also als Apollon gedacht, womit der jugendlich frische, erhabene Gesichtsausdruck in vollkommenem Einklange steht.[1]) Eine der Münzen (Taf. V 1) giebt ihm in den kleinen an der Königsbinde befestigten Flügeln ein Attribut des Hermes oder des Perseus, eines Heros, mit dem auch Philippos V. von Makedonien sich zu vergleichen liebte, aber die Beziehung zu Apollon ist dadurch natürlich nicht ausgeschlossen und für Antiochos II. durch das Bild auf der Rückseite vieler seiner Münzen, den auf dem Omphalos sitzenden, Bogen und Pfeile haltenden Gott gesichert.

Tafel II Von den Marmorhermen der 'Papyrusvilla' scheint mir die Abb. 5 nach H. Brunn und P. Arndt Taf. XCVIII wiedergegebene gleichfalls einen Seleukiden darzustellen. Der von einem breiten Königsdiadem mit auf die Schultern herabhängenden Enden, die in kurze Fäden auslaufen, umgebene Kopf, welchen sie trägt, zeigt eine naturalistischere Auffassung als die meisten Bronzebüsten der Villa, und fällt durch seine schiefe Haltung auf, die mit einer ähnlichen Mundstellung und der Verschiebung der Wangen- und Halsmuskeln in Verbindung steht. Das ist die gleiche Kopfhaltung, wie sie Plutarch (Alex. 4, vgl. *περὶ τῆς Ἀλεξ. τύχης ἢ ἀρ.* II 2) bei Alexander dem Grofsen als *ἀνάτασις τοῦ αὐχένος εἰς εὐώνυμον ἡσυχῇ κεκλιμένου* beschreibt, und da sie bei einem Diadochen und in übertriebener, unschöner Weise wiederkehrt, so wird eher an eine bewufste, vom Künstler verstärkte Nachahmung zu denken sein, die nicht wie von Lysipp idealisiert wurde, als an einen organischen Fehler. Dieselbe Halsbildung findet sich nun auf Münzen des A n t i o c h o s IV. E p i p h a n e s wegen der Seitenansicht in den viel kleineren Dimensionen nicht so scharf hervorgehoben, aber doch vollkommen deutlich (Brit. Mus. Taf. XI 7 8, Bibioth. Nation. Taf. XII 3 5 10). Zugleich tritt hier der Kehlkopf ähnlich stark wie an der Herme hervor. Da ferner die Seitenansichten in dem auf die Stirn herabfallenden Lockenhaar, dem tiefen Stirneinschnitt, der geraden Nase, dem leichtgeöffneten Mund mit vollen Lippen und einer kleinen, von den Winkeln ausgehenden Falte, endlich dem vortretenden Kinn bedeutende Ähnlichkeit aufweisen, so wird eben dieser König dargestellt sein. Gerade ihm darf man bei seiner vielfach bethätigten Schwärmerei für das Hellenentum in besseren Zeiten eine Nachahmung Alexanders auch in Äufserlichkeiten zutrauen. Der über seinen Zügen lagernde unbefriedigte, fast wehmütige Ausdruck entspricht gut

[1]) Die Stirn-, Mund- und Nasenbildung zeigt deutliche Verwandtschaft namentlich mit dem Vatikanischen Apollo. Übrigens ist meines Wissens noch nicht bemerkt, dafs dessen Kopf auf Münzen von Alexandria, die unter Nero und Severus Alexander geprägt sind, sich wiederfindet (Brit. Mus. Alexandria Taf. III 40 41 44, 1599).

der Schilderung des merkwürdigen Mannes, der durch die römische Gefangenschaft und die schwer auf ihm lastende Regierung des sich allmählich auflösenden Reiches verbittert und fast geistig gestört war, bei Livius XLI 20, 3: *Non adloqui amicos, vix notis familiariter arridere, munificentia inaequali sese aliosque ludificari.* Spötter änderten seinen Beinamen sogar in Epimanes.

Nicht nur durch Äuſserlichkeiten, wie die gleiche Form der Königsbinde und dieselbe den Metallstil nachahmende Technik, welche sich besonders in den scharfen Rändern der Lippen und der deutlichen Angabe der Augenbrauen zeigt, ist die Abb. 6 nach D. Comparetti und G. de Petra Taf. XXI 3 wiedergegebene Marmorherme mit der vorhergehenden verwandt. Man braucht nur die Münzen des Neffen und zweiten Nachfolgers von Antiochos IV., Demetrios I. Soter zu vergleichen, um zu erkennen, daſs dieser dargestellt ist. Gerade die idealen, etwas schwärmerischen Züge der Büste finden sich auf der Mehrzahl der von diesem Könige geprägten Münzen wieder (Brit. Mus. Taf. XIV, Biblioth. Nation. Taf. XVI): der etwas zurückgeworfene Kopf, das runde, fleischige Kinn, der geöffnete Mund, die feine, lange, in ihrem oberen Teile ein wenig gekrümmte Nase, das von starken Protuberanzen beschattete, groſse Auge und das in der Mitte gescheitelte Haar, welches in leichten Locken auf die Stirn herabfällt und unterhalb der Binde und der Ohren nach vorn gestrichen ist.

Am Schlusse dieses Abschnittes noch einige Bemerkungen über die Villa von Herculaneum, in der sowohl die Bronzebüsten wie die Marmorhermen gefunden sind. Auſser ihnen stammen von dort bekanntlich auch berühmtere Denkmäler, wie der angebliche Seneca und die angebliche Berenike[1]), beides

[1]) Für die Deutung dieser Büste (Brunn und Bruckmann Nr. 385) waren schon die Herculanensischen Akademiker (Bronzi di Ercolano I S. 213 f.) auf dem rechten Wege, als sie in ihr eine Ptolemäerin erkannten. Die Familienzüge dieses Hauses sind in der Stirn, den Augen, der Nase und dem Kinn unleugbar vorhanden. Daſs die Deutung auf Berenike, die Gemahlin des Ptolemäos III. Euergetes, welche die Akademiker aufstellten, nicht das Richtige trifft, ist ebenso sicher. Aber man hätte sich nicht mit der Zurückweisung dieser Vermutung begnügen sollen. Ein Vergleich mit dem Münzbildnis der Arsinoë Philadelphos in jüngeren Jahren (Brit. Mus. Taf. VII 1 5 6, VIII 1--5) lehrt, daſs diese dargestellt ist. Die Seitenansicht stimmt völlig überein, nur vertritt in der Büste der den Kopf umgebende, über den Ohren durch das andere Haar hindurchgezogene Zopf die Stelle der Königsbinde oder des Stephanos der Münzen. — Der ältere eherne Frauenkopf aus der Villa mit den den ganzen Kopf umgebenden, zum Teil ergänzten Spirallocken wird von Arndt (zu Brunn und Arndt Taf. IC/C) im Anschluſs an Comparetti u. a. wieder für männlich erklärt. Jedenfalls überwiegen aber die weiblichen Elemente (vgl. A. Furtwängler im Jahrb. d. Inst. IV [1889] S. 84 Anm. 38, der den Kopf und eine ihm nicht besonders ähnliche Gemme mit dem Künstlernamen Lykomedes für Berenike I. hält); die vermeintlich männlichen Züge erklären sich durch den selbstbewuſsten, kraftvollen Ausdruck dieses Kopfes und seine zur Fülle neigenden matronalen Formen. Ich möchte in ihm wegen der groſsen Ähnlichkeit mit den Münzen der Kleopatra I., der Gemahlin Ptolemäos' V. und zeitweiligen Regentin nach dessen Tode, diese als Isis oder Libya erkennen (Brit. Mus. Taf. XXI 3, XXII 5, vgl. ebd. 6 XVIII 7 und Seleucid kings Taf. XII 12). Auf ältere Ptolemäermünzen mit dem Bilde der Libya oder vielmehr Isis in gleicher Haartracht

Bildnisse ersten Ranges, die Marmorstatuen des Äschines und Homer, ferner die kleinen durch Inschriften beglaubigten Philosophenbüsten, aber auch mythologische Gestalten, wie die archaistische Athena mit der vorgestreckten Ägis, der sitzende Hermes, der in Trunkenheit sich wälzende Silen, der sitzende jugendliche Satyr und viele andere Erz- und Marmorwerke. Aus dem von dem trefflichen Karl Weber aufgenommenen Plan der Villa (D. Comparetti e G. de Petra Taf. XXIV) kennen wir die Fundstätte jedes einzelnen Kunstwerkes und sehen, dafs der vornehme Römer, welcher diese reiche plastische Sammlung in Griechenland oder im Orient durch Kauf oder auch auf die wohlfeilere Manier des Verres zusammenbrachte, mit ihnen die Säulengänge und Höfe des weiten Prachtbaues geschmückt hatte. Wahrscheinlich hat er, sicher die ursprünglichen griechischen Besitzer, mehr Namen der ikonographischen Denkmäler gekannt, als uns aufzufinden möglich ist. Das beweisen die noch von Winckelmann auf zwei der Marmorhermen gelesenen mit dunkler Farbe aufgemalten Inschriftenreste, mit deren Hülfe wenigstens eine von ihnen auf Archidamos III. von Sparta gedeutet ist (P. Wolters in den Röm. Mitteil. III [1888] S. 113 f. Taf. IV). Bemerkenswert ist jedoch, dafs die Kunstwerke in einer Weise aufgestellt waren, die unmöglich von einem Kundigen herrühren kann. Die Ptolemäerbüsten standen nicht zusammen, sondern an den verschiedensten Stellen zerstreut (s. Webers Plan Nr. 22 27 50 IX). Auch die Marmorhermen, zu welchen die oben bestimmten Seleukiden gehören, wurden nur zum Teil in der Umgebung der *Pesquera* des Weberschen Plans (8) gefunden; nur drei wohl Römer darstellende Erzköpfe (35 36) und die wie Bruder und Schwester anmutenden Bronzehermen des Doryphoros und der Amazone von der Hand eines Apollonios von Athen nach Polyklet fanden sich als Gegenstücke in zwei Ecken einer Säulenhalle aufgestellt (Nr. 32 33). Da ferner mit einer gewissen Vorliebe die Kunstwerke nach der Gröfse angeordnet sind, indem die Statuen (Nr. A B 74 75 XVIII—XXI), die Hermen (84—89) und die kleinen Bronzen (20) zusammenstehen, zugleich aber auch so grobe Mifsgriffe begangen sind wie der, dafs das berüchtigte Symplegma des Pan mit der Ziege neben den wahrscheinlich Demetrios Poliorketes darstellenden hoch idealen Kopf mit den kleinen Hörnern geriet (4 5 III Expl.), so gingen die Kunstkenntnisse des Besitzers oder dessen, welchen er mit der Aufstellung beauftragt hatte, nicht über das geringe Mafs hinaus, was ein Römer gegen Ende der Republik und unter den ersten Kaisern gewöhnlich davon besafs. Auch Cicero macht ja seine verächtlichen Bemerkungen über diejenigen, *qui studiosi sunt harum rerum* (in Verr. IV 13), und schätzt die Kunstgegenstände nach dem Material und der Gröfse ab.[1]) Bezeichnend ist endlich, dafs, abgesehen von den nur in der Gewandung Nachklänge des älteren Stils zeigenden 'Tänzerinnen', unter den vielen Stücken sich

---

(Taf. VI 6 7 8 10, XIX 4) hat bereits Arndt a. a. O. hingewiesen. Hinderlich ist bei der Deutung dieser und anderer Frauenbildnisse, dafs die Idealisierung in ihren weniger scharfen Zügen die individuellen Elemente leichter verwischt als bei den Männern.

[1]) Ebd. 14: *In auctione signum aeneum non maximum sestertium XL milibus venire non vidimus?*

nur je ein archaisches und ein archaisierendes Denkmal befindet, das eherne von einer Statue abgetrennte Brustbild eines Apollo und die schon erwähnte Athenastatue, während das lebhafte Interesse bereits der Augusteischen Zeit für derartige Werke feststeht.

Aufser dem Vergleiche mit Münzen giebt es selbstverständlich noch andere Bestimmungsarten unbekannter Bildnisse, aber sie führen öfter zu Irrtümern als zu sicheren oder wahrscheinlichen Ergebnissen. So hat J. Six in einer anderen, Abb. 7 nach einer Originalphotographie wiedergegebenen Marmorherme derselben Villa in Herculaneum auf Grund eines den Helm der dargestellten Persönlichkeit umgebenden Kranzes von Eichenblättern König Pyrrhos von Epeiros erkennen wollen, weil ihm das heilige Laub des Zeus von Dodona in erster Linie zukäme (Röm. Mitteil. VI [1891] S. 279 ff.), und damit u. a. bei W. Helbig (Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'École franç. de Rome XIII [1893] S. 377 f.), der einen weiteren Kopf der Sammlung Jacobsen in Kopenhagen heranzieht, Beistimmung gefunden. Aber ist nicht die Eiche ein dem Zeus überall heiliger Baum (C. Bötticher, Der Baumkultus der Hellenen S. 406 ff. 133 ff.), und hat denn der Kult von Dodona, einer der vornehmsten von ganz Griechenland, ausschliefslich für das immer halbbarbarische Epeiros Geltung gehabt? Es lag doch allen aus Makedonien und den angrenzenden Landschaften stammenden Adels- und Diadochengeschlechtern gleich nahe, den ihrer Heimat benachbarten dodonäischen Kult zu dem ihrigen zu machen. In der That findet man einen Zeuskopf mit dem Eichenkranz auf makedonischen Münzen aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. (Brit. Mus. Macedony S. 13). Aufserdem trägt Pyrrhos bei Plutarch (Pyrrh. 11) einen Helm mit weithin sichtbarem Busche und Bocks-(Pans)hörnern, also einen ähnlichen Kopfschmuck wie Philippos V. von Makedonien auf dem Denar des L. Marcius Philippus (E. Babelon, Monnaies de la république romaine II S. 187 f., vgl. Livius XXVII 33, 2 f.). Ich halte daher an meiner im Jahrb. d. Inst. VI (1891) Anz. S. 69 gegebenen Deutung auf Seleukos I. Nikator fest, nicht in der Zeit, als seine Herrschaft schon völlig begründet war, wie ihn einige seiner späteren Münzen zeigen, auf Grund deren man ihn richtig in der vorhin erwähnten Erzbüste erkannt hat, sondern als siegreichen Kämpfer um den gröfsten Anteil an der Hinterlassenschaft Alexanders mit dem Helm auf dem Haupte, wie er von Plutarch (Demetr. 49, vgl. Polyaen IV 9, 3) in einem der entscheidendsten, aber auch gefahrvollsten Augenblicke seines kampfreichen Lebens geschildert wird. Als Demetrios Poliorketes sich zum Verzweiflungskampfe anschickte und das Lager des Seleukos bei Nachtzeit überfiel (286 v. Chr.), da tritt dieser furchtlos und rasch gerüstet den feindlichen Kriegern entgegen. Er wirft den Helm fort, so dafs ihn alle erkennen, und fordert sie in kurzen, wirksamen Worten zur Übergabe auf, die auch infolge dieses kühnen, das Leben nicht achtenden Auftretens sofort stattfindet. Mit dem Reiterhelm, dessen Backenklappen seine Wangen fast verdecken[1]), stellt ihn auch die Mehrzahl seiner

[1]) Sehr ähnliche Helmformen kehren auf dem für die Bewaffnung der Diadochenzeit wichtigsten Denkmale wieder, den Balustradenreliefs des Athenatempels von Pergamon, s. Altertümer von Pergamon II Taf. XLIV 1, XLV 2, XLVII 2, XLIX 23 und dazu H. Droysen

Münzen dar (Brit. Mus. Seleucid kings Taf. I, Biblioth. Nat. rois de Syrie Taf. I f.; von den besten Stücken des Berliner Kabinets liegen mir Abdrücke durch die Güte H. Dressels vor), während das Profil frei bleibt und in den tief liegenden Augen mit dem festen Blick, der bis auf eine leichte Erhebung in der Mitte graden, grofsen Nase, den vollen Lippen und dem kräftigen Kinn die gröfste Übereinstimmung mit der Herme zeigt. Doch ist auf den Münzen durch das um den Hals geschlungene Pantherfell und die Pantherflecken an dem Helm, den man sich augenscheinlich mit diesem Fell überzogen denken mufs, sowie die daran angebrachten Stierhörner und -ohren der seine Herrschaft bis nach Indien ausdehnende König als ein kriegerischer Dionysos gekennzeichnet. Die erst bei Appian Syr. 57 und Suidas u. *Σέλευκος* auftretende Erzählung von der Bändigung eines sich losreifsenden Opferstieres durch ihn, worauf seine Statuen die Hörner erhalten hätten, kennzeichnet sich selbst als eine ätiologische Erfindung. Für das plastische Denkmal hat der Bildhauer statt jener schwer daran anzubringenden Einzelheiten lieber den Kranz des Zeus gewählt, eines Gottes, der oft auf den Münzen des Seleukos vorkommt. Der hinten unter dem Helm herabfallende Gegenstand ist nicht mit Six (a. a. O. S. 281) für das Ende der Königsbinde zu halten, welches vielmehr immer zweiteilig ist[1]), sondern findet sich wohl als Nackenschutz neben dem hier besonders kurzen Schirm schon an Reiterhelmen des Parthenonfrieses (A. Michaelis, Parthenon Taf. IX 8 15 u. ö.) und auf einer rotfigurigen Vase freien Stils an dem Helm der Athena (J. Overbeck, Gallerie heroischer Bildwerke Taf. X 2).

Trotzdem also hier ein Versuch, ikonographische Denkmäler anders als durch Inschriften oder Münzen zu bestimmen, zurückgewiesen werden mufste, so möchte ich doch wagen, ein weiteres aus inneren Gründen zu deuten. G. de Petra hat in dem Giornale degli scavi di Pompei n. s. I (1868) S. 133 f. Taf. V zwei als Gegenstücke gearbeitete Marmorbüsten veröffentlicht, welche 1867 in einem Hause Pompejis unter Umständen zusammengefunden sind, die erkennen lassen, dafs der Besitzer sie hat möglichst versteckt aufbewahren wollen. Die eine von ihnen ist auch in anderen Repliken, namentlich in einer des Kapitolinischen Museums, bekannt und wird nach makedonischen Münzen, die das Bild des

---

im Text S. 102 f. sowie in K. F. Hermanns Lehrbuch der griech. Antiquitäten II 2 S. 9 f. Geradezu als Zeichen der Königswürde sieht man auf Münzen von Antiochos VI. und Tryphon einen ähnlichen Helm mit höherer Spitze, den auf der Rückseite herabfallenden Enden des Diadems und einem mächtigen Steinbockhorn über dem Stirnschirm (Brit. Mus. Seleucid kings Taf. XIX 7, XX 4). — Während des Druckes geht mir ein Aufsatz von J. Six in den Röm. Mitteil. XIII (1898) zu, worin er S. 66 f. Taf. III eine überarbeitete und stark ergänzte Marmorbüste (u. a. die Nase) mit Fellhelm in der Erbachschen Sammlung auf Seleukos I. deutet. Vielleicht stellt auch sie ihn dar, doch ist der Kunstwert der trefflich erhaltenen Neapler Herme ungleich gröfser. Übrigens genügen die Abarbeitungen und Vertiefungen über den Ohren nicht, um die hohen starken Stierhörner der Münzen zu tragen, wie mir eine Untersuchung des Abgusses der Königsberger Archäologischen Sammlung bestätigte. Auch wären die Hörner zu hoch angebracht.

[1]) A. von Sallet in den Commentationes in honorem Th. Mommseni S. 93 und P. Wolters in der Archäol. Ztg. XLII (1884) S. 160 f.

M. Iunius Brutus wiedergeben, auf den Mörder Cäsars gedeutet. Bernoulli hat allerdings dies wieder in Frage gestellt (Röm. Ikonographie I S. 191 f.), aber nach den Ausführungen von Imhoof-Blumer (Monnaies grecques S. 60) und A. von Sallet (Beschreibung der ant. Münzen des Berl. Museums II S. 24 Taf. II 16, vgl. Münzen u. Medaillen S. 64) ist es doch wahrscheinlich, daſs auch die gröſseren, sorgfältiger ausgeführten Münzen ohne Inschrift den Brutus darstellen, und über deren Übereinstimmung mit der Büste kann wohl kein Zweifel mehr bestehen. Das recht unregelmäſsige Profil, die Kopfform, die Haartracht und Halsbildung sind völlig gleich. Übrigens zeigt auch gerade die am besten gearbeitete unter den kleineren mit Inschriften versehenen Münzen groſse Ähnlichkeit mit den Marmordenkmälern (Bernoulli a. a. O. Münztaf. III 76). Wenn nun aber die pompejanische Büste die Züge des Brutus trägt, so kann das Abb. 8 wiedergegebene Gegenstück kein anderer sein als der immer mit ihm als Mörder Cäsars und Kollege im Konsulat genannte C. Cassius Longinus. Dies römische Befreierpaar von der Tyrannenherrschaft hatte demnach ein Gegner der Iulischen Dynastie zunächst wohl allen Blicken zugänglich in seinem Hause aufgestellt. Später, als Fälle wie der von Plutarch (*σύγκρ. Δίωνος κ. Βρούτ.* 5) erzählte vorkamen, mag er oder seine Erben es für geratener gehalten haben, sie in einem entlegenen Winkel des Hauses unterzubringen. Daſs auch sonst Augustus und sein Geschlecht in Pompeji nicht besonders beliebt war, zeigt die Karikatur der Flucht des Aeneas in einem dort gefundenen Bilde (W. Helbig, Wandgemälde der verschütteten Städte Nr. 1380). Gegen die obige Deutung könnte man allenfalls wegen des leichten Unterkinnes unserer Büste, das übrigens in der völligen Seitenansicht viel weniger hervortritt als in der Abbildung, die bekannte Äuſserung Cäsars geltend machen (Anton. 11, vgl. Brut. 8): *μὴ δεδιέναι τοὺς παχεῖς τούτους καὶ κομήτας, ἀλλὰ τοὺς ὠχροὺς καὶ λεπτοὺς* (*ἰσχνοὺς* Brut. 8) *ἐκείνους*, aber Köpfe wie den der Büste kann man sich recht wohl auf einem hageren, schlanken Körper denken; auch entspricht die sehr einfache Haartracht keineswegs der Bezeichnung als *κομήτης*. Für die Statue in der Villa Massimo am Lateran, welche nach einer auf der Basis angebrachten Inschrift den *C. Cassius* darstellt, kann ich nach einer eigenen Untersuchung nur die Ansicht von Matz (F. Matz u. H. v. Duhn, Antike Bildwerke in Rom Nr. 1222) bestätigen, daſs der untere Teil mit der Inschrift modern ist.



DEUTSCHE VOLKSKUNDE

Von Eugen Mogk

'Von der Wissenschaft', äufsert Jacob Grimm in einer seiner Vorlesungen in der Akademie, 'habe ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergiefst. So lange es Menschen giebt, kann dieser lechzende Durst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in angemessene Weite zu wirken, und darum verdriefst es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und sie findet sich nicht eher zufrieden gestellt, bis sie eine nach der anderen überstiegen hat.' Wenn je eine Wissenschaft diese Forderung treu und ehrlich erfüllt hat, so ist es diejenige, deren Vater Jacob Grimm selbst ist: die deutsche Philologie. Entsprossen aus den verschiedenen Zweigen akademischen Wissens, gesäugt von vaterländischer Gesinnung, herangewachsen unter dem Vorbilde der älteren Schwester, der klassischen Philologie, hat sie alle diese älteren Zweige der Wissenschaft bald überflügelt, auf diese befruchtend eingewirkt und aus ihrem Schofse Zweige und Äste getrieben, die sich zu neuen Wissenschaften entwickelt haben. Der deutschen Philologie verdankt die vergleichende Sprachforschung den ungeahnten Aufschwung, die klassische Philologie die tiefere Beschäftigung mit der volkstümlichen Sprache, die Geschichte ein besseres Verständnis altdeutscher Kultur, die vergleichende Religionswissenschaft und Sagenkunde die erste Anregung. Aber die deutsche Philologie ist auch die Wissenschaft, die jederzeit Fühlung mit dem Volke gehabt und dadurch erzieherisch auf dieses eingewirkt hat. Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, dafs man sich heute um seine Muttersprache, um den Inhalt der Worte, um unsere Litteratur, um den Glauben und die Heldensage der Vorfahren, um die Poesie, die Sprache, das Leben und Treiben des gemeinen Mannes mehr bekümmert als je. Alles dies ist ihr Gegenstand historischer Forschung gewesen, deren Ergebnisse zunächst in die Schule, und von hier aus ins Leben getragen worden sind. Allerdings hat bisher fast ausschliefslich der Gebildete, d. h. derjenige, welcher eine höhere Schule durchlaufen hat, Anteil an den Errungenschaften der Forschung gehabt, allein der jüngste Zweig, der dem Schofse dieser vaterländischen Wissenschaft entsprossen ist, läfst hoffen, dafs sie Fühlung mit dem gesamten Volk, besonders mit dem schlichten Manne, bekommt und dadurch für diesen und somit auch für die soziale Frage unserer Zeit nicht ohne Bedeutung bleibt. Dieser jüngste Sprofs ist die Volkskunde,

d. i. die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache, der Dichtung, den Sitten und Bräuchen, dem Glauben des gemeinen Mannes, die Erforschung der historischen Entwickelung der Volksseele.

Über den grofsen und erzieherischen Wert alles Volkstümlichen herrscht seit Herder kein Zweifel bei allen, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt und die mit dem Volke zu fühlen und zu denken verstehen. Trotzdem ist bisher die Volkskunde an unseren Hochschulen nur das Aschenbrödel der deutschen Philologie gewesen; erst neuerdings hat man sich auch hier ihrer angenommen und begonnen, ihr den Platz zu erwerben, der ihr gebührt. Dafs an dieser Zurücksetzung die deutschen Philologen selbst schuld sind, unterliegt keinem Zweifel, mögen dabei auch die Verhältnisse der Zeiten mitgesprochen haben.

Das Programm, das Herder in seinem Aufsatze: 'Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst' für eine neue Wissenschaft, die spätere deutsche Philologie, aufgestellt hatte, war durch die Brüder Grimm und ihre Zeitgenossen nur wenige Jahre später zur Ausführung gekommen. In grundlegenden Werken deckten die frühesten Germanisten die einzelnen Gebiete auf, wo die Arbeit einzusetzen hatte: Jacobs deutsche Grammatik wies auf die Beschäftigung mit den verschiedenen germanischen Sprachen hin, die Rechtsaltertümer auf das altdeutsche Recht, die Mythologie auf den Glauben unserer Vorfahren, die Geschichte der deutschen Sprache besonders auf die Kulturverhältnisse der alten Germanen. Wilhelm sammelte in seiner deutschen Heldensage den gröfsten Teil der Zeugnisse, die wir über die Heldengestalten unseres Volkes besitzen. Aufserdem suchten beide Brüder durch die Sammlungen deutscher Sagen und der Kinder- und Hausmärchen Interesse für die volkstümliche Dichtung zu erwecken und in ihrer letzten grofsen Arbeit, dem deutschen Wörterbuche, das Leben und den Wandel der deutschen Worte niederzulegen. Neben den Brüdern Grimm schuf Lachmann die ersten kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Texte und regte durch seine Anmerkungen zu den Nibelungen eingehende Beschäftigung mit der altdeutschen Heldensage an, während Schmeller in seinem Bayrischen Wörterbuche für die sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Dialekte eintrat, Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung zum erstenmale die Litteraturentwickelung von einem höheren ästhetischen Standpunkte aus behandelte und K. Zeufs in seinem Werke von den Deutschen und den Nachbarstämmen einer Geschichte der altdeutschen Stämme den Weg bahnte. So waren die mannigfaltigsten Gebiete, die zum Verständnis deutschen Lebens und deutschen Geistes führten, eröffnet und es galt, diese weiter zu erschliefsen und zu vertiefen. Dies ist nicht mit allen und auf gleiche Weise geschehen: hervorragende Talente auf akademischen Stühlen waren tonangebend und erkämpften diesem oder jenem Zweige den Vorrang vor den andern. So beschäftigte man sich in den ersten Jahrzehnten der jungen Wissenschaft mit besonderer Vorliebe mit den mittelhochdeutschen Dichtern, deren Werke man nach Lachmanns Vorgange in kritischen Ausgaben veröffentlichte. Die Frage über den Ursprung und die älteste Gestalt des Nibelungenliedes erregte damals besonders die Gemüter.

Auf diese Zeit folgte die Periode der 'grammatischen Hochflut', welche mehr oder weniger durch Scherers Geschichte der deutschen Sprache erregt (1868) und von neuem durch Pauls Prinzipien der Sprachwissenschaft in Bewegung gesetzt ist. Die meisten Germanisten beschäftigten sich fast ausschliefslich mit der Sprache einzelner Denkmäler, einzelner Gegenden und Zeiten, und suchten die sprachlichen Erscheinungen durch Vergleichungen zu erklären. Gegenwärtig tritt das Studium der neueren Litteratur und die Beschäftigung mit der Kultur unseres Volkes, besonders der älteren Zeit, mehr in den Vordergrund. Es läfst sich nicht leugnen, dafs bei solchem Wellengange andere Zweige der germanischen Philologie vernachlässigt worden sind, oder dafs man sich mit ihnen nur in den Werkstätten kleinerer Geister beschäftigt hat, so dafs sie nicht gefördert und hier und da sogar Tummelstätten des Dilettantismus geworden sind. Dazu gehört auch die Volkskunde.

Es ist noch keine zehn Jahre her, dafs die Beschäftigung mit der Volkskunde eines akademischen Dozenten nicht würdig erschien. Erst seit Weinhold in Berlin sich an die Spitze des Vereins für Volkskunde gestellt und das Programm eines wissenschaftlichen Betriebes dieses Zweiges deutscher Philologie entworfen hat, ist hier ein Wandel eingetreten. Innerhalb der letzten fünf Jahre sind fast in allen deutschen Ländern und preufsischen Provinzen Landes- oder Provinzialvereine für Volkskunde ins Leben getreten, an deren Spitze Lehrer der deutschen Philologie der Landesuniversitäten stehen. Damit ist aber die Volkskunde lehrfähig geworden, und so konnte einer der eifrigsten Forscher deutschen Volkstums es wagen, ein Handbuch der deutschen Volkskunde zu veröffentlichen, nachdem kurz zuvor einer unserer bedeutendsten und vielseitigsten Germanisten, Hermann Paul, die wissenschaftliche Erforschung der Volkssitte als das dritte und wichtigste Glied bezeichnet hatte, das die deutsche Philologie an das Leben der Gegenwart knüpfe.

Volkskunde ist Kenntnis der Volksseele, wie sie sich in der Anlage von Haus und Hof, in der Tracht, in Sitte und Brauch, in Glaube und Recht, in der Sprache, in der Dichtung des schlichten Mannes äufsert. Auf diese Äufserungen des Volkes hatte bereits Herder nachdrücklichst hingewiesen, und die volkstümlichen Balladen Bürgers, Goethes u. a., sowie manche Dichtungen der Romantiker sind seinem Einflusse zuzuschreiben. War es doch vor allem das Volkslied gewesen, dessen ethischen Gehalt Herder immer wieder betont hatte und das ihn auch zur Ausgabe der ersten Sammlung von Volksliedern veranlafste, die später in Arnims und Brentanos und besonders Uhlands Sammlungen deutscher Volkslieder würdige Nachfolge fand. Wenige Jahre später richteten die Brüder Grimm ihr Augenmerk auf die prosaische Volksdichtung, auf die Märchen und Sagen unseres Volkes, und veröffentlichten nach den Berichten einfacher Leute jene Sammlungen, die noch heute der Freund der Kinderwelt sind. Bald lenkte Jacob Grimm seinen Geist auf das Volksleben, auf Sitte und Brauch, auf den Glauben, auf die Rechtsbestimmungen. Allein er sammelte diese nicht um ihrer selbst, sondern um des Inhalts willen, den er aus ihnen herausla[illegible] [illegible]eschäftigte damals die deutsche Mythologie:

er wollte aus alten und neuen Zeugnissen feststellen, was unsere Vorfahren als Heiden für Vorstellungen von übernatürlichen Wesen gehabt und wie sie diese verehrt hätten. Zu diesen Zeugnissen rechnete er auch die Volksdichtung und die Volkssitte der Gegenwart. So wurden ihm diese Mittel zum Zwecke.

Grimms Mythologie wirkte nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern wie eine Wünschelrute. Das Jahr, in dem sie zum erstenmale erschien (1835), darf mit vollem Rechte als das eigentliche Geburtsjahr der deutschen Volkskunde bezeichnet werden. Denn allerorten fing man jetzt an, die Volksüberlieferung der Gegenwart zu sammeln und sie zu gleichem Zwecke wie der Meister auszubeuten, d. h. man sammelte sie auf ihren religionsgeschichtlichen Gehalt hin. So entstand denn jene stattliche Zahl von Sammlungen deutscher Sagen, Märchen, Sitten, Gebräuche und des Aberglaubens, die meist noch den ergänzenden Zusatz haben: 'Beiträge zur deutschen Mythologie.' Dafs unter sogethanen Verhältnissen manches eingeschmuggelt, manches unrichtig wiedergegeben, vielerlei Volkstümliches nicht berücksichtigt worden ist, kann uns nicht wunder nehmen: man sammelte das Volkstümliche nicht, um die Volksseele in ihrem vollen Umfange zu ergründen, sondern nur das, worin man Niederschlag altheidnischen Glaubens und alter Götterverehrung zu finden wähnte, indem man dabei seine Blicke immer nach den nordischen Edden, unserer Hauptquelle heidnisch-germanischer Mythen, richtete. Dafs man in vielen, ja den meisten Fällen dabei über das Ziel hinausschofs, war bei ernsteren Forschern ausgemachte Thatsache, und daher wollten sie nichts von dem Studium des Volkstümlichen wissen. Das änderte sich auch nicht, als W. Schwartz in seiner trefflichen Abhandlung vom deutschen Volksglauben der Gegenwart gezeigt hatte, dafs die Volksmythen nicht verblafste altgermanische Göttermythen seien, sondern dafs sie sich auch bei anderen Völkern finden und daher älter sein müssen, als jene Mythen, die wir in den nordischen Edden lesen. Erst allmählich hat sich eine gesündere Auffassung des Volkstümlichen Bahn gebrochen.

Der Ausgangspunkt zu solch neuer Auffassung ist unstreitig England. Hier hatte sich schon vor Herder der Bischof Percy mit dem Volksliede beschäftigt (1765 veröffentlichte er die 'Reliques of Ancient English Poetry') und bereits 1777 J. Brand seine vorzügliche Sammlung alter und abergläubischer Volksgebräuche herausgegeben ('Popular Antiquities of Great Britain'), der eine ältere Sammlung von H. Bourne aus dem Jahre 1725 zu Grunde lag ('Antiquitates Vulgarenses'). Der altheidnische Glaube hatte hier nicht den Weg zur Sammlung gewiesen Und auch später, als man um die Mitte dieses Jahrhunderts unter dem Einflusse Jacob Grimms von neuem begann, dem Volkstümlichen sein Augenmerk zuzuwenden, hat man es fast nur der Sache wegen, aber nicht als Überbleibsel heidnischen Glaubens und Kultes gesammelt. Aus diesem Eifer für die Volksüberlieferung entwickelte sich in England eine neue Wissenschaft, der William Thoms im Jahre 1846 den Namen 'Folklore' gab. Unter diesem fand sie bald in allen Ländern der kultivierten Welt Aufnahme; 'Folkloristen'

wachsen wie die Pilze hervor, überall entstehen 'folkloristische' Vereine, 'folkloristische' Zeitschriften. Auch in Deutschland begann man nun von anderem Gesichtspunkte aus das Volkstümliche zu sammeln, aber auch zugleich die Wissenschaft zu vertiefen. Einen nicht unwichtigen Schritt that dabei R. **Köhler**: er wies das unschöne und nicht einmal richtige englische Wort 'Folklore', das nur 'Wissen des Volkes' bedeutet, zurück und führte dafür den guten deutschen Ausdruck 'Volkskunde' ein, der das geschichtliche Studium der Volksseele in allen ihren Äufserungen verlangt, aber nur immer von einem Volke und dadurch im Gegensatz zur Völkerkunde steht, die aufserdem auch noch das äufsere Leben des Volkes in sich fafst. Später entwarf dann K. Weinhold das Programm einer wissenschaftlichen Volkskunde, zuerst im letzten Bande der 'Zeitschrift für Völkerpsychologie', darnach als Einleitung zu der von ihm gegründeten 'Zeitschrift für Volkskunde'. Zugleich grenzte er das Arbeitsgebiet scharf ab. Während bisher fast jeder, der etwas Volkstümliches aufgezeichnet hatte, sich die Fähigkeit anmafste, dies auch wissenschaftlich beurteilen zu können, teilte Weinhold die Arbeiter in Sammler und Bearbeiter des gesammelten Stoffes. Zum Sammeln ist jeder fähig, der Interesse für das Volksleben hat und der nicht eigenmächtige Zusätze oder Anschauungen in das Gehörte hineinträgt; daran soll sich das gesamte Volk, auch der gemeine Mann, beteiligen; zur Bearbeitung dagegen brauchen wir philologisch und historisch geschulte Kräfte, die die Spreu von dem Weizen zu scheiden vermögen, die die geschichtliche Entwickelung ihrer Muttersprache und der Kultur ihres Volkes kennen. Wenn an dieser Zweiteilung der Arbeit festgehalten wird, kann allein die Volkskunde sich zur Wissenschaft entwickeln, und auf dem Wege zu dieser Entwickelung befindet sie sich zur Zeit. Freilich liegt jetzt noch die Hauptaufgabe im gewissenhaften Sammeln, denn vieles von dem, was man früher aufgezeichnet hat, ist nicht zuverlässig und bedarf vielfach der Ergänzung. Nach dieser Richtung hin ist ein grofser Fortschritt dadurch gemacht, dafs in allen deutschen Gauen Provinzialvereine für heimische Volkskunde entstanden sind: durch die Menge der Mitglieder mehrt sich der Stoff, durch die lokale Begrenzung des Gebietes aber ist eine strengere Kontrolle viel leichter möglich. Es mufs ferner auch nach anderer Richtung hin viel mehr gesammelt werden, als bisher geschehen ist. Das Volksleben ist wie alles andere Leben ein historisches Produkt: fast in jedem Jahrhundert hat sich die Volksseele verändert. Die wissenschaftliche Volkskunde hat deshalb eine historische Betrachtung der Volksseele zu verlangen. Zu dieser ist aber das Studium älterer Aufzeichnungen über Äufserungen des Volkes unbedingt nötig; wir müssen diese Zeugnisse sammeln von den ältesten Nachrichten der Römer bis in unsere Zeit. Die Vielseitigkeit der Quellen erschwert freilich die Arbeit, aber sie mufs gethan werden, so wenig auch in dieser Richtung bisher geschehen ist. Erst wenn diese Arbeit vollendet ist, wird sich ein wahres Bild von dem Charakter unseres Volkes geben lassen, erst dann wird es sich zeigen, was der Deutsche seit uralter Zeit besessen, was er von aufsen aufgenommen, wie er dies verarbeitet hat, ferner was im Laufe der Zeit neu entstanden ist und welche wirtschaft-

lichen oder sozialen Zustände dies bedingt haben. Im Hinblick auf diese Forderungen schien mir ein Handbuch der deutschen Volkskunde noch nicht zeitgemäfs, zumal da frühere Perioden unseres Volkslebens noch zu wenig erschlossen sind. Ein neuer Anlauf hierzu ist wohl jüngst wieder von Hagelstange gethan[1]), indem dieser das süddeutsche Bauernleben im Mittelalter darzustellen versucht, allein solche Versuche sind nur vereinzelt, und auch im vorliegenden sind die Quellen nicht in ihrer Gesamtheit ausgebeutet worden. Gleichwohl habe ich E. H. Meyers Buch mit Freuden begrüfst und mit grofsem Genusse gelesen.[2]) Es giebt uns ein klares Bild vom heutigen Stande der Volkskunde, regt zu weiterer Forschung und Sammlung an, deutet die Erscheinungen des Volkslebens mit gewissenhaftester Vorsicht und ist ein trefflicher Führer für jeden, der sich Aufschlufs verschaffen will über das, was die Volksseele bewegt und worauf Sammler und Forscher ihr Augenmerk zu richten haben, wenn der Verfasser auch nur die bäuerlichen Verhältnisse berücksichtigt hat, weil man hauptsächlich von diesen aus nach seiner Meinung den festen, einheitlichen Nährboden des Volkslebens zu gewinnen vermag. E. H. Meyer ist in der Beschäftigung mit dem Volksleben ergraut. Mannhardt hatte ihm seiner Zeit das Verständnis für dieses erschlossen, und von Müllenhoff hatte er philologische und historische Methode gelernt: so war er zu solchem Werke die geeignetste Kraft.

Es ist in jüngster Zeit wiederholt die Forderung gestellt und der Versuch gemacht worden, die Volkskunde in den Dienst der Schule zu stellen. Es läfst sich über die Berechtigung dieser Forderung streiten. Eine Wissenschaft, deren Gebiet noch nicht einmal fest begrenzt ist und die noch mit der Methode zu ringen hat, soll man nicht in die Schule verpflanzen. Und doch eröffnet sie, richtig angefafst, dem Schüler Auge und Ohr für alles, was um ihn her vorgeht, mehr als jeder andere Zweig historisch-philologischer Arbeit. Sie rüttelt ihn auf, dafs er nicht gedankenlos durch die Heimat wandert, und lehrt ihn, wie aus dem Leben und Worten seiner Umgebung ein Stück Kulturgeschichte, aus den Spielen und Liedern der eigenen Jugend eine Seite des Gemütslebens unseres Volkes spricht. Erreicht sie auch nur dieses, so kann sich schon die Volkskunde eines praktischen Erfolges rühmen, und mancher wird dankbaren Herzens ausrufen wie jener Freiburger Student: 'Uns sind jetzt erst die Augen geöffnet über unsere Heimat, über unser Volk und unser eigenes Leben!'

Den Angelpunkt der deutschen Volkskunde bilden die Sitten und Bräuche des gemeinen Mannes, namentlich der ländlichen Bevölkerung. Sitte und Brauch ist das konservativste Element im Völkerleben. Wohl wird die Form nicht selten verändert, sie wird den Zeiten, den Gegenden angepafst, aber der Kern bleibt dabei derselbe. So kommt es, dafs wir gerade in den Sitten und Gebräuchen ungemein viel Altertümliches finden, das sich Jahrhunderte von

---

[1]) A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. 268 S. 8°. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

[2]) Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. VIII, 362 S. 8°. Strafsburg, K. J. Trübner. 1898.

Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat, das freilich hier und da nur noch in ganz matter, verblafster Form oder in symbolischer Handlung erscheint, wenn auch kleine Züge das hohe Alter des Brauches zuweilen noch erkennen lassen. In grofsen Städten freilich ist keine Heimstätte volkstümlicher Sitte, aber draufsen auf dem Lande, zum Teil hier und da auch in kleinen Städten, da lebt sie vielerorten noch in alter Frische, besonders im nordwestlichen Deutschland, dem Gebiete der alten Sachsen, aber auch in den Alpenländern der Schweiz, der österreichischen Monarchie und Bayerns oder auf den Höhen des Schwarzwaldes und anderer deutscher Mittelgebirge. Besonders treu hat sie sich in den deutschen Enclaven gehalten, wie bei den Siebenbürger Sachsen und Schwaben oder in der Gottschee in Krain. Verschiedene Elemente haben sich in den meisten Fällen verbunden: altheidnischen Bräuchen hat sich die christliche Sitte zugesellt, und neben Heimischem, Altnationalem hat sich Fremdes eingestellt. Haben wird doch von jeher ein besonderes Talent gehabt, uns solches anzueignen, der gemeine Mann ebenso wie der gebildete. Das liegt im Wesen unseres Volkes. Daneben ist es uns aber auch eigen, dafs wir das Fremde nicht gedankenlos hinnehmen, sondern es unserem Volkscharakter anpassen. Und so oft daher auch die Bräuche durch Strömungen, die der nationalen geradezu entgegengesetzt waren, verändert worden sind, so sind sie doch immer deutsch geblieben, d. h. es spricht aus ihnen jene deutsche Doppelseele, 'die zur einen Hälfte in einem starken Hange zur Mystik und zum Aberglauben besteht, in der anderen aber einen scharfrechnenden und berechnenden Sinn, einen derb realistischen Rationalismus zeigt'. Diese Doppelseele des deutschen Volkes können wir in allen Gebräuchen wiederfinden, die sich an Geburt und Taufe, an die erste Liebe und die Hochzeit, an alle Beschäftigungen, an alle grofsen und kleinen Feste des Jahres, an Tod und Begräbnis knüpfen. Im Gefolge fast jeder aufsergewöhnlichen Handlung finden wir auch den Aberglauben, und kein Fest verstreicht, an dem nicht Besonderes gegessen und getrunken, an dem nicht getanzt und gesungen wird.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier auf die mannigfaltigen Gebräuche unseres Volkes mit ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund einzugehen; nur an einem Beispiele soll ein Einblick in die Volksseele gegeben werden, um an ihm zu zeigen, wie historisches Studium der Volkssitte, zu dem Meyers Buch auffordert, allein das richtige Verständnis für die Gebräuche unseres Volkes bringt.

In verschiedenen Gegenden nicht nur Deutschlands, sondern aller germanischen Länder lohen noch in unserer Zeit meist am Abende vor dem Johannistage die Johannis- oder Sonnwendfeuer. Wir wissen, wie namentlich die Deutschen in Böhmen an diesem alten Brauche festhalten; sie sehen in ihm ein Erbteil ihres Volkes, das sie gegenüber dem vordringenden Slaventum doppelt teuer wahren. Die 'Ostdeutsche Rundschau' und 'Unser Egerland' brachten Berichte, wie dieser alte Brauch im vergangenen Jahre zum deutschnationalen Feste geworden ist, und erzählten, wie auch die Städter zu Hunderten, ja zu Tausenden hinaus auf geeignete Höhen gezogen sind, um das Fest zu

feiern. Freilich hat es in mancher Beziehung ein anderes Gewand angezogen. Schon der Umstand, dafs städtische Vereine, wie Turner, Sänger, Feuerwehr u. dgl. die Feier in die Hand genommen, mufste die alte Form verändern. Mit Musik, hier und da im Festzuge, wurde zu dem Feuer gezogen, überall ertönten neben dem Volksliede nationale Gesänge, Vorträge, meist patriotischen Inhalts, wurden gehalten, bengalische Lichter und anderes Feuerwerk erhöhten den Glanz des einfachen Festes, an einigen Orten fanden aufserdem Wiesen- und Turnspiele statt, und aus dem Zusammentragen des Feuerbrandes ist ein kunstvoller Fackelreigen geworden. Die ländliche Bevölkerung dagegen hat meist die ältere Form bewahrt, und diese finden wir auch in den anderen Teilen germanischen Gebietes, wo wir Johannisfeuer noch antreffen. Hier beherrscht die Jugend diese Freudenfeuer. Alles mögliche Material ist schon Wochen vorher zu diesen gesammelt worden, mit besonderer Vorliebe hat man alte Besen zusammengesucht, die am Feuer entzündet und dann wie Fackeln um den Holzstofs getragen und schliefslich in die Luft geschleudert werden. Um das Feuer herum wird getanzt, ist es aber im Erlöschen begriffen, dann springen Bursche und Mädchen Hand in Hand darüber. In einzelnen Gegenden, besonders im Alpengebiet, findet daneben das Scheibenschlagen statt, das man auch bei den Fastnachtsfeuern beobachten kann: es werden Holzscheiben oder Räder in Brand gesteckt und dann in die Luft geschleudert oder den Berg hinabgerollt. Hier und da wird auch noch das Vieh über die Asche getrieben, von der auch ein Teil seinem Futter beigemengt wird.

Diese Sitte der Johannisfeuer ist den meisten, zumal den Gebildeten, wenig verständlich, allein sie wird es, sobald wir sie im Wandel der Zeiten verfolgen. Zeugnisse aus älterer Zeit belehren uns zunächst, dafs das Johannisfeuer wenigstens in gewissen Zeiten und Gegenden identisch gewesen ist mit dem 'Notfeuer'. So sagt Lindenbrog in seinem Glossarium zu den dunklen Wörtern der Capitularien (1613): 'Rusticani homines in multis Germaniae locis, et festo quidem S. Iohannis Baptistae die, palum sepi extrahunt, extracto funem circumligant, illumque huc illuc ducunt, donec ignem concipiat: quem stipula lignisque aridioribus aggestis curate fovent, ac cineres collectos supra olera spargunt, hoc medio erucas abigi posse inani superstitione credentes. Eum ergo *nodfeur* et *nodfyr*, quasi necessarium ignem vocant' (J. Grimm, Mythol. I 502). Ähnlich berichtet Nic. Gryse ('Spegel des Pawessdoms'. Rostock 1593): 'Jegen den avend warmede man sik bi S. Johannis lod und nodfüre, dat man ut dem holte sagede, solkes für stickede man nicht an in godes, sondern in S. Johannis namen, löp and rönde durch dat für, dref dat vehe dardorch, und is tusent frouden vul gewesen, wen man de nacht mit groten sünden, schanden unde schaden heft to gebracht.' Auch in einem Frankfurter Rechenbuch aus dem Jahre 1374 wird zweimal das in der Johannisnacht vorgenommene *notten* erwähnt (weitere Zeugnisse finden sich in Schilters Thesaurus Antiquitatum teutonicarum III 641). Dieses Notfeuer können wir aber nicht nur auch bei den anderen germanischen Stämmen, bei Engländern und Schweden, in alter und neuer Zeit nachweisen, sondern wir finden es auch unter den ältesten

Quellen deutschen Lebens, die wir überhaupt besitzen: die fränkische Synode, die auf Befehl Karlmanns im Jahre 742 unter dem Vorsitze des Bonifacius stattfand, verbot unter den heidnischen Gebräuchen auch 'illos sacrilegos ignes, quos *niedfyr* vocant' und die im darauffolgenden Jahre zu Listines in den Niederlanden abgehaltene eiferte u. a. gegen den 'ignis fricatus de ligno id est *nodfyr*'. Die Bedeutung dieses altdeutschen Wortes ist im Hinblick auf die Erzeugung des Feuers und auf das entsprechende schwedische Wort *(gnideld)* klar: es ist vom ahd. *niuwan* 'zerreiben, schlagen, stofsen' abgeleitet und heifst demnach 'das durch Reibung hervorgebrachte Feuer.' Diese von Jac. Grimm zuerst aufgestellte Ableitung deckt sich ganz mit den Darstellungen über das Notfeuer, die wir besonders aus dem XVII. und XVIII. Jahrh. besitzen; die eingehendste ist von Joh. Reiskius aus dem Jahr 1696. Aus diesen erfahren wir: Ist in einer Gegend unter dem Vieh eine Seuche ausgebrochen, so wird von der Gemeinde ein Notfeuer entzündet. An dem Tage, wo dies geschehen soll, mufs in allen Häusern das Feuer gelöscht werden. Jeder Einwohner hat dann nach dem Ort, wo das Notfeuer entfacht wird, etwas Stroh und Holz zu bringen, 'darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde feste geschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingestecket, mit Wagenpech und Theer vollgeschmieret, auch solange umgedrehet, bis es nach heftiger Hitze und Notzwang Feuer geben kann. Solches wird sofort mit Materialien aufgefasset, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Notfeuer ausschläget' (Reiske). Durch dies Feuer wird dann das Vieh zwei- bis dreimal getrieben. Ist das geschehen und das Vieh wieder auf die Weide oder in den Stall gebracht, so nimmt jeder Hausvater einen Feuerbrand mit nach Hause und mischt die Asche davon dem Vieh unter das Futter. Dies Notfeuer ist, wie aus Reiskes Darstellung hervorgeht, kein periodisches Feuer gewesen, wie das Johannisfeuer, sondern im Falle der Not entzündet worden. Andere alte und neue Zeugnisse bestätigen diese Thatsache. So wird z. B. aus Mecklenburg aus dem Jahre 1792 berichtet, dafs man in Sternberg auf Beschlufs des Magistrates am 11. Juli das Vieh durch drei an verschiedenen Stellen brennende Notfeuer gejagt hätte, um die Rinder von der 'Feuerkrankheit' zu befreien, von der sie befallen waren. Auch hier wurde den Tieren die Asche des Feuers eingegeben (Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I 149).

Diese nicht periodischen Feuer, die also bis in die Neuzeit neben den periodischen Johannisfeuern hergegangen sind, stammen sicher aus einer älteren Zeit als diese. Sie sind nicht eitler Tand oder sinnloser Aberglaube, sondern beruhen auf einer scharfen Beobachtung der Elemente. Das Feuer hat eine reinigende Kraft, weshalb es ja auch heute noch bei ansteckenden Krankheiten eine hervorragende Rolle spielt. Diese kannten schon unsere Vorfahren: sie machten sie sich bei Seuchen unter dem Vieh oder unter den Menschen durch die Notfeuer dienstbar. Daraus erklärt sich auch, dafs man in der Regel verschiedene Arten Holz (neun) zu ihm verwandte. Die Vorliebe unserer Vorfahren für geheimnisvollen Zauber knüpfte aber an die Entfachung des

Feuers noch alle möglichen mystischen Handlungen, die z. T. in der Religion ihre Wurzeln haben mögen. Nun herrschte bei allen germanischen Völkern der Glaube, dafs ansteckende Krankheiten durch böse Geister, die in der Luft ihr Wesen treiben, gebracht würden. Immerwieder weifs der Volksmund bis auf den heutigen Tag von schädigenden und Krankheit bringenden Drachen und Hexen zu erzählen. Besonders um Johannis, zur Zeit der Sonnenwende, treiben sie ihr Wesen. In diesen Tagen werden auch meist die Tiere oder Menschen von ansteckenden Krankheiten befallen. So kam man auf den Gedanken, dem Unheil vorzubeugen und alljährlich um diese Zeit ein prophylaktisches Feuer zu entzünden: es wurde das Notfeuer zum Sonnwendfeuer, und dies wieder unter kirchlichem Einflusse zum Johannisfeuer. Den Charakter des Notfeuers behielt es in früherer Zeit bei; daraus erklärt sich, dafs sich in den Zeugnissen vielfach Notfeuer und Johannisfeuer decken. —

Ich habe aus den vielen Punkten, die E. H. Meyer in dem Kapitel über Sitte und Brauch berührt hat, einen herausgegriffen, um zu zeigen, dafs die von so vielen verachtete Volkskunde sich sehr wohl streng wissenschaftlich und historisch behandeln läfst, und dafs sie dann auch zu Ergebnissen führt. Was von Sitte und Brauch gilt, gilt auch von Äufserungen der Volksseele auf anderen Gebieten, nur ist hier zu beklagen, dafs wir diese zum grofsen Teil nicht auf gleiche Weise in ihrer historischen Entwickelung verfolgen können, wie die Sitten, da uns ältere Quellen meist fehlen. Das ist ganz besonders bei der Volksdichtung der Fall. Aus diesem grofsen Kapitel läfst sich das Volkslied noch am leichtesten behandeln. Von ihm besitzen wir viele ältere Sammlungen, und eine Reihe, namentlich historischer Lieder, liegt in ihrer Entwickelung von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart klar vor Augen. Auch stellt sich immer mehr und mehr heraus, dafs viele Lieder, die man früher zu Volksliedern, d. h. in der grofsen Menge entstandenen, rechnete, weiter nichts sind als volkstümliche Lieder, d. h. sie haben einen bekannten Verfasser, sind dann aber Lieblinge des Volks und von diesem nicht selten ganz frei behandelt und vielfach verändert worden. Ungleich mehr Schwierigkeiten bereiten die Volkssagen, soweit sie nicht an historische Ereignisse anknüpfen, die Märchen, die volkstümlichen Rätsel, Sprichwörter und Redensarten. Mit diesen Erzeugnissen der Volksphantasie hat die wissenschaftliche Forschung bisher weder praktisch noch methodisch bedeutende Erfolge erzielt. Über diese Dinge läfst sich überhaupt die Arbeit nicht von einem einseitigen, ausschliefslich nationalen Standpunkte aus betreiben: wer sie zur Erforschung wählt, mufs die entsprechende Litteratur der Nachbarvölker, ja möglichst vieler Nationen heranziehen. Nur wenn der Forscher dieses thut, kann er mit über die Frage reden, die auf diesem Gebiete die Geister beschäftigt und noch der Lösung harrt: Haben wir einen geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen, wenn Sagen, Märchen und andere Dichtung verschiedener Völker übereinstimmen, oder erklärt sich diese Übereinstimmung aus der gleichen Anlage des menschlichen Geistes?

Auch die deutschen Mundarten sind, wenige ausgenommen, in ihrer historischen Entwickelung noch nicht genügend erforscht. Dies gilt ganz besonders

von den mitteldeutschen Dialekten, wo über einzelne zum Teil recht wichtige Punkte das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Ja nicht einmal die Abgrenzung der heutigen Mundarten ist allgemein anerkannt. Ob Einigkeit unter den Germanisten eintreten wird, wenn einst Wenkers Sprachatlas fertig vorliegt, wird die Zukunft lehren. Heute herrscht sie nicht. Das zeigt am klarsten, wenn man die beiden in gleichem Verlage und zu gleicher Zeit erschienenen Karten der deutschen Mundarten miteinander vergleicht, die Meyersche in der Volkskunde und die Behaghelsche im Grundrifs der germanischen Philologie (2. Aufl.). Die Grenzscheide des Niederdeutschen und Mitteldeutschen steht so ziemlich fest, dagegen läfst Behaghel in verschiedenen Gegenden das Mitteldeutsche sich weiter südlich erstrecken als Meyer, der z. B. das Gebiet südlich von Karlsruhe, wo Rastatt, Baden liegen, bereits zum oberdeutschen Sprachgebiet rechnet.

Wie das Kapitel über die Volksdichtung, ist auch das über die Mundarten bei Meyer etwas dürftig ausgefallen. Es mag damit zusammenhängen, dafs in diesem der Verfasser dem Schlusse seines Werkes zueilte und der vom Verleger festgesetzte Umfang bereits überschritten war. Für diese Thatsache sprechen aufser dem trefflichen Kapitel über Sitte und Brauch auch die ersten Abschnitte über Ansiedelung, Wohnung und Tracht der deutschen Stämme: sie lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig und gewähren ein wahrheitsgetreues Bild vom Stande der Wissenschaft auf diesen Gebieten, auf denen ebenfalls, trotz der trefflichen Arbeiten von Meitzen, Hennings, Schulze u. a., noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist.

Seit den ältesten Zeiten haben in Deutschland Einzelansiedelungen und Ansiedelungen ganzer Genossenschaften bestanden; aus jenen ist der Einzelhof, aus diesen das Dorf hervorgegangen. Dafs ersterer keltischen Ursprungs ist, wie Meitzen annimmt, halte ich mit Meyer für irrig. Der Einzelhof ist ebenso germanisch wie die Dorfanlage; das lehren am klarsten die nordgermanischen Ansiedelungen, wo im Flachlande die Dorfansiedelung, an den Fjorden und im Gebirgsland aber der Einzelhof vorherrscht. Die Anlage der Wohnung ist m. E. in erster Linie durch die Beschaffenheit von Grund und Boden bedingt, erst in zweiter spricht die Individualität des Stammes und das Streben des Germanen nach Isolierung. Dafs letzteres nicht selten vorhanden war, zeigt schon die Thatsache, dafs der Einzelhof fast nie an Verkehrswegen, sondern abseits von Flufs und Strafse angelegt ist. Aus dieser Abgeschlossenheit ist jene stolze Bauernaristokratie hervorgegangen, die wir in Nordwest- und Oberdeutschland noch heutigen Tages antreffen: der Bûr ist hier unbeschränkter Herr seiner ganzen Umgebung, und dieser Umstand giebt dem Leben und Treiben auf diesen Einödhöfen einen patriarchalischen Anstrich. Mit eiserner Energie halten diese Bauern auch an dem Alten fest und verteidigen bis in die Neuzeit die ihnen von den Vorfahren hinterlassenen Gewohnheitsrechte. Die Hausmarke, das Zeichen seines Hofes, mit dem er alle rechtlichen Handlungen besiegelt, ist sein Stolz. Noch immer hält er in verschiedenen Gegenden an dem Anerberechte fest, nach dem der geeignetste

Erbe den Hof ungeteilt übernimmt, während die Miterben von diesem nur eine Abfindungssumme bekommen, die allerdings der Höhe des Übernahmepreises entspricht. In der Rheinprovinz, Westfalen, Oberschwaben übernimmt im allgemeinen der älteste Sohn das väterliche Gut (Majoratslandschaft), in Oldenburg, dem mittleren Schwarzwaldgebiet, bei den Sachsen in Siebenbürgen dagegen der jüngste (Minoratslandschaft). Können sich die Geschwister nicht selbständig machen, so bleiben sie auf dem Hofe des Bruders, des Hoferbes, den sie in der Arbeit unterstützen.

Neben den Einzelhöfen finden wir seit alter Zeit das Haufen- oder Sippendorf, ursprünglich die gemeinsame Ansiedelung der Sippschaft, 'eine lockere Gruppe planlos gelegter Hofstätten von mäfsiger Anzahl'. Jedes Gehöft liegt auch hier für sich, keins ist an das andere gereiht. In alter Zeit umgab das Dorf die gemeinsame Flur, jenseits dieser lag die Allmende, das Gemeingut an Wald und Weideboden, an Sumpf und Moor, und alles dies umgaben die gemeinen Marken, unbenutztes Land, das die Genossenschaften voneinander trennte. Die Flur selbst zerfiel in Hufen, allein das Besitztum des Einzelnen lag nicht zusammen, sondern in verschiedenen Gewannen zerstreut.

Diese Dorfverhältnisse sind in den meisten Gegenden schon mit dem VIII. und IX. Jahrh., als es mit dem altgermanischen freien Bauernstande zurückging, in der Auflösung begriffen. Nur die Schweizer, die Nachkommen der alten Sachsen in Nordwestdeutschland und die Sachsen in Siebenbürgen haben noch Jahrhunderte daran festgehalten und zum Teil bis in die Neuzeit ihre Acker-, Wald-, Moor-, Alpengenossenschaften gehabt. Auch der Gemeindezuchtstier, der sich hier und da noch findet, erinnert an die alte Dorfgenossenschaft. Sie lebt ferner noch fort in Dorf- und Flurnamen, und schon zum Verständnis dieser ist Kenntnis der älteren Ansiedelungsverhältnisse unbedingt notwendig. Die alte Gewannenlage hat aufgehört, das Land ist neu verteilt, das Gemeindeland ist Privateigentum geworden.

Zu dem Haufen- oder Sippendorf hat sich seit den Karolingern das Reihendorf gesellt, eine Ansiedlung, die unter fürstlicher oder grundherrlicher Anleitung entstanden ist. Wir finden diese Art der Dörfer besonders in dem ostdeutschen Kolonisationsgebiete, sowohl im Norden als auch im Süden. Die Häuser liegen hier in geraumem Abstande voneinander längs der Dorfstrafse. Jeder Besitzer bebaut das Land nach eignem Gutdünken.[1]) In diesen Dörfern zieht sich der Ackerboden hinter dem Hofe hin, so dafs der lange Streifen des Besitztums rechtwinklig auf die Dorfstrafse aufstöfst. Schon die Namen erweisen diese Dörfer als deutsche Ansiedlungen. Zusammensetzungen mit *-reute* oder

---

[1]) Meyer wirft am Schlusse dieses Kapitels die Frage auf: 'Wer giebt uns eine Schilderung des hier entwickelten Bauernlebens?' Eine Darstellung des süddeutschen Bauernlebens im Mittelalter durfte das südöstliche Kolonisationsgebiet nicht unberücksichtigt lassen. Statt dessen finden wir dies bei Hagelstange kaum berührt, geschweige denn die Frage aufgeworfen, ob durch die Übersiedlung südwestdeutscher Bauern nach Osten und durch die neue Art der Ansiedlung sich nicht auch das Leben, die Anschauungen der Bauern geändert haben.

-rode, *-wald*, *-hain*, *-busch*, *-burg*, *-fels*, *-stein* u. a. sind ziemlich häufig: die Beschaffenheit des Bodens, wo die neue Siedlung entstanden ist, hat Veranlassung zum Namen gegeben.

In verschiedenen Strichen Ost- und Mitteldeutschlands stofsen diese mittelalterlichen germanischen Ansiedlungen mit den Rund- und Strafsendörfern der Slaven zusammen, die durch ihre Namen auf *-ow*, *-itz*, *-eitz*, *-eitsch* den slavischen Ursprung zu erkennen geben. Hier liegen die Häuser um den Dorfplatz, den Ring herum, eines dicht neben dem andern. Dieser Dorfplatz hat entweder runde Gestalt, so dafs die Höfe mit ihren dahinter befindlichen Gärten, Wiesen und Feldern fächerartig mit der Giebelseite des Hauptgebäudes von ihm ausgehen (Runddorf z. B. auf Fehmarn), oder ist in die Länge gezogen (Strafsendorf). Aber auch diese altslavischen Ansiedlungen sind m. E. im Laufe der Zeit durch deutsche Bauern vielfach in eine dem deutschen Volkscharakter mehr ansprechende Form verändert worden. Das ist dieselbe Beobachtung, die wir auch bei den Weilern Oberdeutschlands machen können, jenen Mitteldingen zwischen Einzelhof und Haufendorf, die römischen Ursprungs sind, wie schon das Wort lehrt (= *villa*), die aber jetzt ein durchaus deutsches Gepräge haben.

Eine gröfsere Mannigfaltigkeit als die Art der Ansiedlung gewährt das deutsche Haus. Aus seinem Bau spricht in gewissem Grade der Charakter der einzelnen deutschen Stämme, wenn ich auch in der lokalen Abgrenzung der einzelnen Haustypen und in ihrer Bezeichnung mit Stammesnamen nicht so weit zu gehen vermag, wie es Meyer und andere thun. Stammeseigentümlichkeiten sind meiner Beobachtung nach nur das niedersächsische und friesische Haus, während bei den anderen geradeso wie bei der Tracht mehr oder weniger die Verhältnisse, Zeit und Gegend, die Mode, vor allem aber der persönliche Geschmack mitgesprochen haben. Den Einflufs dieser Dinge beim Häuserbau können wir ja heute noch alltäglich beobachten. Auch die Entwickelung der Baukunst in den Städten hat gewifs auf die ländliche Bevölkerung zurückgewirkt. Um zu sicheren Ergebnissen über die Eigentümlichkeit der deutschen Stämme im Häuserbau zu kommen, dünkt mich dreierlei nötig: 1. eine Statistik besonderer Typen der Gegenwart; 2. eine Altersfestsetzung besonders charakteristischer und altertümlicher Bauten und Untersuchung des Geschmackes der gefundenen Zeit; und endlich 3. eine Geschichte der ländlichen Baukunst in früheren Zeiten.

Das niedersächsische Haus steht ganz einzig in seiner Art da und hat den altgermanischen Typus am reinsten bewahrt. Leider verschwindet es jetzt immer mehr und mehr und ist zum grofsen Teil schon den Formen und Ansprüchen der Neuzeit gewichen. Fern von Wegen, wo Menschen verkehren, erhebt sich das einstöckige Gebäude, ein längliches Viereck, das unter gleichem Dache Wohnung für die Menschen, Stallung für das Vieh, die Räume für Futter und Getreide, die Scheune u. dgl. birgt. Das meist mit Stroh bedeckte Gebäude zieren an den beiden Ecken des Firstes nach verschiedenen Richtungen gehende Nachbildungen von Pferdeköpfen. Die Fenster sind auf der Lang- und Hinterseite und führen nach Hof und Flur, die das Gebäude umgeben.

Zwei Thüren an dem vorspringenden Anbau gehen zum Schweine- und Gänsestall, während das zwischen diesen liegende Hauptthor (die 'Lange Thür') zu der Diele einläfst, dem Hauptteile des Mittelschiffes, wo alle Feste der Familie gefeiert werden. Zu beiden Seiten dieser Diele befinden sich der Pferde- und Kuhstall, aus denen die Tiere herein nach der Diele schauen können. An die Ställe, ebenfalls noch zu Seiten der Diele, schliefst sich zur Rechten die Mägdestube, zur Linken die Vorratskammer. Von der Diele gelangt man in das Querschiff oder das Flett, das in späterer Zeit durch eine Thüre von jener abgeschlossen worden ist, während früher von hier aus die Frau auch die Stallungen überblicken konnte. Das Flett ist der eigentliche Arbeitsraum, wo man sich während des Tages aufzuhalten pflegt. Seitenthüren zur Rechten und Linken führen ins Freie. An der Rückwand befindet sich der Herd, die heiligste Stätte des Hauses. In der rechten Ecke derselben Seite steht ein Tisch mit Bänken, in der linken der Waschtrog; eine Treppe führt von hier aus hinab nach dem Keller. Hinter dem Flett, das meist mit Kieselsteinen gepflastert ist, befinden sich zwei Schlafgemächer und ein Wohnraum, der auch als Gaststube dient. Über all diesen Räumen dehnt sich ein grofser Boden, der den Erntesegen aufnimmt.

Neben diesem Haupttypus des altsächsischen Hauses kommen verschiedene Abarten vor: im südlichen Westfalen, Schaumburg und Holstein fehlt zuweilen das Flett, so dafs die Diele mit ihren Seitenräumen das ganze Gebäude einnimmt; in Holstein hat man hier und da nur den mittleren Teil des Fletts, an dessen rechter und linker Hand sich zwei Kammern befinden. In einzelnen Gegenden, wie in Ditmarschen, liegt auch die Wohnung vorn, die Stallungen aber nach hinten.

Gewisse Ähnlichkeit mit diesem Typus hat das nordostdeutsche Haus. Durch eine Vorhalle an der Giebelseite tritt man in die Flur des einstöckigen Gebäudes, hinter der die Wohnstube mit Herd und Backofen liegt. Von ihr aus gelangt man zuerst in eine ziemlich breite Kammer, die wiederum zu den Stallungen führt, die sich hier und im hinteren Teile des Hauses befinden. Dieser Haustypus, der sich in ganz Nordostdeutschland zeigt, scheint besonders vom skandinavischen Haus beeinflufst zu sein, das auf der einen Seite viel Ähnlichkeit mit dem sächsischen hat, auf der anderen Seite aber auch den Halleneingang, der dem nordostdeutschen Kolonisationsgebiete eigentümlich ist.

Im Gegensatz zum sächsischen Hause zeigt sich im friesischen der Grundsatz der Zweiteilung. Im Marschengebiet überwiegt der sogenannte Heubergtypus, in Ostfriesland dagegen der Middelhustypus. Hier wie dort besteht das Haus aus einem Doppelgebäude. Beim Heubergtypus steht das kleinere mit der Frontseite hoch vor. Es enthält in der Mitte den Vierkant oder Golf, wo das Heu und die Ernte aufbewahrt werden, bis sie unter Dach kommen. Um den Golf befindet sich die Dreschdiele und zu beiden Seiten dieser die Stallungen. Von diesem Gebäude trennt eine massive Mauer das Wohnhaus *(Binnerende)*, doch so, dafs diese Mauer die Giebelseite des Wohngebäudes ist und eine Thür beide Häuser miteinander verbindet. Das Dach des Wohnhauses

überragt die Scheune. Im Hauptgebäude befinden sich die Flur, die Küche und Volksstube, die Wohnstube, die Gesindekammern und noch eine oder mehrere andere kleine Kammern. — Der Middelhustypus unterscheidet sich vom Heubergtypus dadurch, dafs Wohnhaus und Scheune nicht mittelbar zusammenhängen, sondern durch ein schmales Querhaus, das Middelhus, miteinander verbunden werden. Dies dient entweder nur als Durchfahrt oder enthält zugleich Küche und Keller.

Im Gegensatz namentlich zum sächsischen Haus stehen die verschiedenen Typen des übrigen Deutschlands. Ein bestimmter Charakter, der nur einem Stamme eigen wäre, läfst sich nicht herausfinden. In der Regel sind hier die Häuser an der Strafse gebaut. Auch die Fenster der Wohnung gehen nach der Strafse. Der Wohnraum ist ferner stets vom Wirtschaftsraum getrennt, ja vielfach befindet sich letzterer in einem besonderen Gebäude. Aufserdem sind die Häuser Mittel- und Ostdeutschlands nicht nur einstöckig, wie es die sächsischen durchweg sind, sondern auch oft zwei-, ja dreistöckig. Von aufsen macht das fränkisch-allemanische Haus nicht den einförmigen Eindruck, den das sächsische macht. Die Wände sind in Mitteldeutschland meist von Riegel- und Fachwerk durchbrochen, in Oberdeutschland vielfach Block- oder Bollenwände. Nicht selten befindet sich besonders in Oberdeutschland um das Haus ein äufserer Gang, zu dem eine Treppe hinaufführt. Ist das Haus einstöckig, so liegen Wohn- und Wirtschaftsraum unter einem Dache in einem grofsen länglichen Viereck, ist es mehrstöckig, so befinden sich die Wirtschaftsräume unten, während Wohn- und Gesindestuben in den oberen Stockwerken sind. Während diese beiden Formen besonders in Oberdeutschland herrschen, hat man in Mitteldeutschland vor allem den Hoftypus, bei dem die einzelnen Gebäude, die meist ein regelmäfsiges Viereck bilden, voneinander geschieden sind. Dieses ist der Typus unserer mitteldeutschen Bauerngüter. Ein Thor verbindet die Strafse mit dem Hofe; dieser selbst ist von dem Wohngebäude, an das sich die Stallungen anschliefsen, der Scheune und einem Vorratsgebäude eingeschlossen. Auf dem Hofe befinden sich Düngerstätte, Taubenschlag und Brunnen.

Nur als Abart des mittel-oberdeutschen Hauses ist wohl auch das bayrisch-rhätische Haus aufzufassen: die Verhältnisse scheinen es mit sich gebracht zu haben, dafs hier ein Weg nach dem Dachraum gebahnt ist, auf dem man den Erntesegen direkt nach diesem bringen kann. Doch ist es auch nicht unmöglich, dafs sich bei dem schwäbisch-rhätischen Hause, wie Meyer annimmt, romanischer Einflufs geltend gemacht hat. Diese Frage bedarf, wie so manche andere über die Haustypen, noch gründlicher Untersuchung in der Richtung, wie sie oben angedeutet war. Auch das Studium der Hausformen hat erst in neuerer Zeit mit den Arbeiten von Meitzen und Hennings begonnen: es ist zu hoffen, das Meyers Buch auch auf diesem Gebiete wie auf dem der gesamten Volkskunde zu neuer Arbeit anregt. Die Beschäftigung mit dem Leben und Treiben, mit dem Dichten und Denken, mit dem Glauben und Hoffen unseres Volkes im Wandel der Zeiten ist wahrlich des Schweifses der Edelsten der Nation wert.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter von Richard Heinzel. Hamburg und Leipzig, VII, 354 S. 8. [Beiträge zur Ästhetik, herausgeg. von Th. Lipps und R. M. Werner. IV.]

Das Buch erscheint unter den 'Beiträgen zur Ästhetik' und will ausschliefslich unter diesem Gesichtspunkte aufgefafst sein. Es sieht von einer geschichtlichen Entwickelung des alten Dramas vollständig ab, ebenso von dem Verhältnis der einzelnen Dramen zu einander, ihren Quellen und ihren Dichtern und will nur 'den Kunstcharakter derselben nach einer Auswahl aus den Denkmälern des XI. bis Ende des XV. Jahrh. beschreiben'. Wie das zu verstehen ist, zeigt die Berufung des Verfs. auf Scherers Forderung, 'einen Kanon für die Beschreibung poetischer Kunstwerke aufzustellen, in dessen Fachwerk alles, was wir an ihnen zu beobachten vermögen, so vollständig aufgenommen würde, wie die Eigenschaften der natürlichen Organismen in ihre Systematik, also im wesentlichen gröfsere Vollständigkeit und strengere Ordnung in dem, was Aristoteles für die griechische Poesie, Miklosich für das slavische Volkslied geleistet haben oder leisten wollten'. Man sieht hier deutlich den Zusammenhang mit den Ideen, die Scherer dazu führten, an einer 'Poetik' zu arbeiten, die als Naturwissenschaft verfährt und auf Grund der Experimentalpsychologie die Entstehung eines Kunstwerkes nachweist, ein Versuch, der bekanntlich in der aus Scherers Nachlafs herausgegebenen, freilich noch skizzenhaften Poetik keinen zur Nachahmung reizenden Ausdruck gefunden hat. Auch Heinzels Buch ist im wesentlichen eine psychologische Studie. Wie Scherer ganz im allgemeinen die Entstehung eines Kunstwerkes beobachtete, so beobachtet Heinzel an einem begrenzten Material die Wirkungen auf das Publikum.

Er teilt seinen Stoff daher in zwei Hauptabschnitte, die ersten und die zweiten Eindrücke. Die ersten Eindrücke umfassen alles Äufsere, Schauplatz, Personen, Gegenstände, Bewegungen, Reden, Vorgänge nach Art, Zahl und Umfang (Qualität und Quantität), die zweiten dagegen den inneren Zusammenhang des Dargestellten unter denselben Gesichtspunkten. In beiden Teilen wird in einem dritten Abschnitt von der Ordnung und Einteilung (dramatische Entwickelung) und zuletzt von der 'ästhetischen Wirkung' gehandelt, was dann Gelegenheit giebt, das Gefundene einigermafsen zusammenzufassen. In der That wird so eine erschöpfende Behandlung aller Fragen, welche die Würdigung eines litterarischen Werkes betreffen, erzielt, und indem der Verfasser nun für alles Einzelne seine Beobachtungen aus allen für ihn in Betracht kommenden geistlichen Schauspielen verzeichnet, erhalten wir ein Buch, in welchem man das Material, aus dem man sich über Wesen und Art, dichterische und dramatische Bedeutung, dichterische und schauspielerische Technik, Bühneneinrichtung, Rollenverteilung und Rollenauffassung, sittlichen und ästhetischen Gehalt dieser Spiele unterrichten kann, vollständig geordnet vorfindet. Aber welche Breite, Trockenheit und statistische Öde bringt diese Methode mit sich! Wenn da z. B. auf 6 Seiten die 'Vorgänge, bei denen eine gröfsere Anzahl von Personen an einem Standplatz beschäftigt werden' genannt und dahinter die betr. Spiele einfach mit ihren Abkürzungen aufgezählt werden, in denen sie vorkommen, also Kauf- und Krämerszenen, festliche Aufzüge u. s. w., so frage ich mich vergeblich, wozu das nötig ist und wer das verwerten soll. Und die umständlichen Zergliederungen der psychologischen Vorgänge bei den Zuschauern treten so in den Vordergrund, dafs man oft nicht weifs, ob sie, wie es doch wohl sein soll, nur ein Mittel zum Verständnis der Kunstart des geistlichen Schauspiels bilden, oder ob dieses nur als Material zu psychologischen Erörterungen zu betrachten ist. Nach der unmafsgeblichen Ansicht des Ref. hat sich auch diese neue Anwendung der beschreibenden naturwissenschaftlichen Methode auf Kunstwerke nicht bewährt, und wahrscheinlich hätten mit ihm viele eine zusammenhängende Darstellung des Kunstcharakters der Spiele nach den alten Kategorien von Form und Inhalt aus der bewährten Feder des gelehrten Verfassers viel lieber gesehen. Wackernells grofses Werk über die Tiroler Passionsspiele (vgl. diese Jahrb. I 221 ff.), das Heinzel übrigens nicht mehr benutzen konnte, erfüllt doch diese Aufgabe für seinen beschränkten Kreis vollkommen, ohne sich und uns mit so vielem, was nur für ein vollständiges Schema Wert hat, zu belasten. Hoffentlich wird das hier

mit staunenswertem Fleifs analytisch zusammengetragene Material — das Verzeichnis der Quellen nimmt 8 Seiten ein! — noch einmal zu einer synthetischen Darstellung und wirklichen Charakteristik des geistlichen Schauspiels im Mittelalter verarbeitet.

Gotthold Boetticher.

Kleine Schriften von Franz Kern. Zweiter Band. Vermischte Abhandlungen. Berlin 1898, Nikolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 256 S. 8°.

Der zweite Band von Franz Kerns kleinen Schriften, der nunmehr vorliegt, macht einen viel günstigeren Eindruck als der erste. Freilich scheint der erste einheitlicher zu sein als dieser, denn er enthält nur Abhandlungen zu deutschen Dichtern, während der jetzige aufser Aufsätzen aus dem Gebiete der historischen wie der abstrakten Philosophie vieles über Goethe, auch einiges aus der Sprachgeschichte und Pädagogik bringt. Aber jener erste Band befremdete uns häufig durch sehr absprechende Urteile über Platens und Rückerts dichterische Befähigung, zu denen der Verfasser, der bei seinem reichen, innern Gemütsleben gewifs Verständnis für beide wie für lyrische Dichter überhaupt besafs, infolge seiner eigenartigen Gewissenhaftigkeit gelangte; ihm war es unmöglich, wo er etwas Spreu entdeckte oder zu entdecken glaubte, diese zu übersehen oder davon zu schweigen. Von dieser Eigentümlichkeit bemerken wir so gut wie nichts in der neuen Sammlung. Was wir hier über die Antigone lesen, scheint uns zum Besten zu gehören, was jemals darüber geschrieben ist. Die wichtigsten Fragen dieses Dramas, z. B. Kreons Stellung und Grundsätze, Antigones Charakter, Schuld oder Unschuld, wenn man so sagen soll, sind hier geradezu in meisterhafter Weise, mit oft verblüffender Einfachheit und Schlichtheit auseinandergesetzt. 'In der That, so hochherzig Antigones Handlungsweise, ... ebensowenig entspricht der griechischen und wohl auch unserer Vorstellung die Übereilung, mit der sie handelt, und die Art, mit der sie zum Teil ihre That verteidigt'. Wenn ferner einmal hier auf Antigone der Satz angewandt wird: 'Des Menschen Gemüt ist sein Geschick', so ist die Frage, inwieweit hier von Schicksals- oder Charaktertragödie zu sprechen ist, sehr glücklich gelöst; auch von Kreons Handlungsweise ist treffend gesagt, man sehe, wohin die Überspannung des an sich richtigen Prinzips 'der Staat steht höher als die Familie' führe. Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld müssen eben von dem dramatischen Dichter so ineinander gearbeitet und gewebt sein, dafs der Knoten schier unlöslich erscheint. Auch bei Kern liest man schon, was jetzt P. Corssen bewiesen hat (vgl. diese Jahrb. I 478 f.), 'dafs der dramatische Konflikt mit seinen Folgen nicht überlieferte Sage, sondern völliges Eigentum des Dichters ist'.

Dies ist der einzige Aufsatz über Sophokles, 8 Aufsätze handeln über Goethe. Am meisten Aufmerksamkeit verdient wohl unter ihnen der zweite: 'Helena und Gretchen im II. Teil des Faust'. Es wird hier der Versuch gemacht, zu beweisen, dafs Gretchen an der sittlichen Wiedergeburt Fausts nach dem 3. Akt, dem Zwischenspiel 'Helena', bedeutend mehr Anteil hatte als Helena selbst. Kern stützt sich auf die bekannte Stelle im Monolog des 4. Aktes: 'Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf, Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnets mir'; natürlich ist hier 'Gretchens Liebe' gemeint, und Bühnenbearbeiter haben mit Recht einfach eingesetzt: 'Margretens Liebe'. Aber in dem folgenden, hochbedeutsamen Gespräche zwischen Faust und Mephistopheles, welches die Motive zu seinem Thun uns, wenn auch nicht ganz, entschleiert, ist Gretchens mit keiner Silbe gedacht: 'Und also willst du Ruhm verdienen? Man merkts, du kommst von Heroinen', sagt Mephistopheles, und Faust: 'Herrschaft gewinn ich, Eigentum! Die That ist alles, nichts der Ruhm.' Wer diese Stelle — nach meiner Überzeugung den Schlüssel zum Verständnis für Fausts Wirken im 4. und 5. Akt — unbefangen liest, der kann nur annehmen, dafs Faust der falschen Meinung seines Gegners widerspricht, als ob ihm der Anblick der 'Helena' nur Ruhmbegierde eingeflöfst, vielmehr hätte sie in ihm die Lust zu Thaten entflammt; soll dies letztere etwa durch Erinnerung an Gretchen geschehen sein? Das kann niemand aus dieser Stelle herauslesen. Die Verse im Prolog des zweiten Teiles: 'Nun aber bricht aus jenen Gründen ein Flammenübermafs, wir stehn betroffen ..... Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer', welche Kern heranzieht, sind vieldeutig und allgemein gehalten, sie beziehen sich auf Fausts titanisches Wollen überhaupt, sowohl in Bezug auf Erkenntnis als auf Liebesgenufs, nicht auf diesen letzteren allein, und damit nicht blofs auf Fausts Liebe zu Gretchen. Wenn daher Kern sagt: 'Die Wirkung der Schönheit ist keine sittliche, sondern zeigt sich nur als Widerspruch gegen das Niedrige', so hätte Faust im 3. Akt doch nur ein erfolgreiches Privatissimum über Ästhetik bei Helena gehört; nein, Helenas Schönheit bringt Faust zu thatkräftigem

Handeln, einer Wirkung ähnlich derjenigen, die Lessing schon in der Hamb. Dramaturgie St. 21 von ihr ausgehen läfst, auf Grund der bekannten Stelle Il. III 156. Auch Faust eilt aus den Armen der Heroine in Kampf und Schlacht. Hätte Kern recht, so wäre Helena wahrhaftig nicht der 'Gipfel', wie ihn Schiller unter Goethes Beifall nennt, der von allen Punkten des Ganzen gesehen werden mufs und der nach allen hinsieht, so wäre Fausts Entwickelungsgang durch die Antike bedeutungslos, und er selbst kein Symbol der kulturellen Bildung des deutschen Volkes, das aus der Beschränktheit und Dumpfheit des Mittelalters durch den Genufs der in der Renaissance wiedererwachten Antike zu einer modernen Lebensanschauung sich erhob oder sich vielmehr noch erhebt. Vielleicht kann so Fausts Umwandlung nach seinem Bündnis mit der Helena auch für die lehrreich sein, die da immer noch glauben, dafs das Altertum oder die Beschäftigung mit ihm nicht reale Menschen von Fleisch und Blut erzeuge, sondern höchstens Dichter und Denker, Träumer und Idealisten. Mufs doch hier jedem beifallen, dafs die geistigen Führer der Generation, welche die Grofsthaten am Anfang der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts vollbrachte, wesentlich sogenannte, klassische Bildung genossen hatten.

Wenn daher dieser Aufsatz Kerns zu keinem richtigen Ergebnis gelangt, wird man den anderen gewifs beipflichten, so wenn in dem ersten 'Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias' durch genaue, feinsinnige Zergliederung der Reden Achills begründet wird, dafs die Stimmung des Homerischen Helden wohl ein befriedigender Abschlufs der Ilias sei, nicht aber die des Goethischen Achill sich für einen 'ausreichend erregenden Anfang' einer Achilleis eigne, oder wenn in Bezug auf Goethes Proserpina Erich Schmidts Meinung, das Ganze sei ursprünglich als Trauergesang für Glucks Nichte Marianne gedacht und bilde sich zu einem θρῆνος der Jugend aus, dahin etwas modifiziert wird, dafs das Gedicht bald selbstständig werde und der Dichter sich mit starker Empfindung in das Jammergeschick der mythischen Proserpina hineindenke. Auch die beiden Aufsätze über die 'Natürliche Tochter' sind sehr lesenswert, mag auch der eine durch statistisch angehäuftes Material nur sprachliche Eigenarten, z. B. die Nebeneinanderreihung von drei Wörtern oder Wortverbindungen mit steigender Bedeutung aufzeigen, während der andere die vielen Verwandtschaften zwischen diesem Drama und Tasso im Aufbau der Handlung, in der Sprache, aber auch sehr fesselnde Vergleichungspunkte mit der Jungfrau von Orleans aufweist: die Schillersche Jungfrau sei entschlossen, für König und Vaterland alles zu opfern, wozu sich Eugenie endlich durchkämpfe.

Goethes Dichtungen hat der Verfasser bekanntlich einen grofsen Teil seiner geistigen Thätigkeit zugewandt, ich denke besonders an Kerns Tasso; umsomehr mufs es uns eigentlich in Erstaunen setzen, wenn auch Kern zu seinem Urteil macht, was Paulsen in seinem System der Ethik sagt: 'Die Rettung Fausts durch das Ewig-Weibliche ist wirklich, man möchte sagen, allzuwohlfeil. Freilich, das grofse Leiden und der grofse Kampf ist Goethes Leben selbst fremd geblieben, und er war zu ehrlich oder zu subjektiv, um in der Dichtung zu bringen, was ihm nicht ein Stück Lebens war.' Wie ein Mann wie Paulsen dies schreiben konnte, ist mir immer dunkel geblieben, aber ebenso ist es unbegreiflich, dafs Kern gerade dies Urteil sich zu eigen macht. Beide wissen und wufsten doch, welche Kämpfe und Stürme den jungen Dichter bis zu Todesgedanken durchtobten, sie kennen doch seine trübe, verzweifelnde Stimmung nach der Rückkehr aus Italien, welche trotz höchsten Liebesglückes noch lange anhielt, so dafs, als er seine 'Iphigenie' und 'Oedipus auf Kolonos' in Pempelfort später vorlesen sollte, er sie unter Thränen fortlegte, sie kennen doch den furchtbaren Rifs, welchen Schillers Tod in seinem Leben verursachte, durch nichts deutlicher gekennzeichnet, als durch die klaffende Lücke im Tagebuch, — und dann meinen sie, das grofse Leiden wäre unserem Dichter erspart geblieben?

Noch ein Wort über den Aufsatz, der nicht nur bei Fachgenossen Anklang finden wird, sondern auch in weiteste Kreise dringen sollte: 'Die drei menschlichen Ideale'. Als solche sieht Kern an Wahrheit, Schönheit, Güte, nicht Freiheit, natürlich auch nicht Reichtum, Macht, welche aber edle Mittel sein können zur Erreichung jener drei; wer nach jenen strebt, über den kommt bald ein tiefer, stiller Friede, eine reuelose Lust; aber diese kann uns nur Glück bringen, welches in der Welt der Vorstellungen beruht, wo überhaupt nur Glück zu suchen ist. Kerns Abhandlungen sind, auch in rein wissenschaftlichen Dingen, häufig von einem Tone getragen, aus dem die warme Empfindung, der Hauch einer ungetrübten Seele zu uns dringt; wer aber diesen Aufsatz gelesen,

dem wird auch etwas von dem Wesen eines Mannes zu teil werden, dem die σωφροσύνη nicht zur geringsten Zierde gereichte, und dessen Lebensziel gerade auf jene Richtung ging, welche er im Schlufswort seines Antigone-Aufsatzes empfiehlt: 'Aber das Höchste bleibt es doch, auch mitten im praktischen Leben, in dem Geringsten und Gewöhnlichsten, was wir thun, in der schwer und schmerzlich zu erfüllenden Pflicht durch rücksichtslose Wahrhaftigkeit, reine Herzensgüte, entschlossene Hingabe dem sittlichen Ideal so treu zu bleiben, wie des Sophokles Antigone.'

Hans Morsch.

MICHELANGELO UND GOETHE

In der Sixtinischen Kapelle zu Rom befindet sich das Riesenbild Michelangelos, das Jüngste Gericht darstellend. Verwirrt es zuerst durch die Menge der gemalten Gestalten und die vom Rauch der Altarkerzen hervorgerufene Schwärzung der Farben, so übt es bei öfterem Beschauen allmählich einen unwiderstehlichen Eindruck, und zuletzt ist man hingerissen von der Gröfse und Erhabenheit dieses fast übermenschlichen Werkes. Auf der rechten Seite (von dem richtenden Christus aus) steigen in mancherlei Gruppen die Seligen zum Himmel empor, teils sich selbst aufschwingend, teils gezogen und gehoben von Engeln, anderen Seligen u. s. w. Wo sie aus den Gräbern hervorkommen, tragen sie noch völlig die Gestalt und das Antlitz von Leichen, Gerippen; aber je höher sie kommen, desto mehr umkleidet sich der knochige Leib mit Fleisch und gewinnt wieder schöne Formen. Unter diesen Seligen nun fiel mir bei längerem Studieren des Bildes eine Gruppe auf, die mich zur lebhaftesten Bewunderung hinrifs: Mühsam ist eben aus den Gräbern heraus die Gestalt eines Mannes gestiegen, noch trägt er in seinem Gesicht völlig die widerwärtigen Spuren des Todes, noch ist er fast fleischlos und gerippeähnlich, aber in seinen Augen leuchtet eine tiefe Freude und eine innige Sehnsucht nach dem Himmel. Ob er allein empor schweben könnte? Es sieht nicht so aus: er ist gar zu kraftlos. Aber es hilft ihm jemand. Eine Frau mit wundervollem Antlitz, von jener Schönheit, die Michelangelo nur selten gemalt hat, wenn er sie aber malte, dann auch in der Vollkommenheit, schaut mit den Augen der holdesten Liebe und des reinsten Glückes auf ihn herab und zieht und trägt ihn mit sanfter Gewalt aufwärts. Sie ist viel weiter als er, schon vollkommen, schon herrlich, ohne irdische Reste, ohne die häfslichen Spuren des Todes: so hebt sie sich 'zu höhern Sphären', und er 'ahnet sie und folgt ihr nach'. Es glänzt aus dem furchtbaren Gericht heraus 'der Dauerstern ewiger Liebe Kern'. Summa: das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan! Lassen sich Beziehungen von Goethes Faust zu Michelangelos Gemälde nachweisen?

Johannes Vollert.

NACHTRAG ZU S. 44 ff.

Nachträglich bin ich darauf geführt worden, dafs für das vermutungsweise dem Alkman zugewiesene Fragment noch ein anderer Name ernstlich in Betracht kommt, der der Erinna. Diese Dichterin hat erstlich in Hexametern geschrieben; zweitens, nach Suidas, Αἰολικῇ καὶ Δωρικῇ διαλέκτῳ, was genau pafst; drittens war sie deliciae grammaticorum (Anth. Pal. XI 322), welche sie gern mit Sappho zusammenstellten und zu behaupten wagten, dafs sie diese ebensosehr in den Hexametern übertreffe wie Sappho die Erinna in den Liedern (Anthol. Pal. IX 190). Also wäre es nicht im mindesten zu verwundern, wenn wir ihre Gedichte in Oxyrhynchos zusammen mit denen der Sappho anträfen, auch nicht, dafs die liebende Hand eines Grammatikers diese Gedichte mit den dialektischen Accenten versehen hätte. Dafs aber in der Accentuation das Dorische vorwiegt, pafst wieder; denn Erinna stammte von der dorischen Insel Telos, und die erhaltenen Epigramme von ihr (Bergk Lyr. gr.⁴ 143 f.) sind rein dorisch verfafst. Aufser diesen und der Ἠλακάτη, einem Gedichte in 300 Hexametern (die von den Grammatikern den Homerischen gleichgeschätzt wurden [Anth. a. a. O.]), schrieb sie in demselben Versmafs auch kleine Gedichte[1]) (ποιημάτια, Athen. VII 283D, der allerdings bezüglich des Verfassers der von ihm citierten Verse kritische Zweifel hat), also gerade das, was wir hier finden. Wir bedürften auch nicht, wie bei Alkman, der Annahme, dafs aus fremder Person gedichtet sei. Dafs ἐν νεκύεσσιν des Papyrus auch Er. 3, 2 Bgk. vorkommt, sei nebenbei bemerkt. Die Zeit der Erinna ist vielumstritten: früher als im V. Jahrh. (Bergk) hat sie keinesfalls gelebt, nach Eusebius aber erst im IV.

[1]) S. Reitzenstein, Epigramm und Skolion S. 143.

Friedrich Blass.



5. Antiochos IV. Epiphanes, 175—164 v. Chr.
Nach Brunn u. Arndt, Porträts XCVIII



6. Demetrios I. Soter, 162—150 v. Chr.
Nach Comparetti e de Petra, Villa Erc. XXI 3



7. Seleukos I. Nikator, 312—280 v. Chr.
Nach Photographie des Originals



8. C. Cassius, Mörder Caesars
Nach Giornale d. scavi 1 5



1. Ptolemäos II. Philadelphos, 284—247 v. Chr.
Nach Brunn u. Arndt, Porträts XCIV



2. Ptolemäos I. Soter, 323—284 v. Chr.
Nach Brunn u. Arndt, Porträts XCII



3. Antiochos II. Theos, 261—246 v. Chr.
Nach Brunn u. Bruckmann, Denkm. 365



4. Ptolemäos V. Epiphanes, 204—181 v. Chr.
Nach Comparetti e de Petra, Villa Erc. IX 2

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

UND

DR. RICHARD RICHTER
REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 2. HEFT

Ausgegeben am 24. Februar 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 2. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE ORESTESSAGE UND DIE RECHTFERTIGUNGSIDEE

Von Thaddäus Zielinski

Unter allen Zweigwissenschaften, deren Gesamtheit wir die klassische Philologie benennen, dürfte sich kaum eine andere finden lassen, die der systematischen Behandlung so sehr widerstrebte, der genetischen so sehr bedürfte, wie die griechische Mythologie. Das ist freilich nichts Neues, und in dieser seiner allgemeinen Form ist der Satz sicher, keinem Widerspruch zu begegnen; dafs von den grandiosen Konzeptionen des Äschylus bis zu den eleganten Arabesken Ovids ein langer Weg ist, beträchtlich länger, als von den letzteren bis zur Operettenmythologie Offenbachs, sieht und fühlt jeder. Aber jenseits des Äschylus, der Eoien, des Homer, beginnt das Sträuben gegen das genetische Prinzip; es ist ja so verführerisch, die schönste Sagenform für die ursprüngliche zu erklären und sie unmittelbar aus einem menschlich schönen Gefühl abzuleiten, dafs wohl mancher Philologe einem hervorragenden Fachgenossen der Gegenwart diesen Irrweg nachgegangen ist, ohne zu bedenken, dafs er damit in der Erscheinungswelt eine Oase postuliert, an deren Schönheit der Samum der Evolution achtungsvoll vorübergegangen sein müfste.

Unser Standpunkt ist ein anderer. Wir kennen die fromme Sitte der antiken Völker, die Erstlinge der Siegesbeute der Hauptgottheit der Gemeinde darzubringen; dank ihr konnte der Athener im Tempel der Stadtgöttin die äufsere Geschichte seiner Heimat studieren, indem er sie von den Weihgeschenken ablas. Weniger bekannt ist eine andere, die doch demselben frommen Gefühl entsprang: aufser jenen steinernen Tempeln hatten die Griechen auch einen geistigen, unsichtbaren, in dem sie die Trophäen ihrer inneren Siege darzubringen pflegten, die lebendigen Zeugnisse ihres sittlichen und intellektuellen Fortschritts: dieser Tempel war die griechische Mythologie. Ist doch der Mythus die natürliche, notwendige Erscheinungsform der Idee, solange sie der abstrakten Ausdrucksweise entbehrt, die ihr jetzt Gewand und Fessel zugleich ist; so kommt es denn, dafs jede bedeutende Änderung in der griechischen Weltanschauung eine entsprechende organische Änderung in der griechischen Mythenwelt zur Folge hatte. Wer es vermöchte, uns die griechische Mythologie in ihrer historischen Entwickelung darzustellen, der würde uns ebendamit, in bildlicher Form, die Geschichte der Entwickelung der griechischen Volksseele geben.

Ob das im ganzen möglich ist, steht dahin; dafs es im einzelnen, für gewisse Mythen möglich ist, soll eben die folgende Untersuchung lehren. Die

Orestessage hat vor den meisten andern den Vorzug einer, ich möchte sagen, zentralen Lage voraus; soweit wir die Geschichte Griechenlands zurückverfolgen können, finden wir sie im Mittelpunkte des Interesses. So haben denn die soeben erwähnten Wandelungen im religiös-sittlichen Bewufstsein des griechischen Volkes sie zu allernächst in Mitleidenschaft gezogen. Danach läfst sich vermuten, dafs es damit auch in der vorgeschichtlichen Zeit nicht anders gewesen ist — mit andern Worten, dafs die Orestessage zum ältesten griechischen Sagenbestand gehört. Die Probe ist nicht schwer zu machen: ist sie uralt, so mufs sie vorsittlich sein, d. h. ihre ältesten Bestandteile müssen sich auf Grund einer vom Sittengesetz noch unberührten Naturreligion erklären lassen. Das ist freilich ein heikler Punkt; aber wenn es eine schlimme Einseitigkeit ist, sämtliche griechische Mythen auf Naturvorgänge zurückzuführen oder mit einer solchen Zurückführung einen Mythus 'erklärt' haben zu glauben, oder gar — was ja kein Philologe mehr thut, die Nichtphilologen aber um so lieber — die entwickelte hellenische Religion für eine Naturreligion zu erklären: so mufs es der Evolutionist von seinem Standpunkt aus (dem hier, wie überall, die Zukunft gehört) nicht minder verdammenswert finden, wenn die Mythenforscher auch für die von ihnen als uralt angesprochenen Mythenelemente die naturreligiöse Deutung ablehnen. So ist der hier vertretene evolutionistische Standpunkt, wie es sich für ihn ziemt, ein umfassender, bei dem Naturreligion, Ethik, Politik gleicherweise ihre Rechnung finden.

Ich habe den folgenden Aufsatz eine Untersuchung genannt; das ist er jedoch nur dem Wesen, nicht der Form nach, die vielmehr darstellend ist. Die Untersuchung geht vom Bekannten zum Unbekannten, die Darstellung vom Früheren zum Späteren über — in unserem Falle aber sind diese zwei Wege einander schnurstracks entgegengesetzt. Ich habe den darstellenden Weg vorgezogen, weil der Entwickelung selber in ihrer strengen Folgerichtigkeit eine grofse Beweiskraft innewohnt, die uns verloren gehen würde, wenn wir sie in rückläufiger Bewegung verfolgten. Dafs auch das untersuchende Prinzip keinen Schaden nehme, dafür sollen die Fufsnoten sorgen.

I

Die erste Idee, die sich dem noch kindlichen Menschengeiste aufdrängte, als ihm das Morgenrot eines bewufsten Lebens aufgedämmert war, mufs die Idee seiner Abhängigkeit von den Naturkräften gewesen sein; diese standen im Halbdunkel des erwachenden Bewufstseins als nebelhafte Riesengestalten vor ihm da, mit übermenschlicher Macht, aber durchaus menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen ausgestattet. Derart waren die Götter des ursprünglichen Menschengeschlechts. Den wechselnden Lebensbedingungen entsprechend konnten ihrer viele sein, besonders nahe und wichtig mufsten aber diejenigen von ihnen dem Menschen erscheinen, deren Wirkungen ihrer steten Wiederkehr wegen sein Leben am stärksten beeinflufsten, deren Macht er am unmittelbarsten empfand. Täglich tötet die Nacht den Tag, alljährlich tötet der Winter den Sommer; täglich mufste sich der Mensch vor den Schrecknissen der Nacht,

alljährlich vor den Leiden des Winters flüchten. Er that es in der Zuversicht, dafs die Herrschaft dieser beiden lebensfeindlichen Mächte nicht von Dauer sein wird: kommen wird der Sonnenheld, um der besiegten Nacht ihre funkelnde Rüstung zu entreifsen, kommen wird der Sonnenheld, um dem besiegten Winter seine neblige Burg zu brechen. Derart waren die Hauptmythen des ursprünglichen Menschengeschlechts; wir finden sie, ohne Unterschied der Rasse, über die ganze Erde verstreut.

So weit, wie gesagt, die Urreligion.

II

Eine weitere Klärung des Bewufstseins brachte einen Fortschritt auch in der Naturreligion herbei; freilich nur für diejenigen Völker, denen uns unbekannte Schicksalsmächte eine Kulturzukunft bestimmt hatten. Bei den arischen Völkern begann die neue Aera erst nach Lostrennung des iranisch-indischen Zweiges; daher finden wir die Mythen, von denen im weiteren die Rede sein soll, wohl bei griechischen und germanischen, nicht aber bei persischen und indischen Stämmen vor.

Die der neuen Aera entsprechende neue Idee war aus den beiden unmittelbar wahrnehmbaren Ideen der Urreligion folgerecht entwickelt; aber eben darum, weil wir es mit einer Entwickelung, einem Schlufs vom Wahrgenommenen auf blofs Vorstellbares zu thun haben, ist hier eine zweite Stufe anzusetzen. Auch hier ein Kampf der schöpferischen und vernichtenden, lebenspendenden und lebensfeindlichen Prinzipien; nur ist die Zeiteinheit um eine Stufe höher: es handelt sich nicht mehr um Tag und Jahr, sondern um eine gröfsere Periode, die sich zum Jahr ebenso verhält, wie das Jahr zum Tag — also einen in sich geschlossenen und in sich zurückkehrenden Kranz von Jahren.[1]) Alles, was begann, wird enden, aber dem Ende wird ein neuer Anfang folgen; diese grofse Idee, auf die der Mensch durch den Tod des Tages unter den Streichen der Nacht, durch den Tod des Sommers unter den Streichen des Winters, mit dem beidemal erwarteten Sieg des Sonnenhelden, geführt wurde — diese Idee wurde nun auf den grofsen Weltsommer, auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes bezogen.[2])

Auch sie hat einen Anfang gehabt. Es hat eine Zeit gegeben, wo auch das Menschengeschlecht, den Tieren des Waldes gleich, nach den Gesetzen seiner Erzeugerin, der Mutter Erde, lebte; dafür wurde es von ihr genährt, von ihr gekleidet, von ihr mit jenem nie fehlgreifenden, dem Biologen so rätselhaften, dem Naturmenschen so wunderbaren Wissen ausgestattet, das wir

---

[1]) Vgl. Simrock, Edda.

[2]) Ich begehe im folgenden ein Plagiat an mir selbst; die hier entwickelten Gedanken habe ich bereits in meinen 'Exkursen zu den Trachinierinnen' (Philol. LV 494 ff.) in knapperer Fassung vorgebracht. Es thut mir leid, sie hier wiederholen zu müssen, ohne ermessen zu können, ob ich damals τὸ ἐνδεχόμενον πιθανόν meiner Sache gehörig dargelegt habe; doch habe ich auf ein fachgenössisches Urteil zwei Jahre lang vergebens gewartet.

den Instinkt benennen. So war es einst; aber das ist lange, sehr lange her — das war das goldene Weltalter. Jetzt geht es anders zu; zwar die andern Lebewesen folgen noch den Gesetzen der Erde, die es ihnen mit dem uneingeschränkten Genufs ihrer Gaben, der Teilnahme an ihrem Wissen lohnt; doch der Mensch —

> Das Tier hat Triebe, die es führen
> Zur Paare, Brüte, Wanderzeit,
> Der Mensch kann aber an nichts verspüren,
> Was just zur Stunde und gescheit.
>
> Da sind vergeudet bald die Kräfte,
> Das Haar ergraut, es stocken die Säfte;
> Man hielt wohl besser Haus, wüfst' man
> Zu messen aus der Tage Spann'.[1])

Der Mensch lebt eben in offener Feindschaft mit der Erde: mit der Schärfe des Karstes reifst er ihre breite Brust auf, mit der Schärfe der Axt zerstört er ihr grünes Kleid, mit der Schärfe des Spatens bahnt er sich den Weg in ihr Eingeweide — in viscera Terrae. Natürlich war es nicht die Erde, die ihm dieses Wissen gab, mit dem er sie vergewaltigte; es war das Werk des ruhelosen Geistes, der sich gegen die Erde und ihre Kräfte empörte. Dieser Sieg des Geistes über die Erde, der transcendenten Weltseele über die immanente, war der Beginn der menschlichen Kultur. Nun zog die erzürnte Erde ihr Wissen zurück. Tastend sollst du den rechten Weg suchen; leiden sollst du, damit deine schmerzliche Erfahrung dich besser berate; untergehen sollst du, damit dein Untergang andern ein warnendes Beispiel sei — das war das neue Gesetz des Geistes, dem nach seinem Siege die Menschheit folgte. Diesen Geist haben die Hellenen Zeus genannt; oder vielmehr, sie haben mit dem Beginn der neuen Aera den alten Himmels- und Tagesgott ihrer Urreligion — den urewigen Gemahl, um mythisch zu reden, der urewigen Erde — mit diesem Geist verschmolzen. 'Zeus', sagt Aeschylus in seinem tiefsinnigen Gebet, 'hat die Menschheit den Pfad des Bewufstseins geführt; er hat dem Worte «durch Leiden lerne» Geltung verschafft.'

So hat denn Zeus an der Spitze seiner Scharen die Erde mit ihren Kräften bezwungen[2]); die Erde gab sich überwunden — aber nicht für immer.

---

[1]) 'Die Mefskunst ich gern lernen möcht' — fährt der Jüngling fort (in Immermanns 'Merlin', dem ich diese Verse entnehme). Mit der Mefskunst meint er aber das Orakel, das somit an die Stelle des Instinktes treten soll; das hat der Dichter hellseherisch empfunden und dargestellt, denn so mufs es sich in der That verhalten haben.

[2]) Das ist der Sinn der Titanenschlacht. Ich weifs wohl, dafs ich mich in allen entscheidenden Punkten mit dem Werke M. Mayers 'Die Giganten und Titanen', dem eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit sowie die glückliche Erklärung mancher Einzelheit einen bleibenden Wert in der mythologischen Litteratur sichert, im schärfsten Gegensatz befinde; doch kann ich nicht anders sagen, als dafs es dem Verf. an jenem Sinn für Entwickelungsprobleme fehlt, der auch hier *πολλῆς ἐστι πείρας ὕστατον ἐπιγέννημα*. So kommt er dazu, die Titanengötter von den Götterfeinden zu scheiden, ja die Titanen mit Zeus zu identifizieren. — Die griechische 'Götternot' lernt man aus der Ilias kennen, zumal aus *Α*; von

Sie weifs ja — dazu ist sie die wissende —, dafs das Reich ihres Gemahls nicht von Dauer sein wird, dafs der Weltsommer der menschlichen Kultur, wie er begonnen hatte, so auch ein Ende haben müsse; und weil sie es weifs, 'sinnt sie das Werk ihres Ruhms' — ein Werk des Verrats und Mords an ihrem einst siegreichen, jetzt aber 'etwas Ungeheueres erwartenden' Gemahl. Um es auszuführen, zieht sie ihren 'Drachen' auf — bekanntlich ist der Drache das Symbol der verderblichen Erdkräfte — oder auch, da die Zahl keine Bedeutung hat, ihre Drachen, ihre Giganten.[1] Kommen wird die Zeit, wo Zeus mit seinen Scharen unter den Streichen der Giganten erliegen wird; dann wird der Weltwinter im Leben der Menschheit eintreten. Auch er wird freilich nicht von Dauer sein; die Wiederkehr des Morgens nach Ablauf der Nacht, des Frühlings nach Ablauf des Winters mufsten auch für dieses grofse Weltjahr ihre Geltung behalten, und indem die Urweisheit der menschlichen Kultur ihr unvermeidliches Ende verkündete, entzog sie ihr keineswegs die von der Natur selber gegebene, tröstliche Aussicht auf dereinstige Wiedergeburt. Kommen wird — so hiefs es auch hier — kommen wird der Sonnenheld, der Sohn jenes gemordeten Geistes; er wird den Tod des Vaters rächen, die Erde samt dem von ihr aufgezogenen Drachen niederwerfen und ein neues, lichtes Reich des Geistes, einen neuen Weltsommer gründen.

Das ist der gemeinsame Grundgedanke der germanischen wie der ältesten griechischen Religion; trotz der aus weiter Ferne winkenden Hoffnung waren sie ihrem Wesen nach traurig, da der Wiedergeburt der Untergang vorausging, und dieser Untergang unvermeidlich war. Ja wohl, unvermeidlich; um diese Unvermeidlichkeit zu erhärten, wurde ein — gleichfalls beiden Religionen gemeinsamer und daher uralter — Mythus geschaffen, der Mythus von Herakles-Sigurd, dem Götterheiland, der, unverwundbar für seine Feinde, noch vor Erfüllung seiner Aufgabe von der Hand der Jungfrau zu Grunde geht, der er das Liebste auf Erden ist.[2] Von nun an aber trennen sich die Wege. Die Germanen haben sich vor der Unvermeidlichkeit ihrer Götterdämmerung gebeugt, die uns daher in ihrer Mythologie — ihrer ursprünglichen Bedeutung gemäfs — als das drohende Ereignis der Zukunft entgegentritt. Die Griechen haben die ihrige, die Gigantomachie, überwunden; das geschah mittels eines

---

hier aus hat auch Richard Wagner, mag er es nun gewufst haben oder nicht, seinen Wotan empfinden gelernt. Die Titanen hausen in der Unterwelt, ihrer Wiederkehr gewärtig; daher sind sie eine stete Drohung für die Götter, daher wird unter Göttern bei ihnen geschworen.

[1] Die griechischen Giganten sind allerdings Riesen, die griechischen Riesen sind allerdings Drachen; wer für Primäres und Sekundäres kein Auge hat, kann leicht dazu kommen, beides zu leugnen. Wie innig aber in der Volksphantasie diese Eigenschaften zusammengehörten, zeigt das neugriechische Märchen: seine Riesen nennt es *Δράκοι*.

[2] Vgl. meine Exkurse z. d. Trach. 491 ff. Die Parallele mit Sigurd zu ziehen, habe ich dort absichtlich unterlassen, da die ältesten Zeugnisse der griechischen Urkunden vollkommen ausreichen, die Heraklesmythe der Zeusreligion zu rekonstruieren. Nun die Rekonstruktion ohne alle Stützen von aufsen her gelungen ist, kann sich jedermann von der Identität überzeugen.

abermaligen Fortschritts, der geraume Zeit nach der Spaltung der westarischen Stämme eingetreten ist und daher den Griechen allein eigentümlich ist. Von ihm soll sogleich die Rede sein; vorerst ist der bislang durchlaufene Weg noch rasch zu überblicken.

Die Erdgöttin, die 'das Werk ihres Ruhmes sinnt', griechisch Klytaimestra, lebt als äußerlich bezwungene, aber im Inneren grollende Gattin des 'Ungeheueres erwartenden', griechisch Agamemnon, Zeus; ersonnen hat sie ihr Werk mit Hilfe des Drachen — Aigisthos[1]), der eben nur eine Verkörperung ihres verderblichen Wissens[2]) ist. So sieht sie denn der Zeit entgegen, wo ihr Gemahl seinem Schicksal erliegen wird; dann wird Klytämnestra mit Ägisth über die Menschen herrschen. Aber auch diesem Reich ist ein Ende bestimmt: kommen wird der Sohn Agamemnons, der Sonnenheld, der Rächer des gemordeten Vaters; von seiner Hand werden Ägisth und Klytämnestra fallen, und er wird den Thron seines Vaters besteigen. — Schon in dieser Fassung — es ist wichtig, sich das gegenwärtig zu halten — ist ein Gattenmord und ein Muttermord gegeben; doch werden beide noch nicht als Verletzungen des Sittengesetzes empfunden: solange die genannten Personen als Verkörperungen physischer Potenzen vorgestellt wurden, blieb die sittliche Seite der Frage unter der Schwelle des Bewußtseins. Es war eine große religiöse Umwälzung im Leben des hellenischen Volkes nötig, damit die physische Auffassung in Vergessenheit geraten und die sittliche in den Vordergrund treten konnte; diese Umwälzung war dieselbe, die auch den oben berührten Fortschritt in der Entwickelung unseres Mythus brachte — die Apollinische Reform der Zeusreligion.

Die hier behandelte, vorsittliche Fassung ist aber der kosmogonische Mythus der reinen Zeusreligion.

III

Jede Religion, die unter ihre Glaubenselemente die Lehre von einem Messias aufgenommen hat, trägt eben dadurch den Keim ihrer eigenen Zer-

---

[1]) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diesen etymologischen Deutungen kein Beweiswert beigelegt wird; immerhin ist es gut, daß die Rechnung auch hierin glatt aufgeht. Die Deutung von *Κλυταιμήστρα* ist bekanntlich durch die Antiphrasis λ 429 *ἐμήσατο ἔργον ἀεικές* gesichert; im Vorbeigehen sei an das *μέγα ῥέξαι ἔργον* der Titanen bei Hesiod Th. 209 erinnert, was M. Mayer, Gig. u. Tit. 74 f., richtig auf den Götterkampf bezieht. Agamemnon von *μένειν* ist gleichfalls alt, freilich sehr unbestimmt. Neu scheint *Αἴγισθος* = *Drache* zu sein, aber kaum anfechtbar; die Deutung ist durch die Beziehung des Namens zu *αἰγίς* mit ihren Schuppen und Schlangen gesichert. Letztere ist = Gorgo, und so hieß die Drachin, die Athena im Gigantenkampfe erlegte. Dieselbe Drachin meint der ionische Sänger des Hymnos auf den pythischen Apollon, wenn er sie dem Python unterschiebt; die Identität bezeugt noch die Atellane mit ihrem *Pytho Gorgonius*. Eben dahin führt *αἰγίς* = *Windsbraut* und sämtliche Bezüge, die Roscher 'Gorgonen' für die Deutung der Aegis = Gorgo als Gewitterwolke anführt; in der Volksanschauung sind eben 'Sturm' und 'Drache' Äquivalente. Anderes übergehe ich. In der Drachin Chimaira (*χίμαιρα* = *αἴξ*) möchte man danach ein etymologisches Mißverständnis vermuten.

[2]) Das ist freilich zweierlei; inwiefern sich aber beides, Verderben und Wissen, im pythischen Drachen zusammenfindet, darüber vgl. Dieterich 'Abraxas' 111 ff.

störung im Leibe; ob früher, ob später — der verheifsene Messias mufs einmal erscheinen, und die hinreichend vorbereiteten Herzen fallen ihm zu. An den 'alten Bund' denkt dabei jeder; aber auch bei den Germanen haben die messianischen Elemente ihrer Stammesreligion dem Triumphe des Christentums vorgearbeitet; und was die Griechen anbelangt, so mufste, dem rascheren Wachstum ihrer Kultur entsprechend, auch die Notwendigkeit einer Reform sich weit früher fühlbar machen.

Zu einer historisch nicht näher zu bestimmenden Zeit, als die ältesten Homerischen Gesänge erst in der Entstehung begriffen waren, begann der Kultus des lichten Götterpaares Apollon und Artemis sich in Griechenland auszubreiten. Gekommen ist er von Osten; für Homer ist Apollon noch ein trojanischer Gott, und die andern Spuren weisen ebenfalls nach Troas: dort, hinter den Felsen des Ida, liegt ein seliges Land des ewigen Lichtes, Lykia genannt, das die frommen Hyperboreer bewohnen.[1]) Dort ist der gewohnte Aufenthalt Apollons; von diesem seinem heiligen Berg steigt er zu den Menschen hernieder. — Hier scheint, für uns wenigstens, der Ausgangspunkt zu sein; nach Griechenland nun gelangte der Kultus des Gottes durch ebendieselbe historische Landenge, durch die auch später die siegreichen Feinde das Land betraten — die Thermopylen. Diese Gegend war voll von Erinnerungen an Herakles, den allzufrüh untergegangenen Götterheiland; diese Erinnerungen waren ein sehr günstiger Boden für die Aufnahme der neuen Religion: wo Herakles verdorben war, da triumphierte Apollon. In der That sehen wir die Heraklessagen des Oetagebiets vielfach mit Apollinischen Elementen verquickt. — Von Thermopylä aus ging es weiter nach Südwesten, nach dem zentralen Teil Griechenlands; hier stand auf dem Parnafs eines der ältesten Heiligtümer der Erdgöttin. Dieses besetzte Apollo; als der echte Messias der Zeusreligion tötete er den Drachen, den die Erde aufgezogen hatte, entrifs ihr das Wissen, das sie verbarg, und gründete seinen ältesten Tempel und Orakelsitz.[2]) So

---

[1]) Es mufs einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben, diese Aufstellung zu erhärten und des weiteren nachzuweisen, wie der heilige Berg des Apollon mit seinen Heiltümern durch pythagoreische und neupythagoreische Vermittelung zum christlichen Monsalvatsch geworden ist; einstweilen kann ich es nur bedauern, dafs O. Crusius in seiner sonst vorzüglichen Darstellung der Hyperboreermythe (in Roschers Myth. Lex.) die Gleichung *ὑπερβόρειοι = περφερέες* verfochten hat. Für unsere Untersuchung brauchen wir nur den heiligen Berg des Apollon, und den wird niemand wegstreiten wollen. Im übrigen vergleiche meine Ausführungen im Artikel *Βορείγονοι* (Xenia des Münchner philol. Vereins 1891); über Hyperboreer = Lykier Crusius a. a. O. § 26.

[2]) Das ist, wohlverstanden, nur die Deutung des pythischen Drachenkampfs; der Drachenkampf als solcher ist älter, als die reformierte Zeusreligion, und gehört als 'der Kampf des Lichtgottes gegen den Drachen der Finsternis' der Urreligion an, weshalb wir ihn in den Mythen der verschiedensten Völker finden. Es gilt eben auch für das Wachstum der Religion, was für die 'Metamorphose der Pflanze' nachgewiesen zu haben Goethes unsterbliches Naturforscherverdienst ist: indem sie sich entwickelt, nimmt sie immer ihre alten Gebilde wieder auf, rückt sie aber in eine immer höhere, geistigere Sphäre. So hat denn auch vor der Apollinischen Reform die reine Zeusreligion das Motiv des Drachenkampfs für Herakles-Sigurd sowohl wie für Athena wiederholt — und weiter, über Apollon,

wurde der Parnafs zum heiligen Berge des Apollon, zum zweiten Zentrum seines Kultes neben den Thermopylen; die Verbindung zwischen diesen zwei Zentren bestand noch bis in die späteste Zeit in der bekannten Amphiktyonenordnung, wonach die Delegiertenversammlungen bei den Thermopylen, oder, wie der kürzere Namen lautete, bei den Pylen zu beginnen, aber auf dem heiligen Berge in Delphi ihren Fortgang zu nehmen hatten. Dieselbe Verbindung fand auch ihren eigenartigen, aber für den Mythologen nicht befremdlichen Ausdruck in der Doppelhypostase des Apollon als dem Mann von den Pylen und dem Mann vom Berge — Pylades und Orestes —, denn so und nicht anders ist dieses nachmals so berühmte Freundespaar in der Phantasie der Griechen entstanden.[1])

Unter dem Einflusse nun dieses neuen Kultes wurde die alte Zeusreligion reformiert. Apollon hatte ja den Drachen getötet, den Drachen, den die Erde aufgezogen zum Verderben ihres Gemahls; damit war dies Verderben endgültig abgewendet, dem Reiche des Zeus der ewige Bestand gesichert. Wo blieb dann aber das starre Gesetz, dafs jedem Anfang ein Ende entsprechen, alles Entstandene vergehen müsse? Es war zu natürlich, zu selbstverständlich, um abgeschafft zu werden; mufste man sich aber mit ihm abfinden, so konnte es nur in der Weise geschehen, dafs für das Reich des Zeus ein Anfang überhaupt geleugnet wurde. Zeus ist urewig und ewig zugleich; ist sein Verderben undenkbar, so ist es auch die Ursache dieses Verderbens, seine Feindschaft mit der Erdgöttin: *πολλὰ ψεύδονται ἀοιδοί.* Als die Apolloreligion in das älteste Heiligtum des Zeus, nach Dodona, eindrang, verkündigte sie durch den Mund der begeisterten Seherin die neue Lehre, deren Kern die bekannten zwei Verse enthalten[2]):

> Zeus ist der mächtige Gott, der da war, der da ist, der da sein wird;
> Gäa gewährt euch Brot; drum ehret als Mutter die Gäa!

In der That sind hier die beiden Grunddogmen der reformierten Zeusreligion gegeben: die Urewigkeit und Ewigkeit des Götterreichs einerseits, der Friede des Zeus mit der ehrwürdigen Erdmutter anderseits. Vergleichen wir sie mit der reinen Zeusreligion, so können wir nicht umhin, diese letztere tiefer zu finden: sie hatte ja eine der grofsartigsten Konzeptionen des Menschengeistes, den Kampf des Geistes mit der Erde, des bewufsten Verstandes mit dem

---

geht die Entwickelung bis zu den christlichen Drachentötern, der Jungfrau und St. Georg. Es ist lehrreich, den jeweilig sich ändernden Sinn zu verfolgen.

[1]) Pylades: Pylaia stammt von Agathon (17 N.), der freilich nach antiker Sitte das Verhältnis umkehrt; die Neueren (O. Müller, Eumeniden 131; Lübbert, Bonner Sommerprogramm 1887 S. 4; Wilamowitz, Hom. Unters. 177) haben sich angeschlossen. Die Etymologie verlangt freilich Pylades: Pylai, was eine leichte Änderung ist; die entsprechende Deutung des Orestes scheint neu zu sein.

[2]) Paus. X 12, 10: *Ζεὺς ἦν, Ζεὺς ἔστι, Ζεὺς ἔσσεται· ὦ μεγάλε Ζεῦ. Γᾶ καρποὺς ἀνίει, διὸ κλῄζετε ματέρα Γαῖαν.* Wie alt die Verse sind, werden wir schwerlich je zu bestimmen in der Lage sein; ihr Inhalt mufs aber ebenso alt sein, wie der Zusammenhang, in dem er verständlich und bedeutsam wird.

Instinkt, der Kultur mit der Natur zur Grundlage. Aber lebensfreudiger war die neue; man konnte freier aufatmen, wenn man den Alp der Götterdämmerung abgeworfen fühlte, wenn man sich nicht mehr vom Hauche des Erddrachens umwittert glaubte. Das mufs man sich lebhaft vergegenwärtigen, wenn man den Jubel begreifen will, der in den delphischen Päanen Apollon, dem Drachentöter, entgegenscholl.

Was nun die Gebilde der ursprünglichen Zeusreligion anbelangt, so blieben sie nach dem bekannten Kompatibilitätsgesetz auch nach der Reform erhalten. Mochte auch die Titanomachie dem *Ζεὺς ἦν* der reformierten Religion widersprechen, es war doch ein Bild und blieb als solches im Gedächtnis. Auch die Gigantomachie, die Götterdämmerung, war ein Bild; da es aber als Zukunftsbild dem *Ζεὺς ἔσσεται* zu grell widersprach, wurde es in die Vergangenheit zurückverlegt und, seiner ursprünglichen Bedeutung entkleidet, als Wiederholung der Titanenschlacht aufgefafst, wobei eine Art Osmose zwischen beiden unvermeidlich wurde. Auch das seltsame Doppelantlitz der Moira bei Homer, das den Erklärern so viele Schwierigkeiten macht, hängt mit der Reform zusammen. Die Moira ist das Wissen der Erde — als Potenz, nicht als Inhalt; durch Apollons Drachensieg wurde es für Zeus gewonnen und ist seitdem *Διὸς βουλή*, während es vorher als geheimnisvolle Macht drohend über dem Götterreiche geschwebt hatte.[1])

Auf den Mythus nun von Zeus-Agamemnon und Gaia-Klytaimestra mufste die Apollinische Reform eine doppelte Wirkung üben.

Die eine war seine Durchsetzung mit Apollinischen Elementen. Das war nämlich selbstverständlich, dafs der verheifsene Messias, der Sonnenheld, niemand anders sein konnte, als Apollon selber, und zwar der Apollon des heiligen Berges, wo der Erddrache verblutet war, Orestes: dem Apollon aber folgte seine Schwester, Artemis die 'strahlende', Elektra. Immerhin war ihre Rolle anfangs sehr unbestimmt, da sie kein organischer Bestandteil des Mythus war. Erst die synkretistische Konstruktion der Dichter führte zu einer doppelten und dreifachen Spaltung der vermenschlichten Artemis als Elektra, als Iphigeneia,

[1]) Dabei haben wir die Spur der alten Auffassung überall dort zu erkennen, wo die Moira als selbständige Macht neben Zeus gestellt wird; also auch in dem orphischen Lied 59, 11 ff., wo Dieterich, Abraxas 95, die schon von Stephanus eingeführte und von G. Hermann beibehaltene richtige Interpunktion nicht hätte aufgeben sollen. Wenn er von der orphischen Moira sagt: *sie ist wieder Διὸς νόος*, so ist das Gegenteil wahr; der Widerspruch, an dem dieses seltsame Zwitterwesen das ganze litterarische Leben der Griechen hindurch leidet, legt von selber die historische Erklärung, die oben gegeben ist, nahe. — Überhaupt wird die Richtigkeit der hier vorgetragenen Theorie von der Zeusreligion und ihrer Reform schon dadurch, meine ich, bewiesen, dafs nur auf Grund ihrer eine richtige Deutung der Moira möglich ist. Denn dafs die von Weizsäcker gegebene (Roschers Myth. Lex. II 3088: *Diese Abhängigkeit* [der Götter von der Moira] *geht nicht weiter als die des Mannes von seinem gegebenen Wort*, mit der seltsamen, alle Evolution ignorierenden Motivierung: *denn die Götter selbst sind es, die die Moira bestimmen*) falsch ist, lehrt, von allem andern abgesehen, der Fall Sarpedon. — Von der noch älteren Auffassung — den Einzelmoiren — brauche ich hier nicht zu reden; sie gehört der Urreligion an.

als Chrysothemis — lauter Epitheta der Göttin, wie sich leicht nachweisen läfst und auch nachgewiesen worden ist[1]) — und damit zu einer dramatischen Belebung der Rolle.

Die zweite Wirkung war eben diese Vermenschlichung aller Gestalten des Mythus. Es läfst sich nämlich leicht einsehen, dafs mit dem Eintritt der Reform seine Stellung als eines kosmogonisch-theologischen Mythus nicht länger aufrechtzuerhalten war: der Tod des Zeus-Agamemnon von der Hand der Erdmutter Klytaimestra stand im schneidendsten Gegensatz zu beiden Grunddogmen der reformierten Zeusreligion, der Ewigkeit des Zeus und seinem Frieden mit der Erdgöttin. So geschah denn, was geschehen mufste: das Bild war da und wurde als solches erhalten, aber seine theologische Bedeutung fiel der Vergessenheit anheim; wir haben es fortan nur noch mit Agamemnon, Klytämnestra, Ägisth, Orestes, Elektra zu thun. Nur im Kultus hat sich noch die volle Gestalt des Zeus-Agamemnon erhalten[2]), als lebendiges Zeugnis für den ursprünglichen theologischen Sinn des ganzen Mythus. Zugleich mit Zeus stieg auch sein Reich vom Himmel zur Erde herab; jenes Asgard der griechischen Religion, die 'lichte' Stadt der Götter, in der Zeus-Agamemnon thronte, wurde auf der Erde lokalisiert, bald als pelasgisches, bald als achäisches 'Argos'.[3])

Das war die Agamemnonmythe der reformierten Zeusreligion.

IV

Der Vermenschlichung aber folgte die Versittlichung auf dem Fufs.

In der That war nun der ganze Mafsstab der Beurteilung ein anderer geworden. Waren einmal die gigantischen und nebelhaften Gebilde des greisen Altertums auf menschliche Gröfse und Klarheit zurückgeführt, so wurden ihre Handlungen auch einer menschlichen Schätzung zugänglich; mit der Einbufse seiner theologischen Elemente hatte der Mythus einer sittlichen Beurteilung

---

[1]) Speziell Chrysothemis (männlich und weiblich) ist ὃς (ἣ) *Χρύσην ἀμφιβέβηκεν*, die Deutung ist jetzt durch Bakchyl. IV 3 *ἀστύθεμιν Ἱέρωνα* gesichert. Chryse aber ist das Apollinische Paradies, das Hyperboreer- oder Taurierland (s. unten); es wird bei oder in Lemnos lokalisiert — ganz recht, da ist auch die brauronische Tauropolos her (Gruppe, Gr. Myth. 43). Der Amfortas des Apollinischen Monsalvatsch heifst in Chryse Philoktetes, wie er im 'ersten Troia' Telephos heifst.

[2]) In Lakonika und Attika, vgl. Lykophr. 335 1125 1369; von der Verbreitung dieser Auffassung zeugt die eigentümliche Allegorie Metrodors des Lampsakeners, der Agamemnon auf den Äther deutete; vgl. Zeller, Phil. d. Gr. I 1019, 4.

[3]) Ob diese einfache Lösung der Schwierigkeiten, die von Cauer, Grundfragen der Homerkritik 153 ff., gut entwickelt werden, neu ist, wage ich nicht zu entscheiden; eigentlich war sie für jeden nahe gelegt, der den vieläugigen Argos richtig auf den Himmel bezogen hatte. Die Kämpfe von Ilion sind demnach eine ins Menschliche übersetzte Gigantomachie; das des näheren darzulegen würde zu weit führen; nur auf einen interessanten Zug sei hier hingewiesen, *P* 366 ff.:

ὣς οἱ μὲν μάρναντο δέμας πυρός, οὐδέ κε φαίης
οὔτε ποτ' ἠέλιον σόον ἔμμεναι οὔτε σελήνην.

Das ist die Götterdämmerung. Vgl. Plin. Ep. VI 20, 15 und Dio Cass. LXVI 23, 1.

Raum gegeben. Jetzt erst wurde aus Klytämnestra die treulose Gattin, die im Einverständnis mit ihrem Buhlen den Mord ihres Gatten geplant und ausgeführt hatte, während Orestes zum treuen Sohn wurde, der den Tod des Vaters an den Mördern rächte. Freilich wurde er dadurch zum Muttermörder; das war für das sittliche Urteil irreführend, da wir wohl mit dem Rächer seines Vaters, nicht aber mit dem Muttermörder sympathisieren können. Sollte ein Ausgleich stattfinden — und das war unerläfslich bei einer von Mund zu Mund gehenden Sage —, so mufste eins von beiden fallen, der Muttermord oder unsere Sympathie. Im Mythus selber ist kein Moment enthalten, das die Wage der poetischen Gerechtigkeit nach der einen oder nach der anderen Seite hätte beeinflussen können; dafür war ein solches in der Kontinuität der Sympathie gegeben, die ihrerseits aus einer theologischen zu einer sittlichen geworden war. Diese Sympathie stand von vornherein der ehrwürdigen Erdmutter sowie dem göttlichen Sonnenjüngling zur Seite, während sie sich ebenso natürlich dem scheufslichen Erddrachen versagte. Damit ist für den hier behandelten Vorgang die treibende Kraft genannt; die Sympathie hatte von vornherein Freund und Feind bezeichnet, und die mythengestaltende Dichtung hatte sich mit diesem Standpunkt abzufinden.

Wie sie das that, lehrt uns Homer — mag man nun damit die 'Nosten' bezeichnen, oder ihren älteren Kern, oder ihre Vorlage, oder — *ἀμαθέστερον καὶ σαφέστερον* — unsere unmittelbare Quelle, die Odyssee. Danach stellt sich die Sage von Agamemnon und Orestes folgendermafsen dar.

Agamemnon zieht in den trojanischen Krieg; seinen unmündigen Sohn Orestes und sein Reich Argos übergiebt er der Obhut seines Weibes, der Klytämnestra. Die Abwesenheit des Königs suchte nun sein Vetter Ägisth auszunutzen, um die vereinsamte Gemahlin zum Treubruch zu verleiten. Lange widerstand sie ihm: *φρεσὶ γὰρ κέχρητ' ἀγαθῇσι* sagt der Dichter — offenbar sind seine Sympathien auf ihrer Seite. Zudem hatte ihr der Gemahl einen Sänger als Gewissensrat zurückgelassen — und wir mögen in diesem kleinen Zuge immerhin den Stolz des Aöden erkennen, der sich und seine Kunst als die sittliche Macht empfand, die sie auch waren, ehe die Religion diese Rolle für sich in Anspruch nahm.[1]) Aber das Unvermeidliche geschah dennoch; eines Tages wurde der warnende Sänger auf eine wüste Insel entfernt, wo er eine Beute der Raubvögel wurde, Klytämnestra aber wurde die Gattin des Ägisth. Einige Zeit nachher fiel Troja, und Agamemnon kehrte mit der Kriegsbeute, unter der

[1]) Das haben schon die Alten gebührend hervorgehoben; vgl. die Belege bei Kaibel, Die Prolegomena *περὶ κωμῳδίας* S. 21 23 f. Sie haben auch die Deutung richtig herausgefunden: der Sänger unterhält die Königin mit seinen Liedern und lenkt sie dadurch von ihren bösen Gedanken ab. Hierbei will ich auf eine überraschende Übereinstimmung hinweisen, mit der ich freilich vorläufig noch nichts anfangen kann — die Übereinstimmung mit dem Rahmenmärchen im indischen Çukasaptati. Der verreisende Mann läfst seine leichtfertige Frau unter der Obhut eines redenden Papageien zurück. Jeden Tag weifs der kluge Vogel die Neugierde seiner Herrin auf irgend ein Märchen rege zu machen, erzählt es aber erst, als sie ihm verspricht, an diesem Tage nicht auszugehen.

sich auch die trojanische Königstochter Kassandra[1]) befand, nach Argos zurück. Ägisth, von seinem Kommen benachrichtigt, ging ihm freundschaftlich entgegen und lud ihn zum Mahle, beim Mahle aber tötete er ihn, *ὡς βοῦν ἐπὶ φάτνῃ*. Sterbend hörte Agamemnon noch die klagende Stimme der Kassandra, die gleichzeitig unter Klytämnestras Streichen verendete; lange dauerten seine letzten Zuckungen, Klytämnestra aber verliefs den Saal, ohne ihrem Gemahl auch nur die Augen zu schliefsen. — Das war also ihre Schuld; seine Mörderin war sie nach dieser Fassung der Sage nicht.

Sieben Jahre herrschten Ägisth und Klytämnestra über Argos; im achten kehrte Orestes aus Athen zurück — wie er dahin gekommen ist, darüber später. Zurückgekehrt, tötete er den Ägisth — das Nähere wird nicht angegeben — und lud dann die Argiver zu einem feierlichen Totenmahle; die Toten aber waren 'die verhafste Mutter und der Schwächling Ägisth'. — Diese Stelle ist von höchstem Interesse; nur aus ihr erfahren wir, dafs auch Klytämnestra das Opfer der Rache ihres Sohnes war.[2]) Im übrigen ist der Dichter merklich bestrebt, sie so weit wie möglich aus dem Gesichtsfelde zu entfernen; Hauptperson ist Ägisth, er ist der Mörder Agamemnons, ihn hat vorzugsweise die Strafe durch die Hand des Rächers ereilt — ganz dem Zuge der Sympathie entsprechend, den wir im obigen festgestellt haben.

Immerhin sehen wir die Sage noch im Flusse begriffen; der Tod der Klytämnestra ist nach der Homerischen Fassung ein rudimentäres Element,

---

[1]) Kas-andra ist vorapollinisch; ihr Walkürenname läfst in ihr die Schlachtenjungfrau der Zeusreligion erkennen, also Athena, mit der sie auch Homer in Verbindung bringt; als solche steht sie dem Zeus-Agamemnon ganz natürlich zur Seite. Unter dem Einflufs der Apollonreligion vollzieht sich die Wandelung: aus der Schlachtenjungfrau wird allmählich die *μάντις κόρα*, die schliefslich mit der Sibylle zusammenfällt. Der Umschwung war vollzogen zu der Zeit, wo diese *Κάσ-ανδρα* als *Κασμέ/ήνη* (vgl. Alexandra, *Ἀλ-αλκο-μένη*, *Ἀλκ-μήνη*) nach Italien zog und dort teils mit der Geburtsgöttin Carmenta, teils mit der Quellgöttin Casmena zusammenflofs — wenn diese letztere überhaupt ursprünglich sein sollte. Die Infiltration scheint sich in derselben Zeit vollzogen zu haben, die auch Admata, die jungfräuliche Priesterin der argivischen Hera, nach Rom brachte, wo wir sie — und das ist eben das Beweisende — sowohl als die *Ἥρα τελεία* des latinischen Juppiter, die strenge Hüterin der Endogamie, wie auch als die jungfräuliche Vestapriesterin wiederfinden. Beide Gestalten, Casmena wie Amata, stammen aus Argos; daher auch die Argei und manches andere.

[2]) Wir haben somit keinen Grund, einen — sonst nirgends bezeugten — Selbstmord der Klytämnestra bei Homer anzunehmen, wie das Robert, Bild und Lied 162 thut. Eine Lücke bleibt bei beiden Auffassungen in der Homerischen Darstellung bestehen; der Vorzug der meinigen ist aber, dafs sie diese Lücke nicht nur ausfüllt — und zwar in Übereinstimmung mit der sonstigen Tradition —, sondern auch erklärt, welch letzteres die Robertsche Auffassung nicht thut: das Verschweigen des Muttermordes hat einen vernünftigen Grund, das Verschweigen des Selbstmordes würde keinen haben. Freilich setzt unsere Auffassung voraus 1) dafs wir uns entschliefsen, die Homerischen Sagenformen als etwas Werdendes und im Flusse Begriffenes anzusehen, 2) dafs wir uns nicht wundern, bei Homer nicht nur die Keime, sondern auch die Rudimente von Mythen und Bräuchen zu finden, die eine spätere Zeit in neuer Entwickelung zeigt. Ersteres ist aber selbstverständlich, letzteres für denjenigen keine Frage mehr, der Rohdes bewunderungswürdige 'Psyche' gelesen hat. Ein solches Rudiment ist auch *ἀνάλκιδος Αἰγ.*, durch Soph. El. 301 f. erklärt.

das mit der Zeit als widersprechend und störend hätte schwinden müssen. Wir freilich sind dem Dichter für die Erhaltung dieses Zuges dankbar, da er uns die Meinung derjenigen widerlegen hilft, die den Gattenmord für nachhomerisch erklären möchten; aber konsequent war es nicht, ihn in der gemilderten Sagenform zu belassen. War Klytämnestra nicht die Mörderin, weshalb mufste sie fallen? War sie nur die Verführte — nun, so möge sie als reuige Sünderin dem Sohne entgegengehen und seine Vergebung sich erbitten. Das ist offenbar das Ziel, dem die Sage unter dem doppelten Druck des Sittlichkeitsgefühls und der vorgezeichneten Sympathie entgegenstrebt.

Sie hätte es wohl erreicht — wäre nicht die religiöse Reaktion des VIII. und VII. Jahrh. dazwischengetreten. Dank ihrer zentralen Stellung wurde unsere Sage von dieser reaktionären Strömung mit fortgerissen; dadurch wurde sie einerseits in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, anderseits aber zur Trägerin einer neuen sittlichen Idee gestaltet, von der bislang noch nicht die Rede gewesen ist — der Rechtfertigungsidee. Das Zentrum aber der genannten religiösen Reaktion war abermals das delphische Orakel auf dem heiligen Berge Apollons.

Von ihr sogleich; einstweilen aber möge der Leser im Auge behalten, dafs ihm im vorhergehenden die Homerische Orestie vorgeführt worden ist.

V

Im Homerischen Hymnus zu Ehren des delischen Apollon sagt die Göttin der heiligen Insel, nachdem sie der irrenden Leto Schutz zugesagt, folgendes zu ihr über ihren erwarteten Sohn:

> Gar ein gewaltiger Gott soll Apollon werden, o Leto,
> Hoch zu gebieten bestrebt den Unsterblichen, hoch zu gebieten
> Auch der Sterblichen Stamm, die den Segen der Erde geniefsen.[1])

In der That waren Ehrgeiz und Herrschsucht die hervorstechendsten Merkmale des Apollonkultus in Griechenland — oder, genauer gesprochen, jener Priesterschar, die in Delphi diesem Kultus vorstand. Die Geschichte hat es versäumt, uns die individuellen Thaten ihrer Leiter zu überliefern, und das ist schade: sie entzog uns dadurch die Kunde von einer Reihe hervorragender, durch Geist und Kraft imponierender und dabei ihrem Werk grenzenlos ergebener Männer. Denn das müssen sie gewesen sein; hätte der delphische Tempel die Bildnisse seiner Oberpriester aufbewahrt, wir würden wahrlich ohne grofse Mühe hier einen Gregor VII., dort einen Innocenz III., anderswo vielleicht einen Bonifaz VIII. wiedererkennen, gleichwie uns Herodot, Pindar und andere (am überraschendsten neuerdings Bakchylides) einen lehrreichen Einblick in die delphische Aurea legenda gewähren. Der heilige Berg in Delphi und der heilige Stuhl in Rom sind

---

[1]) V. 67 *λίην γάρ τινά φασιν ἀτάσθαλον Ἀπόλλωνα ἔσσεσθαι, μέγα δὲ πρυτανευσέμεν ἀθανάτοισι καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν.* Man hört hier und noch mehr im folgenden den leisen Vorwurf der ionischen Kultgenossenschaft heraus, die sich durch die panhellenische und fast ökumenische Kultstätte am Parnafs in Schatten gestellt sah.

wunderbar analoge Erscheinungen; wir werden dieser Analogie noch mehrfach inne werden.[1])

Aber, wie gesagt, die individuellen Handlungen der delphischen Priester sind vergessen; wir können nur von den kollektiven Handlungen des delphischen Gottes reden. Ihr Ziel war einerseits die geistliche Hegemonie über die Hellenen und, wenn möglich, auch über die anderen Völker — von der politischen Seite der Frage später; anderseits — die Versittlichung der Religion. Freilich war dieses letztere Ziel der Apollinischen Religion mit den anderen rettenden Religionen jüngeren Datums — des Dionysos, der Demeter — gemeinsam; aber während diese ihr Ziel auf dem Wege der Mysterien verfolgten, ging die Apollinische offen vor: das delphische Heiligtum war allen in gleicher Weise zugänglich, sein *γνῶθι σεαυτόν* lud nicht etwa eine Schar bevorzugter Mysten, sondern die ganze griechisch verstehende Welt zur inneren Einkehr.

Zur frohen Botschaft der neuen Religion gehörte, wie wir gesehen haben, der Friede des Zeus mit der Erdgöttin. Das delphische Heiligtum war an eben der Stelle errichtet, wo dereinst die berühmteste Kultstätte der wissenden Erde gewesen war[2]); die Erdgöttin gnädig zu stimmen und zu erhalten wurde eine der Hauptaufgaben der Apollinischen Religion. Nun war die Erde nach griechischer Auffassung nicht nur die allernährende Mutter der Sterblichen, die ihnen nach dem dodonischen Spruche 'die Früchte gewährt': sie empfing auch ihre Seelen, wenn sie der Tod ereilte. Deshalb wurde der Seelenkult ein Hauptaugenmerk des Apollon. Seltsam war in dieser Hinsicht die Sorglosigkeit in der Zeit des Verfalls der reinen Zeusreligion, die uns die Homerischen Gedichte vergegenwärtigen[3]); alle äufseren und inneren Rechte hielt sie dem Lebendigen zugewandt, ihm allein galt das 'freu' dich des Lebens', das diese lebensfrohe Weltanschauung den Menschen zurief. Ja wohl, freu' dich des Lebens — bis die Reihe auch an dich kommt; alsdann nimmt auch dich das Haus des Hades auf, wirst auch du von der Welt der Lebenden auf ewig getrennt. Wird dir ein Sohn oder ein naher Verwandter getötet, das wird dir einen gewissen Schmerz verursachen, zu dessen Kompensierung du vom Mörder eine entsprechende Summe von Wohlgefühlen verlangen darfst, genauer gesprochen, das Äquivalent dieser Wohlgefühle in Form des Wergeldes; aber er hat es einzig und allein mit dir und deinem Schmerz zu thun, nicht mit dem Getöteten. Der Tote hat als solcher keinerlei Rechte; er soll friedlich in seinem Grabe schlummern.

---

[1]) Ich spreche diesen Vergleich aus, weil er sich aufdrängt, mufs aber bitten, ihn nicht von einem beschränkt konfessionellen Standpunkte aus — er sei, welcher er wolle — zu beurteilen.

[2]) Über diese *religionsgeschichtliche Thatsache* vgl. Rohde, Psyche[2] 124.

[3]) Vgl. zum Folgenden Wilamowitz, Aischylos' Orestie II 6 f., dessen Pessimismus der Homerischen Welt gegenüber ich freilich nicht teile. Die Kenntnis dieses schönen und tiefen Buches darf ich bei den Beurteilern meiner Arbeit voraussetzen und es mir daher sparen, überall die Übereinstimmung zu notieren. Wo diese auf Abhängigkeit zurückgeht, wo nicht, kann ich selber nicht mehr unterscheiden; man mag daher getrost überall das erstere annehmen.

Das ist der Standpunkt des ionischen Individualismus; ihn finden wir, wie wir es auch erwarten, in der Homerischen Orestie wieder, die wir im vorigen Kapitel behandelt haben. Nach Tötung des Ägisth feiert Orestes mit den Argivern ein Totenmahl zu Ehren — es ist arg, dafs wir im Deutschen den neutralen griechischen Genitiv nicht anders wiedergeben können — der verhafsten Mutter und des Schwächlings Ägisth. Und diese selbst, was wird aus ihnen? Darum ist niemand besorgt; nach Vollendung der nicht gerade lästigen Ceremonie über den Leichen der Getöteten, deren rudimentär animistische Bedeutung schwerlich jemandem gegenwärtig gewesen sein wird, bleibt Orestes ungefährdet König in Argos und wird sogar weit und breit als treuer Sohn berühmt, den man anderen Söhnen als nachahmenswertes Muster vorhält:

Hörst du nicht singen den Ruhm, den der hehre Orestes errungen
Allüberall, da den Mörder des herrlichen Vaters er strafte?
Freund, so ermann' dich auch du — bist ja schön und gewaltig von Ansehn —,
Sollen im Guten auch dein die Geschlechter der Zukunft gedenken!

Jetzt wurde es damit anders. Unter der leichten Hülle der Homerischen Sorglosigkeit hatten sich im Volke, wenn auch vielfach getrübt, die Anschauungen der animistischen Urzeit erhalten, denen zufolge der Tote nicht gewillt ist, friedlich in seinem Grabe zu schlummern, sondern seinen Teil an den Genüssen des Lebens von den Lebenden verlangt und die Widerwilligen mit schrecklichen Strafen trifft; dem zufolge der Getötete nicht gewillt ist, als blofses Objekt eines Rechtshandels zwischen dem Mörder und seinem nächsten Verwandten zu gelten, sondern das Blut des Mörders von dem Überlebenden verlangt und den Widerwilligen mit schrecklichen Strafen trifft. Eben diese Anschauungen, denen wir als unverstandenen Überbleibseln noch in den Homerischen Gedichten begegnen, gaben der Apollinischen Religion den Anhaltspunkt für eine Reform, die wir, eben weil sie auf bereits Dagewesenes und Überwundenes zurückgriff, eine religiöse Reaktion nennen dürfen und oben genannt haben. Das Recht der Seele, unabhängig von dem Rechte der überlebenden Verwandten, wurde für heilig und unantastbar erklärt: keinerlei Wergeld durfte fortan den gerechten Ansprüchen des Gemordeten auf Vergeltung hindernd in den Weg treten. Wenn sich irgendwo in Griechenland ein Unglück ereignet hatte — mochte es nun eine Seuche, oder ein Mifswachs, oder irgend ein schreckliches Verbrechen sein — und die Betroffenen sich um Rat an das delphische Orakel wandten, so lautete der Bescheid dahin, das Unglück wäre von der Seele irgend eines längst verstorbenen Gewaltigen verhängt, deren Kult man versäumt habe, oder eines Gemordeten, dessen Mörder man straflos gewähren lasse.[1]) Im Lauf der nächsten Jahrhunderte, die auf

---

[1]) Vgl. Rohde, Psyche[1] 166. Das ist — ich betone das, da es verkannt worden ist — die Sachlage im Sophokleischen Ö. T.; der König erwartet mit Bestimmtheit, dafs das Orakel ihm einen Kult auferlegen wird. Ja, er hat die Frage geradezu so gestellt (wie natürlich das war, darüber vgl. Pomtow, Fleckeis. Jahrb. 1883): *ὅ τι δρῶν ἢ τί φωνῶν τήνδε*

die oben behandelte Reform der Zeusreligion folgten, wurde ganz Griechenland mit einem Netz solcher 'Heroengräber' bedeckt, deren Kult Sache des Staates war.

Man braucht deswegen nicht zu glauben, dafs diese Beigabe zur neuen Religion ihr durchaus einen finsteren, lebensfeindlichen Charakter verliehen habe. Allerdings mufsten die Lebenden fortan einen Teil ihrer Sorgen den Toten zuwenden; dafür durften sie selber mit gröfserer Seelenruhe an ihren eigenen Tod denken, in zuversichtlicher Erwartung, dafs man auch ihrer nicht vergessen werde. Das war für den Anfang genug; das Weitere gaben die Religionen des Dionysos und der Demeter, indem sie die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Seligkeit der Guten verkündeten und diese lichten Dogmen durch Platon auch unserer Weltanschauung übermittelten. — Dem Seelenkult als solchem haftet, ich wiederhole es, nichts Finsteres an; wohl aber legte seine delphische Ausbildung die Gefahr eines verderblichen, lebensfeindlichen und antisozialen Dogmas nahe. Wenn der Gemordete nur durch das Blut seines Mörders besänftigt werden konnte, so bedeutete das, dafs nun der Rächer seinerseits zum Mörder werden mufste, dessen Blut an den von ihm gemordeten ersten Mörder verwirkt war[1]); es bedeutete, dafs jeder Mord zu einer Kette

---

ῥυσαίμην πόλιν, V. 71, und dies ist — verschieden sowohl von der durch Haupt festgestellten, lediglich den Allbegriff erschöpfenden Congeries (vgl. Luc. Per. 42, Catapl. 11 und sonst vielfach), als auch von der politischen, die vollbürgerliche *παρρησία* ausdrückenden Formel, die uns Arist. Thesm. 305, Eccl. 579, Xen. Hell. VI 3, 12, Hyper. Philipp. 8 Bl., Plut. Them. 11 und sonst vielfach (vgl. auch Gellius N. A. XIV 7, 2 *qui facere dicereque deberet cum senatum consuleret*) überliefert wird — eine sakrale Formel, auf die *λεγόμενα* und *δρώμενα* der heiligen Handlung zu beziehen; dieselbe Formel haben wir auch Prom. 657, Cho. 316 (*welches Gebet, welch Opfer* — Wilam.), ja noch bei Galen, De usu part. VIII 14 *πρὸς τοῖς δρωμένοις τε καὶ λεγομένοις ὑπὸ τῶν ἱεροφαντῶν*. — Genau dasselbe — und das ist die zweite mifsverstandene Stelle — erwartet auch der Chor, wenn er V. 155 sagt: ... *τί μοι ἢ νέον ἢ περιτελλομέναις ὥραις πάλιν ἐξανύσεις χρέος*; mit dem ersten Teil der Doppelfrage ist die Stiftung eines neuen, mit der zweiten die Wiederherstellung eines alten, in Vergessenheit geratenen Kultes gemeint. Ja, das Wort *χρέος* hat selber eine sakrale Bedeutung und dürfte füglich mit 'Kult' übersetzt werden; in diesem Sinne finden wir es O. C. 251 *πρός σ' ὅτι σοι φίλον ἐκ σέθεν ἄντομαι, ἢ τέκνον ἢ λέχος ἢ χρέος ἢ θεός*, wo die Zusammenstellung das Richtige an die Hand giebt, und 234 *μή τι πέρα χρέος ἐμᾷ πόλει προσάψῃς* (insofern die Entweihung des heiligen Haines eine Sühneceremonie nötig machen würde); vgl. auch Bacchyl. VIII 5 (ich citiere nach Kenyon; den Konfusionsversuch der modernsten Pedanterie wird die Philologie hoffentlich mit der nötigen Entschiedenheit ablehnen — ich denke, mit den Citaten aus Äschylus, Properz, Aristot. Pol. u. a. hätten wir schon genug Zeit verloren) *σὺν ἀλαθείᾳ δὲ πᾶν λάμπει χρέος*, wo *χρέος*, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, 'Eid' bedeutet. Ähnlich werden auch die stammverwandten Wörter gebraucht, *χρῆσθαι* (z. B. Bacch. 431 *τὸ πλῆθος ὅ τι τὸ φαυλότερον ἐνόμισε χρῆταί τε, τόδ' ἂν δεχοίμαν*, wo *ἐνόμισε* auf den Glauben, *χρῆται* auf die Kulthandlungen zielt), *χρή* (= *fas*, z. B. Julian, Or. VII 239 C *ὁ ἱεροφάντης προαγορεύει, ὅστις χεῖρα μὴ καθαρὸς καὶ ὅντινα μὴ χρή, τούτοις ἀπαγορεύων μὴ μυεῖσθαι*), vielleicht auch *χράω*, wie die Pointe Eur. El. 973 *ὅστις μ' ἔχρησας μητέρ', ἣν οὐ χρῆν, κτανεῖν* nahe legt.

[1]) Wer dagegen etwa einwenden wollte, der zweite Mord hätte ja nur das vom ersten gestörte Gleichgewicht wiederhergestellt, der würde ein ungehöriges Element in unsere

weiterer Morde führen mufste, die nur mit der Vernichtung des ganzen Stammes — nicht sowohl enden, als vielmehr abreifsen konnte. Ein anderer Ausweg scheint sich nicht darzubieten, wenn einmal das Wergeld des sorglosen ionischen Individualismus als unsittlich verdammt wurde.

Das heifst: ein anderer natürlicher Ausweg. Thatsächlich fand sich einer; aber der ihn fand, war Apollon, und die Sanktion, die ihn den Menschen empfahl, war eine übernatürliche. Der gefundene Ausweg war aber derart, dafs durch ihn Apollon in der That der erste wurde in der Schar der unsterblichen Götter, der Herr über das Gewissen der Menschen. Er lautete so: Apollon allein kann dem Mörder sein verwirktes Leben schenken, indem er ihn von seiner Schuld entsühnt. Durch eigene That hat er den Menschen das erste Beispiel einer solchen Blutsühne gegeben: nachdem er das Blut des Erddrachen vergossen, ist er zur Hölle niedergefahren und hat dem Höllenfürsten als Knecht ein 'grofses Jahr' lang gedient; dieser Dienst reinigte ihn[1]) und gab ihm zugleich die Macht, andere von ihrem Mord zu reinigen. So fand die Apollinische Blutrache an der Apollinischen Blutsühne ihr Korrektiv; durch den Mund des delphischen Gottes erklärte die Religion, sie wolle fortan Mittlerin sein zwischen dem Menschen und seinem Gewissen. Rein ist, wem Apollon seine Sünde erläfst; schuldig ist, wem Apollon sie nicht erläfst.

Das waren die zwei neuen Wahrheiten der Apollinischen Religion auf dem Gebiete der Sittlichkeit; die erstere sicherte dem Gemordeten sein Recht auf Blutrache, das fortan nicht mehr verschachert werden durfte, die zweite stellte dem Mörder Rechtfertigung in Aussicht durch Vermittelung des delphischen Gottes. Oder vielmehr: das ist die moderne, abstrakte Formulierung der beiden neuen Wahrheiten. Zu jener Zeit aber, von der wir reden, dachten die Menschen noch nicht in Begriffen, sondern in Symbolen, in Mythen, die Idee des Apollinischen Seelenrechts sowohl wie die Apollinische Rechtfertigungsidee bedurften zu ihrer Verdeutlichung des Mythus.

VI

Sehen wir nun zu, inwieweit die Orestessage diesem Bedürfnis entgegenkam und sich somit zur Trägerin der neuen Ideen eignete.

Cheirons Spruch lehrte, Zeus vor allen Göttern und die Eltern vor allen Menschen zu ehren; dafs nun von den beiden Eltern die Volksauffassung der Mutter den Vorzug gab, zeigen die 'Wolken' des Aristophanes und nicht minder die 'Eumeniden' des Äschylus.[2]) Anderseits tritt die starre Unbeug-

Betrachtung hineintragen; eben das ist ja für die von mir gemeinte Entwickelungsphase das Charakteristische, dafs nach der Begründung des Mordes überhaupt nicht gefragt wird; in der That setzt der Begriff δίκαιος φόνος die Rechtfertigungsidee bereits voraus.

[1]) Vgl. darüber O. Müller, Dorier I 325 f., Prol. 300, dessen Deutung der Admetsage ich für zweifellos richtig halte.

[2]) Vgl. darüber ausführlicher Wilamowitz, Hermes XVIII 227 f. Zum Folgenden auch Orestie II 2 f.: *Der Muttermord war . . . aus dem Grunde zum Exempel für die Notwendigkeit der Blutrache gewählt worden, weil es die schwerste Probe war.*

samkeit einer sittlichen Forderung um so mächtiger hervor, je stärker das Hindernis ist, das sich ihm erfolglos entgegenstemmt. Wollt ihr also die unbedingte Gültigkeit der beiden Apollinischen Ideen recht augenscheinlich darthun, so werft ihnen das denkbar stärkste Hindernis, werft ihnen das Recht der Mutter entgegen. 'Der nächste Verwandte des Gemordeten' — also in der Regel der Sohn — 'soll den Mord mit dem Blute des Mörders sühnen.' Da sind wir zunächst begierig zu wissen, ob diese Forderung unbedingt zu Recht besteht. 'Ja wohl', antwortet Apollon, 'unbedingt'. Auch wenn — wir greifen, wie gesagt, nach dem stärksten Hindernis — auch wenn die eigene Mutter des Rächers die Mörderin war? — 'Ja.' — So auch mit der Rechtfertigungsidee. 'Will der Mörder, dafs ihm seine Schuld erlassen werde, so wende er sich an Apollon; wen Apollon entsühnt hat, der ist vor dem Zorn des Erschlagenen sicher.' Abermals fragen wir, ob die Geltung der Regel unbedingt ist, und abermals mufs Apollon antworten: 'Ja wohl, unbedingt.' — 'Auch wenn die Gemordete die eigene Mutter des Schuldigen ist?' — 'Ja.'

Hier ist der Grund, warum gerade die Orestessage von der reaktionären Strömung, die uns beschäftigt, fortgerissen wurde: sie war wie keine andere geeignet, die Trägerin der beiden neuen Ideen zu sein, da sie die erste Antwort bereits enthielt, die zweite aber sehr leicht — nach Vollzug einer geringfügigen Interpolation — enthalten konnte. Hier ist aber auch der Grund, warum Delphi die Orestessage nur in ihrer ursprünglichen, harten Form verwenden konnte, in der sie der Zeusreligion entsprungen war, nicht in der von den Homerischen Sängern gemilderten Fassung, die wir oben als die Homerische Orestie kennen gelernt haben. Im Grunde haben beide, Homer und Delphi, an der Sage philologische Kritik geübt; der Anstofs, den sie an ihr genommen haben, war derselbe: 'Wir sollen Orestes unsere Sympathien zuwenden, aber dem Muttermörder gegenüber ist es uns unmöglich.' Nur hat sich Homer mit einer Athetese, Delphi mit einer Lücke geholfen. Eben den Muttermord hat Homer athetiert — etwas unvollkommen, so dafs er unter der Rasur noch durchschimmert; mit der delphischen Lückenausfüllung aber ging es also zu.[1])

Unter dem dreifachen Drucke der Herrschsucht, der Liebe und einer alten Blutrachepflicht beschliefst Ägisth, die Gemahlin seines Königs zu verführen und mit ihrer Hilfe den letzteren zu töten; der Mord wurde vollzogen, sobald Agamemnon nach der Eroberung von Troja in seine Stadt Amyklä bei

[1]) Wiederhergestellt von Robert, Bild und Lied 149 fl., für Delphi in Anspruch genommen von Wilamowitz, Orestie 25; 246 ff. Ob man dem letzteren auch die epische Form dieser Orestie zugiebt, wird stets von dem methodologischen Standpunkte des Beurteilers abhängen; für unsere Zwecke ist die Frage gleichgültig. Sicher ist, dafs Stesichoros, Simonides, Pindar — im Gegensatz zu Homer einer- und Äschylus anderseits — die delphische Orestie wiedergeben, ebensowie Bakchylides im Gegensatz zum kontaminierenden Herodot die delphische Krösuslegende, Tiresias in den Euripideischen 'Bakchen' die delphische Dionysosmythe erzählt; mehr brauchen wir nicht. Für Delphi aber gab es Mittel und Wege genug, die von ihm kanonisierten Sagenformen unter die Leute zu bringen.

Sparta zurückkehrte (diese neue Lokalisierung war die Folge der politischen Evolution, von der unten zu handeln sein wird). Als er in die Wanne stieg, um sich nach der langen Reise durch ein Bad zu erquicken, warf sie ihm erst ein netzartiges Gewand um, damit er sich nicht verteidigen könne, und schlug ihn dann mit einem Beile tot. Ägisth nahm keinen unmittelbaren Anteil an der That, er ist dem Schöpfer der delphischen Orestie Nebenperson, die ebenso müfsig nachgeschleppt wird, wie bei der Homerischen Orestie Klytämnestra. Die Gattin wird durchaus in den Vordergrund gestellt, damit die Mutter das unmittelbare Objekt für die Rachepflicht des Sohnes werde — wir haben soeben gesehen, warum gerade dieser Punkt für den delphischen Sänger von Wert war. — Dieser Sohn Orestes war damals noch klein. Natürlich würde ihn Ägisth nicht verschont haben, ihn, in dem er den künftigen Rächer erblicken mufste; zum Glück konnte die alte Wärterin das Kind rechtzeitig dem treuen Herold des Königs, Talthybios, übergeben; dieser brachte ihn zu einem Gastfreund des letzteren, dem König von Krisa am Parnafs, wo er zusammen mit dem Sohne seines Beschützers, Pylades, aufwuchs. Grofs geworden, wandte er sich an den delphischen Gott mit der Frage, was ihm zu thun obliege; der Gott drohte ihm mit schrecklichen Strafen für den Fall, dafs er sich der Blutrachepflicht entzöge, befahl ihm aber im übrigen, der Gewalt mit List zu begegnen. Nach dieser Antwort kehrte Orestes mit Pylades und Talthybios nach Amyklä zurück. — Gleichzeitig träumte Klytämnestra einen schrecklichen Traum; es war ihr, als habe sich ein Wurm an ihrer Brust festgesogen und habe mit der Muttermilch ihr warmes Blut getrunken. Da sie den Traum durch ihren Gemahl gesendet glaubte, schickte sie ihre Tochter Elektra mit der alten Wärterin an sein Grab, um mit einem Trankopfer seine Seele zu versöhnen — so war es erst die Poesie, die diese mythisch überhängende Gestalt mit einer Rolle ausstatten konnte. Hier nun, am Grabe Agamemnons, dessen grollender Schatten unsichtbar im Mittelpunkt der Ereignisse steht, findet das heimliche Wiedersehen der Geschwister und ihre Verabredung statt. Zweck dieser Verabredung ist, den drei Abgesandten des delphischen Gottes den Zugang zu den königlichen Gemächern zu verschaffen. Es gelingt; wie er den Mörder auf dem Throne des Vaters erblickt, stürzt sich Orestes mit dem Schwerte in der Hand auf ihn zu, während Pylades gleichzeitig die Trabanten abwehrt. Da eilt Klytämnestra mit dem alten Mordbeil dem bedrängten Gemahl zu Hilfe; es wird ihr aber von Talthybios entwunden, und nachdem Ägisth unter seinen Streichen verendet, vollzieht Orestes auch an seiner Mutter die Rachepflicht.

Recht ist geschehen und Recht mufs wieder geschehen; der Muttermörder ist undenkbar auf dem Throne der Atriden — auf dem doch die Sage den Orestes kennt. Hier ist also die Lücke, deren natürliche Ausfüllung von selber zur Verherrlichung der Apollinischen Rechtfertigungsidee führen mufste.

Apollon hatte den Jüngling zur Rachethat angestiftet; als daher das vergossene Blut der Mutter die Erinnyen aus der Erdentiefe erweckt, flieht er zu ihm. Und Apollon läfst ihn nicht im Stich; er reinigt ihn von seiner

Schuld[1]) und giebt ihm seinen Bogen, damit er sich mit seiner Hilfe der Fluchgewalten erwehre. Die Hölle ist machtlos der Waffe gegenüber, von der dereinst der Erddrache den Tod empfangen hatte; die Erinnyen kehrten in ihre nächtliche Behausung zurück, Orestes aber, frei und gesühnt, bestieg endgültig den Thron seiner Väter. — Das ist der Abschlufs der delphischen Orestie.

[1]) Über die 'Genugthuung', an die diese Reinigung geknüpft war, vgl. unten; es wird sich zeigen, dafs der Dienst im taurischen Hyperboreerland um das Bild der Artemis (oder auch um Artemis) eben diese Genugthuung war. Ist dem aber so, so liegt es nahe, anzunehmen, dafs Orestes auch die wunderbaren Pfeile aus dem Hyperboreerland hat holen müssen; da hätten wir die Parallele — oder auch das Urbild — zum Pfeile des Abaris wie zum Speere des Parzival.

(Schlufs folgt.)

NEUERE KOMMENTARE ZU LATEINISCHEN DICHTERN

Von Carl Hosius

Die Philologie hat in den letzten Jahrzehnten eine teilweise Wandlung in sich erfahren. Die von ihren gröfsten Meistern praktisch und theoretisch aufgestellten Gesetze der Kritik hatten viele verlockt, in gleichen Bahnen die eigene Geisteskraft zu bethätigen. Höhere wie niedere Kritik war in reichem Mafse betrieben. Bis in die 80er Jahre hinein häuften sich die kritischen *Studia*, *Coniectanea*, *Analecta*, die *Animadversiones*, *Quaestiones*, *Notae* und *Epistulae*; aus allen Dissertationen flossen, auch wenn sie nicht speziell gleichem Zwecke dienten, mindestens in den Thesen kleine Rinnsale in den grofsen Strom: was Wunder, wenn er über die Ufer drang. Über alle Gebiete ergofs sich die kritische Sturmflut, sie umbrandete die festesten Gebäude, und vor ihr fielen einzelne Steine aus, stürzten ganze Gemächer ein. Cicero büfste einen Teil seiner Reden und Briefe ein, Tacitus sah sich auf Annalen und Historien beschränkt, Horaz verlor eine Reihe Blüten aus dem Straufs seiner Lyrik, von Ovids Heroiden irrte die Hälfte herrenlos umher, Juvenal teilte sich in seinen Ruhm mit einem thörichten und doch so verschmitzten Dichterling. Wie im grofsen ging es im kleinen, wie bei den Römern, auf griechischem Boden. Schlimmer fast verfuhr die Philologie gegen ihre Lieblinge, als die Mutter gegen Pentheus. Und wo nicht getilgt wurde, da erhielt doch der Autor ein neues Kleid angezogen, neue Flicken aufgesetzt, und alles das, Trümmer und Lappen, deckte man mit der stolzen Flagge 'Methode' und dem selbstbewufsten Satze: *Ratio ac res centum codicibus potiores sunt.* Aber den Philologen wurde es auf die Dauer selbst unbehaglich in den beschränkten Räumen, und in den neuen Zimmern fühlte sich auch der, der sie ausstaffiert hatte, nicht recht sicher und sorglos. Es begann der Rückschlag, und er gewann an Kraft und Anhang trotz aller Anfechtung seiner Buchstabengläubigkeit, die die Gegenpartei ihm vorhielt. An Stelle der kritischen Studien erschienen jetzt die Antikritiken, die Rettungen und *Vindiciae*, für Juvenal allein ein halbes Dutzend. Dafs die Reaktion ihren Sieg etwas mifsbrauchte und auch die gerechten Forderungen der Kritik überhörte, konnte dabei nicht ausbleiben. Aber nicht vergebens waren die Schlachten zwischen Kritik und Konservativismus geschlagen worden. Abgesehen davon, dafs jene ihre Grundregeln unumstöfslich festgesetzt hat, hat sie auch den Gegner gezwungen, über die Gründe seines Standhaltens vor sich und anderen klar zu werden. Die Folge war eine eindringende Interpretation des einzelnen Schriftstellers, wie sie in der Vorzeit nur wenige geübt

hatten; in der Kunst, jeden Autor im Lichte seiner Zeit und im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, aber dabei doch auch wieder individuell zu betrachten, neben die Analogie zur rechten Stunde die Anomalie zu setzen, Aristarcheer und dann wieder Krateteer zu sein, darin ist der Fortschritt nicht gering, zum grofsen Gewinn aller Seiten, nicht zum wenigsten auch nach der Seite der ästhetischen Kritik und des poetischen Verständnisses. Die Einwürfe von Peerlkamp, Gruppe und Lehrs gegen Horaz, um nur ein berühmtes und berüchtigtes Beispiel anzuführen, haben die konservativen Gegner zu einer Prüfung Horazischer Denk- und Schreibweise genötigt, zu einer Erforschung und Erfassung seiner Gröfse, aber auch seiner Schwäche, wie sie eine frühere Zeit nicht kannte, auch nicht hätte kennen wollen. Es war eine gewisse Demütigung, einzugestehen, dafs der Mann, der das *quandoque bonus dormitat Homerus* schrieb, die gleiche Nachsicht, die er predigte, auch für sich in Anspruch nehmen mufste. Aber das Endresultat war doch, dafs vielleicht das Idealbild früherer Zeit etwas verblafste, dafs dafür aber ein wahreres, und, weil es menschlicher war, auch schöneres Bild des Venusiners sich herausstellte; verloren hat er nicht durch den Kampf um ihn; und ebensowenig die anderen.

In zahlreichen Schriften ist der Streit geführt worden, in so zahlreichen, dafs gerade durch ihre Menge die Brauchbarkeit und der Wert wieder beeinträchtigt wurde. In der Fülle der Werke und Aufsätze, der Dissertationen und Programme fand sich kaum der Spezialforscher noch aus. Es war an der Zeit, einmal zusammenzufassen, was gefunden war und aus dem Kampf der Jahrzehnte sich als bleibendes Gut herausgestellt hatte, neben die kritischen Ausgaben mufsten die exegetischen Kommentare treten. Nicht mehr in der alten holländischen Weise, die in der Zusammenhäufung der *Notae variorum* die stattlichen Quartbände schuf. Wissen mufste auch jetzt noch der Interpret, was vor ihm geschrieben war, aber nicht jeder Unsinn, jedes Spiel der Phantasie und jeder vielleicht glänzende, aber unberechtigte Geistesblitz durfte sich fortpflanzen; sichten mufste er, verwerfen, was falsch, und weiter vererben, was gut war; es stieg seine Verantwortlichkeit, aber auch der Wert seines Buches und der Dank des Benutzers. Auch die Beschränkung der alten Schule, welche die Exegese fast nur da treibt, wo die Kritik ansetzt, mufste aufgegeben werden. Wenn auch das, was sprachlich oder sachlich schwierig und merkwürdig war, in erster Linie die Arbeit herausforderte, so mufste auch dem tieferen Geistesleben des Autors nachgegangen werden; wie seinem Können, so mufste man auch seinem Wollen gerecht werden und sein Urteil danach erweitern oder beschränken. Es war eine dankbare Aufgabe, die sich der Philologie bot, und sie beginnt, sich der Pflicht der Erledigung zu unterziehen. Die früheren Jahrzehnte haben wenig an zusammenfassenden Kommentaren geleistet. Abgesehen von Schulautoren, und auch bei ihnen in sehr verschiedenem Mafse, haben wenige römische Dichter, auf die ich mich beschränke, eine allseitige Bearbeitung erfahren, so viel und so gut auch über sie im einzelnen geschrieben war. Am besten stand es noch mit den Satirikern, auch mit Lucrez war es nicht schlecht bestellt, in den übrigen Zweigen war viel, wenn nicht alles zu

thun. Doch wie gesagt, die Philologie ist sich ihrer Pflicht bewufst geworden. Nicht in dem schnellen Tempo der kritischen Ausgaben geht es, von denen noch jetzt unsere grofsen Verlagsbuchhandlungen jedes Jahr eine nicht kleine Zahl auf den Markt liefern, aber doch haben die letzten Jahre auch hier schon manche Lücke gefüllt — der viel mifsbrauchte Ausdruck ist hier am Platz —, und in gleicher Weise sind Altmeister und Jünger an der Arbeit, die Resultate früherer und eigener Forschungen gesammelt und gesichtet vorzulegen. Wenn ich es unternehme, hier die hauptsächlichsten Erscheinungen der letzten drei Jahre zu besprechen, so kann es in diesen Blättern nicht meine Absicht sein, mich an zu viel Einzelheiten aufzuhalten, so sehr gerade die Natur eines Kommentars, der sich zum grofsen Teil in Einzelheiten bewegt, dazu veranlassen mag, sondern ich will nur in grofsen Zügen über die Fortschritte referieren.

Die Ausgabe des Lucrez von Heinze[1]) eröffnet für die lateinischen Schriftsteller die unter der Aegide Kaibels erscheinende Sammlung wissenschaftlicher Kommentare. Sie behandelt nur das dritte Buch, entsprechend dem Zweck der Sammlung, nur an Auswahlstücken die Weise des einzelnen Schriftstellers zu beleuchten. Mir wollen diese Probemuster nicht recht gefallen. Mag ein Buch des Properz den Dichter schon ziemlich erschöpfend zeigen und der Silvendichter Statius sich wenig ändern; wer will denn aber aus einem Buch der Aeneis den grofsen Epiker kennen? wer ahnt denn beim zweiten Buch die psychologische Feinheit des vierten oder die tiefe Gelehrsamkeit des sechsten? und beim Philosophen enthüllt ein Buch doch auch wenig mehr als eine Seite seines Gedankenlebens. Kurz, um beim Lucrez epikureisch zu reden: wer sich auf das ganze Diner spitzt, ist wenig zufrieden, wenn ihm nur ein Gang serviert wird, und am wenigsten, wenn er, wie hier, aus der Trefflichkeit des einen Teiles auf die Vorzüglichkeit des Ganzen schliefsen kann. Seine Aufgabe zu erweitern und zu begrenzen, ist freilich Recht des Verfassers; aber bedauern darf man diese Selbstbeschränkung doch, und ihre Nachteile bringt sie mit sich. Wenn über die persönlichen Verhältnisse des Lucrez, über sein gesamtes Werk nichts, über seine Stellung als Sprachkünstler und Sprachschöpfer, über seine grammatischen und metrischen Eigentümlichkeiten wenig gesagt wird, so liegt das eben an den Grenzen, die das eine Buch dem Bearbeiter steckt. Zwar geht H. solchen sprachlichen Problemen durchaus nicht aus dem Wege, aber der Sprachkommentar tritt doch weit zurück hinter die Sachexegese. In solchen Punkten zeigt sich daher die Überlegenheit der Munroschen Ausgabe. Für stilistische Fragen im einzelnen, für das Belegen einzelner Worte, für grammatische und sprachliche Entwickelungsreihen, weiter für Analogien und Parallelen, für den Einflufs des Dichters auf die Folgezeit, überhaupt für die ganze philologische Kleinarbeit wird sie noch die Grundlage jeder Beschäftigung mit Lucrez bleiben. Dafs H. den Schwerpunkt seiner Arbeit nach anderer Seite hin gelegt hat, ist von Anfang an klar, und in der

[1]) T. Lucretius Carus de rerum natura Buch III erklärt von Richard Heinze. Leipzig, Teubner 1897.

That bedeutet das Buch in jedem seiner Abschnitte einen weiten Fortschritt in der Behandlung der philosophischen Fragen. H. war in der glücklichen Lage, an Useners Epicurea den sichersten und breitesten Untergrund zu haben, aber er hat diesen durch intensives und ausgebreitetes Studium noch befestigt und erweitert. Wie die Vorrede über das, was wir von Epicurs Psychologie wissen, zusammenfassenden Aufschlufs giebt, so begleitet der Kommentar die einzelnen Äufserungen des Gedichtes mit feinem Verständnis. Die verschiedenen Fragen werden aus den entlegensten Quellen beleuchtet, und die Abhängigkeit des Lucrez von seinen Vorbildern auch in den gewöhnlichsten Ausdrücken klargestellt, wobei eine scharfe, passende Diktion des Römers durchaus nicht ausgeschlossen ist. Gern wird bei solchen Gelegenheiten die ganze Geschichte des betreffenden philosophischen Problems gegeben. Dafs die Beweisführung, besonders in der Zusammenfügung der einzelnen Partien, manche Unebenheiten in den Abschlüssen und Übergängen zeigt, wo gerade die verbindenden Partikeln auf den ersten Blick seltsam erscheinen, verhehlt H. durchaus nicht, wie er sich auch hütet, aus der Not des Dichters eine Tugend für ihn zu machen. Er greift auch nicht nach späteren Sündenböcken: wie er, mit Recht bei der alten Überlieferung, der Konjekturalkritik nur einen kleinen Spielraum läfst, so ist er auch kein Freund von Umstellungen und Lücken, ein Gegner der beliebten Zetteltheorie, und er sucht und findet auch meist den Grund, weshalb die Partie gerade da steht, und wenn es auch nur der ist, dafs sie anderswo noch schlechter stehen würde. Dafs gar manches zur üblen Stunde geschrieben ist, räumt er bei aller Bewunderung ein, aber er thut auch recht daran, nicht den Mafsstab eines Vergil oder gar eines Ovid, geschweige denn den der modernen Logik und Methode, an den zu legen, der sich rühmte, zum erstenmal das Lehrgedicht von der Schöpfung auf römischen Boden verpflanzt zu haben, und die Schwierigkeiten des neuen Unternehmens nicht verkannte.

In seiner Vorrede hatte H. auch als einen ihn leitenden Gesichtspunkt hingestellt, nicht nur dem Philosophen Lucrez, der wenig originell ist, sondern auch dem Poeten gerecht werden zu wollen. Da mufs der Kommentator auch selbst ein Stück Dichter sein, und H. ist die Gabe nicht versagt. Freilich scheint mir gerade das dritte Buch weniger Anlafs zu ihrer Bethätigung zu geben, als andere gethan haben würden. Reine poetische Schönheit in gröfseren Partien zeigt sich verhältnismäfsig wenig; mehr wohl enthüllt sich ein wahrer Poet in einzelnen schönen Bildern und Ausdrücken, und H. versteht es, auch tiefer liegende Schönheiten zu heben, wie wenn er in Verbindung und Wortwahl die Absicht erkennt oder den leitenden Faden aufspürt, der scheinbar willkürlich gewählte Beispiele aneinanderreiht. Wenn er dabei zuweilen poetischer denkt, als Lucrez selbst, ihm Pointen und Finessen unterlegt, die ihm wohl fremd sind, so ist das zu natürlich, als dafs es ihm verargt werden sollte; man folgt auch da gern dem Führer, der so gelehrt und doch so wenig schwerfällig erklärt; zeigt sich doch die stete liebevolle Versenkung in die Gedankenwelt des Dichterphilosophen gerade auch in der behaglichen, dem Notendeutsch so fern stehenden Breite, mit der H. seine Deutungen giebt.

Gerade diese Anlage macht das Buch auch für den Anfänger so lesenswert und genufsreich, zumal für den, der von Lachmanns gedrängter und sich nicht immer leicht offenbarender Kürze kommt. Dafs das Buch ein Torso ist und, wie es scheint, bleiben soll, wird keiner mehr als ein solcher bedauern.

Auch Rothstein konnte bei seiner Ausgabe des Properz[1]) Lachmann zu seinen Vorgängern zählen, und in gewissem Sinne ist dessen Properzausgabe für die Philologie bedeutender gewesen, als die des Lucrez, da hier zuerst die dann zum allgemein gültigen Gesetze erhobenen Vorschriften über die Herstellung der Recensio gegeben werden. Aber genützt wird die Ausgabe R. verhältnismäfsig wenig haben. Gerade die kritische Seite hat dieser äufserlich stark zurücktreten lassen, so sehr er sich innerlich mit ihr hat abfinden müssen. Er hält sich streng an den Neapolitanus, so streng, dafs er lieber auf sprachliche und poetische Schönheit verzichtet, als dafs er von ihm abgeht. Und wenn er auch an nicht so seltenen Stellen seine Lesart mit Glück und Geschick, zuweilen zum erstenmal verteidigt, selbst in orthographicis, wie *succepto* IV 9, 36, so wird man doch oft genug die Zurücksetzung von DV nicht billigen und alle in dem kritischen Anhang versuchte Verteidigung nicht überzeugend nennen können. Rothsteins Stärke oder, vielleicht richtiger gesagt, der Zweck seines Buches liegt in der Exegese. Und hier ist er gut ausgerüstet. Die Einleitung gibt eine treffliche Darstellung des Lebens des Properz, gleich frei von Nachlässigkeit in der Benutzung der zerstreuten Notizen wie auch von der besonders bei Hertzberg vorherrschenden Sucht, um jeden Preis bestimmte Aufschlüsse zu erhalten. Er warnt mit Recht davor, jedes Wort auf die Goldwage zu legen. Selbst das Verhältnis zu Cynthia und da selbst scheinbar so genaue Angaben, wie die *quinque anni* der Liebe, verschwimmen ein wenig; dafs vieles erdichtet und, wenn auch empfunden, so doch nicht erlebt ist, hebt er mit Recht mehrfach hervor. Goethes Römische Elegien sind da ein treffliches Gegenstück. Nicht eine so reine Phantasiegestalt, wie Ovids Corinna, ist Cynthia, aber auch viel weniger echt als die Lesbia Catulls. Auch was R. hier über die Elegie im allgemeinen, die des Properz im besonderen sagt, ist fein gedacht und, auch wo in den Resultaten nicht ganz neu, hübsch und zum Teil eigenartig entwickelt. Den Kommentar in seiner Gesamtheit kann man mit Dank entgegennehmen. Wer sich durch Burmanns ungeordnete Massengelehrsamkeit, durch Hertzbergs gekünstelte Feinheit und etwa noch Baehrens' Verwogenheit durchgemüht hat, ohne doch zum Verständnis zu kommen, der freut sich, hier Aufschlufs, mindestens Anweisung zu finden. R. ist in reichem Mafse Vahlens Schüler, wie in der konservativen Kritik, so auch im Kommentar. Reiche Belesenheit, gründliche, wenn auch nicht überall ganz ausgenutzte, Kenntnis aller Vorarbeiten, guter Geschmack, besonders auch ein feines Gefühl für Sprachmöglichkeiten und individuelle Sprachdissonanzen, befähigen ihn zur Erklärung in hohem Mafse.

---

[1]) Die Elegien des Sextus Propertius erklärt von Max Rothstein. 2 Bde. Berlin, Weidmann 1898.

Er pflegt nur eine Meinung vorzutragen, andere verweist er, doch nicht immer, in den angehängten kritischen Apparat. Sein Urteil ist dabei nicht aufdringlich und entbehrt nie der Stützen. Sachliche Schwierigkeiten werden erklärt und gehoben, die sprachlichen und stilistischen gerechtfertigt oder entschuldigt. R. ist nicht blind gegen die Schwächen seines Autors; mehr als einmal tadelt er die harte Metrik, die sprunghafte Gedankenfolge, die aufdringliche Gelehrsamkeit; aber er weist auch auf den Unterschied zwischen antiker und moderner Anschauung und betont, wie wir nicht das für gekünstelt und langweilig erklären dürfen, was für den *doctus poeta* wie für seinen Leserkreis gerade einen Hauptreiz ausmachte. Wie der Dichter arbeitet, wie sich in ihm die Gedanken drängen und stofsen und in dem engen Raume gar nicht friedlich zusammenwohnen, wie in demselben Gedicht fortwährend die Anrede wechselt — so in der regina elegiarum und besonders stark II 8 —, das hat R. gut erkannt; es berechtigt ihn, die zahlreichen Lücken früherer Ausgaben zu beseitigen, die entstellenden Sterne zu tilgen. Nicht jeder vielleicht wird solchen Erklärungsversuchen folgen können und wollen; er wird die wirren Ergüsse einer erregten Phantasie, wie es R. einmal nennt, diese plötzlichen Um- und Rückschläge nicht zu Recht anerkennen; aber wer den ständigen, unvermittelten Personenwechsel z. B. in Goethes Ballade 'Vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen' betrachtet, wird vielleicht doch eher geneigt sein, manches Auffallende im Properz für möglich zu halten. Man mufs sich in die Seele des jugendlichen und liebenden Dichters versetzen, dann ist Begreifen so häufig auch zugleich Verzeihen. R. liebt es, durch Heranziehen anderer Dichterstellen gerade die besondere Sprechweise des Properz zu charakterisieren, zu zeigen, wie dieser selbst z. B. in dem einfachen *favete linguis* (IV 6, 1) seinen eigenen Weg geht, während er sonst auf Anführung von Analogien, die nicht zur Sache gehören, verzichtet. Griechische Parallelen hätte man gern in gröfserer Anzahl gesehen; sie zu mehren wäre nicht so schwierig, und zur Entscheidung der Frage nach der Originalität oder Abhängigkeit der römischen Elegie, die in der Einleitung noch, eigentlich seltsamerweise, halb offen gelassen wird, sind sie von ausschlaggebender Bedeutung. Den Charakter, die Stimmung der einzelnen Elegien wie der ganzen Bücher schildert R. gut, zumeist in den den Gedichten vorgeschickten Einleitungen. Die ganze Skala der Empfindungen, vom himmelhochjauchzend bis zu Tode betrübt, von Liebesglut bis teils zum lodernden Grimm teils zur wehmütigen Entsagung und Todesahnung machen wir an der Hand des Interpreten durch; aber zur rechten Zeit tritt auch hier wieder die Warnung ein, nicht allen Worten zu trauen; und geschickt wird darauf hingedeutet, dafs der Dichter von den frischen, augenscheinlich am meisten erlebten Schilderungen des ersten Buches immer mehr zu kunstvollen Darstellungen und theoretischer Erörterung an das Erotische streifender allgemeiner Fragen übergeht, bis er dann der Geliebten, die schon lange nicht mehr erschienen ist, den bittern Scheidebrief übersendet und zu neuen Bahnen der Poesie sich wendet. Vor Rückfällen ist er freilich nicht sicher, die Erotik herrscht auch noch in den Bildern aus der Vergangenheit, so besonders im 4. Gedicht des

letzten Buches, in dem das Thatsächliche fast nur skizziert ist. Auch in der ästhetischen Beurteilung haben wir an R. einen Führer. Vielleicht wird er in dieser individuellsten der Kritiken manchen Gegner finden, der seine Schätzung zu hoch oder zu niedrig findet; das ist Geschmack, über den sich nicht rechten läfst. Auch sonst wird das Buch in nicht so wenigen Einzelheiten Anstofs erregen und erregen müssen. Gegen die Erklärung z. B. von I 6, 19 *meritas*, 9, 24 *alterna manu* 'die Hand, die abwechselnd angreift und ruht', 11, 30 *crimen Amoris* 'Frevler gegen Amors Willen', gegen die Auffassung von IV 1, 71 *Properti* als Genetiv, 11, 24 *corripere* als Infinitiv, gegen die Deutung der viel umstrittenen Stelle der *tres libelli*, gegen so manche Verteidigung der Lesarten von N u. s. w. wird sich vielfacher, vielleicht allgemeiner Widerspruch erheben; den Gesamtwert des Buches mindern sie nicht so wesentlich. Dieser erste Versuch eines allumfassenden Kommentars zu Properz wird trotz seiner Mängel dem mehr geschätzten als wirklich verstandenen Triumvirn der Liebe eine Reihe neuer Anhänger zuführen.

In die Zeit des Properz setzt Sudhaus das Gedicht unbekannten Verfassers über den Aetna.[1]) Seine Ausgabe unterscheidet sich von den meisten modernen dadurch, dafs er dem Text eine Übersetzung beigiebt. Augenscheinlich hat er sich bemüht, ihr einen Teil der Interpretation zu überlassen und dadurch die eigentliche Exegese von mancher Arbeit, besonders der Erklärung einzelner Worte, zu entlasten. Er hat sich dabei manche Freiheit gestattet; wenn er *domita arva* übersetzt 'mühsam gerodete Gefilde', die kühne Metapher *Bacchus suo fluens pede* 'Bacchusspende sich selbst kelternd', *dolere* 'mitfühlend erzählen', *numerosa verbera* 'Dreitaktschläge', *robore* 'auf Grund des festen Aggregatzustandes', *purgato ferro* 'nach dem Ausscheidungsprozefs der Eisenschmelze', so mag es scheinen, dafs er die Arbeit des Nachbildens sich etwas erleichtert und damit zugleich den herben, dunkeln Ausdruck des Originals verändert, wenn man will, verwässert hat. Aber doch, glaube ich, war gerade dies Aufsuchen des entsprechenden modernen Ausdrucks nicht die leichteste Arbeit des Herausgebers, und den grofsen Vorteil kann er für sich in Anspruch nehmen, dem Leser oft mit einem Wort den Sinn der ganzen Stelle erschlossen zu haben.

Die Textgestaltung ist konservativ gegenüber den kecken Änderungen früherer Editoren, doch immerhin noch ziemlich frei. Das hat seine Ursache an der Überlieferung, die zum Teil mit bewufster Interpolation vorgehend die ursprüngliche Dunkelheit überkleistert und entstellt hat. Die Grundlage seiner Textgestaltung giebt der Kommentar. Zunächst handelt er über den Aetna vom topographischen, dann vom mythologischen Gesichtspunkte aus. Während der Verf. hier noch wenig Neues bringen kann, setzt dann die eigentliche Arbeit ein. Das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnis des Vulkanismus von Thales an, die Folge, in der die Theorien sich fortentwickeln, wie einzelne

[1]) Aetna erklärt von Siegfried Sudhaus (Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern). Leipzig, Teubner 1898.

Dogmen sich festsetzen, wie die Lehre vom Vulkanismus lange nur als Anhängsel der Erdbebenwissenschaft erscheint, bis sie ihre selbständige Stellung erreicht und Posidonius die abschliefsende Arbeit auch hier liefert, wird systematisch entwickelt. Und dann wird in grofsen Zügen der Beweis geführt, den im einzelnen der Kommentar zu den Versen bestätigt, dafs jener Stoiker wie für Strabo, Seneca, Justin, so auch für das Gedicht Aetna direkt oder wahrscheinlicher indirekt die Quelle gewesen ist. Ist das Resultat auch nicht ganz neu, so ist die zwingende Beweisführung doch ein nicht kleines Verdienst. Das Gedicht verliert dadurch einen gewissen Reiz. Während man an manchen Stellen den Augenzeugen zu hören glaubt, *qui ex tuto collis speculatur*, der die Vorgänge so richtig und anschaulich geschildert hat, dafs S. zur Erklärung moderne Ausbruchsbeschreibungen heranziehen konnte, wird das Werk so zu einer durch blofse Lektüre angeregten Schöpfung der Phantasie; an Stelle der Autopsie tritt lebhaftes Nachempfinden. Aber es ist kein Tadel, auch mit fremden Augen lebendig schauen zu können. Auch S. redet an der schönen Stelle, wo er mit Gedanken Friedländers vom Unterschied modernen und antiken Naturgefühls handelt, fast wie ein Augenzeuge. Oder sollte, was doch nicht so fern liegt, bei dem Dichter eigene Anschauung und Studium des Posidonius vereint gewesen sein? Wie dem auch sei, die Erkenntnis von der Abhängigkeit Senecas wie des Aetna von der gleichen Quelle berechtigt S., von der Ansetzung des Gedichtes in die Zeit nach Senecas Nat. quaestiones abzugehen, obwohl diese Ansicht Waglers vielen Anklang gefunden hatte, wohl unterstützt von dem Wunsche, wenigstens einem der zahlreichen Gedichte aus der ersten Kaiserzeit die leidige Anonymität nehmen zu können und zugleich den Freund des Seneca, Lucilius, etwas fafsbarer zu gestalten. S. setzt es in die Zeit zwischen Vergils Georgica und Aeneis; ich glaube, mit Recht. Zwar die metrischen und sprachlichen Beweise reichen, wie er auch selbst fühlt, nicht recht aus. Hier macht sich die Kürze des Gedichtes zu sehr geltend. Ein Jugendgedicht auch eines späteren Autoren wird 'archaistischer' ausfallen, als 600 gefeilte Verse aus einer früheren Periode. Wenn S. z. B. gleich im Anfang auf den schweren Rhythmus des Werkes weist, dessen Verse nicht selten — einmal in je 25 Versen — mit vier Spondeen beginnen, nun Lucan, der Zeitgenosse des Lucilius, einer der sorgfältigsten Metriker, hat diese vier Spondeen im ersten Buche in jedem 31. Verse, im dritten dagegen in jedem 17. Verse, da stände der Aetna gerade in der Mitte. So glaube ich auch nicht, dafs die weiteren Angaben über Metrik und Sprache direkt überzeugend wirken können, zumal da die wenigen schwerer wiegenden Fälle sich ohne grofse Mühe beseitigen liefsen. Und doch hat S. recht. Ganz unerklärlich bleibt sonst der geringe Einflufs der Aeneis: vielleicht e i n e Nachwirkung, aber auch nur vielleicht, findet sich. Und doch hat von Properz an sich kein Dichter, ja auch kein Rhetor und Historiker dem Einflufs des Nationalepos entziehen können. Man zeige doch 600 Verse aus Neronischer Zeit, in denen nicht ein Dutzend Entlehnungen nachweisbar wären. Auch der verschiedene Stoff hätte sie nicht gehindert. Columellas Gartengedicht, das im Ton und Inhalt viel weiter von

der Aeneis abliegt, als manche Partien des Aetna, entlehnt das meiste aus den Georgica, nicht so weniges aber auch aus dem Sang vom troischen Helden.[1]) So wäre denn die Unbekanntschaft mit diesem hier um so auffallender, als der Verf. die Georgica sehr genau kennt; und auch Ovid würde sich mutmaſslich den Mustern zugesellen. Die frühere Ansetzung wird also das Richtige treffen. Die Ausbrüche der Jahre 38 und 32 (Pauly-Wissowa s. v. *Aitne*) mögen zu der Abfassung angeregt haben.

Mit dem Kapitel über Syntax und Satzbau ebnet sich S. den Weg zum eigentlichen Kommentar. Hier war der Punkt, wo alle früheren Ausgaben gescheitert waren, und hier vor allem muſste sich die Berechtigung der neuen zeigen. S. nennt einmal die Schwierigkeiten der Interpretation 'abnorm', mit gutem Grund. Der Verf. macht Persius in der That den Rang streitig. Es ist auch eine ganz andere Dunkelheit, wie etwa bei Properz. Während dieser sich oft nicht die Zeit nimmt, nach dem passenden Ausdruck zu suchen, Bild auf Bild häuft, ja in demselben Verse zwei Bilder durcheinanderwirft, kurz aus Übereilung und Schaffensdrang dunkel wird, leidet unser Autor sichtlich an der Sprödigkeit des Stoffes. Wo er auf gebahnten Pfaden wandelt, ist er, wenn er sich auch nicht ganz verleugnet, leidlich glatt und durchsichtig, aber in den naturwissenschaftlichen Teilen wird er dunkel und schwerfällig. Der Umschlag setzt sofort ein. Auf die Einleitung mit ihren verhältnismäſsig kurzen Sätzen folgt V. 102 der Monstresatz von 16 Versen mit Parenthesen, ähnlich 283 ff. Es ist sicher kein Zufall, daſs die metrischen und sprachlichen Härten zum groſsen Teil gerade in diesen Partien auftreten. Es ist ein fortwährendes Ringen mit dem Ausdruck. Zwar stehen die passenden Worte im einzelnen dem Dichter zu Gebote, aber es fehlt das Vermögen, sie übersichtlich und gefällig zu verbinden und zu gruppieren. Man glaubt zu fühlen, daſs er selbst das Bedürfnis hat, sich zuweilen zu erholen (224 ff.). Wo es geht, sucht er sich daher auch anzuschlieſsen. Er, der Stoiker, entlehnt seine Ausdrücke, seine Übergänge, ja einen Teil der Gedanken dem Epikureer Lucrez, und wo er es nicht thut, versagt auch leicht die Kraft, nicht des Inhalts, aber des Ausdrucks. Die Anleihen sind erzwungen; sowie der naturwissenschaftliche Inhalt einem rein poetischen Platz macht, schwindet Lucrez unter den Vorbildern, so im ganzen Schluſs.

Daſs er diese Ungeschicklichkeit und ihre Folgen erkannt hat, giebt S. die Berechtigung zu seinem verhältnismäſsig groſsen Konservativismus. 'Der Dichter verlangt ein Ergänzen von Worten und Zwischengedanken, das in der ganzen lateinischen Litteratur unerhört ist.' So zeigt der Kommentar das Bild

---

[1]) V. 159 *invigilate, viri* cfr. A. IV 573; 251 *nomine tum Graio* cfr. A. III 210; 253 *ferratae cuspidis ictu* cfr. A. VII 756; 296 *odoratas praetexit amaracus umbra* = A. I 693; 303 *duro qui pollice molles demetitis flores* = A. XI 68; 322 *non formica rapax populari semina possit* = A. IV 403; 350 *vetuit feralia carmina flere* cfr. A. IV 462; 359 *operata iuventus* = A. III 136; 363 *mirabile visu* = A. X 637; 407 *parvo discrimine leti* = A. IX 143 III 685 X 511; 409 *gentis de nomine dicta* = A. IX 387; 421 *illustri mittit quam Nursia campo* cfr. A. VII 715.

eines fortwährenden Kampfes zwischen Autor und Interpret. Nur Schritt für Schritt gleichsam weicht jener zurück und gestattet das Eindringen in sein Inneres. Diese sich stets wiederholende Schwierigkeit hat ein unausgesetztes Eingehen auf alle Einzelheiten, auf die tiefsten Geheimnisse der Denkweise zur Folge. Wenige Exegeten werden so ausführlich sein müssen, wie der des Aetna. Ein Musterstück von Schwierigkeit und ein Meisterstück der Erklärung bilden die Verse 507—510, 'hier wo die Art zur Unart wird'. Dafs nicht jeder Knoten gelöst ist, nicht jede Lösung jedem annehmbar erscheinen mag, wird S. wohl selbst zugeben. Aber wer das Buch aus der Hand legt, hat das Bewufstsein, ein gutes Stück angestrengtester Geistesarbeit mit durchgemacht zu haben, und wird seinen Dank dem nicht versagen, der durch das Gestrüpp, in dem der Fufs sich so oft verfing, mit kundiger Hand den Weg gebrochen und das Gedicht, wenn vielleicht auch noch nicht verlockend, so doch geniefsbar gemacht hat.

Leichter, wenn auch sicher nicht mühelos, war die Aufgabe, die der Kommentar zu den Heroiden an seinen Bearbeiter stellte. Auch bei diesem Werke Ovids haben die Engländer[1]) wie bei den Tristien und Ibis den anderen Nationen den Rang abgelaufen. Es war Prof. Palmer nicht vergönnt, die unternommene Arbeit zu Ende zu führen, doch fand er in Purser den Fortsetzer, der in seinem Sinne, wenn auch nicht mit Verzicht auf eigene Meinung, den Kommentar zu den letzten Briefen vollendete und durch die hinzugefügte Einleitung den Schlufsstein einsetzte. In Kürze unterrichtet er hier über die Entstehungszeit der Heroiden, ihre Anlage, die Ovid berechtigte, sich als Schöpfer einer neuen Dichtungsart zu fühlen, ihre Quellen und ihr Nachleben bis auf den englischen Boden. Es will nichts Neues, auch nichts Erschöpfendes sein, was hier geboten wird, aber es wird doch in knappen Zügen das Wesentliche gegeben, und manche geglückte Charakteristik dieser Briefschreiberinnen und ihrer Liebhaber, die bei der Wanderung durch die umformende Hand des milden Ovid so viel von ihrer alten tragischen Leidenschaft verloren haben, die Schilderung der *tender and trustful* Phyllis oder der *feebly querulous* Deianira, die Kennzeichnung der Episteln der Phaedra und des Paris, dieses *commonplace gallant with a slight veneer of culture*, als *studies in temptation*, denen dann Helenas Antwort als *a regular flirt* gegenübergestellt wird, werfen ein hübsches Schlaglicht auf die Natur dieser Briefe mit ihrer Mischung von feinen Zügen aus Frauenliebe und -leben und flüchtiger, ja banaler Behandlung des Themas. Auch der Streit um die Echtheit der Doppelbriefe findet in diesem Kapitel seinen Platz; er ist von Purser mehr historisch entwickelt, als gefördert worden. Dazu mag der Widerstreit zwischen ihm und seinem Vorgänger beigetragen haben. Denn während er sie für Ovidisch zu halten geneigt ist, erklärt jener sie mit Entschiedenheit für ein Machwerk aus den Zeiten Neros. Seine Gründe (S. 436) sind freilich kaum zwingend. Dafs Verschiedenheiten metrischer und

---

[1]) P. Ovidi Nasonis Heroides with the Greek translation of Planudes edited by the late Arthur Palmer. With a facsimile. Oxford, Clarendon press 1898.

sprachlicher Art zwischen ihnen und den einfachen Briefen vorkommen, soll nicht geleugnet werden; aber sie berechtigen höchstens, die beiden Briefgruppen zeitlich etwas auseinander zu legen, nicht aber, sie bei ihrer echt-Ovidischen Färbung und Diktion in nach-Ovidische Zeit zu rücken. Mit Geschick erledigt Purser auch (S. 419) die Einwendungen der Gegner des Sapphobriefes. Die Art und Weise, wie er gerade aus ihren Gründen Stützen für die Echtheit holt, wie aus dem Deukalionmythus, ist wohl geeignet, das Mifstrauen gegen ihre Argumente zu erhöhen, auch wenn man im V. 139 das übel beleumdete *Erichtho* hält und nicht mit Purser in *Enyo* umändert. — Kap. II behandelt die Handschriftenfrage auf Grundlage der Arbeiten von Sedlmayer und Peters, deren Resultate durch die Neukollationen Palmers nicht geändert werden. In engem Zusammenhang steht damit die Untersuchung über den Byzantiner Planudes, dessen Übersetzung bei aller Mangelhaftigkeit seiner lateinischen Kenntnisse — Verwechselungen von *humus* und *humerus*, *ore* und *aure*, *regia* und *regio*, *moror* und *morior*, *merere* und *maerere*, *coiere* und *coegere* u. a. sind nicht selten — und bei aller Freiheit der Textbehandlung in Auslassungen und Änderungen doch ihren hohen Wert für die Kritik hat, da sie selbst über den Puteanus hinaus nicht so selten die sichere Handhabe zur Herstellung des Originals bietet. Der Abdruck der griechischen Version nach drei Mss. ist daher eine willkommene Stütze für jede Kritik. — Kapitel IV giebt die neuen Konjekturen von Housman, wie eine Appendix (S. 510) die alten von Bentley, wo der grofse Name, wie so oft, manche Gewaltsamkeiten und Übereilungen decken mufs.

Auch in seiner eigenen Texteskonstituierung huldigt Palmer mehr dem Zweifel als dem Glauben. Wenige der bisher vorgebrachten Emendationsversuche werden seinem Auge entschlüpft sein, und er selbst hat mit klugem Verstand und freigebiger Hand manche neue Vermutung, oft mehrere zu derselben Stelle, beigesteuert; aber diese Kenntnis fremder und diese Bethätigung eigener Kritik hat ihn doch nicht selten weiter gelockt, als berechtigt war. Sind auch die meisten Vermutungen in den kritischen Apparat verwiesen, so stehen doch noch manche ohne rechte Begründung im Text. Etwas zu gern gefällt er sich in der Annahme von Lücken, die durch den Ausfall ähnlicher Silben entstanden und dann von einem thörichten Schreiber nach eigenem Gutdünken oder in Erinnerung an ähnliche Stellen ausgefüllt sein sollen, einer Annahme, die ihn dann berechtigt, für *pete munus ab illa* ein *peccemus amorem* (IV 137), für *quid Io* ein *frustra* (XIV 103) u. s. w. einzusetzen. Noch mehr begünstigt er die Athetese. Kaum ein Brief wird sich finden lassen, in dem er nicht dem Verdammungsurteil von Distichen und Versen bereitwilligst zugestimmt hätte, wenige, wo er nicht selbst ein oder mehrere Sätze für falsch oder doch verdächtig erklärt, zum Teil nur aus ästhetischen Gründen oder künstlich konstruierten Widersprüchen. Und doch weifs er so gut, dafs auch in den unbezweifelten Versen so manches Störende und Harte mit untergelaufen ist, und er geizt dann auch nicht mit dem Vorwurf der Schwachheit und Absurdität, ohne aber auch da gleich einen Interpolator zu Hilfe zu rufen. Trotz dieser Ausstellungen verdient aber auch dieser Teil durch die gewissenhafte Benutzung

der Vorarbeiten, die erschöpfende Zusammenstellung des kritischen Apparats, die klare Anordnung und auch die lehrreiche Begründung der aufgenommenen Lesarten, selbst wo man dem Endresultat nicht zustimmt, nicht geringes Lob.

Der Kommentar, der Kern und das eigentlich Neue des Buches (S. 277—508), ist auf breiter Grundlage aufgebaut. Die Kritik tritt hier mehr in den Hintergrund, da sie bereits im kritischen Apparat, zum Teil mit nicht geringer Ausführlichkeit, ihre Stelle gefunden hat. Die verschiedenen aufstofsenden Fragen sind mit grofser Gründlichkeit behandelt. Von der Sucht, der besonders wir Deutsche so gern unterliegen, aus jedem Kommentar ein Repertoire des eigenen Gesamtwissens zu machen, hat sich Palmer freigehalten, davor hat ihn wohl schon der Charakter seines Autors, dieses Vertreters der klassischen Poesiesprache, bewahrt. Entwickelungsreihen sprachlicher Erscheinungen suchen und vermissen wir hier nicht. So geht er auch in den zahlreichen Parallelstellen ungern über die augusteische Zeit hinaus, selten erscheinen die Vertreter der silbernen Latinität, noch weniger die Späteren. Bei keinem römischen Dichter ist auch der Interpret so in der Lage, ihn aus sich selbst und den Schöpfungen der nächsten Zeit zu erklären, als gerade bei Ovid mit seinen zahlreichen Wiederholungen und Variationen desselben Motivs und Themas, seiner nicht nur sachlichen Abhängigkeit von seinen Vorbildern, die uns, wenigstens soweit sie Römer sind, zum gröfsten Teil noch zur Kontrolle vorliegen, und seiner unter den Musenjüngern dieser Zeit grofsen Produktivität. So durfte die Exegese mit vollem Recht mehr als sonst sich auf den Dichter und seine Zeit beschränken und der dankbaren, durch manche Vorarbeiten erleichterten Aufgabe, ihn in seiner Schaffensfreudigkeit und Schaffenssorglosigkeit zu malen, nachkommen. Manche Schwierigkeit der ersten Lektüre mufste dieser Blick in die mannigfachen und doch so oft ähnlichen Falten des Dichtergeistes lösen; zu anderen konnte nur der eigene Scharfsinn den Schlüssel geben, und auch da folgen wir gern den verständigen Deutungen des Interpreten. Manches werden wir ablehnen, velut si egregio reprehendas corpore naevos, manches vermissen, so eine Entwickelung des Gedankengangs. Aber meist wandern wir auf sicher fundiertem Boden, der für des Verfassers Landsleute noch seinen besonderen Reiz durch die zahlreich eingestreuten Analogien aus ihren eigenen Poeten erhält. Sachliche Schwierigkeiten bieten die Heroiden meist nicht viel, abgesehen von der Quellenfrage. Sie ist in den verschiedenen Einleitungen stets weitläufig behandelt, und wo die Vorbilder noch vorliegen, wie im Didobrief, noch im Verlauf des Kommentars bis in die Einzelheiten hinein verfolgt. Eigenartig, aber kaum annehmbar, ist die Auffassung der Hero und Leandersage als einer Begebenheit aus nicht langer Zeit vor Vergil. Manche dieser Erläuterungen, besonders ganz landläufiger Mythen, nehmen einen etwas breiten Raum ein; in dem auch für Anfänger bestimmten Kommentar mag es seine Berechtigung haben.

Vom 15. Brief und noch mehr vom 18. an nimmt die Erklärung an Umfang ab, da hier die Arbeit Palmers erst vereinzelt angesetzt hatte. Dafs sein Nachfolger, dem keine sehr grofse Zeit zur Verfügung gestanden hat, nicht das gleiche Wissen auf diesem speziellen Gebiete zeigen kann, wird keiner ihm zum

Vorwurf machen. Wenn also die Wortbelege sich mindern, so ist das nicht so sehr zu bedauern, da die meisten sprachlichen Fragen schon an früheren Beispielen erörtert sind und die auffallenderen Erscheinungen auch jetzt noch ihre genügende Erledigung finden; in den sachlichen Anmerkungen hat Purser ganz in der alten Weise gearbeitet und ist allen billigen Anforderungen gerecht geworden.

Während die bisherigen Ausgaben eine Förderung der Kritik nur durch eigene Konjekturen brachten, im übrigen aber auf dem bereits bekannten Handschriftenbestande fufsten, zeigt die Ausgabe der Silvae des Statius durch Vollmer[1]), ein etwas verspätetes Geschenk des Philologischen Vereins in Bonn an Buecheler zur Feier seiner 25jährigen Lehrthätigkeit an der rheinischen Hochschule, auch in der Heranziehung neuer Handschriften einen weiten Fortschritt, hauptsächlich dank der Liberalität Krohns, der dem Herausgeber seine Kollationen zur Verfügung stellte und selbst in einem Kapitel die Überlieferungsfrage summarisch behandelt. Das Hauptresultat ist die richtige Verwertung der bekannten Politianischen Noten in dem römischen Exemplar, deren Überschätzung bis dahin eben auf der Unkenntnis der Mss. beruhte. Abgesehen davon giebt die Einleitung noch eine dankenswerte Auseinandersetzung über des Statius Leben und Werke, eine kurze Darstellung der so oft berührten Kriege Domitians und besonders eine Geschichte der Silvae selbst. Nach kurzer Anerkennung sind die Gedichte fast verschollen, die Grammatiker kennen sie kaum, die Dichter benutzen sie nicht. Erst im vierten Jahrhundert kommen sie wieder zu Ehren; auch sie werden, auch wenn das keine Subscriptio lehrt, zu der Reihe der alten Klassiker gehören, aus denen das Heidentum Kraft und Waffen zu seinem Kampfe gegen die Christen entlehnte. Die Benutzung von seiten Ausons, des heidnischen Christen, Claudians u. a. ist unverkennbar, ja bei dem ersteren in gewissen Gedichten so stark, wie der Einflufs Vergils. Weiterhin verschwanden sie wieder, bis sie aus dem Dunkel der St. Gallener Bibliothek wieder auftauchten und nun des Interpreten harrten. Man hat sich viel mit den lehrreichen Gedichten abgegeben; viel Gutes haben besonders Gronov und Markland beigesteuert, manches auch die Neuzeit richtig gedeutet, aber die erste vollständige Ausgabe, die diesen Namen verdient, haben wir erst jetzt durch Vollmer erhalten.

V. giebt dem Text, wie es auch Sudhaus, aber bei der Eigenart seines Gedichtes nur in beschränktem Mafse, gethan hatte, die Vorbilder und Nachahmer bei. Gerade bei Statius hat diese neuerdings beliebt gewordene Sitte noch mehr wie sonst ihre Berechtigung. Bei der schnellen Entstehung der einzelnen Silven, mit der Statius so oft scheinbar entschuldigend und doch so beifallslüstern kokettiert, mufste er sich stark auf seine Vorgänger stützen, und in der That hat er das von diesen geschaffene poetische Sprachmaterial in weitem Umfange benutzt. Mag man mit V. gegen die Bezeichnung dieses Verfahrens als 'Nachahmung' sich etwas auflehnen, so tritt die mangelnde

[1]) P. Papinii Statii Silvarum libri herausgegeben und erklärt von Friedrich Vollmer. Leipzig, Teubner 1898.

Originalität bei aller Verschiedenheit doch überall zu Tage. Wer sich seines Vorbildes bewufst ist, sucht dies, falls er überhaupt einer eigenen poetischen Kraft sich fähig fühlt, auch zu variieren, wo möglich zu übertreffen. Man kann vielleicht bei den Dichtern der silbernen Latinität sagen, dafs, je wörtlicher die Stellen zusammenklingen, um so weniger die Nachbildung beabsichtigt ist, abgesehen natürlich von direkten Citaten — dazu gehören hier z. B. I 2, 255 III 1, 73 IV 2, 1 —, Parodien und direkt bewufsten Hinweisungen — so I 4, 79 IV 2, 18 —, die ihren Zweck verfehlen, wenn sie nicht greifbar sind. Lucrez hatte noch ohne Scheu ganze Verse aus Ennius herübergenommen, auch Vergil, aber die Folgezeit, obwohl mit poetischen Mustern durchsättigt, verfährt meist vorsichtiger. Wo sie sich anlehnt, zumal wo es in weiterem Umfange geschieht, sucht sie die wörtliche Übereinstimmung zu meiden, man vgl. z. B. Lucan II 601 ff. mit Stat. Th. II 323 ff. Die stärkste Nachahmung in den Silven ist I 5, 61 *fas sit componere magnis parva*, aber es ist ein Sprichwort, und noch näher als die angeführten Vergilstellen steht Ov. Met. V 416. Sonst ist das Streben nach Variation und Steigerung unverkennbar[1]), das Vergilianische *regum aequabat opes animis* wird I 2, 122 überboten durch *vincit opes animo*; Cupido, der *Venus magna potestas*, wird hier I 2, 137 zur *summa potestas*; wenn bei Dido *discumbitur ostro*, glaubt der Gast Domitians *discumbere in astris* (IV 2, 10), und 8 Verse weiter ist die Absicht des Überbietens unverhüllt ausgesprochen.

Der umfangreiche Kommentar behandelt in gleicher Weise Kritik wie Exegese. Grofse Gesichtspunkte, weite Ausblicke nach vorwärts und rückwärts liefsen sich wenig gewinnen. Wo es anging, hat V. nie verfehlt, die Entwickelung der betreffenden Dichtungsart, des Epithalamium, des Propemptikon, der Consolatio u. s. w. zu verfolgen und zu zeigen, wie die Silva hier die Erbschaft der Elegie und zum Teil auch des poetischen Briefes angetreten hat. Viel Bedeutendes ergeben diese Kinder einer Augenblicksmuse nicht. So löst sich der Kommentar in eine Erklärung von Vers zu Vers, fast von Wort zu Wort auf. Es ist eine minutiöse Kleinarbeit, gestützt auf genaueste Kenntnis seiner Vorgänger, mit denen V. sich gern auseinandersetzt, und auf eine eigene Belesenheit, die sich in zahlreichen Belegen und Parallelstellen aus vielen Jahrhunderten kund thut. V. verleugnet den Sohn einer citatenfrohen Zeit nicht; und wenn die Masse des Beigebrachten durch die Einschachtelung in die Sätze auch störend wirkt, so wird sie gerade, da sie so vieles bringt, manchem auch für eigene, nicht gerade auf Statius direkt sich beziehende Zwecke etwas, und dann in ausgiebigster Weise, bringen. Von der Sparsamkeit der Motive in der römischen Dichtkunst, besonders der späteren, liefert jede Seite reiche Belege. Wie gerade Statius mit dem überkommenen Gute gewirtschaftet hat, wie er nach Selbständigkeit ringt und doch so tief in den Vorschriften und Übungen der Schule steckt, lehren diese Beispiele überall. Man weifs, was kommen mufs, mag er auch versuchen, von der Schablone abzuweichen, mag er im einzelnen auch mannigfach Kunst und Ursprünglichkeit zeigen. Dafs in der

[1]) Einiges Ähnliche für Lucan s. Rhein. Mus. XLVIII 381.

Fülle des Gebotenen, zum grofsen Teile hier zum erstenmale Gebotenen, sich keine schwachen Punkte finden sollten, wäre zu viel erwartet; bei einer solchen Mosaikarbeit wird manches Steinchen an falscher Stelle eingesetzt, manches sollte auch lebhafter hervortreten; aber es liegt mir hier fern, auf Einzelheiten einzugehen, wo das ganze *μέγα βιβλίον* ein *μέγ' ἀγαθόν* ist und würdig dessen, dem es gewidmet.

In einem gewissen Gegensatz steht zu den bisher besprochenen die Ausgabe des Valerius Flaccus durch Langen[1]) schon durch die Form, da dieser noch die des lateinischen Kommentars gewählt hat, während doch sonst die Nationalisierung auch der Wissenschaft mit der einen Sprache für alle Gelehrten schon ziemlich aufgeräumt hat. Auch sonst ähnelt der Kommentar in manchen Punkten denen aus der früheren Zeit. Dafs der kritische Apparat, der auch nicht ganz vollständig gegeben ist, mit der Exegese verbunden ist, entspricht nicht mehr modernem Brauch. Für L. gewährte es die Bequemlichkeit, seine Bemerkungen direkt an die Varianten anzuknüpfen. Denn er hat der Kritik einen gröfseren Raum eingeräumt, als die bisherigen Kommentatoren. Von ultrakonservativem Sinn hat er wenig gehabt. Zahlreiche Änderungen, die früherer Gelehrten gern ohne Begründung, dazu nicht wenige eigene, meist fein gedacht und oft weitläufig begründet, aber nicht alle einfach und überzeugend, sind in den Text aufgenommen. Dafs Valerius sein Werk nicht vollendet hat, ist auch seine Ansicht; aber die Konsequenz, dafs wir um so eher Dunkelheiten und Unzuträglichkeiten ertragen müssen, selbst wenn wir überzeugt sind, dafs der Dichter bei der Revision anders geschrieben haben würde, hat er doch für nur wenige Stellen gezogen. Mit Recht gesteht er dagegen in der Handschriftenfrage dem Codex Carrionis eine wichtige Rolle neben dem Vaticanus zu.

Der Kritik steht die Exegese in gleicher Weise zur Seite. Was zur Aufhellung dienen kann, wird, oft aus weiter Ferne, herbeigeschafft; und wo ein Problem sich kundgiebt, wird es, auch wo es nicht unmittelbar zur Erklärung des Textes dient, besprochen und zu lösen gesucht. So liebt es L., die mythologischen Verhältnisse wenigstens durch Herbeischaffung zahlreicher Stellen in ihren Versionen zu beleuchten, wenn er auch auf eine Entwickelung des Mythus sich nicht gern einläfst. In der Fülle widerstreitender Ansichten der früheren Erklärer zeigt er in der Regel den richtigen Pfad. Da der Wert des lateinischen Werkes zum grofsen Teil auf dem Verhältnis zu den Vorgängern beruht, betont L. stets, was Valerius von Apollonius entlehnt, wo er von ihm abweicht, wie er ihn übertrifft und wie er ihm nachsteht. Valerius ist Römer und giebt nur das, was dem Römer zusagt, nicht auch das, was nur dem Alexandriner nach Geschmack war. Auch steht er wie nur einer im Bann der Aeneis. Daher braucht er einen Haupthelden und rückt Iason mehr in den Mittelpunkt; für ihn braucht er Kämpfe und dichtet den ganzen Kampf mit Perses hinein; von Dido hat er die feinere Entwickelung eines weiblichen Charakters gelernt; aus

[1]) C. Valeri Flacci Setini Balbi Argonauticon libri octo enarravit P. Langen. 2 Bde. (= Berliner Studien, Neue Folge, Erster Band). Berlin, Calvary 1896 u. 1897.

gleicher Quelle stammt der Sturm auf dem Meere, der Abstieg ins Elysium, nach berühmten Mustern zanken sich Götter und Göttinnen. Wie Valerius in dem Streben zu übertreffen leicht übertreibt, wie er, der an Zuspitzung und Pointierung seinesgleichen sucht, den rhetorischen Aufputz aufs höchste steigert, und wenn selbst die Sprache leidet, zeigt L. oft genug. Der Vergleich mit anderen Dichtern liegt da nah, und zahlreiche Parallelstellen, nicht nur der Vorgänger, sondern auch der späteren Zeit, zeigen Verbesserung und Verwässerung beliebter Motive. Vor allem aber hat L., der ein feines und ausgebreitetes Sprachgefühl besafs, der gerade in der sprachlichen Beobachtung seine Stärke hatte, sein Augenmerk auf die Sprache des Dichters gerichtet. Wie er zusammenfassend in drei einleitenden Kapiteln einige Fragen der poetischen Grammatik des Valerius knapp und klar erledigt, so hat er auch im Kommentar an zahlreichen Stellen die reichen Schätze seines Wissens und seines Fleifses untergebracht. Von gröfseren grammatischen und stilistischen Fragen bis hinab zur Stellung und Bedeutung einzelner Worte hat er derartige Probleme angefafst mit einer Kenntnis, die sich von den frühesten Autoren an bis tief in die christliche Zeit hinein erstreckt und mit Beispielen aus allen Jahrhunderten operieren kann. Freilich, der Befürchtung kann ich mich bei aller Bewunderung dieser Riesenstellen nicht verschliefsen, dafs er die Resultate seiner mühsamen Studien hier nicht so sehr geborgen, als verborgen hat. Wenn er die Verbindungen von *ferre* mit dem entsprechenden Substantiv an Stelle des einfachen Verbums (*ferre gressus* = *gradi*, *ferre fugam* = *fugere* u. s. w.) mit Dutzenden von Stellen (II 282), den analogen Gebrauch von *dare* (IV 49) gar mit Hunderten von Ennius bis Venantius belegt, so mag ihm der Bearbeiter der einschlägigen Artikel im Thesaurus Dank wissen, aber in dem durch keinen Index erschlossenen Kommentar sind sie vergrabene Schätze, wenn man auch L. recht giebt, dafs zu viel in solchen Fällen nicht schade, zu wenig aber vom Übel sei. Doch, mag man an solchen und anderen Stellen Anstofs nehmen, die zahlreichen neuen Resultate wird jeder dankbar begrüfsen. Definitiv abschliefsend ist das Werk nicht, wie kein Werk. Die Wissenschaft, die nach einem bekannten Ausspruch einem Dome gleicht, dessen Kuppel nie geschlossen wird, vollendet sich nicht, auch nicht in ihren einzelnen Zweigen. Aber für L. ist sein letztes Werk ein rühmliches Denkmal seiner intensiven und ausgebreiteten Wissenschaftlichkeit, das für Jahrzehnte hinaus Grundstein und Merkstein aller Valeriusforschung bleiben und jeden zwingen wird, sich zustimmend oder widersprechend mit ihm abzufinden.

An letzter Stelle, last and least, will ich noch der Ausgabe des Lucan von Francken[1]) gedenken. Sie bildet den vollständigen Gegensatz zu all den anderen. Nicht ein Zweck des Buches, sondern der alleinige ist die Kritik, und die Exegese ist diesem Zweck völlig untergeordnet, fast nur Mittel dieses Zwecks. Das ist wieder die alte holländische Schule, allerdings mit starken Modifikationen, nach der guten wie nach der schlechten Seite. Der Fortschritt

[1]) M. Annaei Lucani Pharsalia cum commentario critico edidit C. M. Francken. 2 Bde. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff 1896 u. 1897.

der Methode ist unverkennbar; Lachmannsche Forderungen sind eben Gemeingut geworden. Von dieser sorgsamen Herbeischaffung und systematischen Benutzung der Handschriften weifs keiner der alten Landsleute Franckens etwas. Zum erstenmal erhalten wir die Kollation der ältesten, wenn auch nicht besten Handschrift des Lucan; zahlreiche andere sind neu verglichen; in Aufstellung des Stammbaumes zeigt sich die Schulung der modernen Philologie: die Mss. sind, so weit das im Lucan möglich, klassifiziert, gut besprochen und im allgemeinen richtig bewertet. Aber diesen Vorzügen stehen nicht wenige Nachteile gegenüber. Das poetische Nachempfinden, das besonders Heinsius in so reichem Mafse zu Gebote stand, dafs seinen Konjekturen, auch wenn sie vom Standpunkt der Wahrheit, nicht Schönheit suchenden Kritik zu verwerfen sind, doch fast stets das sonst so gern übertrieben angewandte Epitheton 'glänzend' zukommt, die souveräne Beherrschung des poetischen Bilder- und Sprachschatzes mit all seinen Tropen, seinen Lizenzen in Grammatik und Sprache, wie sie jener Philologe und so manche seiner Zeitgenossen in reichstem Mafse besafsen, andere, wie Burmann, sich durch ungemeinen Fleifs jedesmal zu verschaffen wufsten, und die allerdings ihre Gefahr in sich barg, ist hier wenig zu spüren. Fr. findet Fehler, weil er an den Dichter den Mafsstab der prosaischen Redeweise legt; er sucht dann wieder besondere Finessen und will sie dem Texte aufzwängen. So sind wir denn hier wieder mitten in der fröhlichsten Konjekturenjagd; aber leider ist es nicht viel Edelwild, das zur Strecke gebracht wird. Fr. hat die Fehler seiner Vorzüge: es ist schade um den Scharfsinn, der hier verschwendet ist, der an einer Reihe von Stellen mit Glück, sicher mit Geist sich versucht, der aber an zahlreichen anderen den Bogen überspannt und zum Brechen bringt. Gewifs wird, wer einmal einen Kommentar zum Lucan schreibt, sich mit ihm auseinanderzusetzen haben; er wird die Widersprüche lösen müssen, die er aufgestellt hat, und nicht immer wird die Arbeit mühelos sein; aber glücken wird sie an den meisten Stellen, und *res* und *ratio* werden mit den *codices* zusammentreffen, falls man nur die *res* richtig erkennt und die *ratio* richtig bethätigt. Der Konjekturalkritik läfst das Epos vom Bürgerkrieg, dessen Überlieferung im IV. Jahrh. schon die gleiche war, wie sie in unseren guten Handschriften vorliegt, nur ein beschränktes Feld frei.

Wir sind am Ende mit unserer Rundschau. Es sind Erzeugnisse aus wenig mehr als einem Jahrhundert römischer Schriftstellerei, und es ist ausschliefslich Poesie, die zur Bearbeitung gelockt hat. Erst Anfänge der grofsen Aufgabe sind es, die der Philologie für manches Jahrzehnt Arbeit liefern wird, aber beglückwünschen kann sie sich, dafs diese Anfänge in ihrer grofsen Mehrzahl so ausgefallen sind, besonders beglückwünschen, dafs gerade auch die Jugend sich der Aufgabe in dieser Weise gewachsen gezeigt hat; denn aus jungen und jüngsten Kreisen der Philologen sind die meisten der besprochenen Werke entstanden. Wer solche Früchte an ihrem Baume sieht, kann unbesorgt sein um die klassische Wissenschaft: noch trägt sie den Stempel der Unsterblichkeit trotz Amerikanismus und Realismus.

ÄGYPTISCHE EINFLÜSSE IM RÖMISCHEN KAISERREICH

Eine akademische Antrittsvorlesung

Von Ernst Kornemann

In eigentümlicher Weise sind die Geschicke des uralten Pharaonenreichs verwoben in den Todeskampf der römischen Republik und die Jugendtage des Kaisertums. Aber unmittelbar nach dem Moment, da aus dem letzten Ringen der zwei Gewaltigsten im Römerstaate der jüngere Caesar bei Actium als Sieger hervorgegangen war, wurde Ägypten, schon längere Zeit ein römischer Klientelstaat[1]), eine wirkliche Provinz des imperium Romanum, und damit 'als letztes, wichtigstes Glied' in der Kette der Staaten, die das Mittelmeer umlagern, dem römischen Staatskolofs einverleibt.[2])

Wohl hatte es eine Zeit lang geschienen, als ob Ägypten und weiterhin der Orient in Marcus Antonius einen Herrn gefunden habe, der das ältere Kulturgebiet des Ostens noch einmal zum Siege über das jüngere des Westens führen werde. Aber seinem Rivalen standen die besseren Legionen des Occidents und der tüchtigere Feldherr in der Person des M. Agrippa zur Verfügung, der das von dem Freunde und Genossen mit entschiedener Überlegenheit geführte diplomatische Duell auch im Kampf der blanken Waffen zur günstigen Entscheidung führte. Und zwar fiel am 2. September d. J. 31 v. Chr. die Entscheidung, wie ein feiner Bearbeiter dieser Epoche jüngst gesagt hat[3]), über nichts Geringeres als darüber, 'ob sich neben die ältere hellenische Schwester die jüngere romanische mit noch erst voll auszubildender Individualität stellen würde', ob der Romanismus oder der Hellenismus das Mittelalter beherrschen sollte.

Denn auch Ägypten, als dessen König Marc Anton nach Actium kam, war nicht mehr nur das alte Pharaonenreich, sondern ein bis vor kurzem von einer hellenischen Dynastie beherrschtes, vom Griechentum durchsetztes Staatswesen, das aber nicht, wie die anderen hellenistischen Staaten des Ostens, gänzlich zu griechischer Organisation und Kultur hinübergeführt worden war, sondern, vor allem durch die Einsicht des klugen ersten Ptolemäers[4]), die ein-

---

[1]) Mommsen, Röm. Gesch. V³ 553 f.

[2]) J. Asbach, Römisches Kaisertum und Verfassung bis auf Trajan, S. 4.

[3]) J. Kromayer, Kleine Forschungen zur Geschichte des zweiten Triumvirats, Hermes XXXIII (1898) S. 70.

[4]) Über die Herrschaft der ersten Ptolemäer urteilt Mommsen, Röm. Gesch. V³ 559 ff., wesentlich günstiger, als Holm, Gr. Gesch. IV 171 f. M. vergleicht die Monarchie der Lagiden

heimischen Grundformen seiner Organisation und teilweise auch seiner Verwaltung erhalten und nur so viel Hellenisches in sich aufgenommen hatte, als die Eigenart dieses eigenartigsten aller Völker zuliefs, ein dualistischer Staat, auch äufserlich als solcher sich kundgebend in dem Nebeneinanderbestehen der beiden Bevölkerungselemente, der höher berechtigten Griechen und Makedonier und der unterworfenen einheimischen Ägypter. Wohl hatten also auch hier der hellenische Geist und die hellenische Kultur ihre alles überwindende Kraft gezeigt, aber nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie traten hier unter allen Ländern des Orients der ausgesprochensten alten Kultur gegenüber, die ihre Widerstandskraft, welche an und für sich schon jeder älteren Kultur eignet, bewährte und sich nicht ganz beseitigen liefs.[1] Diese Durchdringung ägyptischen und griechischen Wesens hat dann eine hohe Nachblüte des Nillandes unter den ersten Ptolemäern erzeugt und auch dem eindringenden Römertum gegenüber am längsten sich widersetzt, bis auch dieses Land schliefslich, in der Hauptsache wegen der Unfähigkeit und der steten Streitigkeiten seiner späteren Herrscher, erlag. So war Marc Antons Geschick für den Tieferblickenden eigentlich schon entschieden, als er sich zum Herrscher eines im Niedergange befindlichen Landes und zum Nachfolger jener unfähigen letzten Ptolemäer machte. Ägypten wurde mit seinem Fall aus dem kurzen Traum, noch einmal die Führung der alten Welt übernehmen zu können, herausgerissen, und anstatt das führende, wurde es im neu entstehenden römischen Kaiserreich ein dienendes Glied, d. h. eine Provinz im antiken Sinne des Wortes, und zwar ein dienendes Glied, eine Provinz in einer eigentümlichen Sonderstellung, vorbehalten dem Kaiser: gewissermafsen, wie schon die Alten sagten[2], als die gröfste seiner Domänen, in der der princeps von Rom in alle königlichen und Herrenrechte der Ptolemäer eintrat, so dafs es also in einer Art von Personalunion dem imperium Romanum angegliedert war.[3])

War es somit dem halbhellenisierten Ägypterreich auch nicht gelungen, in einem Ansturm das Römerreich zu erobern und zu beherrschen, so hat es doch von dieser seiner Sonderstellung aus die erste Gestaltung des neuen Reiches durch Augustus sowie die fernere Entwickelung desselben mehrfach, wenn auch zunächst unmerklich, beeinflufst. Aber in diesen Einflufs auf gewisse Institutionen des Reiches teilt sich, wird man einwenden, auch der übrige hellenistische Orient. Dem gegenüber ist zuzugeben, dafs stellenweise nicht speziell ägyptisch-hellenistischer Import von allgemein griechisch-orientalischem

---

mit der friedericianischen, H. mit derjenigen der letzten vier Bourbonen Neapels ('sie stützten sich auf die einheimische Geistlichkeit und die fremden Söldner, liefsen diesen beiden Klassen grofse Freiheiten und thaten selber, was ihnen gefiel'). Mag Holms Darstellung für die späteren Ptolemäer auch der Wahrheit näher kommen, so ist sicher bezüglich des ersten Ptolemäers Mommsen recht zu geben.

[1]) Droysen, Hellenismus III 1² S. 38 ff., 61 f. Holm a. a. O. S. 174 ff. und S. 402. Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht S. 39 ff.

[2]) Philo ad Flacc. II 19; vgl. Tacitus, Hist. I 11.

[3]) Holm a. a. O. S. 739. Mommsen, Röm. Gesch. V³ 559; Röm. Staatsr. II³ 1004.

scharf zu unterscheiden ist. Aber die Hauptzufuhr für beides ging über Alexandreia[1]), und das Ptolemäerreich war das letzte der hellenistischen Reiche, die dem Römerreich einverleibt wurden, und zwar kurz bevor die grofse Neuorganisation des Reiches durch Augustus erfolgte: ich meine, das besagt genug, um die Bedeutung Ägyptens für die Übertragung auch allgemein hellenistisch-orientalischer Institutionen nach Rom zu erweisen.

Der ägyptische Ptolemäerstaat befand sich in einem vierfachen scharfen Gegensatz zum kaiserlichen Römerreich:

1) Ägypten war streng monarchisch-autokratisch regiert, Rom republikanisch, und zwar oligarchisch-republikanisch. 2) Ägypten war ein Flächenstaat, der nicht städtisch, wie fast alle antiken Staaten, sondern bureaukratisch organisiert war; das Römerreich, aus einem Stadtstaat hervorgegangen, war auch als Weltreich vorwiegend städtisch organisiert, eine Gesamtheit von autonomen oder halbautonomen Gemeinden, über die die gröfste Stadt eine Art Reichsgewalt ausübte. Die Folge davon war: 3) Ägypten besafs einen komplizierten staatlichen Verwaltungsmechanismus mit einer von oben nach unten sich verzweigenden grofsen Beamtenhierarchie, war kurz gesagt ein Beamtenstaat, der von einer Zentralstelle aus verwaltet wurde; das Römerreich war aufgebaut auf der Selbstverwaltung der einzelnen Politien griechischer und römischer, teilweise auch peregriner Herkunft unter Kommunalbeamten, während die Zahl der Reichsbeamten, in der Hauptsache die vergröfserte Zahl der alten Stadtbeamten von Rom, im Vergleich zur Gröfse des Staates verschwindend gering war. Und endlich 4) Ägypten war entsprechend seinem bureaukratischen Aufbau ein fiskalisch mit äufserst feinem technischem Apparat eingerichtetes und in dieser Beziehung, besonders vom Standpunkt des Herrschers aus[2]), vorzüglich verwaltetes Land, während das Römerreich in jeglicher Verwaltung, vor allem aber in demjenigen Zweige, der die Seele eines tüchtigen Staatswesens bildet, in der Finanzverwaltung, ganz unzureichend organisiert war.

Neben diesen Gegensätzen springen aber sofort auch zwei Ähnlichkeiten ins Auge: Wie im Nillande Griechen und Ägypter sich als privilegierte oder herrschende und beherrschte Klassen einander gegenüberstehen, so im Römerreich die cives Romani und die Peregrinen.[3]) Sodann stand Alexandreia, wenn auch nicht ganz so, so doch in einem ähnlichen Verhältnis zu Ägypten, wie Rom zu Italien, zwei Weltstädte, in denen sich das griechisch-ägyptische resp. italische Element in seinen geistig bedeutendsten Persönlichkeiten konzentrierte, die aber zugleich auch den internationalen Charakter und all die bekannten Schattenseiten von Weltstädten zeigten, und im Verhältnis zu denen das übrige

---

[1]) Mommsen, Hist. Zeitschr. LVII (N. F. XXI) S. 396: 'Die Brücke macht Alexandreia.'

[2]) Mommsen, Röm. Gesch. V[3] 559.

[3]) Der Grieche in Ägypten stand aber schlechter, als der civis Romanus im Römerreich, insofern jener im orientalischen Despotenreiche von der hier üblichen Prügelstrafe nicht frei war; doch traf den Griechen nur der Stock, während dem einheimischen Ägypter die Geifsel drohte. Mommsen, Röm. Gesch. V[3] 560 ff. Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht S. 43 f. Holm, Gr. Gesch. IV 174.

Gebiet das Land, oder, wie wir sagen, Provinz war, in Ägypten offiziell auch ἡ χώρα genannt und hier wirklich nur gaugemeindlich[1]), in Italien dagegen rechtlich in städtischer Form organisiert.

Wer das Römerreich reformieren wollte, konnte aus diesen Gegensätzen sowohl wie aus den Ähnlichkeiten zwischen Ägypten und Rom gar manches lernen, und wir dürfen von vornherein schon dem Organisator des Reiches, dessen offener Blick und weltkluger, verständiger Sinn aus allen seinen Schöpfungen hervorleuchtet, zutrauen, dafs er an dem ptolemäischen Ägypten und seinen eigenartigen Institutionen nicht unbelehrt vorbeigegangen ist. Um aber für diese Vermutung eine Unterlage zu bekommen, betrachten wir eine Anzahl seiner und seiner Nachfolger organisatorischer Neuerungen unter diesem Gesichtspunkt, und zwar den Einflufs Ägyptens 1) auf die Einordnung des augusteischen Principats in die seitherige römische Verfassung und die Regelung gewisser dynastischer Fragen in der neuen Monarchie von Rom, 2) auf die Organisation nichtstädtischer Territorien und die Depossedierung der Stadt Rom, 3) auf die Bildung eines Reichsbeamtentums und einer bureaukratischen Verwaltung, 4) auf die Neuorganisation des Steuerwesens und der Finanzverwaltung im Römerreich.

Was den ersten Punkt betrifft, so war bekanntlich das, was der vorsichtige, kluge Augustus im Gegensatz zu dem genialen Caesar im Jahre 27 v. Ch. schuf, eine Monarchie in republikanischen Formen, eine Monarchie, die streng bemüht war, als eine gesteigerte alte oder besser als eine Kumulierung mehrerer alter Gewalten zu erscheinen, und einen hohen Titel, die äufserlich hervortretende Erscheinung des Herrschers aufs peinlichste vermied. Aber trotz aller republikanischen Form und allen republikanischen Zierrats, mit dem sich die neue Stellung umkleidete, war es ihrem Wesen nach eine Monarchie und brachte mit sich die Notwendigkeit einer Lösung der jeder Monarchie inhärierenden dynastischen Fragen, wie z. B. nach der Descendenz des Herrschers, seiner standesgemäfsen Vermählung, vor allem aber nach der Thronfolge. Für alle diese Fragen war es unstreitig von eminentem Wert, dafs der erste princeps zugleich in Ägypten, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach direkter Nachfolger der Ptolemäer war, mit anderen Worten, dafs er wenigstens in einem Teil seines Reiches nicht nur der erste Bürger, sondern autokratischer Monarch war.[2]) Das mag seiner Stellung und seinem Auftreten in diesen Fragen, welches gelähmt war durch seine Fiktion, er erneuere nur die Verfassung der alten Republik, mehr Festigkeit und Stetigkeit gegeben haben. Augustus selbst hat in Verschwägerungen und in der Kreierung des Thronfolgers sehr viel Unglück gehabt. Das hat aber seine Nachfolger nicht abgehalten, auf derselben Bahn fortzuschreiten, Vermählungen im eigenen Geschlecht vor-

[1]) E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römerreichs II 454 ff. Marquardt, Röm. Staatsverw. I 444 ff. Mommsen, Röm. Gesch. V[3] 555 f.

[2]) Mommsen, Hist. Zeitschr. LVII (N. F. XXI) S. 396: 'Es ist ebenso richtig, dafs die Könige von Ägypten in Rom geherrscht haben, wie dafs der princeps der römischen Gemeinde das Nilland regierte.'

zunehmen und Thronfolger sich zu bestimmen, da nun einmal, wie jede andere, so auch die in republikanischen Formen gehaltene römische Monarchie die Tendenz hat, sich erblich zu machen. Bis zu Geschwisterehen, wie die Ptolemäer anknüpfend an altägyptische Gepflogenheiten, sind aber die römischen Kaiser nicht fortgeschritten. Dagegen in der Thronfolge hat man auch in Rom, ähnlich wie im Orient, vor allem in Ägypten, nötigenfalls durch Fiktionen, z. B. durch Annahme des Namens des Vorgängers, künstliche Anknüpfung gesucht.[1]) Wie in Ägypten der Name Ptolemaeus, so ist in Rom der Name Caesar vererbt worden, und zwar in einer Stetigkeit, dafs er sogar heute stellenweise die Bezeichnung der höchsten Form der Monarchie geworden ist. Zu den Vorrechten der Dynastien im Orient, insonderheit Ägyptens, gehörte es ferner, dafs man die Zeit bestimmte nach Regierungsjahren der Herrscher. Diese Sitte blieb auch unter den Römern im Osten bestehen, aber in Rom und Italien hat man davon keinen Gebrauch gemacht; hier beliefs man die republikanische Datierung nach Konsuln, oder es trat daneben diejenige nach Tribunenjahren des Kaisers. Die letzteren aber wurden zunächst vom jeweiligen Regierungsantrittstag der betreffenden Kaiser gezählt, so dafs man ein mit jedem Thronwechsel sich änderndes Tribunatsneujahr hatte. Dem gegenüber aber kam dauernd von Nerva ab ein neues System der Zählung auf, dafs nämlich als erstes Regierungsjahr eines jeden Kaisers die von seinem Regierungsantritt bis zum nächsten 10. Dezember, dem alten Tribunatsneujahr der Republik, liegende Zeit angesehen wird, und von da ab regelmäfsig die folgenden Jahre gezählt werden.[2]) Es ist dies genau dasselbe System, nach welchem die Kaiserjahre in Ägypten gezählt wurden[3]), nur dafs hier der 29. August, das ägyptische Neujahr, an Stelle des 10. Dezembers in Rom steht, und die Möglichkeit einer Überleitung der ägyptischen Zählweise in die römische ist wenigstens offen zu halten. Aber nicht nur in der thatsächlichen oder fiktiven Vererbung der Herrscherstellung sowie in der Chronologie zeigen sich, zum mindesten gesagt, Analogien zu der autokraten Dynastie Ägyptens, auch in den Vorbereitungen wie den Anordnungen schon des ersten Kaisers für den Fall seines Ablebens kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, als habe Ägypten eingewirkt. Die Grabstätte, die Augustus bald nach seiner Rückkehr aus Ägypten sich und seinem Haus auf dem Marsfeld errichten liefs, erinnert an das Grab der Ptolemäer[4]), und seinen uns unter dem Namen des monumentum Ancyranum erhaltenen Rechenschaftsbericht, den er auf Säulen vor seinem Grabmal hat aufschreiben lassen, hat ein so vorsichtiger Forscher wie Mommsen[5]) mit der persepolitanischen Inschrift des

[1]) Für dieses und das Folgende vgl. man die brauchbare Arbeit von E. A. Stückelberg, Die Thronfolge von Augustus bis Constantinus, Züricher Habilitationschrift. Wien 1897.

[2]) Mommsen, Röm. Staatsr. II³ 799.

[3]) Mommsen ebd. S. 804. M. L. Strack, Der Kalender im Ptolemäerreich, Rhein. Mus. N. F. LIII (1898), S. 422 betont, dafs diese Zählweise für die Ptolemäerzeit allerdings noch nicht nachgewiesen sei.

[4]) O. Hirschfeld, Die kaiserlichen Grabstätten in Rom, Sitzungsber. d. Berl. Akad. LI (1886) S. 1149. J. Asbach, Kaisertum und Verfassung S. 11.

[5]) Der Rechenschaftsbericht des Augustus, Hist. Zeitschr. LVII (N. F. XXI) S. 395 f.

Darius I. und der adulitanischen für Ptolemäus III. Euergetes verglichen und auch die Möglichkeit einer direkten Einwirkung des Ostens, zuletzt Ägyptens, nicht bestritten.

Mit dem zweiten Punkt unserer Betrachtung kommen wir auf festeren Boden und zu greifbareren Resultaten. Des grofsen Diktators Caesar Pläne galten, wie neuerdings u. a. Schwartz[1]) wieder mit Recht betont hat, nicht dem imperium Romanum, sondern einer griechisch-römischen *βασιλεία*, aufgebaut auf der hellenisch-römischen Stadtgemeinde. Er ist Städtegründer im Westen, wie sein Rivale Pompejus im Osten, in einem Umfang, wie kein Feldherr vor ihm und kein Kaiser nach ihm. Hätte Caesar länger gelebt, so hätte er gewissermafsen den Prozefs, der nach ihm Jahrhunderte gedauert hat, in einer Regierung vollendet. Sein Ideal war offenbar ein reines Städtereich, in dem Rom zu der prima inter pares herabgedrückt würde.[2]) Sein konsequentester Nachtreter war Claudius. Augustus aber, den zwischen Caesar und Claudius stehenden eigentlichen Organisator des Reiches, charakterisiert ein Zwiefaches: eine nationalrömische Tendenz im Gegensatz zu dem von Caesar beliebten, besonders auf das Griechentum gestützten Kosmopolitismus, und zweitens ein viel langsameres Vorgehen mit der Städtegründung aufserhalb Italiens und die Konstituierung auch nichtstädtischer Territorien, wie z. B. fast ausschliefslich in den tres Galliae. Für den zweiten Punkt war es aber sicher von Bedeutung, dafs man mit der neuesten Erwerbung am Nil ein altes Kulturland kennen lernte, das im wahren Sinne des Wortes überhaupt keine Stadt hatte, d. h. keine Stadt mit Selbstverwaltung im Sinne der griechischen *πόλις*.[3]) Allerdings hatte der ägyptische Nomos eine sogenannte Stadt, die sogar griechisch *μητρόπολις* hiefs, während die übrigen Siedelungen nur *κῶμαι* genannt wurden. Aber rechtlich war jene Metropolis ebensowenig wie diese Dörfer eine Stadt, da ihr die respublica mangelte. Der Nomos war ein Territorium mit einer Quasistadt, welches in einzelne Toparchien oder Topoi, d. h. kleinere Bezirke, zerfiel, teilweise auch, sicher wenigstens der Nomos Arsinoiticus, in mehrere gröfsere Regionen,

---

[1]) Die Berichte über die Catilinarische Verschwörung, Hermes XXXII (1897) S. 573.

[2]) A. Pernice, Die ersten römischen Kaiser, der Adel und die Staatsverwaltung, Preufs. Jahrb. XLVI (1880) S. 46.

[3]) Ägypten war in der Ptolemäerzeit und in der früheren römischen Kaiserzeit vollkommen stadtlos, Alexandreia nicht ausgenommen, welches zwar nach griechischer Art gebaut, in Demen und Phylen eingeteilt war, aber bis auf Septimius Severus niemals Selbstverwaltung gehabt hat (Dios Angabe LI 17 ist falsch, darüber E. Kuhn a. a. O. S. 479 f.). Hadrian zuerst (in Antinupolis) und dann Septimius Severus haben mit der alten ptolemäischen Ordnung gebrochen, indem sie zwar keine Beamten, aber eine Bule bewilligten. 'Bis dahin nennt sich zwar im offiziellen Sprachgebrauch die ägyptische Stadt Nomos, die griechische Polis, aber eine Polis ohne Archonten und Buleuten ist ein inhaltloser Name', so richtig Mommsen, Röm. Gesch. V² 557; man vgl. auch ebd. A. 1, Staatsr. II³ 953; G. Lumbroso, L'Egitto dei Greci e dei Romani S. 73 ff.; Abdallah Simaika, Essai sur la prov. Rom. d'Égypte S. 214 ff.; falsch ist sowohl die Ansicht von E. Kuhn a. a. O. S. 479 f. und Marquardt, Staatsverw. I² 450 ff., wie diejenige von U. Wilcken, Observationes ad historiam Aegypti provinciae Romanae S. 17 ff.

in den Quellen μερίδες genannt.[1]) Frappant ist die Ähnlichkeit, wenn man hiermit die Organisation der gallischen Civitas oder Volksgemeinde vergleicht, wie sie Augustus unter Benutzung der vorrömischen keltischen Gauverfassung hergestellt hat. Wohl ist sicher die Bezirkseinteilung einer solchen Civitas in Pagi durch keltische Wohnverhältnisse bedingt, aber die Stellung des Vorortes innerhalb der Civitas, die Eximierung desselben wenigstens von der paganen Gemeinschaft und seine Emporhebung zu einer Quasistadt[2]) erinnert lebhaft an die ägyptische Metropolis im Nomos. Nur mufs man sich auch zugleich den grofsen Unterschied von gallischer Civitas und ägyptischem Nomos gegenwärtig halten, dafs nämlich die erstere Selbstverwaltung erhielt, der Nomos dagegen unter einem königlichen resp. kaiserlichen Strategen stand, also bureaukratisch regiert wurde.

Was die sonstigen nichtstädtischen Territorien des Reiches angeht, so gewinnt das Ptolemäerreich vor allem einen grofsen Einflufs auf die Gestaltung der Verwaltung der mit dem Kaisertum auch aufkommenden kaiserlichen Domänen, technisch saltus genannt, und der sonstigen kaiserlichen Liegenschaften, wie Bergwerke und Salinen. Ganz Ägypten in seiner Gesamtheit wurde ja nicht anders wie eine grofse Domäne verwaltet. Besonders aber speziell das ehemals ptolemäische Domanialgut, sei es fiskalischer (γῆ βασιλική), sei es privater Natur (γῆ οὐσιακή)[3]), und seine ἐπιμεληταί oder ἐπίτροποι an der Spitze wurden die Vorbilder der mit quasimagistratischer Funktion im Römerreich ausgestatteten procuratores saltus, metallorum u. s. w.[4]), und der über diesen Einzelverwaltern bei den Ptolemäern stehende Oberleiter der königlichen Hauskasse, der Beamte πρὸς τῷ ἰδίῳ λόγῳ oder ἐπίτροπος ἰδίου λόγου, hält seinen Einzug in das neue römische Kaiserreich als procurator rationis oder rei privatae[5]), während der für Ägypten speziell bestehen bleibende finanzielle Oberbeamte den griechischen Titel ganz oder halb beibehält, nämlich procurator idiulogu oder kurz einfach, indem die Sache Name der Person wird, idioslogos oder idiologos. Aber abgesehen von dieser Herübernahme des äufseren Apparats in die römische Domänenverwaltung haben auch zwei für die wirtschaftliche Entwickelung des Römerreichs sehr wichtige Erscheinungen in Domanialsachen in Ägypten zum mindesten ihre Vorläufer, oder, was wir glauben, ihr Vorbild gehabt, einmal die Vergebung der Domänen an Kleinpächter, jene armen γεωργοί im Ptolemäer-[6]) oder coloni im Römerreich, die

[1]) Diese Dinge sind am besten dargelegt von U. Wilcken a. a. O. S. 11 ff.

[2]) Hierüber habe ich gehandelt in meiner Habilitationsschrift: Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs, Giefsen 1898, S. 12 f.

[3]) So richtig Paul Meyer, Aus ägyptischen Urkunden, Philologus LVI (N. F. X) S. 195, gegen P. Viereck, Hermes XXX (1895) S. 120.

[4]) Simaika, Essai S. 152 ff.

[5]) Marquardt, Röm. Staatsverw. II² 310 mit Anm. 3 und 311 Anm. 1. J. Jung, Die römischen Verwaltungsbeamten in Ägypten, Wien. Stud. XIV (1892) S. 248 mit Anm. 175 Simaika a. a. O. S. 155.

[6]) Mommsen, Röm. Gesch. V³ 573 Anm. 1. J. Jung a. a. O. S. 230 Anm. 19. Paul Meyer a. a. O. S. 202 ff., der aber nicht, wie Mitteis (Hermes XXXII [1897] S. 657 Anm. 2) be-

allmählich in immer gröfsere Abhängigkeit von den Herren oder den Gefällpächtern[1]) der grofsen Domänen geraten, bis sie schliefslich zu einem an die Scholle gebundenen Stand werden, zu dem, was man unter Kolonat im engeren Sinn versteht; und zum zweiten, was den gröfsten Grundherrn, den Kaiser selbst betrifft, jene eigentümliche, ganz offenbar aus dem Ptolemäerreich in das Römerreich übergegangene, gleich anfangs auftretende Vermengung von Staatsgut und Privatgut[2]), die wohl eine getrennte Verwaltung beider zuliefs, aber auf eine juristische Definition des Hausgutes von vornherein verzichtete, was dann hinführte zu der Identifikation von Staat und kaiserlicher Person, jenem *l'état c'est moi* sogar in vermögensrechtlicher Beziehung, dem echten Charakteristikum des byzantinischen Kaisertums.

Das Gegenstück zu dieser Einordnung auch nichtstädtischer Territorien in das römische Städtereich und ihrer folgenschweren Organisation nach dem Muster des städtelosen Ägyptens bildet die Behandlung der ersten Stadt des Reiches, der Mutterstadt des Reiches möchte man sagen, deren Stadtbürgerrecht dadurch, dafs es so viele Töchter geerbt hatten, zum Reichsbürgerrecht geworden war. Es ist eine seltsame Ironie, dafs mit dem Augenblick, da die Bezwingung des orbis terrarum vollendet war, die Stadt *κατ' ἐξοχήν*, nach deren Muster ganz Italien und grofse Teile des Westens sich mit Städten bedeckt hatten, endgültig als Stadt depossediert wurde, indem sie ihre Selbstverwaltung verlor. Rom war im letzten Jahrhundert der Republik aus einer italischen Hauptstadt eine Weltstadt geworden, indem es mit einer Schnelligkeit gewachsen war, um die es heute manche amerikanische Stadt beneiden könnte. Aber um die meisten Neubürger war es nicht zu beneiden, seitdem die von den Gracchen eingeführten Kornverteilungen eine Prämie auf die Nichtsthuerei setzten und ein weltstädtisches Proletariat geradezu grofszogen. Diese unruhige Hauptstadt war hinausgewachsen über den Rahmen eines Gemeinwesens, wie es der antike Stadtstaat mit seiner landläufigen Organisation zu meistern verstand. Das hatten die letzten Jahrzehnte der sinkenden Republik vollauf gezeigt. Was die Kaiser als Erbschaft der Republik in Rom antraten, war gewissermafsen ein grofses Vergnügungslokal und daneben ein Armen- und Verpflegungshaus für Proletarier, nicht mehr die stolze Metropole, deren Bürgerschaft einst sich selbst und auch die Welt zugleich regiert hatte. Der Senat, der alte Stadtrat, wurde zudem von Augustus zu einer Art Reichsrat neben dem Kaiser umgeschaffen, dem die Hälfte des Reiches in Gestalt der sogenannten senatorischen Provinzen zur Verwaltung übergeben wurde. Es war bei dieser Sachlage nur

---

merkt, die *κάτοικοι* der ägyptischen Papyri mit den afrikanischen conductores gleichstellen sollte (S. 201).

[1]) Als Gefällpächter hat die conductores gegenüber A. Schulten (Römische Grundherrschaften, Weimar 1896, S. 88 ff.; Die lex Manciana, Abhandlungen der Göttinger Gesellsch. der Wiss. N. F. II Nr. 3, Berlin 1897, S. 43 f.) richtig erwiesen Rostowzew bei Ruggiero, Dizionario epigrafico s. v. conductor II 578 ff.; vgl. meine Besprechung von Schultens Arbeit über die lex Manciana in der Berliner philol. Wochenschr. Nr. 33/4 (1898) Sp. 1040/2.

[2]) Mommsen, Röm. Staatsr. II³ S. 1008.

allzunatürlich, dafs der Kaiser auch die alten republikanischen Stadtbeamten allmählich eliminierte, so schwer es dem überall gegen Neues sich lange sträubenden Augustus auch geworden sein mag. Das Vorbild für diese kaiserliche Neuorganisation von Rom aber — und das ist vielleicht der deutlichst erkennbare ägyptische Einflufs im Römerreich — hat Alexandreia gegeben [1]), die Königsstadt der Ptolemäer, die einzige Weltstadt der damaligen Zeit, die mit Rom konkurrieren konnte [2]), ja an Leichtlebigkeit und Liederlichkeit seiner Bevölkerung dasselbe noch übertraf. [3]) Alexandreia ist niemals Stadt im griechischen Sinn gewesen, es hat keine *βουλή* gehabt [4]) und keine selbstgewählten, sondern nur vom König ernannte Beamte; als solche nennt uns Strabo [5]) den *ἐξηγητής*, den *ὑπομνηματογράφος*, den *ἀρχιδικαστής* und den *νυκτερινὸς στρατηγός*. Von diesen ist der zuletzt genannte das Vorbild des praefectus vigilum in Rom, und seine *νυκτοφύλακες στρατευόμενοι* sind das Vorbild der augusteischen vigiles für das stadtrömische Feuerlöschwesen und den nächtlichen Sicherheitsdienst. [6]) Eine Kopie des Exegeten ist nach Marquardt [7]) und Hirschfeld [8]) der praefectus annonae in Rom, während jetzt Mitteis [9]) mit gröfserem Recht in diesem alexandrinischen Beamten eine Art obersten Gemeindevorstands erblickt, wie er auch für das ägyptische Hermupolis bezeugt ist [10]); dann hätte er also als das Vorbild des praefectus urbi, des eigentlichen an die Stelle der Konsuln tretenden Stadtleiters, namentlich in polizeilicher Beziehung [11]), zu gelten. Damit ist jene Entwickelung in Rom angebahnt, die von Claudius weitergeführt und von Septimius Severus beendet wurde, wodurch der Sache wie dem Namen nach Rom der Stempel der Kaiserstadt (urbs sacra oder Roma sacra, sacer damals 'kaiserlich') aufgedrückt wurde. [12])

Aber nicht nur in der kaiserlichen Domanial- und in der stadtrömischen Verwaltung hat in Bezug auf das neue Beamtentum das ägyptische Vorbild gewirkt. Wir dürfen wohl weiter gehen und behaupten, dafs der Gedanke der Schaffung eines Reichsbeamtenstandes, wie ihn Augustus vor allem aus dem Ritterstand entnommen hat, wenn auch teilweise nicht im einzelnen, so doch in seinen Grundzügen an der ägyptischen Bureaukratie sich entwickelt hat. Bemerkenswert ist in dieser Neuschöpfung des Augustus besonders die

---

[1]) O. Hirschfeld, Röm. Verwaltungsgeschichte I 143 und 284 mit Anm. 1.

[2]) Strabo XVII 1, 13 S. 798. Dio Chrys. Or. XXXII ad Alexandrinos I S. 669 R. Marquardt, Röm. Staatsverw. I² 454 f. H. Schiller, Gesch. d. röm. Kaiserzeit I 421. Mommsen, Röm. Gesch. V³ 581 f.

[3]) Man lese die schöne Schilderung bei Mommsen a. a. O. S. 582 ff.

[4]) Vgl. oben S. 123 Anm. 3. [5]) XVII 1, 12 S. 797.

[6]) Hirschfeld an den oben Anm. 1 angeführten Stellen.

[7]) Röm. Staatsverw. I² 456. [8]) A. a. O. S. 284.

[9]) Hermes XXX (1895) S. 588. Eine dritte Ansicht bei Mommsen, Röm. Gesch. V³ 568 mit Anm. 1, die aber wenig überzeugend ist.

[10]) Auch für Oxyrhynchus; vgl. v. Wilamowitz-Moellendorff, Gött. Gelehrt. Anzeig. Nov. 1898 S. 678.

[11]) Über die Funktionen des praefectus urbi Hirschfeld a. a. O. S. 153.

[12]) So Hirschfeld a. a. O. S. 174 mit Anm. 1.

Trennung der Kompetenzen, die Schaffung einer eigenen Finanzcarrière auch in der Provinzialverwaltung, weiter die Schaffung richterlicher, militärischer und sonstiger Spezialmandate neben den Statthaltern, die auf die Verwaltung und Oberaufsicht beschränkt werden und nur stellenweise daneben höchstens noch die Heeresleitung behalten. Vereinigten sich in der Republik in der Person des Statthalters alle Funktionen, und hatte dieser nur unter sich noch einen Quaestor als Kassenbeamten, so traten in der kaiserlichen Verwaltung neben die Statthalter Finanzprokuratoren, legati iuridici, Legionskommandeure, Census- und Aushebungsbeamte, und das erinnert uns an das Bild Ägyptens, wo neben dem praefectus Aegypti, dem Statthalter, iuridicus und idiologus, d. h. ein höchster richterlicher und finanzieller Beamter stehen[1]), von denen der zweite sicher schon für die Ptolemäerzeit nachgewiesen[2]), der erstere wahrscheinlich in dem ptolemäischen *ἀρχιδικαστὴς τῆς Αἰγύπτου* zu suchen ist.[3]) Neu ist allerdings bei dem römischen Beamtentum des Augustus gegenüber dem ägyptischen, dafs die augusteische Beamtencarrière auf militärischer Grundlage ruht und einen halbmilitärischen Charakter immer behält, wie die preufsische Friedrich Wilhelms I[4]), während in dem Ägypten der Ptolemäerzeit mit seinem Söldnerheer eine rein civile Beamtencarrière anzunehmen ist. Das beweist die Richtigkeit des Mommsenschen Satzes, dafs Augustus fast niemals direkt kopiert hat.[5]) Erst der gröfste Ägyptophile unter den Kaisern, Hadrian, hat auch im Römerreich die von der militärischen Vorbildung ganz unabhängige, auf juristischer Fachbildung beruhende Civilbeamtencarrière geschaffen[6]), woraus sich der Berufsbeamtenstand entwickelt hat, auf dem Diocletian seine Neuorganisation des Reiches aufgebaut, und der dem byzantinischen Staate, diesem Bureaukratenstaate *κατ' ἐξοχήν*, seinen Stempel aufgedrückt hat. Es ist die Frage, ob Hadrian, dessen Zurückgehen auf Ägyptisches in so mancherlei Beziehung bekannt ist, nicht auch in seiner umfassenden Thätigkeit als Reichsorganisator, die immer mehr in ihrer Bedeutung hervortritt, an ägyptische Vorbilder sich angelehnt hat. Nicht nur die Civilbeamtencarrière, auch die Gestaltung der ritterlichen Hofämter und damit des gesamten Hofdienstes, die Einrichtung des kaiserlichen consilium, welches an das ptolemäische *συνέδριον* erinnert, endlich die Einteilung Italiens in vier Bezirke mit consulares, später unter Marcus iuridici genannt, an der Spitze, wobei wir an die drei ägyptischen Epistrategien unter ihren Epistrategen

---

[1]) Die Entwickelung ist also umgekehrt, wie Mommsen (Röm. Gesch. V[3] 567 Anm. 1 Anfang) sie darstellt, zu denken (richtiger der Schlufs der Anm.). Unstreitig falsch ist es, wenn es bei Marquardt, Röm. Staatsverw. I[2] 551 f. heifst: 'Der iuridicus provinciae hat keine erkennbare Analogie zu dem iuridicus Alexandriae.' Dagegen vgl. Mommsen, Staatsr. I[3] 231 Anm. 5, Wilcken, Observationes S. 9, und J. Jung a. a. O. S. 244 Anm. 142. Zu der Nebeneinanderstellung des idiologus und der übrigen Provinzialprokuratoren vgl. Jung ebd. S. 248 Anm. 173.

[2]) Vgl. oben S. 124 Anm. 5. [3]) Mommsen, Röm. Gesch. V[3] 567 Anm. 1.

[4]) Diesen treffenden Vergleich entnehme ich W. Liebenam, Beiträge zur Verwaltungsgeschichte des römischen Kaiserreichs S. 4 f.

[5]) Histor. Zeitschr. LVII (N. F. XXI) S. 396.

[6]) Liebenam a. a. O. S. 5 ff.

denken, alles das ist sein Werk.[1]) Eine Monographie über diese eigentümlichste, man möchte fast sagen, halbmoderne Erscheinung der römischen Kaiserzeit, die ein dringendes Bedürfnis ist, hätte den Einflüssen von Ägypten her, die Hadrian auch in dieser Beziehung vielleicht auf sich hat einwirken lassen, nachzugehen. Wie uns scheint, ist er unter ägyptischem Einflusse der Vollender des augusteischen Systems nach der monarchisch-autokratischen Seite hin. Hatte Augustus wohl den Monarchen, wenn auch unter höchst bescheidenem Titel, in die Verfassung hereingebracht, so gab Hadrian der schon lange offen hervorgetretenen Monarchie auch die monarchischen Hofämter und einen kaiserlichen Rat, hatte Augustus wohl einen neuen kaiserlichen Beamtenstand geschaffen, aber als Anhängsel der militärischen Carrière, so schuf Hadrian zum erstenmale einen rein fachmännisch gebildeten Civilbeamtenstand; hatte Augustus Rom des hervorragenden Charakteristikums der römisch-griechischen Politie, der Selbstverwaltung, entkleidet und die bureaukratische Verwaltung der Alexanderstadt am Nil in der Caesarenstadt am Tiber zur Anwendung gebracht, so übertrug Hadrian eine der Bezirkseinteilung von Ägyptenland ähnliche auf Italien unter kaiserlichen Beamten und bereitete damit den Untergang der städtischen Selbstverwaltung auch in den italischen Landstädten sowie die Provinzialisierung Italiens selbst vor.

Indem wir uns zu dem vierten Punkte unserer Erörterung wenden, ergiebt sich leicht aus diesem Hinweis auf das stark gegenüber dem republikanischen vergröfserte kaiserliche Beamtenmaterial, dafs nun erst eine wirkliche Verwaltung des Reiches ermöglicht wurde. Holm[2]) hat neuerdings in einer sehr interessanten Ausführung darauf hingewiesen, dafs Ciceros Bemerkung (De officiis II 8), Rom habe in der republikanischen Zeit richtiger gesagt ein patrocinium als ein imperium über den orbis terrarum geführt, nicht als blofse Redensart zu betrachten sei, dafs vielmehr in den beiden Ausdrücken derselbe Gegensatz liege wie im Griechischen zwischen *προστασία* und *ἀρχή*. 'Sollte Friede um das Mittelmeer hergestellt werden', sagt er, 'so mufsten die einzelnen Freistaaten und Königreiche gezwungen werden, sich unter Aufgabe ihrer Ansprüche auf die Herrschaft über andere, aber unter Beibehaltung ihrer inneren Selbständigkeit Rom anzuschliefsen. Rom hat erobert, aber nicht im Sinne unserer Zeit, in welcher der erobernde Staat die innere Verwaltung des eroberten übernimmt.' Das Kaisertum, welches ein mittelbares imperium über das ganze Reich und ein unmittelbares über die Hälfte der Provinzen erhielt, übernahm als Erbteil der vorausgegangenen Revolutionsepoche, da die Gewaltherrschaft an Stelle der Schutzherrschaft auch in den Provinzen getreten war, die Verpflichtung, nun auch eine wirkliche Verwaltung der Provinzen, wie des Reiches überhaupt, einzurichten. Vor allem ist es die schwächste Seite des römischen Staatswesens, die Finanzverwaltung, welche eine tüchtige Neuorganisation nach ägyptischem Muster erfährt.[3]) Es ist nicht möglich, das im

[1]) H. Schiller, Röm. Kaisergesch. I 616 ff. [2]) Griech. Gesch. IV 550.

[3]) Mommsen, Röm. Gesch. V[3] 559 f. Simaika, Essai S. 167 f. V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit Teil I Bd. 2, 669 und 920 f.

Rahmen dieses Vortrags im einzelnen auszuführen, aber hervorgehoben sei, dafs gerade auf diesem Gebiete die neueste Forschung für Anlehnungen an Ägypten die meisten Beweise gefunden hat. Wir werden nur noch das Hauptsächlichste kurz skizzieren: die gewaltige Arbeit einer Vermessung des Reiches, welche M. Agrippa zumeist leitete, und die Klassifizierung von Grund und Boden nach Bestand und Qualität, diese grundlegende Arbeit für eine gerechte direkte Besteuerung der Provinzialen, haben die Römer sicher gelernt im alten Nilland, 'wo', wie Gardthausen[1]) sagt, 'die Elemente der Schätzung seit uralter Zeit vorhanden waren'. Griechen waren es, wie uns berichtet wird, die diese Arbeit ausführten, höchst wahrscheinlich, wie Lumbroso[2]) vermutet, Griechen von Alexandreia. Über feststehende Perioden der Wiederkehr des Provinzialcensus in der ersten Kaiserzeit wissen wir sehr wenig. Anfangs scheint nach dem Muster des stadtrömischen Bürgercensus auch der Provinzialcensus noch eine Zeit lang fünfjährig geblieben zu sein.[3]) Bemerkenswert aber ist, dafs wiederum unter Hadrian im Jahre 118 eine Niederschlagung der Steuerreste von 15 Jahren her stattfand, von wo an man eine 15jährige Steuerperiode im Reiche hat datieren zu können geglaubt.[4]) Man hat aber auch weiter schon hier an die Analogie des immer nach 14 Jahren stattfindenden ägyptischen Census zur Neuaufstellung der sogenannten *κατ' οἰκίαν ἀπογραφαί*, deren Wesen Wilcken[5]) so vorzüglich entwickelt hat, erinnert[6]), sowie an den Zusammenhang der für das Mittelalter so wichtigen Indiktionenrechnung mit diesen Steuerperioden.[7]) Doch ist zu konstatieren, dafs hier die gröfste Vorsicht geboten ist, dafs die Ergebnisse der Forschungen des gröfsten Kenners auf diesem Gebiete den Zusammenhang der Indiktionenrechnung mit der Steueransage wieder zweifelhaft machen.[8]) Neben der Beschaffung der Grundlagen für eine gerechte Provinzialbesteuerung ist die Art der Steuerbeitreibung im römischen Kaiserreich, wir meinen den Übergang von dem so verderblichen indirekten System durch Verpachtung in der republikanischen Zeit zu der unmittelbaren Erhebung durch staatliche Beamte wenigstens zunächst bei den direkten Steuern[9]) und die Herabdrückung der Steuerpächter, da wo sie bestehen bleiben, zu Halbbeamten[10]), aus Ägypten importiert, ebenso wie gewisse neue Steuern im Römerreich, wie die vicesima

[1]) A. a. O. S. 921.

[2]) Recherches sur l'économie politique de l'Égypte au temps des Lagides, Turin 1870, S. 296.

[3]) Marquardt, Röm. Staatsverw. II² 243 f.

[4]) Mommsen, Röm. Staatsr. II³ 1015 mit Anm. 4. Marquardt a. a. O. S. 244.

[5]) Hermes XXVIII (1893) S. 230 ff. und gegen Viereck (Philol. LII [1893] S. 233), Philol. ebd. S. 565 f. Wilcken folgt Mitteis, Hermes XXX (1895) S. 601 ff. und Paul Meyer, Philol. LVI (N. F. X) S. 193 ff.

[6]) Marquardt a. a. O. S. 245.

[7]) Derselbe ebd. S. 245 mit Anm. 4. O. Seeck, Die Entstehung des Indiktionencyklus, Deutsche Zeitschr. für Geschichtswissenschaft XII (1894/5) S. 293.

[8]) U. Wilcken, Hermes XXVIII (1893) S. 230 ff.

[9]) Über die ägyptischen Gepflogenheiten in dieser Beziehung vgl. Simaika, Essai S. 152 f. und S. 156 ff.

[10]) Rostowzew bei Ruggiero, Diz. epigrafico II 596 ff.

hereditatium, die fünfprozentige Erbschaftssteuer[1]), oder die centesima rerum venalium, die einprozentige Kaufs- und Verkaufssteuer, welch letztere in dem ptolemäischen τέλος ὠνῆς ihr Vorbild haben soll.[2])

Angehängt sei noch eine Bemerkung darüber, dafs auch im Militärwesen[3]) die Kaiser gewisse Neuerungen in Ägypten, offenbar wegen der eigentümlichen Bevölkerungsverhältnisse hier, mindestens zuerst eingeführt, vielleicht auch aus den Verhältnissen der ptolemäischen Soldateska abgeleitet haben. Die lokale Konskription, die von Hadrian im ganzen Reiche eingeführt wurde[4]), ist vorher allein bis zu einem gewissen Grade in Ägypten geübt worden[5]), und infolgedessen hat auch hier zuerst eine Zwangsersatzaushebung vor allem aus den Katöken, dem ptolemäischen Soldatengrundbesitzerstande, stattgefunden.[6]) Das für die Bildung eines besonderen Soldatenstandes wichtige Institut der filii ex castris ist von Tiberius zuerst in Ägypten zugelassen worden[7]), und die Ausbildung eines neuen Soldatenmaterials, welches den in der späteren römischen Kaiserzeit einander genäherten und gemeinsam die Feldtruppen bildenden Legionaren und Auxiliaren gegenübertritt, der von Alexander Severus geschaffenen milites castellani, der Grenzer mit vollem Eherecht während der Dienstzeit[8]), vollzieht sich an dem Vorbild eben jenes erblichen Soldatenstandes aus der Ptolemäerzeit[9]), einer Institution, deren agrarischer Charakter in der römischen Kaiserzeit zunächst mehr betont worden war[10]), die aber dann infolge

---

[1]) Lumbroso, Recherches S. 308 ff., Cagnat, Étud hist. sur les impôts indir. S. 180, anders Hirschfeld, Verwaltungsgeschichte I 62. Vgl. auch Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht S. 3 Anm. 2.

[2]) Lumbroso a. a. O. S. 303. Cagnat a. a. O. S. 227. Mitteis S. 9 Anm. 2.

[3]) Bezüglich des Polizeiwesens ist über die stadtrömischen Neuerungen des Augustus oben (S. 126) schon gehandelt. Bei Besprechung der provinzialen Polizeiverhältnisse meint O. Hirschfeld gelegentlich (Die Sicherheitspolizei im römischen Kaiserreich, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1891 S. 867), dafs für die Organisation der lokalen Polizei, besonders im Osten, mehrfach die ägyptischen Einrichtungen (über diese derselbe, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1892 S. 815—824 und F. Krebs in Aegyptiaca für Ebers S. 30—36) mafsgebend gewesen seien, z. B. für den in mehreren Städten Kleinasiens auftretenden νυκτοστρατηγός, während er aus dem Westen schon früher (Gall. Studien III, Sitzungsber. der Wiener Akad. CVII [1884] S. 240) den praefectus vigilum et armorum von Nemausus auf ägyptischen Einflufs zurückgeführt hat.

[4]) Mommsen, Hermes XIX 21.

[5]) Die ägyptische Konskription war allerdings zunächst keine rein lokale, sondern erstreckte sich auf den ganzen Orient, neben Ägypten besonders auf Galatien, vgl. Mommsen ebd. S. 5 f., Paul Meyer, Die ägyptische Legio XXII und die Legio III Cyrenaica, Fleckeis. Jahrb. f. cl. Philol. CLV (1897) S. 577; unter Trajan dagegen war sie schon fast ausschliefslich auf Ägypten beschränkt, vgl. denselben, Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch. Roman. Abteilg. XVIII 55.

[6]) P. Meyer, Der römische Konkubinat, Leipzig 1895, S. 111; derselbe, Die ägyptischen Urkunden und das Eherecht der römischen Soldaten, Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch. ebd. 54 f. 71.

[7]) Derselbe, Aus ägyptischen Urkunden, Philologus LVI (N. F. X) S. 210 ff.

[8]) Derselbe, Der römische Konkubinat S. 120 ff., Zeitschr. der Savigny-Stiftung XVIII 74.

[9]) G. Lumbroso, L'Egitto dei Greci e dei Romani, Rom 1895², S. 80 ff.

[10]) P. Meyer, Philologus LVI (N. F. X) S. 194.

der besonders auf sie aufgebauten lokalen Zwangsaushebung die Grundlage der erwähnten neuen militärischen Einrichtungen im ganzen Reiche wurde, die schliefslich zum 'Niedergang des regulären Heeres' und zum Eherecht aller römischen Soldaten geführt haben.[1])

Doch wir eilen zum Schlufs. Das spätrömisch-byzantinische Reich charakterisiert eine vollkommene Omnipotenz des Kaisers in jeder Beziehung, ein gewaltiges Beamtenheer mit hierarchischer Ausbildung und weitgehendem Bureaukratismus, eine mangelnde Selbstverwaltung der Städte, die von kaiserlichen Kommissaren geleitet wurden, deren Kurien nur noch Staatsinstitute waren, beauftragt mit der Beitreibung der Steuern, ein Heer, das zum gröfsten Teil aus fremden Söldnern bestand, die, mit Grund und Boden ausgestattet, an die Person des Kaisers gefesselt waren, endlich eine eigentümliche Gebundenheit der Stände und Berufe, nicht zum wenigsten des Bauernstandes, der zur Hörigkeit im Kolonatsverhältnis herabgesunken war: mit anderen Worten, das römische Reich war nach ungefähr 300 Jahren auf einem ähnlichen Punkte angekommen, auf dem die Ptolemäer geendet hatten, nur dafs bei dem brutalen Ausbeutungssystem, dem die Römer immer gehuldigt haben, und der kapitalistischen Richtung des römischen Rechts das Bild, das sich jetzt bietet, ein ungleich grauenvolleres ist. Wohl können in diesen beiden Entwickelungshergängen mehrfach gleiche Ursachen gleiche Wirkungen gehabt haben, und manches, was man auf Ägypten zurückzuführen geneigt wäre, findet auch ohne dies seine Erklärung. Aber wenn man gerade Augustus, der unmittelbar nach der Rückkehr aus Ägypten und dem Orient sein grofses Werk der Neuorganisation des Römerreichs in Angriff nimmt, und Hadrian, den gröfsten Ägypterfreund unter allen römischen Kaisern, für bestimmte Reformen, die den ägyptischen Stempel an der Stirn tragen, verantwortlich machen mufs, so darf man sich einem gewissen Import aus dem Nilland, wie auf anderen, so auch auf diesen Gebieten nicht verschliefsen, wenn es auch Sache einer vorsichtigen Forschung sein mufs, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Aber davor hat uns das Herrschersystem der Caesaren selbst bewahrt. Denn es gehört offenbar diese Anlehnung an Fremdes zu den arcana imperii, und nicht umsonst haben Augustus und seine Nachfolger ängstlich die Angehörigen des mitregierenden senatorischen Standes, der die Geschichtsüberlieferung beherrschte, von der gröfsten und wichtigsten Krondomäne ferngehalten. Aber wenn sie auch den Zeitgenossen in dieser Beziehung so manches verhüllt haben, unser forschendes Jahrhundert ist auch hinter die Geheimnisse des Kaiserregiments gekommen, seitdem Ägypten selbst, aus dem die Caesaren ihre Weisheit bezogen, uns den schier unerschöpflichen Schatz seiner Papyri geöffnet hat. Durch diese mächtig strömende neue Quelle werden uns nicht nur die ägyptischen Institutionen der römischen Kaiserzeit bekannter, nein, wir können auch in die Ptolemäerzeit sowie die älteste Zeit und ihren Verwaltungsmechanismus Blicke thun und

[1]) P. Meyer, Konkubinat S. 123, Zeitschr. der Savigny-Stiftung XVIII 74. Alle diese mehrfach citierten Arbeiten Paul Meyers sind sehr beachtenswert.

haben hier also den Ausgangspunkt wie in den Rechtsquellen der spätrömischen Kaiserzeit den Endpunkt für unsere Untersuchungen. So gelingt es wohl noch, was Mitteis in seinem bedeutenden Buche 'Reichsrecht und Volksrecht'[1]) für das Gebiet des Privatrechts begonnen hat, auch für die Gebiete des Staatsrechtes und der Verwaltung zu vollenden, nämlich auch hier die drei Kulturströme, die schliefslich im Römerreich ineinander geflossen sind, den altägyptischen, den griechischen und den römischen, voneinander zu scheiden und nachzuweisen, wie neben Hellenentum und hellenistischem Geiste auch das alte Ägyptertum, obwohl es schon seit 1000 v. Chr. unter dem Joch der Eroberer schmachtete, wie sonst, so auch auf dem von uns behandelten Gebiete einen unverwüstlichen Einflufs mit seiner uralten Kultur geübt hat bis ans Ende der Tage der antiken Welt.

---

[1]) L. Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs, Leipz. 1891.

WOLFRAMS PARZIVAL UND SEINE NEUESTE BEARBEITUNG

Von Friedrich Vogt

Nächst dem Nibelungenliede hat kein Epos die germanistische Forschung mehr beschäftigt, als Wolframs Parzival. Die seltsam verschnörkelte Ausdrucksweise des subjektivsten aller mittelhochdeutschen Dichter macht die Arbeit des *tiutaere* noch heute ebensonötig, wie sie schon Gottfried von Strafsburg erschien. Herkunft und Gestaltung des Stoffes der mysteriösen Dichtung drängen eine Fülle von Fragen auf. Vor allem: worin besteht eigentlich Wolframs dichterische Leistung? Hat er mit der Fülle eigener Phantasie und eigener Gedanken nur nach der dürftigen Vorlage, die ihm Chrétiens unvollendeter Perceval bot, jenes gestaltenvolle und sinnreiche Riesengemälde ausgeführt, hat er selbst die streitenden Strömungen seiner Zeit zu einem bedeutenden Lebensideal zusammengefafst, das er in der geheimnisvollen Gralgemeinde verkörpert und dem er seinen Helden durch Irrtum und Arbeit entgegenführt, oder hat er nur die Dichtung eines 'Provençalen Kyot' übersetzt, auf die er sich beruft, und ist nichts als der originelle Stil und dieser und jener subjektive Exkurs sein eigen? Die Antwort entscheidet über die Stellung, die wir Wolfram von Eschenbach in der Litteraturgeschichte anzuweisen haben, sie wirft auch das schwerste Gewicht in die Wage, welche die Bedeutung der deutschen höfischen Epik neben der französischen abmifst. Und bis in die neueste Zeit ist diese Antwort bald für bald gegen Wolframs Selbständigkeit ausgefallen. Heinzel hat eine verdienstliche Vergleichung der verschiedenen Gralromane[1]) mit einer Untersuchung abgeschlossen, in der er den ganzen Inhalt des deutschen Parzival als wesentlich identisch mit der verlorenen Dichtung des Kyot ansetzt.[2]) Dem gegenüber sind die Bedenken, die vor allem Zarncke und Birch-Hirschfeld gegen die Existenz dieses Werkes geltend gemacht hatten, nicht verstummt, und die Gründe für ihre Ansicht, dafs Wolfram Chrétiens Fragment als einzige Quelle benutzt habe, sind neuerdings besonders durch den von Julius Lichtenstein geführten Nachweis ausgedehnterer Beziehungen zwischen Chrétien und Wolfram nicht unwesentlich verstärkt worden.[3]) Aber auch in Kreisen, die

[1]) Über die französischen Gralromane. Denkschriften der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. XL.

[2]) Über Wolframs von Eschenbach Parzival. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. CXXX.

[3]) Zur Parzivalfrage, in den Beiträgen z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Litt. Bd. XXII.

diesen wissenschaftlichen Fragen fernstehen, darf neben dem Nibelungenliede wohl keines unserer mittelalterlichen Epen auf mehr Interesse rechnen, als der Parzival. Die populären Litteraturgeschichten, die Erneuerung des Stoffes durch Wagner haben jenen ahnungsvollen, mystischen Schimmer, mit dem das Mittelalter das Werk umgeben sah, von neuem um die Geschichte des Gralsuchers gewoben, und so mancher möchte der alten Dichtung näher treten, der nicht in der Lage ist, ihrer Sprache Herr zu werden. Simrocks und San Martes Übersetzungen sind diesem Bedürfnis seinerzeit entgegengekommen, sie haben Wolframs Gedicht in neuhochdeutschen Reimversen vollständig wiedergegeben und nicht wenigen des Mittelhochdeutschen Unkundigen die Bekanntschaft mit der Dichtung vermittelt. Aber einen rechten Kunstgenufs wird kaum jemand beim Lesen dieser wenig anmutigen Versmassen empfunden haben, und auch wissenschaftlich sind die Arbeiten der beiden verdienten Männer durch die neuere Wolframforschung überholt. Die Erkenntnis von der aufserordentlichen Schwierigkeit einer zugleich wissenschaftlich und poetisch befriedigenden Parzivalübersetzung veranlafste Boetticher, bei seiner möglichst getreuen Übertragung ganz auf den Reim zu verzichten, während ihn zugleich die Rücksicht auf die geringere Bedeutung grofser Partien der Dichtung für das allgemeine Interesse bewog, von solchen Stücken nur einen kurzen Inhaltsauszug zu geben. Die Aufgabe einer wirklich poetischen Modernisierung des Wolframschen Parzival blieb noch zu lösen; glücklicherweise hat sich ihr jetzt der Mann unterzogen, der wie kein anderer zu dem schwierigen Werke berufen war: Wilhelm Hertz.[1])

Es ist bei dem trefflichen Nachdichter des Rolandsliedes und des Tristan, dem Verfasser des köstlichen Spielmannsbuches selbstverständlich, dafs er den formalen Ansprüchen, die man heutzutage an jede gute poetische Übersetzung stellt, in vollem Mafse gerecht wird: dafs er seine Verse und Reime nach den strengen Regeln der modernen Metrik, nach den Geboten des modernen rhythmischen und euphonischen Gefühls baut, dafs er im Wort- und Formengebrauch wie in der Wortfügung nicht ein halbes Mittelhochdeutsch, sondern ein reines Neuhochdeutsch schreibt, dafs sein Stil wirklich poetisch, von Verlegenheitsreimen und Steifheiten frei ist, und nicht minder selbstverständlich ist es bei ihm, dafs er den Text, den er wiedergiebt, mit gründlichem philologischen Verständnis behersccht. Die Kürzungen der Erzählung, die unvermeidlich sind, um Wolframs Gedicht dem Geschmacke der Gegenwart annehmbar zu machen, hat er mit feiner Hand ausgeführt. Natürlich waren es die Geschichte Gachmurets und die Gawanepisoden, die davon betroffen wurden. Die eigentliche Geschichte des Parzival tritt dadurch nur um so klarer hervor, und die Abenteuer seines ritterlichen Vaters wie die seines weltfrohen Kameraden sind so geschickt zusammengezogen, dafs sich nirgend eine Lücke fühlbar macht. So ist es Wilhelm Hertz gelungen, dem alten Gedicht eine Form zu geben, in der es den modernen Menschen einen ähnlichen Kunstgenufs ver-

---

[1]) Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart (Cotta) 1898.

schaffen kann, wie man ihn vor sieben Jahrhunderten beim Anhören des Originals empfunden haben wird.

Eine andere Frage ist es, inwieweit bei den vorgenommenen Veränderungen Wolframs eigentümliche Behandlungsweise seines Stoffes, sein merkwürdiger Stil, seine ganze scharf ausgesprochene dichterische Eigenart gewahrt geblieben ist. Hertz hat es selbst als unmöglich bezeichnet, sie ihrem ganzen Umfange nach im Neuhochdeutschen zur Geltung zu bringen. So hat denn die alte knorrige Dichtung unter seiner Hand ein weit glatteres und artigeres Aussehen bekommen; Gottfried von Strafsburg würde an diesem Parzival kaum noch etwas auszusetzen haben. Das lag eben zum guten Teil in der Aufgabe des Nachdichters begründet. Den ganzen Wolfram 'mit seiner kühnen, so häufig hieroglyphischen Bildersprache' getreu wiederzugeben, hätte allerdings geheifsen, dem Verständnis und dem Geschmack moderner Leser Unerfüllbares zuzumuten; das bemerkt Hertz mit Recht. Aber ich glaube doch, dafs Wilhelm Hertz auch durch seine eigene dichterische Natur dazu gedrängt wurde, einer gefällig hinfliefsenden Erzählung zuliebe manche ihrer originellsten Arabesken wegzuschneiden. Gerade an jenen zahlreichen Stellen, wo Wolfram seine Reflexionen einflicht oder wo er Beziehungen auf seine persönlichen Verhältnisse und auf seine Umgebung in die Erzählung hineinträgt, äufsert sich doch sein Wesen und seine durchaus subjektive Behandlungsweise des Stoffes zu charakteristisch, als dafs man ihrer Beseitigung bei Hertz zustimmen möchte. Auf wie lebendigem Hintergrunde tritt uns nicht der Dichter und seine Dichtung entgegen, wo er von der buntgemischten Gesellschaft auf der Wartburg und von Herrn Walthers Unbehagen in diesem Treiben spricht; wie sehen wir das Werk durch persönliche Verhältnisse bedingt, wenn er die Fortsetzung vom Gebot einer Frau abhängig macht; eine wie starke Persönlichkeit spricht zu uns aus den Versen wider die Treulose, gegen die er den Hafs festhält wie eine Zange. Dergleichen konnte nicht ohne Beeinträchtigung des individuellen Charakters der Dichtung fortbleiben. Bei der Kürzung und Beseitigung von Reflexionen des Dichters ist beispielsweise die Einleitung stark in Mitleidenschaft gezogen. Sollten die Sätze, in denen Wolfram ausführt, was er von seinen Zuhörern an geistigen Eigenschaften erwartet und was er ihnen geistig bieten will, in denen er sein Frauenideal in so bemerkenswerten Zügen entwirft, nicht für jeden von Wert sein, der den Dichter kennen lernen will, und sind sie nicht gerade in ihrer schwierigen, bilderreichen, flackernden Ausdrucksweise für ihn so besonders charakteristisch?

Dafs Hertz die Stellen beschnitten hat, in denen Wolfram mit wunderlichen Namen und anderer seltsamer Weisheit prunkt, ist nur zu billigen. Aber wenn er uns die kuriosen medizinischen Versuche an Anfortas Wunde mit allen ihren Worten, *die man ûz der bühsen nimt*, nicht vorenthielt, so nimmt es wunder, dafs er die geheimnisvoll gelehrten Ausführungen des Dichters über den Ursprung der Graltraditionen und seiner Quelle, über den Heiden Flegetanis und sein arabisches Buch zu Toledo, über Kyot und die lateinischen Chroniken, die er durchforscht habe, so ganz unterdrückt. Er hat überhaupt

alle Berufungen auf Kyot beseitigt, was um so auffälliger ist, als Hertz selbst an die Existenz dieser mysteriösen Persönlichkeit glaubt. Eine auch wissenschaftlich so tüchtige Übersetzung wie die vorliegende konnte nicht nur auf ästhetische, sondern auch auf litterarhistorische Interessen in ihrem Leserkreise rechnen, und sie konnte diesen durch Beibehaltung von Stellen wie die angedeuteten entgegenkommen. Auch die Bezeichnung der fortgelassenen oder umgestellten Verse in den Anmerkungen wäre für solche Leser sehr wünschenswert gewesen. Sie würden gewifs eine Mitteilung darüber nicht für überflüssig halten, dafs die Verse, die Hertz einem von Stosch geäufserten Gedanken gemäfs an das Ende des 6. Buches gesetzt hat, im Original schon zwischen dem 2. und 3. stehen.

Nur an ganz wenigen Stellen hat Hertz seine Vorlage nicht richtig wiedergegeben. Als Parzival, in Gedanken an Condwiramur versunken, von Kei einen Schlag erhält, ruft der Dichter der Minne zu, dafs sie durch diese Schmach getroffen werde, *wan ein gebûr spræche sân: 'mîme hêrrn sî diz getân.' er klagt ouch, möht er sprechen.* Das heifst nicht, wie Hertz im Anschlufs an Lachmanns Interpunktion und an Haupts und Bartschs Erklärungen übersetzt: 'Denn nur ein Bauer spräch im Wahn, dies sei Herrn Parzival gethan. Euch klagt' er, könnt' er sprechen.' Wolfram nennt den Parzival niemals seinen Herrn, und ein Gegensatz zwischen der Auffassung des Bauern und der des Parzival oder auch des Dichters ist durch den Wortlaut des Originals ausgeschlossen. Die richtige Erklärung, wie ich sie durch die Interpunktion andeutete, hat schon Wilmanns, Leben Walthers S. 453 f. gegeben: 'Ein Bauer (Unfreier) würde gleich sagen: «das soll über meinen Herren kommen». Auch Parzival (der sich in der Knechtschaft der Minne befindet) würde solche Klage erheben, wenn er nur sprechen könnte.'

Wenn 466, 22 von der Gottheit gesagt wird, sie habe *den heleden sprunc gerant*, so ist da nicht von einem Stofs mit Heldenhand die Rede — das müfste nicht *heleden* sondern *heledes sprunc* heifsen —, vielmehr ist die bekannte Erklärung 'sie hat den heimlichen, verborgenen Sprung (der Gedanken) gethan' die allein mögliche. — Als Parzival den Trevrizent fragt, ob er sich nicht vor ihm gefürchtet hätte, antwortet dieser: *het irz niht für einen ruom, sô trüege ich fluht noch magetuom.* Hertz übersetzt: 'Herr, nehmt es nicht für Prahlerei: Ich kannte feige Flucht So wenig einst als keusche Zucht.' Aber von Keuschheit ist hier gar nicht die Rede, ebensowenig freilich von 'mädchenhafter Zaghaftigkeit', wie Bartsch übersetzt. *fluht* ist vielmehr als Genitiv von *magetuom* abhängig, und die Stelle heifst: Wenn ihr mirs nicht für Prahlerei auslegen wollt, so kann ich euch sagen, dafs ich in Bezug auf das Fliehen noch meine Jungfraunschaft besitze, d. h. noch nie geflohen bin. Auch die folgenden Verse stehen in der Übersetzung noch unter dem Einflufs der irrigen Auffassung, dafs Trevrizent vor allem von sündiger Minne spreche.

Aber das und Ähnliches[1]) sind Kleinigkeiten, die vor dem grofsen Ver-

[1]) Nur wegen seiner Bedeutung für die biographischen Daten über Wolfram sei hier ein kleiner Zusatz erwähnt, den Hertz zu 230, 13 ohne Grund gemacht hat. Die Verse

dienst, dafs Wolframs Parzival durch Wilhelm Hertz endlich der neuhochdeutschen Dichtung gewonnen ist, völlig zurücktreten und nur deshalb Erwähnung verdienen, weil diese Übersetzung sonst auch als eine sehr achtbare philologische Leistung gelten kann und manchmal durch eine einzige prächtige Wendung einen Kommentar ersetzt.

Auch durch seine Anmerkungen hat Hertz nicht nur seinen populären Zweck, sondern auch das Parzivalstudium gefördert. Besonders hervorzuheben ist seine erneuerte Ausführung über die Gralsage und deren Nachwirkungen als die beste knapp zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes vom gegenwärtigen Standpunkte der Forschung. Sehr erwünscht wäre es gewesen, wenn Hertz neben dem Fortleben und Fortwirken des Stoffes von Wolframs gröfstem Epos auch das seiner Dichtungsweise berücksichtigt hätte, wobei denn schon im Hinblick auf Bertold von Holle die Bemerkung einzuschränken wäre, dafs bei den Niederdeutschen kaum eine Andeutung Bekanntschaft mit Wolframs Parzival verrate. Gegenüber einer so unbeschreiblichen Verkennung von Wolframs litterarhistorischer Bedeutung, wie sie noch kürzlich Vetter in seiner Ausgabe von Reinbots Georg zu Tage gebracht hat, wäre ein Hinweis auf den durch drei Jahrhunderte hin lebendigen Einflufs Wolframscher Poesie um so mehr am Platze gewesen. Hauptsächlich stoffgeschichtliche und kulturhistorische Bemerkungen sind auch in den Erklärungen einzelner Stellen enthalten, unter reicher Beifügung litterarischer Nachweise. Doch wird auch das Verhältnis zu Chrétien und zu anderen Quellen in ihnen berücksichtigt, und sowohl eine kurze zusammenhängende Erörterung der Quellenverhältnisse wie eine Charakteristik der dichterischen Anlage und Ausführung von Wolframs Werk ist den Einzelerläuterungen vorangeschickt. Beide Gegenstände berühren sich aufs engste; in ihrem Zusammenhange bilden sie den Kern der Wolframfrage. So sei es mir gestattet, in Anknüpfung an die neueren Spezialuntersuchungen wie an Hertzens kurze Darlegungen meine Ansicht über Wolframs Quelle und seine eigene Leistung hier etwas eingehender darzulegen und zu begründen, als es mir in meiner Litteraturgeschichte und im Grundrifs der germanischen Philologie den besonderen Aufgaben dieser Werke nach möglich war. Um eine erschöpfende Erörterung kann es sich natürlich auch hier nicht handeln.

Im Unterschiede von Heinzel, der Chrétiens Perceval und den verlorenen des Kyot auf eine gemeinsame Quelle zurückführt, neigt Hertz der Ansicht zu, dafs Kyots Dichtung nur eine mit Vorgeschichte, Fortsetzung und zahlreichen Korrekturen und Einschaltungen versehene Redaktion des Chrétienschen ge-

---

sô grôziu fiwer sît noch ê sach nieman hie ze Wildenberc übersetzt er: 'Wer sah so grofse Feuer je hier bei uns in Wildenberg.' Das 'bei uns' hat er eingeschaltet, weil er der verbreiteten Auffassung gemäfs Wildenberg oder Wehlenberg für Wolframs Heimat hält. Aber ich habe schon in meiner Litteraturgeschichte hervorgehoben, dafs aus den Worten nichts weiter folgt, als dafs Wolfram das fünfte Buch in einem Orte Wildenberg verfafste oder doch vortrug. Neuerdings hat Edward Schröder diesen mit einem gleichnamigen Ort am Odenwald identifiziert: Zeitschrift f. deutsch. Altert. XLII 317 f.

wesen sein möge. Dabei räumt er aber doch auch Wolfram eine ziemlich grofse Selbständigkeit ein, ohne dafs man überall, auch in manchen wichtigen Fragen, zu erkennen vermöchte, warum er die betreffenden Abweichungen Wolframs von Chrétien nicht auf das doch einmal eingeschaltete Zwischenglied Kyot zurückführt. Ich glaube, dafs Wolframs geistiges Eigentum sich in noch gröfserem Umfange und mit bestimmteren Gründen nachweisen läfst, und dafs gegen Kyot schwerere Bedenken vorliegen, als Hertz annimmt.

Höchst auffällig sind doch schon Wolframs erste Berufungen auf diesen Gewährsmann. Die sechs ersten Bücher seines Epos, bei denen er es zunächst bewenden lassen wollte, hat er herausgegeben, ohne Kyot irgend zu erwähnen. Vielmehr sagt er am Schlufs der beiden ersten, die bei Chrétien fehlen, also auf Kyot zurückgehen müfsten, seine Geschichte stütze sich nicht auf Bücher, wie die Werke anderer Leute. Erst im achten Buche erwähnt er diesen Dichter. Er giebt ihm da die Beinamen *la chantiure* und *der Provenzâl*. Beides kann nicht richtig sein, denn das erste Wort ist eine falsche Bildung, und provençalisch kann dieser Kyot nicht gedichtet haben, weil die Namen, die Wolfram ihm entlehnt haben würde, nicht provençalisch sind. Und was will nun Wolfram hier durch die Berufung auf diesen merkwürdigen Schriftsteller beglaubigen? Zunächst den Namen des Herzogs Liddamus und damit natürlich auch die bei Chrétien fehlende Episode, die sich an diese Persönlichkeit knüpft. Das Motiv dieses kleinen Zwischenaktes ist aber, wie Behaghel, Eneide CCXVI und Litteraturbl. 1898 S. 263 angedeutet hat, dasselbe, welches sich bei Heinrich von Veldeke 8528 ff. in der Erzählung von Turnus und Drances findet. Die Übereinstimmung ist in der That unverkennbar: beiderseits der Ritter, der den Rat giebt, den allgemeinen Streit durch den Zweikampf der beiden Nächstbeteiligten zu schlichten, aber selbst den Kampf scheut; beiderseits ein Wortstreit darüber, bei dem er offen ausspricht, dafs er seine Haut nicht unnütz zu Markte tragen wolle. Dafs die Szene aus der Eneide hier Wolfram vorgeschwebt hat, ist ganz zweifellos, da er den Liddamus ausdrücklich die Parallele mit Drances und Turnus ziehen läfst. Auch wer nicht so weit geht wie Behaghel, der meint, dafs bei dieser Berufung auf Kyot 'der Schwindel ganz offenbar sei', wird zugeben müssen, dafs es um ihre Glaubwürdigkeit sehr mifslich steht. Dazu kommt nun noch, dafs im Wortwechsel des Liddamus auch das Nibelungenlied und die Dietrichepen herangezogen, der verwegene Wolfhart, Rumolt und sein lustiger Rat an Gunther und die Nibelungen, sowie Siegfried, Sibeche und Ermenrich citiert werden. Es wäre in der That merkwürdig, wenn das Zusammentreffen aller dieser Umstände in einem bei Chrétien nicht vorhandenen Teil der Erzählung rein zufällig sein sollte. Um so merkwürdiger, weil auch sonst gerade in solchen Teilen Dinge vorkommen, die auf andere Quellen als französische Überlieferung weisen. So tragen im ersten Buche durchaus nicht nur Statistenrollen, wie Martin behauptete, sondern auch mit der Handlung verflochtene Personen ganz im Unterschiede von den bei Chrétien vertretenen Partien zum guten Teile deutsche Namen: König Fridebrant und Herzog Hiuteger von Schotten, Isenhart, Hernant und Herelint,

Schiltunc; daneben erscheinen auch Gruonlant, die Îrschman, der aus Eilharts Tristan bekannte Morolt von Irlant. In den grofsen bei Chrétien fehlenden Stücken des neunten Buches erzählt Trevrizent von seinen Fahrten in Steiermark und erwähnt steierische Örtlichkeiten, deren Nennung man bei keinem Franzosen erwarten kann. Und wiederum fallen die zahlreichen Namenentlehnungen aus Solins Polyhistor, die, wie Martin gezeigt hat, durch keine französische Zwischenstufe hindurchgegangen sind, mit ganz verschwindenden und unbedeutenden Ausnahmen, ebenso wie das nichtfranzösische Edelsteinverzeichnis ausschliefslich auf die Abschnitte der Erzählung, die speziell aus Kyot stammen müfsten: auf die Geschichte von Belakane und Feirefiz und auf die über Chrétien hinausliegenden Stücke der Gralgeschichte. Schon hieraus geht wenigstens soviel hervor, dafs Wolfram in den von Kyot allein gedichteten Abschnitten den Stoff selbständiger ausgestaltet und bereichert haben müfste, als in denen, die auch Chrétien behandelt hat.

Aber bleiben wir zunächst bei Wolframs Berufungen. Er giebt bei jener ersten Erwähnung des Kyot auch zugleich dessen Quelle an. Kyot habe die Geschichte des Parzival, aus der Wolfram jetzt die Liddamusszene mitteilen will, *heidenisch* (arabisch) geschrieben gefunden und französisch nacherzählt. Über diese heidnische Schrift und die wunderbare Weise, wie sie Kyot zugänglich und verständlich geworden sei, erfahren wir Näheres im 9. Buche. Aber merkwürdig: sie hat nach dieser Angabe etwas ganz anderes enthalten, als was Wolfram im 8. Buche gesagt hatte. Ihr Verfasser, der Heide Flegetanis, hat in den Sternen vom Gral gelesen und nur zaghaft angegeben, dafs eine wohl durch ihre Schuldlosigkeit zum Himmel zurückgeführte Schar ihn auf der Erde gelassen habe, und dafs ihn seitdem Menschen würdigster Art pflegen. Mehr fand Kyot in dem heidnischen Buche nicht. Um zu erfahren, wer die menschlichen Gralpfleger gewesen seien, mufste er vielmehr die lateinischen Chroniken der verschiedensten Länder durchsuchen, bis er endlich in der von Anjou die ganze Geschichte der Gralgeschlechtes von Mazadan bis auf Parzival entdeckte. Also was er dort aus dem arabischen Buche geschöpft hat, stammt hier vielmehr aus einer lateinischen Chronik von Anjou. Dafs solche Quellenangabe nicht ernst genommen werden darf, ist doch klar. Entweder ist die widerspruchsvolle Erfindung Kyot zur Last zu legen, und Wolfram hat sie gläubig nachgeschrieben, oder sie ist sein eigenstes Werk. Was von beiden das Näherliegende ist, kann schon nach unseren bisherigen Beobachtungen nicht zweifelhaft sein.

Aber es kommt noch hinzu, dafs Wolfram mit dem Gralberichte des Flegetanis, den er doch als den mysteriösen Urquell seiner Quelle Kyot ganz besonders respektieren müfste, sehr merkwürdig umspringt. Was es mit der zum Himmel zurückgekehrten Schar der ersten Gralpfleger auf sich hatte, wird durch Trevrizent 471, 15 f. näher ausgeführt: die Engel, die beim Streite der Trinität mit Lucifer auf keiner von beiden Seiten gestanden hatten, mufsten auf die Erde zum Gral, bis Gott, der ihnen wohl verzieh, sie wieder zu sich nahm und Menschen zum Graldienst auserwählte. Dafs der Bericht des Flegetanis

gar nichts anderes meinen kann als was Trevrizent hier deutlicher bestimmt, halte ich trotz Heinzels Einwendungen (Wolframs Parzival S. 10) für völlig sicher. Schon die Übereinstimmung der Wendungen *er* (Gott) *nam sie wider* (bei Trevrizent) und *ob die ir unschult wider zôch* (bei Flegetanis) weist darauf hin, daſs es sich hier um dasselbe Ereignis handelt. Die Angabe, daſs es wohl ihre *unschult* gewesen sei, was diese ersten Gralhüter in den Himmel zurückgeführt habe, läſst vollends keinen Zweifel darüber, daſs damit die neutralen Engel gemeint sind. Denn *unschult* ist nur als Gegensatz zu einer bestimmten Schuld zu verstehen, der Schuld nämlich, welche die gegen Gott streitenden Engel auf sich geladen hatten. Für Reinheit schlechtweg gebraucht Wolfram das Wort überhaupt nicht, und der Gedanke, daſs diese Eigenschaft die Engel veranlaſst hätte, die Gralpflege aufzugeben, wäre ganz unpassend, da ja Reinheit gerade die erste Anforderung an alle Gralhüter, auch an die menschlichen, war. Nun läſst aber Wolfram im 16. Buche (798, 6 f.) den Trevrizent alles widerrufen, was er über die ersten Gralhüter gesagt habe. Jene zeitweilig vertriebenen Geister hätten nichts mit dem Gral zu thun gehabt und hätten auch Gottes Huld nicht wieder erlangt. Er habe das nur erfunden, um Parzival vom Verlangen nach dem Gral abzubringen. Die genannten Geister seien ewiglich verdammt. Es ist klar, daſs diese nachträgliche Selbstkorrektur des Trevrizent thatsächlich eine solche des Dichters ist, die durch irgendwelche auſserhalb der Dichtung liegenden Umstände geboten war. Niemandem konnte durch Trevrizents erste Angabe der Gral weniger begehrenswert erscheinen; spricht er doch selbst in unmittelbarstem Zusammenhange mit ihr von der ewigen Reinheit des Grals, und preist er doch alle selig, die zu seinem Dienste berufen sind. Parzival aber antwortet auf seine Ausführungen gerade mit dem feurigsten Verlangen, sich im Gral des Leibes Ruhm und der Seele Seligkeit zu erstreiten, und Trevrizent ermutigt ihn dann später ausdrücklich, mit Gottvertrauen nach dem hohen Ziele zu ringen. Jener Widerruf Trevrizents ist eben nur ein Verlegenheitsbehelf des Dichters, zu dem er sich, wie man wohl mit Recht vermutet hat, durch den Hinweis auf das Ketzerische jener Anschauung gedrängt gesehen haben wird. Damit hat er nun aber auch zugleich die Angabe des Flegetanis preisgegeben, und das letzte bescheidene Stückchen, zu dem der anfänglich auf den ganzen Parzival ausgedehnte Inhalt des heidnischen Buches ohnehin zusammengeschrumpft war, verflüchtigt sich vollends in nichts. Der Name seines angeblichen Verfassers endlich zeigt eine sehr verdächtige Verwandtschaft mit dem Flegeton, den Wolfram in demselben Buche augenscheinlich wieder aus Veldekes Eneide herbeizieht. Ich wüſste keine wahrscheinlichere Etymologie, als die, daſs dieser heidnische Schwarzkünstler und Astrolog vom Flusse der Unterwelt seinen Namen hat, daſs Wolfram, der sich aus dem Tiernamen Ecidemon unbedenklich einen Ortsnamen Ecidemonîs bildete, auch aus dem Flegetôn Veldekes seinen Flegetânîs ableitete (zu dem Wechsel zwischen ô und â vgl. bei Wolfram Schampâne und Schampôneis). Das würde dann dieser Quellenberufung den letzten, der eng damit zusammenhängenden Berufung auf Kyot jedenfalls einen schweren Stoſs geben.

Jene mysteriöse Vorgeschichte des Grals kann ebensowenig wie das, was Wolfram weiter über die Natur dieses Wunderdinges sagt, von jemand herrühren, der die in Frankreich verbreitete Grallegende kannte. Denn nach dieser war der Gral die Abendmahlsschüssel, die dann auch des Heilands Blut auffing, oder er wurde auch mit dem Kelch identifiziert. Ein Zusammenhang mit dieser Tradition ist noch in allen Fassungen zu erkennen. Ein französischer Dichter, der sich überhaupt auf die Vorgeschichte und das Wesen des Heiligtumes einliefs, hätte jene Beziehung unmöglich übergehen können, er hätte sie nicht durch Phantasien ersetzen dürfen, die mit der echten Tradition unvereinbar sind, und er hätte gewufst, dafs ein *graal* ein Gefäfs ist. Wolfram weifs überhaupt nicht, was das Wort bedeutet. Es ist ihm so wunderbar, dafs er es seinen Flegetanis aus den Sternen herauslesen läfst. Ein Ding, das hiefs der Gral, ein paradiesisches Wunschkleinod, so nennt er es in der Szene auf der Gralsburg unbestimmt genug. Später, in Trevrizents Enthüllungen, identifiziert er es mit dem lapis electrix, durch den sich der Phönix verjüngt, und er nennt es nun demgemäfs einen Stein; von einer bestimmten Form desselben aber weifs er auch hier nichts zu sagen, und nichts deutet darauf, dafs er sich den Gral etwa als ein steinernes Gefäfs vorgestellt hätte. Nach den meines Erachtens noch nicht widerlegten Ausführungen Birch-Hirschfelds erklärt sich alles das zur Genüge, wenn Wolframs Werk hier auf keiner anderen Dichtung als der des Chrétien fufst. Denn Chrétien berührt die Vorgeschichte und das eigentliche Wesen des Grals überhaupt nicht. Ohne weitere Erklärung gebraucht er das Wort *graal* als Appellativum, weil er voraussetzen konnte, dafs seinem Pnblikum die Bedentung geläufig war. Zwar giebt er an, dafs der Gral aus Gold und Edelsteinen bestanden habe; aber die letzteren stehen mit ihrer alle Jnwelen der Welt übertreffenden Kostbarkeit und ihrem übernatürlichen Glanze doch so im Vordergrunde der Schilderung, dafs diese Vorstellung recht wohl einen Nachdichter ausschliefslich beherrschen konnte, zumal wenn er sich so gern mit der mystischen Edelsteinlehre seiner Zeit beschäftigte wie Wolfram. Wir erkennen den Dichter, der in den Parzival das Verzeichnis der wunderkräftigen Steine einschaltete, der im Willehalm den Physiologus heranzieht, in der Kombination des Grals mit dem lapis electrix und dem Vogel Phönix wieder; ganz wie die Vorgeschichte des Wunderkleinods an ein wiederum auch im Willehalm behandeltes Lieblingsthema Wolframs, an Lucifers Sturz angeknüpft wurde. Was Wolfram sonst noch von den Eigenschaften des Grals berichtet, wie er Nahrung spendet, Leben und Jugend erhält und wie seine Kraft alljährlich durch eine himmlische Hostie erneuert wird, das alles erklärt sich leicht als freie Nachdichtung und Ausführung Chrétienscher Motive.

Allgemein zugegeben ist, dafs zwei Stücke aus dem Gralschatze, von denen Wolfram berichtet, nur einem Mifsverständnis ihren Ursprnng verdanken. Ein *tailleor d'argent*, von dem Chrétien erzählt, d. h. ein silberner Teller, wurde bei Wolfram, wie Birch-Hirschfeld gezeigt hat, durch einen Übersetzungsfehler zu zwei silbernen Messern. Wenn man nun liest, was für Wunderdinge Wolfram

von diesen Messern zu sagen weifs, eine wie merkwürdige Verwendung er sie bei der Wunde des Anfortas zur Zeit seiner schlimmsten Qualen finden läfst, so hat man gleich ein ebenso unanfechtbares wie vielsagendes Beispiel dafür, wie Wolfram sich in Dingen, die mit dem Gral zusammenhängen, unbedenklich zu fabulieren erlaubt. Alles spricht dafür, dafs überhaupt die ganze medizinische Leidensgeschichte des Anfortas mit ihren astrologischen, geographischen und naturhistorischen Seltsamkeiten Wolframs eigenste Erfindung ist. Seine Neigung zu solchen Kuriositäten tritt ja deutlich genug in derselben Manier an zweifellos selbständigen Stellen hervor, sowohl im Parzival in Versen, für die nachweislich eine trübe lateinisch-gelehrte Tradition die einzige Quelle war, als auch im Willehalm, wo seine Selbständigkeit in derartigen Zusätzen schon durch den Vergleich des französischen Originals zu erweisen ist. Mit diesem Nimbus umgiebt er in Ermangelung der Kenntnis der eigentlichen Grallegende den Gral sowohl wie die blutende Lanze. Denn dafs auch diese ursprünglich eine Blutreliquie war, nämlich der Speer des Longinus mit dem Blute des Gekreuzigten, hatte er wiederum aus Chrétiens Gedicht nicht erfahren können. So brachte er sie mit der überlieferten Verwundung des siechen Gralkönigs in Verbindung und erklärte das Blut, welches Parzival an ihr herablaufen sah, durch jene phantastische Krankheitsgeschichte, nach der die Lanze in die Wunde des Königs zur Linderung seiner Qualen gelegt oder gestofsen worden sei. Bei dieser natürlichen Erklärung des Wunders des Speers, der neben dem Gral selbst auch bei Chrétien die Hauptrolle auf der Gralburg spielt, mufsten von vornherein die Leiden des Anfortas mehr herausgearbeitet werden. Weshalb der Speer blute, das ist bei Chrétien die erste Frage, die Perceval auf der Gralburg hätte thun sollen. Über ihre Bedeutung hat er keinen Aufschlufs mehr gegeben. Bei Wolfram wird sie ganz natürlich zu einer Frage nach dem Leiden des siechen Königs. Wurde doch dadurch zugleich ein vernünftiger, sittlicher Grund dafür gewonnen, dafs ihr Unterlassen dem Helden der Überlieferung gemäfs als Schuld angerechnet wurde. So läuft von dem so bedeutsamen Motiv der Mitleidsfrage bis zu der wunderlichen Rolle, welche den silbernen Messern bei der Wunde des Gralkönigs zugewiesen wird, eine Reihe eng verbundener Vorstellungen, die man nicht auseinanderreifsen und hier Wolfram dort Kyot zuweisen kann. Denn überall liegt schliefslich dieselbe Erscheinung zu Grunde: Dinge, die bei Chrétien unklar, unvollständig und unbegründet bleiben, werden erklärt, ergänzt, motiviert; bald rationalistisch-ethisch, bald in einer bestimmten abenteuerlich gelehrten Manier, immer aber durch Angaben, die aufserhalb der echten Grallegende liegen, immer ohne Kenntnis von der Natur der Gralheiligtümer als Passionsreliquien. Das weist aber die Entstehung dieser Zuthaten nicht in das eigentliche Land der Grallegenden und Gralromane, sondern in Gegenden, denen dieser Stoff bisher fremd war, d. h. im vorliegenden Falle nicht nach Frankreich, sondern nach Deutschland.

Auf die blutende Lanze sollte sich bei Chrétien nur die eine der Fragen Parzivals beziehen; die andere sollte lauten: Wem dient man mit dem Gral? Zwar erfährt man später die nackte Antwort 'dem königlichen Vater des reichen

Fischers', aber nach der grofsen Bedeutung, welche dieser Frage beigelegt wird, mufs man annehmen, dafs es mit dem Graldienst noch eine besondere, dem geheimnisvollen Charakter des Heiligtums entsprechende Bewandtnis hat. Auch in dieser Beziehung fehlt es wieder bei Chrétien an einer befriedigenden Auskunft. Hier setzte wohl die Erfindung eines ritterlichen Gralordens ein, der durch den Gral unmittelbar vom Himmel seine Befehle erhält und unter der Herrschaft der beiden in der Sage überlieferten Gralkönige in frommem Heldentum Gott und dem Heiligtum dient. Irdische und himmlische Glückseligkeit ist diesen Auserwählten beschieden, die in Keuschheit und Demut, aber zugleich unermüdlich in ritterlichen Thaten, ihres Amtes walten. Dieser geistlich-ritterliche Idealstaat ist augenscheinlich durch das Vorbild des Templerordens mit beeinflufst, und so werden seine Angehörigen die Templeisen genannt; aber das eigentlich Mönchische ist ihm abgestreift. Märchenhafte Pracht umgiebt diese Helden; für Priestertum und kirchliche Formen ist bei diesen von Gott selbst befehligten Rittern kein Platz; ihre Askese beschränkt sich auf Keuschheit. Aber zugleich mit ihnen dienen auch Jungfrauen dem Gral, und weder für diese noch für die Ritter gilt die Verpflichtung zur Ehelosigkeit unbedingt. Ist schon für ihr Haupt, den Gralkönig, eine treue Ehe geradezu Gesetz, so können auch die Graljungfrauen würdigen Fürsten zur Ehe gegeben werden, und die Templeisen können durch göttliche Berufung in herrenlose Länder gesandt werden, um die Herrschaft zu übernehmen und eine Ehe einzugehen.

Alles dies findet sich unter allen bekannten Parzivalfassungen wiederum allein bei Wolfram. Was man an Beziehungen zu französischen Überlieferungen nachzuweisen bemüht gewesen ist, beschränkt sich auf so entfernte und unsichere Anklänge, dafs für die Quellenfrage damit nichts gewonnen ist. Höchstens konnte der Umstand ernstlich in Betracht kommen, dafs die Idee von der Entsendung der Gralsritter in verwaiste Länder im Zusammenhang mit der Schwanrittersage zu stehen scheint, die in Gestalt der Erzählung von Parzivals Sohn Loherangrin den Schlufs von Wolframs Epos bildet, zugleich aber auch in einer französischen Tradition, nämlich bei Chrétiens Fortsetzer Gerbert, mit dem Perceval in Verbindung gebracht ist. Man hat das als ein wichtiges Zeugnis dafür betrachtet, dafs Chrétien einen von Wolfram abweichenden französischen Perceval benutzt habe, also zugleich als eine wesentliche Bestätigung für Wolframs Berufung auf Kyot. In diesem Sinne hat auch Hertz die Stelle verwertet. Aber seither hat Blöte in seiner Abhandlung über den clevischen Schwanritter (Zeitschr. f. deutsch. Altert. XLII 1 f., besonders S. 47 f.) gezeigt, dafs diese Folgerung nicht berechtigt ist. Die Abweichungen zwischen Wolframs und Gerberts Erzählung sind viel zu grofs, als dafs sie aus einer gemeinsamen litterarischen Quelle abgeleitet werden könnten. So wie Wolfram die Sage erzählt, kann sie überhaupt nicht aus Frankreich stammen, wo ihre Verbindung mit Gottfried von Bouillon feststand, während Wolfram sie auf die Herzöge von Brabant hinausführt. Und auch die Art ihrer Verkettung mit der Gralsage ist bei beiden ganz verschieden. Gerbert läfst einen Engel dem Perceval

in der Brautnacht eine Weissagung über vier Generationen seiner Nachkommenschaft verkünden; unter der zweiten befindet sich ein schöner Jüngling, der zum Schmerz seiner Eltern in einen Vogel verwandelt wird; die vierte besteht aus drei Brüdern, die Jerusalem, das heilige Grab und das echte Kreuz Christi erobern. Die Erwerber dieser heiligen Stätten und Reliquien mit dem Erwerber der Gralreliquien in genealogischen Zusammenhang zu bringen, war augenscheinlich Gerberts Zweck; weil aber der Eroberer des heiligen Grabes nach bekannter Sage zum Geschlechte des Schwanritters gehörte, wurde dieser nebenbei mit erwähnt; mit dem Gralrittertum hat er nichts zu thun. Umgekehrt steht Wolframs Schwanritter mit Gottfried von Bouillon in gar keinem Zusammenhang. Er ist Parzivals Sohn und trägt den keiner anderen Fassung bekannten Namen Loherangrin. Vom Gral entsandt, erscheint er plötzlich im Schwanschiff als berufener Gemahl der Fürstin von Brabant und als Herr über ihr Reich. Hier hat augenscheinlich, wie Blöte zutreffend ausgeführt hat, die Idee von der weltlichen Aufgabe der Gralritter die Heranziehung der Schwanrittersage bewirkt, nicht umgekehrt die Schwanrittersage jenen Zug in die Gralsage hineingebracht. Jener mythische Schwanenheld, der in so geheimnisvoller Weise plötzlich wie aus einer anderen Welt zu einem jener Aufgabe der Gralritter entsprechenden Zweck erscheint, war geeignet, zum Abgesandten des mysteriösen, den gewöhnlichen Menschen verborgenen Gralreiches gemacht zu werden, und zugleich wurde er, damit die Dichtung mit einem genealogischen Ausblick schliefsen konnte, zum Sohne des Helden als des Gralkönigs erhoben. Allerdings wird man abweichend von Blöte annehmen müssen, dafs diese Kombination dem Dichter schon bei seiner Ausführung über den Gralorden vorgeschwebt habe; denn nur so erklärt sich doch wohl, dafs er bemerkt, im Gegensatz zu den vor aller Welt hinausgegebenen Graljungfrauen würden die Gralritter nur im Verborgenen entsendet. Aber für die Beurteilung der Quellenfrage macht das keinen Unterschied aus.

Die Heranziehung der Schwanrittersage kann also über die Erfindung des Gralordens durch Kyot oder Wolfram nicht entscheiden. An und für sich kann sie sowohl französischen wie deutschen Ursprunges sein. Jedenfalls lag der Gedanke an eine Gralgesellschaft nach dem Vorbilde der Tempelherren bei dem geistlichen Nimbus des Grals und dem ritterlichen Charakter seiner Umgebung auch für einen Dichter, der nur Chrétiens Überlieferung kannte, nicht eben fern. Aber sehr charakteristisch ist die Ausführung dieses Idealbildes im einzelnen: das Zurücktreten des Asketischen und der kirchlichen Formen, das Hervortreten des Menschlichen, und dabei die besondere Schätzung ritterlicher That und treuer Ehe. Weltlich-ritterliche und geistliche Lebensziele und Lebensansprüche, die sonst einander widerstreiten, sind hier in eine höhere Einheit aufgelöst. Gehört das in den Kreis der besonderen Anschauungen und Ideale Wolframs oder nicht? Die Antwort darauf entscheidet nicht nur über die Frage, wer jenes Gemälde vom Gralstaat entworfen, sondern auch darüber, wer der Geschichte Parzivals jene besondere ideale Prägung gegeben hat, die uns nur in der deutschen Dichtung entgegentritt. Denn demselben mensch-

lichen und religiösen Ziele ist hier, und nur hier, die Entwickelung des Helden mit voller Klarheit stufenweise zugeführt. Der berechtigte Rückschlag gegen eine übertriebene Hervorkehrung und konfessionell einseitige Beurteilung des religiösen Elementes in Wolframs Dichtung darf nicht zu einer Unterschätzung seiner Bedeutung führen. Von diesem Fehler scheint mir neben andern Erklärern auch Hertz nicht ganz frei zu sein. Der eigentliche Inhalt der Parzivaldichtung ist ja das Aufsteigen des Helden aus weltfremder Naivetät durch des Lebens Drang bis zu einer ideal gesteigerten Höhe des Daseins; die bunte Abenteuerfülle des Ritterromans breitet sich darüber hin, aber dazwischen blickt Parzivals religiöse Entwickelung durch; sie ist mit den Hauptabschnitten seiner Lebensgeschichte und am bedeutsamsten und engsten mit deren Höhepunkten verknüpft.

Schon in die Kindheitsgeschichte des jungen Recken klingen Herzeloydens religiöse Lehren hinein. Wo bei Chrétien und in der Einleitung zu seiner Dichtung die Mutter ihrem Sohne nur eine komische Warnung vor den Rittern als Teufeln erteilt, da giebt sie ihm bei Wolfram auf seine kindliche Frage *owê muoter, waz ist got* Aufklärung über den lichtstrahlenden, menschgewordenen, allzeit treuen Helfer unseres Geschlechtes wie über den schwarzen, treulosen Höllenwirt; sie mahnt ihn, jenes Beistand zu suchen, vom Teufel aber die Gedanken abzukehren und auch *von zwivels wanke*. Ins Leben hinausgetreten, entwickelt sich Parzival vom gutmütig unbeholfenen Knaben, der die Regeln des Rittertums im Minnewerben wie im Kampfe gröblich verletzt, zum weltlichen Musterritter. Als aber dem Nichtsahnenden die Krone weltlich-geistlichen Rittertums entgegengebracht wird, besteht er die Probe nicht. Über einer höfischen Anstandsregel unterdrückt er das Wort einfach menschlichen Mitleids, durch das er einen fürchterlich Leidenden zu erlösen, sich jene Krone zu erwerben berufen war. Durch diese Wendung des Fragemotivs hat Parzival zwar eine Art sittlicher Schuld auf sich geladen, aber doch keine, deren Gewicht irgend im Verhältnis stände zur Schwere ihrer schimpflichen Folgen. So faſst er diese als eine solche Ungerechtigkeit auf, daſs er am Walten eines gerechten Gottes irre wird, offen von ihm abfällt und ohne ihn durch eigene ritterliche Thatkraft das verscherzte Gut erringen will. Mit dieser bewuſsten Auflehnung gegen Gott, die den französischen Überlieferungen fremd ist, tritt der Held in seine religiöse Entwickelung ein. Erst nach langem Irren ringt er sich aus der schweren Krisis zu jener geistlichen Reife empor, die sich bei dem Gralwürdigen zu den höchsten ritterlichen Eigenschaften gesellen muſs. Menschlich bleibt er rein und treu auch in der Zeit des religiösen Trotzes. Nicht um Genuſs und Frauenminne zu erjagen, stürzt sich der an Gott verzweifelnde in ritterliche Abenteuer, sondern um durch harte Heldenarbeit die erlittene Schmach zu tilgen und sich zum Gral durchzukämpfen, und keine andere Minne kennt er, als die zu seiner Gattin, die er bei aller Sehnsucht doch meidet, bis er jenes Ziel errungen haben wird. So ist er in der Verfassung, welche die Eingangsverse der Dichtung bezeichnen: der *zwivel* ist ihm ans Herz getreten und mischt sich unter seinen unverzagten Mannesmut; Himmel

und Hölle haben gleichen Anteil an ihm. Diese Beziehung an so hervorragender Stelle der von Wolfram zweifellos ganz selbständig verfaſsten Einleitung ist ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, eine wie groſse Bedeutung der Dichter persönlich diesem Motiv für die Entwickelung seines Helden beilegte.

Hertz freilich bestreitet solchen Zusammenhang. Er übersetzt an jener Stelle *zwîvel* mit Wankelmut und bemerkt dazu einerseits, das Wort könne nicht 'im theologischen Sinne' verstanden werden, weil es bei Wolfram ein moralischer Begriff sei, nämlich die Charakterschwäche, die zwischen Treue und Untreue schwankt, anderseits, es könne unmöglich auf Parzival bezogen werden, weil von dessen Wesen als dem leuchtenden Beispiel steter Treue gerade der *zwîvel* völlig ausgeschlossen sei. Aber beide Behauptungen sind unrichtig. Daſs Wolfram *zwîvel* überhaupt nur im moralischen Sinne gebrauche, hat Hertz gewiſs nicht sagen wollen; die Verwendung für Zweifel in neuhochdeutscher Bedeutung ist ja genugsam bei ihm zu belegen, mit Bezug auf eine theologische Frage z. B. in Trevrizents Antwort *von dem zwîvel ich iuch nim*, mit der er Parzivals Einwurf gegen das Rätsel von der Erde, Adam und Abels Ermordung beseitigt. Doch auch für das dem Glauben entgegengesetzte Verhalten des Menschen zu Gott gebraucht er das Wort. Im Eingang zum Willehalm sagt der Dichter, er sei durch die Taufe vom *zwîvel* erlöst und habe *gelouphaften sin*, weil durch sie das Band der Namensgemeinschaft um ihn und Christus geschlungen sei. *Zwîvel* ist hier, wie sich aus dem Zusammenhang mit Sicherheit ergiebt, im Gegensatze zum gläubigen Sinn das Irrewerden an dem Kindschaftsverhältnis zu Gott, also im wesentlichen der Verlust des Gottvertrauens. Gerade das ist aber auch der Seelenzustand Parzivals in der religiösen Krise; auf ihn wird daher mit vollem Rechte der *zwîvel* im ersten Verse des Epos bezogen. Dieser religiöse *zwîvel* aber schlieſst zugleich einen Mangel an *stæte* oder *triuwe* im Verhalten zu Gott ein und ist so allerdings eine besondere Form jenes Fehlers, den Hertz im Auge hat. In dieser einen Richtung macht Parzival sich aber eben thatsächlich der *unstæte* und *untriuwe* schuldig. Diese Auffassung tritt ja bei Wolfram ganz klar zu Tage. Als Parzival dem Trevrizent seinen Abfall von Gott bekennt, faſst dieser das durchaus als eine Untreue auf. Er mahnt ihn, treu ohne Wank zu sein, da Gott treu und ein allzeit stäter Helfer sei; er lehrt ihn bedenken, daſs Gott alle Falschheit haſst; und noch einmal wiederholt er die Warnung vor der Untreue (dem *wanke*) gegen Gott. Ja, er vergleicht Parzivals Haſs gegen den Allerhöchsten mit dem des abtrünnigen Lucifer. Hier also erscheint Parzival keineswegs als der Makellose, unwandelbar Treue; hier hat in der That die Hölle an ihm den gleichen Anteil wie der Himmel. Es ist aber nun auch klar, was Herzeloyde gemeint hat, als sie ihren Knaben ermahnte, von des *zwîvels wanke* die Gedanken zu wenden, vielmehr Gott, den allzeit treuen Helfer in jeder Not, anzuflehen. Natürlich ist auch hier der *zwîvel* im religiösen Sinne und von demselben Geisteszustande zu verstehen, den Trevrizent bei Parzival in demselben Gedankenzusammenhange bekämpft. Und anderseits

sind hier die wörtlichen Anklänge an die Einleitung unverkennbar. Die Eingangsverse, der Rat der Mutter, Parzivals Auflehnung gegen Gott, seine religiöse Läuterung durch Trevrizent, das alles sind Glieder einer Kette.

Bei Chrétien war Parzivals Vernachlässigung des Gottesdienstes nur ein traumhaftes Vergessen im Schmerz über den verlorenen Gral; auf die Versäumnis aufmerksam gemacht, wirft er sich sogleich reumütig unter Thränenströmen dem priesterlichen Einsiedler zu Füſsen und erhält nach Einschärfung kirchlicher Vorschriften unter den vorgeschriebenen kirchlichen Formen die Absolution; eine geheimkräftige Gebetsformel wird ihm als Schutzmittel für weitere Gefahren ins Ohr gesprochen. Wie verinnerlicht erscheint das alles in Wolframs Dichtung! Mit vollem Bewuſstsein von Gott abgefallen, wird der Held halb widerstrebend durch die Stimme seines treuen Herzens auf den Weg zum Einsiedler gewiesen. Dort bricht noch einmal der ganze schmerzvolle trotzige Zorn gegen Gott hervor, aber die weisen Lehren des welterfahrenen Frommen über den unwandelbar treuen himmlischen Helfer, die 'süſse Kunde von dem wahren Minner', der die tiefsten Tiefen des Menschenherzens durchgründet, die Warnung vor dem unentrinnbaren Richter über alle Gedanken und Thaten nimmt Parzival dankbar auf; sie schaffen ihm die religiöse Klärung, wie einst die Unterweisungen des alten Gurnemanz ihm die Richtschnur weltlichen Lebens gegeben hatten. Keine Gebetsformel von magischer Kraft, sondern die Erlösung vom *zwîvel*, das alte Gottvertrauen giebt ihm sein geistlicher Berater auf den Weg. Das ist es, was ihn später schützt, als er seinen schwersten Kampf mit Feirefiz zu fechten hat, und die ausdrückliche Erinnerung, daſs der Held dies Vertrauen durch Trevrizent wiedergewonnen habe, zeigt, wie der Dichter dies Motiv auch für die Folge festhält. In klärenden Gesprächen durchlebt Parzival zunächst zwei entsagungsvolle Wochen gemeinsam mit dem frommen Oheim, der ihn 'von Sünden schied und ihm doch ritterlich riet'. Von Chrétiens kirchlichen Vorschriften findet sich nur wie ein nachträgliches Anhängsel das Gebot, wie die Frauen so auch die Priester zu ehren, nichts von der Vorschrift des fleiſsigen Kirchenbesuchs und Messehörens; statt der kirchlichen Absolution nimmt Trevrizent Parzivals Sünde auf sich, um seine Buſse vor Gott zu verbürgen; nur durch eine unmögliche Auslegung konnte man versuchen, Trevrizent, den weltmüden Ritter, zum Priester zu stempeln; echte bewährte Frömmigkeit ersetzt bei ihm die Priesterweihe. So kommt denn auch das Menschliche in den Lehren dieses ritterlichen Gottesmannes ganz anders zur Geltung, als bei Chrétien. Ritterliche That weiſs er zu schätzen, Parzivals kühnes Streben will er nicht dämpfen, sondern nur mit dem rechten Gottvertrauen und mit der Demut vor dem Allerhöchsten gepaart wissen; die edelste Form der Minne aber, die treue eheliche Liebe gilt ihm sogar als eine seelenrettende Macht, die Parzival auch in der Zeit seiner Gottentfremdung mit rechter Sehnsucht erfüllt hat und ihm den Himmel sichert. Bei Chrétien dagegen ist es etwas auſserhalb des Helden Liegendes, die geheime Kraft einer Fürbitte der Mutter, die ihn in jener Zeit geschützt hat; von seiner Ehe, die ihm bei Wolfram auch in der Folgezeit ein

treuer Leitstern bleibt, weifs Chrétien überhaupt nichts; Wolframs Condwiramurs ist bei ihm nur Percevals Geliebte.

Jener Verbindung weltlich-ritterlicher und geistlicher Anschauungen in Trevrizents Reden fügt sich nun auch harmonisch das geistlich-ritterliche Gralreich ein, das mit seinem wunderreichen Mittelpunkte jetzt in klareren Umrissen dem Helden als höchstes und letztes Lebensziel vor die Seele tritt. Es ist durchaus nicht richtig, was Hertz behauptet, dafs kein religiöser Drang und kein Verlangen nach den Herrlichkeiten des Grals, sondern lediglich das Mitleid mit Anfortas es sei, was Parzival zum Gralsucher mache. Wieder und wieder spricht Wolfram es aus, dafs es der Gral ist, wonach Parzivals Sehnen steht. Und was er durch ritterliche Heldenarbeit in ihm zu erringen hofft, das giebt der Held kund, als Trevrizent ihm über die irdisch und himmlisch beglückende Kraft des Graltums gesprochen hat: er will in ihm *des lîbes prîs und ouch der sêle pardîs bejagen mit schilde und ouch mit sper.* Das bleibt sein Ziel, als er, geistlich und ritterlich beraten, von Trevrizent scheidet; das ist es, was der mit Gott Versöhnte endlich nach allen weiteren Thaten und Mühsalen erreicht, als die Gralsbotin ihm verkündet: 'Du hast der Seele Seligkeit erstritten und mit kummerschwerem Ausharren des Leibes Freude errungen'; und Wolfram selbst schliefst mit dem Blick auf das beseligende Endziel, zu dem er seinen Helden geleitet hat: die Vereinigung des Seelenheils mit der Huld der Welt als Ergebnis würdiger Lebensarbeit.

Wer dieses Doppelideal aufgestellt und in der angedeuteten Weise dichterisch durchgeführt hat, bei dem müssen wir einerseits eine höhere Vorstellung von der Bedeutung des Rittertums und der Minne, anderseits ein tieferes religiöses Empfinden und ein selbständigeres religiöses Nachdenken voraussetzen, als wir es bei den Erzählern ritterlicher Mären gewöhnt sind. Diese Eigenheiten aber lassen sich mit Sicherheit bei Wolfram nachweisen. Sie finden sich nicht nur nach ihrem Wesen, sondern auch nach ihren Erscheinungsformen ebenso an Stellen, die zweifellos sein geistiges Eigentum sind, wie in den fraglichen Parzivalpartien. Wie weit Wolframs Hochschätzung des Rittertums geht, wie sie alle seine Dichtungen durchdringt, wie sie selbst dem Stil, den Bildern und Vergleichen des ganz von ritterlichen Vorstellungen Erfüllten ein besonderes Gepräge giebt, wie er mit Stolz das Schildesamt als seinen Lebensberuf bezeichnet und seine Waffenthaten höher als seinen Minnegesang von der Dame seines Herzens geschätzt wissen will, das sind ja bekannte Thatsachen. Die eheliche Liebe hat Wolfram als beglückendste Art ritterlicher Minne in höchst charakteristischem Gegensatze zu der ganzen dem Frauendienste gewidmeten höfischen Lyrik auch in einem Minneliede verherrlicht, wo von einer französischen Quelle nicht die Rede sein kann. Zu einer Haupttriebfeder der Kämpfe seines Helden hat er sie abweichend von seiner französischen Vorlage im Willehalm gemacht. Im Willehalm hat er aber auch gezeigt, wie er seine eigenen religiösen Gefühle, Gedanken und Kenntnisse in eine überlieferte ritterliche Erzählung hineinträgt, und ihre Verwandtschaft mit den religiösen Kundgebungen und Voraussetzungen seines Parzival tritt deutlich zu Tage. Man ver-

gleiche nur das von tiefer Frömmigkeit erfüllte Vorwort zum Willehalm sowie Gyburgs geistliche Ausführungen im Eingang des fünften und im sechsten Buche mit Trevrizents Reden, und man wird beiderseits die Stimme eines Dichters hören, der vom Gefühl eines innerlichen, persönlichen Verhältnisses zu Gott erfüllt, von religiösen Fragen lebhaft bewegt ist, der von den Wundern Himmels und der Erden, Gottes und der Heilsgeschichte mancherlei Kenntnisse aufgelesen hat und der sich gedrängt fühlt, das alles auch mit den ritterlichen Erzählungsstoffen, die er bearbeitet, in Verbindung zu bringen.

Hier wie dort tritt besonders die Vorstellung hervor, dafs Gott bis in die geheimsten Regungen hinein die Seele durchdringt und schon die Gedanken richtet, dafs durch seine Menschwerdung unser Geschlecht ihm verwandt geworden, dafs er diesem in steter Treue ein Helfer ist und dafs dies Verhältnis in der bereits ausgeführten Weise dem *zwîvel* entgegensteht. Das Walten des Weltschöpfers und Lenkers leitet zu den Wundern der Natur über, unter denen der Umlauf der Gestirne mit seinen geheimnisvollen Beziehungen vor allem mit Vorliebe behandelt wird, während anderseits aus der Heilsgeschichte Lucifers Sturz, Adam und Eva mit den nächstliegenden biblischen und theologischen Beziehungen hervortreten. Und endlich stellt Wolframs Willehalm ebensowohl wie sein Parzival die Verschmelzung ritterlicher und christlicher Ideale in der Person eines Helden dar, der des Leibes Preis und der Seele Seligkeit mit Schild und Speer erjagt. Das innige Gebet zu Willehalm, dem kampfbewährten heiligen Standesgenossen, das Wolfram der Erzählung seiner ritterlichen Abenteuer voranschickt, zeigt, wie er sich mit diesem Helden geistig verbunden fühlt, wie er in ihm die Verkörperung seines persönlichen Ideales sieht. Nach alledem müfste man eine geradezu wunderbare Geistesverwandtschaft zwischen Kyot und Wolfram annehmen, wenn man die charakteristischen Grundanschauungen und Neigungen, die uns im deutschen Parzival begegnen, nicht dem deutschen Dichter, sondern jenem mysteriösen Provençalen zuschreiben wollte. Ich denke, wir haben allen Grund, sie als Wolframs eigenstes Eigentum anzusehen, dann aber müssen wir auch diejenige Um- und Ausgestaltung der Geschichte Parzivals und des Grals, die wir als ihren Ausflufs erkannten, für sein Werk halten.

Und auch in den andern Teilen seines Gedichtes haben sich Wolframs besondere Anschauungen wohl nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Erfindung bethätigt. Es ist im Willehalm eine merkwürdige Erscheinung, dafs Wolfram, voll überzeugt von der Verdienstlichkeit des Kampfes gegen die Heiden, wie er ist, doch zugleich im entschiedenen Gegensatze zu seiner Quelle für die Menschenrechte der Heiden eintritt, dafs er für ihre ritterlichen Thaten, den Reichtum und Glanz ihrer Erscheinung ein besonderes Interesse verrät, dafs er ritterlichen Edelsinn auch ihnen gegenüber hervorkehren läfst. Seine selbständigen Zusätze im sechsten, achten und neunten Buche verdanken grofsenteils diesem Umstande ihren Ursprung. Es zeigt sich da, dafs Wolframs Frömmigkeit der Fanatismus ebenso fern liegt wie die Bigotterie, und dafs ihm das Menschliche und Ritterliche auch über die Grenzen des Christlichen hinaus

wert ist; es zeigt sich aber auch zugleich wieder seine Neigung zum phantastisch Seltsamen, der er in der Nennung und Schilderung heidnisch fremdartiger Namen und Erscheinungen, im Ausbreiten unerhörter Pracht nachgehen kann. Alles dies tritt uns nun auch in der Geschichte von Gachmuret und Belakane wie in deren Ausläufern, vor allem der Feirefizepisode, entgegen. Auch hier jene kuriosen Namen und jene glänzenden Wunderdinge; auch hier der Gegensatz der Religionen durch das Menschliche überbrückt, bei Parzival und Feirefiz durch höchste ritterliche Courtoisie, bei Gachmuret und Belakane durch die Minne. Werden im Willehalm biblische Beispiele dafür beigebracht, dafs nicht alle Ungetauften verdammt werden, so stöfst man im Parzival auf den schönen Gedanken, dafs die Thränen rein menschlichen Empfindens, welche die Wangen Belakanens und Feirefiz' netzen, wie ein Ersatz für die Taufe erscheinen. Sollte unserem Dichter auch hier wieder ein gleichgesinnter Kyot entgegengekommen sein? Sollte ihn nicht vielmehr wie im Willehalm so auch im Parzival seine eigene Phantasie gerade in diese Richtung geführt haben? Es liefsen sich neben der inneren Verwandtschaft auch beachtenswerte Einzelbeziehungen zwischen den betreffenden Stücken des Parzival und des Willehalm aufweisen; dazu kommt dann die oben erwähnte Verwendung deutscher und lateinischer Namen in eben diesen Parzivalabschnitten, die Unkenntnis von Dingen, die ein Franzose hätte wissen müssen, und einiges andere, um es wahrscheinlicher zu machen, dafs Wolfram hier mündliche Überlieferungen französischen Ursprungs nach eigener Erfindung ausgestaltet und wenigstens zu einem wesentlichen Teile erst mit der Geschichte Parzivals kombiniert habe, als dafs er wirklich eine grofse zusammenhängende Parzivaldichtung vor sich gehabt, welche auch den ganzen Inhalt seiner beiden ersten und seiner vier letzten Bücher umfafst hätte. Jedenfalls wird es sich gezeigt haben, dafs man den Grad von Wolframs dichterischer Selbständigkeit im Parzival nicht ohne Berücksichtigung seiner andern Dichtungen beurteilen kann.[1])

Und ebenso steht es um die eng damit verknüpfte Frage, ob der Perceval des Chrétien von Troyes eine freie poetische Ausgestaltung überlieferter Sagenstoffe oder nur die Bearbeitung desselben Gedichtes ist, aus welchem mittelbar oder unmittelbar Wolframs Werk flofs. Auch diese Frage kann nicht auf dies eine Werk Chrétiens isoliert werden. Denn dieselben Dinge, die er im Perceval vorbringt, hat er ja zum guten Teil schon früher behandelt. Gröber hat im Grundrifs der romanischen Philologie mit Recht betont, dafs Percevals Erlebnisse aufserhalb der Gralsburg fast sämtlich nur Varianten zu dem Motivenschatze seien, den Chrétien schon in älteren Dichtungen bekannt gegeben habe. In der That geht die Übereinstimmung weit genug. Selbst eine so nebensächliche Szene, wie den Konflikt des groben, ruhmredigen Kei mit dem Helden der Erzählung, führt Chrétien bereits ebensowohl im Erec und Iwein

---

[1]) Die Vernachlässigung dieser Anforderung hat in der soeben erschienenen Schrift von Ed. Wechfsler, Die Sage vom heil. Gral, zu einer ganz einseitigen und deshalb unrichtigen Beurteilung Wolframs und seines dichterischen Anteils am Parzival geführt.

vor, wie nachher im Perceval. Eine gemeinsame Grundlage von Chrétiens und Wolframs Parzivaldichtungen müfste natürlich auch die Erzählung von dem Kampfe enthalten haben, den der Held und Gawan, ohne einander zu kennen, ausfechten und der durch die wechselseitige Erkennung beigelegt wird; denn wenn auch Chrétiens Gedicht vor dieser Szene abbricht, so müfste sie doch bei Wolfram ebensogut wie die früheren Gawanabenteuer, die alle auch bei Chrétien vorliegen, aus derselben Quelle stammen, aus der auch Chrétien schöpfte. Aber ganz dieselbe Geschichte hat sich in Chrétiens Iwein schon zwischen diesem Helden und Gawan abgespielt. Chrétien müfste sie also zweimal, die Keiszene dreimal in seinen Quellen vorgefunden haben. Die ganze Zeichnung der Helden und Damen der Tafelrunde, Artus und Ginevra an der Spitze, ihre Charaktere, ihr Gebaren, ihr Leben und Treiben, das alles ist doch im Perceval nur nach derselben Schablone ausgeführt, wie im Erec und Iwein. Chrétien müfste dies Schema überall fertig übernommen haben. Ja, da die Voraussetzung einer gemeinsamen Vorlage für Chrétiens und Kyot-Wolframs Parzival Heinzel zu der Folgerung geführt hat, dafs Chrétiens Werk mit jener Quelle wesentlich identisch sei, während Kyot-Wolfram ihr freier gegenüber stände, und da wir gar keine Veranlassung haben, Chrétien in seinen älteren Artusromanen für unabhängiger zu halten, als in seinem letzten, so wäre es bei dieser Annahme vollends um seine Selbständigkeit geschehen. Der ältere Percevaldichter müfste auch einen älteren Iwein und einen älteren Erec verfafst haben, oder ein Kreis merkwürdig eng verwandter Dichter müfste jene Epen geschaffen haben, und Chrétien hätte sie nur getreulich nacherzählt. Das ist eine Annahme, die nicht allein mit dem litterarhistorischen Bilde, wie es uns Wendelin Foerster oder auch Gröber von Chrétien als dem Schöpfer des französischen Artusromanes entworfen haben, sondern selbst mit der Stellung, die Gaston Paris ihm als dem Begründer der höfisch-ritterlichen Auffassungs- und Behandlungsweise dieser Stoffe einräumt, nicht vereint werden kann.

Wer von der selbständigen Bedeutung Chrétiens überzeugt ist und trotzdem an einem Perceval Kyots festhalten will, kann diesen demnach nur, wie Hertz, für eine Bearbeitung und Erweiterung von Chrétiens Epos halten. Dann fallen aber sofort diejenigen Beweisgründe für Kyot, welche man aus gewissen, vermeintlich nur durch eine von Chrétien unabhängige Quelle erklärlichen Abweichungen Wolframs entnehmen zu können meinte. Die positiven Bedenken, die auch gegen Kyot als Nachfolger Chrétiens bestehen bleiben, sind oben vorgelegt. Man müfste annehmen, dafs Wolfram in den von Kyot herrührenden Teilen der Erzählung selbständiger verfahren wäre, als in den von Chrétien gedichteten, und man müfste seinen Quellenberufungen ausschlaggebende Bedeutung beimessen, obwohl sie sich mindestens in zwei Punkten als völlig unzuverlässig erwiesen haben.

Litterarhistorisch spricht gegen Kyot der Umstand, dafs sein Werk bei der grofsen Beliebtheit der Gralerzählungen weder in Frankreich noch in Deutschland irgend jemand anders als Wolfram von Eschenbach bekannt ist, nicht einmal den Fortsetzern Chrétiens und Wolframs, dafs vielmehr die Be-

rufungen auf Kyot bei Wolframs Fortsetzer und Nachahmer Albrecht im jüngeren Titurel erwiesener Maſsen leere Vorspiegelungen sind. Ja, wenn Gottfried von Straſsburg Wolfram einen *vindære wilder mære, der mære wildenære* nennt, so wird man das gar nicht anders auffassen können, als daſs dieser vortreffliche Kenner seiner zeitgenössischen Dichtung an eine von Wolfram gewissenhaft befolgte französische Quelle nicht glaubt, daſs er ihm vielmehr willkürlich abenteuerliche Erfindung vorwirft. Und Wolfram selbst scheint seinen Kyot einmal vergessen zu haben. Als er zur Einleitung der bei Chrétien fehlenden Geschichte von Anfortas' Erlösung und der Gewinnung des Grals sagt, daſs es so viele verdrossen habe, diese Dinge nicht in Erfahrung bringen zu können, daſs er aber das Schloſs dieses Abenteuers im Munde trage, fällt es auf, daſs er dabei seines vorgeblichen Gewährsmannes mit keinem Worte gedenkt. Wie Wolfram hier augenscheinlich die Verbreitung von Chrétiens unvollendetem Gedichte in Deutschland voraussetzt, so konnte er auch wohl mit Rücksicht darauf für sein Publikum, welches nun einmal nur verbürgte Geschichten hören wollte, eine erfundene Quelle, die fabulose Dichtung des Kyot, zum Schluſs der des Chrétien als die bessere und vollständigere entgegenstellen. Da er seinen Provençalen Kyot als einen bekannten und beliebten Poeten bezeichnet, so wird er den Guiot von Provins im Sinne gehabt haben. Hat er diesen als Parzivaldichter fingiert, so war das jedenfalls nicht so abenteuerlich, als wenn später der Stricker seinen erfundenen Artusroman dem alten Alberich von Besançon aufhängte. Was aber Wolframs Vermehrung des Parzivalstoffes betrifft, so brauchen wir bei ihm neben den Ausführungen, die wir ihn als Erzeugnisse seiner besonderen Ideen und Neigungen an gegebene Punkte anspinnen sahen, nicht mehr Kenntnis fremder Erzählungen und nicht mehr Kühnheit der Erfindung zuzutrauen, als einem der älteren Spielleute oder der späteren Artusdichter in Deutschland.

Ich weiſs sehr wohl, daſs durch das alles die Frage nach Kyots Sein oder Nichtsein noch nicht erledigt ist, daſs noch gar manche Schwierigkeiten und Zweifel bestehen bleiben, und daſs eine endgültige Entscheidung vielleicht niemals möglich werden wird. Aber zweierlei halte ich für feststehend, was für die Beurteilung von Wolframs Leistung von groſser Bedeutung ist. Wolfram verfährt in seinen Dichtungen nachweislich viel zu selbständig, als daſs es möglich wäre, da, wo nur s e i n Text vorliegt, den Inhalt einer verlorenen Quelle festzustellen. Das zeigt der Willehalm, und das ergiebt sich für den Parzival auch schon aus der Anzahl und Beschaffenheit seiner unzweifelhaften Zuthaten und Änderungen, über die ich neben obigen Ausführungen auf Heinzels Zusammenstellungen verweisen kann. Mag man annehmen, daſs Wolfram einen Parzival Kyots oder Chrétiens neben Traditionen anderer Art benutzt hat, es ist unter allen Umständen nicht richtig, alles das seiner Quelle zuzuweisen, was nicht mit ganz bestimmten Gründen als sein Eigentum erwiesen werden kann. Zwischen dem, was sicher ihm gehört, und dem, was er sicher aus einer französischen Überlieferung geschöpft hat, liegt eine neutrale Zone, über die eine solche Entscheidung nicht möglich ist. Und

sodann: Wolfram hat keine schriftliche Vorlage vor Augen gehabt. Schon die Art, wie er seine Quelle im Willehalm behandelt, zeigt, dafs er sie nicht bei der Arbeit schwarz auf weifs vor sich liegen sah, sondern dafs er frei nachdichtete, was er vom Vorleser gehört hatte. Ich sehe nicht den mindesten Grund, weshalb man Wolframs ausdrücklicher, klarer und bestimmter Angabe, dafs er nicht lesen könne, keinen Glauben schenken sollte. Das bischen Gelehrsamkeit, was er in seinen Dichtungen so gern vorbringt, konnte er sich doch wahrlich aus den Predigten und aus dem Verkehr mit Klerikern aneignen. Auch Dinge, die er nicht lange im Kopf herumgetragen haben wird, wie das Edelsteinverzeichnis und die Namen aus dem Solin, konnte ihm ein beliebiger Vagant oder Schlofskaplan, sobald er's bedurfte, mitteilen. Im übrigen bleiben die Gründe, durch welche San Marte die Richtigkeit von Wolframs eigener Angabe gestützt hat, durchaus zu Recht bestehen. Unter diesen Umständen darf man von vornherein gar nicht voraussetzen, dafs sich für jede Abweichung Wolframs von der französischen Quelle ein bestimmter Grund nachweisen lassen müsse. Wenn ihm also bei seinem Parzival Chrétien als solche diente, so mufsten sich Differenzen dieser Art bei der Nachdichtung des nur Gehörten ganz von selbst ergeben. In den übrigen Teilen seines Parzivals würde er dann lockerer Überliefertes in noch freierer Weise mit Eigenem kombiniert und ausgeführt haben. Das Wichtigste aber bleibt, dafs er das Ganze mit seinen Idealen und seiner Anschauungsweise durchdrang und ihm zugleich durch seinen ganz selbständig geschaffenen poetischen Stil das originelle Gepräge der eigenen Persönlichkeit aufdrückte.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Ed. Meyer, Die Sklaverei im Altertum. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1898. 49 S. 8°.

In der um die Verbreitung volkswirtschaftlichen Wissens rühmlichst verdienten Gehestiftung zu Dresden hat Ed. Meyer im letzten Jahre einen inzwischen gedruckten Vortrag gehalten, in dem er die Arbeitsverhältnisse des Altertums einem weiteren Kreise in grofsen Zügen vorführt. Er bekämpft darin die Auffassung, dafs die antike Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruht und körperliche Arbeit für eines Bürgers unwürdig gegolten habe; vielmehr habe die Sklaverei, so sucht er zu zeigen, in der Zeit nach dem Übergang zur sefshaften Kultur überhaupt keine gröfsere wirtschaftliche Bedeutung gehabt, während sie in der darauf folgenden Epoche aus denselben Momenten erwachsen sei, wie die freie Arbeit der Neuzeit. In der Hauptsache beschränkt sich M. bei seinem Nachweis auf die Israeliten, Griechen und Römer, mit der ganz richtigen Begründung, dafs bei den Völkern des Orients der Stand der Überlieferung für die primitiveren Zeiten die Erkenntnis nicht ermögliche, und wiederum später sich eine Wirtschaft, wo der Sklaverei gröfsere Bedeutung zukommt, gar nicht entwickelt habe. Bei jenen drei Kulturvölkern finden wir nun nach der vollen Sefshaftwerdung einen Zustand, wo Hörige in allen Abstufungen des Abhängigkeitsverhältnisses von einer Art Erbpacht bis zu vollster Leibeigenschaft (so die Heloten Spartas) den persönlich abhängigen, mit der Produktion beschäftigten Teil der Bevölkerung bilden; Sklaven giebt es genug, zumeist geraubte oder gekaufte Weiber; aber sie werden weniger zur Produktion, als vielmehr zur persönlichen Bedienung des Herrn genutzt. Wirtschaftlich bedeutungsvoll wird die Sklaverei erst in der folgenden Wirtschaftsperiode. Neben der Landwirtschaft entwickelt sich jetzt auch der Handelsverkehr und mit ihm zugleich eine Exportindustrie; der Gesamtwirtschaftszustand erhält geldwirtschaftliches Gepräge. Die erblichen Stände, die der Gesellschaftsgliederung jener älteren Zeit, der 'mittelalterlichen' Gesellschaft, eigen sind, werden zersprengt; und mit der vollen Durchführung der politischen Freiheit und Rechtsgleichheit bildet sich eine neue Gesellschaft: die Kaufleute und Industriellen, die vereinten 'Agrarier', und unter den führenden Klassen ein Proletariat, d. h. diejenigen, die wohl bürgerlich frei sind, politisch berechtigt, wie die andern, aber nur ihre Arbeitskraft zum Besitz haben. So ist die ärmere Bevölkerung auf ihrer Hände Arbeit angewiesen; und in der That hat es eine zahlreiche bürgerliche Bevölkerung gegeben, die von ihrer Arbeit lebte. Aber die Verwendung von Sklaven hat sich den Fabrikanten als rationeller erwiesen; und so hat man die Sklaverei, die unliebsame und vielfach bekämpfte Konkurrentin der freien Arbeit, begünstigt und grofsgezogen. In ähnlicher Weise haben dann später die Kapitalisten Roms, die sich auf den Erwerb von Grundbesitz legten, den Betrieb grofser Landgüter mit Sklaven eingerichtet. So glaubt M. die Sklaverei, soweit sie gröfsere wirtschaftliche Bedeutung gehabt hat, mit der freien Arbeit der Neuzeit auf gleiche Linie stellen zu dürfen. Diese Ausführungen rückt er nun in einen allgemeineren Zusammenhang, indem er das Problem der Arbeitsverfassung des Altertums als typisches Beispiel für die Entwickelung vom Altertum über das Mittelalter zur Neuzeit überhaupt behandelt. Er wendet sich dabei gegen diejenigen, die eine kontinuierliche, aufsteigende Entwickelung annehmen, und zwar, was die Arbeit betrifft, eine Entwickelung von der Sklaverei zur Hörigkeit und weiter zum freien Arbeitsvertrag; dem gegenüber behauptet er eine parallele Entwickelung und weist bei den alten wie bei den christlich-germanischen Völkern die Hörigkeit den Zeiten des reinen Agrarstaates, wirtschaftlich bedeutende Sklaverei und freie Arbeit in der oben dargelegten Weise der über jenen fortgeschrittenen Wirtschaftsperiode zu. — Ich begnüge mich hier auf M.s lehrreiche Schrift hinzuweisen, da ich die Frage, inwieweit der Gesamtwirtschaftszustand des zur vollen Höhe fortgeschrittenen Altertums mit dem der Gegenwart verglichen werden darf, in dieser Zeitschrift demnächst in einem ausführlicheren Aufsatze zu berühren gedenke. Vorläufig sei nur betont, dafs von einer 'kontinuierlichen' Entwickelung vom Altertum zur Neuzeit freilich nicht die Rede sein kann (welcher Gelehrte behauptet auch heute eine solche?), wohl aber von einer aufsteigenden. Gerade indem die germanischen Völker als Erbe des Altertums Christentum und Humanitätsidee recipierten, vermochten sie zur

völligen Beseitigung der Sklaverei fortzuschreiten und konnten diese auch nach Auflösung der mittelalterlichen ständischen Gesellschaft, nach dem Aufkommen der kapitalistischen Betriebsweise nicht wieder ausbilden, so dafs heute der freie Arbeitsvertrag, verglichen mit der Sklaverei eine unleugbar höhere Rechtsform, die Grundlage unserer gesamten Arbeitsverhältnisse ist. Gerade darauf aber beruht eine andere Organisation des Verkehrs der Privatwirtschaften untereinander, eine vollkommenere Form der Tauschwirtschaft; und so ist meines Erachtens die Annahme einer aufsteigenden wirtschaftlichen Entwickelung berechtigt.

Rudolf Kötzschke.

Der Pessimismus in der griechischen Lyrik. Ein Vortrag von Dr. Anton Baumstark. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1898. 35 S. 8°.

Die mit feinem Verständnis geschriebene Abhandlung liest sich sehr gut. Sie giebt für die einzelnen Lyriker die bezeichnenden Stellen dem Inhalte, nicht dem Wortlaute nach und berücksichtigt ebensowohl den Charakter der einzelnen Stämme wie die von aufsen wirkenden Ursachen. Dafs mit dieser Übersicht die verwickelte Frage nicht abgeschlossen ist, hat der Verf. selbst am besten gefühlt und hat darum bescheiden genug seine Schrift in erster Linie jüngeren Kommilitonen und nichtzünftigen Freunden des Altertums gewidmet. Anscheinend hebt sich die behandelte litterarische Gruppe scharf von der älteren und von der späteren Dichtung ab. 'Der Kern der Ilias' — meint B. — 'steht noch nicht einmal am Anfange des gefährlichen Pfades grübelnder Reflexion, an dessen Ende das Leben — einst «das liebe» geheifsen — als das Übel aller Übel und der Tod als ein Ziel erscheint, «aufs innigste zu wünschen». Die Tragödie ist in ihrem innersten Wesen eine Tochter des Pessimismus. Zwischen Homer und Aischylos, vom VIII.—V. Jahrh., hat sich die bedeutsame Wandlung vollzogen, durch die der griechische Mensch aus dem thöricht-seligen Kindesalter zum leidvollen Selbstbewufstsein hinübertritt. Das ist die Zeit, während der — zu Anfang neben dem abblühenden Epos, zum Schlusse neben den sich bildenden litterarischen Mächten einer neuen Epoche, dem Drama und der Prosa — die eigentliche Sprache des hellenischen Geistes die lyrische Dichtung ist.'

Die grundsätzliche Zurückweisung jeglicher pessimistischen Lebensauffassung für den Kern des Homerischen Epos bedarf noch sehr der Begründung. Jedenfalls reichen die schroffsten Ausbrüche pessimistischer Stimmung wie sie in Ilias (VI 146—149, XVII 446 f.) und Odyssee (XVIII 130 f.) sich finden, in eine Zeit zurück, die der entwickelten Tragödie vorausliegt. Der Höhepunkt pessimistischer Anschauung ist also vor dieser schon erreicht worden. Und wenn B. die Tragödie eine Tochter des Pessimismus nennt, so könnte anderseits das Epos, und zwar nicht erst das spätere, ihre Mutter gewesen sein. Achill ist keine lebensfreudige Gestalt. Jedenfalls kann man die Zeit des älteren Epos nicht 'ein thöricht-seliges Kindesalter' nennen. B. selbst verfährt nicht konsequent, wenn er S. 22 einräumt, ein so hartes Wort wie das bekannte: 'Nicht geboren zu sein ist das Beste' u. s. w., alter Sage nach ein Ausspruch des gefangenen Silen, könne möglicherweise schon im VIII. Jahrh. von einem Rhapsoden des Ostens gesprochen worden sein. Wenn in den Homerischen Gedichten die trübe Lebensauffassung zurückgedrängt erscheint, so hängt das gewifs auch damit zusammen, dafs sie auf die Kreise der Herrschenden Rücksicht nehmen. Aus Hesiod, der auf die Folgezeit so stark eingewirkt hat, und auf den B. erst S. 32 gelegentlich mit wenigen Worten zu sprechen kommt, klingt ja ein ganz anderer Ton. Im übrigen darf nicht vergessen werden, dafs gerade die rückhaltlose Hingabe an das Leben, wie wir sie für die Zeit des ältesten Epos voraussetzen, als Gegenschlag den Pessimismus erzeugt. Dafs zudem in die Heimat des Epos eine starke pessimistische Strömung aus dem vom Genufs übersättigten Orient eindrang, hat B. hervorgehoben. Er konnte auch auf die Formel hinweisen, in die solche Lebensauffassung gebracht worden ist in der sogenannten Grabschrift des Sardanapal: 'Ifs, trinke und fröhne dem Liebesgenufs; denn alles übrige ist nicht einmal der Verachtung wert' — worüber ausführlicher Maafs in seinem 'Orpheus' S. 210 ff. gehandelt hat.

Wenn wir im übrigen über Art und Grad des Pessimismus bei den griechischen Lyrikern uns Klarheit verschaffen wollen, dürfen wir uns nicht zu sehr durch den Charakter der einzelnen Stämme bestimmen lassen, als ob etwa die Dorier in ihrer derben Gesundheit gegen jede pessimistische Anwandlung gefeit gewesen wären. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, dafs gerade ihr Stammesheros zum Träger einer müden Lebensphilosophie geworden ist. Die Entstehung dieser Auffassung, die in sicher späteren Teilen des Epos und bei Bakchylides hervortritt, setzt

Wilamowitz in das VII. Jahrh. Mehr als in andern Dichtungsarten kommt beim Lyriker die individuelle Empfindung zur Geltung. Sie zu begreifen ist eine reizvolle Aufgabe. Nicht recht treffend erscheint mir in dieser Hinsicht, was B. über Solon bemerkt. 'Freilich, wie das Volk, für das er dichtet, ist Solon selbst ionischen Stammes, und so steht er seinen östlichen Vorbildern weit näher als der Spartaner. Kein Wunder deshalb, wenn er gelegentlich einen Ton anschlägt, der gleichzeitig jenseits des Ägäischen Meeres ein unentbehrliches Requisit der Elegie sein mochte, wenn auch bei ihm vereinzelten Klängen üppiger Erotik ebenso vereinzelt die Klage gegenübersteht, dafs die Sonne auf keinen einzigen Glücklichen scheint. Aber in ihrem innersten Kern ist die kraftvolle Tüchtigkeit des Mannes derartigem billigen Modepessimismus so fremd als möglich.' Der Begriff des Anempfundenen taucht hier ganz unvermittelt auf. Man kann wohl von vornherein annehmen, dafs gerade die am tiefsten angelegten unter den Hellenen — wie z. B. auch Sophokles — am wenigsten von schwermütigen Anwandlungen verschont geblieben sind. Und sollte man aus der Legende von Solons Zusammentreffen mit Kroisos — über die sich B. nicht ausspricht — nicht wenigstens das entnehmen dürfen, dafs Solon von der Eitelkeit des menschlichen Lebens tief durchdrungen war? Mehr als anderswo mufs man bei der Dürftigkeit des Materials sich vor Schlüssen ex silentio hüten. Man kann selbst aus dem gröfseren Fragment des Kallinos, das 'von pessimistischen Anwandlungen noch ganz frei ist', keine Folgerung für den Dichter überhaupt ziehen.

Dafs pessimistische Anschauungen wie eine ansteckende Krankheit um sich greifen, ist gewifs richtig. Motive und Farben pessimistischer Lebensauffassung vererben sich schon im Altertum. Namentlich gilt dies von den Dichtern, die recht eigentlich die Anklagelitteratur vertreten. B. hat auf solche Entlehnungen zu wenig Rücksicht genommen. Fragm. 70, 1 f. führt er als eine selbständige Äufserung des Archilochos an, während die Verse doch, wie schon der alte Gewährsmann bemerkt, nur eine Metaphrase aus der Odyssee sind. Gerade dieser Vererbung und Ausbreitung der Motive gilt es nachzugehen, wie anderseits in das Empfinden der einzelnen Persönlichkeiten sich liebevoll zu versenken. Das cherchez la femme kommt schon hier zu voller Geltung. Vielleicht sieht sich B. selbst veranlafst, uns eine vertiefte Behandlung des fesselnden Gegenstandes zu liefern.

Richard Opitz.

GUSTAV ADOLFS ANGRIFF AUF WALLENSTEINS LAGER BEI FÜRTH 1632

Allgemein zugestanden und leicht verständlich ist die Bedeutung, welche der mifslungene Angriff Gustav Adolfs auf Wallensteins Lager bei Fürth gehabt hat. Noch nie hatten sich so grofse Heere gegenübergestanden, noch nie hatten sich die beiden Hauptführer miteinander gemessen, noch nie war bisher dem Schwedenkönig ein Unternehmen im Kriege mifslungen. Aber nicht so leicht ist es, sich den Gang der Schlacht selbst verständlich zu machen, und zwar nicht trotz, sondern wegen des weitverbreiteten Schlachtenbildes, das dem Theatrum Europaeum entnommen ist und sich bei Gindely (Gesch. d. 30j. Kr. I 264) und Winter (Gesch. d. 30j. Kr. S. 416) findet und erst jüngst wieder zum Schmucke der Wallensteinmonographie von Schulz (S. 95) verwendet wurde.

Dieser Schlachtenplan ist völlig wertlos und trügerisch, und zwar nicht blofs in Einzelheiten, sondern in der ganzen Anlage. Vor allem ist der Lauf der beiden Flüsse Rednitz und Pegnitz völlig verzeichnet. Richtig ist nur, dafs sich beide Flüsse in einem spitzen Winkel treffen und dafs in diesem spitzen Winkel Fürth liegt; aber Fürth liegt auf dem linken, nicht, wie der Plan will, auf dem rechten Ufer der Pegnitz. Ebenso ungeheuerlich ist der Fehler, dafs die sogenannte Alte Veste, um deren Erstürmung sich der ganze Kampf drehte, an die Pegnitz verlegt wird, während sie aus dem Rednitzgrund aufsteigt. Und hierbei handelt es sich nicht etwa blofs um eine Verwechslung der beiden ähnlichen Flufsnamen: die Flufsläufe des Bildes stehen mit der Wirklichkeit schlechterdings nicht in Einklang. Die schwedische Schlachtreihe hatte im Rücken weder die Rednitz — so erscheint es auf dem Bilde — noch die Pegnitz. Die beiden Kirchdörfer aber, welche zwischen die Angreifer und die Verteidiger der Alten Veste eingezeichnet sind, haben nur in der Phantasie des Zeichners existiert.

Also mit diesem Plan ist es nichts. Dagegen giebt es eine vorzügliche Aufnahme von dem Lager Wallensteins und dem Schlachtfeld, die der Nürnberger Rat i. J. 1634 anfertigen liefs. Das Original, über 1 m hoch und fast 2 m breit, wird im Nürnberger Stadtarchiv aufbewahrt, eine kleinere Nachbildung davon giebt Fronmüller in dem verdienstlichen Schriftchen 'Geschichte Altenbergs und der alten Veste' (Fürth 1860).

Über dem Wiesenthal, welches die Rednitz oberhalb Fürths in nördlicher Richtung durch-

fliefst, erhebt sich im Westen ein 25 m hohes Plateau. Die meistenteils steilen Ränder desselben sind vom Flufsufer durchschnittlich 200 m entfernt. Über das Hochplateau schiebt sich von Nordwesten her ein bewaldeter Höhenzug vor, dessen östlichster Ausläufer, Alte Veste oder früher auch Altenberg und Burgstall genannt, 2—3 km südwestlich von Fürth, 1200 m westlich von der Rednitz und 70 m über ihrem Spiegel liegt. Dieser Hügel, gleichfalls bewaldet, hängt nach Westen mit dem Höhenzug zusammen, nach Norden und Osten fällt er steil, nach Süden sanft zu dem umgebenden Hochplateau ab. Wallensteins Lager befand sich südlich von diesem Hügel und erstreckte sich 6—7 km südwärts bis über die Linie, in welcher jetzt die Nürnberg-Ansbacher Eisenbahn die Rednitz schneidet. Doch hatte Wallenstein auch die Alte Veste mit in seine Befestigungen hereingezogen, die Höhe stark besetzt und die Abhänge durch Verhaue noch unzugänglicher gemacht.

Gustav Adolf suchte den Feind zunächst über den Flufs zu locken; als sich der Feind nicht rührte, entschlofs er sich (wie Friedrich der Grofse bei Leuthen) den Stier bei den Hörnern zu fassen: er setzte bei Fürth über die Rednitz und ordnete seine Regimenter auf dem Hochplateau nordöstlich von der Alten Veste zum Sturm auf diesen Hauptstützpunkt der feindlichen Stellung. Ein guter Teil seiner Reiterei stand, den linken Flügel deckend, im Wiesengrund und bestand hier einen mehrmaligen Vorstofs der feindlichen Reiterei. Auf dem rechten Flügel der Schweden befehligte Bernhard von Weimar; er erstürmte eine Höhe westlich von der Alten Veste, die aber am nächsten Morgen wieder aufgegeben werden mufste.

Über den Kampf um die Alte Veste sagt Winter (S. 418): 'Dreimal erstiegen die wackeren Schweden die Wälle, dreimal wurden sie .. heruntergeworfen', und noch bestimmter drückt sich Schulz aus (S. 84): 'Der Burgstall wurde dreimal genommen, aber dreimal wurden die Schweden wieder hinausgetrieben.' Allein, das ist kaum glaublich. Rampek, auf dessen Bericht obige Behauptung zurückzuführen ist, hat mit seinen Worten: 'Graff von Aldringen hat Tag und Nacht sehr vüll und dapffer travaglirt, den Burgstall in Persohn dreymal entsetzt' kaum so viel behaupten wollen, jedenfalls behauptet er es allein, und sein Bericht verrät auch sonst wenig Klarheit und Sachkenntnis. So sagt er in diesem vom 5. September 1632 datierten Schreiben: 'G e s t e r n a b e n d t, als das schiefsen ein endt gehabt und der König sich in eine ebene retirirt' und spricht dabei allem Anschein nach von dem Schlachttag selbst. Nun hat aber der Sturm auf die Alte Veste zweifellos am 3. September neuen oder am 24. August alten Stils stattgefunden. Das bezeugt unter andern Wallenstein, wenn er in seinem ebenfalls vom 5. September datierten Bericht an den Kaiser schreibt: 'den a n d e r e n tag hat sich der feindt noch bis auf 10 uhr auf dem berg gehalten .... (dann) den waldt wiederumb quitirt und sich bei Farenbach gelegt, alda er noch verbleiben thuet', und noch deutlicher beweist es ein Schreiben an den Rat zu Nürnberg (Fronmüller, S. 86) vom 25. August: 'Quanti constat der Stadt Nürnberg zu salviren, lehrt der g e s t r i g e combatt.' Dennoch liest man in verschiedenen angesehenen Werken, der Schlachttag sei der 4. September gewesen.

Jedoch das nur im vorbeigehen; der eigentliche Zweck dieser Zeilen ist, vor dem beliebten Schlachtenplan zu warnen, da er den Benützer nur irre führt, wie er auch mich, bevor ich die Gegend aus eigener Anschauung kennen lernte, viel genarrt hat. Zur Strafe dafür sei er hiemit der allgemeinen Verachtung preisgegeben; möge er baldigst aus den Geschichtswerken verschwinden.

FRIEDRICH VOGEL (FÜRTH).

Auf die Veröffentlichung von **Zwiedineck-Südenhorsts** '**Deutscher Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtnng des neuen Kaiserreiches** (1806—1871)' in der 'Bibliothek deutscher Geschichte', die im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. erschienen ist, wurde kürzlich im Litt. Centralbl. mit der Frage Bezug genommen, ob denn Treitschkes 'Deutsche Geschichte im XIX. Jahrh.' schon so veraltet sei, dafs eine neue Darstellung sich als notwendig erweise. Ich glaube nicht, dafs diese Fragestellung richtig ist. Niemand dürfte wohl weniger auf einen solchen Gedanken gekommen sein, als der Verfasser selbst oder der Herausgeber des bezeichneten Werkes. Zunächst dürfte gerade der vom Recensenten des L. C. angegriffene buchhändlerische Standpunkt zu verteidigen sein: denn zweifellos würde die 'Bibliothek deutscher Geschichte' eine von ihrem Abnehmerkreise unangenehm empfundene Lücke aufzuweisen gehabt haben, wenn eine Behandlung der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert gefehlt hätte. Dann aber läfst sich wohl füglich die Gegenfrage erheben, ob man die Treitschkesche Geschichte, so sehr sie als grofsartig und bedeutungsvoll ohne jeden Einwand anerkannt zu werden verdient,

bei ihrem einseitig preufsischen Standpunkte eben als das Geschichtswerk des Jahrhunderts hors concours bezeichnen darf. Sollte nicht eine objektivere Würdigung aller treibenden Faktoren unter Zuhilfenahme mancher zwischenhin erschienenen teils gegnerischen teils einfach ergänzenden Veröffentlichungen ein immerhin willkommen zu heifsendes Unternehmen sein? Und sollte nicht ferner der Umstand, dafs ein solches Werk zwar nicht von einem Reichsdeutschen, aber immerhin von einem nationalgesinnten Österreicher und namhaften Gelehrten unternommen wird, auf eine in vielen Punkten sine ira et studio zugeschnittene Behandlung rechnen lassen? Und könnte man schliefslich nicht ebensogut gegen Treitschkes Werk geltend machen, dafs es auch vor ihm schon mustergültige Behandlungen der in seinem ersten Bande behandelten Zeit gegeben habe? Ich glaube, dafs jede neue Darstellung, soweit sie aus einer berufenen Feder fliefst, gerade dem Unterrichteten neuen Reiz gewährt; nicht nur wegen der immerhin in Betracht zu ziehenden Eigenart des Autors, sondern weil sie die Gestaltung des Stoffes auch unter neuen Gesichtspunkten und unter besonderer Betonung bisher weniger berücksichtigter Kapitel möglich macht. Damit hängt zusammen, dafs noch immer manches übrig bleibt für eine Ährenlese aus schon früher bekannten Aktenstücken und für reichlichere Mitteilungen aus solchen, so dafs ein solches Werk immer wieder über den Begriff einer blofsen Kompilation hinausragt. So enthält die Darstellung des Jahres 1809 durch Zw.-S. entschieden mancherlei Neues und in dem grofsen Zusammenhange Beachtungswertes für die Stellung Österreichs vor und während seines Kampfes mit Frankreich; des Verf. eigene Quellenstudien in dem Werke 'Erzherzog Johann von Österreich im Feldzug von 1809' befähigten ihn gerade für dies dankenswerte Kapitel in hervorragenderem Mafse, und die Heranziehung der gesamten auf S. 147 gegebenen Litteratur erhöht die Zuverlässigkeit der Darstellung. Befremdlich erscheint hierbei der Satz: 'Aus den Papieren des Erzherzogs Karl, deren Veröffentlichung für 1809 noch aussteht, lassen sich thatsächliche Berichtigungen kaum erwarten.' — Weiterhin ist von Wert die auf Grund einiger neuerer Arbeiten gegebene Darstellung des Tyroler Aufstandes; die gerechtere Beurteilung der Handlungsweise des Kaisers Franz, die sich, wie kaum zu betonen notwendig, von Schönfärberei ebensoweit entfernt hält wie von herabwürdigender Entrüstung, verdient anerkennend hervorgehoben zu werden, ebenso die genaue Beantwortung der Frage, welchem Teile der Tyroler Bevölkerung der Ruhm gebührt, den Heldenkampf eröffnet und mit allen Mitteln durchgeführt zu haben. — Für den Teil, der die Wiedergeburt Preufsens und des deutschen Nationalgefühls behandelt, gilt, was oben gesagt worden ist, dafs trotz der vielen vorhandenen Arbeiten noch recht wohl eine nachträgliche Ährenlese möglich sei, durch die eine Darstellung auch von Bekanntem immer wieder neuen Reiz gewinnt. Der warme Ton und der überall dem Gegenstande entsprechend gehaltene Ausdruck machen die Lektüre dieses Kapitels zu einer durchaus angenehmen.

Für die Schilderung der Befreiungskriege und deren Nachspiel im Jahre 1815 ist es von Vorteil, dafs der Verfasser Militär gewesen und somit auch für die Behandlung der strategischen Seite mehr als gewöhnlich übrig hat, was übrigens auch für die Darstellung der früheren Kriege gilt.

Ein Bedenken, das jedoch der Fortsetzung des Werkes gilt, dürfte zu erheben sein: wie denken sich Verfasser und Herausgeber die Gestaltung des zweiten Bandes, der ja die Zeit von 1815 bis 1871 umfassen soll? Die Vorrede erkennt selbst an, dafs bei der Fülle des Stoffes nur eine engbegrenzte Übersicht des Thatsächlichen ermöglicht werden könnte. Wird die Eigenart der geistigen, politischen und wirtschaftlichen Entwickelung unseres grofsen Vaterlandes den Autor 'enge Grenzen' einhalten lassen? Und ist dies vom Standpunkte des Lesers wünschenswert?

Conrad Sturmhoefel.

P. J. Möbius, Über das Pathologische bei Goethe. Leipzig, J. A. Barth 1898. 208 S. 8°.

In Goethes Werken sind gleichwie bei Shakespeare sehr oft krankhafte Geisteszustände behandelt. Möbius vermag in manchen der Goetheschen Figuren pathologische Persönlichkeiten aus des Dichters Umgebung wiederzuerkennen. Er behandelt in anziehender Weise die psychisch abnormen Gestalten in Werthers Leiden, Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften, Wahrheit und Dichtung, Benvenuto Cellini; er geht des näheren auf Tasso, Gretchen, Orest und Lila ein.

Mit vollem Rechte macht Möbius auf die grofse Bedeutung der Übergangsfälle zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit im wirklichen Leben aufmerksam. In den Irrenanstalten sind nur die schlimmsten und störendsten der geistig Entarteten. Goethe hat manche der in der Freiheit vor-

kommenden Abnormitäten klar beobachtet und der Natur nachzuzeichnen versucht. Nicht immer ist ihm letzteres gelungen, weil er das Natürliche dichterisch ausschmückte und die Krankheit poetisch zu erklären versuchte. Das Grofsartige in seiner psychiatrischen Arbeit ist, dafs er ohne Unterricht durch Bücher oder den Besuch von Irrenanstalten von der hohen Bedeutung des Pathologischen im Leben, von der Häufigkeit der Zwischenformen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit durchdrungen war. Die wissenschaftliche Erkenntnis der 'Minderwertigen' fällt ja erst in die modernste Zeit. Die gerechte Würdigung dieser Zustände in der Praxis ist noch heutzutage sehr unvollkommen.

Von höchstem Interesse ist die Prüfung der Person Goethes selbst. Einstweilen kann es sich hier nur um das Sammeln von Material handeln; hierzu hat Möbius redlich beigetragen. Er erörtert das Pathologische bei Goethes Vorfahren, er bespricht des genaueren die traurige Thatsache der Entartung seiner Nachkommenschaft. 'Der Stamm Goethes ist verdorrt, seine Familie trieb in ihm eine köstliche Blüte und strömte damit ihre Kraft aus, nach ihm folgten aber nur noch lebensschwache Triebe. Der Genius erscheint auf der Erde nicht, um die Zahl der Menschen zu vermehren, seine Werke sind seine unsterblichen Kinder.' — Vor allem werden aber alle körperlichen und nervösen Krankheiten Goethes zusammengestellt. Das wichtige Resultat ist, dafs bei dem Heros seit seiner Strafsburger Zeit periodenweise etwa zwei Jahre lang andauernde Erregungszustände eintraten, in denen die dichterische Schöpfungskraft und die gemütliche Empfindsamkeit geradezu fieberhaft gesteigert waren. Diese Erregungszustände grenzen ihrer Schilderung nach ans Krankhafte. Möbius ist geneigt anzunehmen, dafs auch bei Goethe das Genie auf pathologischem Boden erwachsen sei. Als Beweis hierfür bringt er die unverkennbare Ähnlichkeit zwischen dem Aufblühen des genialen Geistes und einem maniakalischen Anfall beim jungen Goethe, der zeitweise eine geradezu mit dem Charakter des Zwanges verbundene Erregung im Fühlen, Denken und Thun erkennen liefs. Auch von den depressiven Zeiten, die im Werther wiederklingen und in Wahrheit und Dichtung geschildert sind, wird belehrend und erklärend berichtet. Möbius bezeichnet diese Zustände als die dem Genie eigenen Jugendkrankheiten, die in innere Beziehung zu seiner einseitigen Gehirnentwickelung zu bringen sind. Ein durch äufsere Umstände nicht bedingter Wechsel zwischen ruhigen und erregteren Zeiten war auch in Goethes Mannesalter nachweisbar. Die wichtigsten Werke sind auch hier immer an die Zeiten der Erregung gebunden. Die Inspiration setzt offenbar auch bei Goethe einen veränderten Geisteszustand voraus. 'Kann die Willkür zu bewunderungswürdiger Schönheit führen, so entsteht das dämonisch Schöne, das Elementarische, das Hinreifsende unbewufst — das Pathologische ist die Bedingung des Höchsten!'

So Möbius. Weitere Forschungen werden lehren, ob eine Übereinstimmung zwischen den Erregungszuständen Goethes und hypomanischen Anfällen thatsächlich auch für das Mannesalter des Dichters zu finden ist. Mancherlei über die Arbeitsthätigkeit genialer Menschen berichtet übrigens W. Hirsch in seinem Buche 'Genie und Entartung'. Aus dessen Beobachtungen geht hervor, dafs das Genie in seiner energischen Anspannung und eigenartigen Begeisterung völlig anders schafft als geistig normale Menschen, aber doch auch anders als manisch erregte Kranke. Wenn es sich hier auch zuweilen um ein Plus an Arbeit handelt, stets ist doch zugleich ein Pejus zu bemerken; dort aber und namentlich bei Goethe finden wir immerdar ein Majus und Melius.

Georg Ilberg (Sonnenstein).

GEFÄLSCHTE ANTIKEN

In unserer Zeit der grofsen Funde, wo Papyri Jahr für Jahr in reichster Fülle der Erde entsteigen und in mustergültigen Nachbildungen, die oft besser lesbar sind, als die Originale, jedem zugänglich gemacht werden, scheinen die Simonides oder Magister Knips ihre schimpfliche Kunst als undankbar und allzu riskant an den Nagel gehängt zu haben; auch falsarii von Inschriften fürchten wohl jetzt mehr als früher die Entlarvung. Um so üppiger blüht im Kunsthandel das unsaubere Fälscherhandwerk und entwickelt sich, da es sich hier eines goldenen Bodens erfreut, zu staunenswerter Vollkommenheit. Noch in frischer Erinnerung ist die vor drei Jahren aufgetauchte, für das Museum des Louvre um einen enormen Preis angekaufte sogenannte 'Tiara des Saitapharnes', das kühnste Produkt einer geschickten Fälscherbande in Odessa, deren Treiben namentlich der Direktor des dortigen Museums E. v. Stern aufgedeckt hat. Der erste, der die Unechtheit dieses inschrift- und reliefgeschmückten Prachtstücks erkannte und in der Zeitschrift 'Cosmopolis' sowie seinen

'Intermezzi' (1896) ausführlich nachwies, war A. Furtwängler. Derselbe veröffentlicht soeben einen in der Kgl. bayer. Akademie der Wissensch. gehaltenen Vortrag 'Neuere Fälschungen von Antiken' (Leipz.-Berl., Giesecke u. Devrient 1899. 39 S. gr. 4°. Mit 25 Abb.), worin er eine längere Reihe gefälschter Antiken in vortrefflichen Autotypien gruppenweise zusammenstellt und der Thätigkeit ihrer Urheber, wodurch mancher Sammler und manche angesehene Museumsverwaltung sich hat täuschen lassen, systematisch nachgeht. Allerdings befremdet dabei den Unbeteiligten ein stark persönliches Element: die getäuschten Gelehrten werden teils sehr hart getadelt, teils schonender beurteilt oder rücksichtsvoll gar nicht mit Namen genannt. Derartiges bietet leider der Tagespresse willkommnen Anhalt zu tendenziöser Ausbeutung.

Den Anfang macht eine Anzahl von Marmorwerken archaischen Stils: ein kürzfür das Kgl. Museum zu Berlin erworbner weiblicher Marmorkopf, ein solcher im römischen Kunsthandel, ein Kriegertorso und behelmter Athenakopf ebenda und eine Herme von Rosso antico mit Kopf nach der Artemis von Pompeji, im Besitze des bekannten Kunstfreundes Jacobsen in Ny-Carlsberg. F. zeigt, dafs der Fälscher die erstgenannten Stücke hauptsächlich nach Abgüssen der Athena und des sogenannten Achilleus des äginetischen Westgiebels, sowie des Gefallenen vom Ostgiebel gearbeitet hat, und dafs ihm dabei arge Fehler und Mifsverständnisse untergelaufen sind. Sein Atelier vermutet F. in Rom. Daran reihen sich Fälschungen im Stile der Blütezeit, namentlich ein überlebensgrofser Diadumenos der Jacobsenschen Glyptothek, ferner ein auf den Torso eines sitzenden Fischers in Athen aufgesetzter Kopf, Statuetten und Köpfe mit der Fundangabe Kreta, gefälschte Römerköpfe. — Mit Virtuosität versteht man heutzutage, wie bekannt, besonders Terrakotten zu imitieren. Unechte Einzelfiguren in der Art der Tanagräer und namentlich Gruppen sind in den achtziger und Anfang der neunziger Jahre zahlreich aufgetaucht und haben anfänglich selbst die ersten Kenner wegen ihres eigenartigen Stiles und ihrer selbständigen Erfindung getäuscht. Als Beispiel sei der schiffbrüchige Odysseus (mit phrygischer Mütze statt des Pilos!) der Sammlung Lecuyer erwähnt, der sich an einen Felsen klammert (s. F. S. 16). Auch an Werke von monumentaler Gröfse wagte man sich: vor einigen Jahren wurde in Paris der Kopf eines bärtigen Satyrs für 10000 fr. versteigert, — eine freie Nachbildung des Neapler tanzenden Fauns. — Jetzt haben sich die Fälscher mehr auf die Herstellung von archaischen Stücken geworfen, Gruppen, gröfseren Statuetten u. s. w.

In Bronzeplastik zu fälschen unternimmt man weniger, es hat das seine aufserordentlichen Schwierigkeiten. F. macht hier auf einen in zahlreichen Repliken verbreiteten Kopf des sogenannten Sapphotypus aufmerksam; ein Exemplar, wahrscheinlich in Neapel ziemlich fabrikmäfsig hergestellt, ist im Museum zu Budapest. Auch die antike Vasentechnik nachzuahmen gelingt selten, abgesehen von der Malerei auf weifsen Lekythen. So kam F. vor dem Originale zu der Überzeugung, dafs die in diesen Jahrb. I Taf. X 47 (vgl. S. 397) von Studniczka ohne Autopsie wiedergegebene Nike an Stelle einer ganz verblafsten weiblichen Gestalt mit dem Opferkorbe modern aufgemalt sei. Modern auf antikem Gefäfs ist auch die Malerei auf der umstrittenen Nepheleschale der früheren Sammlung Tyszkiewicz. — Zuletzt wirft F. einen Blick auf die geschnittenen Steine, in früheren Jahrhunderten, als sie sich bevorzugter Beliebtheit erfreuten und diese Technik noch blühte, so gewöhnliche Objekte der Fälschung, dafs ihre Berücksichtigung für den Altertumsforscher ihr Prekäres hat. Hier herrscht auch in Fachkreisen grofse Unsicherheit, und F. benutzt die Gelegenheit, für einige Meisterwerke der Steinschneidekunst ein gutes Wort einzulegen, wie er überhaupt in der ganzen Schrift nicht nur guten Glauben zerstört, sondern auch mit Unrecht Verworfenes zu Ehren zu bringen strebt, vor allem einen schönen überlebensgrofsen Bronzekopf der Bibliothèque nationale mit Mauerkrone, den er das glänzendste Zeugnis der älteren Vergangenheit der Stadt Paris nennt, eine Lutetia Parisiorum wahrscheinlich aus der augusteischen Zeit, den Rest einer Statue der Stadtgöttin.

Wir fügen hinzu, dafs auf dem zuletzt berührten Gebiet der antiken Gemmenkunde ein monumentales Werk Furtwänglers demnächst erscheinen wird, 'Die antiken Gemmen', seine mit Spannung erwartete 'Geschichte der Steinschneidekunst im klassischen Altertum' (Leipz.-Berl., Giesecke u. Devrient, ca. 70 Bogen gr. 4°, mit zahlreichen Textillustrationen und 65 Tafeln in Heliogravüre). Eine sachkundige Feder wird unsern Lesern, so hoffen wir, s. Z. dessen Bedeutung vor Augen führen.

Ilb.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

UND

DR. RICHARD RICHTER
REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 3. HEFT

Ausgegeben am 6. April 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 3. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE ORESTESSAGE UND DIE RECHTFERTIGUNGSIDEE

Von Thaddäus Zielinski

(Schlufs)

VII

Vom Standpunkt der Apollinischen Religion war die Orestessage in der soeben entwickelten Form endgültig festgestellt; eine weitere Entwickelung war nicht denkbar. Ganz Griechenland empfing sie fortan aus dem Munde seiner Dichter wie aus der Hand seiner Künstler eben in dieser Gestalt; so stark war das Ansehen des delphischen Gottes. Und doch brachte der weitere Fortschritt der sittlichen Ideen auch eine weitere Entwickelung unserer Sage mit sich; dieselbe vollzog sich indessen nicht auf dem Boden der Apollinischen Religion, sondern als Protest gegen sie. Der Ausgangspunkt dieses Protestes war Athen; da er aber durch die politische Entwickelung der auf die delphische Reaktion folgenden Jahrhunderte wesentlich beeinflufst worden ist, wird es am Platze sein, zunächst von ihr und, im Zusammenhange mit ihr, von der politischen Bedeutung der Orestessage zu reden.

Die Vermenschlichung des kosmogonischen Mythus, der eben in dieser vermenschlichten Gestalt auf den Flügeln der epischen Poesie ganz Hellas umkreist hatte, mufste Agamemnon, den Herrn von Argos, zu einer im besten Sinne historischen Persönlichkeit machen; es war aus ihm jener mächtige König geworden, der auf Grund seiner von den Vätern ererbten Macht die Fürsten Griechenlands zur Heeresfolge gegen die Barbaren aufgerufen hatte. Alle waren sie damals gehorsam dem Rufe gefolgt, der greise Herr des messenischen Pylos nicht minder wie der feurige Führer der thessalischen Myrmidonen und die jugendlichen Herzöge des athenischen Volkes, der König des benachbarten und verbrüderten Sparta nicht minder wie der listenreiche Fürst des fernen Ithaka. Wie hätte es auch anders sein können? Besafs doch Agamemnon den heiligen, gottverliehenen Herrscherstab, dessen Herkunft den Homerischen Sängern genau bekannt war:

Ihn hatte Hephästos geschmiedet;
Meister Hephästos verehrte ihn Zeus, dem Gebieter des Blitzstrahls;
Zeus übergab ihn dem Sohne, dem Boten der Himmlischen, Hermes;
Hermes belehnte mit ihm den gewaltigen, reisigen Pelops;
Pelops verlieh ihn dem Erben, dem länderbeherrschenden Atreus;
Atreus vererbte ihn weiter dem Bruder, dem reichen Thyestes;
Der hinterliefs Agamemnon den Stab, der zum Herrscher ihn machte
Über die Inseln im Kreis und das ganze gebietende Argos.

So wird Agamemnon der König der Könige, der Herrscher über ganz Argos, d. h. Hellas als das irdische Abbild des himmlischen Argos-Asgard, der 'lichten Stadt' der Götter. Nach dem Tode Agamemnons bemächtigte sich Ägisth des gottverliehenen Stabes, und die Völker gehorchten ihm, wenn auch mit Murren. Nachdem ihn die gerechte Strafe ereilt, fiel der Stab dem echten Erben Orestes anheim, dem Wiederaufrichter des väterlichen Hauses. Was aber geschah mit ihm weiter? Wem hinterliefs Orestes den gottverliehenen Stab und mit ihm die Herrschaft

Über die Inseln im Kreis und das ganze gebietende Argos?

Das konnte niemand sagen; aus Gründen, die mit der ursprünglichen kosmogonischen Bedeutung des Mythus zusammenhängen, war der Name Orestes der letzte in der Genealogie der Atriden.[1])

Die Geschichte Griechenlands beginnt mit der Einwanderung der nordischen Stämme, die der vorhistorischen, heroischen Kultur ein Ende machten — ähnlich wie die Geschichte des neuen Europas mit der grofsen Völkerwanderung beginnt, die dem weströmischen Reich den Untergang bereitete. In beiden Fällen folgte auf die Zeit der Einwanderung eine lange Periode der Gärung, die den Gedanken an eine Oberhoheit eines Stammes oder Fürsten über die andern nicht aufkommen liefs; allmählich aber that sich aus der Zahl der Stämme einer, der mächtigste, hervor und stellte die Forderung auf, dafs die andern seine Hegemonie anerkennen sollten. Natürlich war es vor allen Dingen eben die reale Macht, auf die diese Forderung sich stützte; nicht minder natürlich war aber der Wunsch, aufser der Macht auch das Recht auf seiner Seite zu haben. Einen Rechtsanspruch konnte, den Anschauungen des mittelalterlichen Feudalismus entsprechend, nur die Verknüpfung der neuen Hegemonie mit der alten schaffen; was für die fränkischen Könige die römische Kaiserkrone war, die sie zu Erben der alten Caesaren machte, das war für die neuen Gebieter Griechenlands der gottverliehene Stab des Agamemnon und Orestes, der letzten Könige der Könige, der Träger der Hegemonie im alten, achäischen Hellas. Hier ging die Wandelung sogar noch ungezwungener vor sich: die Burg der Atriden war ja, nach dem Zeugnis der Dichter, im goldreichen Myken gestanden, auf der östlichen Halbinsel des Peloponnes — es war nur natürlich, dafs der Glanz seines Ruhmes auch den Volksstamm umstrahlte, der jene Halbinsel inne hatte. So wurde denn hier, unweit des zerstörten Myken, die Stadt Argos gegründet[2]), die sich schon mit und in ihrem

[1]) Nämlich in der mythischen; die historische Zeit kennt freilich Orestiden (d. h. Tisameniden, Penthiliden, Eupatriden), ebenso wie sie Herakliden kennt. Diese Konstruktionen wurden aber erst möglich, als man beide, den Götterheiland wie den rächenden Sonnenhelden, gründlich vergessen hatte, und stehen nicht viel höher, als der Einfall eines modernen Dichters, ein mächtiges deutsches Fürstenhaus vom Götterheiland Siegfried abstammen zu lassen.

[2]) Dafs Argos eine dorische Gründung ist, hat, wie ich nachträglich sehe, bereits Niebuhr, Vortr. über alte Gesch. I 280 gefunden; doch ist der hier entwickelte Zusammenhang bis jetzt, soviel ich weifs, noch nicht aufgedeckt worden. Jedenfalls weist nichts auf

Namen das Recht beilegte, als gesetzmäſsige Erbin der Gewalt über das Homerische Argos, d. h. Hellas zu gelten; die erste Periode der griechischen Geschichte, die auf jene Zeit der Gärung folgte, war die Periode der argivischen Hegemonie — wenigstens innerhalb des Peloponnes. Sie dauerte bis zum VII. Jahrh., als der argivische König Pheidon zum letztenmal der Herrlichkeit von Argos den Nachbarstaaten gegenüber Ausdruck gab; aber schon unter seinen nächsten Nachfolgern büſste es seine Oberhoheit ein. Sie kehrte nie zu ihm zurück; von all der vergangenen Gröſse blieb ihm nichts nach, als die Erinnerung und der nunmehr wie ein bitterer Hohn klingende stolze Name der 'lichten' Götterstadt.

Argos' Fall war Spartas Erhöhung; sie brachte die zweite Hälfte des VII. Jahrh. Da es politisch geeinigt war im Gegensatz zu dem in Einzelkantone zerrissenen Argos, da es zudem das benachbarte Messenien unterworfen hatte, konnte es sich ohne Widerrede den mächtigsten Staat in Hellas nennen und daraufhin die Hegemonie beanspruchen. Die Macht hatte es — aber weiter auch nichts; das Recht befand sich dort, wo die Trümmer der alten Atridenstadt standen, in Argos . . . In dieser schwierigen Lage handelte Sparta genau so, wie im germanischen Mittelalter die sächsischen und schwäbischen Herzöge gehandelt haben, wenn sie nach der Kaiserkrone Lust trugen: diese letzteren wandten sich an Rom — Sparta wandte sich an Delphi. Der Hader der deutschen Reichsfürsten gab dem heiligen Stuhle in Rom zu der unbestrittenen geistlichen auch noch die weltliche Oberhoheit; der Hader der griechischen Stämme verschaffte in gleicher Weise dem heiligen Berge des Apollon auſser der geistlichen Hegemonie, von der oben die Rede war, auch noch die weltliche. So sehen wir denn allmählich unter Delphis wachsendem Einfluſs eine Art heiliges achäisches Reich dorischer Nation entstehen: *Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho* — diesen Spruch hatte die *Δελφὶς πέτρα* oft zu variieren Gelegenheit; man denke nur an *'Αρκαδίην μ' αἰτεῖς· μέγα μ' αἰτεῖς· οὔ τοι δώσω.* Es begann die Zeit, die wir richtig die Zeit der delphisch-spartanischen Hegemonie benennen: Sparta wurde auf Jahre hinaus das Schwert von Hellas; aber die Hand, die dieses Schwert führte, befand sich in Delphi.

In der That muſste die Hegemonie Spartas dem delphischen Gott und seiner Priesterschaft weit gelegener sein, als die der Argiver, die, auf ihr Recht pochend, ihrer zur Not[1]) auch entraten konnten. Dies Recht war auf die

eine vordorische Zeit hin; in kultlicher Beziehung zehrt Argos von Myken und Nemea, die Sagen aber weisen auf das allgriechische und in letzter Instanz auf das himmlische Argos zurück, dessen Herr eben der 'Ungeheueres erwartende' (*Ἀγα-μέμνων*), der 'rings vom Fluch [der Erde] bedrohte' (*Ἀμφι-άραος*), der diesem Fluch 'nicht entrinnen könnende' (*Ἄ-δραστος*) Zeus ist. Die Vermenschlichung der beiden Gigantomachien, der thebanischen wie der trojanischen, die beide den Herrn der 'lichten Stadt' als Führer der lichten Heerscharen kannten, brachte die Dichter und Genealogen in nicht geringe Verlegenheit; sie wäre noch viel gröſser geworden, wenn ihnen von den 'lichten Schiffern' eine Ahnung aufgegangen wäre.

[1]) Zur Not; denn ursprünglich müssen die Beziehungen freundlich gewesen sein. Der Kult des lykeischen Apollon ist der älteste von den Argos als solchem eigentümlichen

Homerische Tradition begründet, die keinem Zweifel unterworfen war. Laut dieser Tradition hatte Agamemnon, der Herzog der Hellenen, eben in Myken, d. h. Argos seinen Herrensitz; ihre Unzweideutigkeit gestattete den Argeern, die ältesten Grabmäler Mykens für die Grabmäler von Agamemnon, Klytämnestra und Kassandra zu erklären. — Dem allem mufste nun ein Gegengewicht geschaffen werden; und dazu eben war Delphi nötig. Vor allen Dingen wurde der Homerischen, argosfreundlichen Orestie die delphische gegenübergestellt, von der oben die Rede war; ihre Haupttendenz war zwar, wie wir gesehen haben, eine ethisch-religiöse — es galt, die delphische Rechtfertigungslehre durch ein gewaltiges Exempel der Welt begreiflich zu machen —, doch war es nicht schwer, gleichzeitig auch den vergänglicheren, aber nicht minder dringenden politischen Bedürfnissen des Augenblicks gerecht zu werden. So ist es denn auch geschehen. Homer zum Trotz wurde nicht Myken und Argos, sondern das spartanische Amyklä für den Herrensitz Agamemnons erklärt — so entstand die seltsame Lokalisation, deren Sinn und Zweck wir oben haben unerklärt lassen müssen.[1]) Gerade Amyklä eignete sich dafür sehr gut; es war eine sehr alte Stadt mit Gräbern aus der Heroenzeit, die sich für die neue Lokalisation sehr wohl verwenden liefsen.[2]) Immerhin handelte Delphi langsam und umsichtig. In Amyklä gab es einen alten Kult der Göttin Alexandra; sie wurde mit jener Kassandra identifiziert, die nach Homer zugleich mit Agamemnon den Tod gefunden hatte.[3]) Auch der spartanische Kult des Zeus Agamemnon, der noch auf die kosmogonische Form des Mythus zurückging, konnte in diesem Zusammenhang verwendet werden, wenn wir auch über die Rolle, die er gespielt haben mag, im unklaren bleiben.

Das war alles recht gut, aber unzureichend. Der gottverliehene Stab des Agamemnon war ja von Rechts wegen Eigentum des Orestes geworden; er war der letzte Träger der panhellenischen Hegemonie gewesen, an ihn mufste demnach der Versuch, diese Hegemonie zu erneuern, angeknüpft werden. Also, was war aus Orestes geworden? Darauf vermochte selbst Argos keine Antwort zu geben — die Trümmerstätte Mykens hatte kein Grab des Orestes aufzuweisen; das war also die Lücke, wo Sparta mit Delphis Hilfe einsetzen

---

Kulten; ja, ein Pythion finden wir Paus. II 24, 1, das noch in die älteste Zeit von Argos hinaufzureichen scheint.

[1]) Das ist im VI. Jahrh. bereits feststehende Tradition; vgl. Wilamowitz, Orestie II 255. Sie wird auch von dem Glauben vorausgesetzt, der den Talthybiaden ihren Namen gab, sowie von den diversen an den spartanischen Orestes anknüpfenden Genealogien.

[2]) Inwiefern das geschehen ist, läfst sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen; die *Schüchternheit*, mit der die Amykläer zur Zeit des Pausanias ihre Aussprüche geltend machten, führt Belger (Berl. phil. Wochenschr. XI 1281) m. E. mit Recht auf den Sieg der Tragödie zurück.

[3]) Warum das durchaus *späte Kontamination* (Wilamowitz, Hom. Unters. 156) sein soll, ist nicht einzusehen; der Zusammenhang mit der amykläischen Lokalisation des Orestes ist evident, und die letztere war schon im IV. Jahrh. nicht mehr aktuell. Nun ist freilich die logische Zusammengehörigkeit an sich noch kein Beweis für die chronologische; aber doch ein Indiz, das die Beweislast auf den Leugnenden verschiebt, und als solches habe ich sie in der folgenden Untersuchung durchweg behandelt.

konnte. Gerade in der delphischen Tradition hatte Orestes als Träger der delphischen Rechtfertigungsidee eine hervorragende Rolle gespielt. Apollo hatte ihn entsühnt; an welche Bedingung war diese Entsühnung geknüpft gewesen? Delphi allein konnte es wissen. Das wufste es auch: er hatte ihm befohlen, aus dem taurischen Land das Bildnis seiner göttlichen Schwester zu holen.[1]) Nun löste sich das Rätsel leicht: wo sich dieses Bild befand, dort hatte auch Orestes mit der Spur seiner letzten Erdentage seine Ansprüche auf die panhellenische Oberhoheit zurückgelassen. So wurde das Xoanon der taurischen Artemis das Palladium der Hegemonie.

Also: wo befand sich die taurische Artemis? In Hellas gab es mehrere altertümliche Holzbilder dieser Göttin; welches von ihnen sollte man für das taurische halten? Diese Frage konnte abermals Delphi allein beantworten als die oberste Instanz in allen geistlichen Angelegenheiten; und die Antwort fiel zu Gunsten Spartas aus. Das spartanische Holzbild wurde für dasjenige erklärt, welches einst Orestes aus dem Taurierland heimgebracht hatte[2]): zur

---

[1]) Weil dieser Bestandteil der Sage zuerst bei Euripides vorkommt, nimmt man jetzt gern an, er habe ihn erfunden (Robert, Archäol. Märchen 147; Bruhn, Einl. zur I. T. 5). Dem gegenüber möchte ich folgendes zu bedenken geben: 1) das soeben Gesagte: ein Mythus ist a priori für ebenso alt zu halten als der Zusammenhang, innerhalb dessen er vernünftig erscheint; 2) dafs Orestes eine Hypostase des Apollon ist, haben wir oben gesehen; dann ist aber auch die Sühnfahrt des Orestes eine Spiegelung der Sühnfahrt des Apollon. Beide gingen nach Norden, d. h., der ursprünglichen Vorstellung gemäfs (s. Crusius, Myth. Lex. s. v. Hyperboreer § 6), zu den Hyperboreern, bei denen eben die Artemis Orthia zu Hause war (Pind. Pyth. X 36, s. Crusius ebd. § 23; bei dieser Gelegenheit möchte ich den Fachgenossen meine Jugendsünde Rhein. Mus. XXXVIII 625 abbitten); 3) es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dafs das Herod. IV 103 Erzählte auf der Lokalisierung eines Mythus beruht (s. O. Müller, Dorier I 389); die Taurier sind ursprünglich auch etymologisch mit den Hyperboreern identisch (das Wurzelwort ist in dieser Bedeutung vom Berg Taurus bis zu den Taurinern nachzuweisen und lebt noch heute in den Tauern fort; über die Ὑπερ-[β]όρειοι s. oben S. 87 Anm. 1) und verdanken den grausamen, mit dem Artemiskult verbundenen Gebräuchen ihre Lostrennung; dann ist es aber auch klar, dafs die Sühnfahrt des Orestes auch bei Herodot vorausgesetzt wird; 4) die Teilung der Eumeniden bei Euripides ist eine Verlegenheitsauskunft, die auf Kontamination, nicht auf selbständiges Weiterdichten schliefsen läfst. — So dürfen wir es denn aussprechen: die Apollinische Reinigung war an eine Art Genugthuung geknüpft. Dafs der Sühndienst Apollons bei Admet in seiner Heilkraft dadurch geschmälert wurde, dafs aufser ihm auch vom Sünder ein Sühndienst verlangt wurde, glaube ich nicht, möchte vielmehr annehmen, dafs Apollon in dieser Beziehung katholisch, nicht protestantisch gedacht hat. Denn um einen Sühn*dienst* handelt es sich allerdings; das Euripideische Intriguenspiel ist selbstverständlich neu, ursprünglich hat Orestes um das Bild *dienen* müssen. (Dieser 'Dienst ums Bild' ist noch jetzt aus russischen Märchen nachzuweisen.) Das Bild ist aber Artemis selber, die somit aus der Unterwelt zu befreien war; das ist deutlich die zur Hölle niedergefahrene und aus der Hölle zu erlösende Mondgöttin, deren ältestes Vorbild neulich nachgewiesen worden ist (Jeremias in Roschers Myth. Lex. s. v. Nergal). Die alte Naturmythe liefs sich in diesem versittlichten Sagenkomplex gut verwenden und wurde daher gerettet; so stimmt alles aufs beste. Störend ist freilich, dafs Hölle und Paradies darin so ineinanderspielen; das ist aber auch sonst der Fall.

[2]) Das Alter der Legende wird, von dem oben hervorgehobenen logischen Prinzip abgesehen, durch die messenische Konkurrenzlegende bestimmt. Bekanntlich gab das Grenz-

Beglaubigung dieser neuen Offenbarung wurde eine fromme Legende in Umlauf gesetzt. Dieses Bildnis, hiefs es nunmehr, war während der Gärungszeit in Verwahrlosung und Vergessenheit geraten; da geschah es, dafs — im IX. Jahrh. — ein gewisser Astrabakos mit seinem Bruder es wieder auffand und darüber den Verstand verlor.[1]) So errichtet denn ein Heiligtum dem 'Heros' Astrabakos! Das Heiligtum wurde errichtet und bezeugte vor aller Welt die Echtheit des spartanischen Artemisbildes. — Hatte aber Orestes das taurische Bild nach Sparta gebracht, so war es klar, dafs er dort herrschte; Freunde einer Homerisch-delphischen Konkordanztheologie konnten sich mit der Annahme helfen, er habe hier die Tochter des spartanischen Königs Menelaos geheiratet — was sie sich nicht zweimal sagen liefsen. — Nun fehlte nur noch eins, allerdings das Wichtigste: das Grab des Orestes selber. Wo ruhte die irdische Hülle, wo wirkte die starke Seele des letzten Trägers der panhellenischen Hegemonie? Das konnte aber und abermals Apollon allein, dem alles bekannt war, wissen; aber erst im VI. Jahrh. entschlofs er sich, Sparta das wichtige Geheimnis zu verraten. Unter Delphis Segen und Anleitung fand die Überführung der Gebeine des Orestes nach Lakonika statt, die wir aus Herodots naiver Berichterstattung kennen[2]) — das Prototyp aller mittelalterlichen (und neuzeitlichen) Translationen.

---

heiligtum der Artemis Limnatis (= Orthia, vgl. Paus. III 16, 7 und Strabo VIII 362), *μετεῖχον δὲ αὐτοῦ μόνοι Δωριέων οἵ τε Μεσσήνιοι καὶ οἱ Λακεδαιμόνιοι* (Paus. IV 4, 2), Anlafs zum Kriege zwischen den beiden Völkern. Wenn wir nun eine mit der lakonischen Orthia = *Λυγοδέσμα* ganz identische Artemis *φακελῖτις* in Rhegion wiederfinden (Probus zu Verg. Ecl. S. 3 Keil), so ist es klar, dafs sie mit den Messeniern dahin gekommen ist, von denen auch Anaxilaos abstammt (s. O. Müller, Eumeniden 149, 23). Nun ging auch von der rheginischen Artemis *φακελῖτις* die Sage, dafs sie eben das von Orestes heimgebrachte Schnitzbild der taurischen Artemis sei (Probus ebd.); das hat doch nur dann einen Sinn 1) wenn bereits vor der Besiedelung, d. h. doch wohl im VII. Jahrh., die beiden Stämmen gemeinsame Artemis für die taurische galt, und 2) wenn die Messenier in Rhegion eben im Besitz der echten Orthia zu sein glaubten, um die sie einstmals mit den Spartanern gestritten hatten. Ganz konsequent der 'messenische König' Orestes Diod. XV 66, 2.

[1]) Auch hier müssen wir uns den Boden erst wieder erobern, den uns die krankhafte Zweifelsucht der modernen Philologie strittig macht. Über Astrabakos — von dessen Rolle in der Heroenlegende des Demarat unten (S. 171) die Rede sein soll — steht das uns Interessierende bei Paus. III 16, 9: *τοῦτο* (nämlich das Schnitzbild der Orthia) *Ἀστράβακος καὶ Ἀλώπεκος οἱ Ἴρβου τοῦ Ἀμφισθένους τοῦ Ἀμφικλέους τοῦ Ἄγιδος τὸ ἄγαλμα εὑρόντες αὐτίκα παρεφρόνησαν*. Durch diese *alte echte Kultlegende* soll die taurische Herkunft des Bildes *widerlegt* sein (Robert, Archäol. Märchen 149); wir fragen jedoch vergebens, wieso denn eigentlich die beiden Teile der Legende einander ausschliefsen. Ganz im Gegenteil, man mufs sie zusammensetzen, um einen vernünftigen Sinn zu bekommen. Astrabakos wird durch die vorsichtige Berührung der Orthia wahnsinnig; warum? Nun, weil sie vom *μαινόμενος Ὀρέστης* herrührt, der seine *μανία*, griechisch zu reden, dem Bilde und mittelbar seinem Auffinder *ἐξώμορξεν*. Dadurch wird der 'Heros' Astrabakos allerdings, wie S. Wide (Lak. Kulte 280) sagt, ein Doppelgänger des Orestes, dessen Heroon den Spartanern lange Zeit das geheimgehaltene Grab des letzteren ersetzen mufste. Freilich können wir die Zeit der Heroisierung des Astrabakos nicht genau angeben, nur das wissen wir, dafs sie schon vor der Geburt des Demarat (Herod. VI 69) ein feststehendes Faktum war. Wir dürfen daher getrost ins VII. Jahrh. hinaufsteigen.

[2]) I 67 f. Über die Meinung, es sei ein 'anderer Orestes' gemeint, dürfen wir nun wohl ruhig zur Tagesordnung übergehen. Beiläufig: einen tegeatischen Kult des Orestes

So schritten Delphi und Sparta, die beiden führenden Mächte des griechischen Mittelalters, immer weiter auf der abschüssigen Bahn, die sie mit der Ersetzung Mykens durch Amyklä in der delphischen Orestie betreten hatten; immer mehr wurden die ewigen Interessen der Religion und der Moral mit den vergänglichen Interessen der Politik vermengt. Die delphische Orestie hielt durch ganz Hellas ihren Siegeslauf, indem sie an den besten Dichtern der vorpersischen Zeit — einem Stesichoros, einem Simonides, einem Pindar — und an allen Kunsthandwerkern ihre Herolde fand; in Spartas Besitz befanden sich die beiden Palladien der panhellenischen Hegemonie, die taurische Artemis und das Grab des Orestes; was vermochte so handgreiflichen Beweisen gegenüber das Zeugnis der weltlichen Sänger mit ihrer Verherrlichung der Stadt Argos und des goldreichen Myken? So sehen wir denn das heilige Recht Spartas als der gesetzlichen Rechtsnachfolgerin des Agamemnon und Orestes zum Dogma werden; als angesichts der persischen Gefahr der syrakusische Tyrann Gelon zum Lohn für die erbetene Hilfe den Oberbefehl über das griechische Heer verlangte, erhielt er vom spartanischen Gesandten die stolze Antwort: 'da würde wohl aufstöhnen der Pelopide Agamemnon, wenn er erführe, dafs die Spartaner die Hegemonie an Gelon und die Syrakusier verloren hätten!'[1]) Das war die unerschütterliche Grundlage des heiligen Rechtes der Spartaner.

Mit Sparta triumphierte auch Delphi; seine geistliche Hegemonie war unbestritten, die weltliche, die sich besonders in der Leitung der Kolonisation bemerkbar machte, dermafsen anerkannt, dafs es als strafwürdige Ausnahme galt, wenn einer ohne seinen Segen eine kolonisatorische That unternahm.[2]) Nur eins war von Übel: indem Delphi Orestes endgültig an Sparta auslieferte, verknüpfte es seine Politik auf ewige Zeit mit den Interessen seines nunmehrigen weltlichen Schwertes und beraubte sich selber der Möglichkeit, wenn dieses Schwert stumpf werden sollte, ein neues zu suchen.

VIII

Stumpf wurde es aber bereits zu Anfang des V. Jahrh., in der Zeit der Perserkriege, als Sparta sich genötigt sah, sich in die Hegemonie mit dem bis

---

bezeugt die Herodoteische Legende nicht — ganz im Gegenteil, wie sich jeder aufmerksame Leser leicht überzeugen kann. Eine ähnliche Bedeutung mufs die Versetzung des Orestessohnes Tisamenos aus Helike nach Sparta gehabt haben (Paus. VII 1, 8 *τοῦ ἐν Δελφοῖς ἀνειπόντος χρηστηρίου*); schade, dafs wir von der Zeit nichts wissen.

[1]) Herod. VII 159. Wie die Anknüpfung an Agamemnon für Sparta die Legalisierung der panhellenischen Hegemonie bedeutete — wofür eben diese Stelle den unzweideutigsten Beweis liefert —, so mufste die Anknüpfung an Herakles dazu dienen, seiner pandorischen Vormachtstellung die gesetzliche Stütze zu geben, was namentlich in den messenischen Händeln von grofser Bedeutung war. Wie dabei verfahren wurde, lehrt der Archidamos des Isokrates; wem meine Ausführungen bedenklich erscheinen sollten, den bitte ich dringend, wenigstens diese kleine Schrift zu lesen, ehe er sein Urteil fällt.

[2]) Herod. V 42 (Dorieus). Das hängt mit der Kleomenesintrigue zusammen, über diese s. unten.

dahin wenig einflufsreichen Athen zu teilen. Es war vorauszusehen, dafs diese Teilung nur eine Übergangsform sein würde, dafs Athen im Bewufstsein seiner Verdienste, sowie seiner physischen und intellektuellen Kraft, nach dem Besitze des ganzen gottverliehenen Herrscherstabes der Atriden streben müfste. Unter diesen Umständen konnte sein Verhältnis zu Delphi kein freundschaftliches sein; zu dem sittlichen Antagonismus, der uns im nächsten Kapitel beschäftigen wird, trat der politische hinzu.

Auf die Unterstützung Delphis konnte Athen offenbar nicht rechnen; und doch war es wünschenswert, auch die neue Hegemonie, von der es träumte, durch Zurückführung auf die alte Hegemonie des Agamemnon zu legitimieren. Wünschenswert, allerdings; aber nicht notwendig. Man war doch fortgeschritten, die politische Mythologie begann allmählich ihren Kredit zu verlieren. So sind die Schritte, die von Athen aus zur Herstellung jenes Zusammenhangs unternommen worden sind, beträchtlich zahmer, wenn man sie mit den spartanischen vergleicht; eine Glorie, wie sie dort das Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Macht ergab, war hier ein für allemal nicht zu haben.

In nächster Nähe von Sparta ragte noch immer, von ihm entthront und geschändet, das königliche Argos, herrlich im Glanze seiner ruhmreichen Erinnerungen, mächtig durch den nachwirkenden Segen der Atriden und die nie aufgegebenen Erbfolgerechte: an Argos wurde — nicht darum allein, aber nicht zum wenigsten darum — der nächste Anschlufs gesucht und gefunden. Der erste athenische Staatsmann, bei dem wir den Hegemoniegedanken mit Sicherheit voraussetzen können, hat auch diesen Weg zuerst mit Erfolg beschritten — Peisistratos; bereits im Besitze der Macht nahm er eine Argiverin zur Frau und gab dem Sohne, den sie ihm gebar — gewifs zur Erneuerung des Gedächtnisses *τοῦ στρατηγήσαντος ἐν Τροίᾳ ποτέ* — den stolzen Namen Hegesistratos.[1]) Und dafs diese Argiverin aus königlichem Blute war, ersieht

[1]) Wer dem allem keine Bedeutung beilegt, den verweise ich auf Herod. V 94 *Σίγειον, τὸ εἷλε Πεισίστρατος αἰχμῇ παρὰ Μυτιληναίων, κρατήσας δὲ αὐτοῦ κατέστησε τύραννον εἶναι παῖδα τὸν ἑαυτοῦ νόθον Ἡγησίστρατον, γεγονότα ἐξ Ἀργείης γυναικός.* Warum gerade dem Hegesistratos? Nun, weil er durch seine Mutter von Agamemnon abstammte, der die Troas erobert hatte und also Herr von Sigeion war. Man bedenke, dafs solche Genealogien dort eine grofse Rolle spielten; die Oikisten von Tenedos führten sich auf Orestes zurück (Pind. Nem. XI 44), und von Pittakos von Mytilene, der vor Peisistratos Sigeion in Anspruch genommen hatte, scheint mir Sittl, Philol. 1885 S. 203 mit Recht anzunehmen, dafs er seine Ansprüche auf die Abstammung seiner Frau, die als Penthilidin ihr Geschlecht auf Agamemnon zurückführte (Laert. Diog. I 81), stützte (denn dafs er selber Penthilide war, ist nicht ausgemacht; Aristot. Pol. V 13 legt die Vermutung nahe, Alc. fr. 5 spricht, wenn ernst gemeint, dagegen, wenn ironisch, dafür; und die ironische Deutung des *κακοπατρίδαν* [sic; diese kleine Gefälligkeit darf man der Grammatik schon erweisen] erscheint besonders verführerisch, wenn man bedenkt, dafs die Nachkommen des Orestes sich in Attika gerade *Εὐπατρίδαι* nannten, s. Töpffer, Att. Gen. 175 ff.). Demgegenüber hatte es nicht viel zu bedeuten, wenn die Athener meinten *οὐδὲν μᾶλλον Αἰολεῦσι μετεῖναι τῆς Ἰλιάδος χώρης ἢ οὐ καὶ σφίσι καὶ τοῖσι ἄλλοισι, ὅσοι Ἑλλήνων συνεπρήξαντο Μενέλεῳ τὰς Ἑλένης ἁρπαγάς* (Herod. ebd.). Erst Hegesistratos war Trumpf. Der ging freilich den Athenern bald verloren, und da mufsten die Ansprüche auf Sigeion auf ein fingiertes Lehen zurückgeführt

man daraus, dafs die Hochzeit mit ihr dem Tyrannen das Bündnis mit Argos einbrachte.[1]) So war von dem Segen der Atriden, dessen Quell in Argos so mächtig schlug, wenigstens eine Rinne nach Athen geleitet; dafs sie bald versandete, daran war die Kurzlebigkeit der Dynastie schuld.

Aber freilich — die Homerische Tradition, auf die Argos seine Ansprüche begründete, war im Bewufstsein der Hellenen durch die delphische verdrängt worden, die von Agamemnons Tod in Amyklä und vom Lakoner Orestes sprach; um so nötiger war es, jene wieder zu Ehren zu bringen. Eben das that Peisistratos — wie man sich auch immer das Nähere vorstellen mag. Zum Entgelt seiner Verdienste um den blinden Sänger konnte er nun seinerseits von ihm verlangen, dafs er durch sein gewichtiges Zeugnis gewisse nicht einwandfreie, aber den Athenern wertvolle Postulate bestätigte. Wir hören von gewissen Korrekturen, die auf seinen Wunsch im attischen Homer vorgenommen wurden; dahin wird wohl auch die seltsame Stelle zu rechnen sein, deren Bedeutung wir oben haben im Unklaren lassen müssen:

> Sieben der Jahre gebot nun Ägisth im goldnen Mykene;
> Aber im achten ereilt' ihn das Recht: da kehrte Orestes
> Heim von Athen und erschlug ihn.

Von Athen, nicht von Delphi, wie doch die sonstige einmütige Tradition und nicht minder der Sinn des ganzen Mythus bezeugte. Es war arg, dafs man den Mann, der den heiligen Berg des Apollon in seinem Namen trug, von Delphi losrifs; aber wir können uns leicht denken, warum es geschehen ist.[2]) War Athen die Stadt, die den Sprofs des mykenischen Adlers grofs gezogen hat, so war es nur natürlich, dafs er nach dem Muttermord — vor oder nach der Apollinischen Reinigung — diese seine Pflegestätte wieder aufsuchte. Und richtig, hier weifs ihn auch die Choenlegende[3]); mehr und mehr befestigt sich in Athen die Lehre: nicht nach Argos, und erst recht nicht nach Sparta, kehrte Orestes, der Träger der panhellenischen Hegemonie, zurück, sondern nach Athen; in Athen also hat der gottverliehene Stab des Agamemnon neue Schöfslinge getrieben.

---

werden (Äsch. Eum. 397 ff.). — Es geschieht übrigens aus inneren Gründen, dafs ich mich in der Sigeionfrage der konstruktiven Kritik Töpffers (Qu. Pis. 61 ff.), nicht der destruktiven Belochs (Rhein. Mus. XLV 465 ff.) anschliefse: für meine Annahme wäre es ein Vorteil mehr, wenn wirklich Peisistratos der erste Eroberer von Sigeion gewesen sein sollte.

[1]) Das hat der neue Aristoteles endgültig festgestellt, *'Αθ. πολ.* 17, 4: *ἔγημεν γὰρ Π. ἐξ Ἄργους ἀνδρὸς Ἀργείου θυγατέρα, ᾧ ὄνομα ἦν Γοργίλος, Τιμώνασσαν . . . ὅθεν καὶ ἡ πρὸς τοὺς Ἀργείους ἐνέστη φιλία, καὶ συνεμαχέσαντο χίλιοι τὴν ἐπὶ Παλληνίδι μάχην Ἡγησιστράτου κομίσαντος*.

[2]) Mit dieser Erklärung dürfte der vom Agamemnonsohne verschiedene trözenisch-attische Winzerorestes, dessen sich zuletzt noch S. Wide, Lakonische Kulte 82 f., angenommen hat, erledigt sein.

[3]) Vgl. darüber A. Mommsen, Feste der Stadt Athen 595 f. Ob ihn diese Legende der Sühnung wegen nach Delphi ziehen liefs, ist zweifelhaft; näher liegt es, an die trözenische Sühnung zu denken, von der Paus. II 31, 4 spricht. Dafs Äschylos wieder an Delphi anknüpfte, war durch die Tendenz seines Stückes geboten, von der unten zu handeln sein wird.

Nun war, nach der von Delphi in Umlauf gesetzten Sage, Orestes mit dem Bild der taurischen Artemis zurückgekehrt; dies Bild war dadurch zum Vermächtnis des Orestes, zum Palladium der Hegemonie geworden. Sparta behauptete im Besitz desselben zu sein; das liefs sich aber bestreiten. Ein uraltes Holzbild der Artemis wufste auch eine attische Gemeinde aufzuweisen [1]), das aufserdem — es war ein besonderes Glück — den sehr gelegenen Kultnamen Tauropolos trug. Der sollte nun eigentlich so was wie 'Stierbändigerin' [2]) bedeuten; man brachte ihn aber mit den Tauriern in Zusammenhang, und da das keine theologische, sondern eine philologische Frage war, so brauchte man nicht erst das Gutachten Delphis einzuholen. Item: die brauronische Tauropolos wurde für die taurische Artemis des Orestes erklärt; der gröfseren Eindringlichkeit und Celebrität wegen stiftete ihr Peisistratos [3]) eine Kultfiliale auf der Akropolis.

.Das geschah im VI. Jahrh., als das Ansehen der politischen Mythologie noch unerschüttert dastand. Wir dürfen annehmen, dafs Delphi durch diese ebenso kecke wie geistvolle Eskamotage des Peisistratos — desselben Peisistratos, der auch die Komödie mit der schlanken Phye auf dem Gewissen hatte — in Aufregung versetzt wurde; es ist nur zu wahrscheinlich, dafs die oben behandelte Translation des Orestes, die gerade während der Herrschaft des Peisistratos stattgefunden hat, die Antwort Delphis war. Das frühere Palladium, die Artemis des Astrabakos, war durch die athenische Gegenartemis bedeutungslos geworden; ein Neues war vonnöten, das die Athener sich nicht mit gleicher Leichtigkeit aneignen konnten. Dieser Beweggrund mufste für Delphi entscheidend sein. — Das war aber nicht genug. Peisistratos und sein Geschlecht wurden in Delphi verhafst; die Priesterschaft ruhte nicht eher, als bis ihr weltlicher Arm, Kleomenes von Sparta, die Peisistratiden aus Athen vertrieben hatte. [4])

Soweit ist die Entwickelung geradlinig und folgerecht; nun tritt aber der verhängnisvolle Wendepunkt in der delphischen Politik ein, der an die Namen Kobon und Perialla geknüpft ist. [5]) Diese letzten Förderer eines, wenn auch

---

[1]) Nämlich Brauron; über das Verhältnis des brauronischen Kultes zu dem von Halai und die sonstigen einschlägigen Fragen s. unten S. 172 f. Man beachte, dafs die Iliasrecitationen eben an den Brauronien stattfanden, s. Hesych. s. v. *Βραυρωνίοις*.

[2]) Das ist die gewöhnliche Annahme; daneben dürfte jedoch die Möglichkeit, dafs damit doch von alters her die 'taurische', d. h. hyperboreische (s. oben S. 105 Anm. 1) Artemis gemeint war, nicht ohne weiteres abzuweisen sein.

[3]) Vgl. darüber Wilamowitz, Aus Kydathen 128, dem die meisten mit Recht gefolgt sind. Der logische Zusammenhang tritt nun bestätigend hinzu.

[4]) Diesen allein wahren Grund giebt Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 71 f. an; freilich soll ein paar Seiten weiter (S. 76) Kleisthenes doch wieder *den delphischen Gott durch eine geschickte Finanzoperation auf seine Seite gebracht haben* (noch gehässiger Orestie II 16). Wann werden wir endlich lernen, dem *ἔπεισαν χρήμασι* und ähnlichen unvermeidlichen Ausgeburten der Legende gegenüber mifstrauisch zu sein?

[5]) Alles, was wir darüber wissen, verdanken wir Herod. VI 66, der die geheimen Fäden der delphischen Politik hier ebensowenig wie sonst aufdeckt; aus seinem *προσποιεῖται Κλεομένης Κόβωνα* und *Κόβων Περίαλλαν ἀναπείθει* hört man noch am ehesten die *χρήματα* heraus, jene ultima ratio der Volkslegende. Es liegt ein eigentümlicher Humor darin, dafs

athenerfeindlichen, doch aber nationalen Regiments werden weggefegt; die Blicke der neuen Leiter sind ostwärts gewendet, es gilt, gegenüber der von Asien erwarteten Sturzwelle das Schifflein der delphischen Hegemonie über Wasser zu erhalten. Ein offenes Bündnis mit dem Perserkönig war nicht mehr möglich — dazu hatte man sich zu tief mit Sparta eingelassen; zum Glück bot sich als willkommenes Werkzeug ein Spartaner dar, das Opfer der gestürzten Periallapartei — Demarat. Wenn es gelänge — und warum sollte es nicht? — den Grofskönig zu vermögen, dafs er nach seinem nicht bezweifelten Siege eben diesen Demarat zum Könige von Hellas ernenne, dann war nicht nur die europäische Machtstellung des Gottes gesichert, sondern auch die Strafse ins Herz von Asien gebahnt; der goldene Traum, den der Sturz des Krösus zerstört hatte, durfte von neuem geträumt werden.

Dazu war es vor allem nötig, den Segen der Atriden, an Kleomenes und Leotychides vorbei, auf das Haupt des Demarat zu leiten. Das war nicht schwer: man durfte nur an das Werk der Perialla wieder anknüpfen. Durch ihren Mund hatte der Gott erklärt, Ariston sei nicht Vater des Demarat gewesen; allerdings nicht, hiefs es nun — die Klugheit selber gebot, den Glauben an die Unfehlbarkeit der *διὰ τριπόδων ἐριτίμων* redenden Pythia nicht zu untergraben —, sein Vater war ein höherer, war der Heros Astrabakos[1]) selber. Ein Weiteres that der Perserkönig, indem er dem Demarat das 'erste Troia', Pergamon überliefs[2]), das einst auf dem ersten Feldzug gegen Troia von

---

unsere radikalen Historiker zwar im übrigen alles als 'Sage' perhorreszieren, was ihrer Skelettgeschichte einigen Reiz verleihen könnte, aber jedes *ἀναπείθει χρήμασιν*, von dem Herodot, d. h. die Legende berichtet, höchst gläubig aufnehmen. Sie bedenken nicht, welch ein seltsames Aussehen die modernste Geschichte erhalten würde, wenn beispielsweise alle legendarischen *vendus* von 1870/71 historische Realität gewännen.

[1]) Herod. VI 69. Dafs die Fiktion von Delphi ausging, beweist — von analogen Heroisierungen abgesehen, der Zusammenhang mit dem Spruch der Perialla; die Absicht, diesen zu retten und zugleich Demarat zu erheben, liegt klar zu Tage.

[2]) Es soll nur ein 'Problema' sein — aber man versuche doch, Pindars Pyth. XI unter der Voraussetzung zu lesen, der daselbst gefeierte Thrasydaios 'von Theben' sei der in Theben weilende Sohn des Demarat gewesen, den der Vater nun (d. h. 478 od. 474), nachdem die schlimme Zeit überstanden, zu sich nach Pergamon verlangt; auch wenn der Leser diese Voraussetzung im Grunde nicht acceptiert, wird es ihn doch freuen, zu sehen, wie leicht sich nun alle Schwierigkeiten lösen. Freilich ist V. 24 — was bekanntlich keine Änderung ist — *νικᾶν* für *νικῶν* zu schreiben; doch das verlangt schon längst die Grammatik im Bunde mit dem gesunden Menschenverstand — allerdings, einem meist unglücklichen *κλητήρ*, aber jetzt leistet auch Bacchyl. II 6 Beistand. Also: . . *den Kirrhäischen Wettspielen zulieb, wo uns Thrasydaios durch den Kranz, den er als dritten auf den väterlichen Herd geworfen, an die im reichen Gefilde des Pylades erkämpften Siege des Orestes erinnerte, des lakonischen Gastfreundes* — nämlich an die von Sophokles der delphischen Orestie nacherzählten Siege. Und nun weiter: ist Thrasydaios = Orest, so ist Demarat = Agamemnon, Perkalos = Klytämnestra, Leotychides = Ägisth (vgl. Herodot); die bisher überhängende Atridengeschichte 25 ff. gewinnt den schönsten Sinn, ja selbst die ungebührlich hervorgehobene *μάντις κόρα* V. 50 cf. 30 wird durch die Beziehung auf Perialla bedeutungsvoll. Nun weifs man auch, warum der Name des Vaters nicht genannt ist (von Bergks Einfall seh ich ab), obgleich er Hieronike war und für solche der Brauch die Nennung gebieterisch verlangte;

Agamemnon bekriegt worden war. Die Pisistratiden in Sigeion (d. i. Troia), Demarat in Pergamon — es war ein eigentümliches Geschick, dafs den Prätendenten nur die asiatische Erbschaft Agamemnons nachgeblieben war; aber die Absicht war deutlich. Und als die Perser, vom Segen des delphischen Gottes geleitet, ihren verheerenden Zug nach Hellas ausführten, da befand sich unter der Beute, die sie aus Attika fortschleppten, auch das Pisistratische Gegenpalladium, die Tauropolos von Brauron.[1]) Man wird gewifs nicht an-

---

man weifs auch, warum dieser Vater, obgleich er einen olympischen Sieg erkämpft hatte, V. 66 nur Pythonike heifst — den olympischen Sieg hatte Demarat nach Herodot VI 70 (und zwar *τεθρίππῳ*, vgl. Pind. 70 *ἐν ἅρμασι σὺν ἵπποις*) an Sparta verschenkt. Man weifs, warum zu Anfang neben den Töchtern des Kadmos die Mutter des Herakles und ebenso zu Ende neben Iolaos die Dioskuren angerufen werden; ja die für jeden Thebaner i. J. 478 (474) hochverräterische Lakonophilie wird begreiflich, sobald man weifs, dafs sie nicht dem Sparta des Pausanias, sondern dem mit diesem Sparta verfeindeten Demarat gilt. Mancher würde auch die Ermahnung zu den *ξυναὶ ἀρεταί* und das *μέμφομ᾽ αἶσαν τυραννίδων* hierherbeziehen, ich nicht; angesichts Herod. V 71 *ἦν Κύλων τῶν Ἀθηναίων ἀνὴρ Ὀλυμπιονίκης· οὗτος ἐπὶ τυραννίδι ἐκόμησε* finde ich sie jedem Hieroniken gegenüber am Platz. Aber die Bezeichnung des Erdnabels als *ὀρθοδίκας* V. 17 und die zum Schlufs hervorgehobene Heteremerie der Dioskuren gewinnt an Bedeutung, sobald man weifs ... doch ich folge dem Beispiel Pindars: *κατ᾽ ἀμευσίπορον τρίοδον ἐδινάθην*; man weifs eben leider gar nichts. Aber auch das ist Gewinn, wenn man weifs, was man wissen müfste, um Pyth. XI zu verstehen.

[1]) Auch diese Position mufs erst zurückerobert werden. Robert (Arch. Märchen 144 ff.) leugnet aufs entschiedenste die Glaubwürdigkeit der von Pausanias III 16, 7 überlieferten Nachricht, die Perser hätten 480 das brauronische Bild gesucht und nach Susa geschleppt; er beruft sich ihr gegenüber 1) auf das Zeugnis desselben Pausanias I 23, 7: *καὶ τὸ ἀρχαῖον ξόανόν ἐστιν ἐν Βραυρῶνι, Ἄρτεμις, ὡς λέγουσιν, ἡ Ταυρική* — das wiegt jedoch nicht schwer. Auch wenn man nicht zum Auskunftsmittel greifen will, die Brauronier hätten sich im V. oder IV. Jahrh. eine neue uralte Artemis verschafft (sie hätten ja nur nötig gehabt, ihr Xoanon irgendwo 'wiederzufinden', wie in solchen Fällen insgemein geschieht), so braucht man ja nur zu bedenken, dafs Pausanias diese Notiz nicht in Brauron, sondern vor dem Filialbilde der Burg macht. Sein Cicerone mag ihm gesagt haben (so darf man sich ja schon wieder ausdrücken), der Kult der Akropolis sei als Ableger des brauronischen gestiftet worden unter Zurücklassung des altheiligen Schnitzbildes in Brauron — auch ohne von Pausanias so schlecht zu denken, wie Robert es thut, wird man es begreiflich finden, dafs er aus diesen Worten den Schlufs zog, das alte Bild sei noch zu Brauron befindlich. — Wichtiger ist natürlich 2) das Zeugnis des Euripides in der I. T., das denn auch entscheidet — aber für uns. Ich mufs es daher ausschreiben: *ὅταν δ᾽ Ἀθήνας τὰς θεοδμήτους μόλῃς,* (1450) *χῶρός τις ἔστιν Ἀτθίδος πρὸς ἐσχάτοις ὅροισι, γείτων δειράδος Καρυστίας, ἱερός· Ἁλάς νιν οὑμὸς ὀνομάζει λεώς. ἐνταῦθα τεύξας ναὸν ἵδρυσαι βρέτας, ἐπώνυμον γῆς Ταυρικῆς πόνων τε σῶν,* (1455) *οὓς ἐξεμόχθεις περιπολῶν κτἑ. Ἄρτεμιν δέ νιν βροτοὶ τὸ λοιπὸν ὑμνήσουσι Ταυροπόλον θεάν* ... (1462) *σὲ δ᾽ ἀμφὶ σεμνάς, Ἰφιγένεια, κλίμακας Βραυρωνίας δεῖ τῇδε κλῃδουχεῖν θεᾷ· οὗ καὶ τεθάψῃ κατθανοῦσα, καὶ πέπλων* (1465) *ἄγαλμά σοι θήσουσιν εὐπήνους ὑφάς, ἃς ἂν γυναῖκες ἐν τόκοις ψυχορραγεῖς λίπωσ᾽ ἐν οἴκοις.* Halten wir uns zunächst an Brauron; den Artemiskult bezeugt das Grab der angeblichen Priesterin Iphigeneia; aber wo ist die Göttin, wo das Bild? So lange noch die Meinung von Wilamowitz Herm. XVIII 254: *Brauron oder Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες, wie man in Athen sagen mufste, da Brauron rechtlich nicht bestand,* Geltung haben konnte, durfte man auch mit Robert unter der Tauropolos von Halai eben das brauronische Kultbild verstehen; nun wissen wir aber (Löper, Athen. Mitt. XVII 360 f.), dafs Brauron zu Philaidai, nicht zu

nehmen, dafs der ehrwürdige Popanz dem Herrn des goldreichen Susa irgendwie reizvoll erschienen sei; aber seine Entfernung aus Attika war sehr im Interesse Delphis — das für seine guten Dienste, für die Orakelsprüche wie für die schönen argivisch-persischen Genealogien, recht wohl eine kleine Gegengefälligkeit verlangen konnte — und fast noch mehr im Interesse des von ihm auf den Schild gehobenen neuen Königs von Hellas, des Sohnes des Heros Astrabakos.

Aber freilich — das Schnitzbild konnte Delphi wohl entfernen lassen, nicht aber den Glauben an das Ereignis, das es bezeugte; mochte die taurische Göttin jetzt zum zweitenmal in die Hände der Barbaren gefallen sein — fest stand dennoch die Thatsache, dafs sie bis dahin in Attika gewesen war, wo sie also Orestes zurückgelassen haben mufs. Die attische Tragödie des V. Jahrh. beschäftigte sich gern mit Orestes, wobei sie nicht verfehlte, Delphi und Sparta zum Trotz, seinen Zusammenhang mit Athen zu betonen — darin bestand für Athen das politische Interesse der Orestessage, unabhängig von dem sittlichen, das weiter unten ausführlicher zu behandeln sein wird. Begreiflicherweise mufste dieses Interesse seinen Höhepunkt erreichen in jenem Kriege, der den Streit um die Hegemonie zum Austrag zu bringen bestimmt war — im Peloponnesischen Kriege. War es da wunderbar, wenn der attische Demos in seinen schwachen Stunden, die ihn einigermafsen dem Aristophanischen Vexierbild ähnlich erscheinen liefsen, nicht ohne Bedenken die Thatsache entgegen-

Halai gehörte, und da ist es doch arg, wenn E. Bruhn meint (I. T. Einl. 3), mit dieser einen Korrektur die Ansicht Roberts halten zu können. Vielmehr ist nun klar: Zu Euripides Zeiten gab es zu Brauron kein Artemisbild. Es kommt noch folgendes hinzu: die Gewänder der unglücklichen Wöchnerinnen wurden in Brauron der begrabenen Iphigeneia dargebracht. Gut; wem brachten nun aber die glücklichen ihr Geschenk dar? Für die Filiale der Akropolis wird uns die Antwort zu teil: eben der Göttin. Die sakrale Konsequenz ist durchgeführt: die Überlebenden der Göttin, die Toten der Heroine; so nimmt denn auch Robert (Preller, Gr. M. I 314, 1) an, dasselbe sei auch zu Brauron geschehen. Der Schlufs ist zwingend; aber wie kommt es, dafs Euripides, der doch die finstere Seite des Kultes berichtet, die lichte verschweigt? Ich denke, den Grund haben wir oben angeführt: weil zu seiner Zeit der Brauch nicht mehr bestand, weil er nach der Entfernung des Kultbildes naturgemäfs eingestellt wurde. Also: zwischen der Zeit des Peisistratos und der Zeit des Euripides ist das Kultbild aus Brauron entfernt worden (worauf die Palladiumglorie auf das Kultbild des benachbarten Halai überging; das ist so natürlich, wie nur irgend etwas); kann man sich für die Nachricht des Pausanias, dafs es eben 480 entfernt worden ist, eine bessere Bestätigung wünschen? Für die Folgezeit hatte nun die Frage nach dem Schicksal des geraubten Bildes ein gewisses Interesse — freilich nur ein sakral-archäologisches, kein politisches mehr. So sind die Legenden von Laodikeia u. s. w entstanden; ihr einziger Wert besteht darin, dafs sie die persische Entführung voraussetzen und somit bestätigen. Ich denke, diese Auskunft ist natürlicher als die Annahme, die Euripideische Tragödie hätte Legenden ins Leben gerufen, die doch sämtlich mit ihr im Widerspruch stünden. — Immerhin ist die Legende des kappadokischen Komana interessant: *ἐδόκει τό τε τῆς Ἀρτέμιδος τὸ Ταυρικὸν βρέτας καὶ τὸ γένος τὸ Ἀγαμεμνόνειον δεῦρο ἀεὶ ἔχειν* (Cass. Div. XXXVI 13) — so nahe hing beides zusammen. Die Lösung des Rätsels dürfte aber Damascius, Vit. Isid. 69 bieten: *Ἄνθουσαν . . . τὸ ἀνέκαθεν ἀπὸ τῶν ἐν τῇ Καππαδοκίᾳ κατοικισθέντων ἐπὶ τὸν Κομανὸν τὸ ὄρος Ὀρεστιαδῶν, καὶ ἀνάγειν τὸ γένος εἰς Πέλοπα.*

nahm, dafs das zweite Palladium Sparta verblieben war, dafs Athen es versäumt hatte, dem Heros Orestes in seinen Mauern eine Kultstätte zu schaffen? War es wunderbar, wenn hie und da Gerüchte auftauchten, der Heros verlange nach einer solchen Kultstätte und zürne den Athenern ob ihrer Nachlässigkeit[1])? Es war vielmehr das Natürlichste und — die Prämissen einmal zugegeben — das Vernünftigste, was sich denken liefs. Die ganze Legende von der brauronischen Artemis hatte ja nur den Sinn, die starke Seele des Helden an den attischen Boden zu fesseln; war sie aber einmal im Lande — mit welchem Rechte verweigerte man ihr die übliche Verehrung?

Indessen — die Zeiten hatten sich doch geändert. War es nun, dafs es mit dem Kredit der politischen Mythologie in dem Athen der Aufklärungszeit abwärts gegangen war, oder waren andere Gründe im Spiel — es läfst sich, beispielsweise, sehr wohl denken, dafs der Hauptstamm der Gottesfürchtigen zur weiland Kimonischen, nunmehr Nikianischen Partei gehörte und sie in dieser Eigenschaft ihre Devotion lieber dem Heros Theseus zuwendeten, über dessen panionische Bedeutung uns Bakchylides neulich so hübsch belehrt hat, während sie Orestes und mit ihm die panhellenische Hegemonie im stillen den Spartanern gönnten —, genug, der Effekt blieb aus. Was vor einem Jahrhundert die Gemüter aufgeregt haben würde, brachte jetzt den Ängstlichen nur den Spott der Komödie ein, die ihnen angelegentlich riet, lieber gutwillig dem 'Heros Orestes' ein Winterwams zu weben, damit er es warm habe und die Leute nicht mehr zu überfallen brauche.

Bei alledem fühlte sich die Stadt der Pallas als die Tochter des Hellenenherzogs Agamemnon und die legitime Erbin seiner Macht. In verzweifeltem Kampfe suchte sie diese Macht zu behaupten; aber der Erfolg war nicht auf ihrer Seite. Derselbe Hellespont, der einst den Triumph Agamemnons gesehen hatte, wurde jetzt der Zeuge der Niederschmetterung Athens; bald mufste die Stadt sich dem spartanischen Feldherrn ergeben. Nun wurden gar grausame Stimmen im Zelte Lysanders laut, im Kriegsrat sowohl wie beim kameradschaftlichen Mahl; die verhafste Stadt sollte dem Erdboden gleich gemacht, die

---

[1]) So erklären sich, dem historischen Zusammenhange eingereiht, die neckischen Aporeme leicht, die uns Aristophanes mit seinen auf den Zorn des 'Heros Orestes' bezüglichen Nachrichten bietet; die Irrtümer der andern habe ich in meinem Aufsatz *De lege Antimachea scaenica* (1884) 20 ff. behandelt, den eigenen, den ich daselbst vorgetragen habe, nehme ich hiemit zurück. Die Nachrichten selbst stammen teils aus dem Archidamischen Kriege (Ach. 1167 *εἶτα κατάξειέ τις αὐτοῦ μεθύων τὴν κεφαλὴν Ὀρέστης μαινόμενος*; von hier scheint Orestes, der Parasit des Kallias bei Älian Fr. 107 Herch. zu stammen, wie der gleich daneben genannte, Ach. 701 und sonst nirgends vorkommende Marpsias zeigt), teils aus der Zeit der sizilischen Expedition (Vög. 712 *Ὀρέστῃ χλαῖναν ὑφαίνειν, ἵνα μὴ ῥιγῶν ἀποδύῃ*, 1487 ff. *εἰ γὰρ ἐντύχοι τις ἥρῳ τῶν βροτῶν νύκτωρ Ὀρέστῃ, γυμνὸς ἦν πληγεὶς ὑπ' αὐτοῦ πάντα τἀπιδέξια*; wo der Scholiast sein *Ὀρέστης ὁ Τιμοκράτους* her hat, wird sich nicht ausmachen lassen; ebensowenig, wie sich dieser Orestes in Luxorius' Epigramm *In grammaticum furiosum* [Anth. Lat. 448] verirrt hat). Den wirklichen Thatbestand erkennt das geübte Auge leicht heraus: nächtliche Unfälle der Bürger, die von frommen Leuten auf Heroenzorn zurückgeführt werden.

Einwohnerschaft in die Sklaverei verkauft, die Äcker und Weinberge in wüstes Weideland verwandelt werden. Da stimmte — meldet Plutarch — einer der Tischgenossen das erste Chorlied der Euripideischen 'Elektra' an:

Agamemnons armes Kind!
Vor der Thüre deiner Hütte
Findest du, Elektra, uns . . .

Der Wink wurde verstanden — so geläufig war die Gleichsetzung der hochstrebenden Stadt mit der Tochter des Agamemnon; er rührte die Anwesenden zu Thränen. Athen wurde nicht zerstört; aber die ungeteilte Hegemonie kam in den Besitz des Landes, das die Gebeine der Agamemnoniden beherbergte.

Abermals wurde Sparta das Schwert von Hellas; unter seiner Anführung begann der Krieg mit dem östlichen Nachbar wieder. Um den historischen Zusammenhang der neuen spartanischen Hegemonie mit der alten Hegemonie der Atriden offenkundig aller Welt darzuthun, eröffnete König Agesilaos den persischen Feldzug durch ein feierliches Opfer in Aulis. — Es mifslang; Aulis gehörte zu Böotien, und Theben, das die Früchte des athenisch-spartanischen Haders zu ernten gedachte, war nicht gewillt, die spartanische Hegemonie allzufeste sakrale Wurzeln fassen zu lassen.[1]) Dieses Opfer in Aulis war der letzte Versuch, die Atridensage politisch auszubeuten; als ein halbes Jahrhundert später das Königreich im Norden seine Hegemonie über Hellas auszubreiten begann, blieb der 'Mann vom Berge' daheim, so nahe es auch gelegen haben mufste, angesichts des anerkannten Zusammenhangs der makedonischen Dynastie mit Argos, ihn heranzuziehen.[2]) Auch als sich noch später der trojanische Feldzug in gröfserem Mafsstabe wiederholte, liefs es zwar der neue Achilleus an Homerischen Reminiscenzen nicht fehlen, aber sie waren lediglich poetischer, nicht politischer Art. Der Kredit der politischen Mythologie war unwiederbringlich dahin.[3])

IX

Unsere Darstellung mufste etwas weiter in den späteren Lauf der Entwickelung greifen, um den Einflufs der Politik auf unsere Sage im Zusammen-

---

[1]) Xen. Hell. III 4, 3; VII 1, 34; an beiden Stellen ist die Beziehung auf Agamemnon betont, am deutlichsten an der zweiten: *ἐπλεονέκτει ὁ Πελοπίδας παρὰ τῷ Πέρσῃ· εἶχε γὰρ λέγειν . . . ὡς Λακεδαιμόνιοι διὰ ταῦτο πολεμήσειαν αὐτοῖς, ὅτι οὐκ ἐθελήσειαν μετ' Ἀγησιλάου ἐλθεῖν ἐπ' αὐτὸν οὐδὲ θῦσαι ἐάσειαν αὐτὸν ἐν Αὐλίδι τῇ Ἀρτέμιδι, ἔνθαπερ ὁ Ἀγαμέμνων ὅτ' εἰς τὴν Ἀσίαν ἐξέπλει θύσας εἷλε Τροίαν.*

[2]) Der Panathenaikos des Isokrates würde allerdings hiezuzubeziehen sein, wenn es feststände, dafs die *περιττολογία* über Agamemnon § 74—87, wie Schäfer und Blafs (Att. Bereds. II 321) wollen, eine *versteckte Hindeutung auf den Makedonenkönig* enthält. Aber die Parallelisierung Agamemnons mit Athen ist offen durchgeführt und nach dem oben Gesagten auch durchaus natürlich; mehr darin zu suchen, sind wir nicht berechtigt. — Wie alt mag übrigens die Verbindung des makedonischen Argos Orestikon mit Orestes (Strab. VII 326) sein?

[3]) Die Sache selbst blieb freilich noch lange im Gedächtnis: Appian, B. civ. II 67 . . . *τῶν ἐπ' ἀξιώσεως αὐτὸν ἐπιτωθαζόντων ἐς φιλαρχίαν ὡς ἑκόντα βραδύνοντα ἵν' ἀνδρῶν ὁμοτίμων τοσῶνδε ἄρχοι, καὶ ἐπὶ τῷδε αὐτὸν βασιλέα τε βασιλέων καὶ Ἀγαμέμνονα καλούντων* (Pompejus bei Dyrrhachium; vgl. Cass. Dio XLII 5).

hang zu schildern; jetzt kehren wir zu dem Punkte zurück, wo wir den Fortgang ihrer moralisch-religiösen Ausdeutung verlassen haben. Zwei neue Wahrheiten sollte die delphische Orestie der Welt verkünden: erstens, dafs das Recht der Seele auf Blutrache ein heiliges und unbedingtes ist, dem gegenüber alle Bande und Pflichten zurückzutreten haben: zweitens, dafs Apollon den Sünder in jedem Falle entsühnen könne, worin auch seine Verschuldung bestanden haben mag. Die gefährlichen Folgen der ersten Lehre wurden durch die zweite aufgehoben; der Rächer verlor sein Racherecht, wenn der Mörder durch Apollon entsühnt worden war. Aber diese zweite selber, die delphische Rechtfertigungsidee, macht den Apollon und seine delphischen Statthalter zu den Herren der Gewissen aller gläubigen Hellenen, und das war ein ungeheueres, folgenschweres Recht. Wäre dieser Anspruch des Gottes ohne Widerspruch anerkannt worden — die ganze Geschichte der griechischen Kultur hätte einen sakralen, theokratischen Anstrich bekommen; die Politik von Hellas hätte der Wille der delphischen Priesterschaft bestimmt, seine Philosophie — die delphischen Jubellieder, die den Sieg des goldhaarigen Gottes über den grofsen Erddrachen priesen.

Es wurde aber ein Widerspruch rege, und eben er soll uns im folgenden beschäftigen; wie oben angedeutet, ging er von Athen aus. Die politische Seite des delphisch-attischen Antagonismus ist soeben behandelt worden; hier ist es die sittlich religiöse, die uns interessiert.

Athen hatte auf seine Weise die Überlebsel des Animismus in Glauben und Sitte bei seinen Bürgern unschädlich gemacht; sein Ausweg hatte weder mit dem ionischen Individualismus, noch mit dem delphischen Theokratismus etwas gemein. Was zunächst jenen anbelangt, so konnten sich die Tiefe und der Ernst des attischen Empfindens auf keine Weise mit der Lösung zufrieden geben, die der läfsliche und leichtlebige Ionier gefunden hatte — mit der Lösung, derzufolge der Gemordete nur als Rechtsobjekt zu fungieren hatte bei dem Handel des Mörders mit dem nächsten Verwandten, dessen Schmerz allein in Betracht kam als ausschlaggebendes Moment bei der Bestimmung der Entschädigungssumme; das Wergeld wurde in Athen ebenso entschieden verworfen, wie in Delphi. Ebensowenig aber entsprach die delphische Lösung der attischen Eigenart; bei aller Verschiedenheit im übrigen waren beide Lösungen, die delphische und die ionische, doch in einem Punkt gleich, und eben in diesem Punkt traten sie zum attischen Empfinden in einen starken Gegensatz. Hier und dort wurde der Mensch als etwas Fürsichseiendes und Unabhängiges aufgefafst; in Ionien hatte es der Mörder ausschliefslich mit dem Erben zu thun, in Delphi trat zu diesen beiden noch die Seele des Gemordeten hinzu; weder hier noch dort wurde nach der Gemeinschaft gefragt, deren Glieder sie alle drei waren oder gewesen waren. In Athen war es nun eben diese Gemeinschaft, die ihre Ansprüche geltend machte. Sie sprach zum Mörder: 'der Mann, den du getötet hast, ist mein Bürger gewesen; indem du ihn tötetest, hast du mich in meinen Rechten verletzt'; sie sprach aber auch zum Rächer: 'der Mann, dessen Tod du forderst, ist mein Bürger und steht als solcher in

meinem Schutz; ehe ich dir willfahre, mufs ich mich von seiner Schuld überzeugen. Ich fordere euch daher beide vor mein Gericht; wenn ich ihn verurteile, so wird auch die Bestrafung mir obliegen — wenn ich ihn aber freispreche, so hast du deine Ansprüche verwirkt'. Damit ist in die antike Ethik ein neues Moment eingeführt; im Gegensatz zu den Forderungen des delphischen Gottes war es der Staat, der sich als sittliche Macht empfand und sich als solche die Rache und die Vergeltung zusprach.

Seinen lebendigen Ausdruck fand dieser Gedanke in der Stiftung des Areopags. Die Bedeutung dieser alten Gerichtsstätte lag darin, dafs sie durch Auflösung der Einzelansprüche in dem grofsen Anspruch der Gemeinde und durch Vertretung dieses letzteren in Mordsachen sowohl die gegenseitige Ausrottung der Bürger verhinderte, wie sie der älteste Animismus mit sich führte, als auch der sittlichen Verlotterung entgegentrat, die in der Veräufserung des Racherechts am frischen Grabe des Gemordeten lag, als endlich die Demütigung des menschlichen Gewissens vor dem Willen des Gottes und seines delphischen Statthalters unnötig machte. Hatte sich ein Mord ereignet, so hatten beide, der Mörder wie der Rächer, auf dem Areshügel zu erscheinen; *der Verklagte trat auf den Stein des 'Verbrechens', der Kläger auf den der 'Unversöhnlichkeit'*[1]), und die Verhandlung nahm ihren rechtsgemäfsen Lauf. Waren bei der Urteilsfindung die Stimmen für und wider gleich, so wurde angenommen, dafs die unsichtbar gegenwärtige Stadtgöttin ihre Stimme zu den freisprechenden gelegt habe, und diese 'Stimme der Athena' rettete den Angeklagten.[2]) Im übrigen mufste der letztere im Falle der Verurteilung den Tod erleiden — wenn er nicht vorzog, vor der Urteilsfindung das Stadtgebiet zu verlassen und ins Elend zu gehen; im Falle der Freisprechung aber kehrte er zu seinen Hausgöttern zurück und fuhr fort, den Schutz der Gesetze zu geniefsen.

So hatte man sich aber erst mit dem Rächer abgefunden; nicht so leicht war es, auch die Seele des Gemordeten zu beschwichtigen. Denn auch sie durfte nicht vergessen werden; auch sie — oder ihre Rechtsvertreterin, die Erinys — wurde bei der Verhandlung gegenwärtig gedacht, drunten in einer Höhle des Areshügels. Indem sie ihr den Angeklagten entrifs, war sich die Gemeinde wohl bewufst, dafs sie ihren Zorn auf sich selbst heraufbeschwor, dafs der Prozefs noch nicht beendet, sondern nur vor eine höhere Instanz gebracht sei, vor der sie selbst einer- und die Erinyen anderseits als Parteien

[1]) Wilamowitz, Orestie II 11.

[2]) *In re pari potior causa prohibentis*; ganz recht, aber in diesem Falle war derjenige der prohibens, der die dreifach alte Satzung δράσαντι παθεῖν zu Gunsten einer milderen Auffassung anfocht. Wir dürfen, ja wir müssen uns eine ältere Gerichtsordnung denken, derzufolge Stimmengleichheit nur in der Thatfrage für den Angeklagten, in der Rechtsfrage aber gegen ihn entschied — das verlangt die juristische Logik unbedingt. Die Ausdehnung der freisprechenden Kraft der Stimmengleichheit auch auf die Rechtsfrage war dann allerdings eine Verletzung der Rechtslogik, die nur auf die Einwirkung des Gnadenelements, d. i. der Göttin zurückgeführt werden konnte. — Das ist der Grund, warum ich in dieser Frage mich gegen Hermann und Wilamowitz (Aristoteles und Athen II 330) der landläufigen Erklärung anschliefse; für die Hauptfrage kommt nicht viel darauf an.

fungieren würden. Um es dazu — zu einem aussichtslosen Rechtshandel, in dem es nur Parteien, aber keine Richter gab — nicht kommen zu lassen, wurde der Weg der Gnade beschritten; die Erinyen erhielten einen Kult. Es war natürlich, dafs auch der Freigesprochene sich durch ein Dankopfer an diesem Kult beteiligte; im übrigen durfte er ungefährdet heimgehen in der Zuversicht, dafs der Staat, indem er ihn freisprach, auch die Verantwortung vor den grausen Höllenmächten auf sich genommen hatte.

Das war die Lösung Athens; Humanität, Bürgersinn und Religiosität fanden bei ihr in gleicher Weise ihre Rechnung. Athen durfte auf seinen Areopag stolz sein und war es auch; es schien unmöglich, dafs ein so wohlthätiges Institut von Menschen für Menschen gestiftet sein sollte. Athena selber, hiefs es, hat in ihrer Stadt dieses Gericht eingesetzt, um den Streit zweier Götter, Poseidon und Ares, zu schlichten, von denen der erste den zweiten des Mordes seines sterblichen Sohnes anklagte. So war denn Ares vor menschlichen Richtern erschienen; von ihm hatte auch die Richtstätte ihren Namen.

Eine stolze Fiktion; ob aber die gottesfürchtigen Athener des VII. und VI. Jahrh. wohl ahnten, dafs sie mit ihrem Areopag eine neue Rechtfertigungsidee ins Leben gerufen hatten, die sich nur im Gegensatz zur Apollinischen weiter entwickeln konnte? Wohl möglich, dafs sie es übersahen; die Kompatibilität der Widersprüche ist den Menschen auf der Kindheitsstufe ihrer religiösen Kultur eigen. Aber lange konnte diese Harmlosigkeit nicht dauern; es mufste eine Zeit eintreten, wo der Widerspruch offenbar wurde, wo dem Gewissen der Athener die Wahl freigestellt wurde, entweder auf das Gericht der Pallas Verzicht zu leisten, oder aber den Kampf mit dem delphischen Gott aufzunehmen. Dieser Zeitpunkt trat dann ein, als der sittliche Antagonismus zwischen Delphi und Athen durch den politischen verschärft wurde. Nach dem oben Gesagten wird es nicht wunderbar erscheinen, dafs dieser Kampf um die Rechtfertigungsidee auf dem Boden der Orestessage ausgefochten wurde. Als Vorkämpfer der Pallas trat Äschylus auf.

X

Es thut nicht not, den Inhalt der Äschyleischen Orestie hier wiederzuerzählen. Selbstverständlich wurden die Rechte des königlichen Argos gewahrt — es war wohl der bewufste Gegensatz gegen die delphische Reformmythologie, der unseren Dichter seine Stücke *τεμάχη τῶν Ὁμήρου δείπνων* nennen liefs; von Amyklai weifs er nichts, Agamemnon ist König in Argos, wie bei Homer. Im übrigen aber folgt der Dichter der delphischen Orestie, um die Abweichung im entscheidenden Punkte um so greller hervortreten zu lassen; ihr zulieb liefs er sogar die unschuldige Peisistratische Interpolation fallen: nicht Athen, sondern der heilige Berg Apollons hat den Agamemnoniden aufgezogen. Er sollte ebendarum als der Schützling und der Getreue des delphischen Gottes erscheinen, damit die Ohnmacht dieses Gottes nachher um so offenbarer werde.

Die Seele des gemordeten Fürsten fordert Rache; Apollon legt die Rache-

pflicht dem Sohne auf. Gehorsam dem erkundeten Willen seines Gottes geht der Jüngling an sein schweres Amt; an ihm richtet er, von Zweifeln bestürmt, den eigenen schwankenden Willen auf:

> Apollon wird uns nicht verraten. Diese Fahrt
> Zu wagen hat sein mächtig Wort mir auferlegt
> Mit manchem Mahnruf; eiseskalter Schauder liefs
> Mein heifses Blut gerinnen, so bedräut er mich,
> Wenn ich für meines Vaters Tod den Schuld'gen nicht
> Den Preis in gleicher Münze zahlte, Blut für Blut ...[1])

Er ist eben seiner Sache nicht sicher; in die Heimat zurückgekehrt, sucht er vor allen Dingen das Grab seines Vaters auf. Damit beginnt der erste, von 'Kirchhofluft' durchwehte Teil der 'Choephoren'. Aber auch der Tote hat das Nahen des Rächers gespürt; aus seiner unterirdischen Behausung hat er seiner treulosen Gattin einen schrecklichen Traum geschickt und sie dadurch veranlafst, zum erstenmale seiner Seele ein Totenopfer zu bringen. Elektra und die Mägde sind mit dessen Ausführung betraut.

Das alles kennen wir schon aus der delphischen Orestie. Dort aber war es möglich, den Charakter Elektras unbestimmt zu lassen, da sie nur als äufserer Hebel der Handlung zu fungieren hatte; hier haben wir ein Drama vor uns und damit den Zwang zur Charakteristik, zur psychologischen Motivierung des Geschehenden. Die Charakteristik der Äschyleischen Elektra kann in wenigen Worten gegeben werden: in ihr lebt die Seele ihres gemordeten Vaters. Nur in einem fühlt sie sich als Tochter ihrer Mutter (421):

> Rasenden Wolfs unerbittlicher Grimm
> Ist mein Muttererbe.

Sie ist sich dieses Zuges bewufst und fürchtet ihn: rührend ist ihr Gebet am Grabe des Vaters (141):

> ... Und mich lafs anders werden als die Mutter ist,
> Erhalte mir das Herz bescheiden, rein die Hand.

Ja, es ist eine wahrhaft tragische Gestalt; wenn wir ihre Worte lesen, fühlen wir, dafs sie alle Anwartschaft darauf hat, selber mit der Zeit die Heldin einer Tragödie zu werden. Hier ist sie es noch nicht: Held ist Orestes.

Dem Grabe des Vaters hatte sein erster Besuch gegolten; es war gut, im voraus die Seele zu stärken den Eindrücken gegenüber, die vor dem Hause der Mutter zu erwarten waren. Das war auch des Vaters Meinung, als er dem zögernden Sohne zum ersten Willkomm diejenige entgegenschickte, in der seine Seele wohnte — Elektra. Elektra kennt weder Zweifel noch Bedenken; das Bewufstsein der Rachepflicht erfüllt ihr ganzes Wesen. Sie freut sich der Ankunft des Bruders, aber nur deshalb, weil sie in ihm denjenigen sieht, der des Vaters Haus wieder aufrichten soll; nicht fremd sind ihr auch die naturgemäfsen Mädchengedanken — von einer künftigen Ehe, einem eigenen Herd —,

[1]) V. 269 ff. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, dafs ich alle Choephorencitate in diesem Kapitel in der Übersetzung von Wilamowitz gebe.

aber sie denkt dabei an die köstlichen Grabspenden, die sie von der ihr nunmehr eigenen Habe dem Vater darbringen will (V. 486 ff.). So treffen sich die Geschwister am Grabe des Vaters. Die Erzählungen vom Schicksal des Gemordeten, vom traurigen Leben der Schwester, vom Traumgesicht der Mutter stählen den Entschlufs des Jünglings:

> Wohlan denn: bei der Erde, bei des Vaters Gruft!
> Erfüllung finde dieses Traumgesicht durch mich,
> Ich deut' es, und die Deutung pafst aufs Haar genau.
> Denn wenn der Drache, aus dem Schofs der mich gebar
> Hervorgegangen, sich in meiner Wiege barg,
> Wenn er die Brust umzischte, die mir Nahrung bot,
> Und schwarzen Blutstrom schlürfte mit der linden Milch,
> Wenn sie dann gellend aufschrie, schmerz- und schaudervoll —
> Dann gilt es ihr. Sie hat das Drachenkind gesäugt,
> Und blutig mufs sie sterben; und der Wurm bin ich,
> Ich bin ihr Mörder: das verkündet dieser Traum.[1])

Damit ist die Aufgabe der Äschyleischen Elektra erfüllt; sie tritt ab, Orestes bleibt mit seinem Freund allein auf der Bühne zurück. Ihr Anschlag ist einfach: durch die erdichtete Nachricht vom Tode des Rächers den Argwohn des Herrscherpaares zu täuschen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, dem Willen des Gottes und des Gemordeten Genüge zu thun. Aber Ägisth ist nicht daheim; zu den angeblichen Boten tritt Klytämnestra heraus — eine hohe, königliche Gestalt, grofs im Bewufstsein der unerhörten Schmach, die sie sich aufgebürdet hat. Nicht fröhliche Gefühle sind es, die der Empfang der Botschaft in ihr weckt, und wir fühlen es, dafs es nicht die Mutterliebe allein ist, die sich in ihr regt. Wohl hat sie in der Schule des Lebens gelernt, vor den Leuten das Joch ihrer Schande stolz und hochgemut zu tragen; in der Einsamkeit aber lastete es schwer auf ihr, und die Furcht, mit der sie des in Delphi heranwachsenden Rächers gedachte, war mit einer seltsamen, schwachen Hoffnung gepaart — diese ist nun für immer dahin (691):

> Weh mir, zerschmettert also doch bis auf den Grund.
> Du alter Fluchgeist unsres Hauses, ja, umsonst
> Ist's, wider dich zu ringen; weithin reicht dein Blick,
> Und was sich in der Ferne wohl geborgen wähnt,
> Erliegt von deines Pfeiles sichrem Schufs ereilt.
> So jetzt Orestes. Von dem mörderischen Sumpf
> Hielt er doch weislich seine Schritte fern, und jetzt —
> Die Hoffnung auf Genesung, Frieden, Jubelrausch
> Von reiner Freude lebt' in unsrem Hause doch
> Und tröstete; nah war sie — du verlöschtest sie.

Dennoch vergifst sie der Gastfreundschaft nicht, die Sonne ist untergegangen, es ist Zeit, dafs sich die Fremden zur Ruhe begeben. Man schickt nach Ägisth; derweil wird es immer dunkler; wie er ankommt, ist die Bühne in

[1]) V. 540 ff. Den ersten Vers verstehe ich so: ἀλλ' εὔχομαι Γῇ τῇδε καὶ πατρὸς τάφῳ; demgemäfs war auch die Übersetzung leicht zu ändern.

Finsternis gehüllt — so recht passend zur That der Finsternis, die sich nun ereignen soll. Voll freudiger Ungeduld eilt Ägisth in das Schlofs; dort trifft ihn der Tod. Das wird rasch abgethan, als etwas Beiläufiges und Unwesentliches; das Wichtigste steht erst bevor. Klytämnestra erscheint: 'Was ist geschehn?' — 'Die Toten morden die Lebendigen', wird ihr zur Antwort. Damit ist alles gesagt; entschlossen, sich bis zum äufsersten zu verteidigen, schickt sie einen Diener nach dem Beil — jenem Fluchbeil, mit dem sie dereinst ihren Gatten getötet hatte; mit Absicht hält der Dichter an diesem Zuge, den ihm die delphische Orestie geboten hatte[1]), fest, um die Abweichung im folgenden desto schärfer hervortreten zu lassen. Noch vor Ankunft des Dieners tritt Orestes aus dem Männersaale heraus; in seiner Hand ist das Schwert, das Ägisthens Blut getrunken hat, vor ihm — die wehrlose Mutter.

Wehrlos, ja wohl; dafür aber ist es die Mutter. Sie weifs es; 'halt inne!' ruft sie, indem sie ihren Busen entblöfst (896),

> schone diese Brust, mein Kind;
> An diesem Herzen hast du schlummernd oft geruht,
> Aus diesem Busen trankest du die Muttermilch.

Bei diesem Anblick fühlt der Jüngling, dafs der Stahl seines Entschlusses wie Wachs dahinschmilzt; ratlos wendet er sich an seinen Freund: 'Was thun? darf ich die Mutter schonen, Pylades?' Pylades steht dicht bei ihm; schweigend hat er ihn hergeleitet, als der stumme und treue Zeuge des Gebots, von dem aufser ihnen nur noch der heilige Berg des Apollon wufste; hier — zum ersten- und einzigenmal — bricht er das Schweigen:

> Apollons Wahrspruch, Delphis heiliges Gebot
> Willst du vergessen? Unverbrüchlich ist der Schwur;
> Brich alle Bande, nur den Göttern bleibe treu.

Das ist es, was der Hand des Sohnes den entscheidenden Stofs giebt; nicht die Stimme des Herzens, nicht die Erinnerung an den Vater, nicht die Ermahnungen der Schwester — alles das hat der Anblick der entblöfsten Mutterbrust niedergerungen; der erste wie der letzte Beweggrund der blutigen That ist der Wille des delphischen Gottes.

---

[1]) Das Rudiment aus der delphischen Orestie hat Robert, Bild und Lied 161 aufgedeckt; derselbe hat auch S. 180 das Motiv 559 *κἀκεῖνον ἐν θρόνοισιν εὑρήσω πατρός* als ein ganz analoges Rudiment aus derselben delphischen (d. h. bei ihm Stesichoreischen) Orestie erkannt; was zu erkennen blieb, ist das Gesetz, dafs die tragischen Dichter überhaupt die Motive ihrer Vorgänger nicht stillschweigend aufgeben, sondern, wo es nur angeht, als unausgeführte Pläne (oder ähnlich) rudimentär fortbestehen lassen — ein sehr wichtiges und folgenschweres Gesetz, das nicht nur eine bessere Rekonstruktion untergegangener Dichtwerke ermöglicht, sondern auch den grofsartig organischen Charakter des Wachstums der griechischen Sage veranschaulicht. So geht Äsch. Eum. 176 ff. auf die delphische Orestie, Eur. Bacch. 52 *Μαινάσι στρατηλατῶν* auf den Pentheus des Äschylus (soweit richtig Bruhn Einl. 25, falsch 26), Soph. Ant. 79 *βίᾳ πολιτῶν* und 80 *τάφον χώσουσα* auf die 'Sieben' des Äschylus (ob man nun wohl an die Echtheit des Schlusses glauben wird?), Eur. El. 883 ff. auf die Elektra des Sophokles. Im übrigen ist hier noch fast alles zu thun.

Endlich ist alles vollbracht; beim ersten Morgengrauen erblicken wir abermals Orestes und vor ihm — hier die Leichname der Gerichteten, dort das verräterische Gewand, in dem Agamemnon fiel. Bevor er den Thron der Väter besteigt, mufs Orestes seine That vor den Argivern rechtfertigen; mit bebender Stimme beginnt er seine Verteidigung. Das Volk stimmt ihm jauchzend zu: ja, der Mord des Königs war eine empörende That; ja, die Mörder hat spät, aber gerecht die Vergeltung ereilt. So ist denn alles dem Rächer günstig; warum verläfst er denn nicht seine Bühne, warum kehrt er denn nicht in sein Schlofs zurück? Er bleibt auf demselben Fleck stehen; unsicher schweift sein Blick von der Rechtfertigung zur Anklage, vom blutigen Mantel des Vaters zur getöteten Mutter: 'War sie auch schuldig? wirklich schuldig? ...' Ach, aus der ebnenden Ferne betrachtet nahm sich alles so sonnenklar aus, so unzweifelhaft; nun aber steht der ferne Entschlufs als nahe That vor ihm, mit all den Rissen und Schründen, die der Blick der Nähe entdeckt; ein Etwas klafft auf, das selbst der Gedanke an des Vaters Blut nicht schliefsen will, und aus diesem Etwas kriecht lähmend, quälend der Zweifel hervor. Noch ist es nicht Reue, nur Leidensbewufstsein, das dem Jüngling die Worte entprefst:

> Und blick' ich hin auf meines Vaters Mordgewand,
> Dann kommen mir die Schmerzen der Erinnerung
> An mein Geschlecht, an alles, was es that und litt,
> Und meines Sieges Blutschuld fällt mir schwer aufs Herz.

Beschwichtigend fallen abermals Stimmen des Volkes ein; doch was vermöchten die! Der Alp ist da, und das Bewufstsein, machtlos, ihn niederzukämpfen, ahnt den baldigen eigenen Untergang.

> So lang ich noch bei Sinnen bin, verkünd' ich euch:
> Berechtigt war ich, Freunde, zu der Mutter Mord ...
> Und eingegeben hat mir Lust und Mut zur That
> Apollon.

Das ist die Leuchte, die der Flucht Richtung und Ziel weist.

> Mit diesem Zweig
> Des Ölbaums und der Wollenbinde zieh ich hin
> Bittflehend zu dem Erdennabel, wo die Glut
> Der nie verloschnen Flamme glimmt, Apollons Sitz ...
> Die Mutter hab' ich umgebracht mit eigner Hand —
> Im Leben und im Tode trag ich diesen Ruf.

Hier ist es, wo zuerst die delphische Rechtfertigungsidee durch ein bis dahin unbekanntes Prinzip durchkreuzt wird. Apollon selber hatte dem Jüngling verkündet, dafs er keine Sünde begehen würde, wenn er seinen Willen erfüllte:

> Wenn ich's thäte, sprach der Sehergott,
> So würde niemand einer Frevelthat mich zeihn;
> Doch wenn ich's unterliefse — nennen mag ich nicht
> Die Strafe; kein Gedanke mifst die Qualen aus.

Der fromme Jüngling hatte ihm damals geglaubt; jetzt aber, wo alles auf seiner Seite steht, wo alle seine That billigen, die Schwester, der Freund, das

Volk — jetzt ist doch seine Ruhe, seine Zuversicht dahin. Vergebens greift er nach dem stützenden Stab, der ihm bis dahin so sicher gedient hatte — der Stab entgleitet seinen Händen, eine geheimnisvolle Macht sagt ihm, dafs er dennoch im Unrecht sei, dafs es etwas in der Tiefe des Herzens gebe, wogegen selbst der Gott machtlos sei. Und mehr und mehr verhallt das Wort des wissenden Geistes, das einst in Delphi so laut und fest geklungen hatte; mehr und mehr wird es von der Stimme der Erde übertäubt, die dem Sünder die schrecklichen Worte entgegenruft: 'Die Mutter schlugst du tot mit eigner Hand!'; mehr und mehr verfällt er der Gewalt der Erde, die seinen Blick an die Stelle festbannt, wo er sie das Blut seiner Mutter hat trinken lassen. Kein Tagesstrahl trocknet dies Blut aus; es wallt und raucht, immer dichter, immer höher qualmt der Rauch empor, er verhüllt die aufgegangene Sonne und das offene Haus der Atriden und das ergebene Volk von Argos. Und näher und näher wälzt sich der Höllendunst heran; er bewegt sich, er lebt — da weht es, wie von schattengrauen Gewändern, da wimmelt es, wie von gespenstischen Schlangen, da sprüht es, als blitzte den Sünder ein wildes Augenpaar an, dann noch eins, und noch eins, ein unzähliges, unabsehbares Funkenmeer . . . Ein gellender Aufschrei — Orestes hat sie erkannt, die Töchter der Nacht, die unerbittlichen Rachegöttinnen der Erdentiefe; wie ein Tier, von der rasenden Meute gehetzt, stürmt er zum heiligen Berg hin, wo die Glut der nie verlöschenden Flamme am Herde Apollons brennt.

XI

Und doch war es bis jetzt nur die Stimmung, in der die Auflehnung gegen die delphische Rechtfertigungsidee laut wurde; in der Fabel selbst ist nichts geändert worden. Auch dort hat Orestes, von den Erinyen gehetzt, die Heimat verlassen müssen; geflohen war er nach Delphi, und Apollon hatte ihm nach vollzogener Sühnung die wunderbaren Pfeile gegeben, mit deren Hilfe er sich seiner Quälerinnen entledigte. Nun fragte es sich: wird Äschylus auch dieses letztere Motiv in seine Tragödie herübernehmen? Wird er das Dogma, dafs Apollon dem Menschen seine Sünde erlassen kann, und mit ihm die delphische Rechtfertigungslehre durch sein Zeugnis bestätigen?

Orestes ist in Delphi; die Erinyen auch. Apollon hat den Bittflehenden entsühnt (279); die Erinyen entfernen sich nicht. Sie schlummern nur und geben dem Verbrecher Zeit zur Sammlung und Besinnung; sie stehen aber nicht von ihm ab und sind bereit, ihn von neuem zu verfolgen, sobald er den Herd seines Beschützers verlassen haben würde. Da gesteht Apollon seine Ohnmacht ein: 'Flieh', sagt er seinem Schutzbefohlenen (74 ff.), 'lafs nicht die Müdigkeit dich übermannen; sie werden dich verfolgen, magst du nun über das Festland deinen Weg nehmen, oder über die See. Doch wenn du zur Stadt der Pallas kommst, so wirf dich schutzflehend vor ihrem Gnadenbild nieder; dort werden wir Richter in dieser Sache finden, und da das Wort der Milde auf unserer Seite ist, wird es uns gelingen, dich auf immer von deiner Drangsal zu befreien.'

Alles Weitere ist nur eine Ausführung dieses neuen, welthistorischen Gedankens, mit dem der attische Bürgersinn über den delphischen Theokratismus siegte. Nicht als der allmächtige Herr der Gewissen, nein — als der Verteidiger des angeklagten Verbrechers, ja, nicht einmal das: als sein Mitangeklagter erscheint Apollon in Athen vor dem Gericht der Pallas. Willig hat die Göttin beider Reden angehört; aber auch sie will sich das Recht nicht anmafsen, ein Urteil zu fällen, das für das menschliche Gewissen doch nur eine äufserliche Verbindlichkeit haben könnte. Es soll der Mensch an der Meinung der Besten unter seinesgleichen Rückhalt und Rechtfertigung suchen; das ist der Sinn des Gebots, das Pallas für die künftigen Zeiten — für alle Zeiten, wie sie selber sagt (*εἰς τὸν αἰανῆ χρόνον* 575) — erläfst, indem sie das Gericht auf dem Areopag begründet. Die Areopagiten erscheinen, die besten unter den Bürgern Athens; nachdem sie beide Teile angehört, geben sie schweigend ihr Urteil ab. Bei der Zählung erscheint die Zahl der Stimmen für und wider gleich; da aber Pallas die ihrige zu den freisprechenden gelegt hat, erhalten diese das Übergewicht. Nun bleibt nur noch eins nach: die Beschwichtigung der Erinyen, mit der die Tragödie schliefst.

Orestes fühlt, dafs die Sünde ihm erlassen ist; das hat die Freisprechung bewirkt — die Freisprechung, die, wie wir gesehen haben, nicht einmal durch Stimmenmehrheit, sondern nur durch Stimmengleichheit erfolgt war. Wozu bedurfte der freischaffende Dichter dieser letzteren Fiktion? Wenn er schon den Orestes freisprechen lassen wollte — warum liefs er es nicht einstimmig geschehen? Weil er dem starren und unbedingten Axiom des delphischen Theokratismus ein ebenso starres und unbedingtes Axiom von seiten des attischen Bürgersinnes entgegensetzen wollte. 'Im Urteil der Besten unter seinesgleichen soll der Mensch seine Rechtfertigung finden' — das war das Gebot der Pallas. Sollte dasselbe unbedingt gültig sein, so war auch hier eine Frage zu beantworten: auch wenn diese Meinung nur in einer Stimmenmehrheit, ja nur in einer Stimmengleichheit ihren Ausdruck fand? Und die Antwort durfte nicht anders lauten, als: ja wohl, auch dann.

Also war es eine Stimme, die das Los des Angeklagten und, was wichtiger ist, das Gewissen des Sünders nach der einen oder nach der andern Richtung hin bestimmte; wo blieben dann aber 'die Besten', wenn im Grund alles auf eine Stimme ankam, die der Zufall so oder anders fallen liefs? Es war nicht anders; der vielverspottete und nie widerlegte Sorites war von selber in die Rechtfertigungsidee eingedrungen, sobald man sie dem Individuum sowie der Gottheit entzogen und dem Staat, der Gemeinschaft unterworfen hatte. War sich Äschylus dieser Gefahr bewufst? O ja, bewufst war er sich ihrer wohl. 'Zählt ehrlich die Stimmsteine, ihr Fremden', ruft Apollon den Areopagiten zu (739), 'und scheut es, bei der Sonderung ein Unrecht zu begehen; das Fehlen einer Stimme kann grofses Leid verursachen; der Hinzutritt auch nur einer Stimme kann ein zusammenstürzendes Haus wieder aufrichten.' Damit ist die Schwierigkeit jedoch nur hervorgehoben, nicht gelöst; noch höher erhob ihr Haupt die quälende Frage: kann ich, darf ich glauben, dafs

ich in der Meinung der Besten unter meinesgleichen meine Rechtfertigung gefunden habe, wenn diese Meinung durch eine einzige ausschlaggebende Stimme erzielt ist? Und auf diese Frage hat auch Äschylus keine Antwort gewufst.

Doch kann sich der Dichter der Pallas mit dem Bewufstsein trösten, dafs auch die mehr als zwanzig Jahrhunderte, die seit seiner Orestie vergangen sind, die gesuchte Antwort nicht gefunden haben. Solange die antike Kultur blühte, wuchs und gedieh die attische Rechtfertigungsidee; sie überstrahlte die verlöschende Glorie des heiligen Berges in Delphi sowohl, wie die unter der Asche fortglimmenden Funken des ionischen Individualismus. Dann kam auch ihre Zeit; das Gebot der Pallas, das sie für alle Zeiten erlassen hatte, fiel der Vergessenheit anheim. Ein neues Prinzip trat ins Leben — ein Prinzip, das mit Absicht und Bewufstsein die Rechtsprechung von der Sittlichkeit trennte, und das wir daher das volle Recht haben, im Namen der Geschichte als unsittlich zu brandmarken; das Prinzip, dafs die Rechtsprechung einzig und allein die Interessen des Staates und seines Oberhauptes zu wahren habe und daher zum einzigen Organ den von ihm bestellten Beamten haben müsse. Es entstand, kurz gesagt, das Inquisitionsgericht der römischen Kaiserzeit. Mit ihm verglichen konnte selbst jener Individualismus als Fortschritt erscheinen; zornig rüttelte er an den wankenden Mauern des römischen Reichs, er und seine Träger, die nordischen Barbaren, mit ihrem Faustrecht und Wergeld; aber ein dauernder Erfolg war ihm nicht vergönnt. Der delphische Glorienschein, der auf dem Parnafs erloschen war, erstrahlte von neuem auf dem Vatikan; von neuem erklang der alte Ruf, der das menschliche Gewissen so wonnig einzulullen weifs: rein ist der, dem Ich seine Sünde erlasse, sündhaft ist der, dem Ich sie nicht erlasse. Und die unzähligen Pilgerscharen, die nach Rom zogen in der einzigen Absicht, die Vergebung ihrer Sünden zu erflehen und die verlorene Reinheit wiederzuerlangen, bezeugte die sieghafte Macht des sittlichen Triebes, der im Herzen der Menschen wohnt. Er strahlt noch immer, dieser Glorienschein, doch ist sein Glanz nicht mehr der alte; der Zwiespalt, den die Renaissance in die Einheitlichkeit der mittelalterlichen Weltanschauung gebracht hat, ist auch für ihn verhängnisvoll gewesen. Wohl hat es lange gedauert, ehe das schwache Reis des nebligen Nordens, durch die lebenspendenden Säfte der antiken Kultur gekräftigt, emporwachsen und die zivilisierte Welt überschatten konnte; die Zeit, wo es geschah, ist unsere Zeit. Ja wohl, unsere Zeit; nach über zweitausend Jahren finden wir die gröfste aller moralischen Ideen, die Rechtfertigungsidee, an derselben Stelle wieder, an der sie Äschylus zurückgelassen hatte. Auch wir gehorchen dem Gebote der Pallas, das sie 'für alle Zeiten' erlassen hat: 'Im Urteil der Besten unter deinesgleichen sollst du deine Rechtfertigung finden!' — Selbst dann, — fragt schüchtern unser Gewissen — selbst dann, wenn dieses Urteil durch das Übergewicht von nur einer Stimme erzielt worden ist, die gerade so gefallen ist, gar leicht aber anders hat fallen können? . . . .

Die Antwort ist Schweigen.

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE GEWICHTSNORMEN

Von Friedrich Hultsch

Im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war das römische Münzwesen in die ärgste Verwirrung geraten. Die Goldstücke wurden so regellos ausgeprägt, dafs man wieder, wie in frühesten Zeiten, die Wage zu Hilfe nehmen mufste, um den Wert einer Zahlung festzustellen; die Silbermünze, der Denar, war zu einem schlechten Kupferstück im Werte von noch nicht 2 Pf. herabgesunken. Zuletzt versuchte es Diocletian, den schlimmsten Übelständen abzuhelfen; doch hatten seine Mafsnahmen keinen dauernden Erfolg. Da liefs der Kaiser Constantin, wahrscheinlich im J. 312, eine neue Münze von feinem Silber, das Miliarense, schlagen und stellte für diese jene älteste Norm wieder her, auf die man zuerst im J. 268 v. Chr. in Rom Denare ausgeprägt hatte. Dasselbe Gewicht aber gab Constantin auch einer neu geschaffenen Goldmünze, dem Solidus, der seitdem auf Jahrhunderte hinaus den Weltverkehr beherrscht hat.

Somit war, gewifs nach dem Gutachten sachverständiger Berater, für das Gold wie für das Silber die älteste Silbernorm der römischen Republik wieder hergestellt, ein Gewicht, das genau auf $^1/_{72}$ des römischen Pfundes auskam und, wie sich neuerdings gezeigt hat, auf einer weit älteren Überlieferung beruhte. Denn auf dem Trümmerfelde des ägyptischen Theben ist ein Gewichtstück zum Vorschein gekommen, das in hieroglyphischen Zügen die Aufschrift '5 Kite des Silberhauses von Anu' (oder On) trägt. Nun war On, das die Griechen Heliopolis nannten, eine alte Kultusstätte des Sonnengottes, und von hier aus erging seit dem Anfange der XI. Dynastie eine neue Lehre vom Sonnengotte Ra oder Tum, dem Einen, dem Ungeschaffenen, der sich selbst schafft, dem Bildner der Welt, aus dessen Gliedern die Götter hervorgegangen sind. Daraus entwickelte sich eine Art von Staatsreligion, deren Hauptsitz und angesehenste Kultusstätte in Heliopolis verblieb. Amenemhat, der Begründer der XII. Dynastie, erbaute dort an der Stelle eines älteren Heiligtums den berühmten Sonnentempel, und sein Sohn Usertesen errichtete davor zwei Obelisken, deren einer noch heute erhalten ist. Dort befand sich auch, wie das erwähnte Gewichtstück bezeugt, ein Schatzhaus, dessen Bestände die Priester des Sonnengottes ebenso hüteten, wie die Gewichtsnorm, nach welcher die Ein- und Ausgänge an Edelmetall abgewogen wurden. Auch andere Gewichtstücke von Heliopolis sind erhalten; sie tragen alle die Zeichen hohen Alters, wenn auch die Epoche ihrer Anfertigung sich nicht genau bestimmen läfst. Doch steht es aufser Zweifel, dafs

die Gewichtsnorm von Heliopolis mindestens auf den Anfang der XII. Dynastie (etwa 2200 v. Ch.) zurückzuführen ist. Als ägyptisches Reichsgewicht erscheint sie zum erstenmale um 1500 v. Chr. in den Siegesberichten, welche Dhutmes III. auf den Wänden des Ammontempels zu Karnak hat eintragen lassen; allein schon weit früher, spätestens um 2500, hat der babylonische Priesterfürst Nabusumesir eine Drittelmine aichen lassen, die vor kurzem aufgefunden worden ist und, wie sich noch zeigen wird, unverkennbar die Norm von 18 Kite oder einem halben römischen Pfunde darstellt.[1])

So haben wir eine ägyptische Gewichtsnorm von Constantin bis zurück in die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. verfolgen können, und es ist nun leicht, eine Reihe von anderen bekannten Gewichten damit in Verbindung zu bringen. Zweiundsiebzig älteste Denare, deren jeder eine halbe Kite wog, gingen auf das römische Pfund. Dieses war also = 36 Kite, und sein Zwölftel, die *uncia*, = 3 Kite, ein Zusammentreffen, das zuerst von Lepsius erkannt und zu einer möglichst genauen Bestimmung der Kitenorm verwendet wurde. Die ältesten auf unsere Zeit gekommenen und mit Aufschriften versehenen ägyptischen und babylonischen Gewichtstücke führen auf eine Kite zwischen 9,128 und 9,078 Gramm; das sind Schwankungen innerhalb einer Fehlergrenze von $^1/_3$ Prozent auf- oder abwärts, wie sie auch sonst selbst bei sorgfältig ausgebrachten Gewichten des Altertums vorkommen. In der Überzeugung, dafs die Römer in ihrem Pfunde, dessen möglichst genauer, aus der Goldprägung ermittelter Wert seit Böckh gleich 327,45 Gr. gerechnet wird, eine älteste ägyptische Gewichtsnorm treu bewahrt hatten, setzte Lepsius als Normalgewicht der Kite 9,0959 Gr. = $^1/_3$ römische Unze an. Diesen Betrag habe ich dann, weil die letzte Dezimalstelle nicht hinlänglich gesichert schien, auf 9,096 Gr. abgerundet, und dies ist auch, wie Lehmann ermittelt hat, die Norm gewesen, nach der die ältesten babylonischen Gewichtstücke ausgebracht wurden (GA. 12 20—22). Damit war also ein gemeinschaftliches Mafs nicht nur für die verschiedenen ägyptischen und babylonischen Gewichtsnormen, sondern auch für das römische Pfund und, wie sich noch zeigen wird, für andere griechische und römische Gewichte gefunden.

Die Thatsache, dafs der älteste Denar genau die Hälfte der Kite darstellte, steht in der antiken Gewichtskunde nicht etwa vereinzelt da; vielmehr hat ganz allgemein die Regel gegolten, dafs zu einer gegebenen Gewichtsnorm entweder ihre Hälfte oder ihr Doppeltes hinzutreten konnte. Man unterscheidet dem-

[1]) S. das Nähere in der Abhandlung 'Die Gewichte des Altertums, nach ihrem Zusammenhange dargestellt', Abhandl. der Sächs. Gesellsch. der Wissensch., phil.-hist. Kl., XVIII Nr. II S. 10—12 20 (im Folgenden wird auf diese Schrift durch die Abkürzung GA. verwiesen werden). Die ältesten babylonischen Gewichte hat C. F. Lehmann, 'Das altbabylonische Mafs- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Münz- und Mafssysteme', Actes du 8[e] Congrès international des Orientalistes 1889, section sémitique, S. 167 ff. behandelt und auf die Kitenorm zurückgeführt. Der Denar der ersten römischen Silberprägung wurde als $^1/_{60}$ des ältesten römischen Pfundes von Nissen Metrologie[2] S. 887 erkannt. Da dieses Pfund 30 Kite hielt, so war damit die Gleichstellung des Denars mit der Hälfte der Kite gegeben.

nach in jedem besonderen Falle ein schweres und ein leichtes Gewicht. Zu jedem griechischen Stater war das leichte Gewicht die Drachme. Aber derselbe Stater konnte auch als leichtes Gewicht gelten, und dann stand über ihm ein Doppeltes. So war das attische Tetradrachmon der Stater einer schweren euboischen Mine, das Didrachmon ein leichter Stater, der aber zugleich, insofern er eine Drachme neben sich hatte, als schweres Gewicht erschien. Ebenso hatte der leichte babylonische Silberstater neben sich sowohl einen doppelt so schweren Stater, als auch eine Hälfte, die von den Griechen in Kleinasien der medische Schekel (*σίγλος Μηδικός*) genannt wurde. Wie der älteste Denar im Verhältnis zur Kite, so sind auch der Victoriatus und der Neronische Denar als leichte Gewichte zu einem doppelt so schweren Schekel zu betrachten, der als Doppel-Victoriatus und später als Goldstück von $1\frac{1}{2}$ Solidus ausgeprägt worden ist, und dieser Schekel wiederum hat ein Doppeltes im Betrage von anderthalb Kite über sich gehabt (s. die folgende Tabelle). Im babylonischen Systeme waren die beiden Silbernormen, die sogenannte phönikische und die babylonische, eng miteinander verwandt. Sie verhielten sich wie 2 : 3, und auf denselben Goldschekel gingen dem Werte nach sowohl 15 phönikische als 10 babylonische Silberschekel; ebenfalls aber wie 2 : 3 verhielt sich dem Gewichte nach der leichte babylonische Silberschekel zu dem schweren Goldschekel. In allen diesen und noch unzähligen anderen Fällen gehen neben einem gegebenen Gewichte seine Hälfte oder sein Doppeltes einher, lediglich als besondere Erscheinungsformen einer und derselben Gewichtsnorm.

Auf das attische oder euboische Talent gingen 80 römische Pfund, und da dieses, wie wir sahen, auf 36 Kite normiert war, so kommen auf die attisch-euboische Mine 48 Kite und auf die entsprechende schwere Mine, die als altattisches Verkehrsgewicht bezeugt ist, 96 Kite. Der attischen Mine waren 72 äginäische Drachmen im Gewichte gleich; mithin wog die normale äginäische Drachme $\frac{2}{3}$ und die Mine $66\frac{2}{3}$ Kite.

Zu den Zeiten, wo in Griechenland zuerst nach äginäischem und euboischem Fufse Silber ausgeprägt wurde, herrschte in Vorderasien teils der phönikische, teils der babylonische Münzfufs, beide in der Silberprägung, während für die Goldprägung ein besonderes Gewicht vorbehalten blieb. Die babylonische Silbermine kam nach der ursprünglichen Norm genau auf 60 Kite, die leichte phönikische Mine auf 40 und die schwere Goldmine auf 90 Kite aus; aufserdem gab es eine sogenannte Gewichtsmine, die nach Ausweis der ältesten Monumente in ihrer schweren Form 108 Kite, in der leichten 54 Kite wog. Eine schwere Mine hat Nebukadnezar II. 'nach dem Vorbilde der Gewichtsnorm des Dungi, eines früheren Königs', das Drittel einer leichten Mine der fürstliche Priester Nabusumesir ausgebracht; hätten die Römer diese Gewichtstücke, deren Normen bis in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends zurückreichen, gekannt, so würden sie das erstere mit drei römischen Pfund, das letztere mit der Hälfte des Pfundes geglichen haben. Diese altbabylonische Mine nun hat, sowohl in der schweren als in der leichten Form, 60 Schekel unter sich gehabt, deren

jeder dem Fünfzigstel der Goldmine gleich war. Hier begegnen uns also zum erstenmale zwei zusammengehörige Minen, die eine als Sechzigermine, die andere als Fünfzigermine eines und desselben Schekels, und es bedarf nur noch des Hinweises, dafs die Fünfzigermine, die bei den Babyloniern als Goldmine erscheint, ursprünglich ebenso, wie die Gewichtsmine des Dungi, eigene Sechzigstel unter sich gehabt hat, um in einem Überblicke drei Schekel nebeneinander stellen zu können, die in der stetigen Proportion von 2 : 3 stehen und aus sich heraus sowohl Fünfziger- als Sechzigerminen entwickelt haben, woraus dann weiter durch Zerlegung der Sechzigerminen in je 50 Teile andere Schekel abgeleitet worden sind (S. 190).

Die in der Reihe *A* verzeichneten Schekel *a*, *b*, *c* stehen in der stetigen Proportion von 5 : 6. Schon danach darf man vermuten, dafs sie zusammengehören, und dies wird zur Gewifsheit, wenn man das Gebiet umgrenzt, in welchem die entsprechenden Münzwährungen geherrscht haben. Das griechische Festland folgte teils der äginäischen, teils der attischen Währung. In der kleinasiatischen Silberprägung hat, wie Brandis in seinem 'Münz-, Mafs- und Gewichtswesen in Vorderasien' nachweist, der phönikische Fufs bis auf Dareios fast ausschliefslich geherrscht und ist von dort auch nach Thrakien und Makedonien gedrungen. Von alters her war er einheimisch in Syrien und den Münzstätten des phönikischen Küstenlandes; unter den griechischen Inseln ragt besonders Rhodos, das Centrum eines weiten Handelsgebietes, als Prägstätte nach diesem Fufse hervor. Zuletzt wurde die phönikische Norm durch die Ptolemäer in die ägyptische Münze, und zwar gleichmäfsig für Gold, Silber und Kupfer, eingeführt. So war es ein zusammenhängendes und deutlich umgrenztes Verkehrsgebiet, in welchem äginäische, attische und phönikische Währung nebeneinander, vielfach sich berührend und die eine gegen die andere leicht sich ausgleichend, bestanden haben.

Im Osten wie im Westen dieses Gebietes haben andere Gewichts- und Münznormen geherrscht (im Westen aufser den S. 190 verzeichneten noch verschiedene andere, auf die hier nicht eingegangen werden kann). In den Reihen *B* und *C* unserer Übersicht fassen wir zunächst die Stelle ins Auge, wo der babylonische Silber- und Goldschekel und die daraus entwickelten Gewichte dicht bei einander stehen. Von Babylonien und Assyrien aus, wo diese Normen von Anfang an heimisch waren, gingen sie auf das medische und dann das persische Reich über. Nach dem Vorbilde des schweren babylonischen Goldschekels wurde Gold frühzeitig in Phokäa, wie auch im ganzen Küstengebiete von Herakleia am Pontos bis nach Milet ausgeprägt; später trat an Stelle der Statere von Phokäa, Lampsakos und Kyzikos, die ein weites Umlaufsgebiet hatten, aber wegen Verschlechterung von Schrot und Korn bald im Werte sanken, der leichte Goldschekel des Dareios, der, vollwichtig und in feinstem Golde ausgeprägt, von Kleinasien aus auch in Griechenland als Kurantmünze Eingang fand. Silberprägung nach babylonischem Fufse herrschte auf kurze Zeit im lydischen Reiche; seit Dareios verdrängte sie auch in anderen Münzstätten Kleinasiens die bis dahin übliche phönikische Währung. Dem griechischen

Übersicht der griechisch-römischen Gewichtsnormen nach ihren Verhältnissen zum ägyptisch-babylonischen Gewichte

$A : B = B : C = 2 : 3$, $a : b = b : c = 5 : 6$, k = Kite

		A	B	C
	Erste Schekel:	äginäische Drachme . . . . . = $\frac{2}{3}$ k	Kite	Hälfte der römischen Unze = Tetradrachmon der attisch-römischen Mine = $1\frac{1}{2}$ k
	Hälften davon:	äginäisches Triobolon . . . . . = $\frac{1}{3}$ k	ältester römischer Denar = Solidus Constantins = Miliarense . . = $\frac{1}{2}$ k	Doppel-Victoriatus = Constantinisches Goldstück von $1\frac{1}{2}$ Solidus . = $\frac{3}{4}$ k
	Viertel:	—	ältester römischer Quinar . . . = $\frac{1}{4}$ k	Victoriatus = Neronischer Denar = Drachme der römisch-attischen Mine = $\frac{3}{8}$ k
	Achtel:	—	ältester römischer Sesterz = 1 *scripulum* = $\frac{1}{8}$ k	halber Victoriatus = Neronischer Quinar = $\frac{3}{16}$ k
	Schekel $a \times 50$	Hälfte der äginäischen Mine = $33\frac{1}{3}$ k	ägyptische Fünfzigermine . . . = 50 k	Doppeltes der attisch-römischen Mine = 75 k Hälfte davon = 100 Neronische Denare = $37\frac{1}{2}$ k
	„ „ $\times 60$	leichte phönikische Mine . . . = 40 k dazu das Doppelte = schwere phönik. Mine . . . . = 80 k	leichte babylonische Silbermine = 60 k dazu α) das Doppelte = schwere babylonische Silbermine . . . . = 120 k β) die Hälfte = ältestes römisches Pfund = 30 k	schwere babylonische Goldmine = 90 k dazu die Hälfte = leichte babylonische Goldmine . . . . = 45 k
b	zweite Schekel, jeder = $\frac{1}{50}$ der vorhergehenden Sechzigermine	leichter phönikischer Schekel . = $\frac{4}{5}$ k dazu das Doppelte = schwerer phönik. Schekel . . . . = $1\frac{3}{5}$ k	leichter babyl. Silberschekel = $1\frac{1}{5}$ k dazu α) das Doppelte = schwerer babylonischer Silberschekel . . = $2\frac{2}{5}$ k β) die Hälfte = medischer Schekel nach ursprünglicher Kitenorm . . = $\frac{3}{5}$ k	schwerer babyl. Goldschekel = $1\frac{4}{5}$ k dazu die Hälfte = leichter babylonischer Goldschekel . . . . = $\frac{9}{10}$ k
	Schekel $b \times 60$	leichte euboische Mine . . . . = 48 k dazu das Doppelte = schwere euboische Mine . . . . = 96 k	schwere ägyptische Libralmine = 72 k dazu die Hälfte = leichte Libralmine = römisches Pfund . . . . = 36 k	schwere babyl. Gewichtsmine = 108 k dazu die Hälfte = leichte babylonische Gewichtsmine . . . . = 54 k
c	dritter Schekel, = $\frac{1}{50}$ der vorhergehenden Sechzigermine	leichter euboischer Stater = attisches Didrachmon . . . . = $\frac{24}{25}$ k dazu α) das Doppelte = schwerer eub. Stater . . . . = $1\frac{23}{25}$ k β) die Hälfte = attische Drachme = $\frac{12}{25}$ k	—	—

Festlande ist die Silberprägung nach babylonischem Fufse fremd geblieben; aber auch der Golddareikos verschwand aus dem Verkehr, seitdem König Alexander, nach dem Vorgange seines Vaters Philipp, Goldstatere nach attischem Fufse in Umlauf brachte.

Ein anderes Bild bietet in den Reihen *B* und *C* das ägyptische Kitegewicht mit den zunächst daraus abgeleiteten Normen, aus denen dann weiter das Pfund des römischen Schwerkupfers (as libralis), sowie das schlechthin als römisches benannte Pfund, zuletzt auch die unter dem Namen Victoriatus bekannte Drachme und das unter Nero eingeführte Denargewicht sich entwickelt haben. Von der Kite aus gelangen wir zu einer Fünfzigermine, deren ägyptische Bezeichnung *šet* gelesen wird, und deren Gewicht im englischen Avoirdupois-Pfunde mit einer kaum merklichen Abminderung bis auf die Gegenwart sich erhalten hat (GA. 127 f.). Daneben hat nun in Ägypten, spätestens zur Zeit der XII. Dynastie (etwa um 2000 v. Chr. oder früher) auch eine Sechzigermine der Kite bestanden, die ihrem Ursprunge nach sexagesimal bis herab zur Kite geteilt wurde, woran weiter eine duodecimale Zerlegung des Sechzigstels in Hälften, Drittel, Viertel, Sechstel und Zwölftel sich knüpfte (ebd. 128 f.). Wenn aber das Sechzigstel duodecimal geteilt worden ist, so darf dieselbe Teilungsweise auch für die Mine selbst vorausgesetzt werden. In der That können die durch Steingewichte nachgewiesenen Beträge von 40, 30, 20, 10, 5 Sechzigsteln zugleich als die aus der Teilung des römischen As bekannten duodecimalen Werte $^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_6$, $^1/_{12}$ gelten. Anderweit ist die Sechzigermine der Kite in Ägypten, ebenso wie die ihr gleiche Silbermine in Babylonien, in 50 Schekel zerlegt und dann zu dem so entstandenen Schekel von $1^1/_5$ Kite wieder eine Sechzigermine gebildet worden, die gleich 2 römischen Pfund war und schon im alten Ägypten, wie auch ihre Hälfte, duodecimal geteilt worden ist. So waren als ägyptische Gewichte eine schwere und eine leichte Libralmine zu unterscheiden, und mit der letzteren zeigte sich das römische Pfund identisch, sowohl dem Betrage als der Einteilung nach.

Noch deutlicher treten alle diese Umbildungen hervor, wenn wir die Hälfte der Kite, d. i. den der Kite entsprechenden leichten Schekel, an die Spitze stellen. Sechzig leichte Kiteschekel bildeten eine Mine, die von Nissen und Dörpfeld als die Norm des römischen Libralasses erkannt worden, und deren duodecimale Einteilung durch das älteste römische Schwerkupfer bezeugt ist. Aus dieser Mine entwickelte sich ganz so, wie wir es vorher bei dem entsprechenden schweren Gewichte beobachteten, eine zweite Sechzigermine im Betrage von 72 leichten Kiteschekeln. Das ist das bekannte römische Pfund, das wahrscheinlich zugleich mit der ersten Silberprägung an die Stelle der durch den Libralas dargestellten Norm getreten ist. Der leichte Kiteschekel, früher $^1/_{60}$ des Pfundes, blieb nun als $^1/_{72}$ des neuen Pfundes und erhielt als Silbermünze den Namen *denarius*, weil er den Wert von 10, ebenfalls neu eingeführten, Kupferassen darstellen sollte. Als Teilmünzen des Denars wurden ausgeprägt die Hälfte, der *quinarius*, und das Viertel, der *sestertius*. Diese kleinste Silbermünze wog 1 *scripulum* = $^1/_8$ Kite = $^1/_{288}$ des neuen Pfundes;

ihr Wertäquivalent in Kupfer aber war kein anderes als das frühere Pfund. Denn nach den Untersuchungen Mommsens steht es aufser Zweifel, dafs gleichzeitig mit der ersten Silberprägung ein leichterer Kupferas eingeführt wurde, dessen Norm ein Drittel des neuen Pfundes oder ein Gewicht von 24 Denaren betrug, und da der Silbersesterz gleich $2\frac{1}{2}$ solchen Assen galt, so stand ihm ein Kupfergewicht von 60 Denaren, d. i. die Norm des früheren Libralasses, als gleichwertig zur Seite.

Aufser dem Denar mit seinem Halben und Viertel wurde noch als *victoriatus* eine Drachme im Normalgewicht von $\frac{3}{4}$ Denar ausgeprägt, die, wie es scheint, im überseeischen Handelsverkehr einen Ausgleich mit den rhodischen, ägyptischen und anderen Münzen phönikischer Währung erleichtern sollte. Auch Doppelstücke und Hälften des Victoriatus sind geschlagen worden. Dem Doppelvictoriatus gleich war der campanische Silberstater.

In der Ausmünzung sind die Gewichte aller dieser Nominale bald herabgesunken; allein die ursprünglichen Normen gerieten ebensowenig in Vergessenheit, wie der genaue Betrag des römischen Pfundes. Das Gewicht des Victoriatus lebte wieder auf, als Nero aus dem Silberpfunde 96 Denare schlagen liefs, und indem der neue Denar an Stelle der früheren attischen Drachme gesetzt wurde, entstand eine Mine von 100 Denaren, die über sich ein Talent von 6000 Denaren hatte und als 'attisch-römische' oder als 'Mine des Rechnungstalentes der Kaiserzeit' von der alten attischen Mine unterschieden wird. Ihre Drachme hat einst, wie die Ausprägung des Doppelvictoriatus zeigt, einen Stater neben sich gehabt, ihr Tetradrachmon war jener Schekel von $1\frac{1}{2}$ Kite, der in der Reihe *C* an der Spitze steht und neben sich in den Reihen *A* und *B* die Schekel von $\frac{2}{3}$ und 1 Kite hat. Nachdem im zweiten und dritten Jahrhundert der Kaiserzeit an Stelle des Neronischen Denars eine geringwertige Kreditmünze getreten war, liefs Constantin nicht nur, wie gleich anfangs erwähnt wurde, durch die Ausmünzung seines Solidus in Gold und des Miliarense in Silber das ursprüngliche Gewicht des Denars wieder aufleben, sondern er erinnerte auch durch die Stücke von $1\frac{1}{2}$ Solidus an jene nicht minder alte Norm, welche einst durch den Doppelvictoriatus zum Ausdruck gekommen war.

Nach der Neronischen Gewichtsordnung gingen nebeneinander das römische Pfund zu 96 Denaren und eine Mine von 100 Denaren oder attisch-römischen Drachmen. Das Pfund verhielt sich also zu dieser Mine wie 24 : 25, oder, mit anderen Worten, zu dem Pfunde war sein Vierundzwanzigstel, d. i. die Hälfte seiner Unze, hinzugelegt worden, um zur Mine von 100 Denaren zu gelangen. So gilt der Schekel von $1\frac{1}{2}$ Kite in Reihe *C* ebensowohl als Fünfundzwanzigstel oder Tetradrachmon der attisch-römischen Mine wie als Vierundzwanzigstel oder *semuncia* des Pfundes.

Doch ist diese Mine von $1\frac{1}{24}$ Pfund nicht das einzige Beispiel für die unziale Erhöhung einer gegebenen Norm. In Ägypten sind seit früher Zeit neben der schweren und leichten Libralmine zwei andere, je um $\frac{1}{12}$ erhöhte Minen einhergegangen. Die leichte, um $\frac{1}{12}$ erhöhte Mine haben später die Römer als provinziales Pfund anerkannt (GA. 47 55). Hier war also zu der leichten Libral-

mine eine ganze Unze hinzugetreten und so ein landesübliches Gewicht von 39 Kite entstanden, das ebenso wie die ursprüngliche Mine duodecimal geteilt wurde. Ähnlich entsprach der schweren ägyptischen Libralmine eine Mine von 78 Kite, die zunächst centesimal in 50 Schekel, vom Schekel abwärts aber duodecimal geteilt wurde. Sie erscheint in Milet als Norm für die älteste Elektronprägung. Der milesische Elektronstater war das Fünfzigstel dieser Mine, und seine Teilstücke waren Hälften, Drittel, Viertel u. s. w. bis herab zum Achtundvierzigstel. Dafs dieses ursprünglich ägyptische Gewicht auch in Italien Eingang gefunden hat, beweist ein Gewichtstück von Herculaneum, das unverkennbar ein Talent der Mine von 78 Kite darstellt (GA. 55 f. 167 f.).

Die milesische Elektronprägung hat um das J. 700 v. Chr. begonnen. Wie damals eine früher schon in Ägypten übliche, um 1 Unze erhöhte Norm eingeführt wurde, so hat noch weit später (ungefähr 202 v. Chr.) zuerst in Ephesos ein Münzgewicht Eingang gefunden, das die Erhöhung der Mine von 60 Kite, d. i. der leichten babylonischen Silbermine, um 2 Unzen oder $^1/_6$ des ursprünglichen Betrages darstellte. Das war eine Mine von 70 Kite, deren Fünfzigstel als Schekel von $^7/_5$ Kite in Ägypten schon zur Zeit der VII.—IX. Dynastie bestanden hat und später unter Amenemhat III., dem sechsten Herrscher der XII. Dynastie, sowie weiter herab bis zur XVIII. Dynastie als Goldgewicht bezeugt ist (GA. 195 111 ff.). In der Münze von Ephesos hielt der Silberstater von $^7/_5$ Kite = 12,73 Gr. genau die Mitte zwischen dem babylonischen Silberstater von $^6/_5$ und dem phönikischen von $^8/_5$ Kite; bald darauf erscheint dieselbe Währung auch in Smyrna, Pergamon, Parion und anderen kleinasiatischen Münzstätten.[1]) Als gemeinsames Symbol trugen diese Münzen die *cista mystica* des Dionysos. Sie verdrängten im zweiten Jahrhundert v. Chr. mehr und mehr die seither üblichen, in ihrem Gewichte und Werte gesunkenen Münzen nach babylonischem, phönikischem und attischem Fufse, und bildeten unter dem Namen Cistophoren, seitdem Rom die Erbschaft des letzten Attalos angetreten hatte, das hauptsächliche Kurant der Provinz Kleinasien.

Die zuletzt besprochenen Währungen ergaben sich als Erhöhungen älterer Normen um 2 oder 1 oder $^1/_2$ Unzen; aufserdem sind in Babylonien und zum Teil auch in Ägypten schon in frühesten Zeiten neben die ursprünglichen Beträge der babylonischen und phönikischen Silbermine sowie der Goldmine und der damit zusammenhängenden Gewichtsmine andere Minen mit ihren Talenten und Schekeln getreten, die je um $^1/_3$ Unze, d. i. um $^1/_{36}$ höher stehen als die ursprünglichen, nach runden Beträgen von Kite bemessenen Gewichte. Man vereinigt die so erhöhten Beträge unter dem Namen der königlichen Norm (GA. 14 69 ff.). Schwere Goldschekel nach königlicher Norm waren die schon erwähnten Statere von Phokäa und anderen Küstenstädten Kleinasiens; im

[1]) Head, Hist. num. S. 461 f. Das Normalgewicht von 12,73 Gr. erreichen oder überschreiten noch einige Stücke von Ephesos, Pergamon und Parion (Catal. Brit. Mus. Ionia S. 64 Nr. 151, Mysia S. 123 f. Nr. 87 105, S. 99 Nr. 60). Nur unerheblich bleiben hinter der Norm zurück Ephesos Nr. 152 165, Parion Nr. 58 und andere. Doch ist der Münzfufs im allgemeinen bald unter 12,7 Gr., später noch weiter bis auf etwa 12,4 Gr. gesunken.

lydischen Reiche liefs Krösos leichte Goldschekel nach ursprünglicher Kitenorm, aber bald darauf Dareios im persischen Reiche seine Dareiken nach königlicher Norm ausprägen. Auf dieselbe Norm waren auch die Goldtalente und die babylonischen Silbertalente ausgebracht, die nach dem Berichte Herodots dem Grofskönige als Steuern zugingen (GA. 109).

Ein kurzer Überblick hat gezeigt, dafs die griechisch-römischen Gewichte in engsten Beziehungen zu den ägyptisch-babylonischen stehen, und dafs ihre wechselseitigen Verhältnisse auf einfachste arithmetische Formeln zurückzuführen sind. Die Entwickelung der ältesten Normen fällt in das Dunkel einer um fünf Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit. Zwischen dem ägyptischen und babylonischen Kulturkreise hat schon in den frühesten Zeiten eine lebendige Wechselbeziehung stattgefunden, so dafs man eine Reihe von Gewichtsnormen, die anscheinend ägyptischen Ursprungs sind, gleichzeitig auch in Babylonien vorfindet, wie auch fast jede babylonische Norm auf ägyptischem Boden anzutreffen ist. Eine Gruppe für sich bilden und ein geschlossenes Gebiet im Osten beherrschen die Normen des babylonischen Systems mit dem festen Wertverhältnisse zwischen Gold und Silber und den besonderen Gewichten teils für die Edelmetalle, die wieder in Gold- und Silbergewichte sich schieden, teils für die Waren, die im Handelsverkehr zugewogen wurden. Weiter nach Westen fanden wir den Umkreis der äginäischen, phönikischen und euboischen Währungen. Es waren in der Hauptsache Silberwährungen; nur das euboische Gewicht scheint von Anfang herein dem Ausgleiche zwischen Kupfer- und Silberwerten gedient zu haben. Wenn Gold ausgemünzt wurde, so folgte es dem Silbergewichte, und damit kam zugleich das babylonisch-persische Wertverhältnis zwischen Gold und Silber in Wegfall. Dem Gebiete des Westens war eigentümlich die in Ägypten schon in frühester Zeit übliche Duodecimalteilung, die sich als abgeleitet aus der Sexagesimalteilung zu erkennen giebt. Hier, im Westen, herrschte von Anfang an vornehmlich das Kupfer, und neben ihm ging das Silber als ein Edelmetall von verhältnismäfsig sehr hohem Werte. Die Norm der ältesten Silbermünze Roms stammte aus Ägypten und war in Mittelitalien ursprünglich ein Kupfergewicht; durch Constantin ist sie auch zu einem auf Jahrhunderte hinaus gültigen Goldgewichte geworden. Überhaupt gilt für Ägypten, Griechenland und den Westen die Regel, dafs eine gegebene Gewichtsnorm nach Bedarf ebensowohl zur Bemessung der Werte in Kupfer, Silber oder Gold, wie auch als Verkehrsgewicht im Handel dienen konnte.

Wie Phönikier, Etrusker und Griechen einst bei der Übertragung ägyptischer oder babylonischer Gewichtsnormen nach dem Westen mitgewirkt haben, läfst in vielen Fällen sich noch heute nachweisen; doch liegt das aufserhalb des Rahmens dieses Berichtes, der nur einen allgemeinen Überblick über griechisches und römisches Gewicht im Zusammenhange mit älteren Normen geben sollte.

DIE ENTWICKELUNG DER DEUTSCHEN KAISERSAGE

Von Herman von Petersdorff

Die so einfach und harmonisch klingende Sage vom alten Barbarossa ist das Überbleibsel unzähliger Volksträume seit dem Beginn unserer Zeitrechnung. Noch ein Forscher von der Sachkenntnis Jacob Grimms hat den Mythus auf Barbarossa bezogen. Der zweiten Hälfte unseres kritischen Jahrhunderts blieb es vorbehalten, den Ursprung der Sage zu ermitteln und ihre Entwickelung im einzelnen darzulegen, und das ist mit gründlichem Fleifse geschehen. Drei Hauptschriften lassen sich bezeichnen als zur Erhellung der Sage dienend. Erstens Michelsens Aufsatz 'Die Kiffhäuser Kaisersage', der 1853 in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde erschien und zum erstenmale eine umfassendere Prüfung der ganzen Sage unternahm. Auch Michelsen bezog die Sage noch auf Kaiser Friedrich I., war jedoch bereits auf richtiger Fährte. Dafs nämlich kein anderer als Kaiser Friedrich II. gemeint war, erwies unwiderleglich Georg Voigt in seiner klassischen Abhandlung 'Die deutsche Kaisersage', die — bezeichnenderweise i. J. 1871 — in Sybels Historischer Zeitschrift erschien. Die dritte einschlägige Schrift, die vor allen andern bemerkt zu werden verdient, rührt von Franz Kampers her und ist zuerst 1895 und bereits 1896 in einer zweiten Ausgabe gedruckt worden. Sie führt in der ersten den Titel 'Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter', in der zweiten 'Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage'. Daneben und dazwischen wurde eine Fülle kleinerer, z. T. recht wichtiger Arbeiten veröffentlicht, 1892 der Aufsatz Hermann Grauerts in dem Jahrbuch der Görresgesellschaft, 1893 die Vorträge des Professors der Rechtswissenschaft Richard Schröder in Heidelberg, gleichzeitig mit Kampers der hübsche Aufsatz Rudolf Hildebrands 'Prophezeiungen' in der nach Hildebrands Tode herausgegebenen Sammlung 'Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen', ferner die Sangerhäuser Programmabhandlung von E. Gnau 'Mythologie und Kiffhäusersage' und noch 1898 im Jahresbericht des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster der Aufsatz von Julius Heidemann 'Die deutsche Kaiseridee und Kaisersage im Mittelalter und die falschen Friedriche'.

Man erkennt aus der grofsen Zahl der unsere Frage behandelnden Schriften, dafs das Thema einen äufserst starken Reiz auf die Forscherwelt ausgeübt hat. Preufsen und Baiern, Thüringer und Badener, Katholiken und Evangelische, Lokal- und Universalhistoriker, Theologen und Juristen, Orientalisten und Ger-

manisten haben sich mit ihr befafst. Und in der That bot unsere deutsche Kaisersage eins der interessantesten Probleme der Völkerpsychologie, die es giebt. Die Lösung dieses Problems war aber auch recht schwierig. Schon an sich ist die kritische Behandlung von Sagen, wie Georg Voigt treffend hervorgehoben hat, nicht ganz einfach, weil ihre Überlieferung recht mangelhaft zu sein pflegt. Die Schriftsteller, Chronisten, Poeten oder was sie sonst sein mögen, erwähnen die Sagen gewöhnlich nur beiläufig anspielend, weil es im Wesen der Sage liegt, dafs sie hauptsächlich im Volksmunde umläuft, und wenn ein Schriftsteller ihrer gedenkt, so ist sie meist schon Gemeingut geworden, und der Autor kann sich daher mit einer blofsen Andeutung begnügen. Aufserdem sind die Schriftsteller alter und neuer Zeit meist kritischer veranlagte Köpfe, die nicht das glauben, was das 'dumme Volk' glaubt, und die sich daher weniger gemüfsigt finden, sich eingehend mit Sagen zu befassen. Alle diese Voraussetzungen gelten nun in ganz besonderem Mafse von der deutschen Kaisersage, weil sie sich in einem aufserordentlich langen Zeitraum gebildet hat, und weil die Quellen nur zu häufig gleichsam verschüttet waren, sodafs sich oft der Zusammenhang nur mit der gröfsten Mühe feststellen liefs.

Ich werde meinen Ausführungen hauptsächlich das Buch von Kampers zu Grunde zu legen haben, weil es die ausführlichste Schrift über die Frage ist und die neuesten Ergebnisse der Forschung zusammengetragen und ausgebaut hat. Im übrigen ist die schwergelehrte Arbeit von Kampers nicht so geniefsbar wie die klaren Abhandlungen von R. Schröder und H. Grauert, weil Kampers einen nebelhaften Stil hat und vielleicht zuviel wissenschaftlichen Ballast giebt.

Will man den richtigen Standpunkt für das Verständnis der ganzen Sage gewinnen, so mufs man sich vergegenwärtigen, dafs tief im Innern der Volksseele bei Griechen, Römern, Juden, Germanen, ja auch bei den Mohammedanern ein Erlösungsbedürfnis schlummert. Griechen und Römer erträumten ein goldenes Zeitalter, das Virgil mit Augustus heranbrechen sieht. Die Juden hofften auf das Erscheinen des Messias. Die Germanen wufsten von einer Götterdämmerung zu reden, und bei den Mohammedanern lebte immer die Hoffnung auf das Erscheinen des Mahdi.

Vielleicht in dem fremdartigsten dieser Weltausgangsgedanken, in der nationaljüdischen Prophetie, insofern sie durch die zwölf Sibyllenbücher fortgesetzt wird, hat die deutsche Kaisersage ihre tiefste Wurzel. In den um 140 v. Chr. einsetzenden Sibyllenstimmen, die immer wieder orakelhaft im Mittelalter erklingen, verbirgt sich ursprünglich zielbewufste jüdische Propaganda unter heidnischer Maske. Mit den Sibyllenweissagungen verbinden sich die christlichen Vorstellungen vom römischen Reiche als letzter Weltmacht. Es ist bekannt, dafs die furchtbare Gestalt Neros den Glauben in der Christenheit aufkommen liefs, Nero sei der Antichrist, von dem der Apostel Johannes Offenb. Kap. 13 u. 17 und der Apostel Paulus Ep. 2. Thessal. Kap. 2 V. 3 ff. gesprochen hatten. Dieser Glaube begünstigte das Auftreten falscher Neronen unter den Kaisern Galba, Titus und Vespasian. Allmählich kam jedoch die Person Neros den Völkern einigermafsen aus dem Gedächtnis. Dafür tauchen durch die Ver-

mittelung der Sibyllinischen Bücher Hoffnungen auf einen letzten grofsen Kaiser auf. Als die majestätische Gestalt, die das Christentum zur Staatsreligion erhob, Constantin, auftrat, da glaubten die Anhänger der Prophetie, er sei der ersehnte Mann. Bald darauf finden wir die Hoffnungen auf seinen sehr viel weniger bedeutenden Sohn Constans und überhaupt auf den Namen Constans, den noch ein zweiter oströmischer Kaiser führte, übertragen. Auf Constans bezieht sich zunächst die für die Entwickelung der Kaisersage bedeutsame Verheifsung, dafs der letzte grofse Kaiser die Weltherrschaft übernehmen, in das Gelobte Land ziehen und dort das Imperium auf Golgatha in die Hände Gottes zurücklegen würde. Zu Ende des VII. Jahrh., in dem sich die Hauptstadt des römischen Reiches, Byzanz, von dem anstürmenden Islam bedroht sah, erscheint zum erstenmale, anknüpfend an die Constanssibylle, aber ohne Nennung des Namens Constans, eine ausführlichere Weissagung, die des Pseudomethodius. Methodius verkündigte den Fall von Byzanz, ein Friedensreich unter einem neuen Kaiser, der zuletzt auf Golgatha dem Himmelskönige die Krone abtreten würde. Dann würde der Antichrist erscheinen und darauf das jüngste Gericht abgehalten werden. Diese Weissagung des Pseudomethodius, so genannt, weil sie fälschlich einem Priester namens Methodius zugeschrieben wurde, der mehrere Jahrhunderte vor dem Entstehen der Schrift gelebt hatte, ist eine wunderliche Verschmelzung sibyllinischer Überlieferungen. Sie bezeichnet die erste bemerkenswerte Phase in der Entwickelung der deutschen Kaisersage. Der Pseudomethodius dringt ins Abendland ein, und dort wird die Weissagung vom letzten Kaiser umgemodelt.

An den Pseudomethodius knüpft nämlich ein Mönch des Klosters Luxeuil an, Adso mit Namen, der später Abt von Moutier-en-Der im Sprengel von Châlons s. M. wurde, ein Mann aus vornehmer burgundischer Familie. Er verfafste um 948 auf Wunsch von König Heinrichs I., des ersten grofsen Sachsenkönigs, Tochter Gerberga, die mit König Ludwig IV. von Frankreich vermählt war, seinen merkwürdigen *Libellus de Antichristo.* In dieser sonderbaren Schrift, die in der Erwartung des baldigen Endes des 1000jährigen Reiches geschrieben ist, trifft man die Weltaltersideen Augustins vereinigt mit den universellen imperialistischen Ideen der Ratgeber Karls d. Gr. Alkuin und Rabanus Maurus, die diese mächtigste Persönlichkeit des Mittelalters veranlafsten, sich die Kaiserkrone zu verschaffen und damit den ersten grofsen Bruch mit der Legitimität im christlichen Zeitalter herbeizuführen, indem dadurch der legitime Erbe des abendländischen Imperiums, Ostrom, in seiner Ohnmacht bei Seite geschoben wurde. Der eigenartigste Bestandteil der Schrift Adsos aber sind nicht die Augustinischen und Alkuinischen Ideen, sondern die damit verschmolzene Weissagung der tiburtinischen Constanssibylle. Der Grundgedanke des Buches ist: So lange es Könige der F r a n k e n giebt, wird der Antichrist nicht erscheinen. Wir sehen: in dem Buche Adsos fliefsen rein christliche, nationale, jüdisch-heidnische und byzantinische Quellen in eins zusammen.

Die Vorstellungen von einem baldigen Weltuntergange erhielten sich auch über das ominöse Jahr 1000, für das weite Kreise der abendländischen Christen-

heit das Weltende erwartet hatten, hinaus, wie sie sich zu allen Zeiten vorgefunden haben und auch heute noch vorfinden. Wie stark sich das Mittelalter mit diesen Gedanken beschäftigte, davon legen unter anderem auch zahlreiche Dichtungen Zeugnis ab. Schon im IX. Jahrh. entstand eine solche, in der sich die apokalyptischen Gedanken mit den heidnischen altgermanischen Vorstellungen verschmolzen. Es ist dies das in der Mitte des IX. Jahrh. entstandene Gedicht Muspilli, in dem sibyllinische Weissagungen und der altgermanische Mythus vom Weltenbrand verwoben sind. Muspilli ist bekanntlich gleichbedeutend mit der Götterdämmerung. Im XII. Jahrh. tauchen zwei Dichtungen vom Antichrist auf, die geradezu als auf dem Buche Adsos ohne bemerkenswerte eigene Zuthat aufgebaut bezeichnet werden können. Drei Gedichte aus derselben Zeit bei Walther von Lille, jenem genialen mittelalterlichen Poeten aus dem Kreise Friedrich Barbarossas, dem u. a. das unsterbliche Kneiplied *Mihi est propositum in taberna mori* zugeschrieben wird, weisen auf Friedrich Barbarossa als den Vorläufer des Antichrist hin. Dann tritt uns als höchst bemerkenswerte Erscheinung das sogenannte Tegernseer Drama entgegen, das um das J. 1160 von einem unbekannten Poeten geschrieben ist und aufserordentliche Verbreitung gefunden haben mufs, da es z. B. noch nach drei Jahrhunderten in Frankfurt a. M. und Xanten aufgeführt worden ist. Dieses Tegernseer Drama, betitelt *Ludus de antichristo*, das in neuerer Zeit dreimal herausgegeben (von Pez, v. Zezschwitz und Meyer) und auch übersetzt worden ist (von Wette und v. Zezschwitz) und das u. a. nach dem Urteile Wilhelm Scherers und Janssens (in seiner Deutschen Geschichte) einen wirklichen poetischen Wert hat, lebt und webt in den hochstrebenden Ideen nationaler und universeller Art, wie sie der grofse Kanzler Friedrichs I., Reinald von Dassel, seinem König und Herrn eingegeben hat, nnd wie sie in Friedrich Barbarossa selbst wurzelten. Friedrich knüpfte an die nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland fortlebende Tradition von Karl d. Gr. an, und wie in Frankreich künstlich in St. Denys ein Mittelpunkt für einen lokalen karolingischen Sagenkreis geschaffen war, so erneuerte Friedrich Barbarossa das Gedächtnis an den grofsen Karl insbesondere dadurch, dafs er 1165 seine Heiligsprechung erwirkte und die Aachener Erinnerungen neu belebte. Schnell war da das deutsche Volk mit den Hoffnungen auf die Wiederherstellung der seit Otto d. Gr. ins Verblassen gekommenen Kaiserherrlichkeit bei der Hand, und in seiner stark repräsentativen, ehrgeizigen Natur war Barbarossa durchaus gesonnen, den auf ihn gerichteten Hoffnungen zu entsprechen. Das Tegernseer Drama ist nun die erste deutsche poetische Verherrlichung der Kaiseridee. Es setzt der universalen Politik Barbarossas ein Denkmal. Adsos Gedanke vom letzten grofsen Frankenkaiser erscheint jetzt in rein nationalem Gewande. Ein rein deutscher König ist es nach ihm, der als letzter grofser Weltenkaiser auftritt und namentlich die anmafsenden Franzosen, die für sich Karls d. Gr. Erbe in Anspruch nahmen, unterwirft, der aber auch die Könige von Jerusalem und Griechenland und zuletzt auch den König von Babylon besiegt und Jerusalem befreit. Dann betritt der Kaiser den Tempel Jerusalems, legt Krone und

Scepter am Altare nieder und übergiebt seine Herrschaft in die Hände Gottes. Hierauf erscheint der Antichrist, und nach gewaltigem Kampfe, der mit der Unterwerfung des Antichrists endet, bekehren sich die Völker zum wahren Glauben.

So wirken die römisch-byzantinischen Vorstellungen vom Ende des Imperiums noch zur Zeit Barbarossas auf deutschem Boden fort.

Als das Tegernseer Drama entstand, lebte schon der Mann, dessen Lehre der Sage eine ganz neue Richtung geben sollte, ein italienischer Priester, der Abt Joachim von Fiore in Calabrien, ein Vorläufer des Franz von Assisi. Geboren 1145 zu Caelicum bei Cosenza, wurde er 1178 Abt von Corace, das er bis 1189 blieb. Dann stiftete er das Kloster Floris in Calabrien, sich ganz mystischen Spekulationen hingebend, deren Hauptfrucht auch bei ihm ein Buch über den Weltausgang war, *Apocalypsis expositio* betitelt. Hierin stellte er die Theorie von den drei Weltaltern auf. Das erste bedeutete die Herrschaft Gottvaters. Es war das Alter der Furcht. Dann kam das Weltalter Christi, in dem die Weisheit herrscht. Dies geht demnächst zu Ende. Vorher erscheint der Antichrist, nach dessen Besiegung das letzte, ewige Zeitalter, das des heiligen Geistes heranbrechen sollte, das Zeitalter des Friedens und der Liebe. Diese Lehre wurde von den Anhängern des Calabreser Abtes, der am 30. März 1202 starb, den nach ihm benannten Joachimiten fortgebildet, insbesondere in dem Kommentar zu Jeremias, der um 1244 erschien. In diesem wird der Anbruch des Zeitalters des heiligen Geistes für das Jahr 1260 erwartet, und als die Verkörperung des Antichrists gilt darin die gewaltige und zugleich in ihrer halb heidnischen Erscheinung den damaligen Gemütern nur zu problematische Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II., was um so verständlicher wird, als Friedrich seit Jahrzehnten gerade in der nächsten Nähe von Calabrien vornehmlich den Kampf gegen das Papsttum führte, das damals in Gregor IX. und Innocenz IV. seine imposanten Vertreter fand.

Wenige Jahre bestand diese Auslegung erst, da starb Friedrich am 13. Dez. 1250, erst 56jährig, in Fierenzula in Apulien. Das paſste den Joachimiten nicht in ihr System. Auch sonst mochte dem Volke die Nachricht von dem frühen Tode des Kaisers nicht recht glaubwürdig erscheinen. Genug, sehr bald entstand das Gerücht, er sei nicht gestorben. Anknüpfend an die bretonische Sage von dem geheimnisvollen Fortleben des Königs Artus, die damals ihre Runde um die Welt machte, läſst sich unmittelbar nach dem Tode Kaiser Friedrichs eine Sibylle vernehmen: *Vivit et non vivit.* Auch in Norditalien beschäftigten sich die Gemüter bald lebhaft mit dieser Frage. Dies beweist am besten eine Urkunde, laut der zwei ehrsame Bürger von Sangemignano bei Florenz, Abdello di Gentile und Accoppo di Bonaggiunta, am 10. August 1257 darüber gewettet haben und dem Goldschmied Braccio 60 Scheffel Getreide versprachen, falls er nachweisen könne, daſs der totgesagte Kaiser Friedrich II. noch lebe. Ferner liegt für das baldige Aufkommen der Sage das Zeugnis des zeitgenössischen Joachimiten Salimbene von Parma, eines Franziskanermönches vor. Ebenso berichtet der Wiener Dichter Jans der Enenkel, der gleichfalls

ein unmittelbarer Zeitgenosse dieser Dinge war, in seiner 'Weltchronik', dafs der Kaiser verschwunden sei:

Nieman west diu mære,
wâ er hin komen wære.

Jans der Enenkel bezeugt auch ausdrücklich, dafs in 'welschen Landen', d. h. also in Italien, im Gegensatz zu solchen, die an seinen Tod glaubten, eine starke Partei bestände, die behaupte, er lebe noch irgendwo in der weiten Welt. Desgleichen weifs die Sächsische Weltchronik, das erste deutsche Geschichtswerk in Prosa, wie Jans des Enenkels Weltchronik im XIII. Jahrh. geschrieben, zu berichten: *Bi den tiden* (1251) *segede men, det storve keiser Vrederic; de twievel warede lange tit.* Hinzu trat die Thatsache, dafs der natürliche Sohn Friedrichs, König Manfred, den Tod seines Vaters lange verheimlichte und die Erinnerung an die Sage vom Priesterkönig Johannes, deren Vorhandensein uns zuerst von dem grofsen staufischen Geschichtschreiber Otto von Freising 1145 bezeugt wird, und die nach der Einnahme Damiettes unter Beziehung auf Friedrich II. 1221 zu neuem Leben erwacht war. Dieser Priesterkönig besafs einen wunderbaren Stein, durch den sein Träger sich unsichtbar machen konnte. Es heifst bald, der Kaiser sei in den Ätna entrückt. Thomas von Eccleston berichtet zwischen 1257 und 1274, ein Mönch habe den Vorgang gesehen. Infolgedessen trat auch 1262 ein falscher Friedrich auf dem Ätna auf.

Die italienische Friedrichsage verlor sich bald. Nach einigen Jahrzehnten wufste man in Italien nichts mehr von ihr. Anders in Deutschland. Hier fand man in einer bestimmten Gegend zunächst keinen Anlafs, an das geheimnisvolle Verschwinden des Kaisers zu glauben, nämlich in Thüringen, und zwar aus dem Grunde, weil eine Persönlichkeit vorhanden war, auf die eine ganze Anzahl von Prophezeiungen von einem dritten Friedrich, der helfend und rettend im Kampfe gegen das Papsttum auftreten würde, gedeutet wurden. Dies war der Enkel Friedrichs II. durch seine Tochter Margarethe, der Wettiner Friedrich der Freidige (1257—1324). Friedrich der Freidige knüpfte selbst an die Prophezeiungen vom dritten Friedrich, die zuerst Thomasin von Zirclaria in seinem weit verbreiteten 'Welschen Gast' erwähnt hatte, an und nannte sich König von Jerusalem und Sizilien. Gleich nachdem sich das herrliche Geschlecht der Staufer im Kampfe gegen Karl von Anjou, den Vertreter der französischen Karlstradition und der auf diese aufgebauten Ansprüche auf die Weltherrschaft, verblutet hatte, wurde der junge Wettiner der Mittelpunkt ghibellinischer Hoffnungen. Seine Wahl zum Kaiser ist mehrmals in Erwägung gezogen worden. In einem langen Leben, das nicht nur das Zwischenreich Wilhelms von Holland, Alfons' von Castilien und Richards von Cornwallis, sondern auch die Herrschaft Rudolfs von Habsburg, Adolfs von Nassau, Albrechts I. von Österreich und Kaiser Heinrichs VII. überdauerte und noch in die Zeit Ludwigs des Baiern hineinragt, wurde Friedrich der Freidige freilich hart von Schicksalsschlägen heimgesucht, so dafs er nie daran denken konnte, seinen hochgehenden Ehrgeiz zu befriedigen. Mit seinem Tode erlosch indes die Hoffnung der Wettiner, dafs aus ihnen der dritte Friedrich, der Reformationskaiser, hervorgehen würde,

keineswegs. Aufser anderen Merkmalen deutet darauf die Thatsache, dafs die Nachfolger Friedrichs des Freidigen bis 1464 ausnahmlos auch Friedrich genannt wurden, mit einem Namen, der früher in der Familie nicht üblich war. Am merkwürdigsten ist aber für die Hoffnungen, die sich auf Friedrich den Freidigen stützten, die Thatsache, dafs sich eine Volkssage herausbildete, nach der sich bei ihm ein goldenes Kreuz auf dem Rücken gezeigt habe als Sinnbild seiner Berufung zur Kaiserwürde, und dafs diese Sage vom goldenen Rückenkreuz sich noch bis ins XVI. Jahrh. für das Geschlecht der Wettiner erhalten hat. Es verdient ferner Beachtung, dafs ein Zeitgenosse Friedrichs des Freidigen, Peter von Zittau, von dem Verkehr des Markgrafen mit Hirten redet, wie er sich einem solchen zu dessen Überraschung zu erkennen gegeben habe u. s. w. Es ergiebt sich hieraus, dafs dieser Markgraf von Meifsen und Landgraf von Thüringen eine Persönlichkeit war, mit der sich das Volksgemüt jener Gegenden lebhaft beschäftigte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Behauptung ausspricht, dafs in Thüringen als der rettende Kaiser Friedrich ein Wettiner galt, und dafs diese thüringische Lokalsage den Grund zu der Fixierung der allgemeinen Sage in dieser Gegend lieferte.

In anderen Teilen Deutschlands fand jedoch bald die in Italien aufgekommene Sage Eingang, und hier fafste sie schnell ganz anders Wurzel, als in Welschland. Hier hat ihrem Eindringen höchst wahrscheinlich Vorschub geleistet die Sektiererbewegung zu Schwäbisch-Hall.

Parallel mit der Ausbildung der Lehre Joachims von Floris durch Minoritenmönche in Italien ging nämlich die Ausbildung durch Anhänger Joachims in Deutschland, die Dominikaner gewesen zu sein scheinen. Ihre Spuren finden wir in der sektiererischen Bewegung in Schwäbisch-Hall, von der Herman von Stade zum J. 1248 berichtet, und in der Epistola des Predigermönchs Arnold. David Völter hat nachgewiesen, dafs wir es bei diesen beiden Erscheinungen mit Joachimiten zu thun haben. Sie wurzeln dort, wo der festeste Sitz der staufischen Partei war, in Schwaben, wo u. a. Gottfried von Hohenlohe, der Vertraute Friedrichs II. und Pfleger seines Sohnes Konrad, zu Hause war. Es ist nicht wunderbar, dafs infolgedessen ihre Lehre ein anderes Gesicht als die des Abts Joachim annahm. Der Calabreser Abt befand sich selbst schon im Gegensatz zu dem Papsttum, ohne daraus die Folgerung zu ziehen, dafs ein Papst der Antichrist werden könnte. Man braucht daher gar nicht an ein Mifsverständnis Joachims durch den Bruder Arnold zu denken, wenn Arnold nicht in Friedrich, sondern in Papst Innocenz IV. — ganz im Gegensatz zu den italienischen Joachimiten — den Antichrist sieht. In Friedrich dagegen erblickten die deutschen Joachimiten den Mann der Reform, der bessere soziale Verhältnisse herbeiführen, der der Ausbeutung des armen Volkes durch die Geistlichkeit ein Ende machen wird. Arnold hat sich sogar mit Friedrich II. in diesem Sinne persönlich in Verbindung gesetzt und daraus den Mut zu seinem Vorgehen geschöpft. Bei ihm steht die mit der gewünschten Kirchenreformation verbundene Erfüllung eines sozialen Programms geradezu im Mittelpunkte des Interesses. Er nennt sich selbst bezeichnenderweise einen Advocatus pauperum.

Jans des Enenkels und der Sächsischen Weltchronik Zeugnisse beweisen schlagend, dafs die Sage von dem verschwundenen Kaiser früh Eingang in Deutschland fand. Dafs man gern geneigt sein mochte, solchen Gerüchten von dem Nichtabscheiden Glauben zu schenken, begreift sich leicht, wenn man sich den Schmerz vorstellt, den die Kunde von Friedrichs Tode anfangs hervorrief. Nichts kann bezeichnender für diesen Schmerz sein, als der Wehruf der gleichzeitigen 'Kaiserchronik':

In Pülle verschiet chaiser Friderich,
wê, wenne wirt uns sîn gelîch!

Man glaubt gern, was man wünscht. So erklärt sich denn auch die Möglichkeit des Auftretens von mindestens drei falschen Friedrichen in Deutschland. Ohne die Voraussetzung einer gewissen Sehnsucht nach dem verschollenen Manne und ohne das Vorhandensein von Gerüchten, dafs er noch lebe und dafs er wiederkommen würde, wären diese Erscheinungen kaum denkbar. Solche falsche Friedriche traten auf in Efslingen, also in jener Gegend, wo die Sekte von Schwäbisch-Hall gewirkt hatte, ferner in Lübeck und drittens in Neufs und Wetzlar. Der falsche Friedrich in Neufs und Wetzlar, Tile Kolup oder Dietrich Holzschuh genannt, ist der bekannteste. Tile Kolup hat eine ganze Weile in Neufs Hof gehalten, seine eigene Kanzlei geführt und von dort aus sich an die Spitze einer städtischen Bewegung gegen Rudolf von Habsburg gestellt, indem er sich in eine der wegen des von Rudolf von Habsburg ausgeübten Steuerdrucks aufsässig gewordenen Städte der Wetterau, nämlich nach Wetzlar begab. Auch dort hat er sich eine Weile behauptet, bis dafs Rudolf von Habsburg aus dem Elsafs von Colmar herbeeilte, Wetzlar belagerte und eroberte und den falschen Friedrich am 7. Juli 1285 den Feuertod sterben liefs.

In der grofsen Reimchronik Ottokars von Steiermark, der hauptsächlich in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. lebte, also ein Zeitgenosse Tile Kolups war, findet sich denn auch bei der ausführlichen Erzählung der Schicksale dieses Abenteurers das erste Merkmal dafür, dafs die Prophetie der deutschen Joachimiten auch nach dem Tode Friedrichs II. fortlebte, indem sie an das Gerücht seines Weiterlebens anknüpfte. Mit deutlicher Anspielung auf jene Prophetie erzählt der Steiermärker Dichter, dafs das Volk nach der Verbrennung Tile Kolups behauptet hätte:

Ez wær von gotes kraft,
daz er lîphaft
solde noch belîben
und die pfaffen vertrîben.

Diese gegen die herrschende Kirche feindliche Richtung blieb der deutschen Sage zunächst eigentümlich. Für das Volk in seiner grofsen Masse war die entschwundene Kaiserherrlichkeit auch mit dem Ende des sogenannten Interregnums, mit dem Auftreten der Habsburger nicht wiedergekehrt. Von den neuen Königen merkte die Nation meist nur in einzelnen Gegenden etwas. Mit den universalen Erinnerungen, die sich namentlich an die grofsen Staufer

knüpften, war es aus. Nie wieder erschienen dem Volke solche imposante Herrscherindividualitäten, wie sie gerade noch das Staufergeschlecht in Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II. hervorgebracht hatte. Hier haben wir ein glänzendes Beispiel für die geheimnisvolle Macht der Persönlichkeit auf das Volksgemüt, und die beiden grofsen Hohenstaufen-Friedriche waren nicht nur gewaltige Persönlichkeiten, die sich in den eigenen Ländern und aufserhalb derselben die gebührende Achtung zu verschaffen wufsten, sie zeichneten sich vor anderen imponierenden Männern der Weltgeschichte anerkanntermafsen auch durch eine hinreifsende Liebenswürdigkeit aus. Vielleicht ist dieser Zug nicht ohne Bedeutung für die Thatsache, dafs ihr Gedächtnis im Volke so lange fortlebte. Neben der Persönlichkeit hatten sich die Erinnerungen an gewaltige Begebenheiten unauslöschlich der Volksseele eingeprägt. Vor allem die Kreuzzüge, die besonders unter den Hohenstaufen einen gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Einflufs auf das deutsche Volksleben ausübten, sprechen hier ein gewichtiges Wort mit. Die Persönlichkeiten und die gewaltigen Begebenheiten, die dem nationalen Leben Inhalt gaben, schienen seit 1250 geradezu von der Welt geschwunden zu sein. Die Kaiserwürde geriet immer tiefer in Verfall, so besonders unter dem schwächlichen Ludwig dem Baiern. Inzwischen gingen Sage und Prophetie geschäftig von Munde zu Munde und verschmolzen sich unmerklich zu einem Ganzen. Was die Sibyllen weissagten, was der kleine Mann erhoffte, was die Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht trug, nährte unwillkürlich Phantasie und Hoffnungen des Volkes, und so kam es, dafs sich allmählich die Sehnsucht nach der Wiederkehr des Kaisers geradezu ungeduldig im Volke regte. Das erfahren wir plötzlich gerade nach Ablauf eines Jahrhunderts von einem Schweizer Minoriten Johann von Winterthur, der zum J. 1348, mithin zu einer Zeit, als Ludwig der Baier eben gestorben war, widerwillig davon berichtet, was das Volk überall denkt. Dieser hochwillkommene Bericht, die beste Aufzeichnung, die wir über die ganze Kaisersage besitzen, lautet:

'In diesen Tagen verbreitete sich bei zahlreichen Leuten jedes Standes die Meinung, dafs Kaiser Friedrich, der zweite dieses Namens, in gröfster Machtfülle wiederkehren werde, um den völlig verschlechterten Zustand der Kirche zu reformieren. Die Leute, welche diese Meinung vertreten, fügen hinzu, dafs er notwendig kommen müsse, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt worden wäre, weil es Gottes unabänderlicher Ratschlufs sei, dafs es so geschehen müsse. Nach dieser Meinung wird er, sobald er vom Tode auferstanden und auf die Höhe seiner Herrschermacht zurückgekehrt ist, die armen Frauen und Jungfrauen reichen Männern zur Ehe geben und umgekehrt; die Nonnen und Beghinen wird er verheiraten, die Mönche zur Ehe veranlassen, Unmündigen, Waisen und Witwen wird er alles, was ihnen geraubt ist, wieder verschaffen und allermänniglichem sein volles Recht zuteil werden lassen. Die Geistlichen wird er so heftig verfolgen, dafs sie ihre Tonsuren, wenn sie sonst keine Kopfbedeckung haben, lieber mit Kuhmist verdecken werden, um nur nicht die Tonsur zu zeigen. Die Klostergeistlichen, welche

durch ihre Denunziationen den Papst zu seiner Verfolgung angereizt und ihn vom Reiche vertrieben haben, vorzüglich die Minderbrüder, wird er aus dem Lande verjagen. Er wird nach der Wiederaufrichtung seines Reiches, das er gerechter und ruhmvoller denn je regieren wird, mit einem zahlreichen Heere über das Meer fahren und auf dem Ölberg oder bei dem dürren Baume dem Reiche entsagen.'

Dieser Bericht des Franziskanermönchs Johann von Winterthur zeigt deutlich den Einflufs der Prophetie der Sekte von Schwäbisch-Hall und des Dominikaners Arnold. Er spielt höchst wahrscheinlich auch auf die Verbrennung Tile Kolups an, der er ein 'dennoch' entgegenstellt, und vor allem der Kern der Methodius-Prophetie, der sich bei Adso, in dem Tegernseer Drama und auch später fortgepflanzt hat, ist jetzt mit der Friedrichsage vereinigt. Der eine Sagenstrom hat sich in den andern ergossen. Der Bericht des Winterthurer Mönchs beweist in seiner Lebhaftigkeit, wo doch der Chronist einen von der Volksmeinung abweichenden Standpunkt einnahm, besser als alles andere, wie tief die Sage um die Mitte des XIV. Jahrh. bereits im Volksgemüt wurzelte.

Seit Johann von Winterthur hält die Erzählung an der Abdankung und dem Mythus vom dürren Baume fest. Ein auch aus der Mitte des XIV. Jahrh. stammendes Meistersängerlied hat dieselbe Lesart, ja es spricht aufserdem noch von der Gewinnung des heiligen Grabes, die durch die Aufhängung des Schildes am dürren Baum gewährleistet wird. Darin erkennt man das Fortwirken der Kreuzzugsidee, die noch im Innern des Volkes fortlebte. Ein Sibyllenspruch derselben Zeit weifs ferner zu melden, dafs der dürre Baum alsbald zu grünen anfängt.

Damit ist die Sage vom wiederkehrenden Kaiser Friedrich nahezu vollständig ausgebildet. Nun fehlte im wesentlichen nur noch ihre Lokalisierung.

Ehe sich diese indes vollzog, hatte sie noch einen langen und heftigen Kampf mit einem anderen Sagenkreise zu bestehen, nämlich mit dem karolingischen. Im Gegensatz zu der kirchenfeindlichen ghibellinischen Sage kam nämlich in den romanischen Ländern, aber auch zum Teil in Deutschland, eine Sage auf, die an Karl d. Gr. anknüpfte und, wie die ghibellinische an den Namen Friedrich, sich dauernd an den Namen Karl heftete. Wenn man sich diese Volksvorstellungen von einem kommenden grofsen Kaiser des Namens Karl vergegenwärtigt, so wird einem sofort die politische Rolle, die ein Fürst wie Karl von Anjou gegen die Hohenstaufen spielen konnte, sehr viel klarer. Jene Karlsage war geradezu ein politischer Faktor bei den letzten Kämpfen der Hohenstaufen. Dafs sie auch in Deutschland Eingang gefunden hat, beweist eine Stelle bei dem Domscholaster Jordanus von Osnabrück aus dem J. 1280. Auch in einem mittelhochdeutschen Gedicht 'Antichrist' aus dem XIV. Jahrh. finden sich Spuren, dafs die Karlsage in Deutschland verbreitet war. Es war der berühmte, aus dem hessischen Dorfe Langenstein bei Kirchhain stammende Theologe Heinrich, der aus nationalen Gründen zuerst scharf gegen diese Karlsage ankämpfte. Noch mehr geschah dies in einer Predigt des Johann Wünschelburg von Amberg im Anfang des XV. Jahrh. Dort

wird von einem Kaiser *de campo lilii*, das ist das Lilienbanner der Bourbonen, gesprochen, der schliefslich von seinem Gegenkaiser *de Alamania alta* besiegt wird.

Allmählich verschwindet die Karlsage einigermafsen aus dem Volksbewufstsein, wie überhaupt die Kaisersage die kirchenfeindlichen Züge mit der Zeit zu verlieren beginnt. Währenddessen nimmt der Sagenstrom einen weiteren Nebenflufs in sich auf. Die thüringische Sagenreihe assimiliert sich mit der nationalchristlichen, und dadurch wird die ganze Sage lokalisiert. Dafs dies eingetreten ist, erfahren wir zuerst von zwei Chronisten zugleich, von dem Thüringer Johann Rothe und von Theodor Engelhusius aus Eimbeck, die beide 1434 starben. Johann Rothe aus Creutzburg, Hofkaplan zu Eisenach, aus dessen Chronik u. a. auch Gustav Freytag einen Auszug bringt, erzählt, dafs der Kaiser Friedrich II. *wander zu Kuffhusen in Doringen uf dem wusten slosse unde auch uf andern wusten burgen, die zu dem Reiche gehoren, unde rede mit den leuten und lasse sich zu gezeitin sehin.* Ebenso spricht Engelhusius davon, dafs der Kaiser *in castro confusionis* lebe, womit zweifellos der Kyffhäuser gemeint ist.

Man erkennt sofort den von Peter von Zittau überlieferten Zug in Friedrichs des Freidigen Bilde, der später in Barbarossas Bild übergegangen ist, wonach der thüringische Fürst mit den Leuten redet, und erinnert sich der Wettiner Haussage. Einen Fingerzeig dafür, wie die Kaisersage sich mit der Sage von Friedrich dem Freidigen verband, erhält man, wenn man die Thatsache berücksichtigt, dafs die von einem glühenden Hasse gegen die katholische Kirche erfüllten Flagellanten in jener Gegend i. J. 1369 eine Blütezeit erlebten. Der Führer des Thüringer Geifslerordens, Konrad Schmidt, wurde Kaiser Friedrich und König von Thüringen genannt.

Einmal mit dem Kyffhäuser in Verbindung gesetzt, blieb die Sage auch unzertrennlich mit ihm verbunden. Aufser den Erinnerungen an Friedrich den Freidigen fesselte sie hier auch die grofse historische Vergangenheit. Freilich hatte Kaiser Friedrich II. niemals auf diesem Boden geweilt. Wohl aber war die Gegend sonst aufserordentlich reich an kaiserlichen Erinnerungen. Hier war die Heimat des sächsischen Herrscherhauses, der beiden ersten Heinriche und der Ottonen. Das benachbarte Städtchen Wallhausen durfte sich rühmen, der Stammsitz dieses herrlichen Königshauses zu sein. Die Gemahlin Ottos III., die griechische Kaisertochter Theophano, hatte einst aufser Boppard und anderen Orten die Pfalz Tilleda am Fufse des Berges als Leibgedinge verschrieben erhalten. Auch die Hohenstaufen hatten zum Teil öfter hier geweilt. Kurz ehe sie zur Königswürde gelangten, war die mächtige Burg auf dem Berge emporgewachsen, erbaut vom sächsischen Pfalzgrafen Friedrich von Putelendorf; bald wieder zerstört, war sie dann zu Beginn der Regierung Friedrich Barbarossas wieder aufgebaut worden. In jener Zeit und auch noch in späteren Jahren hielt Barbarossa an verschiedenen Orten der Goldenen Aue Hof. Sein Sohn, der finstere, geniale Heinrich VI., vollzog in Tilleda, auf das jetzt das Denkmal Kaiser Wilhelms hinabblickt, 1194 den bedeutsamen Akt

der Versöhnung mit Heinrich dem Löwen. Seitdem hatte kein Kaiser mehr an dieser Stätte geweilt. In der Zeit, als Rothe und Engelhusius schrieben, war aus der Reichsburg ein den Grafen von Schwarzburg erteiltes Lehen der Thüringer geworden. Man wird mit der Annahme kaum fehl gehen, dafs mit der Verpflanzung der Kaisersage in diese Gegend dunkle Erinnerungen an die historische Vergangenheit der Goldenen Aue sich neu belebten und die Sage aus ihnen neue Kraft sog.

Bis auf Rothe und Engelhusius hatte die Sage ausschliefslich auf Kaiser Friedrich II. Anwendung gefunden. Durch mangelhafte Geschichtskenntnis veranlafst, waren schon öfter Verwechselungen zwischen den beiden Kaisern vorgekommen. Einer solchen macht sich u. a. schon im XIV. Jahrh. auch der berühmte Jurist Bartolus von Saxoferrato bei Erzählung bestimmter Thatsachen schuldig. Die Sage selbst wird erst 1519 auf Kaiser Barbarossa bezogen und zwar in einem Volksbuche vom Kaiser Friedrich I. Darin heifst es vom Rotbart: *Und ist zuoletzt verlorn worden, das niemand waist, wo er hin ist komen, noch begraben. Die paurn und schwarzen künstner sagen, er sei noch lebendig in einem holen perg, soll noch herwider kommen und die geistlichen straffen und sein schilt noch an den dürren paum hengken, welchs paums all soldan och fleifsig hüeten lassen. Das ist war, das des paums gehüet wirt, und sein hüeter darzu gestift: wölcher kaiser aber seinen schilt sol daran hengken, das waifs Got.*

Hier zum erstenmale ist der Kaiser auch nicht mehr, wie bei Rothe und Engelhusius, im Schlosse, sondern im Innern des Berges. Damit ist festgestellt, dafs abermals ein Sagenstrom in den Hauptstrom unserer Sage gemündet ist: der altgermanisch-heidnische. Seit dem Eindringen des Christentums dachten sich die Germanen ihre Götter vielfach nicht ausgerottet, sondern entrückt in das Innere einzelner Berge. Das galt besonders von Wodan. A. Fulda hat es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, gestützt auf eine Urkunde des Klosters Walkenried vom J. 1277, dafs der Kyffhäuser eine alte dem Wodanskult geweihte Stätte gewesen ist. Diese Thatsache, zusammengehalten mit der Bergentrückung, weist deutlich darauf hin, dafs in der Vorstellung des Volkes der Germanengott Wodan, der in dem vielfach hohlen Berge haust, mit dem Kaiser Rotbart in eins verschmolzen ist. Noch klarer wird es, dafs sich mythologische Elemente mit den nationalen vermengen, wenn man bedenkt, dafs ein mittelalterlicher Dichter, der zwischen 1350—1400 lebte, Oswald der Schreiber, noch von Friedrich II. berichtet, dafs der Kaiser ein 'Waller' wäre. Gerade dies Wort bezeichnet aber Wodan, den Asenkönig. Hinzu treten die zahlreichen Analogien von Bergentrückungen, die sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands zugetragen haben sollen, und bei denen meist ein Schwanken in den Angaben über die im Bergesinnern verborgenen Persönlichkeiten zu beobachten ist. Bald soll es Wodan, bald soll es ein Kaiser oder König sein.

Die in Betracht kommenden Stellen sind vornehmlich, aufser dem Kyffhäuser, Kaiserslautern in der Pfalz, der Untersberg bei Salzburg, der Odenberg

bei Gudensberg in Niederhessen, der Semmering, Guckenberg bei Fränkisch-Gemünden, das pfälzische Trifels, eine Stelle zwischen Nürnberg und Fürth, der Untersberg in der Nähe von Wien, der Sudemerberg bei Goslar und noch andere Orte. Aufser Kaiser Friedrich wird besonders Karl der Gr. genannt, aber auch Heinrich der Vogler, Otto der Gr. und selbst der Gothenkönig Odoaker werden erwähnt, dieser schläft im Semmering.

Am meisten hervor treten unter diesen Bergsagen Kaiserslautern und der Untersberg bei Salzburg. Bei Kaiserslautern vollzieht sich die Bergentrückung auch erst allmählich im Volksbewufstsein. Denn um 1520 berichtet der brandenburgische Professor Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthons, vom Kaiser Friedrich II.: 'Es giebt eine alte Burg, der erste Lothar soll sie gebaut haben, und von ihrem Gründer trägt sie den Namen (Kaiserslautern). Dort ruht er, geht die Sage, halb im Schlafe befangen und kann mit dem alternden Körper nicht eher sterben, als bis der getische Tyrann aus der Stadt Jerusalem vertrieben und das besiegte Türkenland unter das Joch des Kaisers gebeugt ist.' Dagegen erzählt schon ein wenig später, 1537 entstandenes Flugblatt — auch noch vom Kaiser Friedrich II. —, dafs er im Bergesinnern weilt: *Item bei Kaiserslautern ist ein staininer fels, darin ist eine grofse höle oder loch, so wunderbarlich fundiert, darob sich viel menschen verwundern, und hat niemants gewust, wohin sich das loch fundiert. Ist doch allenthalben das gemein gerücht gewest, das Keiser Friderich, der verlorn, sein wonung darin haben solte. Also hat man einen an einem seil hinab gelassen und oben an das loch ein schell gehangen, wenn er nimer weiters künne, das er die schellen leute, so wölt man in wider uffer ziehen. Und als er gar hinab kommen, hat er Keiser Friderichen in eim güldin sessel sehen sitzen mit einem grawen bart. Der Keiser hat im zuogeret und zu im gsagt, er söll mit niemand reden, so werd im nichts geschen, und soll seinen herrn sagen, das er in da gesehen hab. Er hat sich weiter umbgesehen und einen schönen weiten plan gesehen und vil leut um den Keiser ston, hat sein schell geleut, ist on schaden wider hinauf kommen und seinen herren die botschaft gesagt.* Dasselbe Flugblatt weifs aber auch von der Verzauberung des Kaisers im Kyffhäuser zu erzählen.

Vom Untersberge bei Salzburg spricht zuerst 1529 der Gehilfe des Stadtschreibers in Reichenhall, Lazarus Aigner, dessen Aufzeichnungen ein Volksbuch von 1564 wiedergiebt. Hier ist, wie schon gesagt, von Karl d. Gr. die Rede und aufserdem von einer künftigen gewaltigen Schlacht, welche der letzte Kaiser auf dem Walser Felde schlagen wird, wenn ein auf diesem Felde stehender verdorrter Birnbaum grünen und Früchte tragen würde. In Anlehnung an diese Sage sang 1841 Emanuel Geibel:

> Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
> Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
> Erscheinen wird der langersehnte Held.

Diese Karlsage hat sich wie die Friedrichsage bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch nicht solche Verbreitung gefunden. Noch heute üben die

Haberer im bairischen Oberlande ihre merkwürdige Justiz im Namen Kaiser Karls vom Untersberge. Und selbst politisch ist diese Untersberger Sage noch neuerdings zur Geltung gekommen. Auf dem Ackerfelde des an der Strafse von Reichenhall nach Salzburg gelegenen Dorfes Wals stand ein alter, fast erstorbener Birnbaum. Er hatte schon längst nicht mehr geblüht. Plötzlich jedoch, und zwar gerade i. J. 1871, erschien an ihm ein Zweig mit Blüten, was grofses Aufsehen machte und viele Menschen nach Wals lockte. 1872 ist der Baum heimlich angesägt worden und bald darauf vom Sturm zu Falle gebracht. Aus seinem Holze wurden Erinnerungsgegenstände geschnitzt. Frau v. Tiele-Winkler, welche sich gerade in Reichenhall aufhielt, liefs aus einem Stücke einen Briefbeschwerer für Kaiser Wilhelm I. anfertigen, und ein Holzschnitzer in Berchtesgaden schnitzte aus dem Holze einen Kelch, welcher dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm überreicht wurde.

Aus diesen mannigfaltigen Analogien von den im Bergesinnern verzauberten Königen, die sämtlich Züge Wodans tragen und teilweise mit vollständiger Sicherheit auf den Asenkönig zu deuten sind, ergiebt sich im Grunde schon, dafs altgermanische mythologische Züge mit der Person des Kaisers verschmolzen sind, auch wenn der Kyffhäuser nicht eine Stätte gewesen sein sollte, an der Wodan geopfert worden ist. Zahlreiche Züge, mit denen später die Sage ausgeschmückt erscheint, lassen sich ebenfalls mit dem altgermanischen Göttermythus in Verbindung bringen, wenngleich in den einzelnen Fällen bestimmte Deutungen nicht immer ganz leicht sind. Vielfach wird in dem dürren Baum, der wieder zu grünen beginnt, der altgermanische Weltenbaum Yggdrasil vermutet. Auf dem Kyffhäuser sollte solch ein verdorrter Baum auch gestanden haben, und zwar auf dem Rathsfelde bei Frankenhausen.

Im Laufe der Jahrhunderte entschwand des Reiches Herrlichkeit mehr und mehr. Das Wort, das schon im XIII. Jahrh. von 'Freidank' ausgesprochen wurde,

der vürsten ebenhêre
stœrt noch des riches êre

wurde immer schrecklichere Wahrheit. Immer mächtiger wurden die territorialen Gewalten und immer verwirrter infolgedessen die Verhältnisse des Reichs. Es lag im Wesen der Lehnsmonarchie, wie sie einmal in Deutschland geworden war, dafs sie zur völligen Auflösung der Centralgewalt führte. Da ist es bezeichnend für die Tiefe des deutschen Volksgemütes, dafs es sich während des nationalen Zersetzungsprozesses fester und fester an die Hoffnung auf den wiederkehrenden Kaiser klammerte. Dabei werden wir nicht einen Zufall darin zu erblicken haben, dafs gerade der Name Friedrich vorherrschend wird, indem darin ein Hinweis auf den Friedensfürsten liegt. So kommt es, dafs verschiedene Kaiser, mögen sie nun den Namen Friedrich führen oder nicht, sofern man eben nur Erwartungen auf sie setzte, als der verheifsene Friedrich angesehen wurden. Es traf sich dabei mehrmals so, dafs die Hoffnungen sich auf recht ungeeignete Persönlichkeiten sammelten. In derselben Zeit, als Rothe und Engelhusius schrieben, entstand Friedrich Reisers Refor-

mation des Kaisers Sigmund, aus der man erkennt, welche Hoffnungen man auf diesen nicht gerade durch Thatkraft ausgezeichneten Fürsten gesetzt hat. Eine Kölner Chronik vom J. 1499, also mehr als 60 Jahre später geschrieben, gab geradezu an, dafs Sigmund bei der Kaiserkrönung den Namen Friedrich erhalten habe. Man weissagte ihm auch die Gewinnung des heiligen Grabes. In der 'Reformation Kaiser Sigmunds' spiegeln sich Hoffnungen der breiten Volksmassen. Die gebildeteren Kreise vertrat ein Priester, der berühmte Nikolaus von Kues, Dekan am St. Florinstift zu Coblenz, später Kardinal von Brixen. Der zeichnete 1433 in seiner Schrift *De concordantia catholica* das Idealbild eines einheitlich organisierten, von Rom unabhängigen Deutschland, in dem sich eine starke Centralgewalt und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten. Freilich Kaiser Sigmund war nicht der Mann, um solche Hoffnungen zu rechtfertigen.

Noch eitler als bei Sigmund erwiesen sich die hochgehenden Erwartungen, die zum Teil gehegt wurden, als nun wirklich der dritte Friedrich den deutschen Thron bestieg, der schwächste aller Fürsten, die ihn innegehabt haben. Da hatte die päpstliche Kurie eingedenk der alten Kirchenfeindlichkeit der ghibellinischen Prophezeiungen selbst einige Sorge und dachte daran, ihm die Kaiserwürde zu verweigern. Erst der Vermittelung des die armselige Persönlichkeit Friedrichs III. durchschauenden Äneas Sylvius (des späteren Pius II.) gelang es, die Bedenken zu zerstreuen. Der schrieb an Papst Nikolaus V.: 'Viele erschreckliche Dinge sollen sich über Friedrich III. in alten Weissagungen finden. Wenn die auch andere zu erschrecken vermögen, Deine Heiligkeit dürfen sie doch gewifslich nicht aufregen, der Du den Mann in- und auswendig kennst. Was die Weissagung anbetrifft, die einige ausstreuen, so zweifle ich nicht, dafs Deine allerhöchste Weisheit sie verlacht.' Der Brief hatte Erfolg.

Eigentümlich war der Friedrichsage von Anfang an, seit den Sektierern von Schwäbisch-Hall, eine gewisse soziale Richtung. Am schärfsten, schon mehr im sozialistischen Sinne, wurde sie zur Zeit der Bauernkriege ausgeprägt. Damals erschien eine Revolutionsschrift, in der es heifst: *Es wirt ein wisser alter kummen von mitternacht in alle land, daz ist ufs dem gnadrichen land des herzen Europe, daz ist zwischen Bingen und Basel; der wirt uff siner brust ein gel cruz tragen* (vgl. die Sagen betr. Friedrich den Freidigen) *in einer bekenntnufs, daz bofs abzustellen und daz guot wider eroffnen.* Der Verfasser nennt diesen Messias wiederholt Kaiser Friedrich. Bei einem Weifsenburger Bauern findet sich derselbe Gedanke in einem Gedicht von 1521.

Solche sozialistische Gedanken fassen jedoch nicht Wurzel in der Kaisersage. Diese klärt sich mehr und mehr ab. Mit den kirchenfeindlichen Ideen schwindet auch bald die Kreuzzugsidee. Immer reicher schmückt der Volksgeist dafür das Leben des verzauberten Kaisers aus, der dereinst zu seiner Zeit das zerrüttete Reich wiederherstellen soll. Als im Todesjahre Luthers, ja wenige Tage vor dessen Tode auf dem Kyffhäuser ein irrsinniger Schneider Johann Leupold von Langensalza auftrat, der vorgab, Kaiser Friedrich zu sein, da erregte die Nachricht davon ungeheures Aufsehen, 'ein Beweis dafür,'

wie lebendig die Sage noch fortlebte. Auch im Dreifsigjährigen Kriege entschwindet die Hoffnung nicht. Das Regen des unsterblichen Volksgeistes auch in der bittersten Not verspürt man noch in dem Roman des wackeren Sohnes von Gelnhausen, Christoph von Grimmelshausen, im Simplicissimus, wo auch von dem Erscheinen eines gewaltigen deutschen Helden geweissagt wird, der den deutschen Namen wieder zu Ehren bringen soll. Selbst auf die wenig bedeutende Gestalt des Winterkönigs, Friedrichs V. von der Pfalz, lenken sich die Erwartungen, wie einige Lieder des Dreifsigjährigen Krieges beweisen (Weller). So klammert sich das deutsche Gemüt in seiner Treue an Hoffnungsfaden, die so zart wie Spinngewebe sind. Der letzte, der noch darum gewufst hat, dafs die Sage sich auf Kaiser Friedrich II. bezog, war der Universalgeist Leibniz. Seitdem besteht gar kein Schwanken mehr in der Überlieferung. Sie spricht nur noch vom Kaiser Friedrich Barbarossa. Die ritterliche, im deutschen Boden und in der deutschen Geschichte wurzelnde Persönlichkeit dieses Hohenstaufen hat sich dem Volksgemüt denn doch mehr eingeprägt. So wurde denn die Sage in manchen Scharteken fixiert, wie 1681 von Prätorius in seiner *Alectryomantie* und 1703 von Behrens in der *Hercynia curiosa*.

Charakteristisch ist die im Hinblick auf die alten Sagen 1794 gestellte Frage des tiefempfindenden Hölderlin, also in dem Jahre, wo die Revolution ihre ersten vernichtenden Schläge in Deutschland ausführte: 'Leben die Bücher bald?'

In den Befreiungskämpfen begleiteten die Hoffnungen auf das Wiedererstehen Barbarossas die deutschen Krieger ins Feld. Bei den Wachtfeuern erzählte man sich die Sagen des Kyffhäusers. Als Jacob Grimm nach dem Kriege die deutschen Sagen sammelte, da schöpfte er bei der Fixierung der Kyffhäusersage aus dem Buche des Prätorius von 1681. Rückert aber, der 'König in einem Reich von Träumen', der von sich selbst sagte:

> Was mir nicht gesungen,
> Ist mir nicht gelebet,

fafste seine patriotische Enttäuschung 1817 in jener wundervollen Ballade zusammen, zu der er den Stoff aus dem Buche von Behrens entlehnte. Seit dieser Zeit erst ist die Kaisersage, die bis dahin mehr im Munde des Volkes gebildet wurde, so recht der Masse der Gebildeten ins Herz geprägt worden. Aber auch im Munde des kleinen Mannes lebte sie fort. Das zeigte sich noch 1848. Damals erschienen, wie uns Riehl, der treffliche Kenner des deutschen Volkes, in 'Land und Leute' des näheren erzählt, zahllose politisch-mystische Prophezeiungsschriften, in denen die alte Sage von der letzten grofsen entscheidenden Schlacht spukte. Sie sollte auf weitem Blachfelde bald am Niederrhein, bald in Westfalen, bald im Elsafs von einem grofsen Kaiser geliefert werden. Die streitenden Scharen werden danach im Blute bis an die Knöchel waten, und ist der Sieg errungen, dann wird der Feldherr seinen Schild an den Birnbaum oder die Birke aufhängen, und die glückliche Zeit beginnt. Die Gebildeten selbst aber knüpften an die uralte Sage an, indem der Nationalverein

am 31. August 1862 eine feierliche Versammlung auf dem Rathsfelde unterhalb der Kyffhäuserruine abhielt.

Über alles Hoffen und Wünschen hinaus erfolgte dann in den drei glorreichen Kriegen des siebenten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die Wiederaufrichtung des Reiches. Durch 'Ströme Blutes', ganz wie die Prophezeiungen verkündigten, sind die Streiter von Düppel, Königgrätz, Mars la Tour, Gravelotte und Sedan gewatet. Darum war es eine wunderbar glückliche Idee, dafs gerade die Krieger ihrem Heerkönig jenes Denkmal auf dem Kyffhäuser errichteten, das in seiner epischen Ruhe einen erhabenen Eindruck bei jedem Besucher der Goldenen Aue hinterläfst. Und die Wahl des Kyffhäusers als Denkmalsplatz ist auch darum zu loben, weil hier eine der schönsten Stätten deutscher Erde ist. Jener Graf Botho von Stolberg wufste wohl, was er sagte, als er nach einer Reise ins Gelobte Land 1494 meinte: 'Geht mir mit dem Gelobten Lande; ich lasse es jedem gern; ich lobe mir die Güldene Aue.'

Sechshundertundsiebzig Jahre sind jetzt vergangen, dafs ein deutscher Kaiser nach Jerusalem gezogen ist. Der Kaiser Friedrich II., der ursprüngliche Held der Sage, war auch der letzte Kaiser, der zum heiligen Grabe wallfahrtete. Es trifft sich merkwürdig, dafs nach Wiederaufrichtung des alten Reiches der neue thatenfrohe Herrscher desselben wieder zum heiligen Grabe gezogen ist. Ob damit die alte Prophezeiung der Constanssibylle erfüllt ist, das zu entscheiden, denke ich, überlassen wir künftigen Sagendeutern.

DER ERDGEIST UND KEIN ENDE

Von Karl Heinemann

Das Verhältnis des Mephistopheles zum Erdgeist ist in den letzten Jahren von den Faustphilologen mit besonderer Vorliebe behandelt worden, nicht immer zur Freude vieler Faustverehrer, die nur mit Mühe den verschlungenen Pfaden jener Forscher folgen konnten. Lassen wir also einmal die Frage nach dem Urfaust, dem Fragment und dem vollendeten Ersten Teil auf sich beruhen, und halten wir uns von allem Wissensqualm entladen an die Form der Dichtung, die der Dichter als einheitliches und abgeschlossenes Kunstwerk der Mit- und Nachwelt übergeben hat. Lassen wir auch die Frage, ob die im Faust herrschende Weltanschauung die christliche oder pantheistische oder speziell spinozistische ist, wenigstens vorläufig unberücksichtigt, und fassen wir einfach das ins Auge, was uns die Worte des Dichters selbst sagen. Von Gott, so lehrt uns der Prolog im Himmel, kommt nicht nur das Gute, sondern auch das Böse. Das Böse ist nur dazu da, um das Gute hervorzubringen. Mephistopheles ist ein Geschöpf Gottes und hat als solches den Zweck, wie der Herr selber sagt, den Menschen aus der unbedingten Ruhe zu wecken und zu reizen, oder mit andern Worten, durch den Kampf des Guten mit dem Bösen den Sieg des Guten zu ermöglichen. Schon in der Kosmogonie, die sich Goethe in seiner Jugend aufgebaut hatte, ist Lucifer der Zerstörer und Erhalter der Welt. Beides sind nur verschiedene Worte für dieselbe Sache. Und ebendasselbe sagt Mephistopheles mit der Definition seines Wesens: Ich bin 'ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft'. Deshalb sind der Herr und Mephistopheles nicht als zwei gleichberechtigte oder gar entgegenstehende, feindliche Mächte aufzufassen. Mephistopheles ist ein Diener Gottes ebenso wie die echten Göttersöhne, nur mit einer andern Bestimmung. Von einer Wette zwischen Gott und ihm kann deshalb gar nicht die Rede sein; schon deshalb nicht, weil Gott den Ausgang vorher weifs und als letzte Instanz die Entscheidung über die Frage, ob Faust selig werden soll oder nicht, in der Hand hat. Der Herr weifs, dafs der Charakter Fausts nicht unterliegen kann. Dahin zielen die Worte:

> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
>
> . . . .
>
> Und steh beschämt, wenn du bekennen mufst:
> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewufst.

Mephistopheles gebraucht zwar den Ausdruck Wette mehrmals, wie er überhaupt als Schalk sich burschikoser Ausdrücke dem 'alten Herrn' gegenüber bedienen darf; aber der Herr spricht nur von einer Erlaubnis, den Faust zu versuchen. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn Mephistopheles die dramatische Person sich der hohen Aufgabe, als Diener Gottes, als ein in dessen Auftrage wirkender Geist das Gute hervorzubringen, durchaus nicht bewufst ist, sondern als Teufel und Vetter der berühmten Schlange, als der Widersacher Gottes und Verführer der Menschen erscheint. Die dramatische Person Mephistopheles darf von dem eigentlichen hohen Zweck des Prinzips nichts wissen. Anders wäre ja seine Handlung gar nicht zu verstehen. In der Faustdichtung selbst, abgesehen vom Prolog, hat es der Hörer allein mit der dramatischen Person Mephistopheles zu thun, und nur an einer Stelle fällt der Dichter aus der Rolle, als er das Individuum Mephistopheles das Wesen des Prinzips Mephistopheles erklären läfst: Ich bin 'ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft'.

Faust wendet sich zuerst an den Makrokosmus oder Gott; aber Gott kann von Menschen nicht erkannt werden, deshalb ist ihm das Zeichen des Makrokosmus zwar ein Schauspiel, aber nur ein Schauspiel. Der Erdgeist, der nun auf Fausts Beschwörung erscheint, ist ebenfalls Gott und zwar insofern, als Gott mit dem menschlichen Auge erfafsbar ist, oder die von Gott ausströmende Kraft, der Gott der Erde.[1]) Er wendet sich ab von Faust, weil dieser ihn nicht versteht. Was das Wesen des Erdgeistes ausmacht, die Bethätigung der Lebenskraft, das fehlte Faust gerade bisher; und so sehr verkennt er sein Wesen, dafs er ausruft: 'Ich Ebenbild der Gottheit und nicht einmal dir!' In dieser Verzweiflung bäumt sich der Übermensch, der den Göttern gleichen wollte, noch einmal auf, um gleich darauf ganz in sich zusammenzusinken und der Wahrheit die Ehre zu geben:

> Ach! die Erscheinung war so riesengrofs,
> Dafs ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.
> . . . .
> Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen!
> . . . .
> In jenem sel'gen Augenblicke
> Ich fühlte mich so klein, so grofs;
> Du stiefsest grausam mich zurücke,
> In's ungewisse Menschenlos.

Er gelangt allmählich zu einem geklärten Verständnis des Erdgeistes. Theoretisch erfafst hat er ihn, als er die Worte: 'Im Anfang war die That!'

---

[1]) Die Erscheinung des Erdgeistes im Urfaust 'in widerlicher Gestalt' spricht nicht dagegen. Goethe gebraucht hier 'widerlich' im Sinne von schrecklich, widerstrebend, wie das ähnlich für Goethes Gebrauch von 'widerwärtig' Pniower im Goethejahrbuch XIX 242 nachgewiesen hat. Für uns wird jede Schwierigkeit, die etwa in dieser Angabe des Urfaust liegen könnte, dadurch gehoben, dafs nach Goethes Brief an Zelter vom 18. November 1810 der Erdgeist bei einer Aufführung des Faust Jupiter ähnlich dargestellt werden sollte.

niederschreibt, innerlich und empirisch, wenn er sterbend 'der Weisheit letzten Schlufs' verkündet. In dem zweiten Gespräch mit Mephistopheles wünscht er, vom Überdrufs am Dasein erfafst:

> O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
> Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Und als er gleich darauf die Worte ausspricht:

> Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich in meinem innern Selbst geniefsen,
> Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
> Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
> Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,

da ist er dem Wesen des Erdgeistes nahe gekommen und hat zugleich das Ziel seines Lebens gefunden. Nun wird ihm der 'geschäftige' Geist, der grofse Geist, der ihn verschmäht hat, der herrliche, der erhabene. Nun ist ihm Erdgeist und Gott identisch. So in dem Monolog: 'Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles..'

> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu geniefsen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
> Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
> Du führst die Reihe der Lebendigen
> Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
> Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
> . . . . zeigst
> Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
> Geheime tiefe Wunder öffnen sich.

Es hat wohl noch jeder, der ohne Kenntnis der Kommentare an den Monolog herantrat, diese Worte auf Gott bezogen. Die Worte allerdings: 'Du gabst zu dieser Wonne . . . mir den Gefährten' können anscheinend nur auf den Erdgeist gehen. Der Erdgeist hat Faust, der sich vermafs ihm gleichen zu wollen, zurückgewiesen. Aber er hat in ihm einen Geistesverwandten erkannt. Der innere Drang Fausts zur Bethätigung der Lebenskraft, die Sehnsucht, die in Fausts erstem Monolog noch verborgen ruhte, die Leiden und Freuden der Menschheit in sich aufzunehmen und dadurch geläutert ein wahrer Mensch zu werden, hat den Erdgeist gerührt. Als nun noch einmal Fausts Stimme zu ihm emporschallt, der Seele Ruf, 'die sich gewaltsam hebt vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen':

> O gibt es Geister in der Luft,
> Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
> So steiget nieder aus dem goldnen Duft
> Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben! —

da sendet er ihm im Auftrage Gottes, oder Gott sendet ihm, wenn man lieber so sagen will, den Mephistopheles, der Faust in das Leben und zur That, zur

Sünde und dadurch zum Siege führen soll. Was im Prolog geplant wurde, tritt nun in die Erscheinung. Der anscheinende Widerspruch fällt in sich zusammen, weil ein Unterschied zwischen Gott und Erdgeist für Faust gar nicht vorhanden ist, vielmehr beide Begriffe ineinander fliefsen. Gott, der selber das Weltall ist, der Makrokosmus ist Faust unfafsbar. Er hat es aufgegeben, nach einem vergeblichen Versuche, zu ihm in Beziehung zu treten, was ja auch unmöglich ist. Die wirkende Natur, der Erdgeist ist ihm Gott. Und dasselbe gilt für die Worte in der Scene Trüber Tag, Feld: 'Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt . . . Grofser herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden?' Es ist der Erdgeist gemeint und zugleich Gott, der Gott, der eingreift in das Leben der Menschen. Nur Gott kennt des Menschen Herz und Seele. Es ist ein Streit um Worte, ob der Gott Makrokosmus, oder die natura naturans, der Gott Erdgeist den Mephistopheles sendet. Für Faust sind sie identisch:

> Erfüll' davon dein Herz, so grofs es ist,
> Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
> Nenn' es dann wie du willst,
> Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist alles;
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsgluth.

Wie sehr es 'Goethes Denkungsart angemessen war, dafs Faust sich dem Göttlichen nähert, indem er es nicht in dem für menschliche Fassungskraft unbegreiflichen Gott des Weltalls, sondern in dem Geist der Erde verehrte', darauf hat Schröer in seiner Faustausgabe hingewiesen. Er erinnert an das, was Goethe von seinem Freunde Langer in Leipzig berichtet (Dichtung und Wahrheit B. VIII): 'Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältnis zu dem grofsen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung notwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte' und an Goethes des Knaben Versuch, sich Gott unmittelbar zu nähern, 'indem er Naturprodukte zu einem Altar auftürmte, die ihm als Werke Gottes den Unvorstellbaren bedeuten sollten. Dies ist der Erdgeist in Faust, Gott in seiner Manifestation als Geist der Erde'. Als der Dichter in Italien den Dank dafür, dafs ihm hier das Geheimnis der Kunst und der Natur offenbart ward, in jenem herrlichen Monolog 'Du gabst mir, gabst mir alles' an Gott aussprach, richtete er sein Wort an den 'erhabenen Geist', den Erdgeist seines Faust.

Mit dieser Lösung fällt das Hauptmoment fort, um dessentwillen man an der Einheit der Dichtung hat zweifeln wollen.

Sehen wir nun zu, weshalb sich die Faustphilologen in den letzten Jahren gerade mit diesem anscheinend unschwer zu lösenden Problem so eingehend beschäftigt haben.

Im Goethejahrbuch für 1896 hat Witkowski in einem 'Gespräch zweier Goethefreunde' das Thema 'Der Erdgeist im Faust' eingehend behandelt. Er kommt zu folgendem Ergebnis. Im Urfaust und im Fragment hat der Erdgeist den Mephistopheles gesendet, im ausgeführten Drama Gott, und die oben citierten Stellen 'Erhabener Geist' u. s. w. gehen im Urfaust auf den Erdgeist, im Drama auf Gott. Zu dieser Auffassung, die man wohl nur im Notfalle sich zu eigen machen dürfte, sieht sich Witkowski gezwungen, weil im Prolog, wahrscheinlich durch Schillers Einflufs, an Stelle der pantheistischen Weltanschauung des Urfaust die christliche, mittelalterliche eingetreten sei. Im Prolog, so meint Witkowski, stehen sich Gott und Teufel, persönlich gestaltet, als feindliche Mächte um die menschliche Seele streitend gegenüber. In der ursprünglichen Konzeption ist Faust der Titan, der sich aus eigener Kraft durch das Leben aus der Dunkelheit zum Lichte hin aufringt. Dagegen wird er in der endgültigen Gestalt zu dem Objekt, an dem die beiden streitenden Mächte ihre Kraft messen.

Abgesehen davon, dafs in diesem Falle, was Witkowski natürlich nicht entgeht, der Erdgeist in dem vollendeten Faust überflüssig ist, möchte ich die Richtigkeit der Prämisse bestreiten. Die Weltanschauung ist wie im Urfaust und Fragment so auch im Drama selbst pantheistisch. Sollte nun Goethe in dem Prolog, den er eigens dazu geschrieben hat, die Gestalt des Mephistopheles zu erklären, eine andere Weltanschauung eingeführt haben? Die persönliche Gestaltung Gottes und des Mephistopheles fordert das Drama, das spricht also weder dafür noch dagegen, und die von Witkowski angenommene dualistische Auffassung, der feindliche Gegensatz zwischen Gott und Mephistopheles, Himmel und Hölle ist gar nicht vorhanden. Im Gegenteil hat Goethe ganz ausdrücklich hervorgehoben, dafs Mephistopheles ein Diener Gottes ist und zwar der Schalk, der, wenn auch wider Willen, das Gute hervorbringen mufs, den Gott als Gefährten den Menschen sendet, um durch die Versuchung den Kampf und Sieg zu ermöglichen. Wie man das mit christlicher Auffassung vereinigen kann, ist mir unverständlich. Denn nach christlicher Anschauung ist das Böse ursprünglich nicht vorhanden. 'Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.' Erst nach der Schöpfung hat Gott das Böse zugelassen und hat ihm gestattet so tief einzugreifen, dafs sogar der ursprüngliche Weltenplan Gottes, alle selig zu machen, geändert worden ist und ein Teil der Menschen der ewigen Verdammnis anheim fällt. Das Böse als eine Kraft, die das Gute schafft, kennt das Christentum nicht, es kann nicht zum Guten fähiger machen, oder gar notwendig sein, um das Gute hervorzubringen.

Über dieselbe Frage hat J. W. Bruinier in dem Aufsatz 'Der ursprüngliche Plan von Goethes Faust und seine Geschichte' (Beil. der Allgem. Zeitung vom 21. Juni 1898) gehandelt. Nach dem Urfaust, meint Bruinier, ist Mephistopheles vom Erdgeist gesendet. Das sei aber nicht möglich. Denn der Erdgeist ist das Leben. Wenn er zerstört, zerstört er um des Lebens willen. Der Teufel ist der Tod; wenn er zerstört, zerstört er, um zu zerstören. Wie Feuer und Wasser müssen sich diese Geister hassen. Wir müssen eine innere Ver-

wandtschaft zwischen ihnen als einfach unmöglich bezeichnen und für die nicht wegzuleugnende äufsere eine Erklärung suchen. Diese Erklärung ist folgende. Mephistopheles erscheint, so meint Bruinier, unter der Maske eines Sendlings des Erdgeistes; er lügt Faust vor, vom Erdgeist gesendet zu sein, um den Bund mit ihm um so eher zu erreichen. Diese Erklärung wird man wohl einfach mit der Bemerkung zurückweisen: Wo ist im ganzen Faust auch nur eine Andeutung hiervon? Bruinier freilich will eine solche gefunden haben. Die kleine später gestrichene Scene 'Landstrafse. Ein Kreuz am Wege':

> Faust: Was giebts, Mephisto? hast du Eil'?
> Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
> Meph.: Ich weifs es wohl, es ist ein Vorurteil,
> Allein genug, mir ist's einmal zuwider

soll nicht anders zu verstehen sein, als dafs Faust nicht wisse, dafs Mephistopheles der Teufel sei. Fausts Verwunderung und Mephistopheles' Beschönigung hätte sonst gar keinen Zweck. Ganz im Gegenteil; Faust will vielmehr in dieser Scene den Teufel verhöhnen, und das ist nur dann verständlich, wenn er weifs, wer Mephistopheles ist. Auch stehen ja gleich in der nächsten Scene des Urfaust die Worte: 'Hätt' ich nur sieben Tage Ruh', braucht keinen Teufel nicht dazu' u. s. w.

Aber wir brauchen uns mit Bruiniers Grillen nicht herumzuschlagen. Der von ihm angenommene feindliche Gegensatz zwischen Erdgeist und Mephistopheles ist gar nicht vorhanden. Mephistopheles ist der Diener Gottes und des Erdgeistes. Er glaubt zwar zu zerstören, um zu zerstören, in Wirklichkeit zerstört er nur, damit Gott und der Erdgeist wieder aufbauen. Daher seine verzweifelte Klage:

> Wie viele hab' ich schon begraben!
> Und immer circuliert ein neues frisches Blut.
> So geht es fort, man möchte rasend werden!

Und ebendasselbe sagt deutlich der Erdgeist:

> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer.

Es ist jene Anschauung, der Goethe in seinem Aufsatz 'Die Natur' grofsartigen und erhabenen Ausdruck verliehen hat: 'Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter ... — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.' In dieser Weltauffassung giebt es kein Zerstören um der Zerstörung willen, und damit erweist sich Bruiniers Hypothese als unhaltbar.

Wenn Bruinier einen Gegensatz feststellen will zwischen dem, was Faust von Mephistopheles glaubt, und dem, was der Leser von ihm weifs, so geht

Valentin in seiner Abhandlung 'Mephistopheles und Erdgeist' in diesen Jahrbüchern 1898 I S. 611 ff. noch einen Schritt weiter. Unseren Lesern sind die tief durchdachten und geistreichen Ausführungen Valentins gewifs noch in frischer Erinnerung; dennoch glauben wir, einiges daraus wiederholen zu müssen. Valentin behauptet, dafs man bisher die Frage unrichtig gestellt habe. Man dürfe nicht fragen: Wer ist der erhabene Geist? sondern: Wer ist nach Fausts Auffassung der erhabene Geist, der ihm nach seiner, Fausts, Annahme den Mephistopheles geschickt hat? und darauf lautet nach Valentin die Antwort, 'dafs stets und in allen Phasen der Entwickelung der Faustdichtung Faust den Erdgeist als den grofsen, herrlichen Geist und später auch als erhabenen Geist bezeichnet'. Aber das sei ein Irrtum Fausts. In Wirklichkeit sei kein Zusammenhang zwischen Erdgeist und Mephistopheles. Seine Existenzberechtigung in der Dichtung bestehe allein darin, dafs seine Erscheinung den Übergang des Erkenntnisstrebens in Faust zu der Thätigkeit in der Welt veranlafst, für den sonst kein hinreichender Grund vorhanden wäre. Wenn also kein sachlicher Zusammenhang zwischen beiden Geistern besteht, so stehen sie doch 'vom dramaturgischen Standpunkte aus in einem so engen ursächlichen Zusammenhange, dafs man berechtigt ist von der Entwickelung des dramatischen Ganges zu sagen: ohne Erdgeist kein Mephistopheles'.

Als neuen Beweis dafür, dafs Mephistopheles nicht vom Erdgeist gesendet sein könne, führt Valentin die Thatsache an, dafs er wieder in die Hölle zurück geht, aus der er zum Seelenfang ausgezogen war. Gegen unsere Meinung, dafs Gott durch den Erdgeist, die Verkörperung seines Willens, Mephistopheles sendet, spricht diese Thatsache, wie wir schon dargelegt haben, durchaus nicht. Die Hölle ist ja nicht weniger göttlich als der Himmel. Auch die übrigen Ausführungen Valentins werden wir nicht als berechtigt anerkennen können. Es ist gewifs richtig, was Valentin ausführlich und überzeugend darlegt, dafs die dramatischen Dichter zu allen Zeiten durch den Gegensatz zwischen dem, was der Hörer weifs und dem, was der Held glaubt, wie z. B. im Ödipus, im Ion, im Wallenstein, grofse Wirkungen erzielt haben, und in gewissem Sinne gilt das auch für den Faust. Denn er darf nicht wissen, dafs ihm Mephistopheles zu dem Zweck gesandt ist, um ihn durch die Versuchung zu Kampf und Sieg zu führen; aber welchen grofsen Unterschied das macht, ob Faust glaubt, Mephistopheles sei ihm von dem grofsen, herrlichen Geist, dem Erdgeist, gesendet oder von Gott, das kann ich nicht einsehen. Wenn Faust wüfste, dafs das Ganze nur ein Spiel und seine ewige Seligkeit von vornherein beschlossen ist, würde er natürlich nicht mehr naiv handeln; aber das weifs er nicht, er weifs nur, dafs ihm Mephistopheles von Gott und dem Erdgeiste gesandt ist.

Das Problem, das Goethe in seinem Faust behandelt, ist ein allgemein menschliches, das Problem, das in der Möglichkeit eines freien Willens gegenüber der Existenz der Vorsehung beruht. Der Mensch ist frei in seinen Entschlüssen, aber doch wieder gebunden durch seinen Charakter, der ihn nicht anders handeln läfst, als Gott oder die Vorsehung will, die ihm den Charakter

gegeben hat. So ist der Schlufs des oben citierten Aufsatzes 'Die Natur' zu verstehen: 'Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.'[1])

Damit ist jedoch die Verantwortung des Einzelnen, also auch Fausts, nicht aufgehoben. Er ist auch hierin ein Symbol für Tausende, für alle Menschen. Wie ihm Mephistopheles von Gott gesandt wird, so naht sich uns die Versuchung und die Sünde. Wir können uns entschliefsen, wie wir wollen, und sind für diesen Entschlufs verantwortlich; aber Gott weifs, wie wir uns entschliefsen werden, denn er kennt den bei unseren Entschlüssen entscheidenden Faktor, unseren Charakter.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grufse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mufst du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Als Goethe den Prolog im Himmel schrieb, waren Schiller und er eifrig bemüht einen Stoff zu finden, in dem die antike Schicksalsidee so rein und klar zum Ausdruck käme, wie im König Ödipus des Sophokles. Durch eifriges Studium der Antike hatten beide Dichter die Anschauung gewonnen, dafs die Tragödie des Äschylus und Sophokles zwar auch eine Charakterdichtung sei, dafs aber die griechischen Dichter sich des Kunstmittels der Orakel und des Schicksals bedienten, um bei dem Hörer die Täuschung zu erwecken, als ginge der Held nicht durch eigene Schuld, sondern durch das Schicksal zu Grunde, wodurch die Wirkung des Tragischen erhöht wird. Aus diesem Grunde führte Schiller in den Wallenstein die Sternenkunde, in die Braut von Messina die Orakel ein und gab den Hexen des Macbeth den Charakter der Schicksals-

[1]) Es freut mich, dafs auch R. Steiner, wie ich soeben sehe, in seiner Ausgabe den genannten Aufsatz (Nationallitt. Goethes Werke 34. Teil S. 9) auf die Verwandtschaft des obigen Citats mit den Worten des Herrn: 'Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewufst', hingewiesen hat. Die Weltauffassung, die in dem Aufsatz 'Die Natur' zu Tage tritt, nannte Goethe in der am 24. Mai 1828 gegebenen Erläuterung seinen Komparativ. 'Die Erfüllung, die ihm fehlt', so heifst es dort, 'ist die Anschauung der zwei grofsen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstofsen, diese in immerstrebendem Aufsteigen.' Die Erkenntnis also eines Gegensatzes in den Erscheinungen der Natur, die sich wie die Pole anziehen und abstofsen (Polarität), und der Entwickelung, nach der sämtliche Naturerscheinungen eine Kette bilden (Steigerung), das war der Superlativ, mit dem der greise Goethe 'eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuend' abschlofs.

göttinnen. Nun liegt wohl die Annahme nicht fern, dafs Goethe, um dasselbe Ziel zu erreichen, seinem Drama den Prolog im Himmel vorausgesendet hat. Hier wird die Meinung erweckt, als wäre Faust das Opfer des Teufels und einer Versuchung, die eigens von Gott erlaubt worden ist, als würde er durch eine äufsere Macht in Verbrechen und Sünde verstrickt. Von tiefem Mitleid wird der Hörer ergriffen und weist die gröfsere Hälfte der Schuld des Helden den überirdischen Mächten zu, während Faust in Wirklichkeit in seiner Brust des Schicksals Sterne trägt. Gerade dieses Problem, dieser scheinbare Widerspruch zwischen Charakter und Schicksal, zwischen Vorsehung und freiem Willen giebt der Tragödie der Griechen und so auch Goethes Faust jene gewaltige Wirkung, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Hans von Arnim, Leben und Werke des Dio von Prusa. Mit einer Einleitung: Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung. Berlin, Weidmann 1898. 524 S. 8°.

Die bisherige Betrachtung Dios, die in Einzeluntersuchungen mancherlei Wertvolles geleistet hat, kam bei der Gesamtbeurteilung über die Widersprüche in seinem Wesen und Wirken nicht recht hinaus. Jetzt liegt in grofsen Zügen das Leben des vielgewandten Mannes vor uns ausgebreitet, wie es der Verf. namentlich durch eindringende Analyse der Reden festgestellt hat. Man kann zweifeln, ob im einzelnen alle die scharfsinnigen Argumente und feinen Kombinationen für die Ansetzung der verschiedenen Reden beweiskräftig sind, im ganzen entsteht ein glaubhaftes Bild. Vor unseren Augen entpuppt sich aus dem noch sehr im Herkömmlichen befangenen Prunkredner der überzeugte Philosoph, der im Kittel des Kynikers die Länder durchstreift, um schliefslich, nachdem er den Bettlermantel wieder an den Nagel gehängt hat, sich in den begeisterten Prediger und Volksberater zu verwandeln. Wie der Verf., namentlich Hirzel gegenüber, die Überzeugung vertritt, dafs unter den Dionischen Gesprächen weitaus die meisten von fremder Hand herrührende Aufzeichnungen wirklich gehaltener Gespräche sind, so hat er auch die feinen Beziehungen zur Zeitgeschichte oder zum eigenen Geschick Dios glücklich herausgespürt. Dio hat den überlieferten Gestalten der Sophistik mehr als einmal etwas von seinem eigenen Fühlen eingehaucht. Das damit erweckte Interesse wird noch gesteigert durch Dios Beziehungen zu den römischen Kaisern und durch seine bürgerliche Thätigkeit in Prusa, Verhältnisse, die gleichfalls jetzt in hellerem Lichte erscheinen. Freilich die Widersprüche im Leben Dios schwinden nicht alle. Man mag es verstehen, dafs er nach dem Tode des Tyrannen Domitian bekehrt zu Trajan geht. Aber er ist doch auch ein anderer, wenn er in Prusa eine umstürzende Bauthätigkeit befürwortet und wenn er der Welt den Segen der Bedürfnislosigkeit verkündet.

Diese Proteusnatur hängt freilich mit seinem Metier eng zusammen. Dios Stellung in der Entwickelung der Sophistik hat vor kurzem in einer Tübinger Universitätsrede treffend Wilhelm Schmid festgestellt. Die Zusammenhänge der späteren Sophistik mit der früheren hat neuerdings namentlich Norden klarzulegen gesucht. Aber noch niemand ist der ganzen Frage so energisch zu Leibe gegangen wie v. A. Auf diese in einer Einleitung, dem 1. Kapitel des Buches, niedergelegten Untersuchungen von allgemeinstem Interesse möchte ich besonders hinweisen. Ein Überblick darüber kann freilich auch nicht annähernd den Reichtum der entwickelten Gedanken wiedergeben.

Kaum ein Begriff ist so wandelbar gewesen wie der der *σοφία*, besonders in den Verbindungen *σοφιστής* und *φιλόσοφος*. Und neben der 'Weisheit' selbst hat die blofse Fähigkeit, von den Dingen zu reden, den Anspruch auf den Namen 'Weisheit' erhoben. So sind es die drei Begriffe Sophistik, Rhetorik und Philosophie, deren fortgesetzte Mischung und Entmischung das kaleidoskopartig sich verwandelnde Bild der geistigen Bestrebungen Griechenlands und damit zugleich des Kampfes um die Jugendbildung ergiebt. Nicht immer folgt man zunächst dem Verf. willig, wenn er nach Sokratischer Manier berühmte Namen um die selbstbeigelegten oder von andern verliehenen Ruhmestitel bringt. Die Dürftigkeit der Überlieferung erschwert nicht selten ein sicheres Urteil. Bisweilen operiert der Verf. auch mit zu subtilen Argumenten. Aber in ihrer ganzen Tendenz ist diese Kritik doch berechtigt. Klar und deutlich ergiebt sich daraus die Thatsache, dafs Platons hoher Standpunkt von den übrigen Schülern des Sokrates durchaus nicht erreicht wird.

Auch hier gilt eben das Wort, dafs viele den Thyrsos tragen, aber wenige Bakchen sind. Besonders tritt es bei Antisthenes hervor, dafs auch er, wie die meisten vor und um ihn, über den Begriff der παιδεία nicht hinaus kam. Die Rücksicht auf die Bedürfnisse des praktischen Unterrichts hat der philosophischen Forschung die Schwingen gelähmt. Die kleine Ehrenrettung des Diogenes, in dem viele nur den philosophischen Possenreifser sehen, will neben dieser herabsetzenden Kritik nicht viel besagen. Während so die Sokratischen Schulen an ihrer eigenen Schwäche zu Grunde gehen, gewinnt das Platonische Prinzip, die höhere Jugendbildung auf Wissenschaft zu begründen, mehr und mehr die Oberhand. Wie langsam aber dieser Prozefs von statten ging, zeigt der Verf. an der genauen Behandlung der Theorie des Nausiphanes von Teos, die er aus Philodems Rhetorik mit viel Scharfsinn herausholt. Trotz seiner Beschränkung auf ein Spezialgebiet, die ionische Naturphilosophie, glaubt dieser Demokriteer gleich allen andern Philosophen den Anspruch erheben zu dürfen, die rechte Vorbereitung für die staatsmännische Thätigkeit zu geben. v. A. ist bafs verwundert über die unmotivierte Anmafsung des Nausiphanes, und doch hat die Verteidigung der humanistischen Bildung in unserer Zeit sich ebenfalls gegen die Anschauung zu wenden, dafs 'die naturwissenschaftliche Methode dem Geiste gerade diejenige Struktur verleihe, die zur Beurteilung der politischen Situation, des sozialen Zustands befähigt'. Solchen Forderungen gegenüber kann die Schule, die für alle wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu legen sucht, die keine Abrichteanstalt fürs praktische Leben sein will, sich auf Platons Vorgang berufen.

Wie im Peripatos, in Stoa und Garten die Platonischen Anschauungen zur Geltung kamen, hat v. A. einleuchtend dargelegt. Die an sich nützliche Rhetorik ward nicht überall so geringschätzig behandelt wie in der Akademie. Nur ward ihr Gebiet klar abgegrenzt. Wiederum mit dem Dogma zu verquicken scheinen die Rhetorik die Stoiker. Aber mit Recht macht v. A. darauf aufmerksam, wie wenig ernst ihr Satz gemeint gewesen sein kann: 'Der Weise ist allein der wahre Redner.' So blieb, nachdem dieser Abklärungsprozefs sich vollzogen hatte, von der Sophistik nichts weiter übrig, als die gewöhnliche Rhetorenschule, die den Namen erbte. Für die Philosophie war damit im letzten Viertel des IV. und im III. Jahrh. eine Zeit unbeschränkter Anerkennung gekommen, bis sie wiederum der mächtig emporstrebenden Wissenschaft weichen mufste. Wir dürfen auch hier wieder Erscheinungen der Gegenwart vergleichen. v. A. bemerkt dazu: 'Solcher Wechsel ist notwendig, solange weder eine rationelle Weltanschauung, die der Fülle der immer neu zuströmenden Thatsachen nicht (?) gerecht wird, noch die durch kein geistiges Band zur Einheit der Erkenntnis verknüpfte Fülle der Thatsachen dem Erkenntnistrieb genügt.' Ich citiere diese Stelle wörtlich, weil ihre Fassung mir nicht ganz richtig zu sein scheint. Je mehr der Sinn für die spekulative Forschung schwindet, desto mehr überwiegt wieder die praktische Pädagogik, und mit ihr bekommt auch die Rhetorik wieder eine höhere Bedeutung in der Philosophie. Immerhin wird man hier nicht von einer Rückkehr zur alten Sophistik, sondern von einer durch die Philosophie veredelten Sophistik sprechen.

Mit dieser Feststellung hat sich der Verf. den Weg geebnet zum dritten Teile seiner Einleitung, der die weitere Entwickelung in römischer Zeit umfafst. Es ist erst neulich wieder von Schmid in der genannten Rede hervorgehoben worden, wie sehr die Teilnahme der Römer die geistigen Bestrebungen der Griechen gefördert hat. Diese Teilnahme spornte den gegenseitigen Wetteifer zwischen Philosophie und Rhetorik von neuem mächtig an. Beide bemühen sich, einander den Rang abzulaufen. Über die Abgrenzung der beiderseitigen Berechtigungen entbrennt vielfach der Streit. Bei der Betrachtung der πολιτικὰ ζητήματα des Hermagoras fällt auf, dafs v. A. nicht auf die Untersuchungen von Brandstätter in den Leipz. Stud. XV Bezug nimmt, durch die in ähnlicher Weise, wie es v. A. schliefslich thut, der scheinbare Widerspruch der Überlieferung beseitigt wird. Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen hat nun der Verf. die Hypothese aufgestellt, dafs Cicero für die Verherrlichung des sophistischen Bildungsideals, die er in den Büchern De oratore durch Crassus vertreten läfst, die leitenden Gesichtspunkte und zahlreiche Einzelheiten einer Schrift des Akademikers Philon von Larisa entlehnt habe. Der philosophiefreundliche Rhetor und der rhetorikfreundliche Philosoph würden sich damit die Hände reichen. Die Beweisführung ist sehr scharfsinnig. Freilich wird man dabei das Gefühl nicht los, dafs dem Cicero zu wenig eigene Initiative und eigene Kombinationsgabe zugetraut wird. Damit ist dann der Schlufsstein in das Gebäude des Verf. eingefügt. Denn die zweite Sophistik ist nur

ein Absenker des philosophisch-Ciceronischen Ideals des vollkommenen Redners. 'Die Abfassung von Quintilians Institutio oratoria fällt in dieselbe Zeit, wo auch die zweite Sophistik zur Blüte kommt Sie zeigt uns, was thatsächlich dabei herauskam, wenn jemand in dieser Zeit das Ideal des vollkommenen, universell gebildeten Redners zu verwirklichen suchte. Das Werk des römischen Theoretikers und die Praxis der sophistischen Redner sind von derselben Zeitströmung getragen, die das sophistische Ideal wieder hoch emporgehoben und selbst den Namen des Sophisten, den Jahrhunderte lang verachteten, wieder zum höchsten Ruhmestitel gemacht hat.' Das bezeichnende Merkmal der zweiten Sophistik insbesondere liegt nach v. A. darin, dafs sie nicht in eigener unbefangener Auffassung von Welt und Leben ihre Stärke sucht, sondern in allen Dingen bei den Alten sich Rat erholt und durch die Brille der Alten sieht. Dieselben Faktoren nun, die ein halbes Jahrtausend hindurch gewirkt hatten, spielen auch in Dios Entwickelung eine Rolle. In den Mitteln der Darstellung steht er dem Borystheniten Bion sehr nahe, weicht aber auch wieder von ihm ab. v. A. sagt darüber: 'Diese Form der Lehrthätigkeit, die zwar die rhetorische Darstellungsweise und, im Gegensatz zum ordentlichen schulmäfsigen Unterricht, die rhapsodische, auf ein zufälliges, immer wechselndes Publikum berechnete Lehrweise als echt sophistische Züge an sich trägt, anderseits aber, weil sie unentgeltlich und uneigennützig ist und nur auf die moralische Besserung der Hörer abzielt, für philosophisch zu gelten beansprucht, diese Dionische Form volkspädagogischer Thätigkeit kann, wenn irgendwo in der älteren Zeit, nur bei den jüngeren Kynikern, wie Monimos, Krates, Metrokles, ihr genau entsprechendes Vorbild gehabt haben.' Mit der Rolle, in der Dio auftritt, ändert sich auch seine Sprechweise. Für die **δεινότης**, die er in seiner dritten Periode entfaltete, hat er, wie v. A. S. 464 zeigt, die Vorbilder nicht bei Demosthenes, sondern bei Platon gefunden.

Richard Opitz.

QUELLENSUCHER IM ALTERTUM

Ich benutze den am Schlusse dieses Heftes zur Verfügung gebliebenen Raum, um auf eine sehr gründliche Untersuchung Eugen Oders hinzuweisen: 'Ein angebliches Bruchstück Democrits über die Entdeckung unterirdischer Quellen' (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. 1899. 158 S. 8°; Sonderabdr. aus dem VII. Supplementbd. des Philologus). Hier werden durch gelehrte Analyse eines Kapitels (II 6) der Geoponika, dieser in byzantinischer Überarbeitung erhaltenen Encyklopädie der Landwirtschaft, über die alte Kunst, verborgenes Quellwasser aufzuspüren und ihre naturwissenschaftlichen Theorien Aufschlüsse gewonnen, die unsere Kenntnis der Kulturgeschichte und der physikalischen Geographie der Griechen überraschend erweitern. 'Wir lernen', sagt der Verf. S. 245, 'wie abhängig selbst hier nicht nur Römer, sondern auch Moderne von den verachteten Graeculi waren, und dafs noch die Forscher unseres Jahrhunderts, ja der Gegenwart selbst in den Geleisen antiker Wissenschaft wandeln — ohne dafs sie sich dessen bewufst sind.'

Der Ausgangspunkt der Geophysik, insbesondere der hier in Betracht kommenden Hydrologie, liegt bekanntlich in den kühnen, zum Teil phantastischen Theorien der griechischen Naturphilosophen. Die Frage nach der Entstehung des Grundwassers fand verschiedene Beantwortung, indem man es, wie Xenophanes, Hippon und Diogenes von Apollonia, vielleicht auch Demokrit, aus dem Meerwasser ableitete, oder, wie Anaxagoras, Archelaos und Metrodor, wassergefüllte Hohlräume im Erdinnern annahm, eine Auffassung, die der Mythus im Platonischen Phaedon von den zahllosen unterirdischen Strömungen schlammiger und feuriger Natur dichterisch ausgestaltet. Dazu kam die von Aristoteles als unzureichend bekämpfte, aber noch heutigen Tages anerkannte 'Versickerungstheorie', die Herleitung des Grundwassers aus dem eingedrungenen Regen, jetzt gewöhnlich die Mariottesche Hypothese genannt, der Aristoteles selbst als weit wichtiger die 'Condensationstheorie' hinzufügte. Wie sich in den Regionen über der Erde, so lehrt Aristoteles in den Meteorologika, Wasser aus dampferfüllter Luft niederschlägt, wenn diese sich abkühlt, so verdichtet sich auch im Erdinnern, insbesondere in den Schwämmen vergleichbaren Bergen, die eingedrungene Luftfeuchtigkeit und ergiebt die hervorsprudelnden Quellen, für deren Wasserreichtum die meteorischen Niederschläge keineswegs ausreichen würden. Diese Hypothese ist i. J. 1877 auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Frankfurt a. M. von O. Volger als neu und bahnbrechend vorgetragen worden und hat seitdem lebhafte Debatten erregt, ohne dafs jemand der Beteiligten wufste, wer ihr erster Urheber gewesen.

Eine weitere Theorie des Grundwassers scheint im Altertum nicht aufgestellt worden

zu sein; doch gab es eine eingehende Behandlung des Problems von Posidonius, auf den die einschlägigen Nachrichten bei Seneca (Nat. quaest. III), Vitruv (VIII) und in den Geoponika zurückgehen. Dieser 'letzte grofse, alle Gebiete menschlichen Denkens umspannende Geist des klassischen Altertums' (Oder S. 330, vgl. 367) ist in der letzten Zeit immer mehr in seiner vermittelnden Bedeutung hervorgetreten. Vollständig zählte er die Resultate der früheren Physiker und Philosophen auf, mit Angabe ihrer Begründung, und fafste dann kritisch das nach seiner Meinung Gesicherte zusammen. So 'krystallisieren sich in ihm die Errungenschaften der ganzen vorhergehenden hellenisch-orientalischen Kultur, er zieht mit Bewufstsein das Facit von Jahrhunderten und bringt . . die antike Wissenschaft zu einem gewissen Abschlufs.' Im vorliegenden Falle vereinigte Posidonius zur Erklärung des Grundwassers die Theorie der Versickerung atmosphärischer Niederschläge mit der Anschauung vom tierischen 'Erdkörper' im eigentlichen Sinne des Wortes, der lebendiges Wasser in seinen Adern führt, wie sie in verschiedener Form weithin, von Empedokles bis Schelling und Goethe, sich verfolgen läfst. Die sprudelnden Bergquellen galten dem Syrer aus Apamea als Produkte der Versickerung, die Wasseradern in der Tiefe als die Venen des Erdtieres. Ein wichtiger Grundzug der physikalischen Geographie des Posidonius tritt auch in seiner Hydrologie hervor: es ist der schon von Hippokrates *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* ausgeführte und unsern modernen Geographen wieder so geläufige Grundsatz, die Verschiedenheit von Flora, Fauna und Menschenrassen mit dem Klima in Verbindung zu setzen. Indem Posidonius die Beschaffenheit der Quellen und Gewässer des Bodens von den umgebenden Erdschichten und diese wieder von der Polhöhe, also der verschiedenen Wirkung der Sonne abhängig machte, entfernt er sich allerdings in phantastisch-spekulativer Weise von dem in jener Hippokratischen Schrift so scharf hervortretenden Sinn für das Thatsächliche.

Mit der Theorie verband Posidonius, wie Oder zu erweisen sucht, Angaben über die Praxis der Quellensucher (*ὑδροσκόποι*), von der schon Theophrast und Aristoteles zu berichten gewufst hatten. Experimente, aus denen man die Bodenfeuchtigkeit feststellte, Regeln über wasserkündende Pflanzen und wasserführende Erdschichten erfahren wir aus den auf Posidonius zurückgeführten Schriftstellern. Diese praktische Hydrophantik oder Hydroskopie war im Altertum aufserordentlich ausgebildet, wie ja auch die technische Seite der Wasserversorgung nicht nur in der römischen Welt, sondern auch bei den Griechen seit alter Zeit auf sehr hoher Stufe stand. Man denke z. B. an den von Herodot III 60 voll Bewunderung beschriebenen 7 Stadien langen Bergstollen des Eupalinos für die Wasserleitung auf Samos. Für das Pisistratische Athen hat es vor wenigen Jahren Dörpfeld durch die Entdeckung des Wassertunnels durch den Akropolisfelsen gezeigt, und die meilenweite Druckwasserleitung von Pergamon erregt die Bewunderung unserer Techniker. Manche Anekdoten weisen auf die hohe Bedeutung der praktischen Hydrophantik, wie die bei Livius und Plutarch von Aemilius Paullus berichtete, der durch Diagnose auf unterirdische Wasseradern in dem dürren Landstrich von Pydna zwischen Olymp und dem Meere das Heer vom Verdursten rettete, oder die Episode aus dem Bellum Alexandrinum, wie Caesar dem Wassermangel seiner fast verzweifelten Truppen in ähnlicher Weise abhelfen liefs. Der *aquilex* ist unter den Nichtkombattanten der römischen Heeresabteilungen eine wichtige Persönlichkeit; die Kunst seiner Zunft wird dann im Mittelalter mit dem Nimbus der Zauberei umgeben und mit der Wünschelrute betrieben, deren sich die Quellenfinder bis in die Gegenwart bei ihren 'Wassergängen' bedient haben.

Ilb.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER

GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 4. HEFT

MIT 3 TAFELN

Ausgegeben am 30. Mai 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 4. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE BILDUNG DER GRIECHISCHEN RELIGION[1])

Von Otto Seeck

I. DER ANIMISMUS

Der Ausgangspunkt aller Religion ist das natürliche Bedürfnis des Menschen, bei demjenigen, was seine Aufmerksamkeit erregt, nach den Gründen zu forschen. Sie ist die erste naive Äufserung des wissenschaftlichen Triebes und fällt daher auf den niedrigsten Kulturstufen mit der Wissenschaft noch ganz zusammen. Der Priester und Zauberer, der die Natur der geistigen Wesen am besten kennt und ihren Willen zu lenken versteht, ist auch der Weiser des Rechts, wo es ein solches schon giebt, der Arzt für jede Krankheit und der Lehrer des Volkes.

Freilich giebt es nur sehr weniges, was der Wilde seines Nachdenkens würdig findet. Das Staunen über die Wunder der Natur ist uns geläufig, die wir in dumpfer Stube eingeschlossen eine Fremde in ihr sehen; wer mitten unter ihnen lebt, achtet gar nicht auf sie. Was sich täglich wiederholt, findet er selbstverständlich, und auch das Aufsergewöhnliche fesselt ihn nur soweit, wie es ihm Nutzen oder Schaden bringt. Die Eingeborenen Centralbrasiliens kümmern sich weder um die Uhren noch um die sonstigen fremden Dinge, welche die reisenden Europäer zu ihnen bringen, aufser soweit sie sich damit schmücken oder sie für ihren Haushalt gebrauchen können, und oft ist es bemerkt worden, mit welcher stumpfen Gleichgültigkeit Neger, die auf europäischen Schiffen fahren, alles um sich her unbeachtet lassen, was man nicht essen oder trinken kann. Das Staunen ist eben der Anfang der Weisheit, der keineswegs mit den Anfängen der Menschheit zusammenfällt. Die Spekulation beginnt daher nicht bei dem Wechsel der Jahres- und Tageszeiten, der keiner Erklärung bedürftig scheint, auch nicht bei Gewittern oder Erdbeben, die den Wilden wohl erschrecken, aber ihm selten etwas anhaben, sondern bei dem wunderbaren Geheimnis von Leben und Tod. Das Sterben jedes Einzelnen greift in alle Verhältnisse seiner Familie auf das tiefste ein; Todesfälle wiederholen sich oft genug, um immer wieder zum Nachdenken anzuregen, und bei der kleinen Zahl einer Jägerhorde bleiben sie doch zu selten, um selbstverständlich zu erscheinen. Kennen doch viele Stämme gar keinen natürlichen Tod; wo die Ursache des Sterbens nicht in einer äufseren Verletzung offen zu Tage liegt, führen sie es immer auf dämonische Einwirkungen zurück. Der erste religiöse

[1]) Bruchstück aus dem zweiten Bande der Geschichte des Untergangs der antiken Welt.

Begriff, der sich bildet, ist daher nicht Gott, sondern die Menschenseele, weshalb man diese niedrigste Stufe der Religion auch mit dem Namen des Animismus zu bezeichnen pflegt.

Der Leichnam ist derselbe Mensch, den wir noch vor kurzem munter und beweglich in unserer Mitte gesehen haben, und doch nicht derselbe. Arm und Bein, Rumpf und Gesicht haben sich kaum verändert; trotzdem fehlt die harmonische Ganzheit, die vorher bestanden hatte. Es mufs also etwas daraus entfernt sein, das wir nicht wahrnehmen können, dessen Mangel wir aber doch empfinden. Weil der augenfälligste Unterschied darin besteht, dafs Atem und Herzklopfen aufgehört haben, erkennt die kindliche Philosophie des Wilden in dem Hauch das Lebensprinzip und weist ihm seine Wohnung im Herzen an. Die Abstraktion ist noch nicht so weit gediehen, um die Vorstellung von etwas rein Geistigem zu fassen; man denkt sich daher die Seele als einen luftigen Körper, der mit dem letzten schweren Atemzuge den Leib verläfst.

Diese Anschauung ist so naheliegend, dafs sie sich bei den entferntesten Völkern, die nie einen Einflufs aufeinander ausüben konnten, fast ganz in der gleichen Gestalt selbständig entwickelt hat. Der Römer beugte sich über das Gesicht eines geliebten Sterbenden, um seine entweichende Seele, wie es in einer schönen Dichtung heifst, mit frommem Munde aufzufangen; und die Seminolen in Florida pflegen einer Frau, die im Wochenbette stirbt, das Neugeborene über den Mund zu halten, damit die Seele der Mutter in das Kind übergehe. Homer redet von den Seelen, die widerwillig dem Zaun der Zähne entfliegen, und auf Bildern der Kreuzigung, die schon dem XVI. Jahrh. angehören, sieht man aus dem Munde der beiden Schächer kleine menschliche Gestalten hervorschweben, um hier von Engeln, dort von Teufeln in Empfang genommen zu werden. Der Tyroler Bauer soll noch heute meinen, dafs man die Seele als weifses Wölkchen den Mund des Sterbenden verlassen sehe.

Neben dieser Vorstellung steht noch eine zweite. In einem Zeitalter steter Kämpfe und Raubzüge war der gewaltsame Tod kaum seltener als der natürliche. Jeder konnte daher beobachten, dafs dem Verwundeten mit seinem Blute zugleich auch die Kräfte schwanden und dafs im Augenblicke des Sterbens der rote Strom versiegte. Dies führte dazu, auch im Blute die Seele zu erblicken und sie aus der Wunde entfliehen zu lassen. Beide Anschauungen finden sich bei Homer nebeneinander; dafs sie streng genommen im Widerspruch stehen, wurde kaum empfunden. Überhaupt müssen wir uns hüten, jene Klarheit und Konsequenz des Denkens, die wir heute verlangen, wenn auch nicht immer finden, schon den fernen Urzeiten zuzuschreiben. Damals war man sehr wohl im stande, zwei logische Erklärungen, die sich gegenseitig ausschliefsen, nebeneinander zu dulden oder gar miteinander zu kombinieren.

Zur Vervollständigung des Bildes, das man sich so von der Seele geschaffen hatte, mufsten Träume und Visionen beitragen. Der Wilde ist immer sehr arbeitsscheu; hat er seine Jagdbeute eingebracht und den Hunger verscheucht, so kann er tagelang in brütendem Nichtsthun am Feuer liegen. Jenes schläfrige vor sich hin Starren und der unruhige Schlummer, der es unterbricht,

sind sehr geeignet, nicht nur höchst lebhafte Träume, sondern auch wache Hallucinationen hervorzurufen, und der ungeschulte Geist, der subjektive Erscheinung noch nicht von objektiver Beobachtung zu trennen weifs, hält alles, was sich sichtbar wahrnehmen läfst, für unanfechtbare Wirklichkeit. Wenn man also schlafend oder wachend Leute vor sich sieht, von denen man weifs, dafs sie längst im Grabe modern, kann man sich dies nicht anders erklären, als dafs es losgelöste Seelen sind; daraus schliefst man, dafs diese getreue Abbilder des Verstorbenen seien. Da nun auch der Schatten die Gestalt des Menschen wiederholt, da er von luftiger Beschaffenheit ist und bei dem hingestreckten Toten meist nicht sichtbar wird, also ihn verlassen zu haben scheint, identifizieren ihn die meisten Völker mit dem Hauch oder der Seele.

Wenn diese sich uns in Traum oder Vision darstellt, können wir sie deutlich sehen; wir hören ihre Stimme bald als klares Sprechen, bald als unheimliches Murmeln oder Zirpen; oft fühlt man von ihr einen kühlen Hauch, wie es ihrer luftigen Art entspricht; und läfst sich das Traumbild als Alp auf unsere Brust nieder, so spüren wir seinen harten Druck. Es besitzt also volle Körperlichkeit, ja man meint sogar, dafs es in ausgestreuter Asche die Spuren seiner Füfse zurücklasse. Nicht selten aber treffen unser Ohr wunderbare Laute oder wir empfinden den Geisterhauch, ohne etwas zu sehen, und noch öfter ist das Gespenst zwar sichtbar und hörbar, aber nicht fühlbar; dafs es sich in einem grofsen Kreise von Menschen nur einem einzigen zeigt und allen andern verborgen bleibt, wie Banquo an der Tafel des Macbeth, ist eine sehr gewöhnliche Erscheinungsform. Folglich kann die Seele ihre Körperlichkeit verhüllen oder nur einzelne Seiten derselben zur Geltung bringen, wie ihr das beliebt; sie ist also ein Wesen mit wunderbaren, übermenschlichen Kräften.

Man sieht, diese Seelenhypothese geht, wie jede wissenschaftliche Theorie es mufs, von Beobachtungen aus und sucht sie nach klarer Methode zu einheitlicher Anschauung zu verknüpfen. Sobald man die Möglichkeit von Sinnestäuschungen aufser acht läfst, sind ihre Schlüsse höchst überzeugend. Es kann daher nicht auffallen, dafs alle Völker, über deren religiöses Denken wir Genaueres wissen, so ziemlich dieselbe Lehre aufgestellt haben, und dafs dies älteste Scheinresultat der menschlichen Forschung, durch den Glauben vieler Jahrtausende geweiht und befestigt, niemals seine Geltung verloren hat. Es ging mit dieser Theorie, wie mit so vielen andern: die Gründe, auf denen sie aufgebaut war, verloren ihre Beweiskraft, aber der Schlufs daraus blieb nichtsdestoweniger feststehende Überlieferung.

Freilich mufs jede falsche Hypothese in der Wirklichkeit immer wieder auf Erscheinungen stofsen, die mit ihr nicht in Einklang stehen; hat sie aber schon die allgemeine Anerkennung gewonnen, so wird sie darum nicht aufgegeben, sondern man stützt sie durch allerlei Hilfshypothesen. So ging es auch mit der Seelentheorie. Zunächst mufste es auffallen, dafs man auch von Lebenden träumte, deren Schatten noch am Leibe haftete, also nicht wohl bei andern zu Besuch gehen konnte. Man hob die Schwierigkeit, indem man die Seele in zwei oder mehr Bestandteile zerlegte, die sich voneinander lösen

konnten und so ihre Wirksamkeit an mehreren Orten zugleich möglich machten. Die Ägypter unterschieden im geistigen Teil des Menschen nicht weniger als fünf gesonderte Wesenheiten, den Doppelgänger, die Seele, die Lichtgestalt, den Schatten und den Namen, und ähnliche Lehren, wenn auch minder kompliziert, lassen sich bei vielen Völkern bis nach Amerika hinüber nachweisen. Die Griechen dagegen haben nicht zu so künstlichen Theorien ihre Zuflucht genommen, sondern statt dessen schon in sehr alter Zeit die Möglichkeit von Sinnestäuschungen zugegeben, wenn auch in höchst naiver Weise. Sieht der schlafende Achill den toten Patroklos vor sich, so erkennt er in ihm die wirkliche Seele des Abgeschiedenen; als aber dem Agamemnon im Traum der noch lebende Nestor erscheint, da ist dies nicht der Schatten des Greises, sondern ein von Zeus gesandtes dämonisches Wesen, das nur jene Gestalt angenommen hat. Auf dieselbe Weise erblickt Nausikaa im Schlaf eine ihrer Gespielinnen, die in Wirklichkeit die verstellte Pallas Athene ist. Diese verschiedene Auffassung der Traumerscheinungen ist inkonsequent, geht aber doch von einem ganz konsequenten Denken aus. Denn wenn die geistigen Wesen bald sichtbar, bald unsichtbar, bald fühlbar, bald körperlos sein können, so darf man natürlich auch annehmen, dafs sie sich in die täuschende Form irgend eines Menschen zu hüllen vermögen. Erscheint also ein Schatten, der wirklich vom Körper gelöst ist und frei umgehen kann, so setzt man voraus, dafs der Tote in seiner eigenen Gestalt gekommen sei; sieht man dagegen einen Lebendigen im Traum, so ist dies die Täuschung eines übermenschlichen Wesens, mag es nun ein Seelengeist oder eine andere Art von Dämon sein.

Diese Auffassung half noch eine zweite Schwierigkeit lösen. Im allgemeinen stellen sich Völker auf niederer Kulturstufe die Schatten in derselben Gestalt vor, wie sie dem Leichnam eigen war. Ist dieser also verstümmelt oder entstellt, so geht dies auch auf die Seele über. Auf Grund dieser Voraussetzung treffen die Chinesen bei ihren Totenopfern besondere Vorkehrungen, damit die Geister der Enthaupteten die Opferspeise in ihre mundlose Kehle befördern können, und ein grausamer Pflanzer in Amerika wufste seine Sklaven dadurch vom Selbstmorde abzuschrecken, dafs er den Leichen der Erhängten die Köpfe abschneiden liefs. Die armen Neger bildeten sich eben ein, dafs diese Verstümmelung sie auch ins Jenseits begleite, und ertrugen daher lieber den Druck ihrer Knechtschaft, als dafs sie sich für die Ewigkeit einer kopflosen Existenz aussetzten. Eine verwandte Anschauung ist auch den Griechen nicht fremd gewesen. Als Odysseus zum Hades niedersteigt, da sieht er die Schatten der im Kampf Erschlagenen mit ihren Todeswunden und in blutiger Rüstung, also offenbar in derselben Erscheinung, wie ihre Leichen auf dem Schlachtfelde. Aber wenn die Geister ihre Gestalt beliebig ändern konnten, so mufsten sie auch im stande sein, das frühere Bild ihres eigenen unverletzten Körpers wieder anzunehmen. Jene grausige Lehre haben daher die Griechen niemals zu derselben furchtbaren Konsequenz ausgebildet, wie Neger und Chinesen, sondern sie dachten sich die Schatten ihrer Toten, wie sie sie im Traume sahen, bald blutig und entstellt, bald in aller Schönheit des Lebens.

Über den Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen finden sich drei verschiedene Anschauungen über die ganze Erde verbreitet. Nach der einen bleiben sie immer bis zu einem gewissen Grade an den Leib gebunden; sie können zwar frei umherschweifen, aber ihr regelmäfsiger Wohnort ist doch das Grab, das den Leichnam birgt. Während also nach dieser Theorie die Seelen über die ganze Welt verstreut sind, weist ihnen die zweite eine gemeinsame Heimat zu, in der sie alle beieinanderwohnen. Dieses Totenland denkt man sich bald als unterirdische Hölle, bald als lichtes Paradies im Himmel oder auf hohen Bergspitzen, bald als abgelegene Insel im fernen Westen. Die dritte Anschauung endlich läfst die Seele, nachdem sie ihren Körper verlassen hat, in dem eines andern Geschöpfes, mag es Mensch, Tier oder Pflanze sein, wiedergeboren werden. So streng sich diese drei Theorien auch gegenseitig auszuschliefsen scheinen, finden sich doch bald zwei davon, bald auch alle drei bei demselben Volke vereinigt, ja sie vervielfältigen sich sogar, indem mehrere Totenländer, wie Himmel und Hölle, nebeneinandertreten. Die Widersprüche werden dann gewöhnlich durch die schon erwähnte Lehre ausgeglichen, dafs der Mensch mehr als eine Seele besitze. So lassen die Dakotas in Nordamerika die eine nach dem Tode bei der Leiche bleiben, während die andere ins Land der Geister zieht; bei den Khonds wird eine Seele in einem Kinde des Stammes neugeboren, verfällt also der Seelenwanderung, eine zweite geht zu der guten Gottheit. Ein Ausgleichsversuch ähnlicher Art begegnet uns auch in der Odyssee, wo erzählt wird, dafs der Schatten des Herakles in der Unterwelt sei, sein eigentliches Selbst aber im Olymp bei den Göttern wohne. Doch steht dies Beispiel ganz vereinzelt da und scheint auf den Volksglauben keinen Einflufs geübt zu haben.

Allerdings hat man auch in Griechenland alle drei Lehren gekannt, ja diejenige von dem Totenlande sogar in mehreren Versionen; aber der Ausgleich wurde teils in viel feinerer Weise geschaffen, teils brauchte man ihn nicht, weil die verschiedenen Theorien nacheinander auftraten und die jüngere immer die ältere zu verdrängen strebte. Ganz ist ihr dies freilich nie gelungen, sondern teils im Volksaberglauben, teils in den Kultgebräuchen haben sich immer grofse Reste des Alten behauptet.

Die Vorstellung, dafs die Seele an den Leichnam gebunden bleibe, ist jedenfalls die roheste und kann schon deshalb als die ursprünglichste gelten; für die Griechen ergiebt sich dies zudem aus den Denkmälern, welche die Ausgrabungen Schliemanns ans Licht gebracht haben. In Mykene sind Altäre entdeckt, die als grofse cylindrische Röhren ohne jedes Fundament auf Gräbern stehen. Da sie keine obere Platte besitzen, konnte das Totenopfer, zu dessen Darbringung sie natürlich bestimmt waren, nicht auf ihnen verbrannt, sondern nur in ihre Höhlung hineingethan werden und mufste dann, soweit es flüssig war, in die Erde einsickern, unter der die Leiche ruhte. Die Bedeutung hiervon verstehen wir, wenn wir von folgender Sitte der Kongoneger hören. Sie stecken lange Röhren in die Gräber, die bis zum Munde des Toten hinabreichen, um ihre flüssigen Weihegaben, vor allem Rum, den sie selbst am liebsten trinken,

dadurch hineinzugiefsen. Offenbar nehmen sie also an, dafs die Seele, der die Spende gilt, durch den Mund des Leichnams trinke. Von einer ähnlichen Anschauung müssen auch die Griechen der vorhomerischen Zeit ausgegangen sein; denn da sie meinten, das Opfer erfülle am besten seinen Zweck, wenn es in die Erde des Grabes eindringe, so müssen sie sich dieses als Wohnsitz der Seele gedacht haben.

Diese Art des Totenopfers ist später abgekommen; aber dafs es am Grabe dargebracht wurde, ist geblieben, auch als man längst zu dem Glauben an ein unterirdisches Seelenland übergegangen war. Dem Hades schrieb man ganz bestimmte Eingänge zu, die man bald an den Enden der Erde im fernsten Westen, bald in gewissen unheimlichen Berghöhlen suchte, aber niemals in der Grabesöffnung als solcher. Dafs man trotzdem so verfuhr, als ob jene Spenden dem unsterblichen Teil des Menschen an der Ruhestätte seines Leichnams erreichbarer seien als an jedem beliebigen Orte, war eine Inkonsequenz, wie sie in der religiösen Entwickelung sehr häufig sind. Noch mehr widersprach es dem neuen Glauben, wenn man vor den Gräbern als Stätten der Gespenstererscheinungen und des bösen Zaubers auch ferner Scheu empfand, und doch ist dieses Grauen, das nur einen Sinn hat, falls man sich die Geister der Abgeschiedenen bei ihren Leibern wohnend denkt, auch heute nicht ausgestorben. Mancher glaubt längst an kein Fortleben der Seele mehr und kann sich doch, wenn er im Finstern oder bei dem unsicheren Schein des Mondes allein über einen Friedhof geht, eines abergläubischen Schauers nicht erwehren.

Diese Thatsache ist für das Verständnis aller Religionsgeschichte so bedeutungsvoll, dafs wir etwas länger dabei verweilen müssen. Sie zeigt uns, dafs man eine wohlbegründete Überzeugung hegen und doch zu Zeiten empfinden kann, als ob man sie nicht hegte, mit andern Worten, dafs das religiöse Empfinden von dem religiösen Denken zwar nicht ganz unabhängig, aber auch keineswegs allein dadurch bedingt ist. Man fürchtet sich vor Gespenstern, obgleich man bestimmt weifs, dafs es keine Gespenster giebt: wie ist das zu erklären?

Jedem ist es bekannt, dafs uns ein Komplex von Bewegungen, zu denen es anfangs grofser Anstrengung bedurfte, durch immer wiederholte Übung so gewohnt werden kann, dafs wir ihn zuletzt mechanisch ausführen. Und der Einflufs solcher Gewohnheit beschränkt sich nicht auf einen Menschen, sondern wirkt durch Vererbung auch auf seine Nachkommenschaft. Die Kinder eines Akrobaten sind zwar keine Akrobaten, aber es fällt ihnen sehr leicht, dies zu werden, weil sie die Kunststücke, die ihr Vater sich eingelernt hatte, schon halb instinktiv nachbilden. Wird dann dieselbe Art der Bewegung durch viele Generationen hin immer wieder geübt, so führt man sie zuletzt durch einen Naturtrieb aus, der kaum noch zu unterdrücken ist.

Ein naheliegendes Beispiel wird dies klarer machen. Nähert sich irgend ein Gegenstand mit grofser Geschwindigkeit unserem Auge, so schliefsen wir unwillkürlich die Lider. Dies ist eine zweckmäfsige Bewegung, da sie der leicht verletzlichen Pupille Schutz verleiht; wir unterlassen sie aber auch dann

nicht, wenn wir mit Bestimmtheit wissen, dafs uns von dem heraneilenden Körper gar keine Gefahr droht. Selbst die höchste Anspannung der Willenskraft, wie sie z. B. durch das Eingehen einer Wette hervorgerufen wird, reicht bei den meisten nicht aus, um gegebenen Falles jenes Plinken zu unterdrücken. Nun sind unsere gegenwärtigen Lebensverhältnisse keineswegs derart, um einen so starken Instinkt in uns auszubilden; denn wie überaus selten kommt es noch vor, dafs unser Auge wirklich bedroht wird! Denken wir uns aber in jene fernen Zeiten zurück, da unsere Urahnen noch als Jäger den Urwald durchstreiften, so wird die Sache anders. Damals mufste man sich täglich durch verschlungene Zweige und dorniges Gestrüpp hindurcharbeiten, und wer die Gewohnheit des Plinkens nicht annahm, setzte sich der dringendsten Gefahr einer Blendung aus. So ist eine Bewegung, die unsere Vorfahren notgedrungen unzähligemal wiederholen mufsten, allmählich zum übermächtigen Instinkt geworden und hat sich als solcher auch bei uns erhalten, obgleich er schon seit Jahrtausenden nur ausnahmsweise von Nutzen ist.

Die meisten Körperbewegungen sind zugleich Thätigkeiten des Geistes. Vor Insekten von unsichtbarer Kleinheit schliefsen wir die Augen nicht, wodurch uns ihr Hineinfliegen oft recht lästig werden kann. Auch jenes Plinken setzt also voraus, dafs wir den Gegenstand, der unsere Pupille bedroht, wahrnehmen, und jede Wahrnehmung ist etwas Geistiges. Der unbewufste Wille, der das Sinken der Lider bewirkt, ist die Reaktion unseres Nervensystems gegen einen äufseren Eindruck. Nun kann aber bei Reizen anderer Art auch eine Reaktion eintreten, die nicht in Körperbewegung übergeht, sondern sich nur als Gemütsstimmung äufsert, und eben hieraus erklärt sich unsere unausrottbare Gespensterfurcht. Jahrtausende lang rief der Anblick eines Grabes bei unseren Vorfahren Schauder hervor, weil sie der Überzeugung waren, dafs es eine Seele beherberge und diese ein gefährliches Wesen mit übermenschlichen Kräften sei. Jener Schauder ist durch zahllose Wiederholungen zum Instinkt geworden und bewahrt daher auch heute seine Kraft, obgleich seine Voraussetzungen geschwunden sind.

Viele führen die Gespensterfurcht nur darauf zurück, dafs man den Kindern so viele Märchen erzähle, und meinen, sie werde sich von selbst verlieren, sobald jene unpädagogische Sitte aufhöre. Aber von den Erzählungen, die in unseren Kinderstuben zu Hause sind, beschäftigt sich nur ein verschwindender Bruchteil mit Geistererscheinungen, und soweit meine Erinnerung reicht, ist keine darunter, die an Gräber und Kirchhöfe anknüpfte. Höchstens könnte man auf die Geschichte vom Gruselnlernen verweisen; doch ist gerade diese kaum geeignet, das Gruseln zu lehren. Wenn trotzdem die meisten es nur zu rasch begreifen und bei aller Aufklärung ihr ganzes Leben lang nicht loswerden können, so beruht dies eben nicht auf falscher Pädagogik, sondern auf ererbten Instinkten.

Diese Vererbung ist in der Geschichte aller Religionen ein Faktor von unübersehbarer Wichtigkeit. Sie allein erklärt es, warum man einem verrückten Aberglauben mit Gründen gar nicht beikommen kann und er Jahr-

hunderte und selbst Jahrtausende lang sich von Generation zu Generation fortschleppt, nachdem er geistig längst überwunden ist. Gewisse Gedankengänge haben sich eben durch stets wiederholte Übung in ferner Urzeit so fest in den Kern des menschlichen Wesens eingefressen, dafs sie auch später jeder vernünftigen Überzeugung zuwider erneuert werden müssen, sobald die entsprechende Taste im Hirn angeschlagen wird. Und je älter solche Denkinstinkte sind, desto schwerer lassen sie sich überwinden; sie halten daher die rohesten und primitivsten Anschauungen mit viel gröfserer Zähigkeit fest, als die höheren und gereifteren. Mit der Religion des Zeus und Helios, die schon eine sehr achtungswerte Stufe des Denkens repräsentierte, ist das Christentum in ein paar Jahrhunderten fertig geworden; der viel ältere Gespensterglauben dagegen lebt noch heute und wird noch sehr lange fortleben.

Doch kehren wir zu der Entwickelung der ältesten Seelentheorie zurück. Alles nach sich selbst zu beurteilen, ist noch heute das Kennzeichen des ungebildeten Menschen. Das Kindesalter der Einzelnen wie der Völker zeigt sich daher immer von der Neigung beherrscht, sich alle Gegenstände, belebte und unbelebte, menschenähnlich vorzustellen, weil nur auf diese Weise ihr Verhalten Erklärungen duldet, die den naiven Geist völlig befriedigen. So wird denn auch die Seelenlehre von dem Menschen auf alles andere übertragen, und wirklich ist sie hier nicht minder anwendbar. Denn es giebt nichts, was uns nicht im Traum erscheinen könnte, und seinen Schatten, der ja die Verkörperung der Seele darstellt, hat auch jedes sichtbare Ding. So belebt sich dem Wilden die ganze Natur mit Geistern; jedes Tier, jeder Baum, jeder Stein, ja jedes Werkzeug, das er selbst sich gefertigt hat, gewinnt sein übernatürlich Teil, das bewufsten Wollens und Handelns fähig ist. Da auch diese Seelen, gleich der menschlichen, sich von dem Gegenstande, den sie belebten, ablösen und körperlos umherwandern konnten, so erhielt dieser eine Mittelstellung zwischen ihrem Leibe und ihrer Behausung, was namentlich für die spätere Glaubensentwickelung von Wichtigkeit werden sollte. Zeus oder Poseidon hätten niemals eine so persönliche Göttlichkeit erlangen können, wenn sie immer nur das Lebensprinzip des Himmels oder des Meeres geblieben wären. Erst indem bei ihren Elementen der Begriff des Körpers durch den der Wohnung mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, konnten sie sich zu jener machtvollen Selbständigkeit erheben, die diese übermenschlichen Menschenbilder den Herzen der Griechen so nahe brachte.

Unter den ältesten Naturgeistern sind uns die Dämonen der Pflanzen am besten bekannt, weil sich der Glaube an sie bei unseren Bauern bis auf den heutigen Tag erhalten hat. An ihnen wird sich daher die Art dieser Wesen am leichtesten begreifen lassen. Dafs man sich Baumgeist und Menschenseele ganz nah verwandt dachte, ja dafs sie manchmal geradezu ineinander übergingen, ergiebt sich aus folgendem. In Deutschland ist der Aberglaube weit verbreitet, dafs, wenn jemand sich an einem Ast erhängt, das Gespenst des Selbstmörders in den Stamm einzieht und so zur Seele des Baumes wird, der Werkzeug seines Todes war. Spuren einer ähnlichen Anschauung begegnen

uns in mehreren griechischen Sagen, am deutlichsten bei dem ermordeten Polydoros. Als Aeneas auf dem Grabe desselben Zweige abreifst, da entströmt ihnen Blut und aus dem Hügel tönt eine Stimme hervor: 'Was quälst und verletzest Du mich? Ich bin Dein Verwandter Polydoros!' Der abgeschiedene Geist belebt also durch eine Art von Seelenwanderung die Pflanzen, die seinem Grabe entspriefsen. Freilich sah man nicht in jedem Baumdämon die Seele eines Verstorbenen; aber dafs man diese Gleichstellung, wenn auch nur in einzelnen Fällen, für geboten hielt, zeigt doch die äufserst nahe Berührung jener beiden Begriffe.

Man dachte sich also die Pflanzengeister in menschlicher Gestalt, und zwar dem Eindruck gemäfs, den Blumen und junges Grün hervorbringen, in einer freundlichen und anmutigen. Aber dieser Tendenz wirkte eine andere entgegen. Die Bäume erwiesen sich nicht nur als gütige Frucht- und Schattenspender; im ungelichteten Urwalde konnten sie mit ihrem dichten Gezweige dem Jäger manchen Schabernack spielen, ja wenn er sich in dunkler Nacht zwischen ihnen verirrte, zu sehr unheimlichen Gespenstern werden. Auch darin der Analogie des Menschen folgend, betrachtete man den Wind, der ihre Blätter hob und senkte, als ihren Atem; dieser aber machte sich nicht nur als kühlender Lufthauch bemerkbar, sondern auch als gefährlicher Sturm. Nach den zwiespältigen Eindrücken, die der Wald auf das menschliche Empfinden machte, sonderte man seine dämonischen Bewohner in zwei Klassen, deren Eigenschaften man nach den Geschlechtern verteilte. Die weiblichen Nymphen oder Dryaden dachte man sich meist gutartig und lieblich, die männlichen Pane, Satyrn und Centauren wild und boshaft, oder doch zu allerhand peinigenden Neckereien geneigt. Wenn man sie sich gehörnt und behaart, mit Bocksbeinen oder Pferdeleib, kurz halb tierisch vorstellte, so sollte dies einerseits ihre unbezähmbare Roheit zum Ausdruck bringen, anderseits eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Naturobjekt herstellen, dessen Seelen sie waren.

Dafs die Menschenseele aussah, wie der Mensch, in dem sie wohnte oder gewohnt hatte, stand fest. Daraus hätte man folgern sollen, dafs auch die Baumseele die Gestalt eines Baumes haben müsse, wenn nicht der unbezwingliche Anthropomorphismus aller Naturvölker diesen Gedanken getrübt hätte. Ganz auf ihn verzichten mochte man aber doch nicht. Da nun an dem Baum seine Äste an Hörner erinnerten, die rauhe Rinde und das Moos, das sie vielfach bedeckte, an struppiges Haar, so machte man die Baumdämonen zu Mischwesen aus Mensch und Tier. Auch den Nymphen hat man hier und da einen ausgehöhlten oder mit Rinde bewachsenen Rücken und grünes Haar beigelegt; doch trat diese Anschauung hinter der überirdischen Schönheit, die man ihnen andichtete, meist zurück. Immerhin wurde wenigstens bei jenen Kobolden ein Kompromifs zwischen den beiden Forderungen der Baumähnlichkeit und der Menschenähnlichkeit, schlecht genug, aber dem Empfinden jener Zeit entsprechend, hergestellt.

Nachdem man den Wald mit dämonischen Männlein und Fräulein bevölkert hatte, konnte es nicht fehlen, dafs sich zwischen ihnen auch zarte Ver-

hältnisse knüpften, die freilich bei so ungeschlachten Burschen, wie die Baumteufel es waren, eine recht unzarte Form annahmen. Denn selbstverständlich waren sie in die Nymphen verliebt und stellten den spröden Schönen mit recht derber Zudringlichkeit nach. Da der Lufthauch ja der Atem der Bäume war und Atem und Seele begrifflich zusammenfielen, gingen ihre Dämonen ohne jeden Gedankensprung in Windgeister über. Wenn also der Sturm den Wald durchfuhr und an dem zarten Laub der Bäume zauste, so sah man darin den Schwarm der Satyrn oder Centauren, die hinter den Dryaden herjagten und die Fliehenden an ihren langen Haaren zu packen suchten. Wie man sieht, entspricht diese Hetze genau unserer wilden Jagd, die in ihrer ältesten Form gleichfalls einem üppigen Weibe nachrast, und der lüsterne Waldschrat, den Gerhart Hauptmann aus den Kreisen des Volksaberglaubens in die gute Gesellschaft eingeführt hat, ist der Zwillingsbruder des griechischen Satyrs.

Bei der wilden Jagd stofsen wir zum erstenmal auf dasjenige, was man technisch Mythus nennt, d. h. auf die Darstellung von Naturerscheinungen als menschliche oder doch menschenähnliche Schicksale. Dabei mufs sogleich vor einem Mifsverständnis gewarnt werden, das dem modernen Denken sehr nahe liegt. Im Sinne seiner Erfinder und ihrer Gläubigen ist der Mythus nicht Gleichnis oder Allegorie, sondern thatsächliche Wirklichkeit. Die sturmgepeitschten Bäume werden mit schönen Frauen, die vor täppischen Liebhabern fliehen, nicht etwa blofs verglichen, sondern die Phantasie des Wilden sieht Nymphen und Satyrn leibhaftig vor sich. Wenn er sich im nächtlichen Walde verirrt hat, sein unheimliches Rauschen hört und jeden Augenblick über eine Wurzel stolpert oder sich an einem Dorne ritzt, da vernimmt er deutlich das Hohnlachen des neckischen Satyrs oder sieht den Centauren als unsicher huschenden Schatten seitwärts durch die Bäume jagen. Die Schönheit der Nymphen erfüllt ihn selber mit phantastischer Sehnsucht, und neidisch glaubt er wohl gar, seinem Nachbarn sei das geisterhafte Liebesglück zu teil geworden, von dem er vergeblich träumt. So entstehen die Märchen von elbischen Wesen, die sich mit Menschen vermählen oder auch in ihre Dienste treten und überschwängliches Glück ins Haus bringen, bis ein unvorsichtiges Thun oder Reden sie verscheucht. Aber dem Volksaberglauben sind es keine Märchen, sondern er erzählt sie ganz treuherzig von diesem und jenem Bauern oder Ritter, dessen Namen und Wohnort er bestimmt anzugeben weifs. Freilich ist die Geschichte überall dieselbe und doch die Namen überall verschieden; aber auch wer dies in Erfahrung bringt, wird dadurch in seinem Glauben gar nicht gestört; denn warum sollte ein so wahrscheinlicher Vorgang sich nicht an mehreren Orten zugetragen haben? Wo das Leben so mit Träumen und Visionen erfüllt ist, wie bei den Wilden, da wird das Übernatürliche am liebsten geglaubt und nacherzählt. Da alles, was dem Laub oder Holz der Bäume widerfährt, auch von ihrer Seele empfunden wird, da diese Seele menschenähnliche Form besitzt und ganz menschlich empfindet, so versteht es sich ja eigentlich von selbst, dafs man jeden Naturvorgang als menschliches Schicksal auffassen kann.

Denn, wie schon gesagt, nicht nur Bäume und Winde sind beseelt, sondern jeder beliebige Gegenstand. Wenn der Hausherr gestorben ist, pflegt man es noch jetzt in England den Bienen mitzuteilen, bei denen man also ein menschliches Verständnis dafür voraussetzt. In einigen Gegenden Deutschlands sagen es die Bauern in feierlicher Form jedem Bienenstock, jedem Stück Vieh, ja selbst jedem Getreidesack. Ein Indianer hatte von Kindheit an besondere Vorliebe für einen gewissen Stern gehabt; als er einmal auf der Jagd war und nichts erbeuten konnte, kam, wie er später erzählte und wahrscheinlich selbst glaubte, jener Stern in Jünglingsgestalt zu ihm herab und führte ihn an einen Ort, wo es Wild im Überflusse gab. Eine indianische Frau behauptete, der Mond sei ihr als schönes Weib mit einem Kind auf dem Arme begegnet und habe sie um Tabak und Pelzkleider angebettelt. Auf den Aleuten meint man, wer den Mond lästere, dem werfe er Steine auf den Kopf. Kurz, es ist überall und bei allen Dingen dasselbe. Selbst dafs man die segensreiche Wirkung durch weibliche, die schädliche durch männliche und halb tierische Gestalten verkörpert, wiederholt sich auch auf andern Gebieten. Dem Griechen war die Seele des tränkenden und erfrischenden Quells eine liebliche Najade, der Flufs dagegen, der ihm viel weniger nützte, als durch seine Überschwemmungen Schaden stiftete, erscheint als stierleibiges Ungetüm mit bärtigem, gehörntem Mannsgesicht.

Wie sich die Seelen Verstorbener oft in Pflanzen niederlassen, so können auch in andern Gegenständen dieselben Geister oder auch Dämonen anderer Art ihren Wohnsitz aufschlagen. Hierauf beruht die Form des Kultus, die man Fetischismus nennt. Man denkt sich einen mächtigen Geist in einem Stein, einem Holzklotz, einem Amulett oder einem beliebigen andern Dinge eingekörpert und verehrt dieses Ding als den zeitweiligen Leib der Gottheit. So machen es noch heute die Neger, so haben es auch die Griechen gemacht. In ihren ältesten Tempeln standen noch in spätester Zeit rohe Steine oder plumpe Bretter, in denen Apollon oder irgend ein anderer Gott hausen sollte, und in unübersehbarer Zahl waren Kultgegenstände dieser Art über alle Felder, Wiesen und Haine verbreitet.

Eine besondere Stellung unter den Fetischen nehmen die Tiere ein, die in der Religion der Ägypter die bedeutendste Rolle gespielt haben, aber auch der griechischen nicht fremd waren. Der Gedanke, ihnen eine Seele zuzuschreiben, liegt noch näher, als bei den unbelebten Gegenständen. Vollzieht sich doch ihr Tod ganz in derselben Weise, wie beim Menschen, und auch ihre Lebensäufserungen sind oft den seinen so ähnlich, dafs man auf eine treibende Kraft von nah verwandter Art schliefsen mufs. Zugleich aber nimmt man an ihnen auch Instinkte und Fähigkeiten wahr, die uns fremd und geheimnisvoll erscheinen und leicht den Eindruck hervorrufen können, als wenn eine übernatürliche Macht in ihnen thätig wäre. So bemerkte man oft, dafs Hunde winselten oder Pferde scheuten, wo der Mensch nichts Auffälliges wahrnahm, und folgerte daraus, die Tiere vermöchten Geister zu sehen, die sich menschlichen Augen verbargen. Man schrieb ihnen daher weissagende Kraft zu und

sah oft in ihnen den Leib, in den ein mächtiger Gott sich eingekörpert habe. Der Stier Apis, der die Seele des ägyptischen Sonnengottes in sich trug, ist das bekannteste Beispiel; doch auch den heiligen Tieren, die jedem der griechischen Götter eigen waren, lag ursprünglich wohl ähnliche Bedeutung zu Grunde. Bei den meisten ist sie später zwar geschwunden, und sie sind zu einfachen Attributen ihrer Gottheiten herabgesunken; nur bei einem blieb sie zu allen Zeiten bewahrt: das war die Schlange. Ihre flinke Bewegung ohne Hilfe irgend welcher Gliedmaſsen, die Geräuschlosigkeit ihres Erscheinens und Verschwindens, die furchtbare Kraft ihres Bisses muſsten ihr einen besonders gespenstischen Charakter verleihen; dazu kam, daſs sie sich kalt anfühlte, wie ein Leichnam, und in der Erde bei den Toten hauste. In diesem Tiere hat man daher bei sehr vielen Völkern eine Verkörperung der Seele zu erkennen gemeint und ihm eine wunderbare Klugheit zugeschrieben, obgleich es in Wirklichkeit ein sehr hirnloses Geschöpf sein soll. Die unschädlichen Nattern, die sich gern bei den Menschenwohnungen aufhalten, wurden so auch von den Griechen als freundliche Dämonen verehrt, und oft galten sie als Vertreter groſser Gottheiten. In Epidauros betete man noch in spätester Zeit eine groſse Schlange als Inkarnation des Asklepios an, und von Olympias, der Mutter Alexanders, wurde erzählt, ein Gott habe sie nächtens in Schlangengestalt besucht und mit ihr den Welteroberer gezeugt.

Dieser bunten Geisterwelt gegenüber, die ihn von allen Seiten übermächtig umgiebt, empfindet der Mensch viel mehr Furcht und Grauen als Liebe und Verehrung. Am deutlichsten spricht sich dies in dem weit verbreiteten Aberglauben aus, das Erblicken eines dämonischen Wesens bringe Tod. Unsere Matrosen meinen noch immer, daſs, wenn sie den Klabautermann, der durchaus kein böser Geist ist, mit leiblichen Augen wahrnehmen, sie unfehlbar ertrinken müssen, und wer zum Danke für ihr Bad den Gottheiten des Meeres oder eines Heilquells ein Kupferstück opfert, der muſs es rückwärts über die Schulter werfen, damit er nicht zufällig den auftauchenden Dämon sehe. Die Sitte befolgt man noch heute, und doch ist sie so alt, daſs sie bei den Griechen schon in den Zeiten Homers zum unverstandenen Überlebsel geworden war. Auch dem Odysseus wird befohlen, daſs er den Schleier der Leukothea rückwärts und ohne sich umzuschaun ins Meer werfe; doch von dem Anblick der Göttin kann ihm keine Gefahr drohen, da er sie ja schon vorher gesehen hat. Jenen Befehl erhält er also nur, weil es einmal Brauch ist, so mit Nixen umzugehen; warum, weiſs der Dichter selbst nicht mehr.

Dieses Grauen vor der Geisterwelt liegt tief in der menschlichen Natur begründet. Denn geht es uns gut, so forschen wir nicht nach einer Ursache, sondern betrachten es als selbstverständlich; wenn man dagegen Unglück hat, so hält man dies für abnorm, und ängstlich wird nach einem Grunde gesucht, den der ungeschulte Geist dann am liebsten in dämonischen Einwirkungen findet. Hieraus ergab sich von selbst, daſs die geistigen Wesen vorzugsweise als Unheilstifter oder doch als neckende Kobolde erschienen. Vor allem schrieb man ihnen jede Krankheit zu, weil deren thatsächliche Ursachen am schwersten

zu entdecken sind. Bei dem Wahnsinnigen nahm man an, dafs eine Nymphe oder ein Gespenst in ihn gefahren sei und durch seinen Mund rede; bei inneren Schmerzen sogen böse Geister das Blut des Kranken oder frafsen an seiner Leber; beim Alpdrücken wurden Männer durch eine feindliche Seele gewürgt, Weiber von einem lüsternen Waldteufel heimgesucht. Aber mit jenem angstvollen Schauer stritten doch auch freundlichere Gefühle. Waren Schönheit und Nutzen eines Gegenstandes so augenscheinlich, wie bei Quellen und Fruchtbäumen, so schrieb man auch dem Geiste, der ihn bewohnte, eine gütige Gesinnung zu, und bei verstorbenen Freunden und Verwandten konnte man voraussetzen, dafs sie das gleiche Wohlwollen, wie sie es im Leben gezeigt hatten, auch über das Grab bewahren würden. Jeder kennt die uralte, immer wiederholte Sage von der toten Frau, die alle Nächte in ihr Haus zurückkehrt, um ihres Kindleins zu pflegen. Ein Kongoneger soll seine Mutter nur aus dem Grunde umgebracht haben, weil sie ihm als Geist viel mehr nützen könne, denn als schwaches altes Weib. So tritt denn vor allem im Totenkult bei sehr vielen Völkern eine sonderbare Mischung von Grauen und Zuneigung hervor; namentlich ist die Sitte weit verbreitet, die Verstorbenen der Familie an einem besonderen Totenfest im Hause zu bewirten, dann aber die unheimlichen Gäste recht grob zur Thür hinauszujagen. Die Litauer schlossen jenes Fest mit dem Spruche: 'Genug habt ihr gegessen, genug getrunken, liebe Seelchen; begebt euch wieder zurück zu euren Sitzen!' und aus Athen ist uns der uralte Vers überliefert:

Hinaus, ihr Keren, aus ist jetzt das Totenfest!

womit man die Seelen nach geschehener Bewirtung aus dem Hause komplimentierte.

Denn einer Bewirtung bedürfen sie auch nach dem Tode. Mögen die Geister auch übernatürliche Kräfte besitzen, so bleibt ihre Menschenähnlichkeit doch auch darin bewahrt, dafs sie weder den menschlichen Bedürfnissen entrückt, noch über menschliche Freuden erhaben sind. Man ist also im stande, ihnen Gutes zu erweisen, und darf dann auch von ihrer Dankbarkeit erwarten, dafs sie es mit Gutem vergelten oder wenigstens das Schadenstiften lassen werden. So bringt man denn den Geistern, mögen sie nun teuren Verstorbenen angehören oder Bäume, Steine, Quellen beleben, seine Huldigungen dar, damit sie ihre wunderbaren Kräfte in den Dienst ihres Anbeters stellen. Die Mittel, ihre Gunst zu erwerben, sind ganz dieselben, wie man sie auch bei einem sterblichen Gönner anzuwenden hätte. Selbstverständlich ist die Gottheit ebenso eitel und schmucksüchtig, wie ihre wilden Verehrer; sie sieht es daher gerne, wenn man den Stein oder Baum, der ihren Körper bildet, mit Blumen, Laubgewinden oder bunten Bändern aufputzt, und wer sie lästert, dem kann sie sehr böse werden. Das Verbot, von den Toten Schlechtes zu reden, das noch heute als Sprüchwort fortlebt, hat seinen Ursprung nicht in liebender Pietät, sondern in der Furcht vor ihrer Geisterrache. Auch für die Belustigung der Dämonen wird gesorgt: man macht sie zu Zuschauern bei Wettspielen,

hält vor ihnen Aufzüge und Tänze oder singt ihnen etwas vor. Bei den Germanen und Slaven pflegte man den noch unbegrabenen Leichnam, an den die Seele ja gebunden war, sogar mit komischen Geschichten von oft recht zweideutigem Inhalt zu amüsieren; der Tote wollte eben lachen, wie es der Lebende gern gethan hatte. Damit dem Geiste ein angenehmer Duft in die Nase steige, verbrannte man vor ihm wohlriechende Kräuter; vor allem aber fütterte und tränkte man ihn. Denn auch die luftigen Wesen, die ebenso im Menschen wie in allen Gegenständen der Natur ihre Behausung haben, sind der Nahrung bedürftig und müssen hungern und dursten, wenn man ihrer vergifst. Aus diesem Grunde legte jeder Grieche den höchsten Wert darauf, bei seinem Tode einen Erben zu hinterlassen, der ihm die letzten Ehren erwies und auch ferner in angemessenen Zwischenräumen seiner Seele Trank und Speise darbot. Diese sind genau dieselben, wie sie der Sterbliche selbst geniefst; denn auch darin beurteilt der Wilde seine Götter nach sich selbst, dafs er annimmt, was ihm am besten schmeckt, müsse auch ihr Lieblingsgericht sein. Nur kommt es oft vor, dafs Speisen, die aus dem menschlichen Gebrauche schon verschwunden sind, doch aus alter Gewohnheit noch der Gottheit vorgesetzt werden, wie ja überhaupt der Kultus zäh an den Bräuchen der Väter zu haften pflegt. So ist das Menschenopfer ohne jeden Zweifel aus dem Kannibalismus hervorgegangen, hat ihn aber bei den meisten Völkern, z. B. bei unseren eigenen Vorfahren, um viele Jahrhunderte überdauert.

Auf solche Art sorgte man für das Vergnügen der Geister oder befriedigte ihre Bedürfnisse. Manchmal aber glaubte man noch besser auf seine Rechnung zu kommen, wenn man ihnen nicht ohne weiteres gab, sondern lieber ihre Habgier reizte. Auf dieser Anschauung beruht das Gelübde, das nichts anderes ist, als ein Kontrakt zwischen Mensch und Gott. 'Giebst Du mir das, so werde ich Dir jenes geben.' Der Gegenstand solcher Versprechungen sind in der Regel Opfer, aber auch Spiele, Prozessionen und andere Seelenbelustigungen. Hat die Gottheit das Erbetene gethan, so darf man sein Wort nicht brechen, ohne ihren Zorn fürchten zu müssen; wohl aber kann man sie betrügen, indem man es nur wörtlich, nicht dem Sinne nach erfüllt. Wenn man z. B. Köpfe gelobt hat, darf man Zwiebelköpfe darbringen statt der erwarteten menschlichen. Ist so dem göttlichen Spender sein buchstäbliches Recht geschehen, so kann er einem nichts anhaben; die Geister des Animismus gleichen eben alle dem dummen Teufel unseres Märchens.

Wer sein Milchtöpfchen am Grabe eines lieben Verstorbenen aufstellte oder seinen Breiklofs darauf niederlegte, der mufste freilich oft bemerken, dafs die Speise unberührt blieb oder von Vögeln und Mäusen gefressen wurde; aber auch dies konnte die allbereite Seelenhypothese erklären. Die Seelen afsen eben nur die Seele der Speisen; ihr grober Stoff blieb zurück, wie der Leichnam beim Ausfahren seines geistigen Wesens. Jene Speiseseele finden einige Völker im Duft, andere in der Wärme, bei Brandopfern im Rauch, der ja beides in sich vereinigt und den daher die Homerischen Götter mit solchem Genufs einatmen. Ohne die Geister zu berauben, konnte man, was sie übrig

liefsen, selbst aufessen, falls nicht die Nahrungsmittel durch ihre Weihung irgend eine gespenstische Eigenschaft erhalten hatten, die sie dem Sterblichen gefährlich machte. Daher pflegten die Griechen wie die Inder, was sie den Unterirdischen und andern Mächten von unheimlicher Art darbrachten, ganz zu verbrennen, während die Opfer an die lichten Gottheiten immer zu fröhlichen Schmäusen wurden.

Gesänge und Spiele, Opfer und Gelübde gewinnen den guten Willen der Geister und machen sie in der Regel geneigt, die Wünsche der Sterblichen zu erhören; mitunter aber versagt die Kraft solcher Gaben. Dann sucht man wohl auch auf die Gottheit, die im Guten nicht hören will, mit Drohungen und Strafen einzuwirken, wie die Arkader, in deren Bergeinsamkeit sich die alten Sitten besonders lang erhielten, die Idole ihres Pan, wenn er widerspenstig war, abzuprügeln pflegten. Aber auch so drastischen Mitteln gegenüber bleibt es den Geistern unverwehrt, ihre Hilfe zu weigern. Der Unglückliche, der lange vergebens zu ihnen gefleht hat, sucht daher in seiner Angst nach wirksameren Künsten, die ihm eine zwingende Gewalt über die Dämonen verleihen sollen, und weil er danach sucht, so meint er auch, sie müfsten vorhanden sein, nur dafs sie ihm selbst noch Geheimnis sind. So bildet sich der Begriff des Geisterzwanges, d. h. der Zauberei. Diese wird immer nur von Einzelnen geübt, denen man ein höheres Wissen zutraut, als die gemeine Menschheit besitzt. Der Inhalt desselben besteht darin, dafs sie von dem Wesen der Dämonen genauere Kunde haben, vor allem ihre wirklichen Namen wissen, die sonst vor jedermann verborgen sind. Denn wenn die Geister bei diesen angerufen werden, so können sie nicht anders als gehorchen. Dazu kommt dann noch eine grofse Anzahl von Ceremonien, Sprüchen, Liedern und Beschwörungen, denen man gleichfalls eine geheimnisvoll zwingende Kraft beilegt. Auf diese Weise eröffnet sich jenes weite Gebiet des frommen Betruges, dessen Macht auch unter uns noch nicht ganz geschwunden ist. Freilich sind diejenigen, welche ihn ausüben, meist betrogene Betrüger; denn keiner pflegt ernster an die Wirkung der Zauberei zu glauben, als die Zauberer und Hexen selbst.

Der erste Fortschritt der Theorie besteht in einer Inkonsequenz. Die Lehre, dafs jeder Gegenstand ohne Ausnahme eine Seele besitze, die sich für die Verletzung ihres Körpers rächen könne, umgiebt den Menschen von allen Seiten mit abergläubischen Schrecken und schränkt seine freie Bewegung gar zu sehr ein, als dafs ein Volk von der Lebensfreudigkeit des griechischen sie auf die Dauer hätte ertragen können. Auch lehrte ja die tägliche Erfahrung, dafs man so manchen Baum umhauen, so manches Tier töten konnte, ohne davon böse Folgen zu verspüren. Man beschränkte daher die Verehrung auf einzelne Tiere, die durch besondere Kennzeichen auffielen, auf einzelne Bäume oder Steine, denen man die Erhörung früherer Gebete zuschrieb und die daher schon einen regelmäfsigen Kultus genossen. Manche Haine wurden auch als Ganzes geheiligt, und den Pflanzenwuchs der Gräber, in dem man die Seele des Verstorbenen gegenwärtig meinte, schonte und hütete man. Den andern

Gegenständen wird man ihre Dämonen nicht gerade abgesprochen haben, aber man ignorierte sie, anfangs wohl noch mit stillem Schauer, dann gewohnheitsmäſsig, und endlich kamen sie ganz in Vergessenheit. Und indem diese Kleingeister dem Glauben mehr in den Hintergrund traten, wurde denjenigen eine gröſsere Verehrung zugewandt, denen nach der Natur des Körpers, den sie beseelten, ein weiterer Wirkungskreis zukam. Wie allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, so hatte man auch dem Feuer, den Gestirnen, dem Meere, der Nacht, dem Himmel beherrschende Geister zugeschrieben. Diese wenigen Dämonen von hervorragenderer Bedeutung wurden jetzt im Kultus vor den tausend und abertausend Seelen der Menschen, Bäume und Steine bevorzugt. Der Götterkreis, der später den griechischen Olymp bevölkern sollte, begann langsam sich aus der Masse der geistigen Wesen auszusondern.

Das halb unbewuſste Bestreben, den Umfang und die unendliche Verbreitung des überall drohenden Geisterheeres einzuschränken, hat wohl auch dazu geführt, daſs man die Seelen der Verstorbenen aus der bewohnten Welt in ein besonderes Totenland verwies. Doch kam noch ein anderer psychologischer Grund hinzu, um diese Tendenz zu unterstützen. Da die Neigungen des Menschen in seinem abgeschiedenen Geiste fortdauerten, setzte man voraus, daſs dieser für die Gegenstände, an denen das Herz des Lebenden gehangen hatte, auch nach dem Tode eine Vorliebe bewahre und sich gern in ihrer Nähe aufhalte. Der Wunsch, unheimliche Gespensterbesuche zu vermeiden, wurde so zur ersten Ursache, warum man den Toten, was ihnen das Liebste gewesen war, ins Grab mitgab; aber wie bei dieser Art des Kultus Grauen und Zuneigung immer Hand in Hand gehen, so bewirkte die Liebe zu dem teuren Abgeschiedenen, daſs man jene Gaben immer reicher und mannigfaltiger gestaltete. Bei vielen Völkern wurden einem angesehenen Häuptling seine Waffen und sein kostbarster Schmuck, seine Lieblingspferde und -hunde nebst einer angemessenen Zahl von Sklaven im Tode nachgeschickt, ja bei den Patagoniern soll es sogar üblich sein, daſs sie den ganzen Viehstand jedes Verstorbenen hinschlachten. Für ein Volk, dessen einziger Reichtum in seinem Vieh besteht, wird dadurch natürlich die Ansammlung gröſserer Vermögen ganz verhindert und jeder Fortschritt der Kultur unterbunden. Soweit sind die Griechen nie gegangen; aber welche entsetzliche Vergeudung von Gut und Menschenleben ein vornehmes Leichenbegängnis auch bei ihnen herbeiführen konnte, davon zeugt die Bestattung des Patroklos, wie sie die Homerischen Gesänge nach thatsächlichen Vorbildern darstellen. Anfangs mochte man sich bei jenen Gaben nichts anderes denken, als daſs man damit die gespenstische Wiederkehr des Toten abwehre und ihm zugleich etwas Liebes erweise; unwillkürlich aber muſste sich damit die Vorstellung verknüpfen, daſs sie doch auch für die Seele irgend welchen Gebrauchswert hätten. Wenn nun der verstorbene Häuptling von zahlreicher Bedienung umgeben sein und seine Hunde und Pferde benutzen sollte, muſste man ihm dazu einen geräumigeren Wohnsitz anweisen, als das enge Grab, an das nach der ältesten Anschauung der Aufenthalt der Seele geknüpft war. So scheint der Begriff des Totenlandes

entstanden zu sein. Da der Verstorbene Güter und Gefährten seines früheren Daseins zu fernerem Genusse mit sich nahm, konnte er nicht wohl als einsames Gespenst umherschweifen, sondern mufste jenes frühere Dasein in irgend einer Weise fortsetzen. Und den höheren Kräften gemäfs, die den Seelendämon vor dem sterblichen Menschen auszeichneten, mufste jenes neue Leben ein über das irdische erhobener Zustand sein.

Die frühesten Vorstellungen der Griechen von jenem Totenlande haben sich uns im Phäakenmythus erhalten, den die rationalistische Umdeutung einer späteren, minder gläubigen Zeit freilich ganz ins Menschliche herabgezogen hat. Der Name der *Φαίακες* bedeutet die Grauen d. h. die Schattenhaften. Sie sind ausgewandert aus Hypereia, das ist seinem Wortsinne nach die Oberwelt, und wohnen dann an den Enden der Erde, fern von allen Sterblichen, auf einer Insel des Westens. Dafs gerade diese Himmelsrichtung gewählt ist, hängt mit dem Sonnenuntergange zusammen, den man, wie wir später sehen werden, als ein tägliches Sterben des Sonnendämons betrachtete. Wo dessen himmlische Seele einkehrte, da, meinte man, müsse auch der Aufenthalt für die befreiten Geister der Menschen sein. Diese sind überreich an jeder Art von Schätzen, hausen in prächtigen Palästen und verbringen ihre Tage mit Kampfspiel und Tanz, Gesang und Schmaus, wie ein Sterblicher es nur in seinen kühnsten Träumen wünschen kann. Ihr Dasein ist also ungefähr dasselbe, wie bei den germanischen Recken in Walhall.

So war das finstere Gespensterheer, vor dem die Urzeit der Griechen gezittert hatte, in ein seliges Jenseits verwandelt, nnd ganz ist dieser tröstliche Gedanke nicht untergegangen, wie sein Wiederauftauchen in dem Elysion einer noch späteren Zeit beweist. Einstweilen aber konnte er die alte dumpfe Geisterfurcht noch nicht ganz überwinden und mufste bald einer neuen Auffassung des Totenlandes weichen, die nicht an jene glückliche Insel im Westen, sondern an das dunkle Grab anknüpfte. Auch hierin zeigt es sich, dafs die rohesten und primitivsten Anschauungen am längsten ihre Macht bewahren und die gereifteren, die ihnen entgegentreten und sie zeitweilig zurückdrängen, sehr viel leichter verschwinden.

Ehe wir aber auf jene zweite Umgestaltung der Lehre vom Jenseits näher eingehen, müssen wir eine viel tiefer greifende Revolution des griechischen Glaubens besprechen, die, wie wir meinen, mit jener Hoffnung auf die selige Insel im engsten Zusammenhange steht. Es ist der Übergang vom Animismus zum Sonnenkultus.

(Fortsetzung folgt)

HERON VON ALEXANDRIA

Von Wilhelm Schmidt

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs zuweilen auch Sterne zweiten Ranges auf die Kulturentwickelung grofsen Einflufs ausgeübt haben. Euklid steht als Forscher nicht in erster Reihe, und doch ist seine Nachwirkung bedeutend.

Für einen solchen Stern auf dem Gebiete antiker Mathematik und Physik galt bis vor kurzem auch Heron von Alexandria. Jetzt ist sein Ruhm verdunkelt, ja man stellt ihn schon auf eine Stufe mit Kompilatoren wie Pappus u. a. und ist geneigt, ihm jede Originalität abzusprechen. Das ist aber zu weit gegangen. Wenn Heron auch keinen Anspruch mehr darauf haben mag, mit Euklid in die Schranken zu treten, so darf man ihm doch eine gewisse Selbständigkeit nicht absprechen. Wie hoch oder niedrig man ihn selbst aber auch stellen will, seine Schriften sind ohne Zweifel für gewisse Zeiten von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, nicht blofs dadurch, dafs sie etwas boten, das man unmittelbar verwertete, sondern noch mehr durch die Anregungen, welche sie, namentlich auf physikalischem Gebiete, gegeben haben. Ein Schriftsteller, welcher das Interesse eines Johannes Regiomontanus, Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer, Galileo Galilei erregt hat, nicht zu gedenken der mannigfachen mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung auf die Physiker im XVII. Jahrh., verdient gewifs den Dank der Nachwelt. Die Bedeutung der Heronischen Schriften würde noch gröfser sein, wenn es wahr wäre, was man bisher allgemein, wenngleich mit Unrecht, angenommen hat, dafs auch der sachlich unschätzbare Vitruv und die römischen Feldmesser, die einst Karl Lachmann interessierten, von Heron abhängig wären, wie das freilich von den Byzantinern gewifs ist. Auf dem Gebiete der Feldmefskunst hatte Heron ohne Zweifel Erfahrung, ja, wenn eine Vermutung Mommsens zu Cassiod. Var. III 52 richtig ist, so hätte Heron selbst schon sich an der grofsen Reichsvermessung unter Augustus beteiligt. Jedenfalls fassen alle Heronischen Schriften die praktische Seite ins Auge, um die reine Wissenschaft ist es Heron nirgends zu thun. Die Philosophie schätzt er sogar so gering, dafs er meint, der Geschützbau sei für ein ruhiges Leben (*ἀταραξία*), welches das höchste Ziel der Philosophie bilde, wichtiger als alles Gerede der Philosophen.

Wenn oben gesagt wurde, man rechne Heron mit Unrecht unter die Quellen Vitruvs u. a., so ist damit bereits die Heronische Frage gestreift, d. h. die Frage, zu welcher Zeit denn Heron eigentlich lebte. Da diese Frage, deren Beantwortung für die Festsetzung des gegenseitigen Verhältnisses Herons

und der erwähnten Schriften wichtig ist, bereits in meiner Einleitung zu Heronis opera I (Biblioth. Teubn. 1899) ausführlich behandelt ist, so genügt es hier, kurz darauf hinzuweisen, dafs es eine zuverlässige Nachricht über Herons Lebenszeit nicht giebt. Wenn man bisher auf Grund einer hslichen Notiz *Ἥρωνος Κτησιβίου*, was man als 'H., Schüler des K.' glaubte erklären zu dürfen, je nach dem Ansatze für Ktesibios, sich für das III. bis I. Jahrh. v. Chr. entschied, so ist das ein zu unsicheres Fundament, als dafs es gegenüber dem unverfänglichen Beweise, dafs Herons Mechanik nach dem Jahre 55 n. Chr. anzusetzen ist, noch weiter in Betracht kommen könnte, zumal da Heron nachweislich nach Posidonius gelebt hat. Vermutlich hat Heron also im I. Jahrh. n. Chr. geblüht. Ihn noch weiter hinabzurücken, liegt kein stichhaltiger Grund vor.

Ehe wir uns nun dem Einzelnen zuwenden, erscheint es angezeigt, einen Überblick über die Heronischen Schriften zu geben.

Die streng mathematischen Schriften enthalten teils mathematische Definitionen, teils eine systematische Anleitung zur Inhaltsberechnung planimetrischer Figuren und stereometrischer Körper (wie z. B. in den neuentdeckten *Μετρικά*) oder geometrische Beweise (wie in dem Kommentare zu B. I von Euklids Elementen), teils Sammlungen arithmetischer, planimetrischer und stereometrischer Rechenaufgaben, teils Mafstabellen. Letztere sind im Laufe der Zeit, den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend, vielfach umgeändert worden, wie das überhaupt mit Herons mathematischen Schriften seitens der Byzantiner in erheblichem Mafse geschehen ist. Mit der Feldmefskunst befafst sich die Schrift *Περὶ διόπτρας*, welche aufser der Beschreibung eines Theodolits und der berühmten Dreiecksformel (Inhaltsberechnung aus den drei Seiten) zahlreiche Beispiele für das Nivellement, Anlegung von Schächten und Stollen, eines Tunnels, Distanzmesser für Land und Wasser u. a. enthält. Von den Gewölbeaufgaben (*Καμαρικά*), welche Isidor von Milet, der Erbauer der Hagia Sophia (532) benutzte, ist so gut wie nichts auf uns gekommen.

Für die antike Physik und Technik kommen sodann die Druckwerke (*Πνευματικῶν* 2 B.), die Automatentheater (*Περὶ αὐτοματοποιητικῆς*), der Geschützbau (*Βελοποιϊκά*), die Handschleuder (*Χειροβαλλίστρα*, deren Echtheit uns freilich nicht aufser Zweifel steht), die Spiegellehre (Katoptrik), die Hebewinde (*Βαρουλκός*) und die Mechanik in Betracht. Letztere ist vollständig nur in einer arabischen Übersetzung des IX. Jahrh., griechisch nur in Fragmenten überliefert. Die Katoptrik ist nur in einer lateinischen Übersetzung des Wilhelm von Moerbek (um 1270) erhalten. Dazu kommt noch ein unbedeutendes Fragment über Wasseruhren (*Περὶ ὑδρίων ὡροσκοπείων*).

Von diesen Schriften enthält der soeben erschienene I. Bd. der neuen Heronausgabe die Druckwerke und die Automatentheater, nebst einigen Ergänzungen aus Philon von Byzanz (Ende des III. Jahrh. v. Chr.) und aus Vitruv, griechisch und deutsch nebst Figuren, welche auf Grund der hslichen Figuren rekonstruiert sind. Für das II. Bändchen sind die Mechanik in neuer Bearbeitung von de Vaux und Nix, die Belopoiika, Cheiroballistra, Katoptrik, für

das III. die Dioptra und Metrika, herausgegeben von H. Schöne, und für das letzte die unedierten mathematischen Sachen vorgesehen. Die einzige bis jetzt erschienene, vollständige griechische Ausgabe der Pneumatik und Automaten in den Veteres mathematici (Paris 1693) ist anerkanntermafsen unbrauchbar.

I

Die Druckwerke fallen in das Gebiet der unterhaltenden Physik. Vorauf gehen allgemeine Erörterungen über das Vakuum, welche dem Physiker Straton von Lampsakos (III. Jahrh. v. Chr.) entlehnt sind.[1]) Straton, obwohl Peripatetiker, nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen Aristoteles und Demokrit ein, indem er ein kontinuierliches Vakuum leugnet, aber ein diskontinuierliches, in kleinen Teilchen in der Luft, der Feuchtigkeit u. s. w. verteiltes zugesteht. Nachdem Heron so, teilweise unter wörtlicher Wiedergabe der Stratonischen Ausführungen, eine Grundlage gewonnen hat, erörtert er die Theorie der Heber (*σίφωνες*). Diese finden nämlich bei den Heronischen Apparaten die mannigfachste Verwendung. Bei den Druckwerken wird bald der Wasserdruck, bald der Druck atmosphärischer, bald erwärmter Luft oder des Dampfes verwendet. Man verschaffte sich ohne Zweifel mit solchen Vorrichtungen, wie sie Tafel 1 Fig. 1 darstellt, die mit Zuhilfenahme von Grotten oder des Erdreiches noch ein natürlicheres Aussehen gewinnen mochten, in den königlichen Gärten zu Alexandria oder den Parks römischer Grofsen manche Kurzweil. Die Wasserkünste in den fürstlichen Gärten der Renaissancezeit sind lediglich eine durch Heron vermittelte Wiederholung oder durch ihn angeregte Weiterbildung. Wie in Fig. 1, beruht auch das automatische Ertönen von Trompeten beim Öffnen von Tempeln (s. Fig. 2) auf dem Wasser- bezw. Luftdrucke. Plinius XXXVI 88 Mayh. erzählt von einem ägyptischen Labyrinth, dafs beim Öffnen der Pforten sich im Innern ein schrecklicher Donner erhoben habe. Dergleichen Künste scheinen also in Ägypten gäng und gäbe gewesen zu sein. Erwärmte Luft verwendete man in den ägyptischen Tempeln z. B. zum selbstthätigen Öffnen der Thüren (Fig. 3)[2]), bei Darstellung des Opfertanzes (Fig. 4) und des Opferns selbst (Fig. 5). Den Ausgangspunkt für die Geschichte der Dampfmaschinen pflegt die Äolipile (Fig. 6a u. b) zu bilden, eine Kugel, welche durch den Rückstofs des ausströmenden Dampfes in Drehung versetzt wird. Zu den Spielereien mufs man ferner den Weihwasserautomaten (Fig. 7) und die Vorrichtung mit Herkules und der Schlange (Fig. 8) rechnen. Bei letzterer schnellt Herkules den Pfeil ab, sobald man den Apfel $\varkappa$ emporhebt, indem zu gleicher Zeit die Schlange zischt. Man denkt bei dieser Vorrichtung unwillkürlich an die Äpfel der Hesperiden, welche von dem Drachen Ladon bewacht wurden. Indessen liefs sich Herkules, wie bekannt, dieselben durch Atlas holen. Die Abweichung, welche die vorliegende Einrichtung von der herkömmlichen Sage

[1]) Vgl. H. Diels, Über das physikalische System des Straton. Sitzb. d. Kgl. preufs. Akad. d. Wiss. 1893 S. 101 ff.

[2]) Vergil. Aen. VI 82—83 läfst die Pforten des Palastes der Sibylle sich selbstthätig öffnen.

bietet, beruht natürlich auf der Willkür des Mechanikers, nicht etwa auf einer uns sonst unbekannten, abweichenden Fassung der Sage. Praktischen Zwecken dienten der Heronsbrunnen (Fig. 9), bei dem die Luft durch den Druck einer Wassersäule (in $\alpha\beta\varepsilon\zeta$) aus $\varepsilon\zeta\gamma\delta$ in den Ölbehälter $\varkappa\lambda$ gedrängt das Öl durch die Röhre $o\xi$ in das Ausflufsröhrchen π prefste, ferner die mit Hilfe von Zahnstange und Zahnrad sich selbst regulierende Lampe (Fig. 10), das Milliarium, ein Badeofen sowohl in der einfachen Form eines römischen Meilensteins (Fig. 11) als mit Vorrichtungen zur Belustigung (Trompetenklang, Drosselgezwitscher, s. Fig. 12). An der Wasserorgel, wie sie Fig. 13a u. b darstellen, hatte Nero seine besondere Freude. Ja, er soll einst ein Gelübde gethan haben, sie öffentlich zu spielen. Ihre Klänge begleiteten im Amphitheater den Kampf der Gladiatoren. Ihr Ton wird als süfs und entzückend (*ὑδραύλεως ἦχος πάνυ τι ἡδὺς καὶ τερπνός*) geschildert, dürfte aber einem modernen Ohre schwerlich zusagen. Ob die Wasserorgel, welche Gerbert in Rheims konstruiert hatte, auf Heron zurückgeht, kann zweifelhaft sein. Die von Giambattista della Porta (1601) und Athanasius Kircher (1645) konstruierten Orgeln sind sicher durch Heron beeinflufst. Ein gewisses technisches Interesse haben noch die mechanischen Vorrichtungen, welche es in Fig. 14a—d ermöglichen sollen, dem Rinde in $o\pi$ den Hals zu durchschneiden, ohne dafs der Kopf abfällt, und ein gleichzeitiges automatisches Trinken, gleichsam wie nach einer Operation, herbeizuführen. Das wird in der Hauptsache durch die in dem Halse des Tieres in einer Trommel $\varrho\sigma$ liegende flügelförmige Welle $\mu\nu\xi$ und das gezahnte Verbindungsrohr $\varepsilon\zeta$ bewerkstelligt, welches durch das Zahnradstück $\varkappa$ zurückgezogen, dem Messer freien Durchtritt (Fig. 14c) gewährt, dann sofort durch das Zahnradstück λ vorgeschoben wieder die Verbindung zwischen Hals und Kopf herstellt.

Tafel II

Es würde zu weit führen, wollten wir uns noch mehr auf Einzelheiten der Druckwerke einlassen, auf die mancherlei Zaubergefäfse, die vielen Variationen in Bezug auf die Darstellung singender Vögel und tönender Trompeten, auf die Feuerspritze, die Heronsbälle, die intermittierenden Brunnen, den Tantalusbecher, das Sieb des Aristoteles u. a. Das oben Angeführte dürfte zur Genüge zeigen, dafs Herons Druckwerke nicht nur für den Physiker und Techniker, sondern auch für den Philologen und in hohem Grade für den Archäologen Interesse haben.

Schon im Ausgange des III. Jahrh. hatte Philon von Byzanz, der sich zeitweise in Alexandria aufhielt, über Pneumatik geschrieben. Leider ist das griechische Original, wie so manches Stück über die antike exakte Wissenschaft, verloren und die lateinische Übersetzung der arabischen Übertragung der Pneumatik nur in einem Bruchstücke (s. Heron. op. I 459 ff.) vorhanden. Immerhin lassen sich aber an mehreren Stellen bei gleichartigen Dingen Vergleiche ziehen. Obgleich nun Heron den Philon in den Automaten zweimal citiert, mit ihm in der Einleitung über das Vakuum an manchen Stellen übereinstimmt und daher die Vermutung nahe liegt, dafs Heron auch sonst in der Pneumatik den Philon benutzt habe, so lehrt doch eine genauere Vergleichung,

wie z. B. beim Thermoskope (Heron. op. I 224 u. 474), den intermittierenden Brunnen u. a., dafs Heron gegenüber dem Philon durchaus nicht unselbständig ist.

Die Überlieferung der Druckwerke ist gut, trotzdem die Hss. bis auf eine der Renaissance angehören. Wir haben zwei Recensionen, von denen die eine offenbar eine spätere Überarbeitung ist, vielleicht des VI. Jahrh. n. Chr. Der echte Heron wird im kritischen Apparate durch zwei Hss. der besseren Klasse (einen Marcianus und einen Gudianus) und durch eine der schlechteren Klasse (einen Taurinensis) vertreten, Pseudo-Heron durch einen Barberinianus, einen Constantinopolitanus und einen Parisinus. Pseudo-Heron hat nicht nur vielfach den Wortlaut, sondern zuweilen ganze Apparate umgestaltet, nicht immer zum Vorteil der Sache. Die Zahl sämtlicher Hss. der Pneumatik (griechisch und lateinisch) ausschliefslich der verschollenen beläuft sich auf 100, von denen 86 auf den echten Heron, 14 auf Pseudo-Heron kommen. Die 86 Heronischen Hss. zerfallen schon ihrem Umfange nach in verschiedene Gruppen, welche wir in dem Supplementhefte der Einleitung als die vollständige, die gekürzte Pneumatik, die *κλάσματα* d. h. Fragmente, die vollständig und unvollständig ergänzte Pneumatik bezeichnet haben. Die im Apparate nicht verwendeten Hss. sind innerhalb der Gruppen klassifiziert und charakterisiert. Die beste Heronische Hs. ist ohne Zweifel Marcianus 516 s. XIII., die beste Pseudo-Heronische Barberinianus I 162 vom Jahre 1499, fast von gleicher Güte Constantinopolitanus 19 s. XV.

II

Nach Xenophons Darstellung trat bei dem Gastmahle, welches er 422 im Hause des reichen Kallias in Athen stattfinden läfst, ein Syrakusaner auf, um die Gäste aufser anderem durch Vorführung eines Puppentheaters zu unterhalten. Sokrates nimmt freilich von den Schaustellungen (*ἐπιδείγματα*) des Marionettenspielers (*νευροσπάστης*) wenig Notiz und zieht eine burleske Pantomime vor. Dafs solche Marionettentheater damals schon volkstümlich waren, deutet ein Ausspruch des Syrakusaners an: Symp. 4, 55 *'Επὶ τῷ μήν* (sc. *μέγα φρονεῖς*); *'Επὶ νὴ Δία τοῖς ἄφροσιν. οὗτοι γὰρ τὰ ἐμὰ νευρόσπαστα*[1]) *θεώμενοι τρέφουσί με.* Auf ein lebhaftes allgemeines Interesse dafür weist ferner der Umstand, dafs später dem Neurospasten Potheinos sogar die Pforten des Dionysostheaters sich öffneten (Athen. I 19e *'Αθηναῖοι Ποθεινῷ τῷ νευροσπάστῃ τὴν σκηνὴν ἔδωκαν, ἀφ' ἧς ἐνεθουσίων οἱ περὶ Εὐριπίδην*). In römischer Zeit war das Interesse keinesfalls geringer, besonders zur Kaiserzeit. Wenn Horaz Sat. II 7, 82, um die menschliche Unfreiheit zu kennzeichnen, sich von seinem Sklaven Davus sagen läfst: *Duceris ut nervis alienis mobile lignum*, so setzt das ohne Zweifel voraus, dafs auch in dieser Zeit Vorstellungen auf Puppentheatern populär waren.[2])

---

[1]) Schon Herodot II 48 spricht von *ἀγάλματα νευρόσπαστα*, welche zu Ehren des Bacchus von ägyptischen Frauen in den Dörfern umhergetragen worden seien.

[2]) Vgl. noch aus der Zeit des Marc Aurel, der sich selber lebhaft dafür interessierte, Apul. de mundo 27: *ligneolae hominum figurae.* (Die Quelle des Apuleius, Ps. Arist. *Περὶ κόσμου*, ist freilich älter.) S. auch Magnin, Histoire des marionnettes (sic) en Europe. Paris 1852 S. 26.

Dafs bei solchen Schaustellungen der Sagenkreis des Bacchus, von dem das Theater seinen Ausgangspunkt genommen hatte, eine Rolle spielte, ist nicht zu verwundern. Pflegte man ja auch sonst dem Bacchus bei Festfeiern grofse Verehrung zu zollen, wie man z. B. in Alexandria unter Ptolemäus Philadelphus (285—247) in einem bacchischen Festzuge auf einem Wagen die mit aller Pracht ausgestattete und aus goldenem Becher Wein spendende Figur des Bacchus darstellte, begleitet von einer allegorischen Figur seiner Geburtsstadt Nysa, welche automatisch (*οὐδενὸς τὰς χεῖρας προσάγοντος* Athen. V 198 f.) sich erhob, aus goldener Schale Milch spendete und sich von selbst wieder setzte. War es bei den oben erwähnten Aufführungen die geschickte Hand des Neurospasten, welche das Einzelne in Scene setzte, so begegnet uns hier aus historischer Zeit anscheinend zum erstenmal[1]) ein gröfseres Werk der *αὐτοματοποιητική*. Die Kunst Automaten zu bauen wurde ohne Zweifel im III. Jahrh. v. Chr. gepflegt. Schon gegen Ende desselben sehen wir ein ganzes Stück des Philo aus Byzanz in fünf Scenen auf einem stehenden Automatentheater dargestellt (s. unten S. 250). Wenn Heron im I. Jahrh. n. Chr. uns in dem ersten Teile seiner Schrift Über die Automatentheater (*Περὶ αὐτοματοποιητικῆς*) einen fahrenden Automaten mit Darstellungen aus dem bacchischen Kreise vorführt, so erkennen wir darin nur die Nachwirkung der Ptolemäerzeit mit ihren glänzenden Aufzügen zur Belustigung des Volkes.

Die erwähnte kleine Heronische Schrift bietet uns gegenüber den kurzen Andeutungen der übrigen antiken Schriftsteller den Vorteil, dafs sie uns auch mit den technischen Einzelheiten vertraut macht, die wenigstens für Archäologen und vielleicht auch für die Geschichte der Technik einiges Interesse haben dürften. Die Schrift behandelt zunächst die Apotheose des Bacchus auf einem fahrenden Automatentheater, wie man glauben mufs, nach Herons eigener Erfindung, sodann die genannte Philonische Aufführung des Nauplios auf dem stehenden Automatentheater.

Herons fahrender Automat (*αὐτόματον ὑπάγον*, Fig. 15) stellte sich folgende Aufgabe. Der mit drei Laufrädern versehene Automat rückte von selbst (*μηδενὸς προσιόντος*) auf einem festen, wagerechten und geebneten Boden, wo nötig, in Geleisen, bis zu einer bestimmten Stelle vor und hielt. Darauf schlug auf dem vor Bacchus stehenden Altare die Opferflamme empor. Aus dem Thyrsus des Bacchus spritzte Milch auf, aus dem Becher strömte Wein, welcher den zu Bacchus' Füfsen ruhenden Panther benetzte. Der Unterbau wurde auf allen vier Seiten bekränzt, die Bacchantinnen umkreisten unter Trommelwirbel und Beckenschlag den Tempel. Darauf drehte sich Bacchus nach dem andern Altare hin, indem sich zugleich die auf der Kuppel des

[1]) Wenn wir von den automatischen Dreifüfsen des Vulkan (Il. XVIII 376) und den von selbst sich bewegenden Statuen des Daedalus (Aristot. Pol. I 3 (1253 ^{35}), Plato Menon 159 D *τὰ Δαιδάλου ἀγάλματα*) absehen, so hat es freilich kleinere Automaten schon zu Aristoteles' Zeiten gegeben. Vgl. Arist. Mech. 848 ^{35}, wo er im Anschlufs an eine Erläuterung der mechanischen Übersetzung bemerkt: *οἱ δημιουργοὶ κατασκευάζουσιν ὄργανα κρύπτοντες τὴν ἀρχήν, ὅπως ᾖ τοῦ μηχανήματος φανερὸν μόνον τὸ θαυμαστόν, τὸ δ' αἴτιον ἄδηλον.*

Tempels stehende Nike mitdrehte. Der zweite Altar flammte auf, von neuem flossen Thyrsus und Becher und tanzten unter Pauken- und Beckenschall die Bacchantinnen. Nachdem so die Bewegungen am Orte, welche auch alle automatisch erfolgten, beendet waren, setzten sich die Laufräder wieder von selbst in Bewegung, und der Automat kehrte nach seinem Ausgangspunkte zurück.

Sowohl die Bewegungen von Ort zu Ort als die während des Haltens wurden mit den einfachsten Vorrichtungen ausgeführt, Rädern, horizontalen und vertikalen Achsen gleichen und ungleichen Durchmessers, Pflöcken, Schnüren, die teils straff waren, teils lockere Schnurlagen bildeten, Gegengewichten u. dgl. Der Automat konnte sich nicht nur auf einer geraden Linie vor- und zurückbewegen, sondern unter Verwendung zweier Räderpaare, die abwechselnd automatisch gehoben oder gesenkt wurden, auch in Form eines Rechtecks, oder bei konischer Gestaltung der beiden vorderen Laufräder[1]) auf einem Kreise, ja unter Zuhilfenahme besonderer Radbüchsen in Schlangenlinien.

Von den Bewegungen am Orte betrifft die erste das Altarfeuer (Fig. 16).[2]) Dieses entzündete sich, wenn ein metallener Schieber $\eta\zeta$ unter den auf den Altären liegenden Hobelspänen von einem Kettchen $\eta\vartheta\varkappa$ zurückgezogen ward und die bis dahin verborgene Flamme der Lampe $\mu\nu$ durch die Öffnung ε emporschlagen und so die Späne in Brand setzen konnte.

Die Einrichtung, welche es Bacchus ermöglichte, automatisch Milch und Wein zu spenden, erläutert Fig. 17. Eine vom Betriebsgewichte kommende Schnur drehte den Hahn $_{,}\alpha$ bis dessen Löcher mit den vom Vorratsgefäfse (mit Wein in $o\nu$, mit Milch in ξo) kommenden, versteckten Röhren $\pi\varrho\sigma\tau$ und $\chi\psi\omega\varsigma$ korrespondierten. Dann flofs der Wein nach dem Becher, die Milch nach dem Thyrsus, bis sich der Hahn infolge weiteren Anziehens wieder schlofs. Wenn es dann später Zeit war, dafs sich Bacchus und Nike drehten, wurde ein Abzug gezogen. Infolgedessen senkte sich ein Gewicht $\overset{\beta}{\mu}$, zog eine Schnur an und drehte so nicht nur das mit der Basis des Bacchus verbundene Cylinderrohr $\gamma\delta$, sondern auch zu gleicher Zeit die über die Rollen $_{,}\vartheta$ und $_{,}\eta$ laufende Schnur und die Achse $_{,}\varsigma_{,}\zeta$ mit der Nike um einen Halbkreis. Alsdann kamen die Röhrenöffnungen ε und ζ vor $_{,}\beta$ und $_{,}\gamma$ zu liegen, und es konnte, sobald sich der Hahn $_{,}\alpha$ wieder geöffnet hatte, von neuem Wein nach dem Becher und Milch nach dem Thyrsus des Bacchus fliefsen, obwohl Bacchus jetzt die entgegengesetzte Stellung einnahm.

Die Guirlande, welche die Pilaster des Automaten bekränzen sollte, ruhte anfangs versteckt in einem Rahmen $\gamma\eta\delta\vartheta$ (Fig. 18a u. b), bis sie durch das Anziehen einer Schnur, das Drehen eines Winkelhebels und das Umschlagen einer Halteklappe niederfiel.

Die Bacchantinnen standen auf einem Reif $\varepsilon\zeta\eta\vartheta\varkappa\lambda\mu\nu$ (Fig. 19a—c), welcher zur entsprechenden Zeit durch ein inneres Räderwerk in Drehung versetzt ward.

[1]) D. h. sodafs sie zwei verschiedene Kreise ein und desselben gleichseitigen Kegels bildeten.

[2]) Über die Lage der Achse oder Rolle vgl. Heron. op. I S. LIV.

Als am 4. Juli 1452 der Herzog Borso von Este seinen Einzug in Reggio[1]) hielt, war zur Feier desselben aufser andern glänzenden Veranstaltungen eine Vorrichtung geschaffen, welche mit Herons fahrendem Automaten eine grofse Ähnlichkeit hat und möglicherweise durch letzteren angeregt war. Auf einem kunstvoll gearbeiteten Wagen stand zwischen zwei Engeln St. Prosper, der Patron von Reggio, mit einem Baldachin über dem Haupte, welcher von drei Engeln getragen wurde. Auf der Spitze des Baldachins erhob sich ein segenspendender Engel. Acht andere Engel drehten sich auf einem Reifen zu Füfsen St. Prospers unter Becken- und Paukenschlag rings im Kreise. Wer erkennt nicht in Prosper[2]) die Nachbildung des Bacchus, in den acht kreisenden Engeln die Abbilder der tanzenden Bacchantinnen und in dem segenspendenden Engel das der Nike? Wir haben also auch hier, wie schon bei der berühmten Strafsburger astronomischen Münsteruhr (s. Abh. z. Gesch. d. Math. VIII 177 —194), ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie in der Renaissance auch die Mechanik und Technik an die Antike anknüpfte.

III

Die Naupliussage, welche Philons und Herons stehender Automat aufführte, berichtet nach Hygin 116 folgendes: Palamedes, der Sohn des Nauplius, war infolge der Ränke des Odysseus vor Troja unschuldigerweise gesteinigt worden. Daher zürnte Nauplius den Griechen. Als dann später die Götter wegen des Raubes des Palladiums über sie auf ihrer Heimkehr bei den Kaphareischen Felsen einen Sturm hereinbrechen liefsen, hielt auch Nauplius die Zeit der Rache für gekommen. Gerade an der gefährlichsten Stelle hob er in der finstern Nacht eine Fackel empor. Dadurch irregeleitet segelten die Griechen ins Verderben. Sie erleiden Schiffbruch, nur wenige vermögen sich zu retten. Athene schleudert den Blitz gegen Ajax, welcher tödlich getroffen in den Wellen sein Leben aushaucht. Schon Sophokles hatte die Fabel im *Ναύπλιος πυρκαεύς* behandelt. Ob Hygins Erzählung sich auf letztere stützt, läfst sich trotz Welcker und Nauck bei der Spärlichkeit der überlieferten Fragmente nicht ausmachen. Noch mehr als Hygin hebt Vergil Aen. I 39 ff. den Tod des Ajax hervor. Ohne Zweifel war die Vorstellung von dem Tode des Ajax als Abschlufs dieses Mythus populär. Darauf weisen auch die Schlufsscenen von Herons (bezw. Philons) stehendem Automaten hin. Dafs das Vorbild dafür in einem Drama zu suchen sei, ist sehr wahrscheinlich, da vielerlei an die Einrichtungen der Bühne erinnert. Ob etwa die Heronische Darstellung der Sage eine Beziehung zu Sophokles' *Ναύπλιος πυρκαεύς* hatte, ist nicht zu entscheiden.[3])

[1]) Vgl. Muratori, Rer. Ital. scriptor. XX 468 f.

[2]) Da der eine Engel neben Prosper nach Muratori a. a. O. 468E den Herzog anredet, so war dies offenbar eine lebende Figur. Sonst ist indessen in der Beschreibung der Feier wiederholt von *funes* die Rede, welche auf Automaten schliefsen lassen.

[3]) Vgl. R. Schöne, Zu Hyginus und Hero. Jahrb. d. Arch. Inst. V 75.

Herons stehender Automat führte das Stück in fünf Scenen auf. Zuerst sah man auf der Bühnenhinterwand (πίναξ oder ἔδαφος τοῦ πίνακος) zwölf Danaer in drei Reihen mit dem Ausbessern von Schiffen und den Vorbereitungen zum Stapellaufe (καθολκή) beschäftigt. Kleine, sich dicht an die Wand anschmiegende Figuren (ζῴδια) in entsprechender Bemalung sägten, zimmerten, hämmerten, bohrten. Die zweite Scene zeigte den Stapellauf selbst auf einem inzwischen heruntergelassenen Prospekte (ὀθόνιον). Die nächste Scene liefs auf einer Wandeldekoration (χάρτης) die Schiffe in Kiellinie vorbeifahren in Begleitung von lustig auf- und niedertauchenden Delphinen. Dann erhebt sich ein Sturm. In der vierten Scene erscheinen Athene und Nauplius mit erhobener Fackel. Die letzte Scene stellt zunächst auf einem vollständigen Prospekte den Schiffbruch dar. Man sieht Ajax nach dem Lande schwimmen. Darauf wird Athene nach Philon auf einer Schwebemaschine (μηχανή) emporgehoben, während sie nach Heron, der hierin Philon verbessern will, auf der Bühne selbst den Ajax umkreist. Sie schleudert unter dem Krachen des Donners den Blitz. Ajax verschwindet, gleichsam tödlich getroffen, in den Fluten, indem seine Figur von einem Teilprospekte verdeckt wird. Damit ist das Stück zu Ende.

Die Aufführungen gingen in einem zweistöckigen Spielhause (πλινθίον Kasten, Fig. 20) vor sich, welches durch eine vertikale Scheidewand (= ἔδαφος τοῦ πίνακος) in den vorderen Bühnenraum (πίναξ) und den hinteren Maschinenraum zerfiel. Darunter befand sich ein Hohlraum (θωράκιον κοῖλον), welcher die Untermaschinerie für die automatische Bewegung der Thürflügel enthielt und zugleich den Versenkungsraum für die untertauchenden Delphine und den Ajax zerschmetternden Blitz bildete. Im oberen Stocke war auf der einen Seite die Vorrichtung für das Feuerzeichen (πυρσός), auf der andern, wenigstens nach Philon, die für die Schwebemaschine. Da Heron eine einfachere Vorrichtung für das Erscheinen der Athene konstruiert hatte, so hat er die eine Hälfte des Oberstockes wohl überhaupt nicht benutzen wollen. Indessen setzt er sich mit sich selbst in Widerspruch, indem er die Hinweise auf die von ihm bekämpfte Philonische Schwebemaschine nicht getilgt hat.

Das Öffnen und Schliefsen der Bühnenthüren erfolgte zwischen den einzelnen Scenen auf einfache Weise mit Hilfe einer vertikalen Achse εζ (Fig. 21a—d), auf welcher entsprechend den fünf Scenen eine Schnur κ, teils straff gezogen, teils lockere Lagen bildend, mit den Ösen λ abwechselnd um die Pflöcke η und ϑ gelegt, überall angeklebt und dann nach dem Betriebsgewichte (λεία) geleitet war.

Die Bewegung der kleineren Figuren in der ersten Scene wurde, wie Tafel III Fig. 22a u. b zeigt, durch ein Sternrad (ἀστερίσκος) vermittelt, von dessen Achse eine Schnur nach dem Betriebsgewichte ging.

Die Prospekte, welche den Stapellauf u. a. darstellten, waren, ehe sie in Erscheinung traten, oberhalb der Bühnendekoration (ἔδαφος τοῦ πίνακος) unter dem Boden des Oberstockes (= πλευρὰ τοῦ πλινθίου) zusammengelegt (Fig. 23a u. b) und rollten im gegebenen Momente nieder, indem durch allmäh-

liches Anziehen einer Schnur vom Betriebsgewichte aus nach einander mehrere Stifte aus den die Prospekte zurückhaltenden Ösen herausgezogen wurden.

Die Wandeldekoration (Fig. 24a u. b, Rückseite) mit der Flottenparade zog mit Hilfe zweier vertikaler Achsen und einer Drehwelle $\vartheta\varkappa$ ziemlich schnell vor den Augen des Publikums vorüber. Die auf- und niedertauchenden Delphine veranschaulichen Fig. 25a—c, das Feuerzeichen Fig. 26.

Der Blitz (Fig. 27), durch ein kleines Brett dargestellt, fiel schnell, von zwei fast unsichtbaren Schnüren geführt, über die Bühne durch einen Schlitz (*ἐκκοπή*) in die Versenkung. Mittels desselben Bewegungsapparates fiel gleichzeitig der Teilprospekt (*ὀθόνιον μικρόν*) nieder, welcher die Figur des Ajax zu verdecken hatte.

Die Donnervorrichtung im einzelnen zu beschreiben hat Heron vergessen, wie er selber das dem Philon vorwirft. Indessen ist aus einer allgemeinen Bemerkung ersichtlich, dafs die von Heron konstruierte oder geplante Vorrichtung im wesentlichen den Donnervorrichtungen der heutigen Zeit (Fig. 28) entsprochen haben mufs.

Besonderes Interesse dürfte der Heronische Bewegungsapparat für das Erscheinen der Athene in der vierten Scene erwecken. Leider giebt Heron nur allgemeine Andeutungen. Um so dankenswerter ist daher der auf meine Anregung von H. Querfurth, einem Theaterfachmanne, unternommene Rekonstruktionsversuch (Fig. 29a—d), welcher nur die einfachen Mittel Heronischer Technik verwendet.

Während der ersten drei Scenen lag die Figur (A) am Boden (A_1 in Fig. 29a). Dann wurde sie im gegebenen Augenblicke durch die an der Rückseite angebrachte Schnur s aufgerichtet (A_2), fuhr auf einem kleinen Schlitten (D, Fig. 29c), auf dessen Unterseite von der Schnur c_1 (Fig. 29c) gezogen, in der Schlitzbahn n (Fig. 29b) um die Bühne, bis sie nach dem Ausgangspunkte zurückkehrte. Schliefslich wurde sie von der auf der Vorderseite der Figur befestigten Schnur e (Fig. 29d) wieder niedergelegt.

Die Zahl der griechischen Hss. beläuft sich auf 38, welche in zwei Klassen zerfallen. Die bessere führt überall den Titel *Περὶ αὐτοματοποιητικῆς*, die schlechtere den bis jetzt üblichen *Περὶ αὐτοματοποιητικῶν*. Als Vertreter der besseren Klasse sind Marcianus 516 und Gudianus 19, für die schlechtere Taurinensis B V 20 ausgewählt. Aus einer erheblichen, in allen Hss. vorhandenen Störung in der Aufeinanderfolge des Textes, infolge deren schon die Abschreiber irrtümlich glaubten, eine Lücke annehmen zu müssen, ist evident, dafs alle Hss. auf einen Archetypus zurückgehen.

Die Überlieferung der Automaten ist, von einigen Interpolationen abgesehen, im ersten Teile im ganzen gut, im letzten an vielen Stellen verderbt. Hier die bessernde Hand anzulegen ist eine keineswegs leichte, aber vielleicht nicht ganz undankbare Aufgabe für die Philologen. Wenngleich bereits eine Anzahl Konjekturen im kritischen Apparate stehen, so war naturgemäfs das Ziel der Ausgabe in erster Linie die Recensio, erst in zweiter die Emendatio. Die Ausgabe hat sich zwar bemüht, die Wunden blofszulegen. Sie zu heilen

vermag nur die gemeinsame Thätigkeit der philologischen Fachgenossen. Wie bei jedem andern antiken Schriftsteller, so ist auch bei Herons Automaten für die Ausübung der Textkritik die Beherrschung nicht blofs der Form, sondern in hohem Mafse der Sache und Klarheit über die Heronischen Prinzipien Voraussetzung, wenn wirklich Erspriefsliches geleistet werden soll. Besonderen Erfolg würde ich mir versprechen, wenn ein geschickter, technisch nicht unerfahrener Archäologe sich entschliefsen könnte, eine Rekonstruktion in Form eines Modelles zu versuchen. Die Aufgabe wäre nicht leicht, aber scheint mir nicht unmöglich. Das fahrende Automatentheater ist zwar nach Heron manchen Fährlichkeiten ausgesetzt gewesen, dagegen soll das stehende ziemlich sicher funktioniert haben. Jedenfalls würde, wer es unternimmt, des Dankes der Gelehrten sicher sein, wie es dem Artilleriehauptmann Deimling, dem Wiederhersteller der Katapulten, auf dem Philologentage zu Heidelberg (1865), oder de Reffye für das jetzt im Museum zu St. Germain aufbewahrte Modell einer Katapulte gewifs nicht an Anerkennung gefehlt hat.

DAS REGENWUNDER IM QUADENLANDE

Eine antik-moderne Streitfrage

Von Johannes Geffcken

Vor einigen Jahren erregte ein Streit die Aufmerksamkeit der philologischen und auch der theologischen Gelehrtenwelt, der aus mehr als einem Grunde merkwürdig heifsen durfte. Denn nicht nur, dafs Kämpfer auf den Plan traten, deren Namen mit Ehrfurcht genannt werden, auch die Energie dieser Streiter, die an uralte Kämpfe in ähnlicher Sache zu erinnern schien, konnte lebhaftes Interesse erregen. Nun ist es wieder stille davon geworden, und die Wogen, die um die Marc-Aurelsäule auf der Piazza Colonna und um die Trümmer schriftlicher Überlieferung brandeten, sind gesunken, ja scheinen sich verlaufen zu haben; gleichwohl erscheint es mir am Platze, die einzelnen Phasen des heftigen Zwistes noch einmal an uns vorüberziehen zu lassen, um je nachdem, beistimmend oder widersprechend und vielleicht auch die Untersuchung weiterführend, die Kunde eines interessanten, aber auch sehr schwierigen Problems zu fördern.

In der Paliliensitzung des Archäologischen Instituts im J. 1893 hatte E. Petersen die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Darstellung der Germanen an der Marcussäule gelenkt und die ersten treuen Abbildungen einiger Säulenreliefs vorgelegt. Darunter befand sich auch eine Reproduktion jener vielgenannten und öfter, wenn auch zumeist sehr unvollkommen, abgebildeten Scene des Regenwunders im Quadenland, d. h. nach althergebrachter Meinung, der Rettung der Römer aus der Gefahr des Verdurstens und der Schädigung der Feinde, beides durch den Regengott bewirkt. Indem nun Petersen (Röm. Mitt. IX 78—89) die vorhandene litterarische Überlieferung der Heiden und Christen[1]) durch Gegenüberstellung der einzelnen Stücke prüfte und mit dem, was die Säule nach den bisher genommenen Photographien zu erzählen schien, verglich, gelangte er zu dem Ergebnisse, dafs die litterarische Tradition im wesentlichen ihren ziemlich phantastischen Charakter der Betrachtung oder, besser gesagt, der Verkennung des Reliefs an der Säule verdankte. Da Themistios und Dio gut miteinander stimmten und ersterer nach eigenem

[1]) Apollinaris bei Eusebios, Hist. eccl. V 5. Tertullian, Apol. 5; Ad Scap. 4. Cass. Dio LXXI 8—10 resp. Xiphilinos. Vita Marci 24. Eusebios, Chron. S. 172 Sch. Themistios, Or. XV 191b. Orosius VII 15, 8. Claudian, Paneg. de VI. cons. Hon. 331 ff. Der gefälschte Brief M. Aurels, hinter Justinus Martyr.

Geständnisse eine γραφή benutzte, so ergab es sich für Petersen, dafs diese γραφή eben das Säulenbild sein müsse, das demnach auch von Dio für den Aufbau seiner Erzählung verwendet worden sei. Freilich sollten sich beide Schriftsteller versehen haben. Denn das Relief stellt nicht verdurstende und dann durch den plötzlichen Regen erquickte, das köstliche Nafs mit den Schilden auffangende Römer und auf der anderen Seite vom überschwemmenden Regen schwer geschädigte Barbaren dar, sondern nur das letzte Moment ist richtig, das erstere ist bisher falsch aufgefafst worden. Die Römer trinken nicht, sondern bedecken sich schützend mit ihren Schilden und sind unter diesem Regendache wohlgeborgen: das haben die litterarischen Zeugen falsch gedeutet. Desgleichen hat man den Blitz, der auf einem anderen Säulenbilde ein feindliches Balkengerüst zertrümmert, fälschlich in die eben erwähnte Scene hineingezogen und die Gegner der Römer durch die Donnerkeile der Gottheit in die Flucht schlagen lassen. Endlich blieb es den Christen vorbehalten, auf einer dritten Darstellung der Säule, die uns beschildete Krieger am Ufer eines Flusses kniend zeigt, betende Glaubensgenossen zu erkennen.

Gegen diese überraschende Darlegung des Archäologen erhob sich nun der Theologe Ad. Harnack. In ausführlichster, nicht ohne einige Animosität gehaltener Erörterung besprach er 'Die Quelle der Berichte über das Regenwunder im Feldzuge Marc Aurels gegen die Quaden' (Sitzungsber. d. Kgl. preufs. Ak. d. Wissensch. 1894 S. 835—882). Mit gewohnter Umsicht gab er hier eine eingehende Kritik der einzelnen Traditionsstücke, deren von Petersen aufgereihte Zahl er auf der einen Seite durch die Streichung des Orosius als selbständigen Zeugen vereinfachte, anderseits jedoch durch die Oracula Sibyllina XII 187 ff. und Gregor von Nyssa (Orat. in XL mart. II, vol. III 505 M.) vervollständigte.[1] Harnack ging gegenüber dem Archäologen vor allen Dingen auf die erste schriftliche Überlieferung des Wunders zurück, auf den von Tertullian deutlich erwähnten und auch von Dio berührten echten Kaiserbrief. Da nun Apollinaris, der wahrscheinlich 1—2 Jahre nach dem Ereignisse schrieb, Tertullian (i. J. 197) und Dio im ganzen übereinstimmen, voneinander aber unabhängig sind, so gehen sie alle drei auf ein Original, auf den in seiner Echtheit nicht zu bezweifelnden Brief des Kaisers an den Senat zurück, ein Schreiben, das auch noch der Verfertiger des erhaltenen gefälschten Kaiserbriefes benutzt hat. Indem Harnack dann weiter die Stelle des Tertullian (Apol. 5): . . *litterae M. Aurelii . . . quibus illam Germanicam sitim Christianorum forte militum precationibus impetrato imbri discussam contestatur* in dem Sinne interpretiert, dafs M. Aurel das Gebet der Christen hier als nicht unwirksam an dem Ereignisse bezeichnet, vielleicht auch nur ironisch darauf hingewiesen, jedenfalls aber es nicht unerwähnt gelassen habe, gewann er den Inhalt des echten Kaiserbriefes. Dieser Brief nun wurde von den Christen des Orients früh interpretiert, und schon Dio schreibt, indem er den Magier Arnuphis, freilich mit einem 'on dit', das

---

[1]) Vgl. auch Keim, Rom und das Christentum 627 ff. Als neue selbständige Quelle hat Harnack nur Gregor hinzugefügt.

Wunder herbeiführen läfst, halb polemisch; Spätere haben dann durch den Hinweis auf den betenden Kaiser selbst die Polemik fortgesetzt. Ein bei Heiden und Christen sich wiederholendes, gemeinsames Mifsverständnis des Säulenbildes ist völlig unmöglich. Freilich konnte man trinkende Soldaten auf der Säule schlecht darstellen, besser bildete man sie im zweiten Akte, siegreich das Unwetter bekämpfend, ab. Angesichts dieser Erwägungen, angesichts ferner der Thatsache, dafs Gregor von Nyssa auch einer mündlichen kappadokischen Tradition des Regenwunders Erwähnung zu thun scheint, ergeben sich nun die Schlüsse: historisch sind der Durst, der das römische Heer in Bedrängnis brachte, die plötzliche Hilfe, die Gebete der XII. Legion, die Christlichkeit eines Teiles der Legion, der Kaiserbrief, die Erwähnung der Gebete der XII. Legion in diesem Schreiben.

So glaubte der Theologe den Archäologen geschlagen zu haben. Aber diesem erstand schnell ein rüstiger Mitkämpfer. A. v. Domaszewski (Rhein. Mus. XLIX [1894] 612—619) blieb dabei, dafs die Säule nicht die Rettung der Römer vor dem Verdursten, sondern vielmehr einen Gewittersturm darstelle, und suchte aus der Aufreihung der Ereignisse am Monumente selbst, das jenes Ereignis in den Anfang des Krieges setze, während die christliche Überlieferung, die auch den Xiphilinos-Dio beeinflusse, das Wunder in den Ausgang des Krieges verlege, die Unhaltbarkeit eben dieser christlichen Überlieferung zu erweisen. Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung kam Domaszewski zu dem Resultate, dafs Apollinaris wohl mit Eusebios selbst identisch, jedenfalls nie und nimmer ein Zeitgenosse des Marc Aurel sei, dafs ferner die XII. Legion während des Markomannenkrieges am Euphrat stand, und vollends, dafs Christen damals schwerlich im römischen Heere dienten. Dieser Überzeugung ist denn Domaszewski auch noch in späteren Arbeiten[1]) zum gröfsten Teile treu geblieben.[2])

Verwickelter wurde der Streit dadurch, dafs nun K. Weizsäcker (Einleit. zu der akad. Preisverteilung, Tübingen 6. Nov. 1894) sich auf Petersens Seite stellte. Weizsäcker sah ferner in Dio LXXI 10 z. T. eine christliche Fälschung durch Xiphilin, er leugnete die Zurückführung des Wunders auf die Christen im Kaiserbriefe, weil ein solches Vorgehen andere Folgen hätte haben müssen, er erkannte endlich in der fingierten Anerkennung der Christen durch den Kaiser die christliche Ahnung vom endlichen Siege. — Da trat ein neuer Streiter auf den Plan, Th. Mommsen (Hermes XXX [1895] 90—106). Obwohl er weder mit Harnack den Glauben an die Geschichtlichkeit des Berichtes teilen konnte, noch anderseits mit den Altertumsforschern reine Fiktion annahm, wandte er sich doch in der Hauptsache ziemlich deutlich gegen Petersen und Domaszewski, deren Vorgehen er als ein wildes Anreihen einer Kette kritischer Gewaltsamkeiten bezeichnete. Vor allem hat Domaszewski Unrecht in seinen chronologischen Ansätzen. Nicht durch die Bilder ist die schriftliche Überlieferung

[1]) Zur Chronologie des Bellum Germanicum et Sarmaticum 166—175 n. Chr. (Neue Heidelberg. Jahrb. V [1895] 123); Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom S. 107 ff.

[2]) Auch Peter, Die geschichtl. Litt. über d. röm. Kaiserzeit I 250, 4 stellt sich auf die Seite von Petersen und Domaszewski.

zu korrigieren, sondern die überlieferte Datierung des Regenwunders ist vielmehr der Eckstein zur richtigen Bestimmung der Reliefs. Da die ersten Kriegsjahre schwer waren, so setzt die Darstellung der Säule erst mit den späteren glücklicheren ein. Ferner ist eine christliche Interpolation des Dio durch Xiphilinos völlig zu verwerfen. Der Brief des Kaisers, den Tertullian erwähnt hat, ist natürlich echt und läfst sich noch ziemlich gut rekonstruieren. M. Aurel erzählte demgemäfs vom rettenden Regen, von der Schädigung der Feinde durch das Unwetter und die Blitze, er erwähnte die Aufstellung der Legionen in Schlachtordnung. Dieser Brief kann nun wohl etwas rhetorisch gehalten gewesen sein, aber nie so albern wie Dios 'unmilitärische Schauermalerei'. Mit diesem Ergebnis läfst sich denn auch die Darstellung der Säule gut vereinigen; denn wenn hier trinkende Soldaten nicht dargestellt worden sind, so hat dies wesentlich künstlerische Gründe. Weiter führte der Kaiser in seinem Schreiben das Ereignis auf Gott allein zurück, nicht auf eine bestimmte Gottheit; er selbst erwähnt nichts von einem Gebet, das er gethan, das wurde erst später offizielle Auffassung. Nimmer aber hat er der Gebete von Christen gedacht; die Übereinstimmung christlicher Gewährsmänner über das Gebet der Christen ist der Zwangslage zuzuschreiben, in die sich jeder von ihnen gegenüber dem Schweigen der Primärquelle versetzt sah. So ist denn auch die Tertullianstelle zu deuten: 'Nun traf es sich, dafs in dem Heere auch Christen sich befanden, und so erhörte Gott die Bitte der Soldaten.' Apollinaris selbst, den nur Bequemlichkeit als Fiktion einführen konnte, ist zwar alt, aber als Christ ein ganz unglaubhafter Zeuge, schon deswegen, weil er die Entstehung des Beinamens der *legio fulminatrix* völlig falsch, eine etymologisch-theologische Erfindung unterschiebend, erklärte.

Aber die Archäologen setzten den Kampf fort, zu grofsem Nutzen der Wissenschaft, wie man einräumen mufs. In einem neuen Aufsatze (Rhein. Mus. L [1895] 433—474) gab Petersen zwar zu, dafs er mit Unrecht die christliche Legende allein aus Mifsverständnissen des Säulenreliefs hergeleitet habe, wandte sich dann aber mit Eifer gegen die z. T. schon von Mommsen zurückgewiesenen Aufstellungen Harnacks über den (echten) Kaiserbrief und seine Bedeutung. Auf ein neues Fundament — diese vorgreifende Kritik sei schon hier bei dem schlichten Referat erlaubt — stellte er dann die Untersuchung durch den Hinweis, dafs beim Regenwunder nach Eusebios' Bericht in der Chronik sowie nach dem Säulenbilde sicher M. Aurel gar nicht zugegen gewesen, sondern nur Pertinax. Weiter gab Petersen an der Hand von Photographien und nach neuer Autopsie eine bessere Schilderung der Säulenbilder, als wir sie bisher kannten. Daraus erhellte, dafs thatsächlich die Römer als dem Verdursten nahe, später trinkend, im weiteren Verlaufe sich gegen das allzustürmische Element schützend dargestellt werden, während die Feinde den Wasserfluten erliegen, dafs ferner die Fabel von den die Feinde gleichzeitig treffenden Blitzen vielmehr der entstellenden Verwertung eines anderen Vorganges, den die Säule zeigt und den auch ein Stück der Überlieferung (Vita Marci 24) nennt, zuzuschreiben ist, der Zerstörung einer feindlichen Maschine durch einen plötzlichen Blitz.

Die Entwickelung der Legende aber über den Vorgang läfst sich noch verfolgen. Bei Eusebios in der Kirchengeschichte hat man noch den einen Blitz vor dem Regen, Dio verbindet die Blitze direkt mit dem Regen als wirksame Hilfe gegen den Feind, obwohl man hier die Ungehörigkeit dieses Schilderungsmomentes noch erkennt, bei Gregor sind die Blitze schon Inventar. Und schliefslich ist es doch nicht so falsch, vom Säulenbilde die Entwickelung der Legende beeinflufst sein zu lassen, denn mag nun Themistios in seiner γραφή das römische Relief oder besser ein anderes Bild gemeint haben, abhängig ist seine dem wirklichen Vorgang nicht entsprechende Anschauung jedenfalls von einer künstlerischen Darstellung. —

Im J. 1893 war der deutsche Kaiser in Rom gewesen und hatte regen Anteil besonders an der Darstellung der Germanen auf der Marcussäule genommen. Dabei blieb es nicht; der Kaiser und der Grofsherzog von Baden gewährten dem Plane, die ganze Säule photographieren und z. T. abformen zu lassen, thätige Unterstützung, und so lag denn 1896 als Frucht des schönen Unternehmens das Prachtwerk vor: 'Die Marcus-Säule auf Piazza Colonna in Rom herausgegeben von Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini. Mit CXXVIII Tafeln folio. München 1896.' Im Textbande giebt hier Petersen eine Geschichte der Säule (S. 1—20), Mommsen eine klassische Darstellung des Markomannenkrieges unter Kaiser Marcus (S. 21—28), bespricht Calderini 'L'architettura della colonna' (S. 29—38); dann nimmt Petersen wieder das Wort zur Beschreibung der Bildwerke (S. 39—104), und zuletzt erläutert Domaszewski dieselben an der Hand der Geschichte, auch hier wie an anderer Stelle im Gegensatze zu Mommsen.[1]) — Mit wünschenswertester Deutlichkeit erkennt man auf den Tafeln den Hergang des Wunders. Taf. 17 zeigt uns den vom Blitz entzündeten feindlichen Belagerungsturm, wie er über drei niedergestürzten und stürzenden Barbaren zusammenbricht, während der Kaiser, umgeben von Garden und Legionssoldaten, auf die stürzenden Barbaren hinzuweisen scheint (S. 56). Auf Taf. 22 haben wir dann das Regenwunder. Die Römer ziehen im *agmen quadratum*, in der rechten Seite der Feldherr, der hier nicht M. Aurel ist; da mufs der Zug Halt machen. Es tritt offenbar die Naturgewalt hemmend ein. Wir sehen ein Rind sterbend zu Boden stürzen, ein anderes wild darüber springen. Ein Soldat, im oberen Teile, hebt die rechte unbewehrte Hand und das Antlitz zum Himmel empor. Daneben aber tränkt schon ein Krieger hinter einem Geschütz sein Rofs, ein anderer trinkt im strömenden Regen, andere wieder wehren dem Elemente mit schützend emporgehobenen Schilden. Weiter rechts sieht man dann die merkwürdige Personifikation des Regengottes, dem aus Haar und Bart, Flügeln und Armen das strömende Nafs quillt. Der Erfolg zeigt sich bald. Die eben noch stockende römische Linie gerät, erquickt durch die Wundergabe, wieder in Bewegung. Aber das Schwert allein braucht nicht mehr zu ent-

[1]) Einen hübschen Überblick über das Ganze giebt Duhn in der Deutschen Rundschau 1897 S. 254—266.

scheiden: die Barbaren erfafst der Wasserschwall, in Gebirgsschluchten sieht man Rosse mit dem (nicht sichtbar gemachten) Elemente ringend oder untersinkend, die Feinde, Vornehme wie Geringe, liegen tot am Boden, ihre Waffen sieht man an einem Orte zusammengeschwemmt; alles so, als ob die Wasser sich wieder verlaufen hätten (S. 58 f.). Dazu glaubt dann auch Domaszewski (S. 112 f.) aus der Helmzier eines Legionars in einer früheren Scene die Teilnahme der *legio XV Apollinaris*, d. h. einer kappadokischen Legion, nahelegen zu dürfen. — Mit Recht lobt man den Realismus der Säule. Auch hier ist jeder einzelne Vorgang mit wenig Mitteln markiert, die ganze Entwickelung auf engem Raume, unkünstlerisch zwar, aber deutlich angegeben. Die Römer beten in der Not des Durstes — denn wozu der eine Hand und Augen aufwärts hebende Soldat?[1]) — der Himmel öffnet seine Schleusen, schon wirds dem Heere fast zuviel der Gaben, den Feinden jedenfalls: das sieht man alles in trefflichster Stufenfolge. Dieser Realismus bürgt uns auch für die historische Wahrheit des ganzen Vorganges. —

Beide Ereignisse, das Blitzwunder, dessen Zeuge er gewesen, das Regenwunder, das sein General erlebte, sprachen so recht zum gottergebenen, bescheidenen Sinne des Kaisers. Die Handbewegung, mit der M. Aurel auf die gefällten Feinde weist, ist ungemein charakteristisch. Von langen Gebeten will Epiktets Schüler, dem überhaupt jedes Hervortreten der eigenen Persönlichkeit widerwärtig ist, nichts wissen; am besten gefällt ihm das Stofsgebet der Athener: *ὗσον, ὗσον, ὦ φίλε Ζεῦ, κατὰ τῆς ἀρούρας 'Αθηναίων καὶ τῶν πεδίων*: entweder soll man gar nicht oder so beten, *ἁπλῶς καὶ ἐλευθέρως* (*Εἰς ἑαυτ.* S. 50, 23 Stich.). Er fühlt sich überall umgeben und getragen von der Gottheit, die ihm zugleich Notwendigkeit und Natur ist (ebd. 112, 17), das Leben ist ihm *συζῆν θεοῖς* (59, 23), nutzbringendes Schaffen *σὺν μνήμῃ θεοῦ* (64, 7), und den Gott trägt er immerdar in sich selbst (24, 17. 25, 9). So hat er denn auch schwerlich um Hilfe gebetet, bevor der Blitz kam, er fühlte sich in Gott und der Natur geborgen, und ein Zeichen beider wurde ihm. Denn dafs der Blitz nur eine moralische Hilfe war, wenn er auch den Turm fällte, liegt doch auf der Hand.

Der Kaiser schrieb an den Senat, das berichtet uns Tertullian, wenn auch nicht ohne Entstellung, wie wir oben gesehen[2]), und Xiphilins nicht anzufechtender Auszug aus Dio.[3]) Mommsen meint, auch der Brief sei wohl

---

[1]) Domaszewski, Neue Heidelb. Jahrb. V 123 sieht hier nur einen Ausdruck des Affekts über das wunderbare Ereignis. Da die Säule aber, wie sich fast aus jeder einzelnen Figur kundgiebt, das Nacheinander von links nach rechts darstellt, so findet der vor dem Ereignisse in Affekt gesetzte Krieger m. E. keine Verwendung.

[2]) Vom Gebete der Soldaten hat M. Aurel schwerlich gesprochen, denn er war nicht bei dem Vorgange zugegen, und ob Pertinax es für nötig hielt, ihm davon zu erzählen, steht dahin. Der Kaiser wird vielmehr Blitz- und Regenwunder zusammenfassend derselben ungenannten Gottheit, jedenfalls nicht letzteres dem Hermes *ἀέριος* (Dio) zugeschrieben haben.

[3]) LXXI 10, 5: *ἐδέξατό τε αὐτὸ* (nämlich die 7. Acclamatio) *ὡς καὶ παρὰ θεοῦ λαμβάνων καὶ τῇ γερουσίᾳ ἐπέστειλεν.* Es scheint mir ganz unrichtig, Dio als von Xiphilin verfälscht

rhetorisch gehalten gewesen. Ich glaube das kaum. Zwar als Prinz war M. Aurel wohl oder übel im Irrgarten Frontonischer Schnörkelrhetorik umhergetaumelt, aber sein gesunder Sinn siegte, er wandte sich den Philosophen zu, warf der Rhetorik den Fehdehandschuh hin. Welcher Unterschied zwischen den Briefen, die der Cäsar und die der Imperator an Fronto, den der Wechsel tief bekümmerte (S. 146 Nab.), schreibt! Alle Rhetorik, alle Sophistik ist ihm nun verhafst (*Εἰς ἑαυτ.* 11, 17), aus der ganzen Tiefe des einfach empfindenden Gemütes spricht und schreibt er.

Dafs M. Aurel der Christen mit keinem Worte in seinem Briefe Erwähnung gethan haben kann, hat Mommsen ausführlich dargethan. Der Kaiser war zwar tolerant gegen sie, wie ja auch Harnack (S. 877) hervorhebt[1]), aber im innersten Wesen blieben sie ihm unsympathisch. Dem stillen Denker ist jede pathetische Verbrämung der Dinge widerwärtig; darum ist auch eine hochtrabende Verachtung des Todes, der ja ebenfalls ein Stück Natur ist, unzulässig (114, 18). Nicht prahlerisch, wie die Christen, denen der Tod nur ein 'leichtes Gefecht' ist, sondern *λελογισμένως καὶ σεμνῶς* und *ἀτραγῴδως* soll man sterben (144, 13 ff.).

An den edlen Philosophen, der das Schwert des Kriegers führte und doch inmitten all des Waffenlärms so stillen und friedvollen Gemütes blieb, wandten sich mit Vorliebe die Apologeten: Athenagoras, Miltiades, Melito, Apollinaris forderten von ihm Gerechtigkeit für ihre Glaubensbrüder. Fast jeder von ihnen suchte vom philosophischen Standpunkte aus den Kaiser zu gewinnen, Melito hielt ihm auch noch das Beispiel seiner Vorgänger vor Augen (S. 411 ff. Otto), wie ähnlich später Tertullian den Antistites Tiberius' und M. Aurels Vorgehen: kein Wunder, wenn Apollinaris ihn nun auch noch an ein Ereignis erinnerte, dessen Hergang, wie er sich ihn vorstellte, dem Apologeten besonders geeignet schien, den Kaiser für die Christen einzunehmen.

Ich habe bei dieser Darstellung vorausgesetzt, dafs das bei Eusebios erhaltene Fragment des Apollinaris in seiner Apologie an M. Aurel gestanden habe; es ist in der That die natürlichste Annahme, und die meisten Forscher haben so geurteilt (Harnack S. 381, 1).[2]) Der ganze Charakter aber der Überlieferung des Citats bei Eusebios bietet mehrere noch nicht ganz erledigte Schwierigkeiten, so dafs ich das Stück notwendig noch einmal hersetzen mufs:

Hist. eccl. V 5: *Τούτου* [d. h. *Ἀντωνίνου Οὐήρου*] *ἀδελφὸν Μᾶρκον Αὐρήλιον Καίσαρα λόγος ἔχει Γερμανοῖς καὶ Σαρμάταις ἀντιπαραταττόμενον μάχῃ δίψει πιεζομένης αὐτοῦ τῆς στρατιᾶς ἐν ἀμηχανίᾳ γενέσθαι, τοὺς δὲ ἐπὶ τῆς Μελιτηνῆς οὕτω*

---

auszugeben. Die christlichen Beziehungen: Wasser und Blut, Feuer und Blut, die Weizsäcker a. a. O. 9 f. gefunden hat, scheinen mir doch etwas künstlich. Zudem ist Xiphilins Art doch eine ganz andere. Erst führt er den Autor an (Kap. 8), dann widerlegt er ihn (Kap. 9); dafs er ihn dann noch interpoliert hätte, ist mir unwahrscheinlich. Dafs endlich Xiphilin Dio noch selbst epitomiert hat, sehen wir nun wohl endgültig aus Boissevains Ausgabe.

[1]) Vgl. auch Mommsen, Histor. Zeitschr. 1890 (XXVIII) S. 400, 3.

[2]) Anders Weizsäcker a. a. O. 7.

καλουμένης λεγεῶνος στρατιώτας διὰ πίστεως ἐξ ἐκείνου καὶ εἰς δεῦρο συνεστώσης ἐν τῇ πρὸς τοὺς πολεμίους παρατάξει γόνυ θέντας ἐπὶ γῆν κατὰ τὸ οἰκεῖον ἡμῖν τῶν εὐχῶν ἔθος ἐπὶ τὰς πρὸς θεὸν ἱκεσίας τραπέσθαι. παραδόξου δὲ τοῖς πολεμίοις τοῦ τοιούτου δὴ θεάματος φανέντος ἄλλο τι λόγος ἔχει παραδοξότερον ἐπικαταλαβεῖν αὐτίκα· σκηπτὸν μὲν εἰς φυγὴν καὶ ἀπώλειαν συνελαύνοντα τοὺς πολεμίους, ὄμβρον δὲ ἐπὶ τὴν τῶν τὸ θεῖον παρακεκληκότων στρατιάν, πᾶσαν αὐτὴν ἐκ τοῦ δίψους μέλλουσαν ὅσον οὔπω διαφθείρεσθαι ἀνακτώμενον. ἡ δὲ ἱστορία φέρεται μὲν καὶ παρὰ τοῖς πόρρω τοῦ καθ' ἡμᾶς λόγου συγγραφεῦσιν, οἷς μέλον γέγονε τῆς κατὰ τοὺς δηλουμένους γραφῆς, δεδήλωται δὲ καὶ πρὸς τῶν ἡμετέρων. ἀλλὰ τοῖς μὲν ἔξωθεν ἱστορικοῖς ἅτε τῆς πίστεως ἀνοικείοις τέθειται μὲν τὸ παράδοξον, οὐ μὴν καὶ ταῖς τῶν ἡμετέρων εὐχαῖς τοῦτο ὡμολογήθη γεγονέναι· τοῖς δέ γε ἡμετέροις ἅτε ἀληθείας φίλοις ἁπλῷ καὶ ἀκακοήθει τρόπῳ τὸ πραχθὲν παραδέδοται. τούτων δ' ἂν εἴη καὶ Ἀπολλινάριος, ἐξ ἐκείνου φήσας τὴν δι' εὐχῆς τὸ παράδοξον πεποιηκυῖαν λεγεῶνα οἰκείαν τῷ γεγονότι πρὸς τοῦ βασιλέως εἰληφέναι προσηγορίαν, κεραυνοβόλον τῇ Ῥωμαίων ἐπικληθεῖσαν φωνῇ. μάρτυς δὲ τούτων γένοιτ' ἂν ἀξιόχρεως ὁ Τερτυλλιανός. . . . folgt das Citat aus Apolog. 5, und Eusebios schliefst die Episode: *ἀλλὰ ταῦτα μὲν ὅπῃ τις ἐθέλῃ τιθέσθω.*[1])

Hier ist nun in erster Linie auszuscheiden, was zu Apollinaris nicht gehört. Das gilt vorderhand den Worten *διὰ — ἐνεστώσης*, die Harnack mit Recht für Eusebianisch hält; nur darf man nicht mit ihm das *ἐνεστώσης* auf *λεγεῶνος*, sondern mufs es mit Petersen (Rhein. Mus. S. 456, 1) auf *πίστεως* beziehen. Mit Recht rühmt Eusebios die Glaubenstreue jener Landschaft, die sich nach seinem eigenen Zeugnisse in der Verfolgung von 303 so glänzend bewährte (H. e. VIII 6, 8). Wenn nun also die XII. legio fulminata, wie wir wissen, seit Vespasians Zeit in Melitene stand (Joseph. Bell. Iud. VII 1, 3, 18)[2]), wenn ferner Domaszewski (s. oben S. 258) vielleicht mit Recht kappadokische Legionare auf der Säule erkennt, wenn endlich schon früh die Legende Christen unter ihnen nannte, so mufste zu den Zeiten der Verfolgung in Melitene die Stimme des Unwillens über die besondere Ungerechtigkeit dieses Vorgehens um so lauter ertönen. Begreiflich also, dafs Eusebios den ersten christlichen Bericht über das Wunder, wenn er ihm auch nicht in allen Teilen zustimmen kann, wie wir noch sehen werden, wieder hervorholt.[3])

---

[1]) Man hat dies in Verbindung mit *λόγος ἔχει* mit Recht als eine vorsichtige Kritik der ganzen Geschichte hingestellt.

[2]) Die christliche Überlieferung hat merkwürdig stark gewirkt. Lesen wir einerseits schon in der offiziellen Notitia dignitatum I 96 Böck: *Praefectura legionis duodecimae fulminae* d. h. *fulmineae* (vgl. auch Domaszewski, Neue Heidelb. Jahrb. V 128, 1) *Melitena*, so wird anderseits wieder durch Mifsverständnis des Gregor von Nyssa, der weiter unten noch Erwähnung finden wird, die Legion der 40 Märtyrer einfach mit der *κεραυνοβόλος* identifiziert: so Prokop, De aed. I 7 III 4, nach ihm Konstantin, De them. p. 1, 9.

[3]) Es ist zwar Apollinaris eine grofse Thorheit passiert, wenn er mit doppeltem Irrtum die legio fulminata *κεραυνοβόλος* benannt werden läfst. Wie aber sollte er es wagen, von christlichen Soldaten zu reden, wenn Christen, wie behauptet worden ist, überhaupt im römischen Heere nicht dienten! Wie erklärt man bei dieser Negation die Geschichte von den 40 Märtyrern, deren zweifellos echtes Testament wir nun mit neuer Freude in Händen

Aus dem Angeführten hat sich schon nebenher ergeben, dafs die Worte τοὺς — λεγεῶνος der Quelle des Eusebios angehören.[1]) Diese Quelle, Apollinaris, erkennt Harnack mit Recht in der ganzen Erzählung des Vorgangs. Dem hat besonders Domaszewski (N. Heidelb. Jahrb. V 127) widersprochen; dafs ein Zeitgenosse dem Kaiser eine solche Ungereimtheit wie die Geschichte von der erst nach dem Ereignisse, noch dazu falsch benannten legio κεραυνοβόλος habe vortragen können, sei einfach unmöglich. Ich vermag diesem Einspruche nicht zuzustimmen. Wir können m. E. den Apologeten nicht nach unserer Raison vorschreiben, welche Wege der Argumentation sie gehen durften, sondern müssen auch diese Art von Litteratur verstehen lernen, müssen verstehen, dafs die Not sie oft zu recht eigentümlichen Mitteln greifen liefs. Gewifs war es leicht, den thörichten Apollinaris zu widerlegen, und es ist dies auch, wie wir noch sehen werden, bald geschehen, aber ebensowenig Mühe hätte es auch gekostet, z. B. einem Justinus seinen Schnitzer von der Verwechselung des Zauberers Simon mit dem Gotte *Semo Sancus* (Apol. I 26) vorzuhalten und Tertullian lächerlich zu machen, der in den römischen Bannern das Kreuzeszeichen nachweisen will (Apol. 16)! Dafs vollends Apollinaris noch mehr als diese eine Ungereimtheit auf dem Gewissen hat, wird sich sogleich zeigen.

Mit Recht hat Petersen bemerkt, dafs Apollinaris' Erzählung noch Züge des ursprünglichen Sachverhaltes bewahre: er redet nur von dem einen Blitz, der die Feinde in Flucht und Verderben treibt, und danach erst vom Regen. Aber eben darum, weil er die Reste des Alten mit der neuen christlichen Fiktion nicht ausgeglichen, nicht verarbeitet hat, kommt ein ganz sonderbarer Unsinn heraus. Der eine plötzliche Blitz, der, wie oben bemerkt, doch nur moralische, keine wirklich materielle dauernde Wirkung haben konnte, und das spätere Regenwunder müssen natürlich beide durch das Gebet der Christen veranlafst worden sein. Freilich haben die Christen nur um Rettung aus der Durstesnot gebetet, aber sie erhalten mehr, zwar nicht ein Gewitter[2]), das, wie Dio die Sache in sich viel konsequenter dargestellt hat, die Feinde durch tötende Blitze vernichtet, sondern nur einen einzigen Strahl, der das gleiche thun mufs und der Legion sogar den Namen giebt, und danach empfangen sie ohne natürliche Verbindung den rettenden Regen: ein hübsches Stück Erzählungskunst! Dafs bei dieser Erzählung Apollinaris schwerlich vom Briefe des Kaisers gesprochen, beweist, wie Harnack und Mommsen hervorheben, das Tertulliancitat des Eusebios; gekannt mag Apollinaris das Schreiben haben, obwohl die Geschichte in der ursprünglichen Form ihm auch von anderer Seite, entsprechend ihrer grofsen Merkwürdigkeit, zugegangen sein kann.[3])

---

halten, wie vereinigt man damit die Angabe, dafs Julian das Heer von Einflüssen des Christentums gereinigt habe (CIL. III 10648; Domaszewski, Westdeutsche Zeitsch. XIV 36). Wurden die Christen späterer Zeit nachsichtiger in der Frage des militärischen Dienstes? — Über Eusebios' Ansicht vgl. unten S. 268.

[1]) Harnack a. a. O. 840, 2.

[2]) Wie Petersen, Rhein. Mus. S. 460 sagt.

[3]) Petersen a. a. O. 454.

Die Geschichte von der legio κεραυνοβόλος, die heutige Gelehrte stutzig gemacht hat, mufste damals erst recht Aufsehen erregen und den Spott der Gegner entfesseln. Es ist die Zeit des Fronto, des Celsus[1]), der Apologien, die Zeit der heftigsten litterarischen Kämpfe zwischen Christen und Heiden. Derartige Thorheiten, wie Apollinaris sie begangen, konnten von den Heiden nicht übersehen werden.[2]) Das läfst sich noch kontrollieren. Denn wie kommt es, dafs von der vielberufenen Donnerlegion mit Ausnahme des einzigen Eusebios, der, wohlgemerkt! — hier nur referiert, bei keinem Zeugen bis zum Ende des IV. Jahrh. und auch in dem merkwürdigen gefälschten Briefe, den wir weiter unten noch einzureihen haben, mit keinem Worte die Rede ist?[3]) Ein Zufall kann dies nicht sein, um so weniger, als ja auch in dem gefälschten Schreiben offenbar mit Absicht andere Legionsnamen eingesetzt worden sind, sondern hier mufs heidnische Polemik wirksam gewesen sein. Demgemäfs scheint sich denn auch Tertullian wohl gehütet zu haben, von der Donnerlegion etwas verlauten zu lassen.[4]) —

Der eine Bestandteil christlicher Fiktion war gefallen, der andere, das Gebet der Christen überhaupt, nicht. Gegen diese Legende richtete sich nun danach der Angriff der Heiden. Hier war aber nicht nur zu negieren, sondern Neues aufzustellen. Und das geschieht nun durch eine Art Retourkutsche: nun soll der Kaiser gebetet haben. Die Vita Marci 24, die auf Marius Maximus zurückgeht, in ihrem heutigen Zustande ein jämmerlich konfuses Machwerk, in Kap. 24 eine unübersichtliche Kollektanee, erzählt: *Fulmen de caelo precibus suis contra hostium machinamentum extorsit suis pluvia impetrata cum siti laborarent.* Es ist bemerkt worden, dafs der Satz z. T. in frappanter Weise die Darstellung der M. Aurelsäule bestätigt. Aber der einen wahren Thatsache sind zwei falsche, das Gebet, das den Blitz niederzwingt, die persönliche Bitte des Kaisers um Rettung aus der Sitis beigemischt[5]): beides stammt aus der Polemik gegen die Christen, die beide Wunder auf das Gebet ihrer Glaubensgenossen hatten geschehen lassen.

Dafs der Streit, von dem wir nur dürftige Reste besitzen, ein sehr allgemeiner gewesen, beweist am besten die Stelle aus einem Volksbuche, den Sibyllinischen Orakeln. XII 194 ff. heifst es von M. Aurel:

---

[1]) Der ja auch die Ausführungen der Apologien bekämpft.

[2]) Vom litterarischen Streite der Christen und Heiden über das Wunder redet Eusebios zwar nicht direkt, aber dafs beide Gegensätzliches ohne Beziehung aufeinander geäufsert hätten, dünkt mich schlechterdings unmöglich.

[3]) Vgl. unten S. 268 und auch Harnack a. a. O. 869 f. — Wer übrigens glaubt, dafs Eusebios, nicht Apollinaris, zuerst von der Donnerlegion gesprochen hat, der mufs sich doch wundern, dafs Gregor zwar die melitenische Legion, nicht aber die fulminata erwähnt, also doch wohl zu trennen versteht.

[4]) Natürlich sah er auch in der Sitis die Hauptsache, wie Harnack sagt. Da er aber sonst durchaus nicht gerade sehr vorsichtig in der Wahl seiner Kampfmittel ist, so mufs doch wohl ein Abhaltungsgrund schwerwiegender Art vorgelegen haben.

[5]) Auf das die Sitis als das frühere Ereignis bezeichnende *pluvia — impetrata* gebe ich im Hinblick auf die sehr flüchtige Gesamtdarstellung nichts.

Καί ποτε Ῥωμαίοισιν ἀνασταχυώσεται ἕλκος
δεινότατον πολέμοις· χώρην γε μὲν ἐξαλαπάξει 195
πᾶσαν Γερμανῶν, ὁπόταν μέγα σῆμα θεοῖο
οὐρανόθεν προφανῇ καί τ' ἄνδρας χαλκοκορυστὰς
τρυχομένους σώσειε δι' εὐσεβίην βασιλῆος·
αὐτῷ γὰρ θεὸς οὐράνιος μάλα πάνθ' ὑπακούσει,
εὐξαμένῳ βρέξει παρακαίριον ὄμβριον ὕδωρ. 200

Diese Stelle stammt m. E. nicht, wie Harnack annimmt, aus christlicher Überlieferung, noch ist sie, wie derselbe Forscher es als andere Möglichkeit offen läſst, als heidnisches Stück in die Sammlung hineingekommen, sondern sie ist das Werk eines hellenistischen Juden. Zwar finden sich im XII. Buche mehrere christliche Interpolationen (V. 28—34 232), aber die durchgreifende Redaktion eines Christen hat das Buch nicht erfahren, und ebensowenig kann unsere Stelle heidnischen Ursprungs sein, da sie rings von jüdischer Umgebung eingefaſst wird.[1]) Wäre sie es aber doch, so hätte jedenfalls der redigierende Hellenist keinen Anstoſs an ihr genommen und sich mithin zu derselben Auffassung bekannt. So sehen wir denn, interessant genug, den hellenistischen Juden offen im Lager der Heiden gegen die Christen streiten. Einer späteren Zeit war es dann, wie wir noch sehen werden, vorbehalten, auch Worte des kaiserlichen Gebetes zu ermitteln.[2])

Abseits von diesem Treiben steht der Senator Cassius Dio. Als Rhetor giebt er eine fulminante Beschreibung der Haupt- und Staatsaktionen im Quadenlande (LXXI 8. 10)[3]), als abergläubischer Erzähler und ci-devant Traumbuchschreiber (LXXII 23, vgl. XLVII 40) unterläſst er nicht, das auch späteren bekannte Gerücht anzuführen, der Magier Arnuphis habe das Regenwunder durch seine Beschwörungen bewirkt. Aber an eine Polemik, wie man wohl gemeint hat, denkt Dio nicht; denn die Christen sind ihm überhaupt ganz gleichgültig. Seine Darstellung, die in echt antiker Harmonistik, mit echt antiker Sucht nach trivialer Natürlichkeit zum erstenmale Blitz- und Regenwunder zusammenschweiſst und dadurch, daſs sie mit keinem Worte die Überschwemmung berührt, sich als ziemlich freie Phantasie über ein historisches Thema herausstellt[4]), hat keinesfalls mehr den Kaiserbrief benutzt, sondern nur eine entfernte

[1]) Den Einzelbeweis kann ich hier deswegen leider nicht antreten, weil meine Darlegung des Sachverhalts s. Z. an anderem Orte, in den 'Texten und Untersuchungen', erscheinen soll, wo ich zur Ergänzung meiner im Auftrage der Preuſs. Akademie unternommenen Ausgabe der Oracula Sibyllina Abfassungszeit und Charakter der einzelnen Bücher zu besprechen gedenke.

[2]) Daſs der Kaiser nicht von seinem eigenen Gebete gesprochen, ergiebt sich, wie Mommsen S. 101 bemerkt, auch noch aus der Schärfe der Polemik darüber, wer denn nun eigentlich gebetet habe.

[3]) Auf XLVII 43—46 macht Mommsen S. 99, 1 aufmerksam.

[4]) Einzelnes deckt sich mit dem Berichte der Säule; daſs der Regen von den Soldaten zuerst mit dem Munde aufgefangen wurde, daſs sie den Pferden zu trinken gaben, sehen wir auch auf dem Relief. Unmöglich also kann hier Xiphilin Dio christlich fälschen. Vgl. Petersen, Rhein. Mus. S. 469 und oben S. 258 Anm. 3.

Kunde von seinem Inhalte besessen. Der Ton und die Ausführung des Ganzen aber ist als Glanzstück unsinniger Rhetorik auf die christliche Darstellungsweise nicht ohne Einfluſs geblieben.

Den heidnischen Widerlegungsversuchen muſste ein christlicher Gegenschlag folgen. Die Donnerlegion war preisgegeben; der fromme Kaiser, Tertullians *gravissimus imperator*, mochte gebetet haben, das konnte man zugeben. Die nächste Etappe nun auf diesem Feldzug ist m. E. der neue christliche Trumpf: gebetet hat er, aber geholfen hat das Gebet nicht! Hier fügt sich am besten der gefälschte Kaiserbrief ein. Man staune nicht zu sehr. Dies sonderbare Schreiben, das man ganz spät angesetzt, sogar ins XII. Jahrh. verlegt hat, paſst absolut nicht in eine Zeit, wo der Glaube an die Fulminatrix fröhlich blüht, wo jeder heidnische Einspruch durch die Zeit erledigt worden ist. Seiner Wichtigkeit entsprechend finde das Dokument, uns erhalten in einer Handschrift des XIV. Jahrh., hier seinen Platz:

Μάρκου βασιλέως ἐπιστολὴ πρὸς τὴν σύγκλητον, ἐν ᾗ μαρτυρεῖ Χριστιανοὺς αἰτίους γεγενῆσθαι τῆς νίκης αὐτῶν.

Αὐτοκράτωρ Καῖσαρ Μᾶρκος Αὐρήλιος Ἀντωνῖνος Γερμανικὸς Παρθικὸς Σαρματικὸς δήμῳ Ῥωμαίων καὶ τῇ ἱερᾷ συγκλήτῳ χαίρειν.

Φανερὰ ὑμῖν ἐποίησα τὰ τοῦ ἐμοῦ σκοποῦ μεγέθη, ὁποῖα ἐν τῇ Γερμανίᾳ ἐκ περιστάσεως διὰ περιβολῆς ἐπακολουθήματα ἐποίησα ἐν τῇ μεθορίᾳ Κοάδων καὶ Σαρματῶν (*καμὼν καὶ σπαθών* Hs., verb. v. Sylburg) *ἐν Κοτινοῖς* (*Κοτίνῳ* Hs.) *καταλαμβανομένου μου ὑπὸ δρακόντων ἑβδομήκοντα τεσσάρων* .... (hier muſs etwas fehlen) *ἀπὸ μιλίων ἐννέα. γενομένων δὲ αὐτῶν ἐγγὺς ἡμῶν ἐξπλωράτωρες ἐμήνυσαν ἡμῖν καὶ Πομπηιανὸς ὁ ἡμέτερος πολέμαρχος ἐδήλωσεν ἡμῖν ἅτινα εἴδομεν — καταλαμβανόμενος δὲ ἤμην ἐν μεγέθει πλήθους ἀμίκτου καὶ στρατευμάτων λεγεῶνος πρίμας, δεκάτης γεμίνας, φρεντησίας* (*γεμιναφρεντησίᾳ* Hs.) *μῖγμα κατηριθμημένον*[1]) — *πλήθη παρεῖναι παμμίκτου ὄχλου χιλιάδων ἐνακοσίων ἑβδομήκοντα ἑπτά* (!). *ἐξετάσας οὖν ἐμαυτὸν καὶ τὸ πλῆθος τὸ ἐμὸν πρὸς τὸ μέγεθος τῶν βαρβάρων καὶ πολεμίων κατέδραμον εἰς τὸ θεοῖς εὔχεσθαι πατρῴοις· ἀμελούμενος δὲ ὑπ' αὐτῶν καὶ τὴν στενοχωρίαν μου θεωρήσας τῆς δυνάμεως παρεκάλεσα τοὺς παρ' ἡμῖν λεγομένους Χριστιανούς, καὶ ἐπερωτήσας εὗρον πλῆθος παμμέγεθες* (*καὶ μέγεθος* Hs., verb. v. Hirschfeld) *αὐτῶν, καίπερ* (*καὶ* Hs. Ed., wohl zu verbessern) *ἐμβριμησάμενος εἰς αὐτούς, ὅπερ οὐκ ἔπρεπε διὰ τὸ ὕστερον ἐπεγνωκέναι τὴν δύναμιν αὐτῶν. ὅθεν ἀρξάμενοι οὐ βελῶν παράρτυσιν* (*παράρτησιν* Hs.) *οὔτε ὅπλων οὔτε σαλπίγγων* ..... *διὰ τὸ ἐχθρὸν εἶναι τὸ τοιοῦτο αὐτοῖς διὰ τὸν θεόν, ὃν φοροῦσι κατὰ συνείδησιν. εἰκὸς οὖν ἐστιν, οὓς ὑπολαμβάνομεν*

---

[1]) Es ist zu verbinden und su übersetzen: 'Ich hatte nämlich neben der Menge der Linie auch eine Elite der Heere, der ersten u. s. w. Legion mitgenommen.' Domaszewski S. 618, 6 zieht *μῖγμα κατηριθμημένον* zu dem dieses näher bestimmenden folgenden *πλήθη* und denkt an die zusammengezählten Haufen der Barbaren. Wie man dann das vorhergehende *ἐν μεγέθει* verstehen will, sehe ich nicht recht ein. Nur die Garde war in jenem Feldzuge, wie Domaszewski nach der Säule ausführt (N. Heidelb. Jahrb. V 121), vollständig versammelt, alle anderen Truppen waren nur Vexillationen. Ebenso richtig nennt der Brief die *στρατεύματα*; Domaszewski zeigt (ebd. IV 184, 6), daſs es nur exercitūs, nie einen exercitus Romanus schlechthin gegeben habe. Und so werden auch die Feldzeichen der Barbaren, die *δράκοντες*, richtiger Anschauung entstammen, nicht nach Analogie römischen Brauches (Veget. I 23. II 13) angeführt worden sein.

ἀθέους εἶναι ⟨ὅτι Sylb.⟩ θεὸν ἔχουσιν αὐτόματον ἐν τῇ συνειδήσει τετειχισμένον. ῥίψαντες γὰρ ἑαυτοὺς ἐπὶ τὴν γῆν οὐχ ὑπὲρ ἐμοῦ μόνον ἐδεήθησαν ἀλλὰ καὶ ὑπὲρ τοῦ παρόντος στρατεύματος παρήγορον γενέσθαι δίψης καὶ λιμοῦ τῆς παρούσης. πεμπταῖοι γὰρ ὕδωρ οὐκ εἰλήφειμεν διὰ τὸ μὴ παρεῖναι· ἦμεν γὰρ ἐν τῷ μεσομφάλῳ τῆς Γερμανίας καὶ τῶν Σαρματῶν (τοῖς ὅροις αὐτῶν Hs., τοῖς ὅροις Κουάδων Eichstädt, τοῖς ὅροις Σαρματῶν Hirschf.). ἅμα δὲ τῷ τούτους ῥῖψαι ἐπὶ τὴν γῆν ἑαυτοὺς καὶ εὔχεσθαι θεῷ, ᾧ ἐγὼ ἠγνόουν, εὐθέως ὕδωρ ἠκολούθει οὐρανόθεν, ἐπὶ μὲν ἡμᾶς ψυχρότατον, ἐπὶ δὲ τοὺς Ῥωμαίων ἐπιβούλους χάλαζα πυρώδης. ἀλλὰ καὶ εὐθὺ θεοῦ παρουσίαν ἐν εὐχῇ γενομένην παραυτίκα ὡς ἀνυπερβλήτου καὶ ἀκαταλύτου ⟨εἴδομεν Sylb.⟩. αὐτόθεν οὖν ἀρξάμενοι συγχωρήσωμεν τοῖς τοιούτοις εἶναι Χριστιανοῖς, ἵνα μὴ καθ' ἡμῶν τι τοιοῦτον αἰτησάμενοι ὅπλον ἐπιτύχωσι. τὸν δὲ τοιοῦτον συμβουλεύω διὰ τὸ τοιοῦτον εἶναι, Χριστιανόν, μὴ ἐγκαλεῖσθαι. εἰ δὲ εὑρεθείη τις ἐγκαλῶν τῷ Χριστιανῷ ὅτι Χριστιανός ἐστι, τὸν μὲν προσαγόμενον Χριστιανὸν πρόδηλον εἶναι βούλομαι (γίνεσθαι Hs. Ed., zu tilgen) ὁμολογήσαντα τοῦτο, ἄλλο ἕτερον μηδὲν ἐγκαλούμενον ἢ ὅτι Χριστιανός ἐστι μόνον, τὸν προσάγοντα δὲ τοῦτον ζῶντα καίεσθαι· τὸν δὲ Χριστιανὸν ὁμολογήσαντα καὶ συνασφαλισάμενον περὶ τοῦ τοιούτου, τὸν πεπιστευμένον τὴν ἐπαρχίαν εἰς μετάνοιαν καὶ ἀνελευθερίαν τὸν τοιοῦτον μὴ μετάγειν. — Ταῦτα δὲ καὶ τῆς συγκλήτου δόγματι κυρωθῆναι βούλομαι καὶ κελεύω τοῦτό μου τὸ διάταγμα ἐν τῷ φόρῳ τοῦ Τραϊανοῦ προτεθῆναι πρὸς τὸ δύνασθαι ἀναγινώσκεσθαι. φροντίσει ὁ πραίφεκτος Βιτράσιος (Βηράσιος Hs.) Πολλίων εἰς τὰς πέριξ ἐπαρχίας πεμφθῆναι· πάντα δὲ τὸν βουλόμενον χρῆσθαι καὶ ἔχειν μὴ κωλύεσθαι λαμβάνειν ἐκ τῶν προτεθέντων παρ' ἡμῖν.

Diesem Briefe nun hat man mit Recht die Kenntnis gewisser Thatsachen, z. B. die richtige Anführung des Pompejanus und Vitrasius Pollio sowie der am Donaukriege beteiligten Legionen und die Kunde militärischer Details[1]) nachgesagt, aber ebenso sicher ist es, dafs der Fälscher sein Material mit allerhand unrichtigen Zuthaten ausgestattet und schlecht verwertet hat.[2]) Die Art seiner Fehler aber zwingt uns nicht unbedingt, den Autor des Briefes in eine späte Zeit, in das Mittelalter zu verlegen; sie können ebensogut partieller Unwissenheit eines Christen in weltlichen Dingen, da nämlich, wo ihn seine Quelle im Stich liefs, zugeschrieben werden. Denn wenn Mommsen nachweist, dafs der Fälscher dem Senate die in Asien übliche Titulatur (vgl. auch Röm. Staatsrecht III 2, 1260, 3) verleihe, die in diesem Kanzleistile absolut unzulässig sei, so läfst sich m. E. daraus doch zum mindesten ein Fingerzeig für die Heimat des Schriftstückes und den politisch unerfahrenen Autor gewinnen.[3])

Zur beweiskräftigen Ermittelung der Provenienz hat nun Harnack alles vorbereitet. Er hat darauf hingewiesen, dafs unser Schriftstück an einer Stelle

[1]) Vgl. oben S. 264 Anm. 1.

[2]) Hinsichtlich der legio Fretensis vgl. Domaszewski V 123 f. Über den historischen Schnitzer des Fälschers vgl. Mommsen a. a. O. 91, 1. — Dafs der praefectus praetorio Vitrasius Pollio das Edikt in die Provinzen versenden lassen soll, wage ich so zu erklären: Da schon um die Mitte des III. Jahrh. von den Strafsentenzen der Provinzialstatthalter die Appellation an den praefectus praet. erging (Mommsen, Staatsrecht II 2, 972), so soll hier gleich jeder solchen Berufung durch das Edikt begegnet werden.

[3]) Diese Titulatur könnte allenfalls ja noch aus Justin. Apolog. I 1 stammen, richtiger aber deucht mich, gemeinsamen asiatischen Brauch zu vermuten.

Abhängigkeit von Galerius' Toleranzedikt zeigt (*συγχωρήσωμεν τοῖς τοιούτοις εἶναι Χριστιανοῖς* vgl. Euseb. Hist. eccl. VIII 17, 9: *τὴν συγχώρησιν τὴν ἡμετέραν ἐπεκτεῖναι δεῖν ἐνομίσαμεν, ἵνα αὖθις ὦσι Χριστιανοί*).[1]) Aber wir können noch weiter gehen. Das Edikt wünscht, die Christen sollen für das Heil der Regierung beten (Euseb. a. a. O. 10), der Brief berichtet nicht ohne Rührung, wie sie für M. Aurel flehten, und läſst den Kaiser heimliche Furcht vor der Wirksamkeit solcher Gebete empfinden. Sollten derartige Momente, Selbstlob und versteckte Drohung, absichtslos sein? Sollte man im byzantinischen Mittelalter nur *in maiorem dei gloriam* ein Schriftstück verfaſst haben, das sich hütet, wie schon öfter bemerkt, die Donnerlegion zu nennen, wo alle Welt wieder davon sprach (Xiphilinos = Cedrenus I 439; Zonaras XII 2), das mit absichtlicher Spezifikation dafür andere Namen aus guten, d. h. hier heidnischen Quellen einsetzt[2]), die es also nicht ohne kritischen Takt benutzt, das endlich durch den Hinweis auf das nicht erhörte Gebet des Herschers doch bestimmt genug die heidnische Version bekämpft? Hier muſs man doch noch Tendenz, Hörner und Zähne der Polemik fühlen, hier kann kein akademisches Elaborat, dessen Züge ja auch Darstellung und Sprache keineswegs tragen, vorliegen. Auf Kleinasien deutete Mommsen hin, hier mag es, Galerius' Edikt benutzend, in der bösen Zeit entstanden sein, als Licinius mit neuer Verfolgung drohte, als das Schicksal der 40 Legionare den christlichen Osten erregte, als Konstantin die Gebete der Geistlichkeit für sich in Anspruch nahm — ein letztes Stück Apologie[3]) angesichts der letzten groſsen Gefahr.

Dazu fügt sich von selbst unser Urteil über die Sprache des Stückes. Man hat sie byzantinisch genannt; da Worte wie *ἐξπλωράτωρες* nur bei den Schriftstellern dieser Zeit wiederkehren, so schloſs Scaliger auf das christliche Mittelalter als Entstehungszeit. Aber bei aller Achtung vor groſsen Namen dürfen wir uns doch in unserer Wissenschaft auch auf den Fortschritt berufen. In einer Zeit, wo die griechische Vulgärsprache nicht nur von Philologen, wie sich das ja von selbst versteht, erforscht wird, sondern auch bei Theologen, wie dem trefflichen Adolf Deiſsmann, erfolgreiches Studium findet, da dürfen wir nicht, nur nach dem Schema des Lexikons, späte Ausdrücke in den weiten,

[1]) Die andere von Harnack behauptete Benutzung des Gregor von Nyssa will mir nicht so einleuchten. Wenn die Christen in den Kampf eingreifen, so thun sie dies nicht mit Waffen, sondern mit wirksamen Gebeten: das ist ein jedem Darsteller natürliches und notwendiges Schilderungsmoment.

[2]) Harnack hat darauf hingewiesen, daſs es der heidnischen Polemik zu danken sei, wenn nun überhaupt auch von der XII. Legion gar keine Rede mehr sei. Ob dies Vorgehen dem Fälscher selbst zuzuschreiben ist, steht dahin; in dem längeren Kampfe kann schon früher der heidnischen Kritik diese Konzession gemacht worden sein, um jedem Angriffe zu begegnen.

[3]) Das ausschlaggebende Mittel, das gefälschte Dekret des Kaisers, ist ein ähnliches wie bei Tertullian und Melito. Hier kommt es nur, entsprechend der nunmehrigen stärkeren Stellung der Christen, zur energischeren Anwendung. Ob das ebenfalls gefälschte, auch von Eusebius angeführte Edictum ad commune Asiae benutzt worden ist, wie Harnack sagt, erkenne ich nicht. Die Tendenz ist jedenfalls dieselbe. Auch das spricht für eine gewisse Zeitnähe.

bequemen Papierkorb des Byzantinischen werfen. Dafs *ἐξπλωράτωρ* erst bei den Byzantinern wiederkehrt, ist ein Zufall; das gleichartige *σπεκουλάτωρ* haben wir Ev. Mar. VI 27. Und so ist denn die Sprache des Schriftstellers ganz ordinäre, mit recht ungeeigneten rhetorischen Mitteln etwas ausgeputzte *κοινή*. Der Schreiber setzt den Genetivus absolutus der handelnden Person (*ἐποίησα … καταλαμβανομένου μου*) wie Ev. Matth. I 18; Act. XXII 17, braucht *ἄλλο ἕτερον* (vgl. *εὐθὺ — παραυτίκα*) gleich Orac. Sib. XI 8, zeigt ferner eine Anzahl eigentümlicher Wortanwendungen und schreibt überhaupt einen ziemlich mangelhaften Stil[1]), dergleichen einem byzantinischen Geistlichen oder Historiker doch nicht so leichthin nachgesagt werden dürfte.

Wie die historischen Angaben des Briefes ein Gemisch von Wissen und Nichtwissen zeigen, wie der Stil Rhetorik und *κοινή* vereinigt, so charakterisiert auch die Darstellung ein Nebeneinander von Geschick und Ungeschick. Der Briefsteller fängt gar nicht so übel an; er thut so, als stehe der Kaiser mitten in lebhafter Korrespondenz mit dem Senate und habe schon summarisch erzählt, was er erlebt, um dann die Einzelheiten nachzutragen. Dann aber fällt auf einmal jede genauere Erklärung über die Not des Heeres aus, erst durch das Gebet der Christen erfahren wir, dafs es sich um Rettung aus der Gefahr des Verdurstens und, wie hier in höchst müfsiger Weiterbildung der Fabel hinzugesetzt wird, des Verhungerns handelt.[2])

Endlich kommt noch hinzu, dafs m. E. Rufin von dem Briefe gewufst hat. Er schreibt nämlich Hist. eccl. V 5 nicht durchweg Euseb aus. Da lesen wir denn von M. Aurel: … *tradunt historiae cum siti eius periclitaretur exercitus aestuantem et quaerentem quid facto opus esset, reperisse in legione quadam milites Christianos.* Das deckt sich ziemlich mit den Worten des Briefes. — Und so mag denn dies nach Inhalt und Form gleich widerspruchsvolle Machwerk, das in allem und jedem die Züge der Nachbildung trägt, dessen Tendenz ferner, wie ich hoffe, nun etwas kenntlicher geworden ist, uns ein rechtes Bild von der Verwirrung der Zeit, in der es entstand, geben.

Die Voraussetzung des Ganzen ist natürlich, dafs der echte Kaiserbrief nicht mehr existierte.[3]) Eusebios schreibt da, wo er ihn nennt, nur Tertullian aus. Den gefälschten Brief hat er nicht gekannt, ebensowenig wie er von den 40 Märtyrern und ihrem Testamente wufste.[4]) Er hat denn auch wieder, als der Letzte, in der Chronik die Schilderung des Wunders nach unbefangenen Quellen wiedergegeben, wie oben schon bemerkt wurde.[5]) Dasselbe Antlitz des Chronologen zeigt er auch in der Kirchengeschichte. Denn wenn er auch mit

[1]) So wird kurz hintereinander *καταλαμβανόμενος* in verschiedener Bedeutung gebraucht; *ἅπ. εἰρημένα* sind *ἐπακολουθήματα* = Erfolg, *παράρτυσιν* = Zurüstung, *συνασφαλισάμενον*. Häfslich wirkt auch das schnell sich folgende doppelte *ἐποίησα*.

[2]) Auch die *χάλαζα πυρώδης* zeigt das Bestreben, Neues zu bringen. Dafs sie aus Dio stammt, glaube ich nicht. Harnack 865 f. Anders Mommsen S. 91, 1.

[3]) Vgl. darüber auch Lightfoot, The Apostolic Fathers I 2, 474.

[4]) Vgl. auch Bonwetsch, Neue kirchl. Zeitschr. III (1892) 706 (726).

[5]) Denn dafs der *σκηπτός*, der Blitz nämlich, der den Turm traf, viele der Barbaren getötet, sagt ja auch die Säule in ihrer summarischen Darstellung.

voller Überzeugung das Paradoxon für die Christen in Anspruch nimmt, so führt er doch m. E. die Donnerlegion nur deswegen an, um den ältesten Zeugen zu nennen; hätte er an die Namengebung geglaubt, so würde er sie auch in der Chronik angeführt haben.[1])

Noch einmal feiert das Wunder in seiner ganzen Gröfse Gregor von Nyssa. Auch er hütet sich, die Legende von der Benennung der Legion anzuführen, aber an ihre melitenische Herkunft glaubt er doch (Orat. II in XL mart., vol. III p. 505), wie es die Melitener wohl immer gethan haben werden. Seine Darstellung, äufserst rhetorisch wie sie ist, wird sich schwerlich auf einheimische Erzählung zurückführen lassen.[2]) Denn diese hätte doch einigermafsen wahrheitsgetreu — wir kennen ja nun den Hergang! — sein müssen, da sie in letzter Instanz auf die Zeugen des Ereignisses zurückging. Aber davon finden wir nichts bei Gregor; im Gegenteil, die Schilderung enthält, Dio nicht sowohl benutzend als steigernd, z. T. baren Unsinn. Die Bäche und Gewässer sind alle in den Händen der Feinde; auf das Gebet der Christen zieht sich nun — die Regie ist bewundernswert — gerade über den Feinden die Donnerwolke zusammen, verderbliche Blitze und strömenden Regen herabsendend. Das genügt zur Vernichtung der Feinde, und die Römer können nun dieser Herr werden, d. h. deren Stellung einnehmen, und den Durst stillen *τῆς τῶν χειμάρρων ἀπορροῆς ἀφθόνως αὐτοῖς τὸν ποτὸν χορηγούσης*. Der Regen, der übrigens wohl das Wasser etwas getrübt haben mag, ist also, da die Bäche vorher nicht ausgetrocknet waren, völlig unnötig; damit ist diese Geschichte gerichtet.[3]) Dafs der Hinweis endlich darauf, dafs die Erinnerung an die melitenische Legion den Glauben der Märtyrer gestärkt, später Konfusion gestiftet hat, ist oben schon bemerkt worden.

Aber noch einmal regte sich das Heidentum. Hatten sich seine Anhänger bisher auf das Gebet des Kaisers als einfache Thatsache gesteift, so lag es nahe, dies Gebet einmal etwas näher anzusehen. Christen wie Heiden kämpften mit den Waffen der Rhetorik gegeneinander: Themistios, Gregors Zeitgenosse, hat das zweifelhafte Verdienst, uns über die Worte des kaiserlichen Gebetes Aufklärung gegeben zu haben (Or. XV 191 b vgl. XXIV 58): *ἀνασχὼν τὼ χεῖρε ὁ βασιλεὺς*[4]) *πρὸς τὸν οὐρανόν· ταύτῃ, ἔφη, τῇ χειρὶ προυτρεψάμην σε καὶ ἱκέτευσα τὸν ζωῆς δοτῆρα, ᾗ ζωὴν οὐκ ἀφειλόμην.* Es ist ganz die gleiche Tendenz wie bei den Christen. Beriefen sich diese auf ihren kampflosen Sieg, so thut auch der römische Kaiser im Kriegslager dem Geber des Lebens seine fromme Harmlosigkeit dar: ein schwächlicher Versuch, den christlichen Gegner zu überbieten.[5])

---

[1]) Also geht auch die Chronik nicht auf Apollinaris zurück, sondern wohl auf Africanus. Domaszewski S. 616, 2; Mommsen S. 92, 3.

[2]) Vgl. auch Petersen, Rhein. Mus. S. 468 f. Dafs die Vierzig sich des ganzen Vorgangs wirklich erinnert hätten, ist damit nicht geleugnet, die Einzelheiten jedoch werden sie sich schwerlich ins Gedächtnis zurückgerufen haben.

[3]) Petersen, Rhein. Mus. 469 spricht von neugefüllten Bächen. Das steht aber nicht da.

[4]) Fälschlich von Themistios Antoninus Pius genannt.

[5]) An die danach erwähnte *γραφή*, die den Kaiser betend, die Soldaten die Helme unter den Regen haltend dargestellt habe, kann ich nicht mit Petersen glauben. Die

Danach ist es aus mit der Polemik. Claudian, der letzte Heide, der von dem Ereignisse spricht (Paneg. de VI cons. Hon. 331—50), behauptet ruhig seinen historischen Standpunkt, indem er jenes auch von Dio erwähnte, dem Aberglauben des II. Jahrh. entstammende Gerücht von chaldäischer Kunst (vgl. auch Suidas s. v. Ἄρνουφις) berichtet und nach eigener Ansicht alles auf den Gott wohlgefälligen Wandel des Kaisers zurückführt.

Der Feind war verschwunden, und nun konnte ungehindert die Donnerlegion durch die christlichen Jahrhunderte marschieren[1]), bis sie neuen Widerstand fand und, in unserem Jahrzehnt, einen ganz eigenartigen Kampf hervorrief. Unfruchtbar war der Streit der Vorzeit, reich an Ertrag ist die Polemik der Neuzeit gewesen. Wohl ist es schön, wenn Theologie und Altertumskunde eingedenk der gemeinsamen Mutter, der Ἱστορίη, einträchtig ihres Weges ziehen, aber der Kampf schärft Augen und Sinn doch am wirksamsten: *Πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι πάντων δὲ βασιλεύς.*

Schilderung ist, wie Petersen auch zugiebt, z. T. nach Dio (anders Harnack 872). Beschreibungen ferner von Bildern, die man nicht gesehen, gehören zum Inventar aller Rhetoren der Zeit. Themistios nennt aufserdem, wenn er aus Autopsie spricht, den Ort des Bildes z. B. XIII 176d. Anders steht es XXII 279b, wo er von einem Typus redet.

[1]) Xiphilin hat, wie oben bemerkt, neben Gregor ganz besonders die Tradition beeinflufst. Da er sich mit dem gefälschten Brief, ohne ihn zu kennen, in Dingen, die sonst nirgends stehen, berührt (Harnack 856, 3 vgl. 867), so mufs irgend ein Quellenverhältnis angenommen werden. Harnack denkt sich, da der Fälscher mehr bietet als Xiphilin, die Sache so:

X

Xiphilin — Brief.

Nach meiner obigen Entwickelung möchte ich eher eine Modifikation vorschlagen:

Brief

X (∼ Rufin)

Xiphilin.

EINE NEUE PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE

Von Oscar Treuber

Überall zeigt sich seit einiger Zeit bei solchen Bearbeitern und Lehrern der einzelnen Wissenschaften, denen es widerstrebt, den herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten sich ohne weiteres gefangen zu geben, wieder ein Bedürfnis nach gröfserem Zusammenhang und nach mehr Vertiefung, sowie nach einem Ausgleich der Grundanschauungen und der Hauptergebnisse der einzelnen Wissenschaften; Spezialistentum und einseitiger, naiver Naturalismus oder Dogmatismus befriedigen die ernsteren und tieferen Geister immer weniger; die so lange mifsachtete und verhöhnte Philosophie wird wieder mehr gesucht und geschätzt. Auch auf dem Gebiete der Geschichte werden manche der Vorherrschaft der übertriebenen und beschränkten Spezialforschung in etwas überdrüssig; man sucht wieder mehr nach grofsen Gesichtspunkten und deren Aufweisung im Gange der geschichtlichen Entwickelung nach ihrer Länge, Breite und Tiefe. Eine Philosophie der Geschichte wird von manchen freudig begrüfst, von verhältnismäfsig nur wenigen von vornherein als nichtiges Beginnen abgewiesen werden; die Mehrzahl wird noch zweifeln, ob man diese Aufgabe in einigermafsen befriedigender oder haltbarer Weise bald wird lösen können, aber sich durch diese Zweifel nicht abhalten lassen, sich mit einem Versuch nach Möglichkeit bekannt zu machen. Einen solchen Versuch hat Paul Barth gemacht in seinem Werke: Die Philosophie der Geschichte als Soziologie (I. Teil: Einleitung und kritische Übersicht. Leipzig, O. R. Reisland 1897. XVI, 397 S.).

Für Barth sind 'Philosophie der Geschichte'[1]), die 'als eine Wissenschaft höheren Grades das Gemeinsame aus all den einzelnen von der Geschichtswissenschaft bearbeiteten Gebieten sucht', und die Soziologie[2]), die Wissenschaft von den Hauptformen der menschlichen Gesellschaften und von deren Entwickelung und Veränderung, nach Inhalt und Aufgabe eins, sobald die Soziologie berücksichtigt, dafs die Veränderung einer Gesellschaft auch eine Änderung der sie bildenden Individuen erzeugt, 'den menschlichen Typus umbildet' und dieser neu erzeugte Geist wieder zu neuer Modifikation des gesellschaftlichen Zusammenwirkens beiträgt. Sind so für Barth Philosophie der Geschichte und Soziologie Wechselbegriffe und vermag er der Wundtschen Scheidung nicht zuzustimmen, die der Soziologie die Zustände der mensch-

---

[1]) Diese Bezeichnung stammt von Voltaire her.

[2]) Dieses hybride Wort schuf Auguste Comte, wie das des Altruismus (*alter*, *autrui*).

lichen Gesellschaft als Thema zuweist, der ersteren dagegen die Vorgänge, die zu den Zuständen geführt haben, so zieht er doch die Bezeichnung Philosophie der Geschichte vor, weil die Bezeichnung Soziologie nur ein Objekt hervorhebt und dazu verleitet, das andere, den menschlichen Typus und dessen Modifikationen, aufser acht zu lassen, und aufserdem der ersteren Bezeichnung ein älteres historisches Recht zukommt. Die seitherigen Systeme der Philosophie der Geschichte, deren erstes vom heiligen Augustinus herrührt, haben nicht die Gesellschaft als Ganzes zu ihrem Gegenstande gemacht, vielmehr immer eine Seite des sozialen Lebens für so entscheidend gehalten, dafs sie aus ihm alles ableiten zu können glaubten; sie gehören für Barth zu den 'einseitigen Geschichtsauffassungen'. Mit dieser Ineinssetzung von Geschichte der Philosophie und Soziologie, die wohl mehr praktischen, als theoretischen Bedenken unterliegt, hat sich Barth für sein Werk eine sehr umfassende und schwere Aufgabe gestellt, deren durchaus gelungene Lösung auch vom denkbar höchsten Mafs von Arbeitskraft, Scharfsinn und Vielseitigkeit des Könnens und Kennens kaum erwartet werden kann. Die Aufgabe bedingt einerseits eingehendes Studium der ziemlich chaotischen und gährenden Masse der Systeme der Soziologie, welche Wissenschaft doch in manchem die Jugendkrankheiten noch nicht hinter sich hat und deren Vertreter mit gar allerlei Zungen reden, anderseits eine umfassende, eindringende und dabei, richtiger gesagt: nnd dann erst die Einzelheiten in grofse Entwickelungszüge bzw. Entwickelungsstufen zusammenfassende Kenntnis der Geschichte der Menschheit in den verschiedensten Seiten des gesellschaftlichen Lebens, die ideelle Kultur eingeschlossen. Der vorliegende erste Band des Werkes zeugt im allgemeinen von gründlichem Arbeiten und Denken und zeigt Genauigkeit und Schärfe der Begriffsbestimmung, sowie Stetigkeit der logisch-dialektischen Entwickelung; einzelnes mag auch hier auszusetzen sein, wie derartige Vorwürfe und Einwände auch schon erhoben worden sind. Ob die Geschichtskenntnisse und das Geschichtsverständnis Barths für eine im ganzen befriedigende Lösung der Aufgabe ausreichen, wird erst der zweite Band mit Sicherheit zeigen; im ersten giebt sich eine anerkennenswerte Beherrschung der Geschichte kund, wenn auch einiges Unsichere und Unrichtige mit unterläuft.

Gegen die Darstellung der soziologischen Systeme, die etwa die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ist von einem der litterarisch fruchtbarsten und philosophisch wie naturwissenschaftlich am meisten orientierten Soziologen Deutschlands, von Schäffle, in sehr lebhafter Weise der Vorwurf erhoben worden, dafs sein System nicht richtig aufgefafst und dargelegt sei. Da unsere Besprechung des Barthschen Werkes sich nicht an Soziologen oder Geschichtsphilosophen ex professo richtet, sondern nur die Lehrer der Geschichte und die Freunde einer philosophisch-historischen Bildung auf das Bnch aufmerksam machen und aus seinem Inhalt das in dieser Hinsicht Wertvollste möglichst kurz herausheben will, so brauchen wir in dieser Frage nicht Stellung zu nehmen. Aufser Zweifel aber steht, dafs dieser Abschnitt nicht blofs den Soziologen, sondern, wie der zweite Abschnitt: 'Die einseitigen Geschichts-

auffassungen', jedem philosophisch gerichteten Freund der Geschichte, und auch solchen, die ihr Verständnis für die gegenwärtigen sozialen Bewegungen zu vertiefen streben, manche reiche Belehrung und wertvolle Förderung bietet. Die Behandlung der soziologischen Systeme beginnt mit der Besprechung Saint-Simons (1760—1825), der in wenig systematischen und weitschweifigen Darlegungen den Grund zur Soziologie legte; vor allem sprach er den Satz aus, dafs die menschliche Entwickelung in Bezug auf die Weltanschauung von der Theologie aus durch die Metaphysik hindurch immer mehr zur positiven Wissenschaft, im praktischen Leben von kriegerischer Thätigkeit zu der friedlichen Arbeit führe, und dafs jede Stufe der geistigen Entwickelung, jedes philosophische System verbunden sei mit einem darauf gegründeten politischen System. Jedoch beruhe jedes einzelne politische System auch noch auf einer bestimmten Ordnung des Eigentums und der Produktion, die eine bestimmte Klassenbildung zur Folge habe. Aus der Skizze der Klassenbildung, die Saint-Simon (nur) für Frankreich entwarf, stammt, beiläufig erwähnt, die unbegründete Aufstellung, dafs der französische Adel zur Zeit der ersten Revolution die Nachkommenschaft der fränkisch-germanischen Eroberer, der 'tiers-état' die der unterworfenen Kelten gewesen sei. Leider spukt diese Behauptung auch noch oder wieder in einem oder dem andern Schulbuche.

Abhängig von Saint-Simon ist der Begründer des ersten soziologischen Systems, Auguste Comte (1798—1857), Vater zugleich des französischen Positivismus, der freilich nie zugab, dafs er gar manches Saint-Simon zu verdanken hatte. Für ihn bildete die *physique sociale* oder die Soziologie die Spitze der 'Hierarchie der Wissenschaften'. Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Biologie, die in Bezug auf die *complication* ihrer Objekte eine aufsteigende Klimax bilden, machen mit der Soziologie, deren Gegenstand den höchsten Grad der Komplikation besitzt, zusammen die *philosophie naturelle* aus. Die Soziologie stützt sich auf die in der wissenschaftlichen Hierarchie voraufgehende Biologie; wenigstens ist diese in dem einen Begriff der Entwickelung für die Soziologie vorbildlich. Wie die Stufenfolge der einzelnen Tierformen in der *série biologique* oder *hiérarchie animale* nach der *dignité animale* bestimmt wird durch den Grad des Einflusses des Nervensystems auf den tierischen Gesamtkörper, so die Stufenfolge der einzelnen sozialen Zustände durch das dem Menschen Eigentümliche, die 'höheren Fähigkeiten des Nervensystems', durch die jedem Zustande, jeder *sociabilité* eigentümlicheu Ideen: *Tout le mécanisme social repose finalement sur les opinions.* Der höheren Rangstufe entspricht erfahrungsgemäfs auch hier eine Steigerung der *coopération* der zu immer spezielleren Funktionen differenzierten Organe. Was bewirkt aber nach Comte, dafs der soziale Zustand eine aufsteigende Reihe immer neuer Formen durchläuft, oder welches sind die Kräfte der 'Dynamik' der menschlichen Gesellschaft, während die Tiergesellschaften (z. B. die der Ameisen, Bienen, Wespen) nur 'Statik' haben? Als sekundäre Kräfte, nur als hemmende oder beschleunigende Momente, kommen in Betracht erstens die äufseren Bedingungen, unter denen eine Gesellschaft lebt, die *milieux biologiques* (Rasse; Boden und

Klima des Wohnortes)[1]) und ferner der soziale Wettbewerb (*concours*), der infolge wachsender Dichtigkeit der Bevölkerung und der damit zugleich gesteigerten Nachfrage nach Lebensmitteln, sowie erhöhter Arbeitsteilung und Kooperation eintritt. Diese beschleunigende Kraft unterstützt nur, giebt aber nicht die Richtung an, sondern dies thut für alle soziale Bewegung der Geist: 'Die Geschichte der Gesellschaft ist beherrscht durch die Geschichte des menschlichen Geistes.' Geistige und soziale Evolution fallen zusammen. Jedem neuen *essor* entspricht ein neuer Antrieb für die anderen sozialen Gebiete, Kunst, Politik, Industrie. So empfahl Comte stets als einziges Mittel der Reform *réorganiser d'abord les opinions (pour passer ensuite aux moeurs et finalement aux institutions).* Jedoch ist er kein Bekenner der 'intellektualistischen Psychologie'. Der Geist bedarf des Antriebs der Begierden, Leidenschaften und Gefühle und ist von Natur schwächer als unsere 'affektiven Fähigkeiten'. Er ist nicht allmächtig, vielmehr ist auch er, wie alles Materielle, und durch ihn die Gesellschaft an drei physikalische Gesetze gebunden: 1) das Gesetz der Trägheit, 2) das der Entstehung einer einzigen aus verschiedenen Teilbewegungen, 3) das Gesetz der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung. Wird innerhalb dieser Schranken die soziale Bewegung vom Geist bestimmt, so sind für sie die allgemeineren abstrakten Vorstellungen die wichtigeren. Die Geschichte der Philosophie mufs *présider à la coordination rationelle de notre analyse historique* (*coordination* bei Comte = Systematisierung). So gelangte Comte zu dem 'Gesetz' der drei Stadien der Theologie, der Metaphysik und des Positivismus. Das theologische Stadium der Menschheit zeitigt drei aufeinanderfolgende Stufen der Religion: den Fetischismus, den Polytheismus und den Monotheismus. Jede dieser Stufen schafft ein ihr eigentümliches soziales System. Der Fetischismus erzeugt Anhänglichkeit an den heimatlichen Grund und Boden, und dadurch den Ackerbau, die soziale Organisation kommt im wesentlichen nicht über den Ackerbau hinaus. Der Polytheismus, der durch den vom Ackerbau hervorgerufenen Sterndienst eingeleitet wird, erzeugt, weil er geeigneter ist, einen gröfseren Kreis von Menschen durch gemeinsame Überzeugungen und gemeinsame Unterordnung unter göttliche Mächte zu verbinden, Nationen, Staat und Patriotismus. Er führt aber auch bei dem Gegensatz der Götter der Nationen zu dauerndem Kriegszustand und infolge davon, dafs dieser Gegensatz doch nicht so schroff ist, wie der der Fetische, zur Erhaltung der Kriegsgefangenen und zur Sanktionierung der Sklaverei. Die Sklavenarbeit erzeugt Luxus und damit Habgier und wachsende Ungleichheit. Unter dem Polytheismus führt die mit ihm entstehende Priesterklasse zuerst ein theokratisches Regiment; die Priesterherrschaft erliegt aber dann bei der weifsen Rasse der weltlichen Macht der Häuptlinge oder Könige und weltliche und geistliche Gewalt fallen zusammen, es kommt zur *confusion*

[1]) Den Ausdruck *milieu* hat Comte allerdings nicht neu geprägt, da er schon bei Lamarck vorkommt, aber doch neu eingeführt. Durch Comtes Schüler H. Taine ist der Begriff dahin erweitert worden, dafs er auch die innere, geistige Umgebung des Individuums umfafst.

des pouvoirs. Der durch wachsende Erkenntnis entstehende Monotheismus, 'der, schon weniger Theologie, eine Tendenz zur einheitlichen Auffassung der Welt, einen aus Naturbeobachtung entsprungenen, schon wissenschaftlichen Gedanken enthält', erzeugt ein einheitliches Priestertum, das, weil einheitlich, der weltlichen Gewalt selbständig gegenüber tritt und 'die Teilung der Gewalten' herbeiführt. Dieser und damit dem Mittelalter schreibt Comte die Erfüllung der 'erhabensten politischen Mission' zu. Dank der Selbständigkeit der geistlichen Gewalt wurde das ganze Leben von der erziehenden Macht des Christentums durchdrungen, gab es über den ständischen Unterschieden noch eine religiöse Geltung des Einzelnen, in der der Höchste dem Niedrigsten gleichgestellt war, gewann überhaupt die Moral über die Politik die Oberhand, während sie im Altertum von ihr unterjocht war. Der Krieg wurde, weil vom Standpunkte des (christlichen) Monotheismus aus (den Islam scheint Comte nicht berücksichtigt zu haben) alle Völker Kinder eines Gottes, Brüder sind, auf die Defensive beschränkt, deren äufsere Einrichtung der Feudalismus ist. Die Beurteilung des Mittelalters durch Comte ist ohne Zweifel zutreffender und objektiver, als die, welche die Aufklärung beherrscht hatte; jedoch ist sie doch in etwas dem entgegengesetzten Extrem verfallen, sie idealisiert; auch übersieht Comte, dafs die von ihm so gerühmte Trennung der Gewalten doch keine vollständige war, was eine der inneren Hauptursachen der Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum bildete. Wie Comte in den drei Stufen der theologischen Epoche die Gestaltung und Entwickelung der Kunst ableitet, wollen wir, schon der Raumersparnis halber, nicht mitteilen. In der Auffassung der 'Epoche der Metaphysik' weicht er von seinem allgemeinen Grundgedanken, nach dem die jeweilige Weltanschauung alle sozialen Erscheinungen erzeugt, ab. Mit dem Ausgang des Mittelalters setzen vier *séries* ein, ein industrielle, eine ästhetische, eine wissenschaftliche und eine philosophische Entwickelungsreihe, von denen die zwei letzten jedoch mit der Zeit wieder zu einer werden; es wird aber, wenigstens überwiegend und für die meiste Zeit, eine *filiation ascendante* behauptet, so dafs die niedrigste, die industrielle Reihe für die drei höheren bestimmend sei, was die nicht zutreffende Auffassung veranlafst hat, als ob Comte ein Vorläufer des sogenannten geschichtlichen Materialismus wäre. Unter Industrialismus versteht Comte die auf Güterproduktion (auch landwirtschaftliche) gerichtete Energie, die er als Folge davon betrachtet, dafs, was er fälschlich behauptet, gegen Ende des Mittelalters die Befreiung der Hörigen zu ihrem Abschlufs kam. Unterstützt wird diese Richtung durch den Protestantismus, der freie persönliche Thätigkeit begünstigt, dem aber Comte historisch nicht gerecht wird. Er ignoriert durchaus seine positive Seite, erkennt in ihm nur ein revolutionäres Prinzip und wirft ihm Lockerung der moralischen Grundsätze vor. Der Industrialismus befördert jedoch in hohem Grade die wesentlichen Attribute der Menschheit, Intelligenz und Beschränkung des Egoismus durch den sozialen Instinkt. Die mechanischen Erfindungen, die sonst vielfach als ein primum movens des Industrialismus im engeren und gebräuchlicheren Sinne des Wortes betrachtet werden, leitet Comte davon her,

dafs der durch die Freiheit gesteigerte Wert des Menschen das Bestreben hervorgerufen habe, seine physische Arbeit durch die Naturkräfte verrichten zu lassen. Seine *filiation ascendante* der vier Reihen des Zeitalters der Metaphysik hat Comte nicht nachgewiesen; ebenso fehlt eine befriedigende genetische Erklärung der Ablösung der Theologie durch die Metaphysik. Die Mission des Zeitalters der Metaphysik ist die *décomposition* des Geistes und der Gesellschaft des Mittelalters. Drei Phasen dieser Zersetzung werden unterschieden: die scholastische Metaphysik, der Protestantismus und der Deismus. Diese *décomposition* macht den Platz für das Zeitalter des Positivismus frei, dem die Wege bahnt die *récomposition*, das Werk der positiven Wissenschaft. Und in dem Zeitalter des Positivismus werden die positiven Philosophen Inhaber der *autorité spirituelle* sein, die für alle Fragen der *éducation* entscheidende, für die Fragen der *action* beratende Befugnis haben wird. Die *autorité temporelle* wird in den Händen der *chefs industriels* sein, an deren Spitze, als die Klasse der allgemeinsten und abstraktesten Funktionen, die Bankiers stehen werden. Es soll gegenwärtig aufserhalb Europas manchen Staat geben, der in Wirklichkeit von Banken regiert wird. Aber was Comte vom Positivismus erwartet, fehlt da ganz und gar: die mafsgebende Bedeutung sittlicher Grundsätze für die Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern, die Superiorität des Gefühls der Pflichten über das Gefühl der Rechte und der Sieg der Humanität über die Animalität. Wie der Positivismus den einzelnen Gesellschaften durch eine Hierarchie der Berufe dauernd Frieden und Eintracht schaffen wird, so wird er eine allgemeine europäische Republik, wie sie Heinrich IV. und Leibniz ahnten, schaffen. Die weltgeschichtliche Entwickelung würde, wenigstens für Europa, durch die Herrschaft des Positivismus zum Abschlufs gebracht.

Seiner eingehenden Darstellung des Comteschen Systems reiht Barth eine eindringende Kritik an. Ein absolutes, feststehendes Ziel, wie es Comte in der künftigen einen Gesellschaft der ganzen Menschheit aufstellt, sollte für die positive Philosophie, die ja nur relative, für ihre Zeit geltende, nicht absolute Wahrheit geben will und kann, ausgeschlossen sein. In der immanenten Teleologie Comtes fehlt es gar manchmal an der kausalen Verknüpfung der Mittel, so dafs der Boden der immanenten Teleologie verlassen wird; die drei Stadien sind keine kausale Erklärung, sondern eine schematische Darstellung der historischen Wirklichkeit; es fehlt überhaupt nicht an subjektiven Zugaben, wie an geschichtlich positiv falschen Aufstellungen. Was Comte leisten wollte und zu leisten vermeinte, hat er bei weitem nicht geleistet. Aber bei all dem bleiben ihm grofse Verdienste: er hat den grundlegenden Begriff der Gesellschaft so fortgebildet, dafs seine Bestimmung als Organismus schlechthin der Wirklichkeit entsprach und die Annahme einer Stufenfolge sozialer Systeme zuliefs, von denen je das höhere aus dem niederen hervorgeht, und hat die Ideen der Vergangenheit als soziale Bindemittel gewürdigt. Die Gesellschaft hat er überhaupt so hoch geschätzt, dafs für ihn (wie zur Zeit für manche Vertreter der Psychologie, z. B. Wundt) das Individuum, die indi-

viduelle Seele nur eine Abstraktion ist. Von der Kunst hat er gelehrt, dafs erst die gemeinsamen Ideen ein fruchtbares Verhältnis zwischen Künstler und Publikum herstellen.

Von Comte aus waren zwei Wege für die Soziologie möglich. Der eine ging aus von der starken Betonung des geistigen Prinzips. Die Fortbildung dieser Seite der Comteschen Lehre knüpfte an Comtes Klassifikation (oder 'Hierarchie') der Wissenschaften an, deren Werden und Geschichte nach der abnehmenden Allgemeinheit und wachsenden Kompliziertheit erfolgt sein soll, und suchte dementsprechend die Gesellschaft von ihren allgemeineren bis zu den verwickeltsten Erscheinungen einzuteilen und damit die Art und Weise des Werdens und des Wachsens der Gesellschaft zu finden. So entstand die klassifizierende Soziologie, zu deren Vertretern einigermafsen auch Comtes Biograph und treuester Schüler É. Littré gehört, der die logische Bedeutung der Hierarchie mit nicht zutreffenden Gründen zu retten suchte, indem er ihre historische Bedeutung preisgab. Die gesamte klassifizierende Soziologie blieb auch bei solchen Vertretern, die nicht von Comte ausgingen, arm an Ergebnissen, weshalb sie für uns nur einer kurzen Erwähnung wert ist. Die beschreibende Klassifikation, die des Nebeneinander, das allein an ihr haltbar ist, wäre nur dann von gröfserem Werte, wenn zugleich eine Einsicht in die vitale Wichtigkeit der verschiedenen Gebiete gewonnen und geboten wäre. Und auch dann müfste noch eine richtige Rekonstruktion des Werdens, der Entwickelung dazu kommen. Dafs der Grundgedanke Comtes, nach dem das weniger Allgemeine und Komplizierte immer das Spätere wäre, für die Entwickelung der Wissenschaften unverwendbar sei, hat Herbert Spencer nachgewiesen, der Schöpfer und bedeutendste Vertreter der biologischen Soziologie, die den zweiten von Comte aus möglichen Weg verfolgt, für den ja die Soziologie eine Fortsetzung der Biologie war.

Die Behandlung Spencers (geb. 1820) gehört zu den wertvollsten Abschnitten unseres ersten Bandes; sie bildet eine ebenso willkommene als notwendige Ergänzung zu der Schrift Gaupps über Spencer in Frommanns 'Klassikern der Philosophie', denn in dieser ist eben die Soziologie, die doch wohl vor allem diesem englischen Denker einen so grofsen Einflufs auch auf die deutsche Wissenschaft verschafft hat, zu kurz gekommen. Schon das allgemeine Gesetz der Evolution, d. h. des Fortschritts von einer unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer zusammenhängenden Verschiedenartigkeit, das Spencer für alle kontinuierlichen Veränderungen statuiert, mufste ihn dazu führen, die Evolution des organischen Lebens mit der im Range auf sie folgenden, der der Gesellschaft, in nähere Beziehung zu bringen. Eine Berechtigung der Analogie ergaben aber auch die schon von Comte geltend gemachte Solidarität der Teile, wie sie nach der geschichtlichen Erfahrung auch in der Gesellschaft besteht, und die Thatsache, die Spencer nach Entdeckung der Zelle hinzufügte, dafs die Teile des physischen Organismus wie die Teile der Gesellschaft selbst lebendig sind, dafs die 'Gesellschaft ein Organismus ist, weil der Organismus eine Gesellschaft ist'. War somit die Anwendung der Analogie, die nach einer

bemerkenswerten Darlegung Barths nicht unvollständige Induktion, sondern eine partielle Identität ist, an und für sich berechtigt, so ist fürs erste zu prüfen, ob Spencer die identischen Verhältnisse alle aufgewiesen und alle daraus zu ziehenden Folgerungen gezogen hat? Es findet sich da zunächst, dafs er das eine Mal als 'soziale Einheit' den einzelnen (primitiven) Menschen annimmt, das andere Mal mit dem einzelligen Tier die kleine Horde vergleicht. Zweifellos ist die erste Homologie falsch, denn der einzelne Mensch kann sich nicht, wie die Zelle, durch sich selbst vermehren und zu einer Vielheit auswachsen. Von den beiden Gleichheitsmomenten, die er hervorhebt, engt Spencer das des Wachstums, für das nur die Familie die soziale Einheit sein kann, unrichtig ein, indem er nur eine Form des tierischen Wachstums, die nach 'Aggregaten', herbeizieht, die nur in der früher unter dem Namen 'Pflanzentier' zusammengefafsten Gruppe stattfindet. Die zweite Gleichheit, die der 'Struktur' des animalischen und sozialen Organismus, legt Spencer so dar, dafs der äufseren Zellenschicht des primitivsten Organismus, dem 'Ektoderm', das den Einflüssen des umgebenden Mediums, der Luft oder des Wassers ausgesetzt ist und diese teils verwahrt, teils einbüfst, bei der primitiven Horde ein kriegerischer Stand entspricht, der äufsere feindliche Angriffe abwehrt, nur friedlichen Verkehr einläfst, dem 'Entoderm' dagegen, das die zur Assimilation bestimmten Stoffe aufnimmt und verarbeitet, der friedliche, aus Frauen und kriegsgefangenen Sklaven bestehende Teil der Bevölkerung, der die zur Gewinnung der Arbeit nötige Arbeit leistet. Wie später aus dem Ektoderm das regulierende System, das Nervensystem entsteht, so auf sozialem Gebiete aus dem Kriegerstande der Stand der Regierenden und, wie sich zwischen Ektoderm und Entoderm das Mesoderm einschiebt, das sich zu einem der Verteilung der Säfte dienenden Organsystem, den Blutgefäfsen, auswächst, so schiebt sich zwischen den regierenden und den produzierenden Teil der Gesellschaft ein neuer, dem Handel und Verkehr dienender ein. Spencer hat nicht herausgestellt, dafs das Element der Strukturen im sozialen Organismus, von den Kasten des Altertums abgesehen, der einzelne Mensch ist, während beim biologischen Organismus die Zelle Element sowohl des Wachstums als der Struktur ist. So besteht ein zeitweiliges Ausscheiden und Zurückkehren bei den Teilen der Familie in höherem Grade, als bei den die Zellen zusammensetzenden Teilen. Die Physiologie kennt zwar wandernde Zellen und endgültige Ausscheidungen, aber nicht Trennung und Rückkehr von Zellteilen. Auch hat Spencer bei der zweiten Parallele die schützenden und stützenden Apparate des Körpers, die äufseren und inneren Skelette aufser Acht gelassen, denen, was dann Schäffle gethan hat, die Organe und auch die künstlichen Anlagen der äufseren und inneren Verteidigung, die Heere und Festungen verglichen werden können. Von den Organsystemen des physischen Organismus hat er für die Analogie das System der Fortpflanzung nicht berücksichtigt, wobei zu beachten wäre, dafs es auch eine geistige Fortpflanzung der Gesellschaft giebt, die Erziehung, der auf höheren Stufen neben der Familie besondere Organe dienen. Eine dritte Lücke im Spencerschen System der Analogie besteht endlich darin, dafs

er die sensorielle Funktion des Nervensystems, kraft deren es die Nachwirkung der Empfindungen aufbewahrt, aufser acht läfst; ihr würde der gemeinsame Bewufstseinsinhalt des sozialen Organismus entsprechen.

Die zweite Frage der Kritik ist: Hat Spencer die Verschiedenheiten beider Gebiete alle berücksichtigt und aus allen die Folgerungen gezogen? Darauf lautet die Antwort, dafs die Verschiedenheiten nicht unvollständig, wie die Gleichheiten, sondern gar nicht in seinem Systeme entwickelt sind. Freilich stellt Spencer zwei Verschiedenheiten zwischen sozialem und individuellem Organismus auf, die räumliche Entfernung der eine Gesellschaft zusammensetzenden Bestandteile im Gegensatze zum engen Zusammenhange der Teile im tierischen Organismus, ein Unterschied von geringem Belang, da, abgesehen von der Überwindung der Entfernungen durch sprachlichen Verkehr, räumliche Entfernungen überhaupt für die gegenseitigen Einwirkungen unwesentlich sind, und zweitens als *cardinal difference*, in ziemlich unpsychologischer Formulierung, die Thatsache, dafs der physische Organismus in Bezug auf das Bewufstsein einem seiner Teile, dem centralen Nervensystem unterworfen ist, während im sozialen Organismus die Teile, weil sie alle bewufst sind, wenigstens die Möglichkeit haben, unabhängig von einem regierenden Teile sich selbst zu bestimmen, sobald sie zum Bewufstsein ihrer Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft gelangt sind. Aber Spencer hat diesen 'kardinalen' Unterschied gar wenig berücksichtigt, sonst hätte er erkannt, dafs das soziale Wachstum über die von ihm aufgestellten drei Stufen (der Urzeit): Horde, Stamm und Volk hinaus zu Völkerbündnissen, zu Einheiten vierter Ordnung fortschreitet, sowie dafs die Thätigkeit der Gesellschaft von den Anfängen der Gesetzgebung an beeinflufst wird von dem bewufsten Denken der Einheiten; dann hätte er dem Unterschied des 'natürlichen' assoziativen und des 'apperzeptiven', wissenschaftlichen Denkens, dem Gegensatz von Natur und Geist, die gebührende Rechnung getragen. So hat Spencer nicht beachtet, dafs durch das bewufst gestaltende Denken die Gesellschaft in jeder Art von Bevölkerungspolitik ihren Umfang bestimmt, das Verhältnis ihrer Organe zu einander nach bewufsten Prinzipien regelt und ändert (die 'Konstitution' und deren Wechsel), sich über die Natur hinaus weisende Ideale gestaltet, dafs das in einem einzelnen Gebiete ausgebildete Ideensystem auch fremde, gleichzeitige oder spätere Völker erfassen kann (z. B. Buddhismus, Christentum, Islam), und dafs das zusammenhängende Gedankensystem einer Gesellschaft den Einzelnen immer mehr zum Gesellschaftswesen erzieht und auch dadurch die Festigkeit des Ganzen steigert — ein Erfolg, der bei dem Leben der physiologischen Organismen nicht vorhanden ist; denn hier ist die durch das Wachstum erreichte gröfsere Festigkeit nicht Ergebnis gröfserer innerer Energie der Zellen, sondern gröfserer Masse der bindenden Gewebe. Für Spencer fliefsen eben die Begriffe Organismus und Naturwesen zusammen. Er hat so nur die Soziologie der Naturepochen, nicht der Kulturepochen der Gesellschaft gegeben. Dieser soziologische Naturalismus Spencers hat seinen Grund teilweise darin, dafs er in Bezug auf die praktische Politik Anhänger des politischen und ökonomischen Liberalismus,

des Systems der 'natürlichen' Freiheit Adam Smiths ist, und dafs er sich von dem Ausdruck 'Naturrecht' beeinflussen liefs, vor allem aber darin, dafs für ihn die ganze Sittenlehre nur eine höhere Physiologie, seine gesamte Weltanschauung naturalistischer Monismus ist.

Er überträgt physikalische, biologische und psychologische Fundamentalsätze, die schon an und für sich keineswegs gesichert sind, auf Ethik und Geschichte, und wo die Thatsachen deren Anwendung widerstreben, hilft die fortschreitende Anpassung und die Disziplin der Natur oder die 'natürliche Auslese' aus. Von der 'natürlichen Auslese' verkennt er, wie manch anderer, dafs die Natur nur zweierlei Starke begünstigt, die physisch Starken und — in einem Staate freier Konkurrenz, wie ihn Spencer immer voraussetzt — die ökonomisch Starken, d. h. die viel Besitzenden, welch beide Kategorien sittlich schlecht sein können, dafs demnach die natürliche Auslese nicht ethisch förderlich ist. Spencer vertritt in seiner sozialpolitischen Schrift: *The man versus the state* (1886) den Individualismus bezw. die Manchestertheorie so folgerichtig und rücksichtslos, dafs er die öffentliche Erziehung mifsbilligt, weil bei ihr A für die Erziehung der Nachkommen des B in Anspruch genommen werde, dafs er eine schonungslose Staatsethik fordert, die die Vorteile genau nach den Verdiensten zu bemessen habe. Seine einzige ethische und sozialpolitische Vorschrift ist: 'Übe alle deine Kräfte und Fähigkeiten aus mit Achtung der Gleichheit und Freiheit des andern!' Hier ist das Recht des Stärkeren eingeschränkt durch die Bedingung der *negative beneficence* oder *principle of non aggression* und durch die *positive beneficence.* Aber in der oben genannten Schrift wird die durch allerlei blinde Kräfte geschaffene Ungleichheit zur unverrückbaren Basis aller Mafsregeln gemacht und behauptet, dafs der Staat durch Eingriffe nie fördernd, sondern nur hemmend wirken könne.

Die Analogie zwischen Organismus und Gesellschaft erfordert auch die Beantwortung der Frage, ob und inwiefern der Gesellschaft ein Bewufstsein zukomme. Diese Frage bespricht Barth bei der Darlegung der Ansichten Fouillées, den er als den Spencer gegenüber selbständigsten Vertreter der biologischen Soziologie betrachtet. Fouillée behauptet, dafs das Bewufstsein einer Gesellschaft seiner ganzen Art nach ein anderes als das eines Individuums sei, ja dafs man nur vom Bewufstsein in engerem Sinne, aber von dem diesem entgegengesetzten Selbstbewufstsein gar nicht sprechen dürfe. Für Barth ist der an und für sich grofse Unterschied nur ein gradueller. Wie das einzelne Ich eine Bindung von Vorstellungen, eine Thätigkeit sei, so vereinigen sich die Vorstellungen der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft zu einem Bewufstsein, weil und insofern sie den äufseren Objekten gegenüber alle dieselbe innere Reaktion haben. Allerdings könne nur auf den höchsten Stufen die Gesellschaft selbst gemeinsamer Bewufstseinsinhalt werden. Aber zeitweilig, in den Momenten gemeinsamen Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns habe die Gesellschaft ein Bewufstsein, freilich seien, was den graduellen Unterschied bilde, beim Individuum die Zeiten solchen stärkeren Seelenlebens häufiger und verhältnismäfsig länger, als bei der Gesellschaft. Die Analogie werde nicht

durch die Thatsache aufgehoben, dafs viele dem gemeinsamen Handeln ihrer Gesellschaft sich mindestens entziehen, dafs erst recht viele dem gemeinsamen Denken, Fühlen und Wollen sich nicht anschliefsen. Denn auch im Einzelbewufstsein fehlen nicht minimal bewufste Inhalte, die für den betreffenden Moment zu schwach sind einzutreten, aber, wenn sie stark genug wären, das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln des Individuums modifizieren, vielleicht ganz und gar ändern würden. Ein Selbstbewufstsein, ein Ich (oder Wir — ein Wortunterschied, der über den Vorgang selbst nichts entscheide) werde erzeugt, indem auf den konstanten Hintergrund der gemeinsamen Vergangenheit im Bewufstsein der Mitglieder das Neue, das Variable bezogen werde. 'Man denke an die Art, wie das Selbstbewufstsein der griechischen Staaten gegen die Perser, der Schweizer gegen das Haus Habsburg, der Deutschen gegen Napoleon I. entstanden ist.' Wie endlich beim individuellen Ich das Bewufstwerden des Selbst und die Besinnung auf den Vorgang zu ein und derselben Zeit unmöglich ist, so könne auch die Gesellschaft als Ganzes nachher und erst nachher, wenn auf die seelische Erregung Ruhe gefolgt sei, sich diesen Vorgang noch einmal vergegenwärtigen. Dann könne sie auf das entwickelte Selbstbewufstsein sich besinnen, bis zu einem gewissen Grade ihr Ich denken. Barths Darlegung dieser Analogie beruht auf dem sogenannten dynamischen Seelenbegriff, für den das seelische Leben eben nur Vorgang und Thätigkeit, nicht aufserdem die Bethätigung einer besonderen Wesenheit, einer Substanz und demnach das Individuum, das Ich eine Abstraktion ist. Wer an einem substantiellen Seelenbegriff festhält, wird kaum zugeben, dafs der Unterschied des Bewufstseins der Individuen und der Gesellschaft nur ein gradueller sei. Barth scheint, von dieser fundamentalen Voraussetzung ganz abgesehen, nicht beachtet zu haben, dafs die Vorstellungen (Gefühle und Strebungen), deren Bindung nach seiner Auffassung und Formulierung das individuelle Ich ist, mindestens zumeist inhaltlich verschieden sind, dagegen die Vorstellungen, Gefühle und Strebungen, deren 'Bindung' das Gesellschaftsbewufstsein ist, im ganzen gleichartig, zum grofsen Teil identisch sind.

An der gesamten biologischen Soziologie stellt Barth vier Hauptmängel auf:

1) Ein häufiges Abspringen von der methodischen Deduktion aus der Analogie.

2) Vergessen wichtiger Analogieschlüsse, darunter der Notwendigkeit einer gleichen, allgemein herrschenden Lebensanschauung für das Gedeihen der Gesellschaft, sowie Nichtbeachtung oder ungenügende Durchführung der Unterscheidung organischer und zerstörender Epochen der Geschichte. Freilich sei der Organismus der Gesellschaft nicht in so enge Grenzen gebannt, wie der physische Organismus, so dafs bei ihr unter gewissen Umständen es ein Erwachen neuer Ideen und damit neuen Lebens geben könne.

3) Die Nichtbeachtung der Frage, wie weit im Verlaufe der Entwickelung der Gesellschaft die physische und geistige Beschaffenheit ihres Elements sich verändert habe, wie weit der menschliche Typus ein anderer geworden ist.

4) Die Unklarheit über Ursprung und Verlauf des sog. höheren Lebens.

Letzterer Mangel der biologischen Soziologie war es vor allem, der zur Ausbildung der 'dualistischen Soziologie' führte. Ihr bedeutendster Vertreter Giddings hat bei aller Anknüpfung an die untermenschlichen Zustände die grundlegende Erkenntnis gewonnen, dafs die sozialen Erscheinungen Willensprozesse sind, hat aber diese Erkenntnis nicht hinlänglich festgehalten und durchgeführt, weshalb er die bestimmende Kraft des Inhalts der gemeinsamen Ideen unterschätzt hat; er kennzeichnet den Ideeninhalt der wichtigsten bisherigen Gesellschaften nicht richtig. Überhaupt haben die Dualisten beinahe ebensowenig wie die Biologen die historische Methode befolgt.

In dem den 'einseitigen Geschichtsauffassungen' gewidmeten zweiten Abschnitt der Kritischen Übersicht behandelt Barth die alten Systeme der Geschichtsphilosophie nur, insoweit sie für die Gegenwart Bedeutung haben. 'Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann' hat er schon in einer 1890 erschienenen Schrift gewürdigt. Zuerst bespricht er die individualistische Geschichtsauffassung. Barth billigt nicht die Einseitigkeiten und Übertreibungen Taines, der wenigstens qualitativ die Eigentümlichkeiten, Strebungen und Leistungen der bedeutenden Männer, auch in den Künsten, vom *milieu*, d. h. dem Zustand des Geistes und der Sitten des Zeitalters, vom Geiste der Rasse und vom *moment* ableitet, d. h. der besonderen Richtung, die der Einzelne vorfindet, und den Einrichtungen, unter denen er lebt; noch weniger stimmt er Bourdeau zu, für den die menschliche Gattung ausschliefslich Trägerin der Geschichte ist, und die grofsen Männer, wie sie in der nichtidealisierten Wirklichkeit waren, in Kunst, Technik, Moral, Religion und Politik nur die Leistungen, Gedanken, Gefühle und Strebungen der Masse (freilich, wie er zugiebt, auch einzelner Vorgänger) zusammenfassen, abschliefsen, verkünden oder verkörpern. Aber er nimmt unserer Ansicht nach mit Recht gegen die individualistische Geschichtsauffassung für die kollektivistische Stellung. Bei dem heftigen und teilweise sehr gereizten Streit, der jüngst in Deutschland zwischen den Vertretern der beiden Auffassungen geführt wurde, ist es unserer Meinung nach den Verfechtern der individualistischen zu gute gekommen, dafs Lamprechts Deutsche Geschichte, das erste umfassendere und nicht blofs für Fach- oder abgeschlossene Parteikreise bestimmte Werk, das von der kollektivistischen Auffassung geleitet ist, insbesondere in den späteren Bänden, schwere Mängel der Arbeitsweise und Darlegung zeigt, wenn auch wohl nicht alle nach dieser Richtung erhobenen Vorwürfe und Anklagen objektiv begründet waren. Aber der Wert des Lamprechtschen Werkes ist nicht notwendig mafsgebend für Wert und Recht der 'kollektivistischen' Auffassung. Der Bedeutung der 'Helden', der 'grofsen Männer' wird Barth mit scharfem psychologischen und historischen Blicke gerecht. Er räumt ein, dafs es bisweilen, wenn auch selten einen grofsen Willen gebe, dessen Aufstreben jeden Widerstand der äufseren Verhältnisse überwinde. Aber die Hauptfrage ist, wie die Ideen entstehen, die das Handeln eines grofsen Mannes lenken. Es können dies nur beständig wirkende, weil beständig wiederholte Ideen sein; dies sind zunächst die der Erziehung, die von der ganzen Gesellschaft, in der

der Zögling lebt, oder mindestens von einer geschlossenen Gruppe in ihr ausgeht. Die Erziehung wäre, der abstrakten Möglichkeit nach, wohl fähig, isolierte, völlig neue Lebensansichten in das jugendliche große Individuum einzupflanzen, aber sie wird in concreto nur Erfolg haben, wenn ihre Ideale übereinstimmen mit einer starken, im Wachsen begriffenen Strömung der öffentlichen Meinung oder eines Teils derselben; sie kann nicht einen der Umgebung ganz fremden geistigen Inhalt auf Lebenszeit einpflanzen. So wurzelt der große Mann notwendig seinem Gedankengehalte nach in seiner Umgebung. Aber in der Zeit seiner Reife und seines selbständigen Wirkens ist er, da er mehr sieht, tiefer fühlt, richtiger urteilt als seine Zeitgenossen und besser auszusprechen vermag, was alle (oder doch die meisten) bewegt, ein beschleunigendes Moment der Bewegung. Er wirkt aber auch durch die Art, wie er sich in den Geistern der Zeitgenossen spiegelt. 'Er erscheint den Mitstrebenden als Verkörperung der gemeinsamen Idee, wird ein Mittel ihrer Vereinigung, ihr lebendiges Banner, um das sie sich scharen. Ideen haben schon an und für sich eine große Kraft der Fortpflanzung infolge des Nachahmungstriebes, der jedenfalls eine soziale Macht, wenn auch nicht, wie Tarde meint, die größte soziale Macht ist. Und der Nachahmungstrieb wirkt desto mehr, ist ein desto festeres Bindemittel, wenn er sich auf einen Größeren richtet. Denn der Mensch glaubt sich selbst zu vergrößern, wenn er einem Größeren nachfolgt. Der Vervollkommnungstrieb kommt dann dem Nachahmungstrieb zu Hilfe.' Bei den Helden des Geistes erschöpfen quantitative Schätzungen nicht das obwaltende Verhältnis: 'Denn im geistigen Leben im weitesten Sinne gilt der Satz der Hegelschen Philosophie, daß quantitative Unterschiede in qualitative umschlagen können, daß es in jedem Fortschritte Knotenpunkte giebt, in denen solches Umschlagen stattfindet. In jeder Wissenschaft und in jeder Kunst wird man Persönlichkeiten finden, die, tiefer und schärfer sehend als alle Genossen, nicht bloß das erworbene Gebiet pflegen, sondern neue Gebiete aufschließen, die im Sinne Hegels den Fortschritt zu einer Knotenlinie machen. «Schöpferische Ideen» sind bisher nicht methodisch zu erzwingen, sondern das Vorrecht besonderer Geister gewesen.' So ist der große Mann als geschichtliches Moment viel höher einzuschätzen, als das Maß an Kraft beträgt, um das er seine Zeitgenossen überragt. Er wirkt auch qualitativ anders, als der durchschnittliche Mensch. Auf dem Gebiete des Willens, der That ist er neben seiner kraftvollen Mitwirkung der Vereiniger, der die Wucht der Kräfte durch Lenkung zu einem Ziele verstärkt. Auf dem Gebiete des Denkens gewinnt er nicht bloß eine gewisse Summe neuer Sätze nach dem alten Prinzip, sondern oft auch ein neues Prinzip, er erobert gewissermaßen eine neue Dimension und bereichert so mit einem Schlag den Gesichtskreis um eine neue Welt.

Aber trotz alledem löst sich die Geschichte nicht auf in der Geschichte der großen Männer. Denn die Gesellschaft bleibt der Boden, aus dem sie erwachsen sind, und zugleich der, den sie befruchten. Wenn diesem Boden die nährenden Stoffe ausgehen, so erzeugt er und verträgt er keine großen

Männer. In den Zeiten des Verfalls können aus engeren Kreisen, die sich sittlichen Idealismus bewahrt haben, noch grofse Männer hervorgehen, aber sie finden in dem 'entarteten Geschlecht' nicht mehr genügenden Anhang. — Wenn Barth zur Begründung seines Standpunktes auch den Satz Comtes und Wundts beizieht, dafs der einzelne Mensch nur eine Abstraktion sei, in Wirklichkeit nur die Gesamtheit lebe, so reichen wohl seine anderen Gründe für den Beweis aus, so dafs die Verneinung dieses Satzes nicht zu einer indirekten Widerlegung der kollektivistischen Auffassung verwendbar wäre. In Wirklichkeit sind die mit diesen zwei Schlagwörtern bezeichneten Gegensätze bei der Mehrzahl der beiderseitigen Anhänger nicht so diametral, als die jüngste Polemik es erscheinen läfst. Wenn Barth sagt: 'So werden der erste Gegenstand der geschichtlichen Wissenschaft immer die grofsen Willenskomplexe sein, von denen auch die bedeutendste Persönlichkeit nur ein teils bedingender, teils bedingter Bestandteil ist', so wird doch die Betonung von: der erste (= vorzüglichste) Gegenstand nach dem Unterschied der einzelnen geschichtlichen Gebiete (Recht, Sitte, Religion; Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Staatengeschichte; Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte u. a.) und auch nach dem der Zeiten eine verschiedene sein. Für manche Gebiete und manche Zeiten wird der 'individualistischen' Geschichtsauffassung ein ordentliches Mafs von Berechtigung und bei entsprechender Durchführung auch von Verdienst bleiben; die 'kollektivistische' Behandlung läfst sich anderseits als die Grundlage einer mehr philosophischen, vor allem auf das Allgemeine gerichteten Behandlung der geschichtlichen Entwickelung betrachten.

Im Kapitel: Die anthropogeographische Geschichtsauffassung bespricht Barth auch Ratzels 'Anthropogeographie'. Diese Thatsache könnte den Vorwurf veranlassen, dafs Ratzel unrichtig eine einseitige Grundauffassung zur Last gelegt werde. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so, Ratzels 'vorsichtige, stets das Mafs haltende Anwendung der Geographie auf die Geschichte' wird zur Kritik der, allerdings später veröffentlichten, einseitig geographischen Theorie Mougeolles verwendet.

Zu den Vertretern einer einseitig ethnographischen Geschichtsauffassung gehört u. a. Graf Gobineau, dessen 1884 erschienenes Werk jüngst auch ins Deutsche übersetzt wurde. Für Gobineau ist die einzige Kraft in der Weltgeschichte Reinheit und Mischung oder die Chemie der Rassen. Mischung eines Volkes mit Elementen fremder Rasse ist Entartung; die Mannigfaltigkeit des Blutes erzeugt Mannigfaltigkeit der Ansichten, allerlei revolutionäre Theorien und zuletzt den Untergang des durch Mischung verdorbenen Volkes. Nur wo zur gelben Rasse (wie nach G.s Aufstellung bei den Chinesen) oder zur schwarzen Rasse (wie bei den Hamiten, insbesondere den Ägyptern) ein arischer Zusatz (nur die Arier = weifse Rasse überhaupt) hinzugekommen ist, hat die Mischung wohlthätig gewirkt. Die Semiten sind für Gobineau Weifse d. h. Arier, die sich mit Schwarzen (den Kuschiten) gemischt haben. Diesem Beisatze von Negerblute verdanken die Semiten ihre künstlerischen Fähigkeiten, und auch bei den Griechen entwickelte sich ihre

künstlerische Begabung aus dem Negerblute, das sie durch Mischung mit Semiten in sich aufnahmen. 'Der wichtigste Ort der Erde ist derjenige, wo in einem gegebenen Augenblicke die reinste, intelligenteste und stärkste weifse Gruppe wohnt. Säfse diese Gruppe durch das Zusammentreffen unbesieglicher, politischer Umstände im tiefsten Polareis oder unter den glühenden Strahlen des Äquators, so würde die geistige Welt sich auf diese Seite neigen Es gibt aber gegenwärtig nirgends mehr ein rein weifses Volk, und darum keine Aussicht mehr auf eine neue Civilisation. Die Mischung der Rassen wird noch stärker werden, und in demselben Mafse wird die Menschheit sich verschlechtern und erlöschen.' Mit diesen gewagten und die geschichtliche Thatsächlichkeit vielfach meisternden Behauptungen hat Gobineau nichts geleistet für die von Herder geforderte 'allgemeine Physiognomik der Völker', für die Erkenntnis der Volksgeister, die wie aus Sprache, so auch aus Mythus und Kunst zu gewinnen wäre. Zu dem so geschlossenen 'angeborenen Charakter' käme jedoch immer der 'erworbene', der in der Geschichte und durch die Geschichte erzeugte Charakter hinzu.

Eine (einseitige) kulturhistorische Auffassung stellt Barth deshalb fest, weil er, wie auch andere, den Begriff Kultur so einengt, dafs damit etwa die Herrschaft des Menschen über die Naturstoffe und die Naturkräfte verstanden wird. Er fafst Civilisation als coordinierten Begriff = Herrschaft des Menschen über sich selbst, insbesondere seine niederen, elementaren Triebe. Unserer Ansicht nach wäre es vorzuziehen, Kultur (u. a. mit Herder und Jodl) so zu verstehen, dafs sie Natur und Geist umfafst, und unter Civilisation die das Fühlen und Wollen zügelnde oder verfeinernde bezw. veredelnde Wirkung höherer Kulturen zu begreifen. Behandelt man Kultur und Civilisation als disjunkte Begriffe, so würden die Wissenschaften und Künste teils dem Bereiche der Kultur, teils dem der Civilisation angehören. Nach dem Sprachgebrauch, den wir vorziehen möchten, wäre z. B. den Wilden des rohesten Steinzeitalters schon eine gewisse Kultur, aber noch keine Civilisation zuzuschreiben, und könnte, was Barth selbst ausspricht, überhaupt nicht von einer kulturgeschichtlichen Auffassung, sondern nur von einer kulturgeschichtlichen Umfassung des Lebens der Menschheit die Rede sein. In dem Kapitel der 'kulturhistorischen Auffassungen' bespricht Barth u. a. den Ausspruch E. Dubois-Reymonds, nach dem eine der vornehmsten Ursachen des Untergangs der alten Kultur und Welt darin bestanden hätte, dafs die Römer von den drei Stufen der Technik, die Dubois-Reymond ziemlich willkürlich aufstellt, über die durch Baukunst, Erzgufs und Steinschneiden gekennzeichnete Stufe nicht hinauskamen. Die Annahme einer 'vitalen' (besser: mafsgebenden) Bedeutung der Technik für das Leben der Gesellschaft wird aber neben anderem gerade durch eine eindringende Betrachtung des Auflösungsprozesses der alten Welt widerlegt. Es fehlte den Alten, insbesondere den Griechen, nicht an dem technischen Können und Wissen, das Vorbedingung grofser Erfindungen gewesen wäre, sondern nur am wirtschaftlich-gesellschaftlichen Antrieb zu solchen Erfindungen. 'Die wissenschaftlich Gebildeten blieben infolge der Geringschätzung der körper-

lichen Arbeit der wirtschaftlichen Arbeit fern (ich würde lieber mit Einschränkung sagen: der technisch-produktiven Arbeit fern) und konnten in ihr keinen wissenschaftlichen Fortschritt bewirken. Wo sie selbst thätig waren, fehlte der Fortschritt nicht. Die antike Kunst hat ihre Verfahrungsweisen fortwährend vervollkommnet und in manchen Zweigen, z. B. der Freskomalerei, zu einer Feinheit gebracht, die heute noch lange nicht wieder erreicht ist.' Die Billigkeit der Sklavenarbeit, die wenigstens in der Blütezeit des Altertums vorhanden war, bewirkte, dafs der wirtschaftliche Antrieb, die menschliche Kraft durch Naturkräfte zu ersetzen, nicht vorhanden war.

Die 'politische Auffassung der Geschichte' (die bei manchen ihrer Vertreter mit der 'individualistischen' zusammenfällt) rechnet Barth auch zu den einseitigen Auffassungen und stellt sich dem entsprechend in Betreff des vor 8—9 Jahren geführten Streites gegen F. Schäfer auf Seiten E. Gotheins. Schäfers Standpunkt scheint uns ein Ergebnis vor allem der an und für sich sehr berechtigten Hochschätzung unseres so schwer und so teuer errungenen nationalen Staatswesens und der unleugbaren Thatsache zu sein, dafs auch der höhere Geschichtsunterricht die politische Geschichte zu bevorzugen hat und dafs diese mit ihrer Forschung auf einem festeren und abgegrenzteren Boden sich bewegt, als die Kultur- oder Ideen- oder Sozialgeschichte. Aber der Staat ist nicht das Ganze der geschichtlichen Bewegung und in manchen Zeiten, wie Schäfer selbst zugiebt, nicht das, dem das stärkste 'Zeitinteresse' galt, ein Umstand, der, wie Schäfer leugnet, Barth aber begründet, jeweils für die weitere geschichtliche Entwickelung von entscheidender Bedeutung sein mufste. 'Wer nur den Staat in Betracht zieht, kann den Untergang der Staaten nicht erklären. Er mufs sich stets bewufst bleiben, dafs er eine isolierende Abstraktion vollzieht, dafs die Wirklichkeit mehr enthält, nämlich eine beständige Wechselwirkung zwischen staatlichen und andern geistigen Kräften, welch letztere doch schliefslich das Ziel und den Weg bestimmen müssen. Wie ohne sie der Staat blind wäre, so ist auch eine einseitig politische Geschichtsbetrachtung blind gegen das Zusammenwirken der verschiedenen Lebensmächte der Gesellschaft.'

Der älteste Vertreter der ideologischen Geschichtsauffassung, für deren Weltanschauung die Idee der eigentliche Motor der geschichtlichen Bewegung ist, war Augustin, der seine Geschichtsphilosophie nach dem ersten grofsen Ideenkampf, dem des Christentums mit den (mehr urständigen) Religionen der Mittelmeervölker, aufstellte. Für ihn geht die Geschichte wesentlich auf in dem Wachstum und der schliefslichen Herrschaft einer Idee, der christlichen Weltanschauung, welche Idee für ihn zugleich die immer vollkommenere und wirksamere Offenbarung Gottes und seiner Allmacht auf Erden war. Seinen Höhepunkt erreichte der Glaube an die Macht der Ideen im Zeitalter der Aufklärung, was sich besonders deutlich in der Überzeugung von der Allmacht der Erziehung offenbarte, die u. a. auch Kant teilte. Für die Geschichtsphilosophie Hegels war der ideologische Charakter durch den Panlogismus des Hegelschen Systems gegeben. Hegel hat jedoch den Kern alles sozialen und historischen Geschehens richtig in den Willensverhältnissen gefunden, wenn

auch der menschliche Wille bei ihm durchaus von den Vorstellungen abhängt. Aufserdem hat er in zwei Beziehungen 'wohl eine endgültige Wahrheit geahnt'. Das 'Milieu', in dem der Mensch lebt, und die Natur des Menschen selbst, soweit und wie sie vor der Einwirkung seines bewufsten Willens existiert, ist kein wirres und ewig wechselndes Durcheinander, sondern ein in allen Veränderungen doch feste Prinzipien zeigendes System; unser Leben ist zum Teil eine Anpassung an dieses System, mufs also selbst logisch zusammenhängen und, da unsere Erkenntnis des Systems und mit ihr das Leben fortschreitet, auch logisch fortschreiten. So giebt es eine Macht der Logik in der Geschichte. Zweitens unterscheidet Hegel (wie Comte) bildende und zerstörende Perioden der Geschichte. Was der Hegelschen Darstellung der Ideen in der Geschichte fehlt, die Psychologie ihres Entstehens und nicht minder ihres Absterbens, hat auch die Völkerpsychologie, wie sie M. Lazarus und H. Steinthal begründeten, nicht geleistet. Noch weniger ist bis jetzt die Wirkung der Ideen auf das Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit psychologischem Empirismus erforscht worden. Bei Ranke findet, was schon auf Widerspruch stiefs, Barth dieselbe Mystik der Ideen, wie bei W. v. Humboldt. Von Buckle stellt Barth fest, dafs er keineswegs den sittlichen Fortschritt leugnet, sondern ihn nur als Ergebnis des intellektuellen Fortschritts betrachtet, während doch die sittlichen Grundsätze ihren Inhalt ändern und mit ihnen die Gefühle verändert werden.

Den diametralen Gegensatz zur ideologischen bildet die ökonomische Auffassung, die von der Ökonomie oder irgend einem ökonomischen Verhältnis alle andern kollektiven Lebensäufserungen als abhängige, unselbständige Ausläufer ableitet. Was Barth kulturhistorische Auffassung (s. S. 284) nennt, hätte er wohl logisch richtiger unter diese subsumiert, für die das wirtschaftliche Leben und dessen Wandlungen die gesamte geschichtliche Entwickelung beherrschen. Wenn er jene dieser als gleichgeordnet zugesellt, so ist das wohl dem Einflufs des Streites zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte, sowie dem zuzuschreiben, dafs er den weiteren Begriff der Kultur ablehnt. Dafs z. B. bei Dubois-Reymond der Stand der Technik ohne weiteres mafsgebend für Stand und Gang der Kultur ist, diejenigen aber, die Barth unter die ökonomische Auffassung einreiht, Mittelglieder, wie den Klassenkampf, die Eigentumsordnung aufstellen, dieser Unterschied ist unseres Erachtens nicht so bedeutend, um eine Zuteilung an zwei verschiedene Grundgesichtspunkte zu gebieten.

Die ökonomische Geschichtsauffassung hat auch aufserhalb der Kreise der Vertreter der Nationalökonomie, die übrigens keineswegs alle in dieser Einseitigkeit oder dieser Überschätzung ihrer Wissenschaft befangen sind, grofsen Anhang gefunden, 'weil in der Gegenwart, wie in jeder «kritischen», «unorganischen» Periode die elementaren Fragen des sozialen Lebens, also auch der ökonomischen, aufgewühlt werden und zu oberst zu liegen kommen'. So ist es auch zu erklären, dafs nicht wenige sozial schlechthin gleich ökonomisch gebrauchen, als ob Produktion und Verteilung der Güter das Einzige wären, was die Menschen in gesellschaftlicher Ordnung treiben, das Einzige, was sie verbindet. In dem Kapitel 'Die ökonomische Geschichtsauffassung' würdigt

Barth u. a. die Aufstellung von E. Durkheim, für den die Arbeitsteilung das einzige Agens der Geschichte und die ihr zur Seite gehende Entwickelung des Kontraktrechts, seit dem Aufhören der Gentes und der Kasten, der einzige Regulator sozialer Beziehungen ist, wobei natürlich Durkheim ganz und gar übersieht, wie oft die Ideen auch ihrerseits auf die Ökonomie gewirkt haben. 'Die Arbeitsteilung ist eine Mafsregel zur Erhaltung des Lebens (wir möchten hinzufügen: und zur Vermehrung oder Verfeinerung der materiellen Lebensgüter), aber sie bestimmt nicht den ganzen Inhalt des Lebens, den vielmehr 'die gesamte Weltanschauung jeder Epoche teils unmittelbar erzeugt, teils erweitern hilft'. Vor allem aber behandelt Barth sehr eingehend und mit eindringendem Urteil den sog. 'geschichtlichen Materialismus' oder 'die materialistische Geschichtsauffassung', der, freilich nicht allein, die deutsche Sozialdemokratie, soweit sie orthodox ist, huldigt. Es wird aufs klarste und überzeugendste dargelegt, wie Marx, der 'linker Hegelianer' war und schon dem Feuerbachschen Naturalismus anhing, als ein zur Systematik geneigter, an einem deduktiven, weil spekulativen, philosophischen System gebildeter Geist, geleitet vom Einheitsstreben, das ihm aus seiner philosophischen Bildung blieb, und, jedenfalls später, auch unter Einflufs der Zustände und Strebungen, die der 'ökonomische Liberalismus' insbesondere im kapitalistischen England der letzten Jahrzehnte hervorrief, Saint-Simons Ansichten systematisierte und dabei die ideologische Reihe der Geschichte, wie sie Saint-Simon neben der ökonomischen aufgestellt hatte, als selbständigen Faktor strich. Von den zwei Faktoren der ökonomischen Entwickelung bei Saint-Simon liefs er hinter dem technischen Fortschritt den Klassenkampf zurücktreten, der strenggenommen für ihn aus jenem erst folgt. Die 'ökonomische Struktur' ist für Marx der Kern jedes gesellschaftlichen Zustandes und mafsgebend wie für die staatliche Ordnung, so auch für die Ideen der einzelnen Zeiten; Staat, Religion, Kunst, Wissenschaften, Philosophie sind nur 'Überbau'. Nach ihm besteht die Kausalreihe: bestimmter Stand der Technik (Engels fügte berichtigend hinzu: und des Verkehrs) — bestimmte Betriebsform — bestimmte Eigentumsordnung — bestimmter politischer Überbau — bestimmte religiöse — künstlerische — wissenschaftlich-philosophische Anschauungen und Strebungen. Die für diese Anschauung übliche Bezeichnung: materialistische Geschichtsphilosophie findet Barth zu weit, da mit demselben Rechte die anthropogeographische, die ethnologische und die 'kulturgeschichtliche' 'materialistisch' zu nennen wäre, was von den zwei ersteren wenigstens a priori etwas zweifelhaft erscheint. Er schlägt die Bezeichnung 'technisch-ökonomisch' vor.

Die Kritik dieses Marxismus ist neben der Kritik der Theorien Spencers wohl der wertvollste und 'aktuellste' Teil des ganzen Buches. Von den 'Illustrationen', die Marx und nach ihm Engels zu ihrer Theorie gegeben haben, werden einige näher besprochen. Selbst die Abhängigkeit der Arbeitsformen von dem Stande der Technik und des Verkehrs, die unbestreitbar und unbestritten vorhanden ist, ist weder eine durchgängige, noch ist sie immer vorhanden. So erfolgte der Übergang der römischen Latifundienbesitzer der

Kaiserzeit zum Zwergbetrieb wegen Abnahme des Bedarfs an Getreide, welcher durch die Lieferungen der Provinzen gedeckt wurde, und wegen der gleichzeitigen Zunahme der Nachfrage nach den feineren Erzeugnissen der Landwirtschaft, deren Erzeugung intensiveren Betrieb verlangte. Hier könnte immerhin soviel zugegeben werden, dafs die Verkehrsverhältnisse einwirkten, freilich nicht eine Änderung derselben. Wo nicht Wasserstrafsen benutzt werden konnten, war der Bau von Getreide für ein auch nur etwas entferntes Absatzgebiet wirtschaftlich unmöglich, und der getreidebauende Grofsgrundbesitz ist immer auf entfernteren Absatz angewiesen. Auch die Formel bestimmte Betriebsform — bestimmte Eigentumsordnung ist unhaltbar. Eine Änderung der Prinzipien der Verteilung des Einkommens und Vermögens ist durch eine neue Betriebsform nicht notwendig gemacht; anderseits ist von den prinzipiellen Änderungen des Eigentumsrechts in geschichtlicher Zeit nur eine dem Drängen des wirtschaftlichen Begehrens zu danken, die Aufhebung des kanonischen Zinsverbots; der Feudalismus ist eine Wechselwirkung zwischen Politik und Ökonomie, der Anpassung der staatlichen Organisation an die Naturalwirtschaft und den Folgerungen der kriegerischen Politik der Karolinger u. a. entsprungen. Diese Ansicht wird auch bestehen bleiben, wenn G. F. Knapp bezw. dessen Schüler Wittich mit ihrer Aufstellung durchdringen würden, dafs es schon in der germanischen Urzeit eine weit gröfsere Anzahl von auf fremdem Eigentum sitzenden und es bebauenden Hörigen als von Gemeinfreien gegeben habe. Es wird dann nur die schädigende Einwirkung des Feudalismus auf Gemeinfreiheit und Eigentum der Gemeinfreien sehr abzumindern sein. Die Abschaffung des Feudaleigentums und der Feudallasten ist ohne vorangegangene Änderung der landwirtschaftlichen Technik erfolgt, und der Haupthebel dazu war die Idee der staatsbürgerlichen Gleichheit, vielleicht auch nur der Gleichheit gemeinsamer Unterordnung unter ein und denselben Absolutismus. Auch der Thatsache, dafs das römische Recht am Ende des Mittelalters durch die Steigerung des Verkehrs notwendig geworden sei — welche oft ausgesprochene Behauptung sich unserer Meinung nach nicht ganz damit zusammenreimt, dafs England ohne das römische Recht auszukommen gewufst hat —, erkennt Barth keine beweisende Kraft zu. Er hätte aber neben der Darlegung, dafs deutsches und römisches Recht doch manches gemeinsam haben und die Einführung des römischen Rechts keine neue Eigentumsordnung mit sich brachte, auch das geltend machen können, dafs bei dieser Einführung ein 'ideologischer' Faktor etwas mitwirkte, nämlich die Schätzung und Nachahmung des römischen Imperiums. Wie soll vollends das Strafrecht mit der Wirtschaft durchaus kausal zusammenhängen? Die Milderung, die das Strafrecht im Laufe des vorigen und noch dieses Jahrhunderts gegenüber der Carolina erfahren hat, ist in letzter Linie Verdienst und Werk der Rechtsphilosophen, die sich von der Idee des Naturrechts, eines idealen Rechts der Freiheit und Gleichheit (und der Humanität), leiten liefsen. Auch nicht die Politik, weder die innere, noch die äufsere, ist völlig von der Ökonomie abhängig. Marx hat das Aufkommen der fürstlichen Gewalt am Ausgang des Mittelalters aus der Anwendung der Feuerwaffen abgeleitet.

Diese Aufstellung wird von Barth durch Angabe der wirklichen Ursachen zurückgewiesen, sowie durch Hinweis darauf, dafs der Zweck, zu dem die Feuerwaffen benutzt wurden, überhaupt durch politische Ideen bestimmt werden mufste. Es findet sich in der Geschichte keine einseitige Bestimmung der Politik durch die Ökonomie, sondern überall und immer eine innige Wechselwirkung der politischen und ökonomischen Tendenzen aufeinander.

Wie oberflächlich es Marx mit den Beweisen dafür nahm, dafs die Ideologien, selbst die höchsten, wie Moral, Religion, Philosophie, nur Begleiterscheinungen der ökonomischen Einrichtungen seien, zeigt der widersinnige und unhistorische Satz des kommunistischen Manifestes (v. J. 1849): 'Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprechen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiet des Wissens aus', welcher Satz den andern illustriert, 'dafs die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet'. Lockes Erkenntnistheorie wird in kausalen Zusammenhang mit seiner sozialen Stellung gebracht, wobei der Verstand ohne angeborene Ideen, den er annahm, als 'bürgerlicher' Verstand bezeichnet wird. Marx läfst dabei ganz aufser Acht, dafs Lord Bacon von Verulam und Thomas Hobbes im allgemeinen die gleichen erkenntnistheoretischen Anschauungen, wie Locke, aber ganz andere soziale und politische Ansichten vertraten. Die Rückwirkung der 'Ideologien' auf die Volkswirtschaft, die ganz handgreiflich ist und nicht ausbleiben kann, da der thätige Arbeiter der Volkswirtschaft, der Mensch, zugleich der Träger der Ideen, der Ideologien ist und Ideen die Lenkerinnen seines Handelns sind, fehlt bei Marx und Engels ganz und gar. Den Satz, dafs die Ideologien von den ökonomischen Zuständen und Entwickelungen bestimmt werden, haben dann mehr gläubige als gründliche Jünger des Marxismus in der Behandlung und Darstellung der einzelnen Gebiete durchzuführen und zu beweisen gesucht. Schon Engels hatte entdeckt, dafs Calvins Lehre von der Gnadenwahl der religiöse Ausdruck der Thatsache war, 'dafs in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankerott nicht abhängt von der Thätigkeit oder dem Geschick des Einzelnen, sondern von den Umständen, die von ihm abhängig sind'. In diesen Fufsstapfen wandelnd, hat G. Lafargue herausgefunden, dafs 'der Pantheismus und die Seelenwanderung der Kabbala nichts anderes seien als metaphysische Ausdrücke für den Wert der Waren und ihren Austausch'. Barth entwirft, um diese tolle Einseitigkeit und gänzliche Verstocktheit gegen die Eigenart geistiger Bewegung durch die konsequente Durchführung vollends ad absurdum zu führen, die Grundzüge einer von Lafargue zu erwartenden Geschichte der Astronomie, die zu lesen sehr ergötzlich ist. Er weist dann der (auch aufserhalb sozialdemokratischer Kreise sich findenden) Behauptung gegenüber, dafs die Reformation wirtschaftliche Ursachen gehabt habe, nach, dafs die Reformation auf Grund einer religionsgeschichtlichen Notwendigkeit eintrat.

Die gesamte ökonomische Geschichtsauffassung wird einer tiefeindringenden psychologischen und erkenntnistheoretischen Kritik unterworfen, welche die Wurzel ihrer Irrtümer aufdeckt. Das konstruierte Ideal, dem die Marxisten nachgehen, ist selbst durchaus nicht die blofse Spiegelung der bestehenden

Verhältnisse, wie es nach ihrer Theorie sein müfste; es ist 'ein Erzeugnis der synthetischen Kraft des Geistes, der von dem Verlangen nach Lebensmehrung getrieben ist, es ist der wirklichen Lage entgegengesetzt, nicht aus ihr genommen'. Die Forderung ökonomischer Gleichheit gegenüber der thatsächlich waltenden ärgsten Ungleichheit des Besitzes beruht vor allem darauf, dafs die jetzt in Westeuropa herrschende politische Gleichheit auf den ökonomischen Kampf ums Dasein übertragen und eine Gleichheit der Bedingungen dieses Kampfes gefordert wird. Das Verlangen, dafs die Produktion gesteigert, möglichst genau reguliert und den Bedürfnissen eng angepafst werde, beruht auf einer postulierten Analogie mit den Gebieten, wo die Wissenschaft neuerdings eine genauere Erkenntnis und oft auch schon zweckmäfsige Einrichtungen erwirkt hat, nämlich mit der Hygiene. Das Prinzip der Gerechtigkeit, die Formel: 'Jedem nach Verdienst' ist zudem vieldeutig, ihr Inhalt wird sich mit jeder neuen Ansicht vom Wesen der Arbeit oder des Genusses ändern. Verdienst kann als Anstrengung oder als Leistung gefafst und damit der Unterschied der Talente berücksichtigt oder mifsachtet werden; dazu kommt die verschiedene Stärke der Bedürfnisse, die auf physischer Verschiedenheit beruhen.

Eine unbefangene Erwägung ergiebt, dafs schon auf den primitiven Menschen nicht blofs die wirtschaftliche Sorge, die Ökonomie einwirkte, sondern auch die durch die äufsere und noch mehr durch die eigene Natur in ihm hervorgerufene Weltanschauung. Der Animismus bewirkte den Totenkult, so dafs der Wilde seiner Weltanschauung ökonomische Opfer brachte. Und die Fürsorge dafür, dafs er selbst einmal die nötigen Totenopfer erhalte, nötigte ihn, wenigstens einige seiner Kinder aufzuziehen. Aus der imaginären und spontan entstandenen zweiten Welt, die der Animismus der sinnlich gegebenen Welt gegenüberstellt, wird allmählich eine ideale und bewufst konstruierte. Und von einer gewissen Stufe der Entwickelung an wird die Wirkung der Ideen auf das Begehren und das Handeln, also auch auf die Ökonomie, immer gleichmäfsiger und intensiver. Wenn die Marxisten immer und immer wieder von den in letzter Instanz entscheidenden 'ökonomischen Verhältnissen' sprechen, so vergessen sie, dafs Verhältnisse an sich keine Kräfte sind, dafs sie erst Kräfte werden, wenn sie auf einen Willen wirken, und dafs der Wille nicht durch Verhältnisse bewegt wird, sondern durch Ideen über die Verhältnisse. Ferner berücksichtigen die Marxisten nicht, dafs es einen dauernden Ideenbesitz der Menschheit giebt, auch auf dem Gebiet der praktischen Ideen, dafs deshalb jede neue ökonomische Lage nicht ein leeres Feld vorfindet, sondern ein Bewufstsein der Gesellschaft, in dem, um mit Taine zu reden, schon ein gewisses Moment, eine gewisse Richtung auf ein Ziel und eine gewisse Geschwindigkeit der dahin gerichteten Bewegung herrscht. Die aus der ökonomischen Lage erzeugten Vorstellungen sind eben deshalb nicht allmächtig, weil sie sich mit diesem 'Momente' auseinandersetzen müssen. 'Der Mensch wird im Laufe der Geschichte ein anderer; sein Inneres wächst, er tritt immer selbständiger allem Äufseren, auch der ökonomischen Lage gegenüber. Er gestaltet die ökonomischen Zustände nach seinen Idealen, während er nach der Vorstellung der Marxisten ein armseliger

Automat wäre.' Ungeschichtlich ist es auch, wenn Marx vom Ende des Kapitalismus und von der dadurch herbeigebrachten neuen Ordnung der Produktion und des Verkehrs erwartet, dafs damit alle sozialen Gegensätze für immer aufhören werden.

Barth stellt der Philosophie der Geschichte, wie allen Wissenschaften, die Aufgabe *voir pour prévoir*, er schreibt ihr als Recht und Pflicht zu, der Gegenwart die Diagnose und damit eine Prognose der Zukunft zu stellen. Was nach dieser Richtung der erste Band bietet, sind mehr einzelne Äufserungen, als dafs eine abgerundete, zusammenhängende Zeichnung geboten würde. Schon deshalb wollen wir darauf nicht eingehen. Ebensowenig wollen wir die 'grobe, rein deskriptive, schematische Skizze des Verlaufs der Geschichte', die Barth auf etwa 12 Seiten giebt, einer umfassenden Würdigung unterziehen. Wir begnügen uns, einige von den geschichtlichen Auffassungen oder Angaben Barths hervorzuheben, gegen die wir Bedenken haben. Der zweite Band des Werkes, von dem die erste Abteilung die Grundlegung der eigenen Auffassung geben und die Naturformen der Gesellschaft darstellen, die zweite Abteilung die Kunstformen der Gesellschaft und die Ergebnisse der Untersuchung zum Gegenstande haben wird, erheischt unverkennbar ein noch schwierigeres Stück Arbeit als sie schon der erste Band verlangte; er wird auch eine gröfsere Anzahl von Kritikern finden. Allein die einander gegenüberstehenden Theorien über die ältesten Organisationen der Familie und Eheformen klar und präcis darzustellen und eine befriedigende Entscheidung zu treffen, ist *periculosae plenum opus aleae.* Unsere Bemerkungen sind vielleicht für die Arbeit des zweiten Bandes nicht ganz ohne Wert; ihr Zweck ist es, den Verfasser zu nochmaliger Erwägung einiger Punkte oder zu bestimmterer Fassung und Abgrenzung einiger Begriffe zu veranlassen.

Der Geschichtsphilosoph wird immer, wie genötigt, so auch berechtigt sein, aus der Entwickelung der Dinge Haupttypen herauszustellen, so dafs Sonderzüge und Sondergänge unberücksichtigt bleiben, es wird ihm ebenso zustehen, scharfe Einschnitte und Einteilungen zu machen, während in der Wirklichkeit meistens Übergänge vorhanden waren, aber er wird gut daran thun, für diese historische 'Vogelperspektive' keinen zu hohen Standpunkt zu nehmen. Die Einteilung der Gesellschaften in Naturformen und Kunstformen, entsprechend der Einteilung des Denkens in natürliches — assoziatives und zweckgeleitetes — apperzeptives[1]) Denken möchten wir an und für sich nicht anfechten, aber, wie es beim einzelnen Menschen schwer zu sagen sein wird, in welchem Augenblick er sich auf die Stufe des apperzeptiven Denkens erhebt und ein allmählicher Übergang da ist, so wird zu berücksichtigen sein,

[1]) Ich würde die Bezeichnung 'apperzeptiv' lieber vermeiden, da 'Apperzeption' zu den leider nicht wenigen Termini gehört, die bei der Psychologie in wesentlich verschiedenem Sinne gebraucht werden: Ein (internationaler) Psychologen- und Logikerkongrefs, der sich über einen einheitlichen, festen Gebrauch und Sinn der Termini einigen würde, wäre zu wünschen. Aber es ist dies wohl ein frommer Wunsch.

dafs die Naturformen der Gesellschaft allmählich in die Kunstform übergehen, welch letztere ihre Bezeichnung selbstverständlich nur a priori trägt. Barth überschätzt unseres Erachtens die Bedeutung und Leistung der Gesetzgeber und Gesetzgebung, die vermöge des 'apperzeptiven Denkens' die staatliche und gesellschaftliche Ordnung umgestalten. Er läfst (S. 356) Lykurg und Solon, die 12 Tafeln auf antikem Boden, wie auf südgermanischem Boden die 'leges barbarorum' dem Kommunismus der 'Gentilverfassung' gegenüber das Privateigentum und den Unterschied der Stände sanktionieren. Aber es ist, um von 'Lykurg', dessen Besprechung nicht so rasch abzumachen wäre, abzusehen, zweifellos, dafs es in Athen vor Solon, in Rom vor den zwölf Tafeln Privateigentum gab, und ebenso auch bei den germanischen Stämmen vor den leges barbarorum, auch an Grund und Boden. Der Staat vor Solon wird (S. 142 Anm. 1) als 'patriarchalisch' bezeichnet, während die 'patriarchalische Zeit' schon lange vor Solon dahingegangen ist; 'der Gesetzgeber richtet überall Stände ein' (S. 382), während z. B. Solons Einteilung, wenn sie wirklich ganz neu war, einer älteren ständischen Einteilung eine 'timokratische' Einteilung nach dem Census zur Seite, bezw. gegenüberstellte. Der so vieldeutige Begriff 'Stand' wird im zweiten Teile einer genauen Definition bedürfen; er sollte dem Begriff der Kaste, wie dem der Klasse gegenüber scharf abgegrenzt und in seine Unterglieder eingeteilt werden, und dann wäre jeweils anzugeben, was das real wirkende bezw. angewandte principium divisionis war. Wenn es S. 383 heifst: bei den romanischen und germanischen Völkern des Mittelalters gründet sich die ständische Ordnung auf soziale Arbeitsteilung und unterscheidet grofse Grundherren (zugleich Krieger)[1]), Geistliche, Bürger (Gewerbetreibende), Bauern, so ist eine ständische Gliederung herausgegriffen, die übrigens nicht die ganze Zeit des Mittelalters hindurch existierte, es gab aber auch noch eine andere 'ständische Gliederung' nach der Geburt. Der so grofsen geschichtlichen Bedeutung des Adels in den früheren Zeiten des klassischen Altertums wie im Mittelalters hat Barth im ersten Bande kaum die gehörige Beachtung geschenkt. Mit der Gesetzgebung fällt für Barth zeitlich und innerlich das zusammen, dafs die Naturreligion zur Gesetzesreligion wird (S. 332). Auch hier ist der Einschnitt, wenigstens in der gegebenen Fassung, zu scharf, dieser Übergang erfolgte jedenfalls sehr allmählich.[2])

Von einer Begriffsbestimmung hängt auch die Beantwortung der Frage ab, ob im Altertum, insbesondere in der griechischen Geschichte von einer Zeit des Feudalismus gesprochen werden kann. Barth verneint diese Frage (S. 142 Anm., S. 181 Anm.). Es liegt für uns am nächsten, bei Feudalismus und

---

[1]) Wo bleiben diejenigen Ritter, die nicht grofse Grundherren waren?

[2]) Der Satz (S. 332): 'Mit dem Verfalle der Gens verfällt dieser Ahnenkult' ist nach S. 379—381 durch den Zusatz: 'und die animistische Naturreligion' zu berichtigen. Die Angabe (S. 333): Apollon, bei Homer nur Bogenschütze und Weissager, wird (durch die Gesetzgeber) zum delphischen Apollon, dem höchsten Ratgeber in allen sittlichen Fragen, spricht dem Homerischen Apoll doch etwas zu wenig und dem späteren 'delphischen' Apoll etwas zu viel zu.

'feudal' an das zu denken, was sich am längsten von den gesellschaftlichen Zuständen des Mittelalters (und allerdings auch der beginnenden Neuzeit) erhalten hat, an die Abhängigkeit und Dienstbarkeit der Masse der landwirtschafttreibenden Bevölkerung dem Adel (oder der grundbesitzenden Kirche) gegenüber, als dem 'Eigentümer' oder 'Obereigentümer' des Grundes und Bodens (vgl. 'Feudallasten'). In diesem Sinne des Wortes gab es in Athen und den meisten griechischen Staaten, wie auch in Rom, eine feudale Zeit. Mit einer solchen Abhängigkeit der Bauern ist natürlich eine grofse politische Macht oder eine gewisse Selbständigkeit des Grundadels der Staatsgewalt gegenüber verbunden, die, erfahrungsgemäfs, diese Abhängigkeit noch überdauern können. In unmittelbar staatsrechtlichem Sinn und in dessen letzten Konsequenzen ist der Feudalismus gleichbedeutend mit der Zersplitterung der Staatsgewalt in Hoheitsbefugnisse des Lehensadels, die als erblicher Privatbesitz gelten. Im klassischen Altertum gab es allerdings keinen solchen Feudalimus, im alten Orient aber zum mindesten sehr starke Ansätze. Darf man im ersteren Sinne des Wortes von einer feudalen Zeit Griechenlands sprechen, so wird die Bezeichnung 'griechisches Mittelalter', wie sie u. a. Ed. Meyer verwendet, zulässig sein. Die Analogie ist vorhanden und ihre Hervorhebung erleichtert oder vertieft für den, der das Mittelalter einigermafsen kennt, das Verständnis der griechischen Geschichte oder umgekehrt.[1]) In Betreff der 'gentilen Gesellschaft', die (S. 249) als 'klassenlos' bezeichnet wird und bis zum Auftreten der Gesetzgeber dauern soll, wird auch eine Auseinandersetzung mit den Aufstellungen Ed. Meyers, Geschichte des Altertums II 51—60 nicht ohne Wert und Frucht sein.

Mit Rodbertus und Bücher hält Barth daran fest, dafs die 'Ökenwirtschaft' auch in den späteren Zeiten des klassischen Altertums die herrschende (und daher die soziale Frage lediglich Frage der Verteilung des Grundbesitzes) gewesen sei. Ferner stellt er für das Altertum die Existenz eines besonderen, nicht zugleich grundbesitzenden, freien Handwerkerstandes in Abrede. Letzteres ist nicht richtig und könnte durch inschriftliches Material für spätere Zeiten zur Genüge widerlegt werden; es genüge aber hier, darauf hinzuweisen, dafs die 5000 nichtgrundbesitzenden Bürger Athens, deren Existenz aus Anlafs des Antrags des Phormisios vor 400 v. Chr. festgestellt wurde, doch, soweit sie nicht Handel trieben, kaum lauter Bummler oder Berufspolitiker waren, von denen die meisten trotz der *μισθοφορά* doch hätten Hungers sterben müssen. In den Städten und deren unmittelbarer Umgebung hat die Ökenwirtschaft schon früher der Wirtschaft für den Austausch Platz gemacht. Man braucht sich nur an die Besitz- und Erwerbsverhältnisse der Väter des Lysias und des Demosthenes zu erinnern. Beim Fortbestand der Alleinherrschaft oder

[1]) In einer an und für sich berechtigten Polemik (S. 324) versäumt Barth hervorzuheben, dafs die Monopole, die verschiedene Reichstage unter Max I. und Karl V. abzuschaffen sich bemühten und die Luther verdammte, weder staatliche, noch staatlich verliehene, sondern rein faktische waren ('Ringe'), die höchstens von manchen Territorialgewalten aus Rücksicht auf die Gefälligkeit der grofsen Bankhäuser begünstigt wurden.

auch nur des Überwiegens der Ökenwirtschaft hätten seit dem VI. Jahrh. beträchtliche Teile der Bevölkerung Griechenlands Hungers sterben müssen.[1]) Die Ökenwirtschaft blieb überwiegend nur in solchen Teilen des platten Landes, die von gröfseren Städten und vom Verkehr, d. h. von allen Wasserstrafsen entfernter lagen. Gegen das Ende des Altertums mag sie infolge des wirtschaftlichen Rückgangs und der Abnahme der Bevölkerung allerdings mehr Boden gewonnen haben.[2])

---

[1]) S. 384 werden keine ausreichenden Gründe für die Entvölkerung Griechenlands zur Zeit des Polybius angegeben und wird gar nicht berücksichtigt, dafs Griechenland vor der makedonischen Zeit einigermafsen an Übervölkerung litt.

[2]) Barth weist darauf hin, dafs auch Cicero sagt (Parad. Stoic. VI 3): *Non esse emacem vectigal est.* Der Zusammenhang benimmt dieser Stelle jede Beweiskraft nach dieser Richtung. Sie besagt nur, dafs Einschränkung der eigenen Bedürfnisse das Einkommen leistungsfähiger macht, bezw. das etwaige Nettoeinkommen steigert. Es ist im Vorhergehenden von *sumptus cupiditatis* die Rede und gehen Schilderungen eines Luxus voraus, der nur für sehr wenige Glieder einer Gesellschaft mit dem Überwiegen der Ökenwirtschaft möglich ist. Die Behauptung (S. 386, 8), dafs in der Kaiserzeit das Prinzip des *laissez faire, laissez aller*, der ökonomische Liberalismus, geherrscht habe, bedarf jedenfalls einiger Einschränkung, ebenso die (S. 190 Anm.), dafs der wirtschaftlich-soziale Gegensatz von Stadt und Land im klassischen Altertum gar nicht vorhanden gewesen wäre.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ZUR LEX MANCIANA

Über meine Lesung der Lex Manciana, die in dieser Zeitschrift (1898 I 628 ff.) erschienen ist, schreibt Herr Cagnat in den *Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles-lettres. IV sér. tom. XXVI p. 682: Je tiens à faire, dès aujourd'hui, les plus grandes réserves au sujet de cette publication. Les lettres de l'inscription ne sont pas effacées par le sable du désert: la pierre est ou remplie de trous ou mutilée; elle a perdu, à plus d'un endroit, sa surface supérieure et comme sa croûte, si bien que les caractères et leurs traces mêmes ont absolument disparu. Je ne dis pas que M. Seeck, avec l'habitude qu'il a de la lecture des manuscrits, n'ait pas pu ajouter çà et là quelques lettres ou corriger quelques lectures; je ne nie pas qu'il ait trouvé des conjectures heureuses ou de bonnes restitutions; mais je nie qu'il ait lu le texte d'un bout à l'autre. Il ne faut pas que les commentateurs futurs du monument, ou ceux qui voudront s'en servir pour leurs travaux, prennent pour un texte ancien ce qu'y a peut-être été, mais ce que n'y est plus. Je suis assuré d'ailleurs, que si M. Seeck voyait la pierre, il serait le premier à reconnaître que les photographies l'ont abusé, et qu'il a pris pour des traces de lettres des jeux de lumière produits par la détérioration du calcaire.* Als das betreffende Heft der Comptes rendus erschien, war ich leider auf Reisen und bekam es daher nicht gleich zu sehen. Da Herr Cagnat nicht die Güte gehabt hat mir einen Sonderabzug zuzuschicken, erfuhr ich erst nach mehreren Monaten von diesem Angriff gegen die Zuverlässigkeit meiner Lesung, was die Verspätung meiner Antwort entschuldigen mag.

Dafs die Buchstaben der Inschrift 'an mehr als einer Stelle' bis auf die letzten Spuren verschwunden sind, ist in meiner ausführlicheren Publikation, deren Erscheinen Herr Cagnat nicht abgewartet hat, ausdrücklich hervorgehoben (Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte VI 307). Aber auch in der kürzeren und vorläufigen dieser Zeitschrift, die er benutzt hat, ist es daran leicht zu bemerken, dafs viele Buchstaben als Ergänzungen in eckige Klammern gesetzt sind. Die eine der beiden Photographien, deren ich mich für meine Lesung bedient habe, ist durch die Veröffentlichung Toutains allen zugänglich. Jeder kann sich also überzeugen, dafs es gar keine Schwierigkeiten hat, an ihr zu erkennen, wie weit der Stein gewaltsam zerstört, wie weit er nur auf der Oberfläche verwittert ist. Herr Cagnat leugnet, dafs seine Buchstaben durch den Wüstensand verwischt seien. Dann hat der Stein wohl seit der Römerzeit unter einer Glasglocke gestanden; denn wie sollte er sonst in dem sandreichen Nordafrika den Einwirkungen des Flugsandes entgangen sein? Übrigens habe ich mich nicht nur auf meine eigenen Augen verlassen, sondern die Photographien dem Geologen unserer Universität, Professor Deecke, vorgelegt. Sein sachverständiges Urteil bestätigte mir, dafs überall, wo Sandwehen jahrhundertelang an den Steinen nagen, z. B. in unseren Ostseedünen, die Oberfläche in ganz entsprechender Art verändert wird. Dies ist für die Überlieferung nicht gleichgültig. Denn bei dem unendlich langsamen Radieren des Sandes müssen die tiefer gezogenen Meifselstriche lange Zeit sichtbar bleiben, und undeutliche Buchstabenreste können sich auch an sehr zerstörten Stellen erhalten haben.

Dafs ich 'den Text von einem Ende bis zum andern gelesen habe', brauchte Herr Cagnat nicht zu bestreiten, da es mir niemals eingefallen ist, solchen Unsinn behaupten zu wollen. Ich sagte nur (S. 628), es sei mir gelungen, 'den Inhalt der wichtigen Urkunde von Anfang bis zu Ende festzustellen', und

das ist etwas ganz anderes. Dafs dies Ergebnis zum grofsen Teil nur durch Ergänzungen zu erreichen war, zeigen im Texte die zahlreichen eckigen Klammern. Und auch wo diese fehlen, sind viele Buchstaben durch den Druck als 'von zweifelhafter Lesung' gekennzeichnet, und in der Vorrede wird das Bedauern ausgesprochen, dafs sich der Grad ihrer Unsicherheit typographisch nicht zum Ausdruck bringen liefs. Darin liegt doch, dafs dieser Grad ein sehr verschiedener und manchmal ein recht hoher ist. Thatsächlich beruhen auch jene unsicheren Buchstaben, wo sie in gröfserer Zahl nebeneinander auftreten, mehr auf Ergänzung als auf eigentlicher Lesung, aber auf einer Ergänzung von ganz besonderer Art, die auch im Drucke kenntlich gemacht werden mufste.

Ist ein Stück des Steines weggebrochen, so bleibt dem Epigraphiker nichts übrig, als aus dem Erhaltenen den Sinn des Fehlenden, so gut es geht, zu erraten und ihn in lateinischen Worten auszudrücken, deren Buchstabenzahl dem Umfang der Lücke entspricht. Dafs er auf diese Weise den Wortlaut des ursprünglichen Textes im besten Fall annähernd, aber fast niemals ganz genau treffen kann, ist selbstverständlich. Von solcher Art sind z. B. meine Ergänzungen am Anfang der vierten Kolumne, was übrigens jedem Kundigen auch ohne diesen Kommentar von Anfang an klar gewesen ist. Anders und viel schwieriger gestaltet sich die Aufgabe, falls, wie am Ende unserer Inschrift, überall zerstreute Buchstabenreste kenntlich sind. Auch dann beruht die Lesung zunächst nur auf Konjektur; aber was man so gefunden hat, kann und mufs man an jenen Resten nachprüfen, ob es sich mit ihnen vereinigen läfst. So habe ich zu manchen Stellen wohl ein Dutzend verschiedener Konjekturen gemacht, bis ich einen Wortlaut gefunden hatte, der mir zu jenen undeutlichen Meifselstrichen zu passen schien. Ohne Zweifel werde ich mich dabei mitunter getäuscht haben, ja in einem Falle weifs ich dies schon jetzt mit Bestimmtheit. II 13 glaubte ich [c]o[r]rosas lesen zu können; Buecheler teilte mir dann brieflich die Konjektur *cariosas* mit, und als ich die Photographie daraufhin nachprüfte, überzeugte ich mich, dafs dies wirklich auf dem Stein gestanden hatte. Was ich für den Rest eines O gehalten hatte, konnte nämlich auch die untere Rundung eines C sein; davor brauchte kein Buchstabe zu fehlen; dahinter liefsen sich schwache Spuren des A wahrnehmen und das R war von dem O so weit entfernt, dafs dazwischen wohl ein I gestanden haben konnte. Man wird also künftig car[i]osas zu schreiben haben; aber wie man sieht, kommt meine Lesung, obgleich sie falsch ist, der richtigen doch sehr nahe, und so wird es auch bei den andern Stellen sein, wo ich möglicherweise geirrt haben könnte.

Wie solche Lesungen zu stande kommen, mag ein fiktives Beispiel zeigen. Ist von einem Buchstaben nur der Rest einer senkrechten Linie kenntlich, so kann es E, F, I, L, P oder T, vielleicht auch der Anfang von H, K, N gewesen sein. Zwei giebelförmige Striche nebeneinander können M, RA, AR, AA oder RR bedeuten, wenn sie sehr verwischt sind, wohl auch NE, NF, NI u. s. w. Der Rest einer Rundung läfst sich als C, G, O oder Q lesen. Hat man aber die Zeichengruppe IΛΛΛΛC und ersieht aus dem Vorhergehenden und Folgenden, dafs sie ein abgeschlossenes Wort sein mufs, so wird kein Verständiger sie als ERAARQ oder PAMAG lesen, obgleich dies graphisch wohl anginge, sondern man wird darin IMMO oder TARRAC(onensis) oder FAMAQ(ue) erkennen. Den Buchstabenresten nach wären alle drei Lesungen, so verschieden sie auf den ersten Blick aussehen, ganz gleichberechtigt; aber der Zusammenhang würde wohl kaum einen Zweifel lassen, welche von ihnen zu wählen sei. Entsprechend sind alle Buchstaben, die wir durch den Druck als zweifelhaft bezeichnet haben, einer grofsen, aber keiner ganz unbeschränkten Zahl von Deutungen fähig; fafst man sie zu Worten zusammen, so vermindern sich die Möglichkeiten schon ganz beträchtlich, und kann man Sätze daraus gestalten, so bleibt meist nur noch eine einzige übrig. Und sind auch dann noch mehrere denkbar, so werden sie doch dem Sinne und den Formen nach sich so nahe stehen, wie jenes *corrosas* und *cariosas*. Auf diese Weise läfst sich aus Buchstabenresten, von denen jeder einzelne ganz unsicher ist, doch ein Text gestalten, der einen ziemlich hohen Grad von Sicherheit in Anspruch nehmen darf.

Aber Herr Cagnat meint ja, wenn ich nicht nur Photographien, sondern den Stein selbst gesehen hätte, so würde ich mich überzeugt haben, dafs, was ich für Buchstabenreste halte, nur zufällige Ritzen und Schrammen seien. Dem darf ich nicht widersprechen, ehe ich in Tunis gewesen bin; nur will es mir denn doch etwas wunderbar scheinen, dafs jene angeblichen Ritzen und Schrammen mir in ihrem Zusammenhange überall einen ganz klaren Sinn ergeben haben. Herr Cagnat sagt nicht, dafs er nach dem Erscheinen meiner Lesung

das Original noch einmal geprüft habe; sein Zeugnis scheint also nur auf ziemlich alter Erinnerung zu beruhen. Wenn er jetzt den Stein zum zweitenmal untersuchte, wer weifs, ob nicht vielmehr er Buchstabenreste erkennen würde, wo er anfangs nur zufällige Verletzungen der Oberfläche sah.

Otto Seeck.

Griechische Tragödien übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. I. Sophokles Oedipus. II. Euripides Hippolytos. III. Euripides Der Mütter Bittgang (Hiketides). IV. Euripides Herakles. Berlin, Weidmann 1899. 8.

Dafs v. Wilamowitz seine förderlichen Aufstellungen über die Kunst des Übersetzens aus dem Griechischen auch weiterhin durch praktische Proben begründet und sichert, ist in mehr als einer Beziehung erfreulich. Gerade auf dem Gebiete der Tragödie ist, zum Teil wohl eben auf seine Anregung hin, in letzter Zeit von verschiedenen Seiten der Versuch erneuert worden, les- und geniefsbare Übersetzungen zu schaffen. Für Sophokles kommen namentlich die Verdeutschungen von Hubatsch und Bader, beide aus dem Jahre 1896, in Betracht. Beide Übersetzer haben für den Dialog wie W. den fünffüfsigen Iambus gewählt. Die Chorpartien sind bei allen dreien freier behandelt mit Rücksicht auf die besonderen Betonungsverhältnisse der deutschen Sprache. Dafs der Übersetzer griechischer Dramen auch Philolog sein mufs, hält Wilamowitz mit Recht für nötig. Er selbst steht in der Strenge, mit der er den Text im Geiste des Dichters zu gestalten sucht, unter den Übersetzern obenan, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dafs er überall das Rechte getroffen habe. Im übrigen ist das Ziel seiner Übersetzung bekanntlich nicht, schwungvolle Verse zu drechseln, sondern in wirklichem Deutsch das auszudrücken, was der griechische Dichter sagen will. Das ist ihm denn auch gelungen, und man kann sagen, dafs undeutsche Ausdrücke und Wendungen, denen man die Versnot anmerkt, so gut wie ausgeschlossen sind. Dafs der Ausdruck nicht manchmal noch anders und besser lauten könnte, möchte ich nicht behaupten. Einiges, was mir beim Lesen aufgefallen ist, sei hier notiert. Nicht geläufig ist mir der Ausdruck Oed. 332 (auch Der Mütter Bittgang V. 524): 'Ich t h u e weder d i r noch m i r zu n a h. Was fragst du noch; (so) von mir erfährst du's nicht.' Dafür hat Hub.: 'Ich spare dir und mir den Schmerz. Du fragst vergeblich nur; von mir erfährst du's nicht.' — Bader: 'Ich will nicht mir, nicht dir zu Leide sein. Was forschest du nach diesen Dingen doch? Es ist vergebens, du erfährst es nicht.' — Auffällig ist auch die Redewendung Kreons V. 583: 'Im Gegenteil, du mufst dir nur d i e R e c h n u n g a u f m a c h e n.' Auch das, was sich daran anschliefst, gefällt mir nicht recht: 'Erstens überlege dir, ob eine Herrschaft mit beständ'ger Furcht derjen'gen vorzuziehen ist, die ruhig zu schlafen uns erlaubt, s o f e r n d e r I n h a l t v o n b e i d e n g l e i c h i s t (εἰ τἀγ' αὔθ' ἕξει κράτη). V. 528 f., was W. übersetzt: 'Mit fester Stimme laut und unverblümt ist die Beschuldigung erhoben worden?' suchen die andern die Worte des Originals noch schärfer wiederzugeben. Bader z. B. übersetzt: 'Mit klarem Blick und klarer Überlegung Ward dieser Vorwurf gegen mich erhoben?' Bisweilen hat bei W. der Ausdruck eine besondere Färbung angenommen, so z. B. durch die hinzugefügte Bekräftigung, wenn der Zeuspriester V. 33 zu Oedipus sagt: 'Für göttergleich erachten wir dich nicht ...., doch für der Männer ersten u n b e d i n g t.' Etwas spitzig klingen auch die Worte, die auf die Bemerkung Kreons: 'Nun also, deine Frau ist meine Schwester', Oedipus V. 578 spricht: 'Thatsache, die ich nicht bestreiten kann.' V. 681 stört mich das Fremdwort: 'Es ward auf v a g e s Meinen hin erhoben ein Verdacht.' Ziemlich hart klingt V. 452: 'Er gilt für eingewandert, doch ist ein eingeborener Thebaner.' V. 987 heifst es bei W.: 'Des Vaters Tod ist doch ein grofses Licht.' Hub. übersetzt hier: 'Doch ist des Vaters Grab ein grofser Trost', und etwas umständlicher Bad.: 'Du kannst nicht leugnen, dafs der Tod des Vaters den Blick dir freigemacht hat.' Alles dies und was man sonst anführen könnte, erscheint geringfügig gegenüber der Gesamtleistung. Aber auch die genannten andern Übersetzer verdienen Anerkennung. W. selbst hat an dem schon Veröffentlichten manches geändert. Eine Übersetzung, die in allen Stücken einen jeden befriedigte, wird es so leicht nicht geben. Immer wird dabei auch das Naturell des Verfassers zum Vorschein kommen und das ist denn auch im vorliegenden Falle geschehen.

Ein besonderer Vorzug dieser Ausgaben sind die den Übersetzungen vorangeschickten Einleitungen. Sie stellen nicht in der sonst üblichen Weise Bekanntes zusammen, sondern greifen, auf Wesentliches sich beschränkend, die tiefsten Fragen an, nachdem

sie die in dem einzelnen Stücke vorausgesetzten Thatsachen und Anschauungen festgestellt haben. Unter den verschiedenen Auffassungen des Oedipus vertritt W. die herbste, indem er zu dem Ergebnis kommt: 'Also trifft das entsetzliche Unheil einen moralisch durchaus Unschuldigen und moralisch auch nicht erblich Belasteten. Das ist die bewufste Absicht des Dichters, denn andere, sowohl epische Dichter wie der grofse Aischylos, hatten auch in diese Geschichte das Gleichgewicht zwischen Schuld und Strafe hineingebracht, das ihr religiöses Empfinden forderte. Wenn Sophokles das anders gemacht hat, so hat er eben anders empfunden und will, dafs wir anders empfinden.' Wenn der fromme Dichter zu seinem Werke angeregt wurde durch die Wahrnehmung von Gesinnungen, wie sie das Chorlied in der Mitte des Dramas zeichnet, so wäre es immerhin recht wunderbar, wenn er nicht seinem Helden einen Schein wenigstens von jener selbstgewissen Überhebung über das Walten der Götter gegeben hätte. Keine Notiz nimmt W. von der Behauptung, die vor einiger Zeit Wetzel neu zu begründen gesucht hat, dafs Oedipus das ihm gewordene Orakel nicht auf eine Ehe mit der Mutter beziehe, sondern auf eine blofse Versündigung, so dafs er recht wohl von der Vorstellung beherrscht sein könne, er solle — im Rausch etwa — sich an der Mutter vergehen und im Streit darüber den Vater Polybos erschlagen. In die Einleitung zum Hippolytos hat W. längere Stücke aus seiner gröfseren Ausgabe aufgenommen, und sie verdienen es in der That. Manches Unsichere ist weggeblieben, vielleicht nur deshalb, weil es für den Zweck dieser Ausgabe zu gelehrt war. In der ganzen Auffassung hat mich die angenommene Verdichtung des Liedes der trözenischen Jungfrauen zu der Hippolytosgestalt noch nicht überzeugt. Aber vortrefflich ist die Charakteristik der tragischen Personen.

Von grofsem Interesse ist auch die Einleitung zu den Hiketiden. Der Zusammenhang des Stückes mit der Zeitgeschichte und zu den die Zeit bewegenden Ideen tritt klar hervor. Wesen und Bedeutung der Epitaphienlitteratur wird festgestellt, wie denn das Stück selbst als ein dramatischer Epitaphios bezeichnet wird. Von aktuellem Interesse sind übrigens die Friedensmahnungen in diesem Drama:

O Menschenthorheit, wozu schleift ihr Schwerter
und schlagt euch blut'ge Wunden? Haltet inne.
Fort mit dem Streit. Dann mögen eure Staaten
neben einander friedlich sich behaupten.
Das Leben beut so wenig: sollen wir
durch Streit und Hader selbst es uns vergällen?

Wieder auf Behandeltes zurück kommt W. im vierten Bändchen, das den Herakles enthält. Es ist ihm selbst fraglich, ob er aus seiner grofsen Ausgabe das Wesentlichste ausgehoben hat. Was dem Dichter an der Verehrung des Herakles zuwider war, wird einleuchtend dargethan, aber nicht recht verständlich ist mir, warum der Verf. so geflissentlich zwei völlig verschiedene Behandlungen des Helden im Stücke unterscheidet. 'Er mufste also gleichsam' — heifst es auf S. 8 — 'erst in seine alte Reinheit zurückgeführt werden, wenn er eine wirklich tragisch wirkende Figur werden sollte. Eben dazu hat Euripides der Darstellung des echten Herakles der Sage die Hälfte seines Dramas gewidmet.' Ähnlich heifst es dann S. 15: 'So nimmt denn Euripides diese Gestalt auf, zeigt sie erst ganz in der Beleuchtung der überlieferten Vergöttlichung des Allsiegers, um dann die Geschichte in seiner Weise weiter zu führen, damit statt des Gottes der Mensch in seiner Schwäche und Sündenschuld hervortrete.' Natürlich mufs der Dichter die herkömmliche Auffassung erst darlegen, der er entgegentreten will. Aber Kritik wird auch im ersten Teile schon geübt durch die Art, wie Lykos die Verdienste des Herakles auffafst. Dafs des Dichters eigene Stimmungen seiner Kunst gegenüber in des Herakles Reden wiederklingen, weist W. überzeugend nach. Er schreibt: 'In dem Festspiele, das Euripides 422 im Interesse des Friedens dichtete — eben den Hiketiden —, kommt wie hier der Wunsch nach einer zweiten Jugend vor; da will der Redende, eine Episodenfigur, möglichst rasch das Grab suchen. Ebendort erklärt der Dichter es für zu viel verlangt, dafs er ohne freudige Stimmung mit Erfolg dichten sollte. Im Augenblicke, wo er dichtete, um praktische patriotische Politik zu machen, fehlte es ihm an dieser Freudigkeit gewifs nicht, um so weniger, wenn diese Politik Erfolg hatte, wie das 421 der Fall war. Der Herakles ist in einer wirklich freud- und trostlosen Stimmung gedichtet, und dennoch giebt der Dichter die Poesie nicht auf: das erklärt jenes Lied, das begründet aus dem tiefsten das ganze Drama.' W. hat in der That dem Euripides sein tiefstes Empfinden abgelauscht.

Richard Opitz.

Ernst Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Bd. I. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. XX, 488 S. 8°.

Wem sollten die 'Prinzipien' seiner Wissenschaft nicht hochwillkommen sein, wenn die Darlegung die unternommene Aufgabe erfüllt? Es scheint aber, soweit sich nach dem vorliegenden ersten Band urteilen läfst, der nur die analytische Seite und auch diese nur zum gröfseren Teile giebt, dafs die Ansichten über die 'Prinzipien' einer Wissenschaft doch recht verschieden sein müssen, womit sie freilich im eigentlichsten Sinn aufhören, 'Prinzipien' zu sein. Nach dem ersten Satze der Einleitung: 'Über die Notwendigkeit einer Methodik der Litteraturwissenschaft kann unter den Sachkennern kein Zweifel bestehen' ist der Ausdruck 'Prinzipien' als gleichbedeutend mit 'Methodik' gefafst worden: die Prinzipien müssen aber wohl die unverrückbaren Ausgangspunkte sein, während die Methodik die Art ihrer Verwendung darzuthun hätte. Offenbar sollen die 'Prinzipien' beides umfassen, um das Ziel der Arbeit so zu erreichen, wie es das Alleinrichtige und Alleinbrauchbare ist. Als Hebelpunkt dient nun in dieser Darstellung die Psychologie, jedoch nicht die Psychologie überhaupt, sondern 'die' Psychologie, und zwar in einer ganz bestimmten Fassung: es ist 'die moderne' Psychologie. 'Die moderne Psychologie hat uns Mafsstäbe an die Hand gegeben, durch welche die Zergliederung des Inhalts mit nahezu derselben wissenschaftlichen Exaktheit ausgeführt werden kann, wie die der Sprache oder Metrik eines Autors.' Die Psychologie ist aber die Psychologie Wundts, dessen Arbeiten auf diesem Gebiete wie auf den Gebieten der Logik und der Ethik als unbedingt anerkannte Wegweiser gelten und wohl auch für den Leser gelten sollen. Ob nun aber Wundts Psychologie und 'die' Psychologie so ohne weiteres als identische Begriffe zu gelten haben, dürfte nicht von allen schlechtweg zugegeben werden: jedenfalls aber erhält durch diese Stellungnahme Elsters Arbeit den Charakter einer bedenklichen Bedingtheit: sie steht und fällt mit einer aufserhalb der eigenen Begründung liegenden Autorität, und die Beurteilung müfste für die 'Prinzipien' eigentlich von Elster zu Wundt zurückgreifen.

Als 'Hauptziel wissenschaftlicher Litteraturbetrachtung' wird verlangt, 'dafs sie objektive Mafsstäbe zur Beurteilung dichterischer Erzeugnisse gewinne'. Die 'Litteratur' beschränkt sich hiernach, da Spezialfachlitteratur von vornherein ausgeschlossen bleibt, auf die dichterischen Erzeugnisse: dann mufs der Begriff 'Litteratur' in sehr beschränktem Sinne gefafst werden, und der Forscher auf diesem eingeschränkten Gebiete möchte kaum mehr im sonst üblichen Sinn als 'Litterarhistoriker' zu bezeichnen sein: dieser wird sich, selbst wenn ihm Spezialkenntnisse in einem besonderen Fach abgehen, kaum auf die Litteratur in diesem Sinne beschränken können und dürfen — oder aber das Buch müfste heifsen 'Prinzipien der Wissenschaft der dichterischen Litteratur'.

Es sollen also 'objektive Mafsstäbe' gewonnen werden. Zu diesem Zwecke wird der Forscher, 'der diesen Namen verdient', 'die wichtigsten [nur diese?] objektiven Eigenschaften aufzählen'. Aber 'diese objektiven Thatsachen gewinnen doch Wert und Bedeutung nur dadurch, dafs sie als die Ursachen subjektiver Erregungen erscheinen'. Da gilt es denn 'in die Seele des dichterisch erregten Subjektes hinabzusteigen', und dazu ist es notwendig, 'die poetische oder im weiteren Sinne ästhetische Auffassungsweise von anderen charakteristischen Formen der Weltbetrachtung zu unterscheiden'. Was sie unterscheidet, 'ist nur die stärkere Hervorhebung des Gefühles'. Damit 'stehen die empirischen Thatsachen in der schönsten Übereinstimmung': die Vorbedingung des Schaffens des Künstlers ist die Gemütsbewegung, und der Leser oder Hörer sucht die historischen Erzeugnisse wegen ihres 'Gefühlswertes' auf. Überhaupt verfolgt der 'ästhetische Betrachter den Zweck, die Gefühlswerte des Lebens herauszukehren'. Gefühlswerte? Mit dem Begriff 'Wert' wird recht ausgiebig gearbeitet: das ist gefährlich, denn er klingt so, als ob er etwas Objektives darstelle, und thatsächlich ist er etwas durchaus Subjektives. Gefühlswert hat das Leben erst, sobald ein Subjekt da ist, das einer objektiven Thatsache Wert beilegt: mit jedem anderen Subjekte kann, und in vielen Fällen wird der Wert ein anderer sein. Solche leicht mifsverständliche Begriffe sollten überall vermieden werden, wo sich in den subjektiven Gehalt die Vorstellung der Objektivität einschleichen könnte. Ist das aber vermieden, wenn von 'Gefühlswerten des Lebens' die Rede ist? Oder wenn es heifst: 'Zur Litteratur sind alle sprachlichen Erzeugnisse zu rechnen, die irgendwie dahin zielen, die Gefühlswerte des Lebens zu erschliefsen'? Wo bleiben die 'objektiven Mafsstäbe', wenn die Begriffe selbst im Schwanken sind? Und das Ergebnis der Untersuchung über das Wesen der poetischen Lebensauffassung heifst: 'Die

poetische Auffassung des Lebens besteht darin, uns dessen Gefühlswerte zu erschliefsen': dann müssen die Gefühlswerte dem Leben selbst anhaften, und an der Voraussetzung der Objektivität der Gefühlswerte des Lebens ist doch wohl nicht zu zweifeln. Sind aber die Gefühlswerte nur etwas Subjektives, wie kommen wir zu 'objektiven Mafsstäben'?

Aber die objektiven Mafsstäbe kommen: Kapitel VI bringt die 'Normen der Poesie'. Es ist eine unglückliche Thatsache, dafs in der Ästhetik zu wenig Gewicht auf die scharfe Begriffsbestimmung gelegt wird; diese Thatsache hat nicht zum wenigsten zu dem schlimmen Rufe beigetragen, in dem die Ästhetik steht, so dafs sie immer noch gelegentlich von 'Forschern' als die Kunst, schöne Redensarten zu machen, betrachtet wird. So werden hier Poesie und Dichtkunst als sich deckende Begriffe behandelt. Poesie hat eine weit gröfsere Begriffsweite als Dichtkunst (vgl. meine Darlegung 'Dichterisch und Poetisch', Ztschr. f. vergleich. Litteraturgesch., hg. von Max Koch, B. VIII 213—220). Ohne Beachtung des Unterschiedes heifst nun die erste 'Norm', nach der wir 'die relative Gröfse jeder Dichtung leicht abschätzen', 'die Norm der poetischen Bedeutsamkeit'. Leider hat der Begriff der 'Bedeutsamkeit' ebensowenig objektiven Gehalt wie der Begriff des 'Wertes'. An sich ist alles gleichbedeutend: erst für die einzelnen Subjekte wechselt die Bedeutsamkeit. An diese erste 'Norm' schliefsen sich noch die Normen der Neuheit, des Gefühlsgehaltes, der Abwechselung und der Kontraststeigerung, die Norm der Harmonie des Gefühlsgehaltes und die der poetischen Abtönung der Gefühle. E. rühmt von ihnen: 'Alle diese Normen erstrecken sich auf die von der Poesie zu verlangende Gefühlswirkung' — zu verlangende? Von wem? Von allen und zu allen Zeiten? Sicherlich nicht, denn E. sagt weiter: 'Sie sind allgemeinster Natur, lassen sich auf die Erzeugnisse aller Zeiten anwenden und nehmen gerade auf den geschichtlichen Wandel der poetischen Werte Rücksicht.' Dieser geschichtliche Gesichtspunkt ist vortrefflich und nur, wie auch sonst in der Ästhetik, in ihrer Gesamtauffassung sowohl wie in Einzeluntersuchungen, viel zu wenig beachtet: aber nur wenn diese Normen stets und überall angewendet würden, könnten sie als 'Normen' gelten. Sie sind es aber nicht: sie werden es nur von uns, falls es überhaupt geschieht. Wenn E. sagt: 'Heine, der durch Kontrastgefühle oft Grofses erreicht, hat sich auf der anderen Seite gegen die Norm der Gefühlsharmonie wie kein zweiter versündigt', so hat er in dieser Behauptung für das Gefühl von vielen sicher recht: aber sind nicht Tausende gerade durch diese Konstrastwirkung unter Verletzung der Gefühlsharmonie zu Heine hingezogen und von ihm entzückt worden? Hat also diese Norm gegolten, oder ist sie nicht vielmehr eine Norm, die nur von einem fein ausgebildeten ästhetischen Geschmack verlangt wird? Ist sie dann aber überhaupt noch Norm? Wir können die 'Normen' auf alle Zeiten anwenden, sie selbst aber sind nicht zu allen Zeiten angewendet worden, also haben sie auch zur 'Gefühlswirkung' nicht immer und überall beigetragen: ihr Anspruch beschränkt sich daher darauf, dafs sie wichtige Gesichtspunkte für ein mafsvolles Urteil, nicht aber 'Normen' für die Bestimmung objektiven 'Wertes' sind. Zu ihnen gesellt nun aber E. 'fünf andere Normen, die nicht bei der Gefühlswirkung stehen bleiben, sondern die objektiven Bedingungen festzustellen suchen, unter denen solche Wirkungen eintreten'. Es sind: der zeitgemäfse, nationale und volkstümliche Gehalt, die Lebenswahrheit, der konkrete Lebensgehalt, die moralische Anschauung, die Einheit der poetischen Gebilde. 'Wir überschauen hiermit die Hauptforderungen, die sich aus den von allen Zeitverhältnissen unabhängigen Lebensbedingungen der Poesie ergeben, die Forderungen, welche erfüllt sein müssen, wenn die Kunst ihrer Aufgabe gerecht sein will: die Gefühlswerte des Lebens zu erschliefsen.' 'Die Normen sind ja keine Erfindungen der grüblerischen Theorie, sondern sie sind nur der zusammenfassende Ausdruck für längst bestehende Gesetze.' Diese Normen sollen also offenbar die objektiven Mafsstäbe sein: wissenschaftliche 'Gesetze' schreiben jedoch nichts vor, sondern stellen nur die den Objekten anhaftenden Thatsachen fest, die der Willkür subjektiver Annahmen entzogen sind, so dafs ihre Verwendung eine Bürgschaft für die 'wissenschaftliche Exaktheit' des Ergebnisses bietet. Mich haben weder die ausführlichen Darlegungen noch die psychologischen Begründungen davon überzeugen können, dafs den 'Normen' diese Kraft innewohne. Freilich kann ich auch die Aufgabe der Kunst nicht darin sehen, die 'Gefühlswerte des Lebens zu erschliefsen'. Aber wer diesen Standpunkt einnimmt, vermag wohl auch den 'Normen' den 'Wert' von objektiven Mafsstäben zuzuerkennen, den ihre Bezeichnung für sie in Anspruch nimmt.

Auf dem so gewonnenen Boden 'wird es nun leichter sein, die besonderen Formen

und Gegenstände der dichterischen Auffassung und Darstellung zu ermitteln und zu beurteilen', um so 'die Aufgaben der Analyse der Dichtungen durchzuführen': hierzu bedarf es besonders der 'Analyse des dichterischen Schaffens'. Daher führt das II. Kapitel zur Untersuchung der Phantasie. E. fafst 'den Begriff schlechthin psychologisch': die Phantasie ist für ihn 'nichts anderes als ein summarischer Ausdruck für bestimmte Arten geistiger Bethätigungen', die sodann dargelegt werden. Es folgt weiterhin der 'Verstand', ein 'Denken in Begriffen', die 'das Gegenteil von Anschauung' sind. Die der Phantasie dienende Verstandesthätigkeit führt zum 'Herausarbeiten der dichterischen Idee', deren Wesen untersucht wird. Hieran schliefst sich die Betrachtung von 'Talent und Genie' und geht dann zur Darstellung von 'Goethes Phantasie- und Verstandesbegabung' über, ferner zu 'Schillers Phantasie- und Verstandesbegabung', zu 'Lessings Phantasie- und Verstandesbegabung': alle diese 'Untersuchungen verfolgten den einen Zweck: zu ermitteln, wie wir das — nach einer bestimmten Richtung hin — Charakteristische an einem Dichter erkennen können'. Es folgt daher im III. Kapitel die Untersuchung über 'Gefühl und Lebensanschauung der Dichter', während das IV. Kapitel von der psychologischen Analyse zur ästhetischen Analyse übergeht und daher 'die ästhetischen Begriffe' behandelt. Das V. und letzte Kapitel dieses Bandes wendet sich dem 'Sprachstil' zu. Überall wird die Untersuchung in eingehendster Weise geführt, so dafs ein willkommener Reichtum von eingehenden und sorgfältigen Betrachtungen erscheint, der seine Anregung auch bei dem nicht verfehlen kann, der andere Ausgangspunkte oder andere Grundlegungen für richtiger hält. Das aber, was überrascht, ist der Umstand, dafs das Methodologische als solches nicht behandelt wird, sondern nur hier und da in Anweisungen über die Art des Arbeitens und in gelegentlichen Bemerkungen erscheint: die Ausführung giebt vielmehr eine Darstellung der Litteraturwissenschaft selbst, wie sie sich nach den zu Grunde gelegten Anschauungen bei E. selbst gestaltet. Das möchte aber doch wohl kaum die Aufgabe von 'Prinzipien der Litteraturwissenschaft' sein. Es kommen dabei nicht nur diese selbst zu kurz: auch die gleichsam das Muster der Litteraturwissenschaft auf Grund der hier aufgestellten Prinzipien gebende Ausführung mufs doch schliefslich nur eine Andeutung bleiben. Diese liefse sich in grofsen Zügen denken: damit kontrastiert aber merkwürdig das Eingehen auf Detailfragen allerdetailliertester Art, so dafs der Zusammenhang solcher Ausführungen mit dem Hauptziele des Buches nicht recht klar wird. Sie lenken aber auch den Leser dadurch ab, dafs sie ihn, wie das bei Einzelaufstellungen nicht anders sein kann, vielfach zum Widerspruch reizen, dem durch eingehende Begründung nicht hat vorgebeugt werden können. Es mag sein, dafs dies Verfahren mit dem Wege zusammenhängt, den sich E. gewählt hat, indem er erst die Aufgaben der Analyse schildert und erst später zur Synthese schreiten will, beides vom psychologischen Standpunkt aus. Aber es will mir doch zweifelhaft erscheinen, dafs er auf diesem Wege zur Lösung von methodologischen Fragen kommen kann, deren Behandlung eine immer brennendere wird, weil sie das alltägliche Handwerkszeug des Litterarhistorikers bei der Behandlung der wichtigsten Fragen angehen. Freilich müfste eine solche Untersuchung nicht vom psychologischen, sondern vom sehr entschiedenen logischen Standpunkt aus erfolgen. Hier und da kommt E. auf solche Fragen zu sprechen: er bewährt ein sehr gesundes Urteil, wenn er verlangt, dafs 'die geistlose Art, wie man oft die Entstehungsgeschichte dichterischer Erzeugnisse behandelt, überwunden werden' mufs. Aber eine Überschätzung ist es, dafs dies 'nur durch die Beachtung solcher psychologischer Gesichtspunkte' geschehen könne: es ist gefährlich, in der Begeisterung für die Bedeutung eines einzelnen Mittels, dessen Bedeutung niemand unterschätzen darf, in diesem sofort ein Allheilmittel zu sehen. So sind es, wenigstens wenn man die sehr verschiedenartige Anwendung betrachtet, offene methodologische Fragen, ob und wie weit die Übereinstimmung von Motiven oder von einzelnen Wörtern in verschiedenen Dichtungen zur Annahme der Abhängigkeit des einen Dichters von dem anderen berechtigt: es wäre schon ein grofser Gewinn, wenn logisch nachgewiesen würde, dafs eine solche Übereinstimmung für sich allein, falls nicht weitere Begründungen hinzutreten, keine wissenschaftliche Beweiskraft besitzt, und wenn eine solche Darlegung eine sparsame und höchst vorsichtige Verwendung dieses Nachweisungsmittels von Zusammenhängen zur Folge hätte. Oder die Frage, ob und wie weit die Aussprüche von Dichtern nicht nur in lyrischen, sondern ganz besonders in dramatischen Dichtungen als Äufserungen der Grundanschauungen des Dichters selbst betrachtet werden

dürfen, und ob, wo eine solche Übereinstimmung thatsächlich sich aus sonstigen Quellen nachweisen läfst, die Dichtung die Darlegung solcher Anschauungen zum Zwecke hat oder sich ihrer nur als eines innerhalb ihres Rahmens sachlich begründeten Mittels bedient. Auch hier wäre schon viel gewonnen, wenn die Entscheidung prinzipiell auf die individuelle Behandlung des besonderen Falles verwiese und so eine generelle Vorannahme, als ob es sich um etwas Selbstverständliches handelte, nach jeder der beiden Seiten hin zurückwiese und bis zur Erbringung des besonderen Nachweises aus den Beweismitteln der Untersuchung ausschiede. Oder die Frage, ob die Ansicht einer dramatischen Person der Dichtung ohne weiteres als selbstverständlich mit der Kenntnis des Dichters vom thatsächlichen Zusammenhang der Verhältnisse nach seiner Grundauffassung identifiziert werden dürfe. Ferner die Frage, ob eine einzelne Persönlichkeit einer Dichtung mit dem Dichter ohne weiteres identifiziert werden darf: in seiner Strafsburger Rede über Goethes Faust (Strafsburger Goethevorträge. Zum Besten des für Str. geplanten Denkmals für Goethe. Strafsburg, Trübner 1899, S. 191) wendet sich Ziegler für Faust und Mephistopheles mit vollem Recht sehr entschieden gegen eine solche Annahme, die gerade bei der Beurteilung von Dichtungen Goethes sehr häufig begegnet. Oder die Frage der Abhängigkeit des Dichters, oder sagen wir lieber gleich allgemein, des Künstlers von 'Quellen'. Es würde dies weiter zur Frage nach der Berechtigung der Verwendung des Analogieschlusses für die wissenschaftliche Erforschung der Werke des Kunstschaffens führen: sie kommt in der Bildkunst ebenso wie in der Dichtkunst in Betracht — auf beiden Gebieten gehört die Anwendung des Analogieschlusses zu den häufigsten Hilfsmitteln der kritischen Technik und verdient doch eines der vorsichtigst angewendeten zu sein. Ob E. auf solche Fragen überhaupt zu sprechen kommen wird? So, dafs es in prinzipieller und logisch forschender Weise geschähe, glaube ich nicht — es entspricht nicht dem Charakter seiner Untersuchung, soweit sie jetzt vorliegt. Und doch handelt es sich dabei um 'Prinzipien der Litteraturwissenschaft', die thatsächlich prinzipiell zu untersuchen sind: erst wenn die Technik und ihr Handwerkszeug für eine Wissenschaft geprüft ist, können die Ergebnisse der Behandlung Anspruch auf 'wissenschaftliche Exaktheit' machen. E. hat dies auf psychologischem Wege versucht: der logische Weg hätte wohl zu einem sichreren Ergebnis geführt. Aber — erwarten wir vor einem abschliefsenden Urteil erst den zweiten Band!

Veit Valentin.

1. Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. zwei Bände. Stuttgart 1898. Cotta'sche Buchhandlung.
2. Uhlands Tagebuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlass herausgegeben von J. Hartmann. Zweite Auflage. Stuttgart 1898. Cotta'sche Buchhandlung.

Die kritische Ausgabe der Gedichte Uhlands ist folgendermafsen eingerichtet. Der erste Band enthält nach einem orientierenden und das eingeschlagene Verfahren begründenden Vorwort der Herausgeber das alte *κτῆμα ἐς ἀεί* der Gedichte 'so, wie ihr Urheber sie letztwillig der Mit- und Nachwelt beschert hat'. Daran schliefst sich anhangsweise eine doppelte Nachlese, nämlich 1. Gedichte aus älteren Auflagen und Einzeldrucken (S. 371—410); 2. Gedichte aus dem handschriftlichen Nachlafs. 1810—1861 (S. 411—478). So kann hier jeder ungestört und reinlich nach seinem Geschmacke die Gedichte geniefsen, mit den Ergänzungen oder ohne sie. Der zweite Band bietet den kritischen Apparat, eine musterhafte Leistung deutscher Gelehrsamkeit. Zuerst wird über die Handschriften und Drucke eingehend und übersichtlich berichtet. Hier ist auch (S. 10 ff.) zur Geschichte der Dichtungen zu lesen, wie schwer sich ein Verleger für sie hat finden lassen und wie langsam sich ihre Popularität ausgebildet hat: von den tausend Exemplaren der im Oktober 1815 erschienenen ersten Auflage sind nach drei Jahren erst fünfhundert verkauft. Wodurch mag schliefslich die plötzliche Steigerung des Absatzes von 1833 an bewirkt worden sein? Das lohnte sich zu untersuchen. Doch kehren wir zurück zu unserer Ausgabe. Auf den Bericht über Handschriften und Drucke folgen die Lesarten zu den Gedichten des ersten Bandes, die mannigfaltigen Korrekturen, die Uhland umarbeitend und nachbessernd vorgenommen hat, darunter auch umfängliche Veränderungen, so dafs man ganze Strophen in abweichender Fassung angeführt findet. Aufserdem sind in knapper Form wichtige Notizen über die Entstehung, über Zeit, Anlafs und Art der Entstehung der einzelnen Gedichte aus Uhlands Tagebuch, aus seinem Brief-

wechsel und ähnlichen Zeugnissen erster Güte beigegeben. Streng vermieden wird dabei nach dem Plane des Werkes jeder Seitensprung in die selbständige sachliche Erklärung oder ästhetische Betrachtung. Den nächsten Abschnitt bildet als Anhang die Sammlung der Jugendgedichte aus der Zeit vor 1810 nebst den Lesarten dazu; es sind weit über hundert Stücke, darunter auch einige lateinische; die frühesten stammen aus dem Jahre 1800. Abgeschlossen wird das Ganze durch zwei Register, ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Gedichte, in dem wohl mancher mit mir eine erleichternde Sonderung der alten und der neuen Veröffentlichungen durch verschiedenen Druck vermissen wird, und ein alphabetisches Verzeichnis der Titel und Anfänge.

Wohin man in diesem Bande blicken mag, überall spürt man die Meisterhand, die kundig und fleifsig gesammelt und alles weislich geordnet hat. Über den Wert der Ausgabe kann kein Zweifel sein; sie giebt uns das Ganze der dichterischen Produktion Uhlands (aufser den Dramen) und damit eine immer bereite und sichere Grundlage für weitere Studien, wie sie der Dichter wahrlich wert ist. Natürlich kann nur, wer solche Studien anstellt, die Brauchbarkeit des Buches richtig verstehen und würdigen. Ich habe es zuerst, als es eben in meine Hände gekommen war, mit recht günstigem Erfolge in einer — Quinta verwendet, in der ich ausnahmsweise das Wort zu ergreifen Gelegenheit hatte. Es war gerade am 3. Februar, an welchem Tage 1810 Uhland Die Rache gedichtet hat. Meine Quintaner haben mir endgültig und unwiderleglich festgestellt, warum Uhland statt des ursprünglichen Titels Der Mordknecht den anderen Die Rache gewählt, warum er statt Der Knecht hat erschlagen lieber erstochen geschrieben, warum er in der dritten Strophe statt der ersten Lesart:

Er leget die stolze Rüstung an
Und schwingt sich auf's Rofs wie ein Edelmann

die jetzige:

Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Rofs sich geschwungen frank

vorgezogen habe.

Die dem ersten Bande aus früheren Drucken und aus dem Nachlasse beigefügten Gedichte bezeichnet die Vorrede, was ich meinerseits nur bestätigen kann, als eine willkommene Schar in jedem Sinne mitteilenswerter Blätter, die niemand entbehren möchte, wenn auch, wie an einer anderen Stelle angedeutet wird, diese Gedichte das Gesamtbild der Uhlandischen Kunst wenig veränderten, auch nur in seltenen Fällen für den geniefsenden Beschauer erheblich bereicherten. Als eine entschiedene Bereicherung betrachte ich z. B. das sinnlich kräftige Sonett Die Locken (S. 422), ferner die schalkhaft naive kleine Romanze Der Schnee (S. 428), in der sich auch der Meister der Naturmalerei bewährt, Schneefall und Schneedecke mit wenigen Strichen wundervoll schildernd; sodann die Ballade Vom falschen Ritter, bei der man sich vergeblich fragt, warum sie der Dichter zurückgehalten hat; auch auf das Gelegenheitsgedichtchen möchte ich besonders aufmerksam machen, das Uhland, sehr ausnahmsweise auf Bitte und Bestellung, für einen Fürsten von Hohenlohe-Oehringen geliefert hat (S. 448), und das doch so sinnreich und gemütvoll geraten ist, ausgezeichnet obendrein durch die echt Uhlandische Plastik in den Schlufsversen:

Die Gattin ist mir heimgekehret,
An jeder Hand ein blühend Kind.

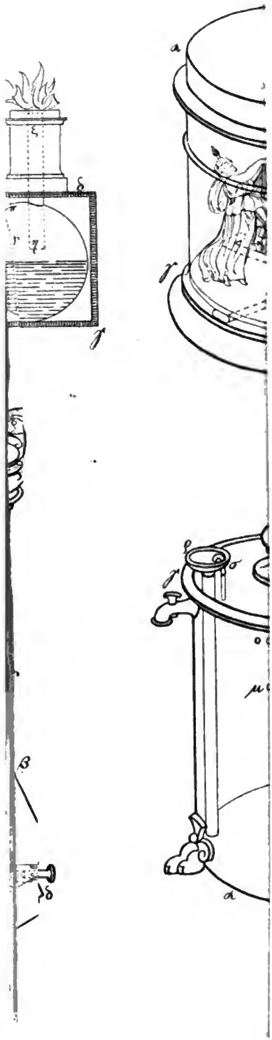
In die Jugendgedichte habe ich mich noch nicht vertiefen können. Als eine nicht uninteressante Untersuchung stelle ich es mir vor, aus den Jahren 1805—1809 die von Uhland zurückbehaltenen Gedichte mit den zur Veröffentlichung ausgewählten — einige siebzig gegen einige siebzig — prüfend zu vergleichen, ob sich vielleicht über die Methode der Selbstkritik des Verfassers dabei etwas beobachten läfst.

Uhlands Tagebuch, von Julius Hartmann zuerst 1897 herausgegeben, umfafst die Zeit von Neujahr 1810 bis Silvester 1820 und ist mit Ausnahme der wenigen Wochen vom 6.—30. November 1813 und vom 3.—19. März 1814 lückenlos erhalten. Dieses Decennium ist, wie der Herausgeber sagt, 'vielleicht die schaffensfroheste Zeit im Leben des Dichters, welche die schönsten seiner Lieder, viele der besten Romanzen und Balladen, die vaterländischen Gedichte, die zwei Dramen und die ersten seiner gediegenen Prosaschriften hervorgebracht hat'. Freilich ist das Tagebuch trotzdem nichts weniger als eine anziehende und unterhaltende Lektüre, und wer hier tiefe Einblicke in das Dichtergemüt, überraschende Enthüllungen über die Geheimnisse der Dichterwerkstatt, erlebte Poesie neben der geschriebenen und dergleichen mehr zu finden hofft, wird bitter enttäuscht sein. Der lakonische Verfasser, der auch in diesen Selbstgesprächen das Herz nicht auf der Zunge trägt, hat sich trocken und nüchtern, meistens

in einzelnen Stichworten, seine kleinen Tageserlebnisse notiert, viel Geschäftliches, viel Namen verschollener Personen, mit denen er sich gesellig oder im Berufe berührt hat, sehr selten so etwas wie eine Herzensergiefsung; auch wenn von dichterischen Arbeiten die Rede ist, wird ganz ausnahmsweise nur etwas mehr geboten als die Registratur der Thatsache, dafs er heute dieses oder jenes Gedicht entworfen oder geschrieben hat. Man lese als bezeichnend für diesen Stil der schlechthinigen Objektivität die Tagebuchblätter aus der Zeit seines Liebeswerbens um Emma und seiner Verlobung mit ihr, oder was er über die denkwürdige Festaufführung seines Ernst von Schwaben, die doch den Dichter und Patrioten im tiefsten Herzen ergreifen mufste, unter dem 29. Oktober 1819 angemerkt hat: 'Regen. Rückfahrt [von Tübingen] nach Stuttgart mit Retourchaise. Theater: Prolog, Gesang, Herzog Ernst. Abendessen bei Rosers mit E[mma].' Unter dem 29. Mai 1820 heifst es: 'Mein Hochzeittag: Vormittags Besuch bei Emma. Sitzung [landständische]. Mittagessen bei Pistorius. Nachmittags Trauung. Pistorius' Garten mit dem Vater, Oncle von Feuerbach, Meyer. Hochzeitschmaufs bei Pistorius, Gedicht von Schwab, Nachtmusik.' Und dann folgt vom 8. Juli bis 6. August die Hochzeitsreise in die Schweiz, die trotz starker Verregnung offenbar an Genüssen und Anregungen reich gewesen ist, in der aber die junge Frau nur einige Male beiläufig als mitbeteiligt an einem Spaziergange oder Besuche erwähnt wird. Ein anschauliches Genrebildchen aus diesem Verhältnisse bietet lediglich die eine Stelle: '30. Juli. Morgens Abreise von Bern zu Fufs; wegen ungebührlicher Forderung des Trägers trug ich das Gepäck bis gegen Gümlingen. Emmas Thränen darüber. Hitze.'

Wenn demnach Inhalt und Form des Tagebuchs als ein stummer Protest des heimgegangenen Dichters gegen die jetzige Veröffentlichung erscheinen könnte, so möchte ich das doch als eine falsche Empfindsamkeit ablehnen und die Veröffentlichung ausdrücklich billigen und dankbar begrüfsen. Sie hat bereits in der kritischen Ausgabe ihre guten Früchte getragen. Sie wird auch noch weiterhin fruchtbar werden können in den Händen derer, die sich mit Verständnis und Teilnahme forschend in Uhlands Werk und Wesen versenken: für sie wird noch manche von den dürren Notizen vielsagend und bedeutungsvoll werden. Andere aber, die etwa aus Neugierde oder um eine leichte Unterhaltung zu finden das Buch in die Hand nehmen, werden es bald wieder bei Seite legen.

Richard Richter.





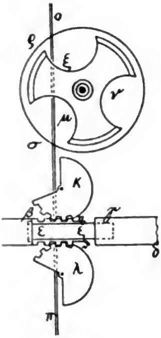


Fig. 14b



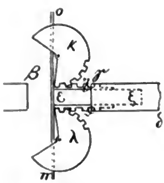


Fig. 14c

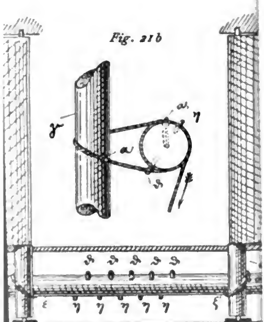
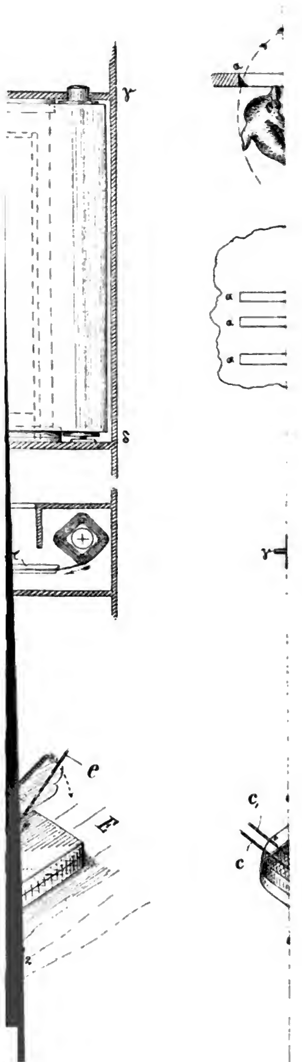


Fig. 21b

Fig. 21a



NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 5. HEFT

MIT 1 TAFEL UND 3 ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 11. Juli 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg, Leipzig,** Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 5. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE BILDUNG DER GRIECHISCHEN RELIGION

Von Otto Seeck

(Fortsetzung)

II. DER SONNENGLAUBE

Sobald der Animismus dazu gelangt war, allen Gegenständen der Natur menschenähnliche Seelen zuzuschreiben, müssen auch Sonne, Mond und Sterne ihre Dämonen erhalten haben; es lag dies eben in der Konsequenz der Lehre. Unsere arischen Vorfahren sind noch weiter gegangen; lange vor der Entstehung eines Griechenvolkes waren sie in der Abstraktion schon bis zu der Höhe aufgestiegen, sich das ganze Himmelsgewölbe als belebte, persönliche Einheit zu denken. Denn es giebt wohl kein sichreres Ergebnis der vergleichenden Mythologie, als dafs die Arier schon vor ihrer Trennung einen Himmelsgott, den späteren Zeus der Griechen, ausgebildet hatten. Aber diese hohe Macht in ihrer vornehmen Erdenferne beschäftigte damals noch die Phantasie des Wilden viel weniger, als die Tausende kleiner Dämonen, die ihn in unmittelbarer Nähe umgaben, ihm als Gespenster und Träume erschienen, sich als Vampire von seinem Blute nährten oder, in Steinen und Amuletten eingekörpert, ihm Glück brachten. Etwas näher standen ihm die Himmelslichter; doch schätzte man an ihnen namentlich das negative Verdienst, dafs sie die bösen Geister der Finsternis verscheuchten. Man denke sich einen verspäteten Jäger oder Hirten im nächtlichen Urwalde, der ängstlich der Heimat zustrebt und sich dabei nur immer tiefer in die pfadlose Wildnis verirrt, und man wird diese Anschauung verstehen. Geht er vorwärts, so stolpert er bei jedem Schritt oder zerreifst sich Kleider und Haut an den Dornen; sitzt er still, so hört er nur deutlicher die grausen Stimmen des Waldes, und seine Phantasie zaubert ihm tausend Schauergestalten vor. Wenn er ein Feuer entfachen kann, so ist er wenigstens die blinden Schrecken los; der flammende Brand gilt daher noch heute dem Volksglauben als ein Mittel, um Dämonen zu verscheuchen. Den Heimweg aber öffnet ihm erst die lichte Dämmerung, deren Verkünder, den Morgenstern, er daher freudig als göttlichen Nothelfer begrüfst. In diesem Sinne nahmen die rettenden Zwillingsbrüder, die bei den Griechen Dioskuren d. h. Himmelssöhne, bei den Indern Asvin genannt und als Morgen- und Abendstern gedacht waren, in der Mythologie des arischen Urvolkes eine so wichtige Stelle ein. Auch an dem Sonnengotte schätzte man damals nichts höher, als dafs er mit seinem Lichte dem Verirrten den rechten Pfad zeigte. Daher tritt das Wegweiseramt in Griechenland bei Hermes und Apollon, in Indien bei Puschan so bedeutsam hervor.

Nicht viel weniger erregte eine zweite Eigenschaft des Gottes die Phantasie der Wilden. Den Nachtgespenstern, vor denen sie sich zitternd verkrochen, trat er mit seinen Flammenpfeilen kühn entgegen und schlug sie siegreich in die Flucht. Als Schützer und Freund der Nymphen bekämpfte er ihre lüsternen Verfolger, die starken pferdeleibigen Kobolde des nächtlichen Waldes. Er wurde daher zum unbezwinglichen Helden unter den Göttern, zum Vorbilde jedes tapferen Kriegers, das man in Schlachtennot um Hilfe anrief. So hat sich der indische Kriegsgott Indra, der römische Mars aus dem Sonnengott entwickelt, und auch bei den Griechen sind alle Formen desselben kampfesfreudige Jünglinge.

Dafs auch der Pflanzenwuchs und der Wechsel der Jahreszeiten von der Sonne abhängen, war damals noch kaum bemerkt worden; denn es gehört schon eine recht eindringende Beobachtung dazu, um in der Verschiedenheit der Sonnenhöhen den Grund der ab- und zunehmenden Wärme zu erkennen. Desto lebhafteren Anteil nahm man an dem Tageslauf des Gottes, den man, wie das Verhalten der Bäume im Sturm, natürlich nach menschlichen Analogien deutete. Als das Wunderbarste daran erschien es, dafs die Sonne nicht von der Stelle wiederkam, wo man sie hatte verschwinden sehen, sondern gerade von der entgegengesetzten Seite des Himmels. Da man keine Erklärung dafür fand, wie sie den weiten Zwischenraum ungesehen durchlaufen könne, so nahm man an, die Sonne sterbe jeden Abend und jeden Morgen werde eine neue geboren. Auf die Identität des Gottes in jeder seiner täglich wiederholten Erscheinungen brauchte man darum nicht ganz zu verzichten. Wenn sein flammender Leib verging, konnte doch seine Seele am Leben bleiben und in dem wiedergeborenen Körper aufs neue ihren Wohnsitz nehmen.

Dieses ewige Sterben und Auferstehen ist in einem höchst merkwürdigen Mythus dargestellt, der bei den Griechen zwar erst in relativ später Zeit nachweisbar ist, aber, nach seiner primitiven Roheit zu schliefsen, uralt sein mufs. Die Titanen, d. h. die Dämonen der Finsternis, zerreifsen ihren Gegner Dionysos in kleine Stücke. Dies soll offenbar eine Erklärung dafür bieten, dafs nach dem Verschwinden des grofsen Lichtkörpers eine unzählbare Menge von kleinen am Himmel auftaucht; man hielt eben die Sterne für Partikelchen des zerstörten Sonnenkörpers. Aber das Herz des toten Gottes wird gerettet und von seinem Vater Zeus gegessen. Nun haben wir schon gesehen, dafs das Herz als Sitz der Seele galt. Diese also nimmt der Himmelsgott in sich auf, indem er ihre sterbliche Wohnung verzehrt, und wenn er den neuen Sonnengott erzeugt, flöfst er ihm aus seinem eigenen Innern die alte Seele ein.

Diese Form des Mythus haben die Griechen wahrscheinlich durch das Nachbarvolk der Thraker empfangen, in deren ursprünglicher Roheit sich ein solcher Rest primitivsten Denkens reiner erhalten konnte. Aber wenn sich in ihrer eigenen Mythologie mehr als einmal das Motiv wiederholt, dafs ein Vater seinen Sohn aufifst oder kocht, z. B. bei Kronos, Thyestes, Tantalos, so verrät sich darin deutlich, dafs jene thrakische Anschauung auch ihrer Urzeit nicht fremd gewesen ist. Auch bei den Persern kehrt sie in dem Mythus des

Harpagos, der mit der Jugendgeschichte des Kyros in eine quasihistorische Verbindung gebracht ist, in sehr ähnlicher Gestalt wieder, und in dem Märchen vom Machandelboom hat sie sich auch bei uns Deutschen erhalten.

Dafs man die Sonne zum Kinde des Himmels machte, ist leicht verständlich. Nun hatte aber dieser zwei verschiedene Gestalten als Tag- und als Nachthimmel, und in letzterer Eigenschaft konnte er zum Zeus der Unterwelt, also geradezu zum Nachtgotte werden. Das Licht geht aus der Finsternis hervor; mithin lag es nahe, den Vater des Sonnengottes in jener dunkeln Form des Zeus zu erblicken. Da nun immer wieder die Nacht durch die Sonne und die Sonne durch die Nacht vernichtet wurde, gelangte man zu dem Schlusse, dafs Vater und Sohn feindliche Mächte seien. So entstand der rührende Mythus von ihrem Kampfe, der in unserem Hildebrandsliede nachklingt. Bald wird der finstere Alte von dem jungen Helden erschlagen, wie Laios von Ödipus oder der indische Twaschtar von dem Indrakinde, bald erschlägt er ihn, wie der persische Rustem den Surab. Beides wiederholt sich ja täglich, so dafs die Geschichte je nach dem Standpunkte des Erzählers so oder so gewendet werden konnte.

Neben diesen beiden Mythen steht noch ein dritter, der gleichfalls den meisten arischen Völkern gemein ist. Der Sonnengott bekämpft einen furchtbaren Drachen und führt als Preis des Sieges eine Kuhherde mit sich fort. In dieser haben einige die Morgenröte, andere die regenspendenden Wolken erkennen wollen, doch scheint mir keine der beiden Deutungen notwendig. Vielmehr geht auch dieser Zug wohl aus dem naiven Bestreben des Wilden hervor, seine Götter nach sich zu gestalten. Wie er selbst von seinen Kriegsfahrten mit reicher Beute heimzukehren erwartete, so wollte er auch seinem Sonnenhelden nicht zumuten, sich ohne jeden Entgelt in Gefahren zu stürzen. Da nun zu jener Zeit der geschätzteste Besitz jeder Familie in ihrem Vieh bestand, mufste auch der gewonnene Raub diese Gestalt annehmen. Übrigens sind in der weiteren Entwickelung des Mythus auch verschiedene andere Kostbarkeiten an die Stelle der Kühe getreten. Bei Siegfried ist der Preis des Drachenkampfes der Nibelungenhort, bei Iason das goldene Vliefs, bei Perseus eine schöne Frau, und so finden sich noch manche andere Varianten.

Damit dürfte der Bestand an Sonnenmythen, den die Griechen von ihren arischen Vorfahren überkommen hatten, wohl ziemlich erschöpft sein. So dürftig er ist, enthält er doch schon eine Menge Widersprüche. Die Nacht, gegen die der Gott kämpfen mufs, erscheint das einemal als sein Vater, das anderemal als ein furchtbarer Drache, das drittemal als eine Schar von Dämonen; er selbst wird bald erschlagen, bald zerrissen und aufgefressen; die Sterne gelten einmal als seine zerstreuten Körperteile, einmal sind wenigstens zwei von ihnen, der Morgen- und der Abendstern, selbständige beseelte Wesen. Diese sich gegenseitig aufhebenden Lehren miteinander auszugleichen, darf uns ebensowenig einfallen, wie die alten Arier es gethan haben; wohl aber müssen wir ihre Entstehung zu begreifen suchen.

Jeder einzelne dieser Mythen ist eine Theorie für sich, die aus der voraus-

gesetzten Menschenähnlichkeit der Naturseelen den Wechsel von Tag und Nacht erklären soll; jeder wird ersonnen sein von einem Manne, der zu seiner Zeit im Rufe hoher Weisheit und tiefverborgenen Wissens stand, und wurde dann zuerst als heiliges Geheimnis flüsternd weiter gesagt und ehrfurchtsvoll aufgenommen. Über den Sinn des Gehörten nachzugrübeln, fiel den wenigsten ein; die Mehrzahl empfing es schlechtweg als Thatsache aus dem Leben des Gottes und dachte gar nicht daran, daſs diese Thatsache keine andere war, als die täglich wiederkehrende des Sonnenauf- und -untergangs: so konnten für das gleiche Phänomen immer neue hypothetische Erklärungen auftauchen und sich ruhig neben die alten stellen, weil man von diesen eben nicht mehr wuſste, daſs sie hypothetische Erklärungen sein sollten, und jede wurde dann wieder zur geheiligten Thatsache. Man glaubte auch sie, anfangs, weil grübelnde Weise und Zauberer sie behauptet hatten, dann, weil die Väter sie glaubten und dem nachwachsenden Geschlechte seit seiner Kindheit erzählten, sah sich aber dadurch keineswegs verhindert, immer neue Erfindungen gleicher Art zu machen.

Am deutlichsten läſst sich dies an der ägyptischen Mythologie zeigen, weil deren Gebilde nicht ganz so vermenschlicht sind, wie die der griechischen, und daher eine viel gröſsere Durchsichtigkeit bewahrt haben. Auch am Nil faſste man den Sonnenuntergang anfangs als Sterben des Gottes auf und erklärte sein Wiedererscheinen in folgender Weise. Wenn er von seinen Feinden erschlagen wird, hinterläſst er seine Gattin, die Erde, in guter Hoffnung; am nächsten Morgen gebiert sie den neuen Sonnengott, der als Rächer seines Vaters die Mächte der Finsternis besiegt und sich dann mit seiner Mutter vermählt, um bei seinem frühen Hinscheiden wieder den Keim zu einem rächenden Sohne zu hinterlassen. So folgen sich die Beherrscher des Tages als ununterbrochene Dynastie von Königen; aber der Mutterschoſs, aus dem sie hervorgehen, ist immer derselbe; die alte Erde bleibt unverändert im ewigen Wechsel der Himmelslichter.

So klar und konsequent diese Anschauung auch ist, haben sich die Ägypter doch nicht dabei beruhigt. Sie kamen, vielleicht durch astronomische Beobachtungen, zu dem Ergebnis, daſs die Sonne nicht nur die gleiche Seele behalte, die ja durch Zeugung des Vaters immer wieder auf den Sohn übergehen konnte, sondern daſs sie auch immer der gleiche Körper sei. So konstruierten sie denn ihren Lauf in folgender Art. Wegen der Geschwindigkeit, mit der sie ihre ungeheure Reise täglich zurücklegte, muſste man ihr das schnellste Beförderungsmittel beilegen, das man kannte; in einem Lande, dem das Pferd damals noch unbekannt war und das in seiner ganzen Länge die Verkehrsstraſse des groſsen Stromes durchzog, konnte das nur der Nilkahn sein. Man dachte sich also den Himmel als einen gewaltigen Fluſs, auf dem Ra in seiner Barke dahinfuhr; war er im Westen angelangt, so stieg er in ein zweites Schiff, mit dem er auf einem unterirdischen Strome wieder nach Osten zurückkehrte, um von da seinen Tageslauf neu zu beginnen. Das ist eine Lösung des Problems, die der Wahrheit viel näher kommt als die frühere; trotzdem hat sie diese niemals ganz verdrängen können. Daſs der Sonnengott durch

die Unterwelt die Stätte des Aufgangs wieder erreiche, wurde zwar in Ägypten allgemein anerkannt; nichtsdestoweniger blieb man dabei, dafs er seine Mutter heiraten und dann sterben müsse. Diese Züge hatten sich eben durch jahrhundertelangen Glauben so fest mit dem Bilde des Ra verknüpft, dafs man nicht von ihnen lassen konnte, auch als sie durch die neue Erklärung von Tag und Nacht sinnlos geworden waren.

Alle Motive des ägyptischen Mythus, die wir hier zusammengestellt haben, sind auch in den griechischen übergegangen. Dafs der Gott vom Westen nach dem Osten zu Wasser fährt, eine Lehre, die durchaus von der Natur des Nillandes bedingt ist, findet sich bei Helios, Herakles, Odysseus, Theseus, namentlich bei Iason wieder. Da Griechenland so gut wie gar keine schiffbaren Ströme besitzt, ist an die Stelle des Unterweltsflusses freilich das Meer getreten; aber in einem Zuge hat sich der alte Stromcharakter der Sonnenstrafse doch noch erhalten. Der ägyptische Ra mufs am Ende jeder Nachtstunde durch eine Enge hindurch, die er nur mit gröfster Not und Gefahr zu überwinden vermag, und ebenso geht die griechische Sonnenfahrt zwischen Skylla und Charybdis vorbei oder durch die Plankten und Symplegaden. Nun ist es klar, dafs der Begriff solcher Engen sich nur in dem schmalen Fahrwasser eines Flusses, nicht an dem Meere bilden kann. Denn selbst Bosporus und Hellespont sind viel zu breit, um ohne fremde Beeinflussung je den Gedanken hervorzurufen, dafs die Felsen ihrer beiden Ufer drohend zusammenschlagen könnten. Bei dem Schiffer des Altertums, der die offene See wegen ihrer Stürme scheute, mufsten die geschützten Meerengen viel eher ein Gefühl der Sicherheit, als der gesteigerten Gefahr hervorrufen. In diesem Falle ist also eine Vorstellung, die sich an den Katarakten des oberen Nil und den Sandbänken des Delta entwickelt hatte, auf die griechische See übertragen worden.

Indem nun die ägyptischen Mythen sich mit den arischen mischten, mufsten die Widersprüche, die jede der beiden Gruppen schon in sich enthielt, sich noch vermehren und steigern. Bei den Ariern erschlug der Gott seinen Vater, bei den Ägyptern heiratete er seine Mutter: im griechischen Ödipus findet sich beides verbunden. Odysseus zeugt im fernen Westen mit Kirke den Telegonos; als dieser erwachsen ist, kommt er nach Ithaka und tötet im Kampf seinen Vater, ohne ihn zu erkennen. Wie man sieht, ist dies genau der Stoff des Hildebrandsliedes, d. h. des arischen Urmythus. Aber dieser ging von der Vorstellung aus, dafs die Nacht der Vater des Sonnengottes sei; in der Geschichte des Telegonos dagegen erscheint nach ägyptischer Anschauung die junge Sonne als Sohn der alten, wodurch das Motiv des Vatermordes allen Sinn und Verstand verliert.

Hiermit sind wir zu den fremden Einflüssen gelangt, welche die griechische Religion schon in uralten Zeiten erfahren hat. Denn dafs solche eingetreten sein müssen, und zwar im weitesten Umfange, ist viel zu selbstverständlich, um eines Beweises zu bedürfen. Bei einem Volke, das durch seine Wohnsitze recht in den Mittelpunkt des antiken Weltverkehrs gestellt war, würde es von der ärgsten Borniertheit zeugen, wenn es nicht von allen Seiten Belehrungen

empfangen und in den eigenen Anschauungskreis aufgenommen hätte. Nach altarischer Auffassung war die Sonnenseele ein Dämon gewesen, wohl stärker und von ausgedehnterer Wirkung als die Geister der Menschen und Bäume, Steine und Quellen, aber ihrem innersten Wesen nach diesen gleich. Wenn sich an ihr und ihrer weiblichen Gefährtin, der Mondseele, jetzt ein wirklicher Gottesbegriff entwickelte, so ist dies teilweise wohl den Ägyptern, jedenfalls aber in erster Linie den Semiten zu danken.

Die arische Zeit hatte in ihrer höheren Geisterwelt dem weiblichen Element fast gar keine Vertretung gegönnt. Auf der untersten Stufe unserer Kultur war eben die Frau nicht viel mehr als die vielgequälte Sklavin des Mannes. Während er sich träg am Feuer dehnte, hatte sie alle Arbeit des Hauses zu thun und mufste jede seiner Launen mit Schlägen büfsen. Als unfreier Gegenstand des Besitzes konnte sie nach dem Belieben ihres strengen Gebieters getötet oder verkauft werden; kein Recht der Selbstbestimmung war ihr vergönnt. Die Erde, die man immerfort mit Füfsen trat, die Bäume und Quellen, die man als schöne und freundliche Dienerinnen schätzte, konnte man sich daher allenfalls weiblich denken: ein seliges Götterdasein aber, wie man es dem Himmel und seinen Lichtern zuschreiben mufste, schien mit dem normalen Zustande der Frau unvereinbar. Im ältesten Sonnenmythus ist immer nur vom Vater des Gottes die Rede, nie von seiner Mutter oder Gattin. Das Vergnügen an holden Beischläferinnen durfte man so mächtigen Dämonen zwar nicht absprechen, doch waren jene keine Wesen von selbständiger Individualität, sondern nur unpersönliche Anhängsel ihres Gemahls, wie schon ihre Namen beweisen. Der vedische Indra ist verbunden mit Indrani, der römische Janus (Dianus) mit Diana, Liber mit Libera, Jupiter (Jovis) mit Juno (Jovino), der älteste griechische Zeus (Dios) mit Dione. Bei ihnen allen sind also die Namen ihrer Gefährtinnen nur ihre eigenen mit weiblicher Endung; Selbständigkeit besitzen sie grammatisch ebensowenig wie mythologisch. Indrani ist weiter nichts als ein hübsches Spielzeug des Indra, dem weder eine Naturbedeutung noch ein Kultus zukommt, und ursprünglich wird es mit Dione, Libera, Juno und Diana kaum anders gewesen sein.

Mit dem Eintreten des Ackerbaues beginnt die Stellung des Weibes sich langsam zu heben. Die ererbte Trägheit des freien Mannes ist noch zu grofs, als dafs er sich selbst mit Pflug und Hacke quälen sollte; aber diese harte Arbeit kann er auch der Frau nicht ganz und gar aufhalsen, namentlich da die Obliegenheiten in Haus und Herde, die sie früher erfüllt hatte, auch jetzt auf ihr lasten. So zwingt man die Kriegsgefangenen, die man früher abzuschlachten pflegte, für ihre Sieger das Feld zu bauen. Es bildet sich ein Sklavenstand, und damit wird die Frau, wenigstens in den reicheren Familien, von der schwersten Arbeitslast befreit und zur Herrin des Gesindes erhoben. Und indem der Ackerbau ihr einen vornehmeren Platz im Hause anweist, steigt sie auch in der Religion. Die Mutter Erde, die der Hirte noch wenig beachtet hatte, gewinnt für den Bauern eine ganz neue Bedeutung, und zugleich lernt er ihr Verhältnis zu den Himmelsmächten beobachten und verstehen.

Der Nomade zittert vor seinen kleinen Dämonen, aber von der Einwirkung der himmlischen Geister spürt er nicht gar zu viel. Der Donner schreckt und der Regen näfst ihn, doch über diese Unbequemlichkeiten ist leicht hinwegzukommen. Dafs derselbe Regen auch das Gedeihen seiner Herde bedingt, kommt ihm nur zum Bewufstsein, wenn sehr lange Dürre ein Viehsterben hervorruft, und solche Katastrophen sind zu selten, als dafs sie die Religion dauernd bestimmen könnten. Der Ackersmann dagegen mufs immerfort Wolken und Sonnenschein beachten, weil er ihren beherrschenden Einflufs Jahr für Jahr an seinen Ernten wahrnimmt. Ihm geht daher zuerst die Erkenntnis auf, dafs alles Leben aus dem Zusammenwirken von Himmel und Erde erzeugt wird, und da auch er sich alles in der Natur noch menschenähnlich vorstellt, denkt er sich jenen als zeugenden Mann, diese als gebärendes Weib. So entsteht die Lehre von der geheimnisvollen Ehe des Allvaters mit der grofsen Mutter, deren Kinder zunächst die Pflanzenwelt, dann aber auch Menschen und Tiere sind. Der altarischen Religion war dieser Gedanke noch fremd gewesen; desto klarer wurde er von den Semiten ausgebildet, denen so die Zeugung, als höchste Äufserung des göttlichen Wesens, in den Mittelpunkt ihres ganzen Kultus trat. Da es im Schofs der Erde dunkel ist, wurde sie der Nacht gleichgesetzt, und diese wiederum dem Gestirn, das sie beherrscht, dem sanften, weiblichen Monde, wie anderseits der Himmelsgott in den Sonnengott überging. Es bildeten sich die gegensätzlichen und doch eng verbundenen Paare Himmel und Erde, Tag und Nacht, Sonne und Mond, die man nur als verschiedene Äufserungen derselben göttlichen Zweiheit empfand. Hatte der Animismus jedem beliebigen Dinge seine Seele verliehen, wodurch seine Geisterwelt zu einer unendlichen Vielheit wurde, so ringt diese neue Richtung nach Vereinfachung und Zusammenfassung der Gottesidee. Ging sie doch endlich soweit, auch das männliche und das weibliche Element noch zu einem mannweiblichen Allgott zu vereinigen, an den der Herakles in Weiberkleidern auch bei den Griechen noch einen unverstandenen Nachklang bewahrt hat. Darum wird mit dem Alten noch nicht vollständig aufgeräumt; Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine behalten ihre Seelen, und ihnen wird nach wie vor ihr althergebrachter Kultus geweiht, weil sie sich sonst für die Vernachlässigung desselben rächen könnten. Jene wimmelnde Geisterwelt dehnt sich sogar noch weiter aus, indem Vertreter des Korns und der andern Ackerfrüchte ihr hinzugefügt werden und bald unter ihren Genossen eine ganz besondere Verehrung in Anspruch nehmen. Aber alle diese kleinen Dämonen müssen sich als Diener der grofsen Götterzweiheit unterordnen. Man sucht im Wechsel der Erscheinungen die bleibenden, allen gemeinsamen Gründe und erkennt nur in diesen die eigentliche Gottheit.

Wir sahen schon, dafs die Religion in jenen Urzeiten mit der Wissenschaft zusammenfiel. Ihr Fortschritt geht daher auch ganz denselben Weg, auf dem sich noch heute jeder wissenschaftliche Fortschritt zu vollziehen pflegt. Sie hat begonnen mit dem 'Staunen', d. h. mit dem Beobachten von auffälligen Thatsachen und dem Empfinden, dafs sie einer Erklärung bedürftig seien.

Diese wird gegeben, indem man das Beobachtete mit andern Erscheinungen, die uns geläufiger und daher nicht mehr wunderbar sind, vergleicht und in Analogie stellt. So wird das Menschliche, weil der Mensch es am besten zu begreifen meint, zum Erklärungsmittel aller Dinge. Aber die Forschung hält sich zunächst nur immer an das Einzelne und ist befriedigt, wenn sie es verstehen kann, indem sie es dem hergebrachten Denkschema einordnet. Doch im weiteren Verlaufe der Entwickelung strebt man immer mehr dem Allgemeinen zu und sucht hinter all den Einzelgründen, die man gefunden hat oder zu haben glaubt, nach dem grofsen gemeinsamen Urgrunde. So lösen sich in unserer Physik alle die mannigfachen Erscheinungen von Licht und Wärme, Schall und Elektrizität, deren Gesetze man zuerst bei jeder für sich untersucht hatte, jetzt in den Begriff der Atomschwingung auf, und in derselben Weise schreitet jede Wissenschaft mit mehr oder weniger Erfolg zur gröfseren Vereinfachung ihrer Lehren fort. Denselben Werdegang machte damals die Religion durch. Zwar konnte sie sich nicht davon freimachen, alles menschlich aufzufassen, und setzte daher noch immer persönliche Urheber an die Stelle der unpersönlichen Ursachen. Aber dafs jene auf die Zahl von zwei vermindert wurden, denen sich die alte Dämonenschar nur noch als dienender Ausflufs ihres Willens anschlofs, bedeutete nichtsdestoweniger einen mächtigen Fortschritt des religiösen, d. h. des wissenschaftlichen Denkens.

Die Griechen hätten nicht Griechen sein müssen, wenn die neue Grofsartigkeit jener semitischen Lehre, als sie ihnen durch die Phönicier bekannt wurde, sie nicht mächtig ergriffen hätte. Mit all der hohen Begeisterungsfähigkeit, die ihnen eigen war, bemächtigten sie sich ihrer und führten den fremden Gedanken in ihrer eigenen genialen Weise aus. Es mufs eine Zeit gegeben haben, in der ihre religiöse Spekulation sich fast ausschliefslich mit jenem einen Götterpaar beschäftigte. Die Menschenseelen und Naturgeister der früheren Zeit blieben auch bei ihnen bestehen, aber im religiösen Denken des Volkes traten sie völlig in den Hintergrund. Dieses war noch nicht so weit gereift, an die Überlieferung Kritik anzulegen, sondern es nahm die Sagen der Väter, die Erzählungen der Phönicier und Ägypter allesamt gläubig hin. Dafs ihr Zusammenhang dem menschlichen Verständnis unbegreiflich war, diente wohl nur dazu, den übermenschlichen Tiefsinn der Lehre zu erweisen. Und je vielgestaltiger und scheinbar widerspruchsvoller das Bild jener Zweiheit wurde, desto besser entsprach es dem neuen Ideal der Allgottheit. Denn eben weil in ihr alle Seiten des Natur- und Menschenlebens zusammenfliefsen sollten, mufste sie auch die Widersprüche desselben in sich vereinigen und zu einer höheren Harmonie gestalten, die über das gemeine menschliche Denken freilich hinausging.

Jahrhunderte lang hat die griechische Phantasie darin geschwelgt, sämtliche Wirkungen und Eigenschaften der Gottheit, auf die man sich nur besinnen konnte, in der Sonne zu vereinigen. Als Wegweiser und Schlachtenführer hatte sie schon die arische Vorzeit verehrt; jetzt lernte man von den Semiten, dafs sie ein Wesen von mächtiger Zeugungskraft war, aus dessen Samen alles Leben der Tier- und Pflanzenwelt hervorgehe. Mithin spendete

sie den Segen des Ackerfeldes wie des Weinberges; von ihr hing nicht nur das Gedeihen der Herden, sondern auch die Fortpflanzung der menschlichen Familie ab. So stieg sie auch in den Kreis der alten Naturgeister hinunter und ging mit allen Nymphen der Feuchtigkeit und Vegetation eine fröhliche Vermählung ein. Die Ägypter erzählten, daſs sie allnächtlich die Unterwelt durchreise und die Verstorbenen in ihrer Barke mit sich hinabnehme. Dadurch wurde sie auch den Griechen zum Todesgott und Seelenführer; ihr Reich wurde von dem lichten Himmelsgewölbe auch über die finsteren Gebiete der ewigen Nacht ausgedehnt. Da der Gott nach der Umgestaltung, welche die ägyptische Lehre in Griechenland erfahren hatte, mit seinem Kahne die See durchfuhr, erhob man ihn auch zum Beherrscher des Meeres, den die Schiffer anriefen; diente seine lichte Gestalt ihnen doch auch als Kompaſs, um auf ihrer pfadlosen Reise die Himmelsrichtung zu bestimmen. Als Gott der Ackerfrucht, des Herdensegens und der Schiffahrt wurde er zum allgemeinen Reichtumspender; daher weihten ihm die Kaufleute ihre Gebete und nicht weniger die Diebe; auch er selbst hatte sich ja als Räuber einer Kuhherde oder auch eines Goldschatzes hervorgethan. Da er mit so rasender Geschwindigkeit über den Himmel dahinjagte, verehrte man in ihm auch den Freund des Rennsports und aller übrigen Wettspiele, die in der griechischen Festesfreude eine so bedeutsame Stelle einnahmen. Indem sein Licht in jeden Winkel drang, sah und hörte er alles und wurde zum Meister und Vorbild aller Wissenden, welcher Art sie auch sein mochten. Der Wahrsager verdankte ihm seine geheime Kunde; den Arzt lehrte er die Kräfte der Pflanzen und Beschwörungslieder oder half ihm auch unmittelbar im Heilen der Kranken; vor allem aber bildeten die fahrenden Sänger sein Gesinde. Denn auch sie muſsten ja alles wissen, was auf der weiten Erde geschah oder in grauer Vorzeit geschehen war, und gaben in ihren Liedern davon Zeugnis. So traten als Attribute des Gottes zu dem furchtbaren Bogen auch Leier und Flöte. Weil jeder Frevel dem naiven Sinne der Zeit als befleckender und Unheil zeugender Krankheitsstoff erschien, wurde der Pfleger der Arzneikunst auch zum Sühnegott und Reiniger von jeder Sünde. Auf diese Weise beherrschte er alle Gebiete des Thuns und Denkens und griff in den Kreis jeder andern Gottheit, die man bisher ersonnen hatte, als kühner Eroberer hinüber. Mit Hades teilte er die Unterwelt, mit Poseidon das Meer, mit Zeus den Himmel; ja er schwang sogar die Donnerwolke seines Vaters und führte neben den nie fehlenden Strahlenpfeilen auch die zerschmetternde Keule des Blitzes. Und wie der Sonnengott in den Himmelsgott, so ging auch dieser in jenen über: Agamemnon und Amphiaraos sind erwiesenermaſsen Formen des Zeus; aber in ihrem frühen Sterben und der Rache ihrer Söhne haben sie doch unverkennbare Züge des ägyptischen Sonnenmythus angenommen. So wurden alle Begriffe von göttlichem Thun und Können in einer Gestalt zusammengefaſst; die Gottesidee war so verallgemeinert worden, daſs bis zum Monotheismus kein sehr weiter Schritt mehr übrigblieb.

Freilich bewahrte der Gott noch seine Menschenähnlichkeit und mit ihr

das Verhältnis zu seiner weiblichen Gefährtin. Es entstand eine Art von Dualismus, allerdings recht verschieden von derjenigen Religionsform, die man technisch mit dem Namen zu bezeichnen pflegt. Die Perser, bei denen sie ihre klarste Ausprägung gefunden hat, unterschieden bekanntlich in ihrem Ormuzd und Ahriman ein gutes und ein böses Weltprinzip, die in stetem Kampf miteinander lagen. Die semitisch-griechische Zweiheit dagegen scheidet sich vorzugsweise danach, dafs der Gott mehr von den Männern, die Göttin mehr von den Weibern angerufen wird, da jedes der beiden Geschlechter seinen Vertreter im Himmel haben will. In ihren Attributen und Thätigkeiten fallen sie beinahe zusammen, was ja auch kaum anders sein kann, da beide als Allgottheiten gelten wollen. So führen sie beide den fernhintreffenden Bogen; beide gebieten sie in Himmel, Meer und Unterwelt; beide beschirmen sie die Feldfrucht und die Herden und walten auch über dem Kindersegen der menschlichen Familie, kurz es läfst sich nicht leicht eine Funktion des Gottes finden, die nicht auch bei der Göttin, wenn auch meist mit einer leichten Veränderung, wiederkehrte. Dennoch ist ein Gegensatz, gleich jenem persischen, ihnen nicht fremd, insofern der Gott mehr die lichte und freundliche Seite der Natur, die Göttin mehr die dunkle und gefährliche vertritt. Beide sind Meister alles Wissens: aber während er die segensreiche Weisheit der Ärzte, Wahrsager und Sänger beschirmt, ist ihr die finstere Geheimlehre der Zauberer und Geisterbanner heilig. Beide spenden den Tiersegen; aber er bevorzugt das sanfte Herdenvieh, sie das scheue und oft gefährliche Wild des Waldes. Dem Gotte gehört die Sühne des Verbrechens, der Göttin die Hinrichtung, die auch eine Sühne ist, aber eine traurige und grausame. Als Todbringer erscheint auch er; doch tritt dieser Zug in der Ganzheit seiner Art entschieden zurück, während bei ihr das Schlachten und Würgen die schaurige Regel bildet. Waren in der Geisterwelt des Animismus die gütigen Wesen meist weiblich, die schädlichen männlich gewesen, so hat sich diese Anschauung jetzt in ganz merkwürdiger Weise umgekehrt.

Dieser Gegensatz und diese Verwandtschaft zugleich, wie sie sich aus dem Zusammenfliefsen von Erde, Nacht und Mond in dem Begriffe der Göttin ergaben, hat die Phantasie der Griechen viel beschäftigt und seine Erklärung in tausend Mythen gefunden. Der Mond ist ein Lichtwesen, gleich der Sonne, und mufs folglich zu ihr in nahen Beziehungen stehen. Sie werden daher zu Geschwistern gemacht, wie Apollon und Artemis, oder noch häufiger zu Gatten oder Buhlen, wobei der Gedanke an die heilige Vermählung von Himmel und Erde mitwirkte. Aber dies liebende Paar steht in dem eigentümlichen Verhältnis, dafs sie niemals zusammenkommen können. Strahlt der Mond in seinem vollsten Glanze, so ist er der Sonne am allerfernsten; dann wird seine Scheibe immer kleiner und zugleich nähert er sich ihr; wenn er aber so dicht herankommt, dafs er sich mit ihr vereinigen zu wollen scheint, ist er plötzlich verschwunden. Dies ewige sich Suchen und Fliehen hat der Orpheusmythus in ein rührendes Menschenschicksal übersetzt. Die Geliebte des Sangesgottes, der ja, wie wir gesehen haben, zugleich der Sonnengott ist, wird ins Nacht-

reich entrückt, wo er sie verzweiflungsvoll suchen geht. Ihr wird die Erlaubnis, ihm zu folgen, aber als er ihr sein leuchtendes Antlitz zukehrt, mufs sie in seinen Strahlen verschwinden. So wird durch seine Liebe zur Mondgöttin zugleich erklärt, warum er sich in das Dunkel, das seinem Wesen so fremd ist, lebend hinabzusteigen entschliefst, wie überhaupt die griechische Mythologie im Vergleich zur ägyptischen und semitischen viel feiner in der Motivierung und Verknüpfung ihrer Thatsachen ist. Ein anderer Mythus knüpft an den frühen Tod des Gottes an und verbindet ihn mit der Beobachtung, dafs Sonne und Mond beide im Meere versinken. Hero und Leander sind durch unendliche Fluten getrennt; sie hält ihre Leuchte empor, um dem kühnen Schwimmer zu sich den Weg zu weisen; doch das schwache Licht des Mondes verlöscht und der Sonnenjüngling mufs in der wilden See ertrinken; da stürzt sie sich in hoffnungslosem Jammer dem Geliebten nach. Ein glücklicheres Ende hat man dem Odysseusmythus gegeben, indem man dasjenige, was auch die Astronomie mit dem Namen der Konjunktion bezeichnet, als Vereinigung der Liebenden auffafste. Auch hier mufs sich der Held lange vergebens mühen, ehe er zu seiner Gattin gelangt. Sie sitzt unterdessen in Thränen, die als Nachttau herabfallen, und webt ihr glänzendes Gespinnst, um es immer wieder aufzutrennen, wodurch das Zu- und Abnehmen der Scheibe erklärt werden soll. Die Sterne umgeben sie als tausend zudringliche Freier, bis ihr Gemahl erscheint und sie alle mit seinen Strahlenpfeilen hinmordet. Und die langgetrennten Gatten finden sich wieder, 'wenn der eine Monat endet und der andere beginnt', d. h. in der Neumondnacht. Dann hat sich die Mondsichel der Sonne am meisten genähert und beide sind gemeinsam vom Himmelsgewölbe verschwunden; sie ruhen zusammen in ihrer dunklen Brautkammer.

In diesen drei Mythen erscheint die Göttin zwar traurig und klagenreich, wie es der Vertreterin der Unterwelt zukommt, aber doch von guter Art gleich ihrem Gemahl. Daneben aber vergafs man nicht, dafs sie auch die Nacht darstellte und als solche dem Sonnengotte feindlich sein mufste. Sie führt daher nicht unschuldig, wie Hero, sondern in böser Absicht seinen Tod herbei, wofür sie später die Rache ihres Sohnes, der jungen Sonne, erleiden mufs. Die bekanntesten Beispiele dieser Mythenform sind Agamemnon und Klytaimestra, Amphiaraos und Eriphyle. In diesem Sinne wird sie auch zur mordgierigen Amazone, deren lunare Bedeutung schon durch ihren Halbmondschild bezeichnet ist. Achill und Herakles, Theseus und Iason müssen sie bekämpfen, während sie doch zugleich in ihre Gegnerin verliebt sind. Bald erschlagen sie sie, wie der Tag die Nacht, bald vermählen sie sich mit ihr, wie der Himmel mit der Erde. Ursprünglich dachte man sich wohl beides vereint, und dafs es unvereinbar war, staunte man als heiliges Geheimnis an.

Noch in eine andere Beziehung wurde der Gott zu der Göttin gebracht. Schon die Arier hatten die Lehre ausgebildet, dafs die Sonne ein Sohn der Nacht sei, nur war diese bei ihnen männlich gewesen. Den Zeus der Finsternis haben die Griechen sich unter dem Namen des Hades bewahrt; da aber jetzt auch eine weibliche Gottheit von gleicher Bedeutung entstanden war, wurde

sie zur Mutter der Sonne. War diese schon vorher Vatermörder gewesen, so mufste sie jetzt auch zum Muttermörder werden, wie dies in den schon erwähnten Mythen von Orestes und Alkmaion ausgeprägt ist. Das gleiche Motiv hat aber noch eine andere Form gefunden, die feiner durchdacht ist und sich den Naturerscheinungen enger anschliefst. Die Finsternis stirbt ja schon in der Morgendämmerung, ehe die Sonne hervortritt; diese ist zwar schuld an ihrem Tode, aber noch als ungeborenes Kind. Dieser Gedanke ist in folgenden drei Mythen zum Ausdruck gelangt. Als Semele den Dionysos unter dem Herzen trägt, mufs sie in den Flammen des Zeus vergehen; aber der Gott entreifst ihrem Leibe die unreife Frucht, um sie später aus sich selber neu zu gebären. Koronis, mit der Apollon den Asklepios gezeugt hat, erliegt während ihrer Schwangerschaft den Pfeilen des eifersüchtigen Gottes; als aber ihr Leichnam schon auf dem Scheiterhaufen brennt, rettet jener sein Kind aus dem Schofse der toten Mutter. Endlich wird Alkmene, gleichfalls durch Eifersucht ihres Gatten, zum Feuertode verurteilt; die Flammen schlagen schon um sie empor, als Zeus sie durch seinen Regen befreit und mit ihr den ungeborenen Herakles. In dieser dritten Version ist der Sinn des Mythus durch spätere Umgestaltungen verdunkelt, da ja auch die Mutter am Leben bleibt; in den beiden andern aber tritt er klar hervor. Die Nacht geht in den Flammen der Morgenröte unter, während der unreife Sonnengott noch seiner Geburt entgegenschläft.

Die reiche Vielgestaltigkeit, in der das grofse Götterpaar uns entgegengetreten ist, erklärt sich aus der unendlichen Zersplitterung des griechischen Lebens. Noch in der späten Zeit, von der historische Berichte uns genaue Kunde geben, zerfällt das Gebiet der Hellenen in Hunderte von Kleinstaaten, und in den fernen Jahrtausenden, als ihre Mythologie sich bildete, werden es vielleicht noch zehnmal mehr gewesen sein. Denn in den ewigen Kriegen der Urzeit sind ohne Zweifel sehr viele Staaten spurlos untergegangen, ja unter den griechischen Gemeinden, die uns noch bekannt sind, giebt es vielleicht nicht eine, die nicht manche ihrer schwächeren Nachbarstädte zerstört und deren Gebiet mit dem ihrigen vereinigt hätte. Dies wird selbst von so unbedeutenden Städtchen wie Plataeae oder Megara gelten, ganz zu geschweigen von Athen und Sparta, die Dutzende von Kleinstaaten aufgezehrt haben. Denken wir uns nun in jene Zeit zurück, wo Gemeinschaften von wenigen hundert Seelen jede ihren besonderen Staat und folglich auch ihren besonderen Kultus besafsen, so wird es uns ohne weiteres klar werden, wie der Sonnengott jene tausendfach verschiedene Ausgestaltung finden konnte.

Freilich haben nicht alle Götter diese Zersplitterung erfahren. Zwar erscheint auch das Meer als Poseidon, Aigeus, Proteus, Sisyphos, Laertes, die Unterwelt als Hades, Plutos, Periklymenos, Adrastos, Axylos und noch unter vielen andern Namen, von den weiblichen Formen derselben Begriffe gar nicht zu reden. Zeus dagegen sieht wohl in Dodona etwas anders aus als in Kreta oder Kleinasien, aber soweit nicht einzelne Gestalten von ihm in den Sonnengott übergegangen sind und so an dessen Wandelbarkeit teilgewonnen haben,

ist er im wesentlichen doch derselbe geblieben. Und ebenso weichen die kleinen Naturgeister, die Nymphen und Dryaden, die Naiaden und Flüsse, die Pane und Satyrn in den einzelnen Landschaften nicht gar zu sehr voneinander ab. Diese Gottheiten waren eben in der Hauptsache schon ausgebildet, da die Griechen als grofse wandernde Horde in die Pindushalbinsel einbrachen, und blieben bei ihrer späteren Teilung in kleine Gemeinwesen dann auch mit leidlicher Treue erhalten. Der Sonnengott dagegen war zwar auch schon altarisch, hat aber die abschliefsenden Züge seines Wesens erst unter dem Einflufs der Semiten und Ägypter empfangen, also zu einer Zeit, wo jene Auflösung in zahllose Kleinstaaten längst durchgeführt war. Jeder von diesen bildete den Gott nach seinen eigenen Bedürfnissen in anderer Richtung fort; in jedem spekulierte man über seine Schicksale und über sein wunderbares Verhältnis zur feindlichen und doch geliebten Nachtgöttin, und auch jetzt begnügte man sich nicht mit einer Lösung jedes Problems, sondern fügte ihr immer neue hinzu. Dabei nahm man die Lehren der andern griechischen Staaten ebenso begierig auf, wie die der Ägypter und Phönicier, aber niemals, ohne sie gründlich umzugestalten, so dafs die Hauptzüge des Mythus sich überall wiederholten und doch immer charakteristische Verschiedenheiten blieben. An jedem Orte wurde die Sonne zur Allgottheit, deren Macht nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt blieb, sondern in jeder Not und Gefahr helfen konnte; aber je nach der Art der Gemeinde und der vorherrschenden Beschäftigung ihrer Bewohner nahm der Gott doch überall einen etwas andern Charakter an. In einer Handelsstadt wurde er mehr als Gewinnbringer und Herrscher über die See verehrt, in einem ländlichen Hirtenstamme mehr als Schützer der Herden; hier betonte man vorzugsweise seine Heilkunde, dort seine weissagende Kraft, dort seine unbezwingliche Kühnheit. So wurde er in jedem Staat ein anderer, während er doch im Grunde immer der gleiche war.

Am besten wird man dies verstehen, wenn man sich dabei an den Heiligenkultus der katholischen Kirche erinnert. Nach dem Dogma ist derjenige, welcher Gebete erfüllt, ausschliefslich Gott selbst; der Heilige dient nur als Fürsprecher, weil er durch die Fülle seiner guten Werke auf Berücksichtigung seiner Bitten rechnen kann. Sein Begriff und seine Wirksamkeit sind also eigentlich immer dieselben; Unterschiede können wohl quantitativ bestehen, insofern der eine vielleicht gröfsere Verdienste und daher auch gröfseren Einflufs besitzt, als der andere, aber nicht qualitativ nach der Art ihrer Thätigkeit. Trotzdem hat der Volksaberglaube den meisten von ihnen einen ganz bestimmten Wirkungskreis zugewiesen. Florian löscht die Feuersbrünste, Nicolaus rettet die Schiffe aus Sturmesnot; Lucia heilt die Augen, Antonius die Viehkrankheiten; Apollonia vertreibt das Zahnweh, Augustinus die Warzen; Cosmus und Damianus sind die Patrone der Ärzte, Crispinus der Schuster, Eligius der Schmiede. Und nicht viel anders ist es mit der Mutter Gottes. Dafs sie immer dieselbe Person ist, weifs theoretisch zwar jeder Katholik; praktisch aber schreibt er der Madonna von Lourdes doch andere Kräfte und Eigenschaften zu, als der von Kevelaer oder von Loreto.

Wenn dies schon in einer christlichen Gemeinschaft eintreten konnte, deren Dogma scharf formuliert und durch den Religionsunterricht den meisten eingeprägt ist, wie viel mehr mufste sich eine verwandte Entwickelung im griechischen Heidentum vollziehen, dessen Anschauungen nur durch den schwankenden Volksglauben bestimmt wurden. Indem jede Stadt dem Sonnengott einen abweichenden Mythus und Kultus zuteilte, indem aus der Allgemeinheit seines Wesens überall andere Seiten besonders hervorgehoben wurden, mufsten diese mannigfachen Formen der gleichen Gottheit den Gläubigen leicht zu verschiedenen Personen werden, umsomehr als sie in den meisten Städten auch unter verschiedenen Namen verehrt wurden.

Dieser Umstand dürfte sich auf folgende Weise erklären. Dafs Agamemnon und Amphiaraos Beinamen des Zeus sind, ganz von der gleichen Art wie Olympios oder Xenios, ist sicher beglaubigt. Ebenso werden auch bei den eigentlichen Sonnengöttern die überlieferten Benennungen nicht als Namen, sondern als Beinamen zu fassen sein, und soweit ihre Bedeutung sich noch erkennen läfst — denn viele gehen in eine so frühe Zeit der griechischen Sprachbildung zurück, dafs wir sie nicht mehr verstehen —, bestätigt sie diese Annahme. So heifst Pyrrhos der Goldhaarige, Neoptolemos der jugendliche Kämpfer, Peirithoos der schnelle Umläufer, Amphion der Umgänger, Iason der Heilungbringende, Diomedes der Himmelskundige, d. h. derjenige, welcher die Pfade des Himmels kennt, Philoktetes der Freude am Besitz hat, d. h. der Gott als Hüter und Spender des Reichtums, Herakles der Heraberühmte, d. h. derjenige, welcher durch seinen Sieg über die Nachtgöttin Ruhm erworben hat. Ganz ähnlich bei der Göttin: Artemis bedeutet die Schlächterin, Hekate die Ferne oder die Ferntreffende, Medea die Kundige, Kalypso die Verbergerin, Penthesileia die Klagenreiche. Diese wenigen Beispiele mögen zur Charakteristik der ganzen Art genügen. Wenn aber jene Beinamen regelmäfsig den wirklichen Namen verdrängt haben, so wird der Grund in dem schon erwähnten Aberglauben liegen, dafs, wer einen Dämon bei seinem richtigen Namen rufe, zwingende Gewalt über ihn gewinne. Denn jede griechische Stadt war von feindlichen Staaten umgeben und lebte in steter Furcht, dafs diese ihr die Hilfe ihrer Gottheiten entziehen und gegen sie selbst ausbeuten könnten. In naiver Vorsicht hatte man daher viele altertümliche Fetische an Ketten gelegt, damit sie sich nicht durch Schmeicheleien und Versprechungen der Feinde aus der Stadt locken liefsen. Um dies zu vermeiden, mufste man aber auch den Namen der Gottheiten, auf deren Beistand man besonderen Wert legte, sorgsam geheim halten; bei dem Sonnengott und der Mondgöttin, welche damals des eifrigsten Kultus genossen, war er meist wohl nur den Priestern bekannt und geriet selbst unter diesen oft in Vergessenheit, weil auch sie sich hüteten, ihn unnützlich zu führen. Da man trotzdem eine allgemein verständliche Bezeichnung für den Gott brauchte, nannte man ihn mit einem Beinamen, der von irgend einer seiner Kräfte oder Eigenschaften hergeleitet war und in jeder Stadt anders gewählt wurde; und dieser trat dann ganz an die Stelle des echten Namens, den aufser einzelnen Priestern oder Zauberern keiner mehr kannte.

Also Hermes, Apollon, Herakles sollen ursprünglich nicht dem ganzen Griechenvolke gehört haben, ja nicht einmal einem ganzen griechischen Stamme, wie es Dorer oder Ionier waren, sondern nur einem unbedeutenden Städtchen, dessen Namen wir vielleicht nicht einmal wissen, weil es vor aller überlieferten Geschichte untergegangen ist? Wie ist es da denkbar, dafs diese Götter in historischer Zeit verehrt wurden, soweit die griechische Zunge klang? Als Antwort sei darauf verwiesen, dafs auch die Madonna von Lourdes zuerst in einem ärmlichen Neste aufgetreten ist und doch ihren Kultus nicht nur über ganz Frankreich, sondern auch weit über die Grenzen des Landes ausgebreitet hat. Im Altertum hat sich Ähnliches oft genug auch im vollen Lichte der historischen Überlieferung zugetragen. Isis war eine rein ägyptische Gottheit und gehörte anfangs nicht einmal dem ganzen Nillande an, sondern nur einem einzelnen Gau desselben; trotzdem findet sie sich in der römischen Kaiserzeit im ganzen weiten Reiche bis nach Spanien und Britannien hin verehrt. Wenn also irgend eine lokale Form des Sonnengottes in ihrer Heimat den Ruf aufsergewöhnlicher Heilskraft gewann, so konnten sich sehr leicht die Nachbarstaaten veranlafst sehen, dieser besonderen Form auch ihrerseits einen Kultus zu weihen, und war das Glück gut, so verbreitete er sich weiter und weiter. Hatte doch fast jedes Landesunglück, bei dem die alten Götter nicht helfen wollten, in den antiken Staaten die Folge, dafs man zu ihrer Unterstützung neue von auswärts herbeirief und diesen dann auch für die Folgezeit eine dauernde Verehrung widmete. So konnte jede Seuche, jeder Krieg, jeder Aufruhr, jeder regenlose Sommer den Götterkreis einer Gemeinde durch fremde Elemente erweitern.

Auf diese Weise drangen in jeder griechischen Stadt mehrere Sonnengötter zur Anerkennung durch. Ihre Kulte traten in Konkurrenz, und meist gelang es dem fremden, der den Reiz der Neuheit für sich hatte, den einheimischen zurückzudrängen. Die Form des Gottes, der man in der Väter Zeit gehuldigt hatte, behielt zwar die alten Feste und Opfer, weil man an dem Hergebrachten nicht zu rütteln wagte, aber oft genug wurden sie zur wenig beachteten Antiquität, während der begeisterte Glaube des Volkes sich an den neuen Eindringling heftete und ihn zur eigentlichen Hauptgottheit erhob. Dieser Streit der Sonnengötter hat auch im Mythus seine Spuren zurückgelassen. Odysseus raubt dem Helios, Hermes dem Apollon die Herden seiner Opfertiere, Herakles will sich mit Gewalt des delphischen Dreifufses bemächtigen, und oft erscheinen in der vermenschlichten Göttersage Wesen von ganz gleicher Bedeutung als feindliche Mächte. Odysseus streitet, wie mit Helios, so auch mit Philoktet, Aias und Achill; dieser bekämpft Telephos und Memnon, den Sohn der Morgenröte; Hera ist die erbitterte Feindin der Leto, der Io, der Alkmene und ihrer sonstigen Nebenbuhlerinnen, die in Wirklichkeit alle nur ihre Doppelgängerinnen sind. Man empfand mit frommer Scheu, dafs der eine Gott hinter dem andern zurückgesetzt wurde, und malte sich seinen Zorn mit lebhaften Farben aus, aber, was sehr charakteristisch ist, in der Regel ergriff man Partei für den neuen und machte denjenigen, der thatsächlich die

älteren Rechte besafs, im Mythus zum Eindringling. Übrigens stiftete man auch oft Versöhnung zwischen den Konkurrenten und liefs sie, nachdem sie den ersten Groll überwunden hatten, als treue Brüder und Genossen zusammenwirken. Auch dies entsprach insofern den Verhältnissen des Gottesdienstes, als man sehr oft Apollon, Hermes, Herakles und andere gleichbedeutende Gottheiten paarweise zusammenstellte und ihnen einen gemeinsamen Kultus widmete. Dies ist auch der Grund gewesen, warum im vermenschlichten Göttermythus so oft zwei Sonnengötter als Zwillinge oder engverbundene Freunde auftreten. Wie Hermes neben Apoll, so stehen Zethos neben Amphion, Teukros neben Aias, Patroklos neben Achill, Peirithoos neben Theseus, Philoktetes und Iolaos neben Herakles.

Und man begnügte sich nicht, mehrere Sonnengötter, deren Identität schon vergessen war, in derselben Stadt zu verehren, sondern ging in der Teilung noch weiter. Auch wo der Gott sich durch die Gleichheit des Namens noch als dieselbe Person kundgab, sonderte man seine einzelnen Eigenschaften und Thätigkeiten und errichtete jeder derselben Heiligtümer. Apollon wurde als Patroos verehrt, insofern er über den Familien und Geschlechtern waltete, als Nomios, insofern er die Herden schützte, als Delphinios, insofern er das Meer beherrschte, und so giebt es von ihm noch unzählige Beinamen, von denen jeder eine andere Seite seines Wesens ausdrückte und jeder mit einem besonderen Kult verbunden war. Darum vergafs man zwar nicht ganz, dafs man es immer mit demselben Apollon zu thun hatte, der als Allgott jedem Begehren Erfüllung winken konnte; aber wenn in einer Stadt ein Patroos und ein Delphinios nebeneinander thronten, wird derjenige, der zu Schiffe gehen wollte, seine Gelübde doch gewifs nicht dem Patroos dargebracht haben, sondern jede Form des Gottes wurde für die ihr eigene Thätigkeit in Anspruch genommen. So konnten sich einzelne Seiten der allgemeinen Gottesgewalt im Laufe der Zeit mehr und mehr spezialisieren und endlich ganz den Charakter von Sondergöttern annehmen, bei denen sowohl der Begriff der Sonne wie der des Allgottes völlig verloren ging.

Auch hierfür sei ein charakteristisches Beispiel angeführt. In mehreren griechischen Städten wurde Apollon mit dem Beinamen Paion verehrt, d. h. einfach das religiöse Lied oder der Hymnus. Die Sonne erscheint also in diesem Falle als Sangesgott, wie wir sie schon in der Form des Orpheus und des Amphion kennen gelernt haben. Nun hat aber das religiöse Lied nicht nur den Zweck, zum Preise der Götter zu dienen, sondern man heilte auch Wunden und Krankheiten durch Zauberlieder, wie man es noch heute durch Besprechungen thut. Der Apollon Paion gewann dadurch den Charakter eines Heilgottes, und da man die göttliche Macht am inbrünstigsten anruft, wenn man in Not ist, wurde diese Seite seines Wesens die vorherrschende. Nun begegnet uns bei Homer ein Paion, der weder mit der Sonne noch mit dem Gesang irgend etwas zu schaffen hat, sondern einfach der Arzt der Götter ist. Die Entstehung dieser Gottheit müssen wir uns folgendermafsen denken: wie das Wort Apollon selbst ursprünglich ein Beiname der Sonne

war, der später verselbständigt wurde, so wiederholte sich Entsprechendes bei Paion. Aus dem Apollon Paion wurde ein Paion schlechthin, und bei diesem blieb von den Eigenschaften des Sangesgottes nur noch die ärztliche Kraft lebendig.

Hiermit kommen wir auf einen Gegenstand, der ebenso schwierig, wie für das Verständnis des griechischen Glaubens wichtig ist, die Frage, wie die reinen Abstraktionsgötter entstanden sind. Hebe, die Jugendkraft, Nike, der Sieg, Eirene, der Friede, Plutos, der Reichtum, Eris, der Streit, Eros, die Liebe, bedeuten nichts anderes als den Begriff, der durch das betreffende abstrakte Wort ausgedrückt wird; trotzdem werden sie als lebendige Personen gedacht und angebetet. Wir, die wir einer rein geistigen Auffassung des Göttlichen gewohnt sind, begreifen Gestalten dieser Art am leichtesten. Versetzen wir uns aber in ein naives Zeitalter zurück, dessen religiöse Anschauungen durchaus von dem sinnlich Wahrnehmbaren ausgingen, so werden wir verstehen, dafs es ihm viel näher liegen mufste, sich einen Baum, einen Flufs, die Sonne oder auch den Himmel als Ganzes von einem lebenden Wesen beseelt zu denken, als Liebe oder Streit. Die Bildung eines solchen Abstraktionsgottes kann man sich doch nur auf diese Weise vorstellen: in jedem einzelnen Falle, wo geliebt oder gestritten wurde, mufste man einen bestimmten Dämon gegenwärtig glauben, der das Gefühl oder die Handlung erregte und leitete, um mit ihrem Ende wieder zu verschwinden. Die mannigfachen Seelen des Animismus lieben und streiten alle, aber sie thun daneben noch tausend andere Dinge, wie der Mensch, dem sie nachgebildet sind. Dagegen konnte ein Wesen von jener abstrakten Art eine volle Persönlichkeit, wie sie den Naturgeistern von den niedrigsten bis zu den höchsten eigen war, ursprünglich gar nicht besitzen, weil es ja nicht verschiedener Empfindungen und Schicksale fähig war, sondern all sein Handeln und Denken immer auf das gleiche Ziel hinauslaufen mufste, das in den gewählten Beispielen durch die Begriffe der Liebe und des Streites ausgedrückt ist. Die Menschenähnlichkeit, die bei den wirklich alten Dämonenbildungen notwendige Voraussetzung ist, mufste bei solchen Gottheiten gerade in ihrer frühesten und ursprünglichsten Gestalt ganz fehlen und hätte sich erst später auf Umwegen wieder einfinden können. Ich kann daher nicht glauben, dafs die reine Abstraktion der Ausgangspunkt einer religiösen Begriffsbildung gewesen sei, sondern meine vielmehr, dafs einzelne Seiten persönlicher Götter sich durch Spezialisierung und Lostrennung von dem Ganzen zu Abstraktionen verflüchtigt haben.

Neben dem Apollon Paion sind hierfür wohl die belehrendsten Beispiele Athene Nike (Sieg) und Athene Hygieia (Gesundheit). Doch ehe wir auf diese Sonderbildungen eingehen, wird es nötig sein, die Bedeutung der Athene im allgemeinen zu erörtern. Denn sie ist unter den grofsen Göttinnen eine der wenigen, die nicht in jene Zusammenfassung von Erde, Nacht und Mond aufgehen.

Sie erscheint als Helferin des Sonnengottes fast in allen seinen verschiedenen Formen, doch ihr eigener Mythenkreis ist immer sehr dürftig ge-

blieben. Den hervorstechendsten Zug darin bildet noch die Geschichte ihrer Geburt. Zeus leidet an heftigen Kopfschmerzen, und wie der Mensch annimmt, dafs Krankheiten durch einen Dämon hervorgerufen werden, der in seinem Leibe Wohnung genommen hat, so glaubt auch der Himmelsgott, in seinem Haupte müsse irgend ein unheimliches Wesen stecken. Er befiehlt daher dem Hephaistos, ihm mit seinem Hammer den Schädel zu spalten, damit der böse Geist seinen Ausgang finde. Es geschieht, und aus der Wunde springt Athene in voller Waffenrüstung und erhebt sogleich, ihren Speer schwingend, lautes Kriegsgeschrei. Die starke Göttin, die aus dem gespaltenen Haupte des kranken Himmels mit ihrem furchtbaren Speer hervorstürzt, ist natürlich der Blitz, ihr wilder Ruf der Donner. Dazu pafst es, dafs sie immer in die Ägis gehüllt erscheint, in der alle Mythologen mit erstaunlicher Übereinstimmung die Gewitterwolke erkennen. Doch ist damit der Inhalt ihres Begriffes noch nicht erschöpft. Denn sie ist ja nicht nur die unüberwindliche Kriegerin, sondern zugleich auch die friedliche Beschützerin des Handwerks und jeder Kunst und Wissenschaft. Diesen Zug ihres Wesens werden wir verstehen, wenn wir uns erinnern, dafs das älteste und ursprünglich einzige Handwerk die Schmiedekunst war, deren unentbehrliches Werkzeug das Feuer ist. Die Göttin stellt also die Flamme dar, die als zerstörender Blitz vom Himmel kommt, aber dann, auf den Herd verpflanzt, die gütige Helferin des Menschen wird. Denselben Begriff verkörpern freilich auch Hestia, die römische Vesta, und ins Männliche übersetzt Hephaistos und Daidalos. Aber nach demjenigen, was wir über die zahlreichen Gestalten von Sonne, Meer und Unterwelt schon gesagt haben, kann es nicht auffällig sein, wenn uns auch die Gottheit des Feuers in mehrfachen Ausprägungen begegnet. Überdies kommt Hestia bei Homer niemals vor, obgleich sie ohne Zweifel eine uralte Göttin ist. Die Erklärung dafür ist jedenfalls darin zu finden, dafs sie in den Teilen des hellenischen Volkes, die unser Epos ausgebildet haben, unter dem Namen der Athene verehrt wurde. Und wirklich erscheint diese bei ihm als Stadtschirmerin Troias, eine Stellung, die sonst der Hestia als Göttin des Stadtherdes zukommen würde. Der Name Athens ist also gleichbedeutend mit Hestiai, was ebenfalls als Stadtname vorkommt. Es ist der Plural des Götternamens und bezeichnet die Feuerherde, d. h. eine gröfsere Summe von Häusern, deren jedes natürlich sein heiliges Herdfeuer besafs.

Die Eule ist der Athene heilig, weil ihre Augen im Dunkeln wie Feuer leuchten, der Ölbaum, weil sein Fett die Flamme nährt. Eine ewige Lampe, mit Öl unterhalten, hing zu Athen im Tempel der Göttin; ursprünglich sollte sie wohl diese selbst darstellen. Wie Hestia ist auch Athene als Jungfrau gedacht, weil das Feuer kein Leben aus sich hervorbringt, sondern nur verzehrt. Trotzdem erscheint sie in einem Mythus als Mutter des Apollon, womit die feurige Natur der Sonne ausgedrückt werden soll. In dem gleichen Sinn ist auch Daidalos, der Doppelgänger des Hephaistos, zum Erzeuger des Sonnengottes gemacht. Denn über die Deutung seines Sohnes Ikaros, der geflügelt am Himmel aufsteigt, um dann einen frühen Tod in den Fluten zu finden,

kann kein Zweifel sein. Wie wir schon gesehen haben, erscheint übrigens Athene, auch wo sie nicht seine Mutter ist, doch immer als treue Gehilfin des Sonnengottes, für den das Feuer ja das wesentliche Mittel seiner Macht ist.

Wenden wir uns nun zu Nike und Hygieia zurück, so ist es zunächst leicht verständlich, dafs die Seele des unbezwinglichen Blitzes und der Flamme, mit der man die feindlichen Dörfer und Städte verheerte, auch zur Kriegsgöttin wird. In diesem Sinne konnte sie sehr passend den Beinamen Nikephoros (Siegbringerin) oder auch kurzweg Nike führen. Anderseits betrachtete man aber das Feuer auch als Mittel, um Seuchen abzuwenden; noch bei der letzten grofsen Choleraepidemie in Neapel trat dieser Glaube hervor, indem das Volk riesige Holzstöfse auf den Strafsen anzündete und damit die böse Luft zu reinigen meinte. Von dieser Anschauung aus konnte die Feuergöttin zur Göttin der Gesundheit werden. Da sie immer dem Sonnengotte zugesellt war, trat sie auch zu derjenigen Form desselben, die man unter dem Namen Asklepios verehrte, in enge Beziehungen. Als nun dieser sich vollständig zum Heilgott ausbildete, spezialisierte sich auch die ihm beigegebene Athene auf ihre Gesundheit bringende Kraft. Auf solche Art sind, wie ich glaube, Hygieia und Nike aus der Feuergöttin entwickelt worden.

Nemesis, die Vergeltung, erscheint als Mutter der Mondgöttin Helena, war also ursprünglich wohl eine Form der Nacht- und Unterweltsgöttin, deren Schrecken den Verbrecher trafen. Eros könnte aus einem Apollon Eros hervorgegangen sein; denn der Sonnengott gewährte ja den Menschen und Tieren Fruchtbarkeit und konnte daher auch als Erreger der Gefühle gelten, welche die Geschlechter zusammenführen. Doch dies ist nichts als eine Vermutung, auf die ich selbst keinen Wert lege; der Liebesgott läfst sich auch ohne sie begreifen. Denn bei der Entstehung jener Abstraktionsgötter bereitet nur der erste Schritt der Erklärung Schwierigkeiten; war er einmal gethan, so ergaben sich die weiteren von selbst. Wenn man bei Nike und Hygieia erst vergessen hatte, dafs sie Formen der Athene gewesen waren, und in ihnen nicht mehr die Feuergöttin, sondern nur Vertreterinnen des Sieges und der Gesundheit sah, konnte man nach dieser Analogie leicht auch andere Begriffe personifizieren, und ohne Zweifel hat man es gethan. Es wäre daher ganz fehlerhaft, wenn man j e d e n Abstraktionsgott an die grofsen Naturgeister, wie Sonne, Nacht und Feuer, anknüpfen wollte; nur die ältesten sind aus diesen hervorgegangen und haben dann das Vorbild für neue Gestalten dargeboten, die schon von Anfang an abstrakt gedacht waren.

Die Entstehung und erste Ausbildung des Sonnenglaubens hatte den Gottesbegriff in solcher Weise verallgemeinert und erweitert, dafs der Monotheismus nicht mehr ferne zu sein schien. Aber statt ihm im Fortschritte der Entwickelung näher zu kommen, hatte man den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und die Göttervielheit war noch bunter geworden als vorher. Zwar hatte sich die Zahl der kleinen Dämonen wohl etwas vermindert; dafür aber waren die einzelnen Namen und Thätigkeiten des Sonnengottes und seines weiblichen Gegenbildes wieder zu besonderen Göttern geworden, und ihnen

hatte sich eine Menge abstrakter Begriffe hinzugesellt, deren Beseelung dem primitiven Gedankenkreise des Animismus noch ferngelegen hatte. Die Hoheit jenes grofsen allgemeinen Götterpaares war eben der Masse des Volkes noch zu unnahbar gewesen; um ihnen innerlich näher treten zu können, hatte man die grofsen Götter verkleinert und so zu sich herabgezogen. Es ist dies eine sehr ähnliche Entwickelung, wie sie auch das Christentum in seinen ersten Jahrhunderten durchmachen sollte. Durch seinen einen allmächtigen Gott überwand es die Vielgötterei, kehrte aber dann mit seiner Anbetung der Märtyrer und Heiligen auf einen Standpunkt zurück, der im Prinzip zwar keine Vielgötterei mehr war, ihr praktisch aber zum Verwechseln ähnlich sah. So war auch bei den Griechen gegen die Reinheit des grofsen Gedankens, den sie von den Semiten mit solcher Begeisterung aufgenommen hatten, freilich eine starke Reaktion eingetreten; aber selbst im Zurücksinken blieb man hoch über den religiösen Ideen, in denen sich der Animismus bewegt hatte. Denn die Abstraktionsgötter waren doch geistige Wesen; sie repräsentierten den Gottesbegriff zwar in enger Beschränkung auf ein kleines Gebiet seiner Wirksamkeit, aber doch nicht mehr in der grob sinnlichen Auffassung, wie die Dämonen der Urzeit.

In diese Epoche der Reaktion fällt wahrscheinlich das Auftauchen eines Elements im religiösen Leben, das in Hellas nicht ursprünglich war, aber sich doch schon in sehr alter Zeit geltend machte. Ich meine dasjenige, was die Griechen Enthusiasmos nannten; im Deutschen besitzen wir dafür kein genau entsprechendes Wort, doch dürfte es sich noch am besten durch 'religiöse Besessenheit' übersetzen lassen.

Wie wir gesehen haben, erklärte der Animismus alle Krankheiten daraus, dafs ein fremder Geist in den Körper des Menschen eingefahren sei. Besessenheit ist also eigentlich auch Kopfschmerz, Leibschmerz und jedes Siechtum; in ganz besonderem Sinne aber gilt dies von den Geistesstörungen. Der Wahnsinnige entwickelt oft eine Körperkraft, die dem Gesunden nicht zu Gebote steht und wohl den Glauben erwecken kann, dafs ein Doppelwesen in ihm wirksam sei; er redet mit einer Stimme, wie man sie früher nicht an ihm zu hören gewohnt war; nicht selten behauptet er auch selbst, eine ganz andere Person zu sein, meist ein Wesen von höherer Macht und Gröfse, z. B. ein berühmter Verstorbener oder ein starker Dämon. Was Wunder, dafs man solchen Worten Glauben schenkt; können doch Seelen aller Art, da sie frei umherschweben, auch in fremde Leiber eingehen. Man meint daher, der Verrückte sei entweder von dem Gespenst eines Toten oder von einer Nymphe oder sonst von irgend einem Dämon besessen und dieser rede aus ihm. Viele Völker schreiben ihm daher weissagende Kraft zu und erweisen ihm grofse Achtung und Rücksicht, weil er die Behausung eines mächtigen Geistes geworden ist. Einen solchen Geist in sich zu erzeugen, vermag aber auch der Wahrsager und Zauberer, indem er sich künstlich in Ekstase versetzt. Denn diejenigen, welche dies Gewerbe ergreifen, sind meist Leute von sehr erregbarem Nervensystem, gleich den modernen Medien, und wie diese bei fortgesetzter Übung

immer schneller in den magnetischen Schlaf verfallen, so mufste sich auch in den gewerbsmäfsigen Zauberern die Fähigkeit steigern, Zustände der Verzückung bei sich selbst hervorzurufen. Diesem Zwecke dienten aufserdem mannigfache Kasteiungen durch Sonnenbrand, Hunger, Durst, Entziehung von Schlaf und geschlechtliche Enthaltsamkeit. Denn bald hatte man aus der Erfahrung gelernt, dafs überreizte Nerven und ein erschöpfter Leib am leichtesten für Visionen und ekstatische Eingebungen zugänglich machen. So entstand die Lehre, dafs Abtötung des Fleisches ein heiliges Werk sei und der Gottheit näher bringe. In der Blütezeit der antiken Welt ist sie fast verschwunden, um bei deren Niedergange wieder zu erwachen und endlich in der Askese des christlichen Mönchtums ihren höchsten Triumph zu feiern.

Jene ekstatischen Zustände, die bei den Medizinmännern und Schamanen der meisten wilden Stämme so bedeutsam hervortreten, werden im arischen Urvolke kaum ganz gefehlt haben, doch spielten sie, wie es scheint, eine ziemlich untergeordnete Rolle. Unsere Vorfahren hatten eben meist gesundere Nerven als Indianer und Neger, so dafs diese Form des Zauberspuks bei ihnen keine gar zu grofse Ausdehnung gewinnen konnte. Die älteste Wahrsagerei der Griechen, Römer und Germanen besteht nicht in einem verzückten Schauen der Zukunft, sondern in einer rein verstandesmäfsigen Thätigkeit. Man beobachtet den Vogelflug, den Blitz, das Rauschen heiliger Bäume; man wirft Lose und deutet die Zeichen, die auf ihnen eingegraben sind; man achtet auf die Bewegungen heiliger Tiere oder auf irgend welche Erscheinungen, die sich zufällig darbieten, wie Sternschnuppen, ein über den Weg laufendes Tier, ein plötzliches Niesen, einen Ruf, der uns zufällig entgegenschallt; vor allem legt man Träume aus, in denen die Gottheit am unmittelbarsten zum Menschen zu reden scheint. Alle diese Zeichen beurteilt man nach festen Regeln, deren Kenntnis zwar nicht allen gegeben ist, aber mehr durch Übung und Studium, als durch göttliche Eingebung erlangt wird. Besonders charakteristisch für die griechische Auffassung der Wahrsagekunst ist folgende Stelle des Homer, die den ältesten Teilen der Odyssee entnommen ist:

> Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
> Wenn man nicht etwa ihn braucht, weil nützliche Kunst er gelernt hat,
> Als Wahrsager, als Arzt der Krankheit, als Zimm'rer der Balken,
> Oder als göttlichen Sänger, der durch sein Lied uns erfreue.
> Diese laden die Menschen in allen Ländern der Erde;
> Aber den Bettler, der nur belästiget, lüde wohl niemand.

Hier redet man von dem Wahrsager ganz in derselben Weise, wie von dem Arzt, dem Sänger oder dem Handwerker: er ist kein heiliger, gotterfüllter Seher, sondern ein Mann, der durch Fleifs und Geschicklichkeit eine nützliche Kunst erlernt hat und deshalb überall brauchbar und willkommen ist. Jene religiöse Scheu, wie man sie dem Besessenen entgegenbringt, knüpft sich in keiner Weise an seine Person.

Am meisten Ekstatisches haben noch die Traumorakel, die in Griechenland uralt waren. Zwar gehören auch sie kaum der Zeit des Animismus an;

wohl aber dürften sie zugleich mit dem Kultus des semitischen Sonnengottes aufgekommen sein, da sie meist mit seinen Heiligtümern verbunden sind. Nachdem der Fragende sich gewissen Zeremonien unterworfen hat, legt er sich an geweihtem Ort, gewöhnlich in einer unterirdischen Höhle, zum Schlaf nieder und erhält dann seine Antwort durch einen Traum, den ihm später wohl die Priester auslegten. In diesem Falle riefen natürlich die einleitenden Weihen und die unheimliche Schlafstelle grofse Nervenerregung hervor, die in den Träumen zum Ausdruck gelangte. Aber diese wurden ja nicht als Besessenheit betrachtet, obgleich sie ihr thatsächlich nah verwandt waren, sondern als göttliche Gestalten, die an das Lager des Schlafenden traten. Unter den Begriff des Enthusiasmos, wie ihn die späteren Griechen fafsten, fielen sie also nicht; dieser scheint erst in einer relativ späten Periode von den benachbarten Thrakern übernommen zu sein.

Wie viel die Griechen von den höher gebildeten Völkern der Ägypter und Phöniker zu lernen verstanden, haben wir schon in anderem Zusammenhange dargelegt; in dieser Zeit der Reaktion finden wir sie als Schüler einer viel niedriger stehenden Rasse, aber auch dieses hat in der Religionsgeschichte sehr zahlreiche Analogien. Je weniger die Kultur eines Volkes entwickelt ist, desto fester glaubt es an Zauberei und alles, was damit zusammenhängt; und weil es daran glaubt, weifs es auch von den Wunderwirkungen seiner Hexenmeister viel zu erzählen und ruft dadurch den Glauben an deren übernatürliche Kräfte auch bei andern Völkern wach. Falls diese auf einer höheren Stufe stehen, wird bei ihnen das Zauberwesen eine geringere Ausdehnung besitzen, auch wenn sie ihm noch nicht ganz abgesagt haben. Sie sehen daher in ihren barbarischen Nachbarn viel gröfsere Künstler der Hexerei, als sie selbst besitzen, und empfinden vor ihnen abergläubische Scheu. Bei den Malaien und Hindus gelten die wilden Urbewohner der von ihnen eroberten Länder als Menschen von furchtbarer Zaubermacht, in Skandinavien die Finnen, in Finnland die Lappen, fast in ganz Europa die Zigeuner, die sich nicht einmal zu einem sefshaften Leben erhoben haben. Der Schotte traut seinem protestantischen Pfarrer keine übernatürlichen Kräfte zu, wohl aber dem katholischen Priester. So weifs die Unkultur auf dem Gebiete, das ihr recht eigentlich angehört, die höhere Kultur überall mit dem Scheine der Überlegenheit zu täuschen. Wie noch im Anfang unseres Jahrhunderts finnische Schwarzkünstler in die Lappmarken reisten, um von dort recht kräftige Zaubersprüche heimzubringen, so meinten wohl auch die Griechen, die sich mit solchem Spuk abgaben, von den Thrakern lernen zu können.

Dies läfst sich aus den Quellen zwar nicht mehr nachweisen; wohl aber hatte sich die Erinnerung erhalten, dafs die spätere Form des Dionysoskultus aus Thrakien entlehnt war. Zwar der Gott selbst war echt griechisch, oder, wenn man will, semitisch; er stellte wieder nur eine neue Ausgestaltung der Sonne dar, die sich in ihrem Mythus sehr nah mit Herakles und Asklepios berührte. Aber man setzte ihn dem thrakischen Sabazios gleich und übertrug dessen lärmende und barbarische Kultgebräuche auf die griechische Gottheit.

Wie das weibliche Geschlecht noch heute in jeder Art religiöser Thorheit die Führung zu übernehmen pflegt, so geschah es auch damals. Grofse Scharen nervös überreizter Frauenzimmer fühlten sich von dem Gotte besessen und durchtobten an seinen nächtlichen Festen Fackeln schwingend und ein wüstes Geheul ausstofsend Wälder und Gebirge. Die Tiere, welche man Dionysos darbrachte, wurden dabei mit blutigen Händen in Stücke zerrissen und das rohe Fleisch verschlungen; ja anfangs soll man auch menschliche Opfer in dieser scheufslichen Art hingeschlachtet haben. Dabei trug man unschädliche Schlangen in den Händen oder umgürtete sich mit ihnen, wahrscheinlich in der Meinung, dafs der Gott in ihre Leiber eingegangen sei; namentlich aber behaupteten die tobenden Priesterinnen, er wohne in ihnen selbst und begeistere sie zu ihrem verrückten Thun. Daher nannten sie sich Mänaden, d. h. die Wahnsinnigen; dies galt als Ehrenname, weil man ja alle Geistesstörungen auf die Einwirkung eines Dämons zurückführte, der in diesem Falle als Dionysos gedacht war. Natürlich schürte auch die Gabe des Gottes jene Begeisterung, d. h. die Weibsbilder waren nicht nur religiös erregt, sondern daneben auch tüchtig betrunken.

Dies ist die widerlichste Art des Gottesdienstes, der sich das Griechenvolk jemals hingegeben hat. Trotzdem mufs sie ihrer Zeit die Gemüter mächtig bewegt und für ein sehr heiliges Thun gegolten haben. Jedenfalls haben die Orgien des Dionysos im Kultus ihre dauernde Stelle behauptet, obgleich sie mit der Zeit etwas zahmer wurden und ihre häfslichen Bräuche mehr formell, als in ihrer ganzen abstofsenden Wirklichkeit zur Ausführung kamen. Auch sie blieben nur als Rudimente bestehen; die höher steigende Kultur zwang ihnen einen gewissen Anstand auf, hinter dem aber die wüste Roheit ihres Ursprungs immer erkennbar blieb.

Die Aufnahme des thrakischen Sabaziosdienstes bezeichnet in jener populären Reaktion gegen den reinen Sonnenglauben wohl den Höhepunkt. Das traurige Sinken der religiösen Anschauungen, das sich in dieser Barbarei verriet, rief wahrscheinlich bald die entgegengesetzte Reaktion hervor. Denn schon hatten die sittlichen Kräfte begonnen, sich stärker im griechischen Volke zu regen, und verlangten ihre Vertretung auch in der Religion. So strebte diese aufs neue höheren und geistigeren Lehren zu, die in dem Glauben der Homerischen Gedichte ihren Abschlufs fanden.

(Schlufs folgt)

CICEROS VILLEN

Von Otto Eduard Schmidt

Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.
Goethe

Eine Geschichte des römischen Villenbaues mufs erst noch geschrieben werden. Moderne Vorarbeiten dazu giebt es eigentlich nur über einige Villen der Kaiserzeit, von denen entweder genauere Schilderungen oder gar Ruinen auf uns gekommen sind. So hat man die Villen des jüngeren Plinius nach den Beschreibungen, die der Besitzer selbst davon gegeben hat, zu rekonstruieren gesucht, die Villa des Q. Voconius Pollio in Sassone di Marino hat Lanciani ausgegraben[1]), und eine interessante Untersuchung über die Riesenvilla Hadrians in Tivoli verdanken wir einem deutschen Archäologen.[2]) Über die Anfänge aber des römischen Villenbaues und über seine Entwickelung im Zeitalter der Republik habe ich keine Monographie finden können; auch die Handbücher der Architektur enthalten hierüber so gut wie nichts. Und doch tritt uns in der römischen Villeggiatur (*peregrinatio*[3]) eine der interessantesten Seiten des römischen Lebens überhaupt entgegen: die Vertreter der humanen Denk- und Empfindungsweise bei den Römern, die geistigen Erben eines Scipio Aemilianus und Laelius, die Mucius Scaevola, Crassus, Antonius, Catulus, Hortensius, Lucullus, Varro, kurz die ganze illustre Gesellschaft, in deren geistige und sittliche Sphäre uns die Ciceronischen Schriften und Briefe einführen, ist gar nicht denkbar ohne ihre Villen. Diese Männer sind so eng verknüpft mit ihren Landsitzen wie die Schnecke mit ihrem Hause. Ihre Beschaulichkeit, Empfindsamkeit, Mitteilsamkeit, ihr Geist und Witz, kurz ihre ganze Persönlichkeit entwickelt sich erst dann zur vollsten Blüte und wird erst dann über den unmittelbaren Pflichtenkreis hinaus produktiv, wenn sie losgelöst von der Bürde des geistlichen oder weltlichen Amtes, des senatorischen, richterlichen, anwaltlichen Berufes aus dem Toben und Getöse der unheimlichen Riesenstadt hinauseilen in die wonnigen Gefilde Italiens, in die Berge oder ans Meer. Deshalb sind bei der Geschichte des römischen Villenbaues nicht nur topographische und technische Fragen zu beantworten, sondern es mufs auch gezeigt werden,

[1]) Lanciani, La villa Castrimeniense (Marino) di Q. Voconio Pollione im Bullettino della Commiss. archeolog. comunale 1885.

[2]) H. Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli. Jahrb. des Archäol. Instituts, Ergänzungsheft III.

[3]) Cic. ad Att. II 4, 3.

aus welchem 'Milieu' des Lebens heraus sich die römische Villeggiatur erklärt. Ist sie, wie so vieles Römische, lediglich aus der Nachahmung griechischer Vorbilder entstanden, oder, wenn dies nicht der Fall ist, welche besonderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und welche geistigen Strömungen leisteten der auffallenden Einrichtung Vorschub? —

Hermann Winnefeld, der Verfasser eines kleinen Aufsatzes über 'Römische Villen der Kaiserzeit' (Preufs. Jahrb. 1898 S. 457 f.) ist geneigt, die römische Villa als eine ganz eigenartige Leistung der Römer hinzustellen. Er macht darauf aufmerksam (S. 458), dafs das griechische Wörterbuch keinen kurzen deckenden Ausdruck für den Begriff Villa kenne und fährt fort: 'Es kann nicht Schuld des Zufalls sein, dafs man in der griechischen Litteratur von reichen Landwohnungen der Vornehmen kaum je etwas erfährt, dafs sie nie als etwas um seiner der Natur oder Kunst verdankten Schönheit willen Rühmenswertes erscheinen, wie das in der römischen Litteratur in so weitem Umfange der Fall ist.' Das ist wohl im allgemeinen richtig, aber doch nicht ganz zutreffend. Denn schon im Peloponnesischen Kriege verlieren die vornehmen Athener mit grofsem Kummer ihre Landsitze, 'die schön waren durch Bauten und kostbares Hausgerät'[1]), und auch ein kurzer Ausdruck für einen so geschmückten Landsitz wird uns aus dieser Zeit in dem Worte *κηπίον* überliefert.[2]) Noch instruktiver ist eine Stelle aus Isokrates' Areopagiticus (Kap. 52), wo von der alten guten Zeit der Athener erzählt wird, die Wohnhäuser und das Hausgerät auf dem Lande sei schöner und köstlicher gewesen als Haus und Gerät in der Stadt, und viele Bürger wären nicht einmal zu den Festen in die Stadt hereingekommen, sondern hätten es vorgezogen auf ihren Landsitzen zu bleiben und diese zu geniefsen statt der öffentlichen Veranstaltungen. Man mufs auch an die Notiz des Marcellinus (*Βίος Θουκ.* 25; 47) erinnern, dafs Thucydides sein Geschichtswerk auf seinem Landgute in Skapte Hyle in Thracien unter einer Platane verfafst habe, ferner an den weitverzweigten, schattenspendenden, von einem kühlen Quell umrauschten Baum derselben Gattung, unter den Plato seinen Dialog Phädrus verlegt, ferner an die anmutige Schilderung, die Xenophon in der Anabasis (V 3, 7 f.) von der landschaftlichen Umgebung seines Landsitzes in Skillus in Elis entworfen hat; und wenn man nun vollends sich vergegenwärtigt, in wie enge Beziehung die alexandrinische Kultur zum Landleben trat, wenn man die landschaftlichen Schildereien der hellenistischen Reliefs betrachtet und erwägt, dafs Kanopus ein alexandrinisches Bajae gewesen sein mufs, so wird man wohl anerkennen müssen, dafs fast alle Elemente, die zum römischen Villenbau gehörten, schon in der griechischen Kultur vorhanden waren. Aber freilich der Geist, der diese

[1]) Thucyd. II 65: *καλὰ κτήματα κατὰ τὴν χώραν οἰκοδομίαις τε καὶ πολυτελέσι κατασκευαῖς ἀπολωλεκότες* . . .

[2]) Thucyd. II 62, 4: *ἢ οὐ κηπίον καὶ ἐγκαλλώπισμα πλούτου . . ὀλιγωρῆσαι.* Diese Stelle ist mit Bezug auf die vorige zu erklären. Man vergleiche auch Pollux Onomastikon Θ S. 361: *ἀπὸ δὲ κήπων κηπουρός, κηπουρεῖν καὶ κηπεύειν καὶ κηπεία* und die sich daran anschliefsende Bemerkung über die *παράδεισοι* in Griechenland.

Elemente zu einem Ganzen zusammenfügte und die Villa zu einem notwendigen Faktor des gesellschaftlichen, ja man kann sogar sagen, des staatlichen Lebens machte, den finden wir bei den Griechen nicht.

Das Landhaus der Griechen, insbesondere das Gartenhaus der Alexandriner, will unter dem Gesichtswinkel des reinen Idylls betrachtet werden, nicht so die Villa der Römer. Eine in ihrer guten Zeit so praktisch und staatsmännisch fühlende Gesellschaft wie die römische hätte niemals um der bloſsen Schönheit willen alle reizenderen Gestade Italiens und alle von Rom aus leicht erreichbaren anmutigen Höhen und Thäler mit kostspieligen Bauten bedeckt; vielmehr beweist der Umstand, daſs das Villenwesen bei den Römern eine solche Ausdehnung gewonnen hat und zu einem so bestimmenden Faktor des gesellschaftlichen Lebens ausgebildet wurde, daſs diese Einrichtung, wenn auch nicht ganz original auf römischem Boden erwachsen, so doch einem in den regierenden Kreisen ernsthaft empfundenen Bedürfnisse entgegenkam. Das Bedürfnis nach einer ausgebildeten Villeggiatur wurzelte aber, wie ich meine, in drei Gruppen von Ursachen, in wirtschaftlichen, sanitären und geistig-ästhetischen. Nur wenige Andeutungen darüber mögen genügen.

Der vornehme Römer besaſs nach der Satzung der Väter den gröſsten Teil seines Vermögens in ländlichem Grundbesitz. Die Güter einzelner Familien, manches von der Gröſse eines *saltus* (800 Joch), lagen oft in verschiedenen Teilen Italiens, eine Folge des Systems der Assignation.[1]) Demnach muſste ein guter Haushalter schon aus wirtschaftlichen Gründen einen Teil des Jahres fern von Rom auf seinen Gütern zubringen, um nach dem Rechten zu sehen, Verpachtungen vorzunehmen u. a. Eine behaglich eingerichtete Villa für den Herrn durfte auf so einem *saltus* nicht fehlen. Das Leben in Rom wurde immer teurer, namentlich für die, die eine zahlreiche Sklavenschaft besaſsen. Es war demnach ein wirtschaftlicher Vorteil, mehrere Haushaltungszentren auf dem Land zu besitzen, die wohl groſsenteils durch Naturalwirtschaft erhalten werden konnten und auch der Familie des Herrn billige und behagliche Unterkunft boten.[2])

Ferner sind die gesundheitlichen Gründe zu erwähnen, die zur Villeggiatur drängten. Rom war schon im Altertum während des Sommers eine ungesunde Stadt, es war aber auch schon im Zeitalter der Gracchen eine Groſsstadt voll Staub und Lärm, der man gern einmal den Rücken kehrte. Das Erholungsbedürfnis der vornehmen Kreise wurde aber insbesondere gesteigert durch die anstrengende Verwaltungsthätigkeit für die Provinzen des Weltreiches, durch heiſse politische Kämpfe im Senate, durch die Reden vor Gericht und in der Volksversammlung, durch kaufmännische Spekulation und gesellschaftliche Überanstrengung.

---

[1]) Varro, Rerum rustic. I 10. Die Geschichte des römischen Saltus, die mir viel älter zu sein scheint, als gewöhnlich angenommen wird, ist auch noch zu schreiben. Vgl. Cic. ad Att. II 4, 4: *Terentiae saltum perspeximus.*

[2]) Cicero an Terentia Ep. XIV 7, 3: *Fundo Arpinati bene poteris uti cum familia urbana, si annona carior fuerit.*

Drittens kommen geistige und ästhetische Momente in Betracht, vor allem die seit dem II. Punischen Kriege unter dem Einflusse griechischer Bildung rasch fortschreitende Individualisierung der vornehmen Gesellschaft. In Rom blieb auch der vornehmste der Knecht des Staates und des Herkommens. Das nivellierende Prinzip, das in der republikanischen Staatsform auch da lag, wo sie vorzugsweise einen aristokratischen Charakter hatte, trat an hundert Stellen dem stolzen Selbstbewufstsein der Persönlichkeit entgegen: in dem Schwarme anspruchsvoller Klienten, der den Vornehmen umgab, in der Demütigung vor der infima plebs beim Stimmenfang zur Amtskarriere, in der Beschränkung des Wagenverkehrs in der Stadt, in den Satzungen der Baupolizei. Demgegenüber brauchte die erwachte Persönlichkeit einen Ort, wo sie im Genusse ihrer selbst den Tagesstunden ihre Bestimmung anwies, den Regungen des eigenen Genius lauschte, die Umgebung im engeren und weiteren Sinne in Harmonie mit dem Geschmacke und den Bedürfnissen des Individuums gestaltete.[1])

Die Anforderungen, die ein Römer im Zeitalter Sullas und Caesars in ästhetischer Hinsicht an seine Umgebung stellte, waren im allgemeinen höher als die unsrigen. Selbst ein so philosophischer Geist wie Cicero huldigt einer Empfindlichkeit gegen jede unzarte Berührung, die das bei uns übliche Mafs übersteigt. Wenn wir das rasch steigende und fallende Thermometer seiner Stimmungen in den Briefen studieren, so begreifen wir oft kaum, was ihn eigentlich verletzt, so gering ist der Anlafs. Uns hat der preufsische Drill und der kategorische Imperativ Kants Herz und Sinne gehärtet. Um die Weichheit der Gefühle Ciceros auch nur zu ahnen, müfsten wir uns in die Tage des jungen Goethe oder Jean Pauls zurückstimmen, um aber die ästhetischen Anstöfse dieser human gebildeten römischen Gesellschaft zu würdigen, der ein unrhythmischer Satz, eine falsche Wortstellung das Ohr ärger verletzte, als uns der grimmigste Fluch, müfsten wir gar bei den Precieusen im Zeitalter Ludwigs XIV. Einkehr halten. Vermutlich war das Auge und der Geruchsinn[2]) dieser human-precieusen Gesellschaft ebenso empfindlich wie das Ohr, von dem es uns ausdrücklich bezeugt ist. Deshalb konnte sie sich in Rom nie recht wohl fühlen: sie bedurfte der Villen, um sich auszuleben.[3]) Die Nachbarschaft gleich gestellter und gleich gestimmter Seelen wurde dabei nicht als eine Fessel empfunden, sondern als ein Reiz zum feinen Genusse des Daseins. Auch mit der Natur des Waldes, der Wiese, des Meeres trat man in stimmungsvolle Beziehung.

Der erste Römer, der nicht nur des Nutzens wegen sein Gut bewirtschaftete, sondern um seiner Persönlichkeit willen der Hauptstadt den Rücken kehrte, um auf dem Lande zu hausen, war, wie es scheint, der ältere Scipio

---

[1]) Cic. ad Att. IX 9, 1; Ep. VII 1: *ad arbitrium tuum* . . .

[2]) Plin., Ep. II 17, 17: *Ante cryptoporticum xystus violis odoratus*; vgl. Seneca, Controv. X 9.

[3]) Ad Att. I 6, 2.

Africanus.[1]) In ihm waren alle Bedingungen zu einer Villeggiatur vorhanden, die dem späteren Sinne dieses Begriffes nahekommt: der grofse Grundbesitz der Familie, die tiefe Bildung, die der Anerkennung der Menge nicht bedarf, um glücklich zu sein, das halb prophetische, halb königliche Wesen, das bei der extrem republikanisch gesinnten Mehrheit seiner Standesgenossen in Rom unaufhörlich anstiefs, auf dem Lande aber in behaglicher Selbstbespiegelung, in philosophischen Studien und in selbstgewählter Gesellschaft[2]), ja auch in beliebiger Handhabung des Bauwesens sich frei gehaben durfte. Er entwich an das verhältnismäfsig reizlose Gestade von Liternum in Campanien. Eine Beschreibung seiner dortigen Villa hat uns der für ihn schwärmende Seneca im 86. Briefe hinterlassen: 'Ich habe die Villa gesehen, sie war aus Quadersteinen erbaut, eine Mauer lief rings um den Garten, auf beiden Seiten mit Türmen bewehrt, die Cisterne war durch Mauerwerk und Grün versteckt, aber grofs genug, ein ganzes Heer zu tränken, das Dach ärmlich, der Fufsboden einfach; das Bad war eng und finster; statt breiter Fenster, die dem Sonnenlichte vollen Zugang liefsen und die Aussicht über Land und Meer eröffneten, gab es nur schmale Mauerlöcher, die die Anlage notdürftig erhellten.' Bei der Festigkeit der Anlage war natürlich die Sorge vor den Seeräubern mit wirksam gewesen. Das hindert aber nicht, dafs im Innern bei aller Einfachheit doch manches den feinen Geschmack des griechisch gebildeten ersten Besitzers verriet, was dann im Laufe der Zeit, während schlichte Landleute den Bau bewohnten (§ 14), verschwunden war. —

Die Anforderungen, die ein vornehmer Römer an seinen Landsitz stellte, steigerten sich nach den glücklichen Kriegen im Osten, nach der Plünderung von Karthago und Korinth und nach der Beerbung der Attaliden ziemlich rasch. Bei der Anlage von Landhäusern traten den rein wirtschaftlichen Rücksichten die auf Behaglichkeit und Schönheit zur Seite: neben der villa rustica bildete sich die villa urbana aus, das Landhaus mit städtischem Komfort.[3]) Es ist eine irreführende Angabe Winnefelds (a. a. O. S. 459), wenn er sagt, dafs die Landwohnungen der Vornehmen erst in der Litteratur der Kaiserzeit als etwas um ihrer Schönheit willen Rühmenswertes erscheinen, dafs vorher ein fester Typus dafür noch nicht ausgebildet gewesen sei. Die folgende Abhandlung wird einfach durch den vorgelegten Stoff den Beweis führen, dafs dieser Typus, im wesentlichen derselbe, den die bekannten Villen des Plinius

---

[1]) Der Begriff der Villa als des nutzbringenden Landgutes ist natürlich viel älter. Cicero wendet ihn z. B. bereits auf das Landhaus des M. Curius Dentatus an, vgl. Cato Maior 55.

[2]) Vgl. die schöne Schilderung bei Cicero De orat. II 22, wenngleich sie sich auf den jüngeren Scipio und Laelius bezieht: *Laelium semper fere cum Scipione solitum rusticari eosque incredibiliter repuerascere esse solitos, cum rus ex urbe tamquam e vinclis evolavissent. Non audeo dicere de talibus viris, sed tamen ita solet narrare Scaevola, conchas eos et umbilicos ad Caietam et ad Laurentum legere consuesse et ad omnem animi remissionem ludumque descendere.*

[3]) Varro, Rer. rustic. I 13, 6 f. Cic. ad Q. III 1, 6: *urbanam expolitionem.*

zeigen, schon fertig war, als Sulla starb, und dafs das römische Villenleben seine schönste, wenn auch nicht prunkvollste Blüte entfaltete in den letzten Jahrzehnten der römischen Republik, so lange es noch eine regierende Gesellschaft in Rom gab. Die Kaiserzeit verfeinerte und vergröfserte die überkommenen Formen, aber der Geist, der sie geschaffen hatte, erstarb schon im Zeitalter der Julier und Claudier. Die Riesenvilla des Hadrian zu Tivoli zeigt keine einzige neue Idee, sondern ist nur eine mit unbeschränkten Mitteln inscenierte theatralische Aufblähung des überlieferten Schemas, die sich zu einer der Villen Ciceros verhält wie der hohle Prunk der 'Reise um die Welt in achtzig Tagen' zu dem geistsprühenden Dialog der 'Minna von Barnhelm.' —

Wenn im folgenden nicht mehr von den Villen der republikanischen Zeit im allgemeinen die Rede sein wird, sondern nur noch von den Villen Ciceros, so ist die darin liegende Beschränkung des Stoffes nicht so grofs, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn während wir von den Villen anderer vornehmer Römer der Republik meist nichts Genaueres erfahren können, als den Namen der Ortschaft, auf deren Flur sie lagen, enthalten die Schriften und Briefe Ciceros ein zwar sehr zerstreutes, aber doch kombinationsfähiges Material, um uns einen Begriff von der Anlage seiner Villen zu machen. Nur von diesen läfst sich einigermafsen erkennen, aus welchen Gründen sie erworben, mit welchen Mitteln sie verschönert, in welcher Weise sie benutzt wurden, was ihr Besitzer auf ihnen betrieb und erlebte, in welchem inneren Verhältnis er zu ihnen stand. Deshalb besteht das wesentlichste Stück einer Geschichte der älteren Villeggiatur darin, dafs wir Ciceros Villen vor unserem inneren Auge wieder aufzubauen versuchen. Von diesen ist eigentlich nur das Tusculanum litterarisch behandelt worden, über die anderen Villen giebt es nur verstreute Bemerkungen bei den Archäologen. Der den gesamten Villen Ciceros gewidmete Abschnitt Drumanns (VI 387 f.) ist voll von den gröbsten Fehlern[1]); zuverlässiger ist die Übersicht am Schlusse der Brücknerschen Biographie Ciceros. Doch fehlt es auch hier an jeder lebendigen Vorstellung von der Landschaft. Deshalb erachtete es der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes nicht nur für reizvoll, sondern auch für notwendig, gelegentlich einer zweimonatlichen Studienreise durch Italien, bei der er sich der gütigen Unterstützung des sächsischen Kultusministeriums und der König-Johann-Stiftung dankbarst zu erfreuen hatte, alle die Gegenden aufzusuchen, in denen Cicero Landhäuser besafs, und deren Lage und Umgebung nach Möglichkeit kennen zu lernen.

[1]) Was z. B. über die Erwerbung des Cumanum und Puteolanum (S. 392 f.) gesagt wird, ist in sich widerspruchsvoll und konfus und stimmt vor allem nicht mit den citierten Quellenstellen. Welche Anschauung Drumann aber von Italien besafs, ergiebt sich aus S. 391: 'Nur noch ein Castell und ein Turm, Porto, Torre d'Anzo, erinnert jetzt durch seine Namen an Antium.' Ist doch Antium bis auf den heutigen Tag ein blühendes Seestädtchen, bei der 'Torre d'Anzo' hat dem Verfasser wohl die Torre d'Astura vorgeschwebt!

I. DAS ARPINAS

> Ich gehe meinen alten Gang
> Meine liebe Wiese lang,
> Tauche mich in die Sonne früh,
> Bad' ab im Monde des Tages Müh'.
> Goethe

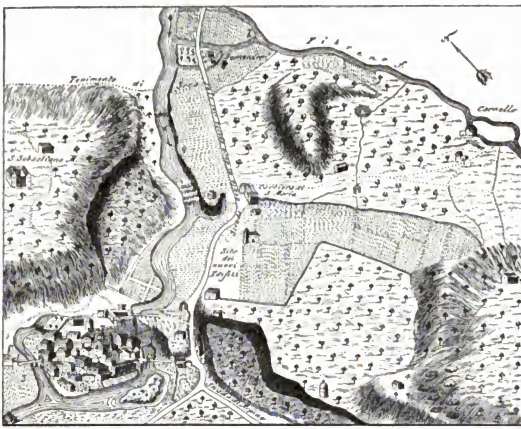
Die älteste und wirtschaftlich wichtigste Besitzung Ciceros war ohne Zweifel sein Arpinas, der Ort seiner Geburt, die Stätte seiner Kindheit.[1] Es ist gewifs kein Zufall, dafs uns in seinen Schriften von keiner seiner Villen soviel Räumliches überliefert wird wie von dieser: die Eindrücke aus der Kindheit haften am festesten und geben sich am leichtesten nach aufsen kund. Trotzdem ist in der Beantwortung der Frage, wo das Arpinas gelegen habe, bis heute keine Einigung erzielt worden. Das kommt daher, dafs von fast allen, die über die Frage geschrieben haben, zwei Dinge miteinander vermengt worden sind, die man scharf auseinanderhalten mufs: Ciceros Vaterhaus und der Platz, an den er das zweite Gespräch 'Über die Gesetze' verlegt.[2]

Deshalb lege ich noch einmal die Akten vor, nachdem ich einige Angaben über das Gelände vorausgeschickt habe. Im Norden der alten Stadtflur von Arpinum, zwischen den Städten Sora und Isola (del Liri) durchfliefst der Liris

[1] De leg. agr. III 8: *meus paternus avitusque fundus Arpinas.* De leg. II 3: .. *Haec est mea et huius fratris mei germana patria: hic enim orti stirpe antiquissima sumus; hic sacra, hic genus, hic maiorum multa vestigia .. Qua re inest nescio quid et latet in animo ac sensu meo, quo me plus hic locus fortasse delectet, si quidem etiam ille sapientissimus vir, Ithacam ut videret, immortalitatem scribitur repudiasse.*

[2] Die ältere, der Wahrheit nahe kommende Tradition liegt in Baronius' Annales ecclesiastici (vgl. das unten citierte Buch von Pistilli S. 72) vor: *Dicendum de nobili Monasterio* (San Domenico) *hoc anno* (1030) *erecto in Sorano illo ipso loco, ubi Fibrenus influit in Lirim, illustrato olim incunabulis Ciceronis.* Das ist die Tradition der Renaissance aus besonders berufenem Munde, denn Baronius war im nahen Sora (s. u.) 1538 geboren. Väter der Konfusion wurden die Italiener des XVII. Jahrh. und nach ihnen Pistilli, der in seinem 1798 veröffentlichten Buche 'Descrizione storico-filologica delle antiche e moderne città e castelli esistenti accosto i fiumi Liri e Fibreno' die Ansicht verficht, Ciceros Geburtshaus habe auf der Insel Carnello gelegen, aufserdem aber habe er eine von ihm selbst erbaute Villa auf der Stelle von San Domenico besessen. Von deutschen Gelehrten hat der preufsische Gesandtschaftsprediger in Rom H. Abeken, später der Gehilfe Bismarcks, die Frage in einem Anhange zu dem bekannten Buche seines Onkels R. Abeken 'Cicero in seinen Briefen' S. 431—434 behandelt und hat zwar das Mündungsdelta des Fibrenus richtig als Ciceros Wiege erkannt, aber in diesem Zusammenhange auch die Fibrenusinsel Carnello in einer Weise erwähnt, dafs diejenigen seiner Leser, die die Gegend nicht durch Autopsie kannten, sich entweder keine bestimmte Ansicht über die Lage des Arpinas bildeten (wie z. B. Brückner, Leben des M. Tullius Cicero S. 38) oder der oben genannten Konfusion anheimfielen. Auch Mommsen, der sonst in den herrlichen Einleitungen zu den Inschriften der unteritalischen Städte eine Menge topographischer Fragen mit sicherer Hand entscheidet, hat gerade diese Frage nicht gefördert, indem er erst Isola di Sora (*sive* del Liri) als Standort der Villa Ciceros nennt, dann aber zweifelnd die Ansicht des Arztes Nicolucci aus Isola erwähnt, der San Domenico auf den Fundamenten dieser Villa errichtet sein läfst. Die irrige Angabe Mommsens, dafs das Arpinas in Isola del Liri gelegen habe, hat dann Julius Jung in Iwan Müllers Handbuch d. klass. Altertumswiss. III 3 S. 38 wiederholt.

in vielen Krümmungen eine ziemlich breite wie ein Garten angebaute Ebene; auf dem Westufer weichen die Berge 1—2 km, auf dem Ostufer bis zu 5 km vom Flusse zurück. Deshalb gehen hier Strafse und Bahn auf dem linken Ufer einander parallel in schnurgerader Richtung von Sora bis zur Einmündung des Fibrenus in den Liris, dann biegt die Strafse stumpfwinkelig um und geht wieder schnurgerade bis Isola. Der zwischen Sora und Isola sich ausbreitende Thalkessel ist im Süden begrenzt durch den wasserreichen Fibrenus, der im Lago della Posta entspringt und in westwärts gerichtetem Laufe eilig dem Liris zustrebt; dabei bildet er die kleine Insel Carnello und erreicht den Liris in mehreren Armen. Nicht alle die Verzweigungen des Fibrenus, die die



Situationsplan des Liris- und Fibrenusthales nach Pistilli. Links unten das Städtchen Isola del Liri, von zwei Armen des Liris umflossen

neueste Generalstabskarte angiebt, sind antiken Ursprungs: die Anlage grofser Papierfabriken in unserem Jahrhundert hat manches verändert, deshalb ist die dem oben citierten Pistillischen Buche beigegebene Skizze der Gegend vom Jahre 1798 von grofsem Werte: sie ist hier reproduziert nach einer mir von H. Prof. Mariani in Neapel gütigst überlassenen Federzeichnung. Daraus ergiebt sich, dafs die beiden nördlichsten wasserreichen Arme als die wichtigsten und ursprünglichsten Mündungen des Fibrenus anzusehen sind. Sie umschliefsen ein über 500 m langes, etwa 300 m breites Delta, das durch die neue, 1795 eröffnete Strafse in zwei Teile zerschnitten wird; der östliche Teil ist jetzt von einer Baumpflanzung bedeckt, der westliche trägt die Papierfabrik der H. Courrier und Reichlin und eine kleine Mühle. Südlich von diesem Delta liegt ein

kleineres, durch einen dritten, schmäleren Fibrenusarm gebildetes. Auf der Osthälfte dieses kleineren Deltas liegt das stille Kloster San Domenico mit seiner schlichten Kirche und dem lieblichen Klostergarten. Endlich sind noch die Reste einer antiken Brücke (Ponte Mormone) zu erwähnen, die im Garten des H. Courrier nahe der Einmündung des südlichen Hauptarmes des Fibrenus über den Liris führte; sie hat uns die Richtung einer antiken Strafse erhalten, die fast rechtwinkelig zu der alten, im Winkel von 38° zu der neuen, von Isola nach Sora führenden Strafse vom rechten Lirisufer herüber, also aus der Richtung von Casamari, dem Geburtsorte des C. Marius, auf das gröfsere Fibrenusdelta und dann wohl weiter am Fibrenus aufwärts nach Carnello leitete. — Um in diesem Gelände den Ort der Villa Ciceros zu bestimmen, ist von einigen Stellen der Bücher 'Über die Gesetze' auszugehen, die den Inhalt mehrerer Gespräche wiedergeben, die Cicero mit Atticus und seinem Bruder Quintus auf dem arpinatischen Landgute und in seiner Umgebung abgehalten haben will. Der Anfang des ersten Buches zeigt uns, dafs die Freunde aus der Villa aufgebrochen[1]) sind und den 'Hain des Marius' mit der 'Mariuseiche' aufgesucht haben, aus der der Sage nach einst ein Adler aufstieg, während der junge Marius darunter weilte, seine künftige Gröfse verkündend.[2])

Die Örtlichkeit war Cicero wohl vertraut und von ihm in seinem Jugendepos 'Marius' besungen. Da nun der Hain des Marius in der Nähe von Casamari gesucht werden mufs, so haben die Freunde offenbar die Brücke überschritten, deren Reste oben erwähnt worden sind, und befinden sich auf dem rechten Ufer des Liris. Von da aus aber kehren sie wieder ans Gestade des Flusses zurück und gehen 'am grünen, schattigen Ufer unter den schlanken Pappeln hin und her'.[3]) Mit Beginn des zweiten Buches aber wird der Ort des Gespräches von dem Gelände, wo der Fibrenus in den Liris mündet, auf die 'im Fibrenus gelegene Insel' verlegt[4]), also nach der Insel Carnello, die etwa 2 km von der Mündung aufwärts liegt. Mit dieser sicheren Annahme stimmt es überein, dafs die Sprechenden erst nach längerer Unterhaltung (II 6)

---

[1]) Es ist ein verbreiteter Irrtum (vgl. Aly, Cicero S. 3), dafs Cicero und seine Gäste damals von der Burg von Arpinum 'den steilen Berg hinter der Stadt hinabsteigen und durch Eichenhaine bis an den Fibrenus wandeln'. Quelle des Irrtums ist A b e k e n a. a. O. S. 433. Bei Abeken findet sich auch der auffallende Fehler, dafs der Fibrenus 'an der ö s t l i c h e n Seite des arpinatischen Berges . . dem Liris zueilt'; das Thal des Fibrenus liegt n ö r d l i c h von Arpinum.

[2]) De leg. I 1 Atticus: *Lucus quidem ille et haec Arpinatium quercus agnoscitur saepe a me lectus in Mario. Si enim manet illa quercus, haec est profecto; etenim est sane vetus . . . ex qua olim evolavit*

Nuntia fulva Iovis, miranda visa figura.

[3]) De leg. I 15: *Sic nos inter has procerissimas populos in viridi opacaque ripa inambulantes . . .*

[4]) De leg. II 1: *Sed visne, quoniam et satis iam ambulatum est et tibi aliud dicendi initium sumendum est, locum mutemus et in insula, quae est in Fibreno — nam, opinor, hoc illi alteri flumini nomen est — sermoni reliquo demus operam sedentes?*

den neuen Sitz des Gespräches erreichen.[1]) Auf dem Wege dahin, bald nachdem sie vom Lirisufer aufgebrochen sind, § 3 spricht Cicero die entscheidenden Worte: 'Du siehst die Villa vor dir in ihrer jetzigen Gestalt, wie sie nach feinerem Geschmacke von meinem Vater mit Fleifs aufgebaut worden ist ... An eben dieser Stelle, als mein Grofsvater noch lebte und das Landhaus nach alter Sitte noch klein war wie das des Curius Dentatus im Sabinerlande, bin ich geboren.'[2]) Also lag das Arpinas Ciceros an dem Wege, der von der Mündung des Fibrenus in den Liris aufwärts nach Carnello führte, und zwar näher am Liris als an Carnello. Rechnet man dazu noch den Lobpreis des Atticus auf die Wasserarme, die das Gelände der Villa durchziehen[3]), und den Lobpreis des Besitzers, dafs er in Zeiten stadtrömischer Hitze mit Sehnsucht daran denke, wie er auf seinem Arpinas von eiskalten Flüssen rings umrauscht gewesen sei[4]), so ergiebt sich mit unumstöfslicher Sicherheit, dafs Ciceros Arpinas auf dem Fibrenusdelta lag, das im W. vom Liris, im N. und O. vom nördlichen Hauptarme des Fibrenus (a) und im S. von dem um San Domenico südlich herumfliefsenden Mühlgraben (c) begrenzt ist. Ob nun innerhalb dieses eng genug begrenzten Gebietes das eigentliche Wohngebäude Ciceros auf dem gröfseren nördlichen Delta lag, da wo sich jetzt die Baumpflanzung befindet, oder auf dem südlicheren Delta von San Domenico, hängt wesentlich von der Frage ab, ob sich der genannte Mühlgraben an der Stelle eines antiken Wasserlaufes befindet oder nicht[5]), ferner davon, ob sich etwa auf dem Gelände der Baumpflanzung durch Nachgrabung die Grundmauern der Villa finden liefsen. Indes vermögen wir, auch ohne diese Frage zu lösen, alles Wesentliche, namentlich aber die Beschaffenheit der Villenanlage und ihre landschaftliche Umgebung wohl zu erkennen.

Das Arpinas, das vom Grofsvater und Vater ererbte Stammgut, war nicht

---

[1]) De leg. II 6: *Sed ventum in insulam est*; vgl. auch die Bemerkung über die Rückkehr von dem höher gelegenen Carnello an den Liris in einem Fragmente aus De leg. V bei Macrob. Saturn. VI 4 § 8: *Visne igitur, quoniam sol paululum a meridie iam devexus videtur nequedum satis ab his novellis arboribus omnis hic locus opacatur, descendamus ad Lirim eaque quae restant in illis alnorum umbraculis persequamur?*

[2]) De leg. II 3: *Hanc vides villam, ut nunc quidem est, lautius aedificatam patris nostri studio, qui cum esset infirma valetudine, hic fere aetatem egit in litteris. Sed hoc ipso in loco, cum avos viveret et antiquo more parva esset villa, ut illa Curiana in Sabinis, me scito esse natum.*

[3]) De leg. II 2: *Ductus vero aquarum, quos isti Nilos et Euripos vocant, quis non, cum haec videat, inriserit?*

[4]) Tusc. V 74: *Ut siquis aestuans, cum vim caloris non facile patiatur, recordari velit sese aliquando in Arpinato nostro gelidis fluminibus circumfusum fuisse.*

[5]) Dieser Mühlgraben treibt jetzt das Elektrizitätswerk der Courrierschen Fabrik. Herr Reichlin, der Schwager des Herrn Courrier, der mich zunächst bei der Durchforschung des Geländes und dann durch briefliche Mitteilungen und Photographien auf das freundlichste unterstützte, ist allerdings der Ansicht, der Graben sei eine moderne Anlage. Da er indes bereits auf der Karte Pistillis von 1798 vorhanden ist, also ehe die Papierfabrikation grofsen Stils hier Platz griff, so könnte in dem Graben immerhin ein alter Fibrenusarm erblickt werden, der in unserem Jahrhunderte zu technischen Zwecken kanalisiert worden wäre.

als Luxusbau, sondern als Nutzbau errichtet worden. Es bildete den Mittelpunkt beträchtlicher Ländereien, auf deren Ertrag das Einkommen der Familie 'fundiert' war, die Cicero also gerade so in einzelnen Parzellen verpachtet hatte[1]), wie dies heute noch auf derselben Scholle geschieht.[2]) In der Anlage des Arpinas sind drei Bauperioden zu unterscheiden: der schlichte Bau des Ahnherrn (*villa parva more antiquo*), wahrscheinlich das Peristyl und ein kleines als Wirtschaftshof verwendetes Atrium (*atriolum*) mit den dazugehörigen Zimmern umfassend, dann der geschmackvolle Neubau des Vaters (*lautius aedificata*), durch den vermutlich ein grofses Atrium und der Garten hinzugefügt wurde, und endlich die Erweiterungen und Verschönerungen, die Cicero selbst an seinem geliebten Vaterhause anbrachte. Was er etwa von einem einfachen, aber doch den Geist des Besitzers wiederstrahlenden Landhause[3]) in seinen heimatlichen Bergen verlangte, wissen wir ziemlich genau aus dem Berichte, den er an seinen im Feldlager Caesars weilenden Bruder Quintus im Herbste 54 über den Stand der Villen des Abwesenden geschrieben hat. Aus diesem Briefe (Ad Q. III 1), der eine der wichtigsten Urkunden zur Geschichte des älteren Villenbaues überhaupt bildet, kann man ein kleines Lexikon der Dinge zusammenstellen, die Cicero, wenn er sie auf den klimatisch und landschaftlich gleich gelegenen Landsitzen des Bruders billigte, beziehentlich einrichten liefs, wohl auch selbst auf seinem Arpinas besafs. Ja, man kann daraus, da wir den Baugrund kennen gelernt haben, auch ohne ein Canina zu sein, das Arpinas im Geiste einigermafsen wieder aufbauen, natürlich ohne Gewähr der Richtigkeit im einzelnen.

Ich denke mir die Villa von rechteckigem Grundrisse, errichtet auf der Osthälfte des gröfseren Fibrenusdeltas, da wo jetzt eine Baumpflanzung steht, oder auch auf dem kleineren Delta von San Domenico unter der S. 337 angegebenen Bedingung; der nebenstehende Situationsplan zeigt beide Möglichkeiten. Die westliche Schmalseite mit dem Vestibulum war wohl dem nahen Liris zugekehrt, sodafs der Blick des Heraustretenden zu den grünen Pappeln und Erlen des Flufsufers und weiter hinauf zu den schön geschwungenen Höhen und Felshäuptern schweifte, die es nach Westen zu umsäumen. Kam man an den Liris her auf der von Casamari ostwärts führenden Strafse, so zweigte bald hinter der Brücke von dieser ein mit reinlichem Kies beschütteter Weg[4]) ab und leitete zum Vestibül, durch das man sogleich in das von polierten Säulen[5]) getragene Peristyl gelangte.[6]) In seiner Mitte befand sich ein mit

[1]) Ad Att. XIII 13 (9), 2: *Mihi Arpinum eundum est; nam et opus est constitui a nobis illa praediola . . .*

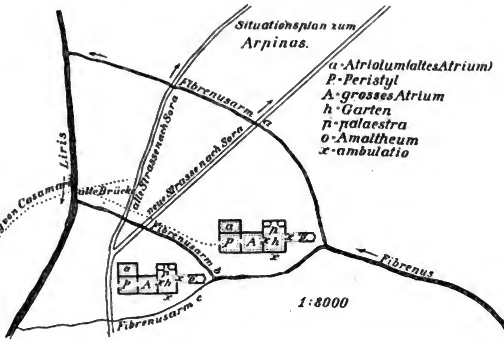
[2]) Vgl. den Aufsatz des Verf. 'Frühlingstage am Garigliano' in den Grenzboten 1898 S. 310.

[3]) Ad Q. III 1, 5: *Tamquam philosopha videtur esse, quae obiurget ceterarum villarum insaniam.*

[4]) Ad Q. III 1, 4: *glarea iniecta.* [5]) A. a. O. 1: *columnae politae.*

[6]) Vitruv. VI 8, 3: *In urbe atria proxima ianuis solent esse, ruri autem pseudourbanis* (sc. villis) *peristylia, deinde tunc atria habentia circum porticus pavimentatas spectantes ad palaestras et ambulationes.*

Fischen besetztes Wasserbassin[1]), ringsumher wucherten Epheu[2]) und Rosen. Die Decken der das Peristyl umgebenden Säulenhallen waren gut aus Stein oder Gebälk gefügt[3]) und bildeten so einen Plafond von der Form einer Schildkröte, der mit zierlicher Stuckarbeit geschmückt war.[4]) Links (nordwärts) vom Peristyl lag vielleicht ein kleines Atrium, dessen umgebende Räume wirtschaftlichen Zwecken dienten, wie das an der Strafse gelegene Atrium in der sogenannten Villa des Diomedes vor Pompeji.[5]) Dieses Atriolum samt dem



Peristyl und den beide Teile umgebenden Gemächern waren wohl die ältesten Teile der Villa. Kehrte man aus dem Atriolum ins Peristyl zurück und schritt nach Osten zu vorwärts, so gelangte man in das grofse Atrium[6]), das in der Weise des städtischen Hauses mit einem Impluvium und entsprechendem Dachausschnitt versehen war. Ringsumher lagen zahlreiche Gemächer, Wände und Decken al fresco gemalt[7]), alle mit Fenstern wohl versehen und je nach der Himmelsgegend, von der sie Licht und Wärme empfingen, als Sommer- oder Wintertriklinien, als Bibliothek u. s. w. eingerichtet.[8])

---

[1]) Ad Q. III 1, 3: *piscina.* [2]) A. a. O. 6: *hedera.*

[3]) A. a. O. 2: *cameras.*

[4]) A. a. O. 2: *honestate testudinis.*

[5]) Ad. Q. III 1, 2: *Quo loco in porticu te scribere aiunt ut atriolum fiat, mihi, ut est, magis placebat. Neque enim satis loci videbatur esse atriolo neque fere solet nisi in iis aedificiis fieri, in quibus est atrium maius, nec habere poterat adiuncta cubicula et eiusmodi membra*; vgl. den Plan der Villa des Diomedes in Overbeck-Mau, Pompeji S. 370.

[6]) A. a. O. 2. [7]) A. a. O. 1: *tectorium* . . .

[8]) Vitruv. I 2, 5: *Item naturae decor erit, si cubiculis et bibliothecis ab oriente lumina capiuntur, balineis et hibernaculis ab occidente hiberno, pinacothecis et quibus certis luminibus opus est partibus a septentrione* u. s. w. Ad Q. III 1, 2 *aestivom . . . subgrande cubiculum . . . hibernum alterum . . .*

Aus den Schlafräumen gelangte man leicht ins Bad[1]) und in die grofse, säulengetragene Wandelbahn (*ambulatio*), die die Ostseite des Hauses und den viereckigen Hausgarten ebenfalls viereckig umgab und einen schön gepflasterten Fufsboden zeigte.[2]) Zwischen den Säulen der Wandelbahn sah man Bildsäulen in griechischer Gewandung; Epheu, der die ganze Basis der Villa umspann, rankte auch an den weifsen Gestalten hinauf.[3]) Ein Ausläufer der Wandelbahn verband sie und das Haus mit der von Hallen umgebenen, rechteckigen oder runden Palaestra[4]), einem der griechischen Elemente im römischen Villenbau, die ebensogut zu körperlichen Übungen, wie etwa zum Ballspiel, wie als Ort für Disputationen und Deklamationen verwendet werden konnte. Das Bad zeigte noch nicht die verschwenderische Ausstattung späterer Luxusbauten, enthielt aber doch schon mehrere Abteilungen: zunächst ein kühles, 'moosiges' Auskleidezimmer[5]), ein Schwitzbad und ein Kaltbad. Die Heizung geschah von unten, hypokaustisch.[6])

Die ganze Villa war mit heiteren Garten- und schattenspendenden Parkanlagen umgeben. Hier durften die Sträucher und Bäume nicht wachsen, wie sie wollten, sondern mufsten sich vom Gärtner[7]) Gestalt und Form geben lassen, der 'ringsumher eine grüne Architektur geschaffen hat, die die steinerne nachahmt und in die Ferne projiziert'.[8]) Indes der Hauptreiz dieses Landsitzes blieb die muntere, geschwätzige Welt des Wassers: zwei breite Arme des Fibrenus umfafsten die begnadete Scholle und liefsen überall ihr Rauschen hören; aus ihnen waren wieder zahlreiche Gräben abgeleitet, die das Grundstück nach allen Richtungen durchschnitten; aufserdem gab es plätschernde Springbrunnen und Wasserbecken, die auch im heifsesten Sommer Kühlung verbreiteten.[9])

Die Fülle natürlicher und künstlicher Reize trachtete Cicero noch zu vermehren. Im Jahre 61 schwärmt er für das Amaltheum, das Atticus auf seinem epirotischen Landgute an den Wassern des Thyamis unter alten Platanen

---

[1]) Ad Q. III 1, 2: *Subgrande cubiculum autem et hibernum altum valde probavi, quod et ampla erant et loco posita ambulationis uno latere, eo quod est proximum balneariis.*

[2]) A. a. O.: *porticus pavimentata* . . .

[3]) A. a. O. 5: *Topiarium laudavit; ita omnia convestivit hedera, qua basim villa, qua intercolumnia ambulationis, ut denique illi palliati topiarium facere videantur et hederam vendere.*

[4]) A. a. O. 3: *palaestra.*

[5]) A. a. O. 5: *Ἀποδυτηρίῳ nihil alsius, nihil muscosius* . . .

[6]) A. a. O. 2: *In balneariis assa in alterum apodyterii angulum promovi, propterea quod ita erant posita, ut eorum vaporarium . . . esset subiectum cubiculis.*

[7]) Ad Q. III 1, 5: *topiarius.*

[8]) Ad Q. III 1, 3: *silva virdicata*; vgl. Plin. ep. V 6, 16 f. und *silva caelata* bei Seneca, Controv. X 9.

[9]) Ad Q. III 1, 3: *Ego locum aestate umbrosiorem vidi nunquam; permultis locis aquam profluentem et eam uberem . . . piscina et salientibus* (sc. aquis) *additis*; § 4: *de aqua per fundum eius ducenda* . . . vgl. Cic. de leg. II 2: *Magnificasque villas et pavimenta marmorea et laqueata tecta contemno: ductus vero aquarum, quos isti Nilos et Euripos vocant, quis non, cum haec videat, inriserit?*

besafs, und will etwas Ähnliches auf dem Arpinas errichten.[1]) Die unten citierten Stellen geben uns manches Rätsel auf. Was ist ein Amaltheum? Gewifs nicht eine selbständige Villa[2]), sondern ein aus Griechenland übernommenes Element zu einer Villa, wie wir oben in der Palaestra eins kennen gelernt haben. Das Amaltheum des Atticus war ursprünglich gewifs nur ein bescheidenes Heiligtum der nährenden Nymphe des Zeus, die man als Symbol der schaffenden Naturkraft am rauschenden Wasser verehrte, in ähnlichem Verhältnis zur Villa des Atticus, wie der Artemistempel zum Landhaus Xenophons in Skillus — aber damit hatte Atticus wohl ein lauschiges, quellendurchrieseltes Gartenzimmer verbunden, in dem er entsprechenden Wandschmuck und Bilder berühmter Männer mit kurzen metrischen Inschriften angebracht hatte.[3]) Ich denke mir das Amaltheum mit dem Grundrisse einer kleinen Basilika, in einer bunten Nische endigend, das Gartenhaus davor von Säulen getragen; eine ähnliche zweigliedrige Anlage ist im Garten der sogenannten Villa des Diomedes bei Pompeji teilweise erhalten (s. unten), eine andere ähnliche wird unter den Resten des Formianums besprochen werden (s. S. 351 f.). Vielleicht hätte auch Cicero sein Amaltheum inmitten des von Säulengängen umgebenen Gartens angelegt, wenn ihn nicht des Atticus Vorbild — dessen A. lag am Thyamis — auf einen andern Ort seines Besitztums hingewiesen hätte, der allerdings für eine derartige Anlage wie geschaffen war. Ich meine die Stelle am Ostende des Delta, wo sich der Fibrenus in seine beiden Hauptarme teilte: der üppige Pflanzen- und Baumwuchs, das starke Rauschen des nährenden Wassers, die erquickendste Kühle bezeichnete gewissermafsen durch die Natur selbst diesen Ort zur Anlage des Heiligtums der zeusnährenden Nymphe. Zu bequemer Verbindung des Amaltheums mit den Säulenhallen des Gartens wurde wohl ein gedeckter Gang (*xystus*) angelegt.

Was aber meint Cicero, wenn er in einer der citierten Stellen (Ad Att. I 16, 18) den Freund fragt, welche 'Topothesie' sein Amaltheum zeige? Die kommentierten Ausgaben schweigen sich über diesen Begriff aus, ebenso die Handbücher über die antike Kunst.[4])

Ich kann aus Rücksicht auf den Raum hier keine breitere Untersuchung über diesen interessanten Begriff der antiken Kunstgeschichte einschalten,

---

[1]) Cic. ad Att. I 13, 1; II 20, 1; I 16, 15: *Epigrammatis tuis, quae in Amaltheo posuisti, contenti erimus* . . . 18: *Velim ad me scribas, cuiusmodi sit Ἀμαλθεῖον tuum, quo ornatu, qua τοποθεσίᾳ et quae poemata quasque historias de Ἀμαλθείᾳ habes ad me mittas: libet mihi facere in Arpinati.* De leg. II 7: *Tamen huic amoenitati* (sc. Arpinatis), *quem ex Quinto saepe audio, Thyamis Epirotes tuus ille nihil opinor concesserit.* Q. *Est ita ut dicis; cave enim putes Attici nostri Amalthio platanisque illis quicquam esse praeclarius.*

[2]) Diese irrige Ansicht vertritt Wernicke (Pauly-Wissowa I 1723) in einem kleinen Artikel über Amaltheion, der auch noch andere Fehler enthält.

[3]) S. die Anm. 1 citierten Stellen.

[4]) Wenigstens habe ich diesen Begriff in Paulys Realencyklopädie, in Baumeisters Denkmälern, in Helbig, Die Kampanische Wandmalerei und anderwärts vergeblich gesucht. Auch die Bedeutung, die Georges' lat. Lex. giebt: 'die fingierte Situation eines Ortes' ist ohne praktischen Wert.

sondern mufs mich begnügen, das Ergebnis meiner Untersuchungen anzugeben. Darnach bedeutet *τοποθεσία* (*topothesia*) 1) bei den Geographen die Festlegung geometrischer Örter, um eine Landkarte zu zeichnen[1]), 2) beim Redner, Dichter, Geschichtschreiber die idealistische Schilderung einer Gegend als eines Schauplatzes, auf dem Personen handelnd gezeigt werden sollen[2]), 3) beim Maler die Zeichnung einer räumlichen Staffage, in die Figuren hineinkomponiert werden sollen.[3])

Beim Amaltheum haben wir es mit der dritten Bedeutung zu thun. Cicero will durch die Frage *qua τοποθεσίᾳ* von Atticus erfahren, welcher Art die Landschaftsmalerei an den Wänden seines *'Αμαλθεῖον* sei, um sie zum Muster zu nehmen. Sie mufste nach einem von Vitruv überlieferten Gesetze[4]) in innerer Beziehung zur Bestimmung des Raumes und seiner Umgebung stehen: es waren aber vermutlich Platanen mit Vögeln auf den Zweigen über fliefsendem Wasser.[5])

Ferner möchte Cicero auch auf Amalthea bezügliche Verse[6]) haben, um

---

[1]) Diese Bedeutung ergiebt sich aus dem Verbum *τοποθετεῖν*, vgl. Strab. II S. 109.

[2]) Der Gegensatz zu dieser *τοποθεσία* ist *τοπογραφία*; jene quillt aus der Phantasie, diese aus der Beobachtung; Zweck der *τοποθεσία* ist die Schönheit, Zweck der *τοπογραφία* die Wahrheit. Vgl. Servius' Komm. zu der berühmten Stelle Aen. I 159 f. (Schilderung der rettenden Bucht, in die sich Aeneas vor dem Seesturm zurückzieht): *Topothesia est, id est fictus secundum poeticam licentiam locus. Ne autem videatur penitus a veritate discedere, Hispaniensis Carthaginis portum descripsit. Ceterum hunc locum in Africa nusquam esse constat, nec incongrue propter nominis similitudinem posuit. Nam topographia rei verae descriptio.* Meine Auffassung wird aber vor allem bestätigt durch Cic. ad Att. I 13, 5: *Τοποθεσίαν, quam postulas Miseni et Puteolorum includam orationi meae.* Atticus hatte also von Cicero verlangt, dafs er in einer gewissen Rede — wir wissen nicht genau welcher — zur Ausschmückung und als Staffage für die handelnden Personen eine idealistische Schilderung der beiden berühmten Badeorte Misenum und Puteoli anbringe. Eine solche 'Topothesia' von Syrakus enthält z. B. In Verr. IV 117 f.

[3]) Ich meine also, dafs man die Darstellung dessen, was Virgil in der oben citierten Stelle beschreibt: Meeresbucht, Felsen, Grotten mit Quellen und Steinbänken, auch dann als *τοποθεσία* bezeichnete, wenn die 'Schilderei' nicht mit dem Schreibgriffel, sondern mit dem Pinsel und mit Farbe ausgeführt war. Der lateinische Ausdruck für solche Bilder ist *topia*, vgl. Vitruv VII 5, 2: *Postea ingressi sunt, ut etiam aedificiorum figuras, columnarum et fastigiorum eminentes proiecturas imitarentur . . . ambulationes vero propter spatia longitudinis varietatibus topiorum ornarent ab certis locorum proprietatibus imagines exprimentes. Pinguntur enim portus, promunturia, litora, flumina, fontes, euripi, fana, luci, montes, pecora, pastores . . .* Ja sogar mit plastischen Mitteln lassen sich solche *topia* herstellen: vom Bildhauer in Reliefs, vom Gärtner durch Blumenbeete und kunstvoll geleitete oder beschnittene Pflanzen und Bäume; darum bedeutet dasselbe Wort auch die 'Landschaftsgärtnerei', und der Landschaftsgärtner heifst *topiarius*.

[4]) Vitruv VII 5, 2: *Ceteris conclavibus id est vernis, autumnalibus, aestivis, etiam atriis et peristyliis constitutae sunt ab antiquis ex certis rebus certae rationes picturarum.*

[5]) Vgl. Plin. ep. V 6, 22 bei Schilderung eines ähnlichen Gemaches: *Nec cedit gratiae marmoris ramos insidentesque ramis aves imitata pictura* und das unten besprochene Relief.

[6]) Vgl. Aratus, Phaen. 163; Kallimachos, Hymnus in Iov. 49 u. s. w. Atticus hatte allerdings auch solche Verse in seinem Amaltheum, die Ciceros Thaten priesen, vgl. Ad Att. I 16, 15.

sie an die Wände zu schreiben, und auf die Nymphe bezügliche Mythen, die in die Topothesie der Wände hineinkomponiert werden sollten. Dafs dies Sitte war, beweisen nicht nur zahlreich erhaltene Bilder dieser Art aus Pompeji, sondern auch Vitruv in der Fortsetzung der S. 342 Anm. 3 citierten Stelle: *Nonnullis locis item signantur megalographiae habentes deorum simulacra seu fabularum dispositas explicationes, non minus Troianas pugnas seu Ulixis errationes per topia ceteraque quae sunt eorum similibus rationibus ab rerum natura procreata.* Hier bezeichnet der Begriff *megalographiae* im Gegensatz zu *topothesia* die Darstellung von Götter- und Heldengestalten und von Scenen, in denen sie handelnd abgebildet werden. Der Megalographie mufs eine Topothesie vorausgehen. Also tritt die letztere nicht nur selbständig auf — wie etwa bei der Ausschmückung einer Wandelbahn —, sondern sie tritt auch als staffierende Kunst in den Dienst einer höheren Aufgabe, indem sie die *τόποι* (*topia*) schafft, in die der Historienmaler seine Gestalten hineinzeichnet. Erst durch Verbindung von Topothesie mit Megalographie wird die höchste dekorative Wirkung erzielt.[1]) Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, dafs uns eine Darstellung des Amaltheamythus in einem lateranischen Relief (Roscher, Myth. Lex. I S. 263) erhalten ist, die uns eben diese Verbindung von Topothesie und Megalographie zeigt. Denken wir uns dieses Bildwerk in Malerei ausgeführt, so gehört die Grotte, auf der ein Geier einen Hasen verspeist, die Schafe links vom Eingange und die Platane, an der sich eine Schlange, das Symbol der Quelle, emporwindet, samt den Vögeln auf den Zweigen des Baumes der Topothesie an, in die dann die Gestalten des Pan, der Nymphe Amaltheia und des von ihr mit dem Horne getränkten Zeusknaben hineinkomponiert sind. —

Während Cicero sein Amaltheum durch den Baumeister Cyrus[2]) errichten liefs, sehnt er sich nach Atticus' Rat und Hilfe.[3]) Aber der Freund ist lange Zeit in Epirus und kommt erst im Dezember 60 dazu, das Amaltheum zu besichtigen, als er auf einer der arpinatischen Villen seines Schwagers Q. Cicero weilte.[4]) Cicero war damals nicht auf dem Arpinas, deshalb hatte ihm Atticus seine Ausstellungen bezüglich der zu kleinen Fenster brieflich mitgeteilt, und Cicero antwortet darauf, indem er in scherzhafter Weise den Baumeister Cyrus und ein optisches Gesetz vorschiebt.[5])

---

[1]) Etwas Ähnliches wie *τοποθεσία* und der *μεγαλογραφία* direkt Entgegengesetztes ist *ῥωπογραφία* = Kleinmalerei, vgl. Ad Att. XV 16[b].

[2]) Ad Att. II 3, 2.

[3]) Ad Att. II 1, 1 (aus dem Juni 60, vgl. Sternkopf, Elberfelder Progr. vom J. 1889 S. 20): *Amalthea mea te exspectat et indiget tui.*

[4]) Ad Att. II 3, 3 (vgl. Sternkopf a. a. O. S. 20 f.): *Θεοφράστου περὶ φιλοτιμίας affer mihi de libris Quinti fratris.*

[5]) A. a. O. § 2: *Fenestrarum angustias quod reprehendis, scito te Κύρου παιδείαν reprehendere. Nam cum ego idem istuc dicerem, Cyrus aiebat vi radiorum διαφάσεις latis luminibus non tam esse suaves; etenim ἔστω ὄψις μὲν ἡ α, τὸ δὲ ὁρώμενον β γ, ἀκτῖνες δὲ δ καὶ ε — vides enim cetera; nam si κατ' εἰδώλων ἐμπτώσεις videremus, valde laborarent εἴδωλα in angustiis; nunc fit lepide illa ἔκχυσις radiorum.*

Weitere Nachrichten über die Baugeschichte des Arpinas sind nicht vorhanden; aber das vorgelegte Material genügt auch vollkommen, um uns den Begriff zu geben, dafs Ciceros Arpinas eine sehr anmutige und ansehnliche Anlage gewesen ist, die auch der selbständigen Glieder (palaestra, Amaltheum), die Winnefeld für die Villen der Kaiserzeit in Anspruch nimmt[1]), keineswegs entbehrte. —

Das Arpinas hat Ciceros Entwickelung beeinflufst wie kein anderes seiner Landgüter. Die liebliche Umgebung des Vaterhauses mit ihren lauschigen Plätzen lockte den feinsinnigen, hochbegabten Knaben frühzeitig zu stiller Gedankenarbeit, Gesang der Nachtigallen und das Murmeln des Wassers machte sein Ohr empfänglich für den Wohlklang und die Rhythmen der Rede, weckten die lebhafte Empfindung für Schönheit und Harmonie, die kühnen Felshäupter aber, die den Horizont umsäumen[2]), riefen den leicht Erregbaren nach Marius' Vorbild zu befreiender That; aufserdem pflanzte der stete Verkehr mit arbeitsamen Landleuten und ehrbaren Matronen in ihn den unermüdlichen Fleifs und die unverrückbaren Ideale von Zucht und Sitte, und der Anblick ragender Denkmale altitalischer Geschichte im nahen Arpinum, in Veroli und Alatri u. a. wob jene innige Vaterlandsliebe hinzu, die ein Grundzug seines Wesens war. Gern und oft kehrte er auch, nachdem er den konsularischen Purpur getragen, an die Stätte seiner glücklichen Kindheit zurück. Darum hat das Arpinas auch in den späteren Zeiten seines Lebens eine grofse Rolle gespielt. Hier verweilte er besonders gern zur heifsen Sommerszeit[3]); dann pflegte er in seinem Amaltheum oder auf der lieblichen Insel Carnello zu lesen, zu sinnen, zu schreiben.[4]) Hier sind die Bücher über die Gesetze entworfen, die trotz ihrer Trümmerhaftigkeit das Rauschen des Fibrenus wiederklingen und den Erdgeruch der Schollen an sich tragen, die dort fleifsige Pflüger mit den breitgehörnten, silbergrauen Stieren wendeten und wenden bis auf diesen Tag.[5]) Vor seiner Abreise nach Cilicien im J. 51 nahm Cicero vom Arpinas förmlich Abschied[6]), und als er wieder daheim war und dem Landfriedensbrecher Caesar die Versöhnung versagt hatte, eilte er wieder ins Vaterhaus, um in der nahen Stadt dem einzigen Sohne die männliche Toga zu verleihen.[7]) Auch vor der verhängnisvollen Ausfahrt zu Pompejus nahm er im J. 49 Abschied vom Arpinas und den andern Lieblingsvillen, wie ein irrender Waldvogel, der sein warmes Nest verloren hat.[8]) Während seiner Abwesenheit aber sollten Frau und

---

[1]) Preufs. Jahrb. 1898 S. 461 f.

[2]) Man findet alle Züge der Umgebung des Arpinas wieder z. B. in De deorum nat. II 98.

[3]) Cic. ad Q. III 1, 1: *Ego ex magnis caloribus — non enim meminimus maiores — in Arpinati summa cum amoenitate fluminis me refeci* . .

[4]) De leg. II 1.

[5]) Vgl. Frühlingstage am Garigliano, Grenzboten 1898 S. 314.

[6]) Vgl. O. E. Schmidt, Der Briefwechsel Ciceros u. s. w. S. 72.

[7]) A. a. O. S. 163.

[8]) Ad Att. VIII 9, 3: *Ego Arpini volo esse pridie Kal.* (sc. Martias), *deinde circum villulas nostras errare, quas visurum me postea desperavi.*

Tochter auf dem Arpinas hausen als dem sichersten Asyl vor den Kriegsdrangsalen.[1])

Im März 45 hat ihm Atticus geraten, das für die geliebte Tochter Tullia geplante Heiligtum auf der insula Arpinas, das ist auf der Fibrenusinsel Carnello (s. S. 336) zu errichten, aber Cicero findet diesen Platz zwar sehr weihevoll, jedoch zu weit von Rom entfernt.[2]) Dann lebt er vom 21. Juni bis zum 6. Juli hier seinen philosophischen Studien: er hat auf dem Arpinas die Academica umgearbeitet und ein Stück der Schrift De finibus verfafst.[3]) Im November 44 sucht er vor den Legionen des Antonius Zuflucht auf dem Arpinas; von da brach er am 9. Dezember zum letzten Kampfe gegen die Militärdiktatur nach Rom auf. Auf dem Arpinas sind vermutlich auch die irdischen Reste Ciceros bestattet worden, wenn anders sie im Drange der Zeit ein rechtliches Begräbnis fanden. Denn es war in der That am natürlichsten, dafs die treuen Sklaven und Freigelassenen des Ermordeten den verstümmelten Leichnam vom Strande bei Formiae (vgl. S. 354) das Liristhal aufwärts trugen in seine ihm immer teuer gewesene Heimat, wo ja auch seine Ahnen bestattet waren. Aufserdem aber erfährt meine Annahme eine gewisse Bestätigung durch ein Epigramm des Martial (XI 48):

Silius haec magni celebrat monumenta Maronis,
Iugera facundi qui Ciceronis habet.
Heredem dominumque sui tumulive larisve
Non alium mallet nec Maro nec Cicero.

Diese Verse sind an den Dichter Silius Italicus gerichtet, der hier wie anderwärts[4]) als der pietätvolle Erhalter solcher Stätten erscheint, die durch einen grofsen Römer der älteren Zeit geweiht schienen. Unter den *iugera facundi Ciceronis* kann aber nur sein väterliches Erbgut, also das Arpinas, verstanden werden, da nur dieses einen gröfseren Ackerbesitz aufwies.[5]) Endlich kommt bestätigend in Betracht, dafs Silius selbst seinem Werke (VIII 399 f.) einen begeisterten Lobpreis der Stelle, wo Ciceros Villa stand, und ihres ehemaligen Besitzers eingefügt hat:

At qui Fibreno miscentem flumina Lirim
Sulphureum tacitisque vadis ad litora lapsum
Accolit, Arpinas, accita pube Venafro

---

[1]) Cic. ep. XIV 7, 3.

[2]) Cic. ad Att. XII 16 (12), 1: *Insula Arpinas habere potest germanam ἀποθέωσιν, modo ne habere videatur ἐκτοπισμόν.*

[3]) O. E. Schmidt, Der Briefwechsel u. s. w. S. 429. Auch ein Aufenthalt im Mai auf dem Arpinas ist bezeugt, vgl. Ad Att. XV 2; 3.

[4]) Mart. VII 63, 6; Plin. Hist. nat. III 7, 8: *Multum ubique librorum, multum statuarum, multum imaginum, quas non habebat modo, verum etiam venerabatur: Virgilii ante omnes, cuius natalem religiosius quam suum celebrabat; Neapoli maxime, ubi monimentum eius adire ut templum solebat.*

[5]) Cic. ad Att. XIII 13 (9), 2; vgl. S. 338.

Ac Larinatum dextris socia hispidus arma
Commovet atque viris ingens exhaurit Aquinum ...
Ille, super Gangen, super exauditus et Indos
Implebit terras voce et furialia bella
Fulmine compescet linguae nec deinde relinquet
Par decus eloquio cuiquam sperare nepotum.

Sicherlich erhielt ein so vornehmer und für Roms grofse Toten so begeisterter Mann wie Silius Italicus das Arpinas in seinem alten Glanze. Aber die späteren Schicksale der Villa sind uns dunkel. Sie teilte im IV. und V. Jahrh. das allgemeine Los Italiens. Manch blondlockiger Germane zog wohl an den einstürzenden Gemächern und Säulenhallen vorüber ohne zu ahnen, dafs sich sein Urenkel mit den Worten und Gedanken des Mannes abfinden müsse, dem hier Heimat und Grabesruhe beschieden war. Der Longobardenherzog Gisulf von Benevent nahm Arcis, Arpinum und Sora mit stürmender Hand[1]); darnach gebot wohl ein longobardischer Kriegsmann auch über den Trümmern der Villa des Tullius. Ihm folgte um 860 der fränkische Graf Wido als Herr dieser Gegend.[2]) Er besafs schwerlich ein tieferes Interesse für die Vergangenheit dieser ehrwürdigen Scholle und ihrer Ruinen. Immerhin hatte sich hier wie im benachbarten Casamari aus der Heidenzeit eine schwache Überlieferung erhalten, dafs jene Fluren und Trümmer einst dem Cicero, diese dem Marius gehört hätten. Denn es ist doch gewifs kein Zufall, dafs die von den Cluniacensern reformierte Kirche gerade an diesen Stätten je ein Gotteshaus und ein Kloster als Sitz frommer Beschaulichkeit errichtete. An der Fibrenusmündung geschah es um 1030.[3]) Die frommen Brüder, die sich hier niederliefsen, wählten zu ihrer Siedelung das kleinere südliche Delta. Sie bauten in romanischem Stile ein Gotteshaus, das dem heiligen Domenico geweiht wurde, etwa so grofs wie San Miniato bei Florenz, mit der Front nach dem Liris. Den Chor erhöhten sie 14 Stufen über das Schiff, sodafs nur wenige Stufen nötig waren, um zur Krypta hinabzusteigen, die die Gebeine des Heiligen birgt. Vor der Kirche erhob sich eine dreibogige Vorhalle, die indes jetzt bis auf einen Rest des südlichsten Bogens zerstört ist; man kann sie sich aber nach dem Muster der wohlerhaltenen Vorhalle im benachbarten Casamari im Geiste wieder aufbauen. Auch das Innere (s. Taf. I Nr. 2) hat im Laufe der Zeit den alten edlen Schmuck der Inkrustation und des Mosaikfufsbodens bis auf geringe Reste verloren, die Säulen sind bei einer Wiederherstellung durch plumpe Pfeiler ersetzt worden.[4]) Aber die Krypta hat ihren ursprünglichen Charakter erhalten: 16 antike Säulen teils aus Marmor, teils aus Granit tragen sie. Wo

---

[1]) Paulus Diac. Hist. Langob. VI 27.

[2]) Catalogus regum Langob. u. s. w. Monum. Germ. Script. rer. Langob. S. 493.

[3]) S. o. S. 334 Anm. 2.

[4]) Wie ich durch Vermittelung des Herrn Reichlin vom Vorstande des Klosters erfahren habe, erfolgte die letzte Wiederherstellung i. J. 1833. Doch sollen die Pfeiler weit älter sein.

stammen sie her? Woher kamen ferner die Trümmer eines kostbaren Fufsbodens aus grünem Marmor, die sich in den Wänden der Kirche hie und da eingemauert finden, der Rest eines schönen Architravs, der an der äufseren Wand der Apsis mit verbaut worden ist? Es ist keine allzukühne Vermutung, wenn wir annehmen, dafs sie den Resten der benachbarten Villa Ciceros entstammen. Vielleicht trugen die Säulen, von denen eine ein schönes korinthisches Kapitäl zeigt, ursprünglich das Dach des Peristyls, andere mögen aus dem Amaltheum stammen. Aufserdem sind aber auch noch viele andere antike Werkstücke beim Aufbau der Kirche und des Klosters verwendet worden. So finden sich z. B. in der Südseite der Kirche zwei gut erhaltene Grabsteine römischer Soldaten, der eine geziert mit einem Kopf, Schwert und Schild, der andere mit einem Legionsadler. Ähnliches mit Resten von Inschriften ist auch an der Nordseite, zum Teil hoch oben, vermauert. Andere Stücke dienen als Basen der Säulen in der Krypta; Basen gröfserer Säulen und ein römischer Pfeiler mit Pilaster liegen noch vor der Kirche links vom Eingange; sie waren ehedem zur Vorhalle verwendet worden. Man kann wohl sagen, dafs die meisten Werkstücke des Arpinas, die im J. 1030 noch übrig waren, samt den Grabsteinen, die an der nach Sora führenden Strafse in der Nähe lagen, in San Domenico mit verbaut worden sind. So ist also auch dieses stille Kloster ein 'Kirchhof der alten Römerwelt' geworden. Nur ein Grabmal steht unangetastet und ziemlich wohl erhalten dicht neben der Nordseite der Kirche, in gleicher Richtung mit der Façade, auf dem beigegebenen Bilde (Taf. I Nr. 1) links wohl erkennbar. Es gilt bei dem Laienbruder und den Landleuten des Klosters, die mich bei meiner Untersuchung der Baulichkeiten begleiteten und unterstützten, als der Rest eines älteren Eingangsthores zum Kloster; und in der That, von der Strafse aus erscheint es wie ein zugemauertes Thor. Aber vom Garten aus sieht man den quadratischen Grundrifs der aus grofsen Marmorquadern gemauerten Basis, auf der sich anderes Mauerwerk, vermutlich mit vier Nischen, erhob. Ein schmaler, durch ein Eisengitter geschlossener Kanal führt von der Rückseite ins Innere des Grabmals hinein: er wurde, wie mir der Laienbruder sagte, etwa vor fünf Jahren aufgedeckt. Die menschlichen Gebeine, die sich damals darin vorfanden, liegen noch in einer benachbarten Mauernische der Kirche. Das ganze Monument erinnert in den Grundformen etwa an das Grabmal der beiden Libella in Pompeji (vgl. Overbeck-Mau, Pompeji S. 410). Hier erheben sich mancherlei Fragen. Warum liefs man bei der Errichtung von San Domenico gerade dieses Grabmal stehen und baute die Kirche fast unmittelbar daran? Galt es etwa nach einer alten Tradition als Ciceros Grab? Ich habe die Reste der Gebeine damals weder genauer untersucht noch geborgen, da mir die oben citierte Martialstelle nicht gegenwärtig war. Neuerdings aber habe ich in dieser Angelegenheit nach San Domenico geschrieben; denn eine schwache Möglichkeit — nicht mehr und nicht weniger — liegt vor, dafs dieses Grabmal einst Ciceros irdische Reste beherbergte. Die Erde giebt jetzt mancherlei zurück, was sie mit tausendjährigem Schlummer bedeckt hatte. Aber mag man meinen Gedanken immerhin eine blofse Illusion schelten,

schon die von mir ausgesprochene Möglichkeit verstärkt doch den Eindruck des Ehrwürdigen, den die Geburtsstätte des Meisters römischer Humanität auf jeden denkenden Besucher ausübt.

II. DAS FORMIANUM

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Goethe

Ciceros Vaterhaus gehörte im Mittelalter und in der neueren Zeit nicht zum Gebiete des römischen Kirchenstaates, sondern zum Königreiche Neapel. Noch heute ist der Hauptzug des Verkehrs aus dem Liristhal nicht nach Rom, sondern südwärts nach Neapel zu gerichtet. So war es wohl schon im Altertum: der Mensch folgte den Wassern des Liris, die ihn in den Golf von Formia und Gaeta führen. Auch Cicero scheint bei der Erwerbung von Landhäusern diesem natürlichen Zuge gefolgt zu sein. Denn die erste Besitzung, die er zu seinem paternus avitusque fundus hinzuerwarb, war das Formianum, das unweit der Mündung desselben Stromes liegt, dessen Gewässer in ihrem Mittellaufe seine väterliche Scholle umrauschten. Bereits im J. 67, als Cicero das im J. 68 erworbene Tusculanum (s. unten) auszuschmücken gedenkt, erwähnt er das Formianum wie ein Gut, das ihm durch längeren Besitz etwas gleichgültiger geworden ist.[1]) Und doch hat er auch das Formianum geschätzt und geliebt. Denn obwohl ihn die lebhafte Bevölkerung der Stadt Formiae, die ihn über alles und jedes um Rat fragt, und wifsbegierige Nachbarn manchmal nicht zur Ruhe kommen lassen[2]), so ist es doch auch wieder schmeichelhaft für Formiae, wenn er es, der Volkssage Raum gebend, die Stadt der Lästrygonen nennt und auch das Homerische Τηλέπυλος auf sie anwendet.[3]) Und als im J. 57 die Frage zu entscheiden ist, ob das von den Banden des Clodius verwüstete Formianum wiederhergestellt oder verkauft werden soll, da entscheidet er sich: 'Es wird wiederhergestellt, da ich es weder aufgeben noch [in seiner jetzigen Verwüstung] sehen kann.'[4]) Es war ihm in der That unentbehrlich als der Knotenpunkt dreier wichtiger Strafsen, auf denen er sich zwischen den Brennpunkten seines Lebens: Rom, Arpinum und dem Golf von Neapel hin- und herbewegte. Die Reise vom Formianum nach Rom machte er entweder zur See oder zu Lande nach Tarracina und von da auf der Via Appia zur Stadt[5]),

---

[1]) Ad Att. I 3, 2 (etwa aus dem November oder Dezember 67; vgl. Sternkopf, Elberf. Progr. S. 7): *Signa quae nobis curasti, ea sunt ad Caietam exposita* . . Ad Att. I 4, 2: *Quae mihi antea signa misisti, ea nondum vidi: in Formiano sunt, quo ego nunc proficisci cogitabam. Illa omnia in Tusculanum deportabo. Caietanum, si quando abundare coepero, ornabo.* Über die Identität von Formianum und Caietanum s. unten S. 352.

[2]) S. unten S. 350 f.

[3]) Ad Att. II 13, 2: *Si vero in hanc Τηλέπυλον veneris Λαιστρυγονίην — Formias dico —* . . .

[4]) Ad Att. IV 2, 7 (etwa vom 4. Oktober 57; vgl. Körner, De epistulis Cic. S. 8): *Reficitur Formianum, quod ego nec relinquere possum nec videre.*

[5]) Z. B. Ad Att. VII 5, 3.

die Reise nach den Besitzungen am Golf von Neapel wurde durch ein Nachtquartier in Sinuessa geteilt[1]), der Weg auf das Arpinas führte erst nach Minturnae an den Liris, von da im rechten Winkel nordwärts nach Aquinum (Nachtquartier) und von da über Arcis zum Fibrenusdelta.[2]) Aus diesem Grunde hat das Formianum auch im Leben Ciceros eine bedeutende Rolle gespielt: er suchte es besonders in kritischen Lagen auf. So war er hier vom 16. Dezember 50 bis zum 1. Januar 49 vor Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Pompejus und Caesar, und von hier reiste er, um womöglich Frieden zu stiften, nach Rom. Nach dem Zusammenbruche der Regierung erscheint er am 20. Januar sofort wieder auf dem Formianum, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zum 28. März verblieb. Zu Formiae hatte er an diesem Tage die folgenschwere Unterredung mit Caesar, nach der er Caesars Bitten zum Trotz nicht in den Senat geht, sondern auf sein Arpinas (S. 344).[3]) Vom Formianum aus bestieg Cicero am 7. Juni 49 das Schiff, um ins Lager des Pompejus zu reisen.[4]) Nach Caesars Ermordung im Sommer 44 berührte er mehrmals das Formianum auf der Durchreise nach dem Puteolanum[5]), und endlich, als das Gebäude seiner Hoffnungen vor der siegreichen Militärdiktatur der Triumvirn zusammengebrochen war, ist das Formianum sein letzter Zufluchtsort; unweit dieser Villa ereilten ihn die Mörder.[6])

Diese Erinnerungen beschäftigten mich, als ich an einem entzückenden Maimorgen von Caserta aus die Fahrt nach Formia antrat. Die Bahn dahin zweigt in Sparanise von der Hauptlinie Rom-Neapel ab und führt durch wohlangebautes Land, stellenweise mit dem Charakter deutschen Mittelgebirges, durch blumige Wiesen und Eichenhaine, an grünen Schluchten vorüber, die derartig von sonnendurchstrahltem Laubwerk überwachsen sind, dafs Luft, Wasser und Menschen in der Tiefe von einem goldgrünen Schein erglänzten. Auch Sessa, das alte Suessa Aurunca, wird berührt, wo die merkwürdige Haartracht der Frauen auffällt — breite Flechten von durchbrochenem Muster wie aus Filigranarbeit —, ebenso der weinberühmte Monte Massico, der unten ein grünes Geschlinge von Maulbeerbaum und Reben, in der Mitte silbergraue Olivenbäume, oben aber kahle, violettschimmernde Heide zeigt. Dann gehts über den versumpfenden Garigliano (Liris) und nun, um einem von Norden nach Süden streichenden Bergzug auszuweichen, näher an die Küste hinan. Hier liegt rechts der Bahn auf grüner Anhöhe ein dichtgedrängter Haufen weifser Häuser: M i n t u r n o, das alte M i n t u r n a e. Aber das alte Minturnae kann nicht oben gelegen haben, sondern unten in der Flufsebene des Garigliano: ja ein altes Stadtbild, das von den Flurkarten der Agrimensoren herrührt,

---

[1]) Z. B. Ad Att. II 4, 6; 8, 2; 9, 4; XIV 7, 1. Briefwechsel S. 402.

[2]) Ad Att. X 1[b], 1; 2, 1 (wo für *devertissemque acutius* zu lesen ist *devertissemque aqui. ūs = Aquinum versus*, vgl. Ad Att. XVI 10, 1; 13[a], 1 u. 2: *Eo die mansi Aquini*).

[3]) Briefwechsel S. 412.

[4]) Briefwechsel S. 414.

[5]) Ad Att. XIV 7, 1; XVI 29 ?

[6]) S. unten S. 354.

zeigt sogar, dafs die Stadt vom Garigliano durchflossen wurde. Darauf hat neuerdings Schulten in einem wertvollen Aufsatze hingewiesen[1]); aber es ist ihm entgangen, dafs eine wichtige Bestätigung dieser Ansicht in Ciceros Brief Ad Att. XVI 13, 1 enthalten ist. Dieser schreibt nämlich am 10. November 44 an den Freund: 'O wunderbarer Zufall! Als ich am 9. November vor Anbruch des Tages aus dem Gebiete von Sinuessa aufgebrochen und noch in der Dämmerung an den pons Tiretius gekommen war, der sich in Minturnae befindet, da wo das Strafsenknie nach dem Arpinas abzweigt, kommt mir Dein Briefbote entgegen ...'

Noch eine kurze Strecke Fahrt zwischen Meer und Bergen, und der Zug hält in Formia. Als ich die alte Lästrygonenstadt von der bescheidenen Piazza aus zuerst nach O. zu durchwanderte, war ich erstaunt, wie treffend sie Cicero mit dem einen Worte *Τηλέπυλος* charakterisiert hat. Denn bei keiner gleichgrofsen Stadt Italiens (es hat etwa 10000 Einwohner) ist es soweit von einem Thore zum andern. Das kommt erstens daher, dafs die Strandebene, auf der die Stadt liegt, sehr schmal und nach N. zu von steil ansteigenden Bergen begrenzt ist, sodafs sie fast eine einzige in verschiedenen Krümmungen und mit absteigender Linie von W. nach O. laufende Strafse bildet, zweitens aber daher, dafs die meist Fischfang und Handel treibenden Einwohner bei ihrer Ansiedlung natürlich alle die Berührung mit dem Meere suchten. Dieses bildet nahe dem Ost- und nahe dem Westende je einen kleinen Hafen und überspült jetzt Niederungen, die im Altertume bebaut waren; denn fast überall sieht man in dem seichten Wasser die Grundmauern antiker Gebäude.

Mein wichtigstes Ziel war natürlich die sogenannte Villa des Cicero, die sich jetzt im Besitze des Cavaliere Rubino befindet. Sie liegt am Westende der jetzigen Stadt an einem kleinen, fast versandeten Hafen, etwas über dem Meere. Wenn wir durch die rosagetünchte Gartenmauer eingetreten sind, verbreiten zwei hohe, malerische Cypressen sofort eine gewisse wehmütige Feierlichkeit. Vor uns sehen wir marmorne Ruhebänke und um sie herum aufgemauert zahlreiche antike Inschriften und Architekturtrümmer, am Boden liegen zwei grofse antike Säulen, eine aus Cipollin, die andere aus Granit (vgl. Taf. I Nr. 4). Für einen Augenblick kam mir die Boecklinsche 'Toteninsel' ins Gedächtnis, aber dann fällt der Blick auf das einfache, weifse Landhaus am Ende des Ganges und auf die fast tropische Fruchtfülle der Citronen-, Orangen- und Mandarinenbäume, die den ganzen Garten und auch die sich von ihm zum flimmernden Meere absenkenden Terrassen mit heiterer Lust erfüllen. Und auch die Marmorinschriften gewinnen Leben: zweimal begegnet unter ihnen der Name eines Arrius. Da fallen uns die im J. 59 auf dem Formianum geschriebenen anmutigen Stellen aus den Briefen an Atticus II 14, 2 ein: 'C. Arrius ist mein nächster Nachbar, ja fast mein Zeltgenosse; behauptet er doch, er gehe nur deshalb nicht nach Rom, um hier ganze Tage hindurch mit mir zu philosophieren. Und auf der anderen Seite wohnt Lebosus, der Freund des Catulus.

---

[1]) 'Römische Flurkarten', Hermes 1898 S. 536 ff.

Wohin soll ich mich wenden? Beim Herkules, ich flüchtete sofort auf das Arpinas, wenn ich nicht sähe, dafs ich Dich gerade auf dem Formianum am besten erwarten könnte, wohlverstanden bis zum 6. Mai. Du weifst nun, was für Leute hier meine Ohren mit Beschlag belegen, fürwahr eine herrliche Gelegenheit für einen, der mir mein Formianum abkaufen wollte ...' und II 15, 3: 'Gerade als ich diese Worte schrieb, tritt Lebosus bei mir ein; noch hatte ich nicht ausgeseufzt, da ruft Arrius «Guten Tag!» Das nennt man auf dem Lande leben.' Auf diese Stelle gestützt hat schon ein früherer vornehmer und gelehrter Besitzer der Villa, Fürst Carolus Ligny Caposele die Vermutung ausgesprochen, dafs der auf dem hier vermauerten Stein genannte C. Arrius Salanus, der bis zum Feldzeugmeister avancierte, ein Enkel des bildungsdurstigen Nachbars Ciceros gewesen sei. Leider war mir das auch von Mommsen in der Einleitung zu den Inschriften von Formiae (CIL. X S. 604) citierte Buch des Fürsten Caposele 'Antichità Ciceroniane ed iscrizioni esistenti nella villa Formiana in Castellone di Gaeta' nicht zugänglich. Um so wertvoller war mir die Inschrift, die Caposele über den Fundort des Steines in seinem Garten angebracht hat: *Gradum siste, viator, domum suspice, quae Formiana Ciceronis fuit hanc siquidem illi superstructam. Nedum situs, balnea, fontes, pensiles horti aliorumque ruderum squalens majestas, verum et sinistrorsus positum quodque muro e regione inhaerebat Arrii sepulcrale epigramma aperte testatur.*[1]) *Huius quippe Arrii cognominem avum sibi vicinum proximum ad Atticum scribens Cicero ipse adserebat utque tam luculenta memoria nulla unquam iniuria intercideret, Carolus Ligny Caputsilarensium princeps Romani eloqui principi devotus hoc posuit, litteratos insuper lapides e vicinia conquisitos hospitum ac viatorum eruditioni exposuit. A. CIƆIƆCCXXXVIII.*

Dafs wir uns wirklich auf dem Grund und Boden einer antiken Villa befinden, wird uns erst klar, wenn wir am weifsgetünchten Hause vorüber die Treppe zur Terrasse hinabgestiegen sind. Da sehen wir als Substruktionen der obersten Terrasse eine langgestreckte Reihe zellenartig aneinander gesetzter Gemächer mit Tonnengewölbe, vielfach aus opus reticulatum bestehend, davor das antike Paviment. Diese Bogenhallen sind vorn offen und zeigen Spuren von Fresken. Das hat aber die dem Caposele folgenden Besitzer, die Bourbonen von Neapel, nicht abgehalten, das meiste roh zu übertünchen und Küchen und Vorratskammern daraus zu machen. Aber einige Räume haben doch ihren alten Zauber bewahrt. Am schönsten und weihevollsten ist eine von vier Säulen getragene breite Halle, an die nach hinten eine mit schönem Stuck und Mosaik verzierte schmälere anschliefst, die wiederum in einer ehemals reich geschmückten Apsis endigt, ähnlich wie die mosaizierten Apsiden in den Hausgärten Pompejis. Ciceros Amaltheum auf dem Arpinas mag ein ähnlicher Bau

[1]) In seinem Buche berichtet Caposele von dem Stein des Arrius (CIL. X Nr. 6101): *La trassi dal muro del podere degli Olivetani* (vgl. CIL. X Nr. 6200: in hortis patrum Olivetanorum), *giaceva dirimpetto al cancello della mia villetta.* Übrigens nimmt Mommsen zu der Frage, wo das Formianum Ciceros zu suchen sei, nicht Stellung.

gewesen sein. Denn auch hier sprang aus der Apsis Wasser; noch ist dahinter ein $\frac{1}{2}$ m breiter in den Felsen gehauener Kanal voll des klarsten Bergquellwassers erhalten, der in ein Becken (*piscina*) führt. Das Ganze hat den Grundrifs einer kleinen Basilika.[1]) Beim Anblick dieses Raumes, der im Sommer eine erquickende Kühle atmen mufs, fiel mir ein, wie Cicero dem Atticus in dem oben citierten Briefe (II 14, 2) schreibt: 'Eine Basilika habe ich, keine Villa, das macht der Zulauf der Formianer; aber wie klein ist doch meine Basilika für die ganze Tribus Aemilia!' Eine andere Halle zeigt am hinteren Ende ein viereckiges Bassin voll Quellwasser, vielleicht enthielt sie die Baderäume.[1])

Haben wir hier wirklich die Reste von Ciceros Formianum vor uns? Ich wage diese Frage weder zu bejahen noch zu verneinen, aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dafs dieses Landhaus dem Formianum Ciceros entspreche, scheint mir doch vorzuliegen. Denn wenn auch das jetzige Mauerwerk teilweise der Kaiserzeit angehören sollte, so können doch Ergänzungsbauten stattgefunden haben. Und einen gewissen Anhalt liefert der Stein des Arrius doch! Aufserdem lassen sich auch noch andere Gründe für die alte Überlieferung und Caposeles Ansicht anführen. Cicero nennt seine Villa auch Caietanum; Caieta aber hiefs im Altertum die zu Formiae gehörige, sich nach Westen zu hinziehende ziemlich tief einschneidende Bucht, die am Felsenkap des heutigen Gaeta endigt.[2]) Die Lage der Villa Caposele westlich vor der Stadt in der Richtung nach Caieta pafst zu der Benennung Caietanum vortrefflich. Ferner liegt diese Villa auf dem höchsten und aussichtsreichsten Punkte des Geländes; auch vereinigen sich die Berichte vom Tode Ciceros (s. u. S. 354) vorzüglich mit der von uns angenommenen Lage seiner Villa.[2]) Und endlich ist es am Golfe von Formia und Gaeta eher als anderswo möglich, an den Fortbestand einer ununterbrochenen mündlichen Tradition über Ciceros Wohnstätte zu glauben. Denn der Golf von Formia und Gaeta gehört zu den wenigen

---

[1]) Ich verdanke das beigegebene Bild des Eingangs zur Villa (Taf. I Nr. 4), ebenso wie die Abbildung des Baderaumes (Taf. I Nr. 3), der Liebenswürdigkeit des jetzigen Besitzers, des Cavaliere Rubino, der diese und einige andere Teile der Villa für mich hat photographieren lassen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank sage.

[2]) Strabo V 3 S. 369 Kr.: *καὶ τὸν μεταξὺ δὲ κόλπον ἐκεῖνον Καιάταν ὠνόμασαν.* Der Strand dieser Bucht war vermutlich schon im Altertum mit Ansiedelungen von Fischern und Schiffern bedeckt. Dafs aber Caieta keine selbständige Gemeinde war, zeigen die Citate Cic. ad Att. I 3, 2: *Ea* (signa) *sunt ad Caietam exposita* . . VIII 3, 6: *Navis et in Caieta est parata nobis et Brundisii,* Liv. bei Sen. Suas. VI 17 im Bericht über Ciceros Tod: *Transversis itineribus in Formianum ut ab Caieta navem conscensurus proficiscitur . . . regressusque ad superiorem villam, quae paullo plus mille passibus a mari abest.* Der hier gebrauchte Ausdruck *superior villa* pafst sehr gut auf die hoch über dem Meer gelegene Villa Caposele. Heute ist sie allerdings nicht mehr 1000 Schr. vom Meere entfernt, da dieses dort überall weiter ins Land vorgedrungen ist, s. o. S. 350. Dem alten Caieta entspricht nicht die heutige Stadt Gaeta, eine mittelalterliche Gründung, sondern das langgestreckte Fischerdorf Borgo di Gaeta, neuerdings auch Elena genannt (vgl. Tafel I Nr. 5).

Gegenden Italiens, wo die antike Kultur immer eine Oase fand: hier schützte sie nach dem Abzuge der Goten der oströmische Kaiser, dann entstand auf dem Felsenkap am Westende des Busens Caieta die gleichnamige Festung unter selbständigen Herzögen, die den Räubereien der Sarazenen wehrten, bis endlich der kleine Seestaat ungefähr 1135 im Königreich Neapel aufging. Das alles zusammengenommen macht natürlich noch keinen vollgültigen Beweis aus, dafs das Formianum Ciceros im Bereiche der heutigen Villa Caposele-Rubino gelegen habe, wohl aber ist es wahrscheinlich, zumal kein anderer Punkt der Umgebung Formias zugleich Ruinen eines römischen Landhauses aufweist und zugleich in allen Stücken so der schriftlichen Überlieferung über das Formianum entspricht. Schauen wir uns nach dieser Erkenntnis noch einmal von der obersten Terrasse die Gegend an, so finden wir die Aussicht auf das blaue Meer sehr lieblich, schön auch den weiten Ausblick vom Monte Massico an über Ischia, den Vesuv, Misenum hinüber auf Gaeta, das in seiner landschaftlichen Formation an das Kap Misenum erinnert. Aber im ganzen kann sich doch diese Gegend nicht mit dem Paradiese des Golfs von Neapel vergleichen. Denn nur die schmale Strandebene und der unterste Saum der das Meer umgürtenden Berge hat eine anbaufähige Krume; weiter hinauf sieht man nur öden Kalkfelsen mit einer höchstens für Ziegenweide geeigneten Vegetation. Indessen für das, was der Landschaft abging, gab es anderweitig Ersatz. Nach den oben citierten Briefstellen lebte Cicero mit dem Volke dieser Küste in ganz besonders innigem Verkehr. Er wohnte hier mitten unter dem Volke der Fischer, Schiffer und Händler, die in ihm besonders nach seinem Konsulate den Träger einer festen Staatsordnung, den Schützer ihres Besitzes vor der Habgier der Anarchisten wie der Soldaten verehrten. Hier konnte er, wie in Antium (s. unten), unter den einfachen Verhältnissen seinen gepriesenen 'Ausgleich unter den Ständen (*concordia ordinum*)' praktisch herstellen, hier machte er seine Studien über die Stimmung des Volkes während des Triumvirates[1]); hier hörte er die Stimme der Grofskaufleute, die in den nahen Häfen ihren Geschäften nachgingen, zur Zeit des drohenden Konflikts zwischen Caesar und Pompejus[2]) und auch später.[3]) Die Bevölkerung von Formiae war vermutlich besonders betriebsam und wohlanständig: sie unterscheidet sich noch heute vorteilhaft von der vieler anderer Städte im Neapolitanischen; der Fremde wird hier von niemandem angebettelt und ohne Lohn über alles unterrichtet. Nirgends, auch selbst in Arpinum nicht, hat sich an Ciceros Persönlichkeit eine so starke Erinnerung erhalten. Nennt man seinen Namen, so leuchten die Augen aller. Die Gasse, an deren Ende die Villa Rubino liegt, heifst Via Tullia, die lange am Meeresufer nach Gaeta hinführende Strafse durch das Dorf Borgo di Gaeta (jetzt Elena) heifst Corso

[1]) Ad Att. II 13: *Qui fremitus hominum! quam irati animi! quanto in odio noster amicus Magnus, cuius cognomen una cum Crassi Divitis cognomine consenescit . . .*

[2]) Ad Att. VII 5, 4.

[3]) Ad Att. XV 29, 3.

Attico; ja es hat sich sogar eine Tradition von Ciceros Tod erhalten, und ein grofsartiges antikes Grabmal westlich von der Stadt, unweit vom Wege nach Gaeta, nennen die Einwohner Sepolcro di Cicerone. Ich bin weit entfernt, dieser Tradition irgendwie Glauben zu schenken; denn wir haben ja oben S. 345 f. gesehen, dafs Ciceros Grab, wenn überhaupt eine würdige Bestattung seiner irdischen Reste stattgefunden hat, auf dem Arpinas gesucht werden müfste. Aufserdem aber werden auch die Reste eines Bauwerkes — zwei Mauerpfeiler — auf dem Felsabhange über dem sogenannten Sepolcro di Cicerone als Grab der Tullia bezeichnet, obwohl doch Cicero, wie wir aus den Briefen an Atticus (XII und XIII) genau wissen, nie daran gedacht hat, seine geliebte Tochter auf dem Formianum zu bestatten. Aber es spricht sich doch in dieser Sage eine zarte Pietät gegen das Andenken des grofsen Toten aus, die hier völlig frei ist von aller Spekulation der Fremdenführer. Denn solche lästige Gesellen giebt es in Formiae nicht.

Das Sepolcro di Cicerone (Taf. I Nr. 6) liegt in einer Vigna, etwa $1^1/_2$ km westlich von Formiae, nur wenige Hundert Schritte vom Meeresufer entfernt. Über Ciceros Tod aber weichen die Berichte des Seneca, Suas. VI 17, und des Plutarch zwar in Kleinigkeiten ab, aber in folgenden Zügen scheinen sie übereinzustimmen: Cicero erreichte auf der Flucht vor den Häschern der Triumvirn die Bucht Caieta und liefs sich von dort in sein Formianum bringen. Da langten die Soldaten zu Lande, also von Fundi und Itri den Bergweg niedersteigend, vor dem Landgute an und schlugen die Thür ein. Bei ihrer Annäherung hatten die Getreuen Ciceros ihn bewogen, sich durch die schattigen Laubgänge des Gartens und das daran anschliefsende Gehölz nach dem Meere tragen zu lassen, in der Richtung auf Caieta, wo, vermutlich im innersten Winkel der Bucht, noch sein Schiff lag. Aber es fand sich ein Verräter, und auf dem Wege dahin ereilten ihn die Mörder, die vermutlich auf dem oberen Wege vorwärtseilten, der noch jetzt am Sepolcro vorüber hinab zum Meere führt. Er befahl zu halten, steckte den Kopf zur Sänfte heraus und empfing den Todesstreich.

Wer das Gelände zwischen Formia und Borgo di Gaeta gesehen und untersucht hat, wird mir beistimmen, dafs, falls der Vorgang richtig geschildert ist, der Ort, wo er sich zutrug, etwa an der Stelle des Sepolcro oder doch in seiner unmittelbarsten Umgebung gesucht werden mufs. An ihm vorüber führt noch jetzt, wie schon gesagt, ein Richtweg zur Küste hinab. Es ist nicht unmöglich, dafs das Grabmal in späterer Zeit, als Ciceros Andenken wieder freigegeben war, also etwa seit Claudius, errichtet wäre, um die denkwürdige Stelle kenntlich zu machen, wo der letzte grofse Vertreter des antiken Konstitutionalismus starb, aber mit gröfserer Wahrscheinlichkeit erkennen wir in dem gewaltigen Monument, das auf einer mächtigen Basis einen sich oben verjüngenden Turm mit Nischen zeigt, das Grabmal irgend eines Vornehmen der ersten Kaiserzeit, das zufällig an der Mordstelle errichtet wurde. Jedenfalls aber ist es eine freundliche Fügung, dafs diese Stelle durch dieses Totenmal ausgezeichnet ist und auf weitere Jahrtausende, wie es scheint,

kenntlich bleiben wird. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals mufs es jedoch genannt werden, dafs von der Höhe des Monte Corvo bei Gaeta der trutzige Rolandsturm, Torre d'Orlando, auf die Stätte herunterschaut, wo Ciceros Blut verspritzt wurde; denn dieser Turm ist laut der Inschrift das Totenmal jenes L. Munatius Plancus, der den Cicero im Mutinensischen Kriege so schnöde verriet.



Torre d'Orlando = Grabmal des Munatius Plancus bei Gaeta
(Nach *Le cento città d'Italia* 1893)

(Schlufs folgt)

EIN ANTIKES VEREINSSTATUT

Von Engelbert Drerup

Bei den Ausgrabungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, die im Jahre 1894 zwischen Pnyx und Areopag veranstaltet wurden, ist oberhalb des alten Dionysosheiligtums, das von Dörpfeld mit dem heiligen Bezirk des *Διόνυσος ἐν Λίμναις* identifiziert wird, ein römischer Bau aufgedeckt, der als Versammlungsraum einer dionysischen Kultgenossenschaft diente. 'Der grofse Saal von 11 m Breite und 18 m Länge war durch zwei Säulenreihen, deren Fundamente erhalten sind, in drei Schiffe geteilt und hatte an seiner östlichen Schmalseite eine viereckige Apsis, in welcher mehrere Altäre und eine grofse Anzahl von Skulpturen gefunden wurden' (Dörpfeld im Fundbericht: Athen. Mitteil. XIX 1894 S. 147). Die Bestimmung des Hauses ist besonders durch eine Inschrift gesichert, die in Form einer in zwei Kolumnen beschriebenen Stele auf einer Säulentrommel eingemeifselt ist und in ihren 163 Zeilen die Statuten des Kultvereins der Iobakchen enthält mit einem vorangehenden Berichte über die Sitzung, in welcher diese Vereinsordnung angenommen wurde. Die Inschrift ist zum erstenmale publiziert von Sam Wide (Athen. Mitteil. XIX 1894 S. 248—82). Die ausführlichen Erläuterungen, die der erste Herausgeber beigefügt hatte, sind dann ergänzt und mannigfach berichtigt von Ernst Maafs, der seinen 'Orpheus' (München 1895) mit einer gelehrten Untersuchung über unsere Inschrift eröffnete. Aufserdem ist noch auf 'Das griechische Vereinswesen' von Erich Ziebarth (Gekr. Preisschrift, Leipzig 1896) zu verweisen, der in seine treffliche Gesamtdarstellung der griechischen Vereine manche gute Bemerkung über das Leben und Treiben der athenischen Iobakchen verwoben hat. Nach solchen Arbeiten noch ein Wort über die Inschrift zu verlieren, könnte vermessen erscheinen, wenn nicht die in mehreren Punkten zu verfolgende Entwickelung des Vereins, die mit einem interessanten philologischen Problem in der Überlieferungsgeschichte seiner Statuten zusammenhängt, bisher zu wenig beachtet wäre. Zudem scheint mir das amüsante Zusammenleben dieser Zechbrüder in ihrem *Βακχεῖον* — das ist der offizielle Name des Vereins — auch für solche von Interesse zu sein, die den epigraphischen Studien ferner stehen.

Einmal während des III. Jahrh. n. Chr. also, unter dem nicht genau zu fixierenden Archontate des Epaphroditus, am 8. Elaphebolion, hatte der *ἱερεύς* Klaudios Herodes unter Assistenz seines Gegenpriesters (*ἀνθιερεύς*) die Mitglieder des Bakcheions zu einer geschäftlichen Sitzung zusammengerufen, um

ihnen Vorschläge zur Reorganisation der im Niedergange begriffenen Vereinigung zu unterbreiten. Die Korporation hatte schon manches Jahr überdauert: denn Chrysippos und Dionysios waren ihre Priester gewesen und zuletzt noch Aurelios Nikomachos, der nicht weniger als 23 Jahre sein Amt verwaltet und dann zu Gunsten des Herodes freiwillig resigniert hatte; dabei hatte er sich von neuem die Würde des Gegenpriesters ausbedungen, die er früher schon 17 Jahre lang geführt hatte (Maafs S. 39). Vielleicht aber hatte der Verein schon lange vor Chrysippos und Dionysios bestanden, von denen wir nichts anderes erfahren, als dafs sie sich um die Vereinsstatuten verdient gemacht haben. Anderseits ist freilich auch nicht bewiesen, dafs der *θίασος* der Iobakchen sich in direkter Linie von dem alten Dionysoskult herleite, der einst an der Stelle ihres Versammlungslokales geübt wurde. Immerhin sind schon aus der klassischen Zeit Iobakchien bekannt (Ps.-Demosth. geg. Neaira § 78), und die Möglichkeit ist nicht abzuleugnen, dafs unsere Zechkumpane eine altehrwürdige Tradition repräsentieren.

Das Vereinsinteresse war indessen, wohl durch die Schuld des alt und müde gewordenen Nikomachos, im Schwinden begriffen und bedurfte einer kräftigen Auffrischung: man beginnt, ganz fin de siècle, mit einer Neubearbeitung der Statuten. Die *δόγματα* des Chrysippos und Dionysios werden hervorgeholt, zeitgemäfs ausgestaltet (vgl. Z. 116/7) und in der rekonstituierenden Versammlung vom *ἱερεύς*, *ἀνθιερεύς* und *προστάτης* mit warmen Worten empfohlen. Die Mitglieder zeigen sich hocherfreut und geben ihrem Einverständnis durch ermunternde Zurufe Ausdruck: So was brauchen wir! Recht so! Einverstanden! Aufschreiben! Abstimmen lassen! Der Priester ist dazu bereit, und der Vorsitzende Ruphos, Sohn des Aphrodisios, legt den Antrag vor: 'Wer der verlesenen Vereinsordnung zustimmt und sie aufgeschrieben wissen will, der erhebe die Hand!' Der Antrag wird unter lebhaftem Beifall einstimmig angenommen. Noch einmal ergreift der Gegenpriester das Wort und erklärt, dafs die Statuten auf einer Säule eingemeifselt werden sollen und dafs der Vorstand für ihre strikte Innehaltung Sorge tragen werde.

Die Satzungen beginnen nun mit Bestimmungen über die Aufnahme neuer Mitglieder, die das übliche Aufnahmegesuch zunächst beim *ἱερεύς* als dem Vorsitzenden des Vereins schriftlich anzubringen haben; in einer geschäftlichen Sitzung entscheiden dann die Mitglieder in geheimer Abstimmung (*ψήφῳ*, daneben auch *χειροτονίᾳ* Z. 24), ob sie den sich Meldenden für würdig und tauglich halten, unter die ehrenfesten Genossen des Bakcheions eingereiht zu werden. Die Gesellschaft weifs ihren Wert zu schätzen, und darum ist die Aufnahme mit verhältnismäfsig hohen Kosten verknüpft. Das Eintrittsgeld beträgt 50 Denare, wenn nicht aus besonderen Gründen eine Erleichterung zugestanden wird; dazu kommt die Verpflichtung zu einer *σπονδή*, deren Kosten dem Eintrittsgelde wenigstens gleich waren (*καὶ σπονδὴ ὁμοίως*). Diese *σπονδή* war dem Bruder eines Mitgliedes bei seiner Rezeption nachgelassen. Dagegen brauchte der Sohn eines Mitgliedes auch nur die Hälfte des Eintrittsgeldes, 25 Denare, zu zahlen und war bis zu seiner Verheiratung (als aufserordentliches Mitglied)

vom halben Monatsbeitrage befreit: vorausgesetzt, wie wir wohl hinzufügen dürfen, dafs der Vater nicht inzwischen starb; denn die Ermäfsigung war nur solange berechtigt, als sich wenigstens ein vollverpflichtetes Glied der Familie im Vereine befand.[1]) Vom Eintrittsgelde sah man endlich ganz ab bei der Aufnahme des Sohnes eines Mitgliedes, der in seiner Jugend als *ἱερὸς παῖς* bei den Veranstaltungen des Vereins mitgewirkt hatte. Er wurde jedenfalls dann aufgenommen, wenn er aus dem Knabenalter herausgetreten (*ἐξωτικὸς καθεσθείς*) und körperlich soweit herangereift war, dafs er bei den Kneipen sich seiner Aufgabe gewachsen zeigen konnte.[2]) Der Vater hatte dabei nur die Verpflichtung zu einer *σπονδή*, während dem Sohne doch wohl auch die Vergünstigung des halben Monatsbeitrages zufiel: anders weifs ich den Worten *μετὰ τοῦ πατρός* keinen Sinn abzugewinnen.

Dem neuen Mitgliede wurde nach der Ballotage vom Priester eine Mitgliedskarte ausgehändigt, sobald das Eintrittsgeld bezahlt war, dessen Empfangnahme dem Priester (Z. 61) und dem Gegenpriester (Z. 104) zustand; die Quittung darüber wurde im Diplom selbst vermerkt. Erst jetzt war der Neuaufgenommene zur Teilnahme an den Versammlungen berechtigt, von denen er ferngehalten wurde, solange er seiner Verpflichtung noch nicht nachgekommen war. Unter Umständen wurde das ausstehende Geld auf Anordnung des Priesters eingefordert. Da indessen diese Verbindlichkeit kaum eine klagbare Schuld darstellte — von einer *δίκη βλάβης* konnte doch nicht die Rede sein —, so mufste bei fortgesetzter Verweigerung der Bezahlung Ausschlufs aus dem Verein erfolgen. In einer geschäftlichen Sitzung wurde darüber abgestimmt, und nur das konnte für den Renitenten als Entschuldigungsgrund gelten, dafs er entweder verreist oder in Trauer oder krank oder sonstwie zwingend verhindert war. Diese Fälle sind alle so geartet, dafs sie dem Betroffenen auch die Teilnahme an den Versammlungen unmöglich machten: das Urteil hierüber stand den Priestern (dem Vorstande) zu.

Die regelmäfsigen Zusammenkünfte fanden am 9. Tage jedes Monats statt, aufserdem zu den Stiftungsfesten und an dem ordentlichen und an den aufserordentlichen Feiertagen des Vereinsgottes Dionysos. Jedes Mitglied hatte für

---

[1]) *μέχρις ὅτου πρὸς γυναῖκας ὦσιν* wird von Maafs übersetzt 'solange sie in der Frauenabteilung sind': aber bei den ausgesprochenen Kneipzwecken des Vereins ist eine Frauenabteilung unglaublich, von deren Existenz wir im übrigen nichts wissen. Aufserordentliche Mitglieder mit geringerem Beitrag sind auch die Söhne der *ὑμνῳδοί* von Pergamon (v. Prott, Fasti sacri Nr. 27 und Ziebarth S. 92 und 142).

[2]) Bei der Deutung von *ἐξωτικὸς καθεσθείς* = 'wenn ein Mitglied, Sohn eines Iobakchen, aufserhalb sich aufhält' durch Maafs kann ich mir nicht zusammenreimen, dafs ein Mitglied, wenn es abwesend ist, Mitglied werden soll auf eine Spende des Vaters hin. Warum soll auch der *ἱερὸς παῖς*, der seine Verpflichtungen gegen die Götter und gegen den Verein erfüllt hat, nur dann besonders günstige Aufnahmebedingungen finden, wenn er sich in der Fremde aufhält, da doch jedes Mitglied seinen Sohn für das halbe Eintrittsgeld Iobakchos werden lassen konnte? Und warum soll der Sohn eines Mitgliedes, der draufsen von den Vergnügungen des Vereins nichts geniefsen kann, überhaupt Mitglied werden? Die Stellung, welche *οἱ καθιστάμενοι ἐξωτικοὶ ὑμνῳδοί* in der pergamenischen Inschrift (*C* 12/13) einnehmen ('zahlende Gäste'? Ziebarth S. 92), ist vollkommen unklar.

die Monatsversammlungen einen bestimmten Beitrag zum Weine zu leisten, der, wie bemerkt, bei den unverheirateten Söhnen von Mitgliedern auf die Hälfte ermäfsigt war. Für das Stiftungsfest wurde ein besonderer Zuschufs erhoben; und keiner durfte sich an den Versammlungen beteiligen, der mit seinem Beitrage im Rückstande war: die Priester (der Vorstand) hatten das im einzelnen zu prüfen. Ganz befreit waren nur der *ταμίας* und diejenigen Mitglieder, die bei einer mimischen Aufführung zur Unterhaltung des Vereins mitwirkten (Z. 45 66). Genaueres wissen wir darüber aus Z. 121 f., wo wir als ständige Rollen dieser Spiele einen *ἱερεύς*, *ἀνθιερεύς*, *ἀρχίβακχος*, *ταμίας*, *βουκολικός*, *Διόνυσος*, *Κόρη*, *Παλαίμων*, *'Αφροδείτη*, *Πρωτεύρυθμος* kennen lernen (s. u.). Von dem Essen vor dem Gelage, das nach griechischer Sitte unerläfslich war, hören wir nur in der Bezeichnung des Vereinslokals (*ἑστιατόρειον* Z. 141) und der Versammlungen (*ἑστίασις* Z. 105): also auch hier ist der Hauptzweck des Vereins deutlich, das Zechen.

Es gab auch noch mancherlei besondere Trinkgelegenheiten, die *σπονδαί*, bei denen es nur fraglich ist, ob sie als Weinspenden bei den regelmäfsigen Zusammenkünften oder als aufserordentliche Freikneipen aufgefafst werden müssen. Wahrscheinlich ist beides vorgekommen, je nach der Veranlassung und der Freigebigkeit der Spender: Freikneipen sind jedenfalls *αἱ ἀπὸ κλήρων ἢ τειμῶν ἢ τάξεων ἡμέραι* (Z. 154). Als aufserordentliche Trinkgelegenheiten sind die Rezeptionskneipen schon erwähnt; ferner hatte der Priester nach einer Einrichtung des Nikomachos die *καταγώγια* mit einer *σπονδή* zu feiern (Z. 114); und auch der Archibakchos mufste zu den grofsen Dionysien am 10. Elaphebolion etwas draufgehen lassen; selbst beim Tode eines Mitgliedes wurde den Teilnehmern am Leichenbegängnis ein Ehrentrunk für den Verstorbenen gereicht (Z. 161). Hauptsächlich war aber dadurch für die Pflege der Gemütlichkeit gesorgt, dafs jedes Mitglied bei jeder sich bietenden Gelegenheit gehalten war, seine Vereinsgenossen nicht verdursten zu lassen. Jede Erbschaft, jedes Amt und jede Ehrenstelle kostete eine entsprechend gewertete *σπονδή*; und bei Hochzeit, Geburt, *χοαί* (*χόες*?)[1]), beim Eintritt eines Sohnes in das Ephebenalter oder in das bürgerliche Leben, ja wenn immer sich Glückliches ereignete im Leben eines Iobakchen — *ῥαβδοφορίας*, *βουλείας*, *ἀθλοθεσίας*, *πανέλληνος γερουσίας*, *θεσμοθεσίας*, *ἀρχῆς ἧς δήποτε οὖν*, *συνθυσίας*, *εἰρηναρχίας*, *ἱερονείκου*, *καὶ εἴ τίς τι ἐπὶ τὸ κρεῖσσον 'Ιόβακχος ὢν τύχοιτο* (vgl. Maafs S. 28 f.) —: die weniger glücklichen Vereinsbrüder nahmen Anteil daran in einem kräftigen Freitrunke.

---

[1]) Man bezieht *χοαι* auf die Choes und die Zulassung des Knaben zur Festfeier der Anthesterien, indem man damit einen besonders wichtigen Moment im Leben des athenischen Knaben statuiert. Aber selbst wenn wir für diese Wertschätzung des an sich bedeutungslosen Aktes vollwichtige Zeugen hätten, so liegt doch der Gedanke an die *χοαί*, die Trauerfeierlichkeiten bei Sterbefällen, ebenso nahe, da man auch sonst den Verstorbenen durch ein Totenmahl zu ehren pflegte. Die Stellung des Wortes zwischen *γέννησις* und *ἐφηβεία* beweist garnichts, da man nicht minder passend mit *γάμοι* und *γέννησις* das Sterben in Verbindung bringen kann.

Besondere Aufmerksamkeit ist der Ordnung bei den Vereinsversammlungen zugewandt, die unter der Leitung des ἱερεύς und ἀρχίβακχος (Z. 67 140) oder des ἱερεύς und ἀνθιερεύς (Z. 109) standen. Ungeregeltes Singen, Lärmen und Klatschen war verboten; und wer eine Rede halten wollte, mufste das Wort vom ἱερεύς oder ἀνθιερεύς erbitten: der Zuwiderhandelnde wurde in eine Strafe von 30 Obolen[1]) genommen. Aber auch auf schlimmere Störungen war man vorbereitet, und die ausführlichen Bestimmungen hierüber deuten darauf hin, dafs Ausschreitungen beim Trunke nichts Ungewöhnliches waren. Wenn jemand sich ungebührlich betrug, wenn er den Platz eines anderen occupierte oder zu streiten und zu schimpfen anfing, wenn gar eine Schlägerei (μάχη) ausbrach, so trat ein εὔκοσμος (Kneipwart) in Thätigkeit, der auf Anweisung des Priesters oder Archibakchos den θύρσος τοῦ θεοῦ neben den Friedensstörer hinstellte zum Zeichen, dafs er von der Kneipe verwiesen sei. Folgte er nicht gutwillig, so brauchte man Gewalt, indem die von den Priestern bestellten ἵπποι — 'Füchse' würden wir sagen — ihn vor die Thüre setzten (Z. 142 95). Wide erklärt mit Zustimmung von Ziebarth S. 154 die ἵπποι als untergeordnete Vereinsdiener, 'Büttel'; ebensowohl sind in dieser Stellung aber auch Mitglieder zu denken, die etwa unter dem Kommando des εὔκοσμος einen Kreis für sich bildeten, wie in unseren Studentenkorporationen der Fuchsenstall (vgl. auch Maafs S. 29 Anm. 10).

War es nun doch zu ernsteren Streitigkeiten gekommen, so hatte der Beleidigte aus den Vereinsgenossen zwei Zeugen vorzuschlagen, die unter Eid — vor dem Vorstand, wie wir annehmen müssen — über den Vorfall aussagten. Der Beleidiger oder Anstifter des Streites wurde dann mit einer Strafe von 25 Obolen belegt und durfte nicht eher wieder einer Versammlung beiwohnen, bis er die Strafe bezahlt hatte. Wenn sich jemand gar zu Schlägen hatte hinreifsen lassen, so machte der Gekränkte zunächst beim Vorstand schriftliche Anzeige. Darauf wurde eine geschäftliche Sitzung (ἀγορά) berufen, in welcher die Iobakchen unter Führung des Priesters in geheimer Abstimmung den Fall entschieden: als Strafmafs war zeitweiliger Ausschlufs von den Zusammenkünften des Vereins und eine Geldbufse bis zu 25 Denaren vorgesehen. Diese Versammlung war für alle Mitglieder offiziell; wer unentschuldigt fehlte, zahlte 50 Obolen und wurde, wenn er trotz Aufforderung dieser Verpflichtung nicht nachkam, durch den Tamias solange vom Verein ferngehalten, bis er in die Tasche griff. Dabei bestand das löbliche Prinzip, Streitigkeiten unter den Mitgliedern innerhalb des Vereins auszumachen, und deshalb wurde auch derjenige mit Strafe bedacht, der sich für eine beim Wein erlittene Unbill an die ordentlichen Gerichte wandte. Ebenso wurde der Ruhestörer gebüfst, der mit Gewalt vom Gelage hatte entfernt werden müssen, und selbst der Eukosmos entging der Strafe nicht, wenn er die Streitenden nicht getrennt und aus dem Lokal hinausgeworfen hatte.

[1]) Die Geldbezeichnungen sind in römischen Denaren = X und in Drachmen = λεπτοῦ δρ(αχμαί) gegeben, die aber im Werte den früheren Obolen gleichstehen; vgl. Wide S. 275.

Vom Vorstand handeln die noch übrigen Teile der Inschrift von Z. 111 an. Die Bestimmungen sind hier allerdings einigermafsen dürftig, da wir über den *προστάτης* und über den *πρόεδρος* der geschäftlichen Sitzungen (Z. 20 13) überhaupt nichts erfahren. Wir wissen auch nur aus nebensächlichen Bemerkungen des Reorganisationsbeschlusses, dafs *ἱερεύς* und *ἀνθιερεύς* auf Lebenszeit oder bis zur freiwilligen Resignation ihr Amt bekleideten, ferner dafs der *ἀνθιερεύς* vom *ἱερεύς*, der *ἱερεύς* aber von seinem Amtsvorgänger ernannt wurde; bei unvorhergesehenem Tode des *ἱερεύς* besafs demnach wohl der *ἀνθιερεύς* das Recht der Succession. Im übrigen hatte der *ἱερεύς* in vollem Umfange die Vertretung und Leitung des Vereins nach innen und aufsen (vgl. Ziebarth S. 151), mufste dafür aber die regelmäfsigen Leistungen für die Monatsversammlungen und für das Stiftungsfest auf sich nehmen und einmal im Jahre den Verein mit einer feierlichen *σπονδή* bewirten.[1]) Zur Seite standen ihm der *ἀνθιερεύς* und der *ἀρχίβακχος*, von denen der erstere in den Statuten nur nebenbei erwähnt wird, und zwar neben dem *ἱερεύς* als Empfänger des Eintrittsgeldes (Z. 104) und als Leiter der Kneipen (Z. 109), dann als einführende Behörde bei Klagen gegen ein Vereinsmitglied (Z. 85). In der rekonstituierenden Versammlung hat er die Vorschläge zur Reorganisation des Vereins verlesen und die inschriftliche Publikation der Statuten versprochen, mit der er jedenfalls auch betraut worden ist: so erklärt sich sein Hervortreten im Protokoll, indem er bei der Abfassung des Berichtes die eigene Person in den Vordergrund stellte. Etwas mehr hören wir über den Archibakchos, der gleichfalls bei den Vereinsversammlungen eine Rolle spielt (Z. 67 140) und auch für Ausschreitungen beim Gelage Ordnungsstrafen verhängen kann (Z. 93; s. u.). Als besondere Pflicht liegt ihm ob (Z. 117 f.), am 10. Elaphebolion während der grofsen Dionysien das offizielle Vereinsopfer zu bringen und danach die Mitglieder zu traktieren. Über seine Bestallung wissen wir nichts, doch dürfen wir nach Analogie des *ἀνθιερεύς* annehmen, dafs auch er vom *ἱερεύς* auf Lebenszeit eingesetzt wurde. Die *ἱερεῖς* gemeinschaftlich bildeten den engeren Vorstand, von dessen Thätigkeit im einzelnen die Beurteilung der Gründe für Nichtbezahlung des Eintrittsgeldes und der Monatsbeiträge (Z. 53 71) und die Ernennung der *ἵπποι* (Z. 144) verzeichnet wird.

Von den priesterlichen Ämtern, um welche das Vereinsleben sich krystallisiert und in denen der religiöse Grundzweck des Vereins noch zum Ausdruck kommt, sind wesentlich verschieden die niederen Vorstandschargen, von denen der *εὔκοσμος* (Kneipwart bzw. Fuchsmajor) gelegentlich der Versammlungen

[1]) Die *ἔθιμοι λιτουργίαι* waren entweder durch den Gebrauch geregelt, oder in einer selbständigen Inschrift publiziert, wie auf dem Altar der pergamenischen *ὑμνῳδοί*. Die *καταγώγια*, bei denen der Priester seine Spende gab, sind in ihrer Bedeutung nicht gesichert: vielleicht war es nur der Jahrestag des Amtsantrittes, die *καταγωγή*, die vom Verein festlich begangen wurde. Die *θεολογία* bei dieser Gelegenheit möchte ich auch nicht als Lobrede auf den Gott verstehen (Maafs), da nach der Verbindung *τιθέτω — θεολογίαν* eher der übliche Götterzauber (Z. 121 f.) gemeint ist, der natürlich nicht ohne Lobpreisung der Götter vor sich gehen konnte.

behandelt ist. Hier ist nachzutragen, dafs er entweder vom *ἱερεύς* ernannt oder durch das Los bestimmt wurde. Die zeitliche Begrenzung seiner Thätigkeit ist unbekannt. Dagegen wurde der *ταμίας* (Inventarverwalter bzw. Kassierer) in geheimer Abstimmung der Vereinsmitglieder auf zwei Jahre gewählt: er übernahm nach einem Inventarverzeichnis den gesamten Besitzstand des Vereins und übergab ihn nach Ablauf seiner Zeit ebenso seinem Nachfolger. Wahrscheinlich stand auch die Kasse unter seiner Verwaltung, da er einmal (Z. 100; s. u.) mit der Verfolgung eines Mitgliedes beauftragt wird, das sich eine Strafe zu entrichten weigert; bemerkenswert ist aber, dafs das Eintrittsgeld an den *ἱερεύς* oder *ἀνθιερεύς* abgeführt werden mufs. Als besondere Leistung für den Verein ist dem Tamias die Sorge für die Beleuchtung des Vereinslokals übertragen[1]), die er bei den regelmäfsigen Versammlungen und bei den Gelagen *ἀπὸ κλήρων ἢ τειμῶν ἢ τάξεων* aus eigenen Mitteln zu stellen hat. Auf eigene Kosten auch darf er sich einen *γραμματεύς* (Schriftführer) zur Unterstützung nehmen. Dagegen ist er von der *ταμιευτικὴ σπονδή*[2]) und während seiner zweijährigen Funktionsperiode von den ordentlichen Beiträgen befreit.

Ein Paragraph über die Ehrung eines verstorbenen Mitgliedes bringt den Abschlufs der Statuten: für jeden Toten wird ein Kranz im Werte bis zu 5 Denaren bewilligt. Dann wird für die Teilnehmer an dem Leichenbegängnis ein Totenfest veranstaltet, bei welchem aber dem einzelnen nur ein Krug Wein verabreicht wird. Wer dem Toten die letzte Ehre nicht erwiesen hat, bekommt nichts.

Diese Satzungen sind nun freilich nach dem Begriffe einer modernen Vereinsordnung nicht gerade vollständig. Es fehlt mancherlei, z. B. eine genaue Bestimmung über die geschäftlichen Versammlungen (*ἀγοραί*; Z. 3 86 97), über das Kassenwesen, dessen Verwalter doch jedenfalls Rechnung abzulegen hatte, über die Rechte und Pflichten der einzelnen Vorstandsmitglieder: verschiedene Ämter sind in dem Kapitel über den Vorstand überhaupt nicht genannt. Immerhin aber ist die Durcharbeitung der Statuten mit ihrem Eingehen in die kleinsten Details des Vereinslebens aufserordentlich sorgfältig, und wenn wir die §§, die uns vorliegen, mit demjenigen vergleichen, was wir etwa vermissen, so können wir nur unsere volle Anerkennung aussprechen für die antike Vereinstechnik, für die wir nicht zum mindesten die schon im Altertum blühende 'Vereinsmeierei' verantwortlich machen dürfen (vgl. Ziebarth S. 199).

---

[1]) Vgl. aus den Satzungen der *ὑμνῳδοί* von Pergamon *B* 19: *παρέξει δὲ ὁ εὔκοσμος . . καὶ πόπανον καὶ λίβανον καὶ λύχνους τῷ Σεβαστῷ.*

[2]) Es geht nicht an, die *ταμιευτικὴ σπονδή* als 'Kassierertrunk' zu erklären, der dem *ταμίας* zugebilligt wäre: denn die regelmäfsigen Beiträge sind ihm erlassen, ein schlichter Ehrentrunk bei einer Kneipe ist aber zu unwichtig, als dafs er in den Statuten vorgesehen sein sollte. Wir müssen die *ταμιευτικὴ σπονδή* vielmehr mit den *σπονδαί* in eine Linie setzen, die dem Priester und dem Archibakchos pflichtmäfsig auflagen. Dementsprechend hat wohl auch einmal der Tamias seine Vereinsgenossen bewirten müssen; aber in Anbetracht seiner an sich schon bedeutenden Opfer für den Verein dürfte man später davon Abstand genommen haben.

Aber die Einheitlichkeit, wie sie in dieser Schilderung herausgetreten ist, konnte nur durch die Zusammenstellung der zusammengehörigen Paragraphen erreicht werden, die in der Inschrift in bunter Unordnung durcheinandergewürfelt sind. Wir wissen, dafs hier verschiedene Erlasse der Priester Chrysippos und Dionysios vereinigt sind, in der Art jedenfalls, dafs eine von Chrysippos ausgearbeitete Vereinsordnung unter Dionysios in Details vervollständigt ist: wenigstens ist kein Grund vorhanden, den einen der genannten Priester als den *ἀνθιερεύς* des anderen zu betrachten und damit ihre *δόγματα* derselben Zeit zuzuweisen. Gegen die Verschmelzung von zwei selbständigen Statuten aber spricht die im ganzen einheitliche Konzeption der überlieferten Satzungen. Wenn wir nun auch aus der Thatsache, dafs eine Einrichtung des Nikomachos erwähnt wird, darauf schliefsen dürfen, dafs jene *δόγματα* nicht völlig unverändert übernommen sind, so weist doch nichts darauf hin, dafs jene Änderung über die statutarische Festsetzung der von Nikomachos zuerst eingeführten *θεολογία* (Z. 115) hinausgegangen ist: Nikomachos hat schon in dem Bericht über die rekonstituierende Sitzung seine Person gehörig ins Licht gerückt; er wird sich also die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, seine *φιλοτιμία* auch im Statut zu betonen. Es bleibt demnach wahrscheinlich eine einmalige Erweiterung der Vereinsordnung, der nachzugehen sich verlohnt, weil wir dadurch einiges über die Geschichte des Vereins erfahren können.

Die Trennung der verschiedenen Phasen in der Entwickelung des Bakcheions nun kann bei der Unordnung, die in der Aufeinanderfolge der Paragraphen herrscht, nur durch Widersprüche begründet werden, die sich etwa in den Statuten finden. In der That sind hier Inkonsequenzen vorhanden, am deutlichsten wohl in denjenigen Bestimmungen, die von der Ordnung bei den Zusammenkünften des Vereins handeln, da hier eine Verschärfung der Strafen sich erkennen läfst: Wenn jemand einen Streit beginnt, so wird er auf die eidliche Aussage zweier Zeugen ohne weiteres zu 25 Obolen verurteilt; wenn sich aber jemand zu Schlägen versteigt, so tritt ein Vereinsgericht zusammen, das eine bedeutend höhere Bufse verhängen kann. — Das scheint für den ersten Blick zwar logisch entwickelt. Wir könnten *μάχη* Z. 72 f. mit einer Einschränkung als Wortstreit nehmen und damit die Zeugenaussagen zusammenhalten, *ὅτι ἤκουσαν ὑβριζόμενον ἢ λοιδορούμενον* (Z. 78). Indessen, wie soll nun das weite Gebiet der *ὕβρις* gerichtet werden, die zwischen Zänkereien und Schlägen liegt, Thätlichkeiten aller Art, Übergiefsen mit Wein, Verunreinigungen u. s. w., die den *πληγαί* voranzugehen pflegen? Sie können nur nach dem milderen Strafmafs abgeurteilt werden, da Z. 84 f. nur für den konkreten Fall der *πληγαί* vorgesehen ist. Dann aber mufs *ὅτι ἤκουσαν* eine weitere Bedeutung haben, wie es auch in der Gegenüberstellung von *ὑβρίζειν* und *λοιδορεῖν* zum Ausdruck kommt. Somit ist die Möglichkeit gegeben, *ὑβρίζειν* hier auch von Schlägen zu verstehen.

Ὕβρις jeder Art war vom attischen Gesetze verboten. Es konnte also vorkommen, dafs ein Vereinsmitglied, auch ohne geschlagen zu sein, sich an die ordentlichen Gerichte wandte. Sicherlich sollte aber nicht nur die schlimmste

ὕβρις der πληγαί vor dem Verein ihre Erledigung finden, und darum werden wir Z. 90 f. zunächst auf den früheren Paragraphen (Z. 72 f.) beziehen müssen, indem wir τῷ δαρέντι einen etwas weiteren Sinn unterlegen. Ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daſs der εὔκοσμος nur dann in Strafe genommen wurde, wenn er die thätlich Aneinandergeratenen nicht aus dem Zechlokal entfernte. Denn nach Z. 136 f. muſste jedes Mitglied, das sich wegen irgend welcher Unordnung den 'Thyrsos des Gottes' zuzog, die Kneipe verlassen und wurde bei Widersetzlichkeit ὑπεύθυνος τοῖς περὶ τῶν μαχομένων προστείμοις. Die Strafe von 25 Denaren (Z. 90) wäre dafür ungewöhnlich hoch, und deshalb werden wir lieber an die 25 Obolen denken, die jeder zahlte, μάχης ἐάν τις ἄρξηται oder αἴτιος γενόμενος τῆς μάχης (Z. 72 f.). Dasselbe gilt für den εὔκοσμος, der jedenfalls auch die 25 Obolen zahlen muſste, wenn er trotz Anweisung des Vorstandes einen widerspenstigen Störenfried nicht an die Luft setzte: dabei macht es nichts aus, daſs für diesen Fall nur die ἵπποι genannt sind, da der εὔκοσμος einer Schlägerei natürlich auch nicht ohne Beihilfe der ἵπποι Herr werden konnte.

Für die Verbindung von Z. 90—95 mit Z. 83 spricht noch eine andere Erwägung. Die Strafe der 25 Obolen ist genau fixiert und wird auf die verlangte Zeugenaussage hin ohne weiteres ausgesprochen. Also wird der Vorstand mit der Entscheidung betraut gewesen sein, nicht die wesentlich nach diskretionärem Ermessen urteilende ἀγορά. Diese wurde nur auf einen bestimmten Antrag zum Gericht berufen, entsprechend den vorbildlichen Volksgerichten. Dazu lag aber keine Veranlassung vor, wenn das beleidigte Mitglied es vorzog, sich an die ordentlichen Gerichte zu wenden; doch konnte der Vorstand nun für den Ungehorsamen die Ordnungsstrafe von 25 Obolen verfügen. So bekommt τὰ αὐτὰ ἐπιτείμια (Z. 91 94) einen festen Sinn, wie er für die ganz bestimmten Vergehen der Emanzipation von der Vereinsgerichtsbarkeit und der Nachlässigkeit oder Widerspenstigkeit des Eukosmos verlangt wird. Deshalb gehören Z. 72—83 und Z. 90—95 ursprünglich zusammen, und damit ist das Gebiet der Ruhestörung bei Vereinsversammlungen thatsächlich erschöpft, weil wir unter μάχη zunächst auch handgreifliche Streitigkeiten verstehen müssen. Demnach können die Zeilen 84—90 nur ein späterer, die Strafe für grobe Excesse verschärfender Zusatz sein, mit welchem dann wieder Z. 96—102 zusammengenommen werden müssen.

Das wird bestätigt durch das Folgende. In Z. 84 wird bestimmt, daſs der Geschlagene seine Klage beim ἱερεὺς oder ἀνθιερεύς anbringen solle; nach Z. 91 muſs der Beleidigte sich zunächst an den ἱερεύς oder an den ἀρχίβακχος wenden. Dieser Widerspruch aber in den Funktionen des ἀνθιερεύς und des ἀρχίβακχος geht durch das ganze Statut, so zwar, daſs die Zusammenstellung von ἱερεύς und ἀρχίβακχος den älteren Partien, von ἱερεύς und ἀνθιερεύς den jüngeren Teilen eigentümlich ist. Die Leitung der Gelage liegt nach dem zweifellos ursprünglichen Paragraphen Z. 63—67 beim ἱερεύς und ἀρχίβακχος, die in derselben Funktion Z. 140 erscheinen: diese letzteren Bestimmungen müssen schon nach den voranstehenden Erörterungen zum älteren Bestande gerechnet werden. Dagegen sind ἱερεύς und ἀνθιερεύς Kneippräsidien

nach Z. 109, einem deutlich zu erkennenden späteren Einschiebsel: denn wenn das Verbot der *προσφώνησις* ursprünglich gewesen wäre, so würden wir es unter den Vorschriften Z. 63 f. lesen. Die untersagte Anrede ist ein so spezieller und untergeordneter Punkt, dafs die Sonderstellung neben den allgemeinen Anweisungen sich nur durch die Annahme späterer Abfassung erklärt, zumal auch die Strafe für den Zuwiderhandelnden hier auf 30 Obolen fixiert ist, während für die allgemeinen Ordnungsmafsregeln die Strafbestimmungen Z. 136 f. ausreichen müssen.

Spätere Abfassung gilt auch für Z. 102 f. Hiernach soll von *ἱερεύς* und *ἀνθιερεύς* das Eintrittsgeld vereinnahmt werden, zu dessen Empfangnahme nach Z. 58 f. der *ἱερεύς* allein berechtigt ist. Überhaupt scheint der *ἱερεύς* zunächst allein die Kassengeschäfte besorgt zu haben, da der *ταμίας* erst in dem später eingefügten Stück Z. 100 als Kassierer erscheint. Eine andere Inkongruenz liegt vor mit dem § Z. 48 f., der meines Erachtens noch nicht richtig erklärt ist. Zweifellos ist hier zunächst, dafs ausstehende Zahlung von der Teilnahme an den Versammlungen ausschliefst; die Entscheidung darüber wird in die Hand der ordentlichen Mitglieder gelegt, die in das Mitgliederverzeichnis (*ψήφισμα*) eingetragen sind; dann folgen Entschuldigungsgründe, über deren Annahme die Priester urteilen. Aber die an Wides Erklärung sich anlehnende Übersetzung von Maafs ist unverständlich: 'Zahlt er nicht, dann soll er von dem Opferraum ferngehalten werden, und die in dem Beschlusse Aufgeführten sollen daran gebunden sein, aufser wo es sich um Verreistsein oder Trauer oder Krankheit handelt, oder (wenn) der in den Opferraum Aufzunehmende ein ganz naher Verwandter war, aber erst auf die Entscheidung der Priester hin.' Sie geht von der Auffassung aus, dafs unser § mit dem vorangehenden, Z. 42 f., zusammengehört, so dafs also von der Entrichtung des Monatsbeitrages gehandelt wäre. Darauf ist indessen bei der allgemeinen Verwirrung in der Inschrift kein Verlafs, vielmehr legt der Ausdruck *ὁ προσδεχθησόμενος ἰς τὴν στιβάδα* eine Beziehung auf die Aufnahme eines neuen Mitgliedes nahe. Der Zutritt zu den Versammlungen beruht auf einem Rechte der Mitglieder, und nur an der Ausübung dieses Rechtes kann man ein Mitglied hindern, wenn es seinen Verpflichtungen nicht nachkommt; mit *προσδέχεσθαι* aber wird die Situation verschoben, weil man über die Bewilligung des Zutrittsrechtes nur bei einem noch nicht dazu Berechtigten beschliefsen kann. *'Εὰν δὲ μὴ πληροῖ* ist demnach vom Eintrittsgelde zu verstehen, umsomehr als in Z. 67 f. mit klaren Worten für die mit dem Monatsbeitrage Rückständigen der Ausschlufs von den Versammlungen festgesetzt ist. Weiter: von mehr als zeitweiligem Ausschlufs eines vollberechtigten Mitgliedes hören wir nichts, und für alle Beiträge und Strafgelder gehen die Drohungen nicht über den Zahlungsbefehl und die zeitweilige Verweisung von der Kneipe hinaus. Anders liegt die Sache, wenn ein zwar ballotiertes Mitglied, das aber sein Eintrittsgeld noch nicht entrichtet hat, die Zahlung verweigert, da ja die Aufnahmebedingungen erst mit der Zahlung des Eintrittsgeldes und der Ausstellung der Mitgliedskarte erfüllt sind. In diesem Falle kann die frühere Abstimmung wieder rückgängig

gemacht werden, wie m. E. in Z. 48 f. statuiert wird. Die Entschuldigungsgründe gehen nicht auf die Teilnahme an der entscheidenden Sitzung, wie man nach Analogie von Z. 96 f. annehmen konnte, sondern auf die Versäumnis der Zahlung (vgl. CIA II 630): denn die verschiedenen mit ἢ—ἢ eingeführten Gründe können nicht voneinander getrennt werden, und der letzte ἢ σφόδρα ἀναγκαῖός τις ἦν ὁ προσδεχθησόμενος hat sicher auf das neue Mitglied Bezug. Den Sinn dieser Worte hat Wide mit einer Deutung auf dringende Verhinderung jedenfalls richtiger getroffen als Maafs, dessen Erklärung der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt.

Der besprochene § schliefst sich also an Z. 62 an, und dazwischen sind als Zusatz Z. 102/7 einzuschieben, wodurch die etwas unklaren Vorschriften von Z. 48 f. erläutert und ergänzt werden sollten, indem auch hier zunächst zeitweilige Ausschliefsung und πρᾶξις auf Anweisung des Priesters verordnet wird. Genau genommen ist hierdurch indessen der ältere § antiquiert: denn Nichtzahlung des Eintrittsgeldes ist jetzt mit Nichtzahlung jedes Beitrages und jeder Strafsumme gleichgestellt, und damit ist dem formellen Ausschlufs wegen Nichtentrichtung des Eintrittsgeldes der Grund entzogen. Bei der Revision der Statuten hat sich also die Auffassung vom Beginn der Mitgliedschaft dahin verschoben, dafs das neu aufgenommene Mitglied gleich nach der Abstimmung, d. h. noch vor Aushändigung der Mitgliedskarte als vollverpflichtet und vollberechtigt gilt.

Das Amt des ἀνθιερεύς ist demnach eine jüngere Einrichtung, sei es dafs ein früher bedeutungsloser Posten weitgehende Kompetenzen erhielt, sei es dafs der Gegenpriester überhaupt erst durch einen späteren ἱερεύς geschaffen wurde. Jedenfalls hat der ἀνθιερεύς den ἀρχίβακχος aus seiner bevorzugten Stellung verdrängt, und das zeigt sich auch darin, dafs in dem einleitenden Beschlusse der Archibakchos kaum genannt wird (Z. 13), während der Gegenpriester eine bemerkenswerte Rolle spielt. Anderseits erklärt sich hierdurch die sonderbare Thatsache, dafs der so wichtig auftretende ἀνθιερεύς in den Statuten im Kapitel von den Vorstandsämtern gar nicht vorkommt. Wir dürfen wohl vermuten, dafs der ἀνθιερεύς nicht bei Gelegenheit einer einschneidenden Statutenänderung, sondern durch die plötzliche Initiative eines Priesters eingesetzt ist, die in den Vereinssatzungen keinen festen Ausdruck gefunden hat. Als später die Statuten einer Umarbeitung unterzogen wurden, hatte sich das Ansehen des Gegenpriesters im Verein so befestigt, dafs er in den neuen §§ in die Stelle des Archibakchos einrückte und sich nun, ohne feste Umschreibung der Kompetenzen, mit diesem in die Obliegenheiten eines Viceordners teilte. Wir sind damit der üblen Notwendigkeit enthoben, für die erste Abfassung der Statuten einen gänzlich unmotivierten Wechsel von ἀνθιερεύς und ἀρχίβακχος annehmen zu müssen.

Danach möchte ich auch die Bestimmungen über die mimischen Aufführungen Z. 121 f. in dieser Fassung als der späteren Redaktion angehörig betrachten: denn wenn der ἀνθιερεύς erst in jüngerer Zeit in bedeutsamer Stellung erscheint, so mufs er hier, gleich hinter dem ἱερεύς, entweder nach-

träglich eingeschaltet sein, oder der ganze § ist jüngeren Ursprungs (vgl. Maafs S. 46 124). Übrigens sind *ἱερεύς*, *ἀνθιερεύς*, *ἀρχίβακχος* und *ταμίας* hier Personen der Mimik, da die Verlosung der Rollen unter alle Mitglieder nur mit Bezug auf die ganze vorangestellte Reihe verstanden werden kann. Man hat das verkannt, weil man die Schwierigkeit nicht genügend berücksichtigte, die in der sinnwidrigen Zusammenfassung von Verordnungen über die Verteilung von Opferstücken (*μερῶν δὲ γεινομένων* = 'Wenn das Portionenfest begangen wird' Maafs) und einer Vorschrift über die Zulosung der Rollen liegen würde. Wenn bei der Festaufführung, einer Sacra conversatio, auch Vertreter des Vorstandes vorkamen, die mit den Götterfiguranten zusammen agierten, so ist das nicht auffallend; denn der Vorstand konnte nicht in persona auf der Bühne erscheinen, weil *ἱερεύς* oder *ἀρχίβακχος* als ordentliche Vereinschargen die Aufführung leiteten (vgl. *τοὺς μερισμοὺς λέγειν καὶ ποιεῖν* Z. 64 f.). Die Erklärung von *αἱρέτω*, scil. *μέρος* = eine Rolle übernehmen, ergiebt sich von selbst, indem wir die folgende Reihe einheitlich fassen; die Zulosung der *ὀνόματα* schliefst sich ungezwungen an. Vielleicht dürfen wir auch den *βουκολικός* als Bühnenvertreter des *εὔκοσμος* betrachten, der über die *ἵπποι* gesetzt ist.

Soviel läfst sich mit unseren Mitteln über die Geschichte des Iobakchenvereines feststellen. Wir müssen uns aber noch über die sonderbare Unordnung Rechenschaft geben, in der die verschiedenartigsten Bestimmungen im Statut zusammengefafst erscheinen. So folgt auf die einleitenden §§ mit den hauptsächlichsten Aufnahmebedingungen eine Vorschrift über die regelmäfsigen Vereinsversammlungen, denen sich wieder ein § über die Bezahlung des Eintrittsgeldes anschliefst. Nach weiteren Bemerkungen über erleichterte Aufnahmebedingungen, mit denen passend der § über die Aushändigung der Mitgliedskarte verbunden ist, springen die Satzungen zu den Ordnungsmafsregeln für die Vereinsversammlungen (Kneipkomment) über. Gleich danach ist wieder von den Monatsbeiträgen gehandelt, deren Verweigerung den Ausschlufs von den Sitzungen nach sich zieht. Darauf gehen die Kommentvorschriften weiter in einem langen Abschnitt, der jedoch, wie auseinandergesetzt wurde, durch spätere Einschaltungen in Unordnung gebracht ist. Auch die beiden folgenden §§ über die Entrichtung des Eintrittsgeldes und über das Verbot der ungeregelten Ansprachen bei den Versammlungen, die zu früheren Titeln gehören, verdanken einer späteren Zeit ihre Entstehung. Ausführlich wird hiernach über die Vorstandsämter des *ἱερεύς* und *ἀρχίβακχος* gesprochen, woran sich wieder, ganz aufser der Ordnung, Bestimmungen über die Festaufführungen und über die Verpflichtung der Mitglieder zu freiwilligen Spenden anreihen. Den Schlufs bilden Verordnungen über die Ämter des *εὔκοσμος* und des *ταμίας* und über die Totenfeier für verstorbene Mitglieder.

Ich kann mich nicht überzeugen, dafs diese bunte Reihenfolge der ursprünglichen Fassung der Statuten eigentümlich ist: denn bei der Ausarbeitung einer so detaillierten Vereinsordnung wird man doch nicht beliebige Bestimmungen beliebig zusammengestellt haben, so wie es der Augenblick eingab; man wird vielmehr die einzelnen Kapitel im Zusammenhange durchberaten und den

Statutenentwurf dann im Plenum angenommen haben. In der That lassen sich mit Zusammenlegung der zusammengehörigen §§ vier Hauptteile unterscheiden, die sich mit der Aufnahme neuer Mitglieder und dem Eintrittsgelde, mit den ordentlichen und aufserordentlichen Versammlungen des Vereins, mit der Ordnung bei diesen Versammlungen und mit den Vorstandsämtern befassen. Die spätere Revision hat daran nichts geändert, sondern nur Zusätze geschaffen, die man indessen keineswegs als einen festumschriebenen Abschnitt herausschälen kann, ebensowenig wie sich etwa wiederholte Bearbeitung in immer neuen Zusatzbestimmungen erkennen liefse. Das Durcheinander ist auch nicht mit Verweisung auf andere Vereinssatzungen zu rechtfertigen; denn von den pergamenischen *ὑμνῳδοί* z. B. (s. o.) ist eine zusammenhängende Publikation ihrer Statuten offenbar gar nicht beabsichtigt. Die Mitgliederliste und die Verpflichtungen der drei Vorstandsämter (*εὔκοσμος*, *ἱερεύς*, *γραμματεύς*) sind hier die Hauptsache und darum zuerst auf den vier Seiten eines Altars eingegraben; wo freier Raum übrig blieb, hat man noch einige andere Bestimmungen hinzugefügt, die uns aber nicht zur Annahme verleiten dürfen, dafs wir hier eine vollständige Vereinsordnung vor uns haben. Eine leidlich gute Ordnung ist dagegen gewahrt sowohl in dem von A. Wilhelm (Serta Harteliana 1896, S. 231 f.) behandelten attischen Vereinsgesetz, als auch im Testament der Epikteta (jetzt Recueil des inscriptions juridiques grecques, II. série, Paris 1898, S. 77 f.), als auch in der Orgeoneninschrift CIA II 610.

Demnach dürfen wir behaupten, dafs die Verwirrung in äufseren Ursachen begründet sein mufs, sei es dafs der alte und geistig abgestumpfte *ἀνθιερεύς* Nikomachos bei der Zusammenstellung der *δόγματα* des Chrysippos und Dionysios allzu sorglos verfuhr, sei es dafs er ohne viele Umstände die Papyrusblätter oder Wachstafeln, auf denen die einzelnen §§ geschrieben sein mochten, einem Steinmetzen übergab und diesem die Anordnung auf dem Steine überliefs. Als Analogie bietet sich uns das Grundgesetz der spanischen Kolonie Urso (CIL II Supplem. 5439), bei welchem der Steinschreiber die von der publizierenden Behörde vorgenommenen Änderungen ganz mechanisch in den alten Text hineinsetzte, und aus der litterarischen Überlieferung die pseudisokratische Rede an Demonikos, deren Text auch nur durch gewaltsames Eingreifen in die ursprüngliche Ordnung gebracht werden kann (vgl. meine Ausführungen Philologus LV 1896 S. 680 f., für die unsere Inschrift eine willkommene Stütze bietet). Wir dürfen uns also für berechtigt halten, die Ordnung des Iobakchenstatutes in der Weise wiederherzustellen, wie sie bei der Abfassung beabsichtigt gewesen sein mufs. Für die Begründung im einzelnen verweise ich auf die vorstehenden Ausführungen, deren Ergebnis ich dadurch zur Anschauung bringe, dafs ich diejenigen §§, die der späteren Revision zugewiesen werden mufsten oder später wenigstens eine Änderung erfahren haben, durch ein Sternchen (*) kenntlich mache. Das auf dem Steine ausnahmslos fehlende Iota adscriptum ist regelmäfsig beigefügt, dagegen sind alle sprachlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten der Inschrift beibehalten.

Ἀγαθῇ τύχῃ·

Ἐπὶ ἄρχοντος Ἀρ(ίστωνος?) Ἐπαφροδείτου μηνὸς Ἐλαφηβολιῶνος, η' ἱσταμένου ἀγορὰν συνήγαγεν πρώτως ὁ ἀποδειχθεὶς ἱερεὺς ὑπὸ Αὐρ(ηλίου) Νεικομάχου τοῦ ἀνθι|ερασαμένου ἔτη ιζ' καὶ ἱερασαμένου ἔτη κγ' καὶ παραχωρήσαντος ζῶντος εἰς κόσμον καὶ δόξαν τοῦ Βακχείου τῷ κρατίστῳ Κλα(υδίῳ) Ἡρώδῃ, ὑφ' οὗ ἀνθιερεὺς ἀποδειχθεὶς [ἀν]έγνω δόγματα τῶν ‖ ἱερασαμένων Χρυσίππου καὶ Διονυσίου, καὶ ἐπαινέσαντος τοῦ ἱερέως καὶ τοῦ ἀρχιβά(κ)χου[1]) *καὶ τοῦ προστάτου ἐξ(εβόησαν) «τούτοις ἀεὶ χρώμεθα· καλῶς ὁ ἱερεύς· ἀνάκτησαι [τ]ὰ δόγματα· σοὶ πρέπει· εὐστάθειαν τῷ | Βακχείῳ καὶ εὐκοσμίαν· ἐν στήλῃ τὰ [δ]όγματα· ἐπερώτα». ὁ ἱερεὺς εἶπεν «ἐπεὶ καὶ ἐμοὶ καὶ τοῖς συνιερεῦσί μο[υ] καὶ ὑμεῖν πᾶσιν ἀρέσκει, ὡς ἀξιοῦτε*[2]), *ἐπερωτήσομεν». καὶ ἐπηρώτησεν ὁ πρό|εδρος Ῥοῦφος Ἀφροδεισίου «ὅτῳ δοκεῖ κύρια εἶναι τὰ ἀνεγνωσμένα δόγματα καὶ ἐν στήλῃ ἀναγραφῆναι, ἀράτω τὴν χεῖρα». πάντες ἐπῆραν. ἐξ(εβόησαν) «πολλοῖς ἔτεσι τὸν κράτιστον ἱερέα Ἡρώδην· | νῦν εὐτυχεῖς, νῦν πάντων πρῶτοι τῶν Βακχείων· καλῶς ὁ ἀνθιερεύς· ἡ στήλη γενέσ(θ)ω*[3])*». ὁ ἀνθιερεὺς εἶπε «ἔσται ἡ στήλη ἐπὶ τοῦ κείονος, καὶ ἀναγραφήσονται· εὐτονήσουσι γὰρ*[4]) *οἱ προεστῶ|τες τοῦ μηδὲν αὐτῶν λυθῆναι».*

tit. I § 1 (v. 32—37) *Μηδενὶ ἐξέστω Ἰόβακχον εἶναι, ἐὰν μὴ πρῶτον ἀπογράψηται παρὰ τῷ ἱερεῖ τὴν νενομισμένην ἀπογραφὴν καὶ δοκιμασθῇ ὑπὸ τῶν Ἰοβάκχων ψή|φῳ, εἰ ἄξιος φαίνοιτο καὶ ἐπιτήδειος τῷ Βακχείῳ.*

§ 2 (v. 37—41) *Ἔστω δὲ τὸ ἰσηλύσιον τῷ μὴ ἀπὸ πατρὸς * ν' καὶ σπονδὴ ὁμοίως, καὶ οἱ ἀπὸ πατρὸς ἀπογραφέσθωσαν ἐπὶ * κε', διδόντες ἡμιφόριον, ‖ μέχρις ὅτου πρὸς γυναῖκας ὦσιν.*

§ 3 (v. 53—55) *Ἐὰν δὲ Ἰοβάκχου ἀδελφὸς ἰσέρχηται ψήφῳ δοκιμασθείς, διδότω * ν'.*

§ 4 (v. 55—58) *Ἐὰν δὲ ἱερὸς παῖς ἐξωτικὸς καθεσ|θεὶς ἀναλώσῃ τὰ πρὸς τοὺς θεοὺς καὶ τὸ Βακχεῖον, ἔστω μετὰ τοῦ πατρὸς Ἰόβακχος ἐπὶ μιᾷ σπονδῇ τοῦ πατρός.*

§ 5 (v. 58—62) *Τῷ δὲ ἀπογραψαμένῳ καὶ ψηφοφορηθέντι διδότω ὁ ἱερεὺς ἐπιστολήν, ὅτι ἐστὶν Ἰόβακχος, ἐὰν πρῶτον ‖ δοῖ τῷ ἱερεῖ τὸ ἰσηλύσιον, ἐνγραφομένου τῇ ἐπιστολῇ τὰ χωρήσαντα εἰς τόδε τι.*

(*) § 6 (v. 102—107) *Ἐὰν δέ τις τῶν εἰσερχομένων τὸ ἰσηλύσιον μὴ διδοῖ τῷ ἱερεῖ ἢ τῷ ἀνθιερεῖ, εἰργέσθω τῆς ἑστιάσεως, μέχρις ἂν ἀπο|δοῖ, καὶ πρασσέσθω, ὅτῳ ἂν τρόπῳ ὁ ἱερεὺς κελεύσῃ.*

§ 7 (v. 48—53) *Ἐὰν δὲ μὴ πληροῖ, εἰργέσθω τῆς στιβάδος, καὶ εὐτονείτωσαν οἱ τῷ ψηφίσματι ἐνγεγραμμένοι, χωρὶς ἢ ἀποδημίας ‖ ἢ πένθους ἢ νόσου ἢ σφόδρα ἀνανκαῖός τις ἦν ὁ προσδεχθησόμενος ἰς τὴν στιβάδα, κρεινάντων τῶν ἱερέων.*

tit. II § 8 (v. 42—47) *Συνίτωσαν δὲ οἱ Ἰόβακχοι τάς τε ἐνάτας καὶ τὰς ἀμφιετηρίδας καὶ Βακχεῖα καὶ εἴ τις πρόσκαιρος ἑορτὴ τοῦ θεοῦ, ἕκαστος ἢ λέγων ἢ ποιῶν ἢ φιλοτει|μούμενος καταβάλλων μηνιαίαν τὴν ὁρισθεῖσαν εἰς τὸν οἶνον φοράν.*

§ 9 (v. 67—72) *Μηδενὶ (δὲ)*[5]) *ἐξέστω τῶν Ἰοβάκχων τῶν μὴ συντελεσάντων εἴς τε τὰς ἐνάτας καὶ ἀμφιετηρίδας εἰσέρχεσθαι ἰς τὴν στιβάδα, μέχρις ἂν ‖ ἐπικριθῇ αὐτῷ ὑπὸ τῶν ἱερέων ἢ ἀποδοῦναι αὐτὸν ἢ ἰσέρχεσθαι.*

(*) § 10 (v. 121—127) *Μερῶν δὲ γεινομένων αἱρέτω ἱερεύς, ἀνθιερεύς, ἀρχίβακχος, ταμίας, βουκολικός, Διόνυσος, Κόρη, Παλαίμων, Ἀφροδείτη, Πρωτεύρυθμος· τὰ δὲ ὀνό|ματα αὐτῶν συνκληρούσθω πᾶσι.*

---

[1]) αρχιβαχχου lap. [2]) corr. Maaſs, αξιουγε lap., ἀξίου γε Wide. [3]) γενεστω lap.
[4]) expect. δὲ Maaſs. [5]) δὲ inserui.

§ 11 (v. 127—136) Ὃς δ' ἂν τῶν Ἰοβάκχων λάχῃ κλῆρον ἢ τειμὴν ἢ τάξιν, τιθέτω τοῖς Ἰοβάκχοις σπονδὴν ἀξίαν τῆς τάξεως γάμων, γεννήσεως, χοῶν, ἐφηβείας, ‖ πολειτείας, ῥαβδοφορίας, βουλείας, ἀθλοθεσίας, πανέλληνος γερουσίας, θεσμοθεσίας, ἀρχῆς ἧς δήποτε οὖν, συνθυσίας, εἰρηναρχίας, ἱερονείκου, καὶ εἴ τίς τι ἐπὶ τὸ κρεῖσσον Ἰόβακχος ὢν | τύχοιτο.

tit. III § 12 (v. 63—67) Οὐδενὶ δὲ ἐξέσται ἐν τῇ στιβάδι οὔτε ᾆσαι οὔτε θορυβῆσαι οὔτε κροτῆσαι, μετὰ δὲ πάσης εὐκοσμίας καὶ ἡσυχίας τοὺς μερισ|μοὺς λέγειν καὶ ποιεῖν προστάσσοντος τοῦ ἱερέως ἢ τοῦ ἀρχιβάκχου.

(*) § 13 (v. 107—110) Μηδεὶς δὲ π(ρ)οσφωνείτω[1]) μὴ ἐπιτρέψαντος τοῦ ἱερέως ἢ τοῦ ἀνθιερέως, ἢ ὑπεύθυνος ἔστω τῷ κοινῷ λεπτοῦ δρ(αχμῶν) λ'. ‖

§ 14 (v. 72—83) Μάχης δὲ ἐάν τις ἄρξηται ἢ εὑρεθῇ τις ἀκοσμῶν ἢ ἐπ' ἀλλοτρίαν κλισίαν ἐρχόμενος ἢ ὑβρίζων ἢ λοιδορῶν τινα, ὁ μὲν λοιδορη|θεὶς ἢ ὑβρισθεὶς παραστανέτω δύο ἐκ τῶν Ἰοβάκχων ἐνόρκους, ὅτι ἤκουσαν ὑβριζόμενον ἢ λοιδορούμενον, καὶ ὁ ὑβρίσας ἢ λοιδορήσας ἀποτιν[νύ]τω τῷ κοινῷ λεπτοῦ δρ(αχμὰς) κε', ἢ ὁ αἴτιος ‖ γενόμενος τῆς μάχης ἀποτιννύτω τὰς αὐτὰς δρ(αχμὰς) κε', ἢ μὴ συνίτωσαν ἰς τοὺς Ἰοβάκχους, μέχρις ἂν ἀποδῶσιν.

§ 15 (v. 90—95) Ἔστω δὲ ‖ τὰ αὐτὰ ἐπιτείμια καὶ τῷ δαρέντι καὶ μὴ ἐπεξελθόντι παρὰ τῷ ἱερεῖ ἢ τῷ ἀρχιβάκχῳ, ἀλλὰ δημοσ[ί]ᾳ ἐνκαλέσαντι· ἐπιτείμια δὲ ἔστω τὰ αὐτὰ τῷ εὐκόσμῳ μὴ ἐκβαλόντι τοὺς μαχομένους.

(*) § 16 (v. 84—90) Ἐὰν δέ τις ἄχρι πληγῶν ἔλθῃ, ἀπογραφέσ(θ)ω[2]) ὁ πληγεὶς πρὸς τὸν ἱερέα ἢ τὸν ἀνθιερέα· | ὁ δὲ ἐπάνανκες ἀγορὰν ἀγέτω καὶ ψήφῳ οἱ Ἰόβακχοι κρεινέτωσαν προηγουμένου τοῦ ἱερέως, καὶ προστειμάσθω πρὸς χρόνον μὴ εἰσελθεῖν, ὅσον ἂν δόξῃ, καὶ ἀργυρίου μέχρι * κε'.

(*) § 17 (v. 96—102) Εἰ δέ τις τῶν Ἰοβάκχων εἰδὼς ἐπὶ τοῦτο ἀγορὰν ὀφείλουσαν ἀχθῆναι μὴ ἀπαντήσῃ, ἀποτεισάτω τῷ κοινῷ λεπτοῦ δρ(αχμὰς) ν'· ἐὰν δὲ ἀπειθῇ πρασσόμενος, ἐξέστω τῷ ταμίᾳ κωλῦσαι αὐτὸν ‖ τῆς εἰσόδου τῆς εἰς τὸ Βακχεῖον, μέχρις ἂν ἀποδοῖ.

tit. IV (*) § 18 (v. 111—117) Ὁ ἱερεὺς δὲ ἐπιτελείτω τὰς ἐθίμους λιτουργίας στιβάδος καὶ ἀμφιετηρίδος εὐπρεπῶς καὶ τιθέτω τὴν τῶν καταγωγίων σπονδὴν στιβάδι μίαν καὶ θεολογίαν, ἣν ἤρ|ξατο ἐκ φιλοτειμίας ποιεῖν ὁ ἱερασάμενος Νεικόμαχος.

§ 19 (v. 117—121) Ὁ δὲ ἀρχίβακχος θυέτω τὴν θυσίαν τῷ θεῷ καὶ τὴν σπονδὴν τιθέτω κατὰ δεκάτην τοῦ Ἐλαφηβολι|ῶνος μηνός.

§ 20 (v. 136—146) Εὔκοσμος δὲ κληρούσθω ἢ καθιστάσθω ὑπὸ τοῦ ἱερέως ἐπιφέρων τῷ ἀκοσμοῦντι ἢ θορυβοῦντι τὸν θύρσον τοῦ θεοῦ· ᾧ δὲ ἂν παρατεθῇ ὁ θύρσος, ἐπικρείναντος τοῦ ἱερέως ἢ τοῦ ἀρχιβάκχου, ‖ ἐξερχέσθω τοῦ ἑστιατορείου· ἐὰν δὲ ἀπειθῇ, αἰρέτωσαν αὐτὸν ἔξω τοῦ πυλῶνος οἱ κατασταθησόμενοι ὑπὸ τῶν ἱερέων ἵπποι, καὶ ἔστω ὑπεύθυνος τοῖς περὶ τῶν μαχομένων προστεί|μοις.

§ 21 (v. 146—159) Ταμίαν δὲ αἱρείσθωσαν οἱ Ἰόβακχοι ψήφῳ εἰς διετίαν, καὶ παραλαμβανέτω πρὸς ἀναγραφὴν τὰ τοῦ Βακχείου πάντα καὶ παραδώσει ὁμοίως τῷ μετ' αὐτὸν ἐσομένῳ ταμίᾳ· παρεχέτω ‖ δὲ οἴκοθεν τὸ θερμόλυχνον τάς τε ἐνάτας καὶ ἀμφιετηρίδα καὶ στιβάδα καὶ ὅσαι ἔθιμοι τοῦ θεοῦ ἡμέραι καὶ τὰς ἀπὸ κλήρων ἢ τειμῶν ἢ τάξεων ἡμέρας. — Αἱρείσθω δὲ γραμμα|τέα, ἐὰν βούληται, τῷ ἰδίῳ κινδύνῳ. Συνκεχωρήσθω δὲ αὐτῷ ἡ ταμιευτικὴ σπονδή, καὶ ἔστω ἀνείσφορος τὴν διετίαν.

tit. V § 22 (v. 159—163) Ἐὰν δέ τις τελευτήσῃ Ἰόβακχος, γεινέσθω στέφανος αὐ|τῷ μέχ(ρ)ι[3]) * ε', καὶ τοῖς ἐπιταφήσασι τιθέσθω οἴνου κεράμιον ἕν, ὁ δὲ μὴ ἐπιταφήσας εἰργέσθω τοῦ οἴνου.

---

[1]) ποσφωνειτω lap. [2]) απογραφεστω lap. [3]) μεχι lap.

JUSTIS WINCKELMANN IN NEUER AUFLAGE[1])

Von Carl Neumann (Heidelberg)

Von Justis vielgefeiertem Buch war der erste Teil 'Winckelmann in Deutschland' 1866, der zweite 'Winckelmann in Italien' 1872 erschienen. Langsam und nach dem alten Erfahrungssatz, dafs gut Ding Weile haben mufs, hat sich das Werk seinen Platz erobert. Schon seit Jahren war der erste Teil im Buchhandel vergriffen. Nun ist es endlich neu und in schönerer Gestalt aufgelegt worden, auf besseres Papier und mit deutlicheren Typen gedruckt, mit neuen Titelkupfern und mit einem Personen- und Ortsregister vermehrt, das eine hilfsbereite Hand beigesteuert hat.

Auch für den, dem das Buch, zumal in seinen einzelnen Teilen, vertraut ist, bietet die Aufforderung, das Buch im Zusammenhang zu lesen und statt der dekorativen Füllungen sozusagen die Architektur desselben wirken zu lassen, Anlafs zu erneuter Bewunderung. 'Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts' besagte der Untertitel der ersten Ausgabe und bereitete somit auf die zahllosen Episoden vor, durch die in anmutigem Rokokogeschnörkel die Hauptlinien des Werkes nicht aufgehoben, aber versteckt werden. Wie Justi selbst (I 143) von Herodot sagt: 'Sein grofsartiger Plan verschwindet oft hinter den Episoden, in denen er den bunten Teppich seiner Geschichte ausbreitet, wie sein heimatliches Meer voll abgeschiedener Buchten ist.' Gerade das ist zumeist an dem Buch gerühmt worden, mit wie gleichmäfsiger Liebe und eindringendem Wissen auf dieser tiefgeöffneten Bühne auch alle Nebenfiguren individualisiert worden, die Szene in all ihren Versatzstücken und Prospekten und Wandeldekorationen bildmäfsig vergegenwärtigt, und alle Einzeldinge und -momente mit einem Leben erfüllt worden sind, derart wohl ein Quattrocentomaler jedes Blümchen und jedes Gewandstück mit seiner Freude an allem Lebendigen durchtränkt hat. Dafs ein solches Verfahren nicht zerstreuend wirkt, dankt Justi nächst seiner eigenen Kunst dem grandiosen, einfachen Kontrast in den zwei Hälften von Winckelmanns Leben, die eine Hauptgliederung in die schattenreiche deutsche und die hellbeleuchtete italienische Hälfte ermöglichen. Denn dieses grofse Pathos bewegt doch das ganze Werk: Druck und Elend, Sehnsucht und Traum in Deutschland, Freiheit und Glück, Ehre und Ruhm in Italien. Winckelmann als armer Student, als Schulmeister, der seinen Buben, die am Neuen Testament ein notdürftiges Griechisch zu lernen gewöhnt sind, mit eigenen Händen eine

[1]) Carl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen. Zweite durchgesehene Aufl. 3 Bände. Leipzig, F. C. W. Vogel 1898. VI, 429 S. IV, 374 S. IV, 423 S.

Blütenlese altgriechischer Autoren zusammenschreibt, für jeden ein besonderes, geschriebenes Exemplar, — als Bibliothekar verstrickt in die Netze der mühseligen Polyhistorie des vorigen Jahrhunderts, und endlich die Erlösung. Ich gebe sie mit dem Stimmungsbild, das Justi (II 23 f.) am Plautiergrab auf der Strafse von Rom nach Tivoli malt. 'Dies war der erste Sommer, in dem ihn Italiens Sonne umglänzte; dort lag hinter olivenbedeckten Hügeln Tivoli mit dem violetten Bogen der Sabinerberge darüber; hier dehnte sich die gelbe Campagna aus, ein Dunststreifen bezeichnete die ewige Stadt, wie ein Wölkchen stand dort der Soracte. Zu seinen Füfsen brauste der Anio, es winkte schattige Kühle, Bienen summten um die Weiden, eine die Tonleiter in dem Nordländer fremdartiger Weise auf- und abklimmende Melodie tönte aus der Ferne, Turteltauben girrten in der Ulme, die Cikade drängte ihre schrillen Töne dazwischen. Ganz wie in Virgils erster Ekloge . . . Da gedachte er der langen Jahre, der Lebenshälfte, die er im Norden verbrachte, und sie versank ihm hinter der sonnigen Gegenwart zu einem unwirklichen Schattenbild.'

Wahrlich, die Episoden sind ein immer neuer Reiz dieses Buches; aber auch das, 'woran man den Geschichtschreiber erkennt, die Intuition des grofsen Zusammenhangs' (Justis eigene Worte III 104) ist nicht zu kurz gekommen.

Wenn ein Buch nach dreifsig Jahren 'durchgesehen' wird, so ist es begreiflich, dafs nicht alles beim alten bleibt. Es ist sehr unterhaltend, Strecken weit zu vergleichen und Justi sich selbst das Konzept korrigieren zu sehen. Da wird im einzelnen gefeilt und gebessert, gestrichen und zugesetzt, die Anordnung verändert, um den leitenden Faden kenntlicher zu machen, und luxuriierende Ranken weitgesponnener Betrachtungen werden weggeschnitten. Manchmal hat der Vielbelesene aus neuen Quellen Bereicherungen gebracht wie aus der Biographie Benjamin Wests, der 1760 als der erste amerikanische Maler nach Rom kam und den vatikanischen Apoll lebenswahr fand gleich einem jungen Indianer, der seinem abgeschossenen Pfeil nachsieht. Auch Wests Begegnung mit dem erblindeten Kardinal Albani giebt Anlafs zu einer Textänderung, indem die starke häusliche Ungeniertheit der Eminenz Winckelmann gegenüber nun doch eine einfachere Erklärung findet. (Die beiden Stellen stehen II 280 und 312. Neu ist auch die niedliche Geschichte von W.s Eindringen in Villa Giustiniani II 22.) Eine Korrektur im Thatsächlichen hat sich auf Grund besserer Nachforschungen III 8—12 ergeben, wo jetzt berichtigt werden kann, dafs es sich 1761 nicht um eine Berufung nach Braunschweig handelte, sondern nach Kassel, wo Landgraf Friedrich II., der Sohn des Schöpfers der Kasseler Gallerie, Winckelmann zu haben wünschte. Diese Beispiele mögen genügen; denn Änderungen dieser Gattung lassen das Buch in der Hauptsache unberührt. Dagegen erhebt sich die neugierige Frage, ob nicht Dinge in dem Werk zur Sprache kämen, über die das Urteil des Verfassers so weit sich verändert haben könnte, dafs die Bedeutung der Korrekturen über das Stilistische oder das Thatsächliche hinausgriffe. Winckelmann hat mit seiner ersten Schrift, den Gedanken über die Nachahmung griechischer

Werke, thätig in die Kunstbewegung seines Jahrhunderts eingegriffen, so dafs dieses Büchlein als eine Parteischrift gegen den Rokokostil zu Gunsten des Klassizismus anzusehen ist. Justi lobte auch in der ersten Ausgabe den Klassizismus keineswegs; aber er teilte Winckelmanns Abneigung gegen die 'Verfallskunst'. Inzwischen haben die Ansichten auf künstlerischem Gebiet einen ziemlichen Umschwung erfahren; das Rokoko ist wieder zu hohen Ehren gekommen; der frühverstorbene Direktor der Skulpturensammlung des Louvre, Courajod, pflegte Winckelmann *un cuistre*, einen Schulpedanten zu nennen. Justi selbst hat auf seinen Winckelmann ein ausgezeichnetes Buch über Velazquez folgen lassen, worin er die Kunst des XVII. Jahrh. mit grofser Bewunderung geschildert und in diese Bewunderung auch Bernini eingeschlossen hat, der für Winckelmann etwas wie der Antichrist war. Kurzum, man durfte mit einiger Neugier zusehen, wie Justi im ersten Band, wo das Dresdener Rokoko, der Zwinger und vieux Saxe zur Sprache kommen, sich in der neuen Ausgabe verhalten würde. Er hat zwar dieser Neugier einen Dämpfer aufgesetzt, indem er abwehrend in das Vorwort den Satz aufnahm, der Gegensatz zwischen seinem Winckelmann und seiner drei Lustren später verfafsten Malerbiographie sei ein scheinbarer und beruhe im Grund auf dem Bestreben des Monographisten, in die innere Logik seines Gegenstandes einzudringen. Dieser Satz hat mich verwundert; denn ist es eine Sünde, in dreifsig Jahren sein Urteil verändert zu finden? Ein berühmter Staatsmann, dem eines Tages Gegner seine eigenen früheren Ansichten entgegenhielten, gab die Antwort: Ich habe zugelernt seit jenen Jahren; ihr aber seid stehen geblieben.

Justi gehört doch nicht zu denen, die stehen geblieben sind. Das kann man am ersten Satz des Buches sehen. Schlägt man die erste Ausgabe auf, so lautet der Anfang: 'Die Erscheinung Winckelmanns steht gleichsam an der Pforte, die aus der Verknöcherung und Geschmacklosigkeit der vorhergegangenen Zeiten hinüberführt' u. s. w. Jetzt lautet der Satz so, dafs Winckelmann im Schein des Morgenlichts stehe, da der deutsche Genius zuerst sich wieder aus der Verfinsterung erhoben habe. Der Unterschied ist deutlich. In dem Kapitel über die Dresdener Architektur des vorigen Jahrhunderts ist alles straffer und einheitlicher geworden. Das Japanische Palais wird etwas stärker und an besserer Stelle hervorgehoben. Den Zwinger sah Justi früher mit einiger Dosis Winckelmannischer Abneigung, ohne sich dem Zauber seiner Grazie entziehen zu können. Diese Halbheit ist jetzt geschwunden. Es sind sogar Sätze gestrichen worden, um die es manchem leid sein wird (S. 256 der ersten Ausgabe: 'Wir sehen eine feierliche Polonaise von Arkaden, die von Zeit zu Zeit, in den Pavillons, in einen bacchantischen Walzer hineingerissen wird'); aber die originale malerische Entschlossenheit dieses Bauwerks findet man jetzt einfach und ohne Bedenken gewürdigt. Es heifst nun nicht mehr: 'Der Rokokostil erscheint uns jetzt greisenhaft, während der griechische Stil noch immer vom Eindruck ewiger Jugend begleitet ist', sondern es heifst: 'Das Rokoko hatte zum erstenmal auf die Verwendung der klassischen Bauglieder als dekorativer Elemente verzichtet. Freilich hätte es von weitherzigerem Standpunkt (als

dem W.s) gerade darin und als die letzte eigenartige Erfindung in diesem Feld sogar einen Ehrenplatz beanspruchen können. Denn seitdem meldet die Geschichte zwar von vielen Wiedererweckungen und Nachäffungen, aber kaum von selbsteigenen Erfindungen.' Krubsacius wird nicht mehr als der Befreier gepriesen, der den 'groſsen Schritt' gethan und dem Rokoko entsagt habe, um wieder bei den Griechen anzufangen, sondern es heiſst nun recht scharf über ihn, er gehöre zu jenen nicht bloſs strengen, sondern trockenen Köpfen, denen alle Ornamentik eigentlich zuwider sei.

In dem Kapitel über die Skulptur ist S. 247 ein bemerkenswertes neues Einschiebsel. Zwei Hauptstellen mögen hier in den beiden Redaktionen abgedruckt werden.

1. Ausgabe I 270	2. Ausgabe I 250
Saturn und Asträa, Diana und Endymion gaben nur die frostigen Vorwände der Allegorie und Mythologie her zu jenen lüsternen Annäherungen . . .	Dasselbe.
Aber diese Bilder haben für uns nichts Verführerisches. Eher wundern wir uns, daſs es einst Leute gab, die ihre Gesellschaft vertragen konnten; wir möchten sie um ihre sinnliche Genuſsfähigkeit fast beneiden, die ihnen durch keine Einsprache aus den Regionen des Geistes und des Gedankens verkümmert wurde. Sonst müſsten sie diese Melodramen geziert-lüsterner Geberden gelangweilt haben, sonst würde ihnen gegraut haben vor dem Blödsinn dieses öden Sinnentaumels; die Leere einer solchen Faunenexistenz müſste sie angegähnt haben. In keiner Kunst zeigte sich der allgemeine Verfall unerfreulicher und gesetzloser als in der Plastik.	Von hier ab gestrichen. … Bis hierher gestrichen.
	Gewiſs, der Künstler in Marmor kann der Meisterschaft mancher dieser, von allen Seiten eine in den Linien tadellose, malerische Silhouette ergebenden Gruppen seine Bewunderung nicht versagen, aber damals begann man dieser Meisterschaft satt zu werden.
Statt der groſsen Natur, die uns durch Einfalt und Anmut von dem leidigen Zwang konventioneller Lüge erlösen soll, sah man nur die Geberdensprache der Schauspielkunst u. s. w.	Statt der groſsen Natur, hieſs es nun, die uns durch Einfalt und Anmut von dem leidigen Zwang konventioneller Lüge erlösen soll, sehen wir nur die Geberdensprache der Schauspielkunst u. s. w.

In dem Abschnitt über Winckelmanns Lehre von der Allegorie hatte sich Justi früher in eine stellenweise sehr aufgeregte Debatte über die Widersprüche dieser Lehre eingelassen. Jetzt behandelt er die Sache als eine Marotte Winckelmanns und bemerkt achselzuckend I 367: 'Man sieht, trotz der hallischen

Ästhetik wollte es noch lange nicht in germanische Schädel hinein, dafs die Malerei nicht Zeichen, sondern Körper schaffe für ihre Gedanken, die eigentlich aber schon als Körper entstehen: dafs sie nicht Gedanken verkörpert, sondern malerisch denkt.'

Änderungen, Retouchen derart, wie sie hier an einigen Beispielen aufgezeigt worden sind, mögen dem den Dingen Fernerstehenden belanglos erscheinen. Ich meine aber, man müfste — darf ich so sagen: sehr unmusikalisch sein, wenn man nicht bemerkte, dafs die Vorzeichen gewechselt haben, dafs das Stück aus einer anderen Tonart geht, und dafs transponiert worden ist. Sich als Biograph in seinen Helden so hineinfühlen, dafs man mit dessen Augen sieht, ist bis zu einem gewissen Grad nötig; nach einer Weile aber ist es gut, sich davon frei zu machen, weil, wie Justi selbst sagt, kritische Beleuchtung geeignet ist, das Charakteristische in schärferen Umrissen zu zeigen. Das ist nun geschehen. Weit mehr als in der ersten Auflage hat sich der Verfasser von Winckelmannischen Auffassungen emanzipiert. Die Kunstbewegung des vorigen Jahrhunderts ist ihm nicht mehr Verfall und Neugeburt, sondern in dem grofsen Umschwung sieht er nur noch das Walten eines biologischen Gesetzes, das an einem gewissen Punkt der Entwickelung Komplement- und Kontrastwerte hervorruft. Nur durch den Reiz des Kontrastes wird der Triumph des Klassizismus verständlich. 'Man mufste den Rausch der Ungebundenheit, der malerischen Überfülle und Überkraft erlebt haben, um für das Glück der Nüchternheit, den Glaubenseifer des Regelzwangs und die Majestät der Kahlheit vorbereitet zu sein.'

Dieselbe Wahrnehmung, dafs der Verfasser unbefangener gegenüber jederlei Doktrin und Dogma, historisch ruhiger und richtiger empfindet, bestätigt auch die Analyse der 'Kunstgeschichte des Altertums', die stark umgearbeitet im dritten Bande sich findet (96—225). Der Hauptunterschied der neuen Ausgabe kann so bezeichnet werden, dafs Justi angesichts jenes Hauptwerkes, das in so eigener Weise historische Darstellung und systematische Deduktion durcheinanderschlingt, die historischen Gesichtspunkte sehr viel stärker betont. Was Winckelmann als innere Gründe des Stilwandels angiebt, scheint dem Biographen ganz hypothetisch. 'Sobald man den wirklichen Erscheinungen näher tritt, kommt das psychologische und persönliche Element hervor, das in die deduktiv gewonnene Formel nicht aufgehen will.' Von einzelnen einschneidenden Veränderungen seien zwei erwähnt, die in den Anhang verwiesene Kritik (III 394 ff.) der Lessingischen Lehre, dafs die bildende Kunst die Bewegung nicht darstellen dürfe und also den 'fruchtbarsten Moment' wählen müsse. Diese Ansicht nennt Justi die 'verfehlteste Hypothese, die aufserhalb jeder Kunstempfindung ausgedacht sei'. Sodann die Kritik der Winckelmannischen Meinung, dafs die Freiheit der Republik den Künsten förderlicher sei als der Druck der Monarchie. Auch hier wird der grauen Theorie mit historischer Erfahrung begegnet. 'Des grofsen armen Albrecht Dürer Laufbahn hätte sich vielleicht tröstlicher gestaltet am Hofe Franz I. als in der freien Stadt, in deren krummen Gassen Neid eine der ersten Bürgertugenden ist. Was besäfsen wir von dem Dreigestirn Michelangelo, Leonardo und Raphael, wenn es ihr Los gewesen wäre, von Bürgern

der reichen Arnostadt ihre Aufträge zu erwarten? Ist nicht die ganze Erscheinung und Existenz Winckelmanns selbst wie ein Spott auf seine Theorie?'

Doch genug dieser Konfrontationen! Es schien uns wichtiger, an der Hand einiger Proben die Abweichungen der neuen Ausgabe festzustellen, als ein seit langem so berühmtes Buch wie einen Neuankömmling zu betrachten und vorzustellen. Es hieſse den Lesern dieser Blätter zu nahe treten, wenn man das Buch nicht als bekannt voraussetzte.

Seit der Zeit, da Justis Winckelmann zum erstenmal seinen Gang in die Welt antrat, hat sich immer schärfer jene Bewegung des modernen Lebens abgezeichnet, die gegen das 'Dogma vom klassischen Altertum' in die Schranken tritt und die Kunstanschauung, die Winckelmann predigte, bekämpft und ausrotten will. Man konnte nicht erwarten, daſs Justi sich damit auseinandersetzen und sich herbeilassen würde, nachträglich die Daseinsberechtigung seines Werkes zu erweisen. Vielleicht wäre dieses Ignorieren das beste gewesen. Aber er war anderer Meinung und hat an mehreren Stellen einer wilden Verbissenheit und einem in bitterer Ironie sich äuſsernden Pessimismus in Sachen des heutigen Lebens und der modernen Kunstbewegung Ausdruck gegeben (I 237 255 III 224). Ich habe zu viel tiefbegründeten Respekt vor Justi, um nicht vorzuziehen, diese Äuſserungen zu beschweigen. Und nur die mehr formale Bemerkung sei nicht unterdrückt, daſs in einem Werk, das auf allen Blättern den humanen Optimismus des XVIII. Jahrh. von seiner liebenswürdigsten Seite zur Schau stellt, der Pessimismus unseres endenden Jahrhunderts die reine Heiterkeit der Stimmung stört und wie ein Miſston wirkt. Was bedeuten schlieſslich von einem höheren Standort aus gesehen für eine Schöpfung des Geistes Förderungen oder Hemmungen der wechselnden öffentlichen Meinung? Ist die Schöpfung ein Kunstwerk (wie Justis Winckelmann), so steht sie über den Einflüssen der 'Aktualität' und kann geruhig zuwarten. Wir mögen die Predigt Winckelmanns nicht mehr hören wollen, aber ihn ganz und gar den Fachgelehrten überantworten, ihren archäologischen Winckelmannfesten und -programmen, so steht die Sache doch nicht. Der Mann war doch mehr als der Schöpfer einer neuen wissenschaftlichen Disziplin. Neulich begegnete ich dem Urteil, seine Persönlichkeit sei wenig anziehend. Wer das schrieb, hatte wohl nie eine Zeile seiner Briefe gelesen. Als Goethe das merkwürdige Buch 'Winckelmann und sein Jahrhundert' herausgab, eröffnete er es mit den Briefen an Berendis; dann folgte jener Essai Goethes, der zu den kunstvollsten Schöpfungen seiner gesamten Prosa gehört; am Schluſs steht H. Meyers Kunstgeschichte des XVIII. Jahrh., die man ohne Schaden einmal wieder lesen mag. Ein Denkmal, wie es auf diese Weise Goethe gesetzt hat, kann keinen Mann von bloſs mittlerer Art gemeint haben. Es kann sein, daſs Goethe in dem Glück, einen Eideshelfer für eigene teuergeachtete Überzeugungen gefunden zu haben, die Wirkungsweite Winckelmanns überschätzt hat; das Piedestal Winckelmannischen Ruhmes hat zu erklecklichem Teil Goethe gebaut; gewiſs scheint mir, daſs, als Goethe den Roman seines Lebens, Dichtung und Wahrheit, von den Errungenschaften und Glaubensstücken seiner mittleren Schaffensperiode

aus schrieb, er rückwärtsgewendet für die frühere Zeit, um nichts unvermittelt und plötzlich erscheinen zu lassen, den Eindruck übertrieben hat, den er bereits früh von Winckelmann empfangen haben will. Wenn er also der Einflufssphäre des Mannes einen weiteren Horizont gab, als sie vielleicht besafs, so kann er sich in einem sicher nicht getäuscht haben, in der Schätzung der Persönlichkeit. In dem Essai eines angesehenen englischen Schriftstellers über Winckelmann fand ich die Bemerkung: *W. became to Goethe something like what Virgil was to Dante* (Walter Pater, The renaissance S. 187—247). Dies ist gewifs viel zu viel gesagt; wahr aber bleibt, dafs, was Goethen an dem Mann imponierte, die Einheit seines Lebens und Schaffens war. Wenn so häufig Beruf und Thätigkeit ein Leben neben dem Leben bilden, so war in dieser Erscheinung jene von Goethe als antik empfundene Harmonie des Daseins, die den ganzen Einsatz der Persönlichkeit für etwas Selbstverständliches hält und eine ungebrochene Kraft ausstrahlt, die auf der Übereinstimmung von Denken, Empfinden, Handeln beruht. Winckelmann und Lord Byron sind gewifs sehr verschieden geartete Charaktere; aber ich denke, in Goethes Vorstellung standen sie als geschlossene, trotz aller Bildungsalluvionen wieder Instinktgewordene Persönlichkeiten dicht nebeneinander.

ZWEI UNGEDRUCKTE BRIEFE WINCKELMANNS AN DEN HANNOVERSCHEN GESANDTEN GENERAL GRAFEN LUDWIG VON WALLMODEN AUS DEN JAHREN 1767 UND 1768

Von Richard Doebner

Mit Genehmigung des Herrn Grafen Eduard Kielmansegg veröffentliche ich im folgenden zwei, soweit festgestellt werden konnte, noch nicht gedruckte Briefe Winckelmanns an den späteren Hannoverschen Feldmarschall, damaligen Gesandten zu Wien, Grafen Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn[1]), dessen Korrespondenz mit dem Wallmoden-Gimbornschen Familienarchiv im vorigen Jahre unter Vorbehalt des Eigentums dem Staatsarchiv zu Hannover übergeben wurde.

Wenn auch der Inhalt beider Briefe zum Teil mit anderweitigen Nachrichten übereinstimmt, so wird doch ihr Wortlaut nach mehreren Richtungen hin den Erforschern der Archäologie und Kunstgeschichte willkommen sein.

I

Rom den 24t. Jenner
1767.

E. Excellenz

Höchst von mir geschätzte Zuschrift voll von Gütigkeit ist mir unbeschreiblich angenehm und willkommen gewesen in vielen Absichten, unter welchen die vornemste ist, weil es von der Hand eines der würdigsten unserer Nation kommt.

[1]) Vgl. Allg. deutsche Biographie XL 756—761.

Ich habe in den Anmerkungen des Caligola, und auch, wenn ich mich nicht irre, der beyden weiblichen Figuren gedacht; wenigstens sind diese nebst anderen Erstlingen von Alterthümern, womit sich Dieselben in den Hannoverischen Landen verewigen, in meinem grofsen Werke angeführet, so gar bis auf eine Zeichnung in Dero hier gemachten Sammlung, wie das Register anzeigen wird. Dieses Werk[1]), welches zween mäfsige folio Bände ausmachet, kann um die Hälfte des nächsten Monats Februar erscheinen, u. bestehet aus 230 Kupfern. Die Anmerkungen aber hätten bereits vor einem halben Jahre an das Licht treten sollen.

Gebenedeyet sey E. Excellenz Liebe für die Werke der Alten! Ich will mit Vergnügen eine Beschreibung von Dero gesammleten Werken der alten Kunst einschicken, deren weiteren Gebrauch ich Denenselben überlafse; denn ich habe mich, sonderl[ich] mit Sachsen völlig aufser allem Verhältnisse gesetzet. Ich werde auch von Zeit zu Zeit mit einer Anzeige unserer Entdeckungen aufwarten, so wie ich anfieng nach Göttingen zu schicken, und unterlafsen habe, da man mich nicht einmahl einer Antwort gewürdiget auf die Zuschrift der Allegorie, die an die dortige Königl. Societät gerichtet ist[2]); ja von der Zeit an hat mir niemand ferner von daher geschrieben. Eben dieses seltene Schicksal haben alle meine Zuschriften, keine ausgenommen, gehabt, welches unglaublich scheinen wird: die würdigste wird die vor den Anmerkungen an Hn. Muzell Stosch[3]) in Berlin seyn, welchen ich künftiges Jahr zu besuchen hoffe.

Unter den neuesten Entdeckungen, deren ich mich entsinne, ist eine seltene u. schöne erhobene Arbeit von gebrannter Erde, die der Cardinal[4]) (welcher sich E. Excellenz auf das freundschaftlichste empfiehlet, u. Höchst erfreuet ist über das Andenken seiner Person) angeworben hat, u. stellet das Schiff der Argonauten vor, an welches Argo arbeitet, unterdefsen dafs Pallas das Seegel an der Mast-Stange mit Hülfe des Steuermannes Typhis[5]), anleget. Wegen der Seltenheit u. in Absicht der allegorischen Deutung stehet dieses Bild auf dem Titelblade des ersten Bandes meines Werks gestochen. Es ist nebst vielen anderen Trümmern von ähnlicher Arbeit in einer eingestürtzten Garten-Mauer, *ante portam Latinam*, gefunden. Verschiedene andere Entdeckungen, die seit dero Anwesenheit gemacht sind, erscheinen in gedachten meinem Werke, u. unter anderen ein Opfer des Kaysers Titus, welches schwerl[ich] aufser Rom gehen wird. *Byres*[6]) hat einen tiefgeschnittenen Stein erwischet, wo ein junger Mensch mit einem *Trocho* (*v. Descr. des pier. gr*[*av.*] *du Cab. de Stosch*) vorgestellet ist, von so hoher Schönheit, dafs vielleicht nicht drey Figuren in der Welt in Stein geschnitten denselben beykommen; versichern kan man, dafs das Ohr das allerschönste ist, welches je in ganzen Figuren dieser Art gearbeitet worden. Auch diesen Stein habe ich stechen lassen.

Um den Weg zu erleichtern, können mir E. Excellenz keinen angenehmern Titel geben, als mein ehrlicher Winckelmann; denn dieses ist mir durch Gott u. der[7]) Natur eigen; alles andere ist, bey Lichte besehen, Thorheit.

Ich bin mit höchster Verehrung

E. Excellenz

unterthänigster Diener
Winckelmann.

---

[1]) Die Monumenti inediti; vgl. Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen. Zweite Auflage. III 298—314.

[2]) Vgl. Justi III 232 f. [3]) Wilhelm Stosch-Muzell, ebd. S. 245.

[4]) Alessandro Albani. [5]) = Tiphys. [6]) Jacob Byres. [7]) So.

Ich habe mir die Freiheit genommen, etwas bereits seit einiger Zeit ändern zu laſsen an der Copie des so genannten sterbenden Fechters, welche *Cavaceppi*[1]) für E. Excellenz arbeitet, u. ich bin darauf bestanden, daſs ich es verantworten wolle. Denn es werden Dieselben, nach Prüfung meiner Meinung in dem *Trattato preliminare* der *Monumenti inediti* hoffentl[ich] meiner Meinung seyn, daſs diese Figur einen entleibeten Herold (welches die heutigen Trompeter weren) vorstelle.[2]) Derjenige, welcher die Ergänzung gemachet, hat weder dieses gewust (noch wiſsen können) noch die geringste Achtung auf die Waffen der Alten gehabt.

Der Prinz von Mecklenburg[3]) wird den 25 von Neapel zurück erwartet, u. ich werde nicht ermangeln, ihm die Freude zu machen, Dero gütigen Andenkens versichert zu bleiben.

(Adresse: *A Son Excellence Monsieur le Baron de Walmoden, Ministre de Sa Maj. Britannique et Electeur d'Hannover à la Cour Imperiale etc. etc.*

à Vienne.

Reste des briefschlieſsenden Siegels.)

II

Rom den 18ten Dec. 1767.

E. Excellenz

Gütigstes Schreiben giebt mir gedoppelten Anlaſs Denenselben zu antworten, welches ich bereits bey Gelegenheit des Wechsels der Zeit u. des Jahrs zu thun entschloſsen war. Mein Wunsch für E. Excellenz wäre die Unsterblichkeit: Denn so seltene Menschen solten wenigstens das gewöhnliche Ziel des gröſsten Haufens der Sterblichen weit überschreiten, um das Wohl der Länder u. ihrer Freunde zu befördern.

Die Beschreibung Dero Sammlung der Alterthümer, welche Dieselben mir mitzutheilen die Gewogenheit gehabt haben, ist weit beſser gerathen, als sie von mir zu erwarten war; (: ich muſs hier unseren lieben Jenkins[4]) verklagen, der oft erinnert die verlangete Liste niemahls gegeben hat:) denn man muſs vor Augen haben was man beschreibet. Ich bin erstaunet über die groſse Anzahl dieser Werke; u. diese werden einen neuen Glanz bekommen durch die vermeinten jungen Amazonen, die ich in den Anm[erkungen] über die Gesch. S. 117 beschrieben habe; wie nicht weniger durch ein besonderes Stück welches in eben dieser Schrift S. 91 berühret ist. Ueber das was hier das merkwürdigeste ist, habe ich die Käufer, nach dessen Ankauf, lange Zeit rathen laſsen: denn es war niemand auſser mir bekannt.

Die Reise nach Aegypten u. Griechenland[5]) ist, die Mühseeligkeit nicht gerechnet, die ich so wie die Armuth nicht scheue, für mir[6]) weit weniger kostbar als die nach Deutschland; u. mein getreuer Gefährte hat dieselbe in Hofnung auf mich annoch ausgesetzet; aber ich bin in den Jahren, wo mit dem Leben nicht zu scherzen ist; u. meine weit über die Hälfte vermehrte u. verbeſserte Gesch[ichte] der Kunst lieget ihrem Vater am Herzen, u. wird eine schwere Geburth werden, da sie von mir selbst franz[ösisch] übersetzt erscheinen muſs: Denn deutsch kan die-

[1]) Bartolomeo Cavaceppi. [2]) Vgl. Justi, a. a. O. III 249.

[3]) Georg Ernst August, Prinz von Mecklenburg-Strelitz.

[4]) Der Kunsthändler Jenkins. Justi III 303.

[5]) Justi III 372. [6]) So.

selbe wegen des verwünschten *Privilegii* des Buchhändlers nicht gedruckt werden. Unterdeſsen um nach u. nach in meinen vormaligen Zustand zurück zu gehen, habe ich auf die Vaticanische Bibliothec freywillig Verzicht gethan; denn da ich nicht reich seyn kann u. will, suche ich wenigstens so frey zu seyn als es möglich ist.

Mein reiner Wunsch, durch E. Excellenz den guten Begriff von mir bey unserm würdigsten Vater[1]) zu Hannover zu bestärken, ist, wie ich zu meiner groſsen Freude sehe, erfüllet. Deſsen Tod solte künftig eine allgemeine Trauer im ganzen Nieder-Deutschlande verursachen; ich wenigstens würde hier einen Flor um den Hut legen.

Ich bin diesen Herbst an zween Monate in Neapel[2]) gewesen, wohin ich zu Anfang des Septembers gieng, in der Absicht eine kurze Reise nach Sicilien zu machen, in dem ich mir keinen Zutrit zu dem Museo u. zu Pompeji versprach; da sich aber beſsere Anscheinungen zeigeten u. endlich mit dem Minister so wohl als mit anderen die beleidiget schienen Frieden gemachet wurde, verschob ich jene Reise bis auf das nächste Frühjahr. Viele Dinge habe ich gesehen, u. ich wäre im Stande eine ganz vollständige Beschreibung der Entdeckungen u. des Musei zu geben, u. meine Freunde wolten es in franz. Sprache haben; ich muſs aber alles auf dem Herzen behalten, um mir nicht den künftigen Zutrit zu verscherzen, den ich mit Mühe wider erlanget habe.

Zu Pompeji[3]) wird itzo an Ausräumung eines besonderen Gebäudes gearbeitet, welches ein vier-gleichseitiger Platz scheinet mit einer einfachen Säulen-Ordnung umgeben: von demselben ist die Seite nach dem Meere zu, ganz entdecket, u. zwo andere Seiten bis auf die Hälfte. Die entdeckte Seite hat 17 Säulen von Ziegeln gemauret u. mit Mörtel u. Gipse bekleidet, welche nur zween Mann hoch sind, u. die untere Hälfte glatt u. die obere Hälfte Dorisch gereift haben. Das untere theil ist walzenförmig ohne alle Verjüngung, als welche an der oberen Hälfte anfängt, so aber, daſs dieselbe kegelformig ist. Alle diese Säulen sind angestrichen; die in der Mitten ist himmelblau; die eine so wohl als die andere neben dieser sind gelb, u. die übrigen sieben Säulen auf beyden Seiten sind wechselsweis entweder ganz roth, oder unten roth u. oben gelb. Man lieset an denselben viele Namen u. Sprüche eingekritzelt. Zwischen diesen Säulen u. gleich hohen Kammern, deren an der entdeckten Seite eilf sind, ist ein Gang von 5 Schritte breit, dessen Estrich von gestoſsenen Ziegeln ist, welcher oben bedecket war. In den Kammern sind eilf oder zwölf Helme von Ertzt u. einer von Eisen gefunden, die eine ganz besondere vor unbekante Form haben, nebst anderen Bein- und Arm-Rüstungen.

Die Helme von Ertzt sind alle weniger oder mehr mit erhobener oder getriebener Arbeit gezieret u. haben einen Spannbreiten Rand, wie wenn die Krempen eines Huts niedergeschlagen sind: Diesen Rand haben keine bisher bekannte Helme. Ferner haben dieselbe ihr Visier, welches Klappen mit groſsen runden Löchern sind, die beyde auf der Nase zu schlieſsen. An dem Helme von Eisen aber ist das Visier mit der Bedeckung des Haupts aus einem Stücke. Zween von den metallenen Helmen sind vorzüglich gearbeitet, und der eine stellet vor was in Troja nach Eroberung dieser Stadt vorgegangen ist. Auf der *Cupola* stehet vorne über der Stirne Menelaus welcher der Helena Vorwürfe machet; auf der einen Seite ist die Gewaltthätigkeit des Ajax gegen die Cassandra gebildet; auf der anderen Seite aber Aeneas mit seinem Vater, auf dessen linken Schulter von seinem Sohne begleitet,

---

[1]) Gerlach Adolf von Münchhausen, Kurhannoverscher Minister. Vgl. Justi a. a. O. III 371.

[2]) Justi III 340—343. [3]) Ebd. III 352—353.

der von einer anderen Person geführet wird. Auf der Krempe sind die betrunkenen Trojaner u. Trojanerinnen zwischen umgeworfenen Bechern u. Gefäfsen schlafend.

Von den Rüstungen des Ober-Arms haben wir bisher nicht die mindeste Nachricht gehabt; u. es ist besonders dafs diese eben diesem Stücke, wie es sich in der alten Thurnier-Rüstungen findet, vollkommen ähnlich sind. Überhaupt sind alle diese Stücke für aufserordentliche grofse Menschen verfertiget gewesen.

Bey einer anderen Gelegenheit werde ich eine Anzeige von anderen dortigen so wohl als hiesigen Entdeckungen geben, und bin mit der höchsten Verehrung

E. Excellenz

unterthänigster Diener
Winckelmann.

Da ich über Deroselben letzten Ankauf, in der Anmerk. über die Gesch. den Stofsischen Catal. unter dem Titel *Descr. des Pier. grav. du Cab. de Stosch*, angeführet, wo ich von dieser Figur als von einem schwer zu erklärenden Stücke geredet habe; u. da sich dieses Werck unendlich selten gemachet hat, in dem nur ein paar hundert Stücke auf Stofsische Kosten gedrucket worden, werde ich Hn. Jenkins ein Exemplar übergeben, um es bey Gelegenheit abzufertigen.

Ueber das Alterthum des Gruppo des Perseus wäre eine Anmerkung zu machen, die dem Verfafser der Beschreibung dienen könte.

Durch den Balloni Briefe zu übermachen, gewinnen weder E. Excellenz noch ich; der gerade Weg ist der beste u. wohlfeilste.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Deutsch-österreich. Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien, Fromme. 2. Halbband. XIX u. S. 385—836.

Wir haben den ersten Halbband dieses Werkes seiner Zeit im Zusammenhange mit andern gröſseren litteraturgeschichtlichen Erscheinungen besprochen (s. I 443—446). Hoffnungen und Befürchtungen, die dort für den Fortgang des Werkes geäuſsert wurden, werden durch den vorliegenden zweiten Halbband bestätigt. Er behandelt den Zeitraum von der Reformation bis zu Maria Theresia in drei groſsen Abschnitten: 1. Die vorbereitenden Elemente: Humanismus und Gemeinsprache. 2. Reformation und Gegenreformation. 3. Österreichische Barocke und deutsche Renaissancelitteratur. Von vornherein ist anzuerkennen, daſs der einmal eingenommene und streng festgehaltene kulturgeschichtliche Standpunkt, der im ersten Teile erhebliche Mängel mit sich brachte, gerade für diesen Zeitraum wohl der fruchtbarste gewesen ist. Denn es fehlt hier so sehr an einigermaſsen bedeutenden originalen Erscheinungen in Österreich, daſs der ganzen Zeit nur von seiten der kulturgeschichtlichen Strömungen, die sich unter der Einwirkung von Humanismus, Reformation, Türkenkriegen, Barocke und Renaissance im Volksleben, in gelehrten und vor allem in volkstümlichen Dichtungen widerspiegelten, ein Interesse abgewonnen werden konnte. Dies Interesse haben die Herausgeber — für den zweiten Halbband ist es Prof. Zeidler — durch stetes Hervorheben eigentümlicher Züge des österreichischen Volkslebens, ganz besonders des mit Ernst gepaarten Humors und der Abneigung gegen alles Äuſserliche, Modische und Schablonenhafte, rege zu halten gewuſst, so daſs man die oft allzubreite Behandlung von verhältnismäſsig untergeordneten Erscheinungen mit in den Kauf nimmt. Wir wollen es einer österreichischen Litteraturgeschichte zu gut halten, wenn sie auf den Teuerdank 14 und auf Abraham a Sancta Clara 30 Seiten des groſsen Formats verwendet, aber wenn der Katharina Regina von Greiffenberg 12, Hohberg 7 Seiten gewidmet werden und unbekannte Männer wie Lebaldt, Velvasor, die man bei Goedeke vergeblich sucht, immerhin mehrere Seiten in Anspruch nehmen, so geht das doch wohl über die Grenzen eines allgemeineren Interesses hinaus. Hier lag die Gefahr vor, und sie ist nicht vermieden worden, daſs sich die Mitarbeiter zu sehr in Einzelheiten und Sondergebiete verloren und dadurch dem Zwecke des Buches, 'die deutsche Dichtung Österreichs aus den Stammesgrundlagen und aus den historischen Bedingungen heraus, unter denen sie entstanden ist, verstehen zu lehren', eher schadeten als nützten. Ein auſserordentlich reiches Material, vielfach bisher ganz unbekannt, ist zusammengebracht und auch verarbeitet, aber verhältnismäſsig wenig davon hat einen allgemeineren Wert als den für die gelehrte Einzelforschung. Um den Gesamteindruck kurz zusammenzufassen: Der behandelte Zeitraum zeigt uns, daſs das litterarische Leben in Österreich schwer unter der Gegenreformation und der durch sie herbeigeführten Trennung von Deutschland gelitten und seine früher so vielfach führende Stellung eingebüſst hat und nur vom protestantischen Westen her wieder befruchtet werden konnte. An diesem Eindruck können auch die Bemühungen der Herausgeber, den selbständigen Wert national-österreichischer Dichtungen zur Geltung zu bringen, nichts ändern. — Der Entwickelungsgang sei im folgenden mit wenigen Bemerkungen begleitet.

Wir erhalten zunächst ein sehr interessantes Bild von der Entfaltung des Humanismus, welcher die aus der kaiserlichen Kanzlei allmählich hervorgehende Gemeinsprache begleitet — eine wertvolle Ergänzung zu allen Litteraturgeschichten. Wenn aber Humanismus und Gemeinsprache 'die letzten Glieder in der Kette gemeinsamer Entwicklungen' mit dem westlichen Deutschland genannt werden, so ist das zwar thatsächlich richtig, aber es fehlt hierbei doch ein sehr wichtiger Gesichtspunkt. Sie werden diese letzten Glieder nur durch gewaltsamen, unnatürlichen Eingriff. Die Reformation ergriff auch die österreichischen Länder mit elementarer Gewalt, und es ist einer der interessantesten Teile des Buches, in dem dieses gewaltige Hereinbrechen evangelischen Lebens geschildert wird. Dies gerade war das wichtigste Glied gemeinsamen deutschen Empfindens und Lebens. Nur die künstliche,

gewaltsame Gegenreformation und die Herrschaft der Jesuiten hat den Fortschritt gehemmt. Gleichwohl hätte sich ein Einfluſs des neuen geistigen Lebens gewiſs behauptet, wenn nicht die schönen Anfänge des XVI. Jahrh. durch den 30jährigen Krieg so jäh unterbrochen und das XVII. Jahrh. in Deutschland selbst so unfruchtbar gewesen wäre, daſs es keinerlei führende Bedeutung haben konnte. So ging Österreich seine eigenen Wege. Die Habsburgische Monarchie bildete sich, 'die ihre Aufgabe nur in Verbindung mit dem Katholicismus lösen konnte' (?). Diese ganze Zeit, die den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Bandes ausmacht, hat eigentlich nur zwei Erscheinungen von Bedeutung, das ist die Volkspoesie aus der Zeit der Türkenkriege — eine durchaus ebenbürtige Parallele zu der Blüte unsres Volksliedes im XVI. Jahrh., die ganz unabhängig von der Reformation ist — und das Jesuitendrama, mit welchem die Barocke ihren Einzug hielt. Die eingehende Besprechung der ersteren, unter Anführung vieler Proben, ist sehr dankbar zu begrüſsen; hier fühlt man wirklich starkes österreichisch-nationales Leben pulsieren, und doch ganz deutsches Empfinden und deutsche Sprache. Das letztere aber, das Jesuitendrama, scheint uns in seiner litterarischen und kunstreformatorischen Bedeutung entschieden überschätzt zu sein. Man muſs sich doch vergegenwärtigen, daſs den Jesuiten eben alles Mittel zum Zweck war. In ihrem ganzen litterarischen Treiben und ganz besonders in ihren dramatischen Bestrebungen ist von deutschem Wesen wenig zu spüren. Es gilt ihnen nur, das Volk, die Masse sowohl wie die Gebildeten, jeden nach seiner Art, an sich zu fesseln und dadurch ihren Einfluſs zu befestigen. Es ist wahr, Österreich hatte im Jesuitendrama wenigstens ein Kunstdrama, als Deutschland eigentlich gar keins hatte oder doch nur Litteraturdramen, die für die Bühne nicht vorhanden waren, aber es war nicht im geringsten mehr wert als die Schuldramen der Humanisten mit ihrer trocknen Moral. Nur für das Auge boten sie mehr, und technische Verdienste sind ihnen nicht abzusprechen.

Ihre litterarische Herrschaft dauerte auch nur so lange, bis im XVIII. Jahrh. in Deutschland neue Anfänge in Gottsched und seinen Gegnern hervortraten. Sobald diese fortwirkende Kraft des protestantischen Bewuſstseins sich geltend machte, fand sie auch sogleich wieder den Weg nach Österreich: 'die allgemeine Annahme der nhd. Schriftsprache als Litteratursprache war das erste Symptom der erfolgten Verbindung'. Und die bestimmende Kraft des nunmehr im Westen erfolgenden mächtigen Aufschwungs hat fortgewirkt, bis endlich in der Spätromantik und in Grillparzer auch in Österreich selbständige, 'bodenständige' Klassizität erreicht wurde.

Die Ausführungen bis ins einzelne zu verfolgen und die so reichhaltige Einzelforschung nachzuprüfen, ist dem Ref. nicht möglich; es sei nur noch bemerkt, daſs die gelegentlich gegebenen Übersichten über den Stand und die Strömungen des geistigen Lebens der einzelnen Zeitabschnitte von hohem Interesse sind und für viele allzusehr ins kleine gehenden Darstellungen entschädigen. Ein Supplementband soll die neue Zeit von Maria Theresia an behandeln.

Gotthold Boetticher.

'Und aber nach fünfhundert Jahren Kam ich desselbigen Wegs gefahren', an diese Worte Chidhers, des ewig jungen, wird erinnert, wer Christian Huelsens anziehende Schrift 'Bilder aus der Geschichte des Kapitols' zur Hand nimmt (Rom, Loescher u. Co. 1899, 31 S. kl. 4°). Nur daſs der ausgezeichnete Kenner der Topographie Roms und mitbestellte Hüter der gastlichen Casa Tarpea hier einmal rückwärts schreitet im Laufe der Zeiten und vom gegenwärtigen Zustande des Kapitols ausgehend mit Hilfe der monumentalen, schriftlichen und bildlichen Überlieferung uns vor Augen zu stellen sucht, wie es denn im sechzehnten, dreizehnten, zehnten, sechsten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort oben ausgesehen haben mag. Der Versuch, aus einem Vortrage des vorigen Winters beim 'Gemeindeabend der evangelischen Deutschen Roms' hervorgegangen, ist sehr ansprechend; hier hat die vielberufene rückläufige Darstellung ausnahmsweise einen guten Sinn. Geht sie doch denselben Weg, auf den die Wissenschaft des Spatens angewiesen ist, der wir so ungehoffte Aufschlüsse verdanken und die wir gerade in diesen Tagen auf dem römischen Forum wieder rüstig am Werke sehen, denselben Weg, den im Geiste jeder sinnende Besucher der Hauptstadt Italiens einschlagen muſs. Eine Kulturschicht nach der andern enthüllt der Verf. mit kundiger Hand und zaubert uns aus den Trümmern scharfumrissene, lebensvolle Bilder hervor, die vor der schönen Renaissancearchitektur des jetzigen Kapitolsplatzes den mittelalterlichen Palast des Senators mit seinen vier zinnengekrönten Ecktürmen zeigen, noch früher die kleine Marienkirche der Benediktiner an der Stelle von Aracoeli neben einem wüsten Ruinenfelde und in den ersten Zeiten

des siegenden Christentums den riesigen Juppitertempel, dem Verfalle und der Räuberei preisgegeben.

Huelsen versetzt seine Leser zuerst in die Zeit Karls V., der das Kapitol i. J. 1536 besuchte und dem jungen Ascanio Caffarelli die südliche Hälfte des kapitolinischen Hügels schenkte, während er sich als Gast des Papstes in Rom aufhielt. Wegzudenken ist für damals die malerische flache Freitreppe, der jetzige statuarische Schmuck der Balustrade und des Platzes, das viel später erbaute Kapitolinische Museum. Michelangelos Anordnungen hatten die Stätte noch nicht umgestaltet, die alten Wahrzeichen des Klosters Aracoeli, eine Palme und ein Obelisk, die erst Ende des XVI. Jahrh. verschwanden, waren noch erhalten. Der Palast des Senators, noch ohne Michelangelos Treppenaufgang, war mit zahlreichen Wappen der Senatoren geschmückt, wie der Hof des Bargello in Florenz; der Palast der Konservatoren, des Stadtrates, zur Rechten, von Nikolaus V. errichtet, wies in der Mitte seiner Fassade auf zierlichen Konsolen seit 1471 das berühmte Bronzebild der Wölfin auf, das ehrwürdigste aller römischen Denkmäler, wie es Petersen nennt, der in seinem Buche 'Vom alten Rom' S. 17 f. die Ansicht vertritt, dieses altionische Werk aus dem VI. Jahrh. sei dieselbe Wölfin, die nach den Zeugnissen der Alten i. J. 65 v. Chr. vom Blitze getroffen, wie noch jetzt erkennbar, und von ihrer Basis losgerissen wurde.

Im Zeichen des Löwen steht dagegen die um 300 Jahre ältere Vedute. Man hielt damals auf dem Kapitol, wie noch jetzt Wölfe, lebendige Löwen im Käfig; war doch der Löwe das Wahrzeichen des mittelalterlichen Rom, dem Florentiner Marzocco vergleichbar. Mittelpunkt des städtischen Lebens war das Kapitol. Dort safs Karl von Anjou, der zweimal die Würde eines Senators von Rom bekleidet hat, in seinem Amtspalaste zu Gericht; man nannte die mächtigen Bogenhallen des antiken Tabulariums, auf denen das Gebäude sich erhob, die Camellaria, das grofse Gewölbe. Dort bewahrte man, freilich nur auf kurze Zeit, den Carroccio der Lombardischen Liga, den Friedrich II. nach seinem Siege bei Cortenuova in Rom hatte aufstellen lassen. Auf der Treppenwange, dem 'loco del lione', wo sich eine antike Marmorgruppe, Löwe und Pferd, befand, wurden die Todesurteile verkündet und wenige Schritte davon vollstreckt.

Wiederum 300 Jahre früher, in der Epoche der grofsen sächsischen Kaiser, stellt sich uns die Stätte als Trümmerwelt dar. Sie ist im Besitze der Kirche, und die Mönche von Aracoeli wissen von einem Palaste des Octavian zu erzählen, der hier gestanden, von der Weissagung der Sibylle von Tibur auf Christus, und wie die heilige Jungfrau dem Kaiser erschienen und er einen Altar des Gottessohnes errichtet habe. Sie wufsten wohl auch von den wunderbaren Statuen aller Provinzen der Welt, die durch Zauberkunst so eingerichtet waren, dafs jede ein Glöcklein erklingen lassen konnte, wenn in ihrem Gebiete ein Aufruhr ausgebrochen war.

Aber noch trauriger wars zu Rom im VI. Jahrh., als der Mauerring der weiten Stadt einmal volle sechs Wochen lang ganz menschenleer gewesen sein soll nach der Einnahme durch Totila, ein Tummelplatz für Wölfe und Hunde, und in schauerlichem Kontrast auf dem Kapitol die gewaltigen, fast zwei Meter dicken Säulen aus pentelischem Marmor mit ihren Riesenmauern noch davon zeugten, dafs man hier dem Juppiter Optimus Maximus gedient hatte.

Eine kurze Scene aus d. J. 304 schliefst den Cyklus, ein Bild aus Diocletians Christenverfolgungen, wie Bischof Marcellinus von Rom seinen Glauben kleinmütig abschwört und die heiligen Bücher verbrannt werden. Ein letzter Triumph des Heidentums im Abendrote seines Glanzes! —

'Die Stadt steht ewig an diesem Ort, Und wird so stehen ewig fort' entgegnet dem Chidher der Mann bei Rückert. Wer die wechselvollen, von höchster Machtfülle bis schier zur Vernichtung abgestuften Schicksale der 'ewigen Stadt' an sich vorüberziehen läfst, wird Ähnliches empfinden. Man schrieb und sprach zwar vor längeren Jahren angesichts der grofsen modernen Umgestaltungen viel von einer 'Vernichtung Roms'. Es ist wahr, der Fremde vermifst heute, wenn er nach längerem Zeitraum wiederkehrt, schmerzlich vieles Altgewohnte und zweifelt skeptisch, ob das gewaltige Victor Emanuel-Denkmal, dessen grandiose Substruktionen bereits emporgeführt sind, denn wirklich als treffendes Symbol des neuen Einheitsstaates vom alten Kapitol herabschauen und nicht vielleicht künftigen Zeiten als Beispiel schlimmer Grofssprecherei dienen werde. Aber der Billigdenkende wird die Hoffnung nicht aufgeben und gern zugestehen, dafs hier auch Beweise einer aufstrebenden Entwickelung nicht zu verkennen sind, die man als Anzeichen einer besseren Zukunft ansehen darf.

Ilb.



1. Die Façade der Kirche San Domenico, links daranstofsend ein antikes Grabmal



2. Inneres der Kir



4. Moderner Eingang zum Formianum Ciceros



5. Blick in die Bucht von Formia vo Borgo di Ga



·he San Domenico



3. Gemach aus dem Formianum Ciceros, vermutlich der Baderaum



ı Gaeta aus; rechts im Hintergrunde eta (Elena)



6. Das sogenannte Sepolcro di Cicerone zwischen Formia und Gaeta

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

UND

DR. RICHARD RICHTER
REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 6/7. (DOPPEL-)HEFT

MIT 1 TAFEL UND 2 ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 25. August 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstraße 1, II, zu richten.

INHALT DES 6/7. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (4. BAND)

WOLKEN IN VISION UND WISSENSCHAFT BEI GOETHE

Ein Beitrag zu Goethes hundertfünfzigster Geburtstagsfeier

Von Veit Valentin

Wenn der Dichter als Künstler schafft, so stellt er sein Phantasiegebilde in einem selbständigen Stoff aus sich heraus und verleiht ihm durch die Übertragung auf den fremden Stoff die Möglichkeit eines von der Person des Schöpfers losgelösten Daseins: damit ist das Kunstwerk entstanden, das nun eine eigene Wirkung ausströmt, sei es auf den Schöpfer selbst, sei es auf andere mit gleicher oder ähnlicher Aufnahmefähigkeit Begabte. Wenn aber der phantasiebegabte Mensch, dessen Phantasieleben aus irgend welchem Grunde heftig gesteigert ist, Phantasiegebilde schafft, ohne sie künstlerisch in fremdem Stoff aufzufangen und festzubannen, so kann es kommen, dafs sie doch für ihn selbst aus ihm heraustreten und für ihn objektive Realität annehmen, so dafs sie auf ihn einwirken, als ob sie eine solche objektive Wirklichkeit wären: solche Zustände hat Goethe bei Gretchen, Orest, Tasso geschildert, bei denen dieses Grundmotiv in mannigfaltiger Weise erscheint, wie ich es in der Abhandlung 'Zur Motiventwickelung bei Goethe' (Goethe-Jahrbuch 1899, Bd. XX S. 197—211) nachgewiesen habe. Einen solchen Zustand hat Goethe selbst erlebt, als er von Friederike Abschied genommen hatte, ohne die Aussicht, sie je wieder zu sehen: 'Nun ritt ich auf dem Fufspfad gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg.' Wenn hier nun noch hinzukommt, dafs er wirklich nach acht Jahren in eben dem Kleide, in dem er sich hier erschienen war, das er aber später nicht absichtlich für diese Gelegenheit, 'sondern aus Zufall gerade trug', sich 'auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen', so führt diese neue Thatsache in das Gebiet des Verhältnisses der Wirklichkeit zu ihrer Vorahnung, das uns hier ferne liegt. Hier handelt es sich nur um die Hinausstellung eines Phantasiegebildes in die objektive Wirklichkeit, die jedoch von der bei den erwähnten dichterischen Gestalten Goethes verwendeten Art wesentlich abweicht: der von ihm selbst erlebte Schein einer objektiven Wirklichkeit bleibt in seinem Bewufstsein ein Traum, der abgeschüttelt werden kann, sobald das Subjekt sich

durch einen kräftigen Entschlufs dazu aufrafft. Es wäre seltsam, wenn Goethe, der Dichter der Gegenständlichkeit, wie er es immer gewesen, wie er sich mit Freuden und Beistimmung später nennen hörte, diese von ihm selbst und an sich selbst gemachte Erfahrung nicht dichterisch verwendet, wenn er in ihr nicht ein fruchtbares neues Motiv für seine künstlerischen Gestaltungen gefunden hätte. Er hat es in der That gethan und zwar mehrfach, teils in unmittelbarem Anschlufs an sein Sesenheimer Erlebnis — dies ist in dem Gedicht 'Ilmenau' der Fall —, teils in freierer Weise, so dafs an Stelle seiner selbst andere Persönlichkeiten treten. Sobald er aber solche Phantasiegebilde, die nur für das Subjekt Wirklichkeit besitzen, künstlerisch verwertet, mufs er dafür sorgen, dafs sie innerhalb des Kunstwerkes, das auch auf andere als auf seinen Schöpfer glaubhaft und mit der Kraft der Wahrscheinlichkeit ausgestattet wirken soll, die Bürgschaft einer relativ objektiven Existenz erlangen. Dazu bedient er sich übereinstimmend in all diesen Fällen eines und desselben besonderen Kunstmittels. Dieses besteht in der Anwendung des Nebels und der Wolken sowie der damit verbundenen Lichterscheinungen.

Nebel, Wolken, oder sagen wir lieber: die ganze sichtbar gewordene Atmosphäre mit ihrem reichen durch Wind und Licht erregten Leben, das sich in unablässiger Neugestaltung offenbart, hat von seiner frühesten Zeit an den Menschen Goethe aufs tiefste bewegt, der für alle Umgestaltungen in der Natur den denkbar freiesten Forscherblick besafs und dadurch der Wissenschaft nach verschiedenen Seiten hin ganz neue, bis dahin ungeahnte Gebiete gewann. In dem 'Vorwort' zur 'Meteorologie', und zwar zu dem Aufsatz 'Wolkengestalt nach Howard' (W. A. Abt. II Bd. 12 S. 5 f.) erzählt Goethe, wie er auf die Betrachtung gerade dieses Gegenstandes gekommen, und unter welchen Umständen er ihm 'nach und nach mehrere Aufmerksamkeit zu widmen' angeregt worden. Man mufs sich dabei erinnern, dafs sein Geburtshaus auf dem Hirschgraben zu Frankfurt mit der Schauseite nach Osten sieht, dafs gegenüber die andere Häuserreihe der Strafse stand und noch steht, so dafs selbst in seinem auf dieser Seite liegenden Mansardzimmer des dritten Stockes die Aussicht geradeaus eine sehr beschränkte war. Nach Westen zu öffnete sich dagegen von den drei grofsen Vorplätzen aus und von dem obersten am besten durch je drei Fenster die weite, durch nichts gehemmte Fernsicht auf das Galgenfeld und die sich weiter daran anschliefsende Ebene mainabwärts, jene freie Aussicht, die der Frankfurter Maler Reiffenstein in seinen 'Bildern zu Goethes Dichtung und Wahrheit' (Frankfurt a. M., H. Keller, 4. Aufl. 1893. Bl. VII II) für alle Zeiten glücklich erhalten hat. In der Wirklichkeit ist sie nicht mehr zu finden: neue Strafsen sind an Stelle der nahen Gärten getreten, das Galgenfeld trägt jetzt den Hauptbahnhof und die zu ihm führenden Strafsenzüge, so dafs die Fernsicht verloren gegangen ist. Goethe erzählt nun aus seiner in diesem Hause verlebten Frühzeit: 'Mit kindlichem, jugendlich-frischem Sinn, bei einer städtisch-häuslichen Einrichtung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuser beschränkt, desto freier die Abendseite, wie denn auch der

Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als daſs er dem Tag zuvorkommen sollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müſsiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit, und es sind noch frühere Zeichnungen übrig in seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trocknem und klarem Wetter auf dem Lande, so wie zur See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt.' Wie sehr gerade die letzte Beobachtung so recht aus Goethes eigener Erfahrung gesprochen ist, zeigt die Episode der Windstille, der Gefahr des willenlos gewordenen Schiffes und der plötzlichen Befreiung durch den unerwartet eintretenden Wind auf Goethes Fahrt von Messina nach Neapel (Italienische Reise, 16. Mai 1787).

Es müſste eine höchst lehrreiche und interessante Zusammenstellung geben, wollte man durch Goethes Werke hindurch verfolgen, wo und in welcher Weise die Wolken und überhaupt die atmosphärischen Erscheinungen in Bildern und Beispielen auftreten, vom Erlkönig und dem Nebelstreifen an bis zu solchen Beobachtungen hin, wie der greise Dichter sich nicht enthalten kann, die schlichten Worte Manzonis mit dem Reichtum seines Lieblingsbildes zu umkleiden, wenn er in der Übertragung der Ode 'Der fünfte Mai' die Worte Vers 27 f. 'Di quel securo il fulmine Tenea dietro al Caleno' wiedergab mit: 'Des sicheren Blitzes Wetterschlag Aus leuchtender Donnerwolke.' Hier soll jedoch nur die Art betrachtet werden, wie in einigen hervorragenden Fällen die atmosphärischen Erscheinungen als Kunstmittel benutzt werden, und zwar zu dem ganz bestimmten Zwecke, dem Phantasiegebild eines Subjektes zu Gunsten des Eindrucks einer relativen Wirklichkeit den Übergang aus dem objektiven Nichts zu einem objektiven Etwas zu ermöglichen. Den Weg zu diesem Übergang bahnt der Übergang aus dem nur subjektiven Nichts zum objektiven Etwas: es ist thatsächlich etwas vorhanden, wir aber sehen es noch nicht, und nun soll es uns sichtbar werden. Da nimmt es zuerst die Natur von Dunst und Nebel an, wird zu Wolken, die bereits als etwas Körperliches erscheinen und Gestaltähnliches zeigen und dann allmählich fest umschriebene harmonische Gestaltung gewinnen: die dabei entstehende Bewegung offenbart sich wegen ihres Strebens nach Harmonie dem Ohr als Musik. Nun ist dies Etwas endlich soweit, daſs es als organisch Gestaltetes auch dem Auge bemerkbar wird, daſs es als menschlich gebildete fertige Gestaltung gesehen werden kann. So schildert diesen Vorgang der Dichter, wenn er Faust von den Müttern zurückkommen läſst. Faust bringt aus dem Reiche der Ideen den Dreifuſs mit, aus dessen Schale Weihrauchduft aufquillt. Da läſst der 'kühne Magier' 'des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben', für das Menschenauge sichtbar werden: er berührt mit dem glühenden Schlüssel kaum die Schale und

> Ein dunstger Nebel deckt sogleich den Raum,
> Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
> Gedehnt, geballt, verschränkt, geteilt, gepaart.

Diese Gliederung ist der erste Schritt. Indem sie sich weiter vollzieht,

> So wie sie wandeln, machen sie Musik.
> Aus luftgen Tönen quillt ein Weifsnichtwie,
> Indem sie ziehn, wird alles Melodie.
> Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt,
> Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
> Das Dunstge senkt sich: aus dem leichten Flor
> Ein schöner Jüngling tritt im Takt hervor.

Wenn nun aber aufserhalb des Subjektes nichts Thatsächliches vorhanden ist, wenn also ein objektives Nichts zu einem für das phantasierende Subjekt und nur für dieses existierenden, also nur relativ objektiven Etwas werden soll, so bietet sich für diesen Vorgang kein in höherem Grade kennzeichnender dar, als der des Übergangs der dem Auge zunächst unsichtbar in der Luft vorhandenen Dunstbläschen zu ihrer Sichtbarwerdung in Nebel und Wolkengestaltung: dieser erste Schritt zur Verkörperlichung bietet sich daher zur künstlerischen Darstellung des Übergangs auch vom Nichts zum Dasein für den scharfen Beobachter atmosphärischer Empfindungen, sobald er als Künstler schafft, gleichsam von selbst dar.

Stellt sich nun der Dichter Goethe das künstlerische Problem, durch die Gegenüberstellung seiner selbst in zwei verschiedenen Zeiten seine Einwirkung auf den Herzog auf ein möglichst bescheidenes Mafs zurückzudrängen und die gröfsere Hälfte des Verdienstes an des Herzogs Entwickelung aus dem rücksichtslos sich selbst lebenden Grandseigneur zu dem in der Sorge für das Wohl des Ganzen seine Befriedigung findenden echten Fürsten dem Herzoge selbst zuzuweisen, so hätte sich das vielleicht sachlich sehr wohl in einem Selbstgespräch darstellen lassen — ob das aber dichterisch gefühlt, ob es künstlerisch wirksam gewesen wäre, das ist eine andere Frage. Gerade das mit der Wahl des Gegenstandes selbst gegebene Reflektierende mufste in ein Anschauliches umgestaltet werden: da bot dem Dichter die eigene Erfahrung den Weg, dafs er sich selbst in einer anderen Zeit sich gegenübergestellt sieht, wie bei seinem Fortritt aus Sesenheim. Er gestaltet dieses Motiv für seinen künstlerischen Zweck dadurch fruchtbarer, dafs er das Phantasiebild statt in die Zukunft vielmehr in die Vergangenheit versetzt und somit die Möglichkeit der Anknüpfung an Thatsachen gewinnt, und ferner dadurch, dafs er, im Gegensatz zu seiner Erfahrung, das Phantasiebild nicht stumm erscheinen, sondern, in Ausübung der Freiheit der dichterischen Gestaltungskraft, redend einführt. Gerade um deswillen aber darf das Phantasiebild nicht nur eine momentane Traumerscheinung sein: es mufs ein relatives Wirklichkeitsdasein besitzen, und um den Eindruck von diesem zu gewinnen, läfst er die Erscheinung realistisch entstehen. Das Kunstmittel aber, das er hierfür anwendet, ist die Entstehung aus Nebel und Wolken.

Die Lage ist diese. Der Dichter besucht wieder Thal und Hain und wünscht freundliche Aufnahme. Er begrüfst den Berg und dessen sachte Höhen und bittet sie alle, sich ihm, der es wohl um sie verdient hat, zu verjüngen, wie sie es oft gethan haben, so dafs er das Gefühl gewinne, als fing' er heut ein neues Leben an. Er weifs, dafs Thal und Hain, Berg und Höhen ihm hold sind, dafs sie ihm diese Träume gönnen: so fühlt er sich in dem nun anhebenden Traume von allen Menschen fern, ausschliefslich nur von dem Duft wilder Waldeinsamkeit umgeben. Da beginnt die Umwandlung der Wirklichkeit zu dem Traumdasein des Phantasiegebildes, eingeleitet durch die einlullenden Töne der Natur selbst:

> Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
> Melodisch eilt der Wasserfall hernieder.

Das Mittel aber, das diese Umwandlung vollzieht, sind Nebel und Wolke:

> Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Thal,
> Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finstern Wald hat er den Pfad verloren. Da hört und sieht er das nächtliche Gelage der Jagdgenossen um ein Feuer herum — aber so unbändig auch einer von den Geistern Shakespeares in ihrer Mitte schwelgt, so fühlt er doch durch die Roheit der äufseren Erscheinung edle Sitten. Da sieht er, durch das Stillerwerden der Genossen aufmerksam gemacht, in einer besonderen, etwas entfernter gelegenen Hütte einen Jüngling schlummern, den die Gefährten nicht erwecken wollen: so treibt ihn sein Herz, nach jener Kluft zu wandern: 'Ich schleiche still und scheide von den andern.' Hier findet er einen der Jagdgefährten gedankenvoll an der Schwelle der Hütte wachen: es ist sein zweites Selbst, so wie es im Jahre 1776 war, und nun beginnt das Zwiegespräch zwischen dem von den Geistern, die er gerufen hatte, mit fortgerissenen und doch über dieses jugendliche Stürmen hinausschauenden 76er und dem gereiften, rückwärts schauenden 83er Goethe, die beide derselbe und doch so ganz verschieden voneinander sind. Es ist wie eine Beichte dessen, der sich für das, woran er unschuldig ist, doch gestraft fühlt, während er trotz dem Gefühle der Schuld doch auch durch die Freundschaft sich beglückt fühlen darf. Zwar die Hoffnung auf die sich durchringende tüchtige Kraft des jugendlich stürmenden Freundes will ihn trösten, und dennoch erfüllt eben dieses stürmische und rücksichtslose Vorwärtsdringen ihn mit peinigenden Ahnungen, die ihn, der hier die Wache haltend mit dem Schlafe kämpft, als beängstigende Träume quälen. Diese Qual überträgt sich auch auf den Hörenden, den 83er Dichter, der aber, im Gegensatze zu dem Phantasiegebilde, die Kraft hat, sich, allerdings mit Hilfe der Musen, solchen schweren Traumes zu erwehren. Er ruft: 'Verschwinde, Traum!' Und sofort darf er den Musen danken, dafs auf ein einziges Wort hin die anmutige erste Szenerie sich wiederherstellt: aber der Dichter ist ein zu gewissenhafter Künstler, als dafs er den objektiven Vorgang, der sich dabei vollziehen mufs, aufser acht liefse: 'Die Wolke flieht, der Nebel fällt, Die Schatten sind hinweg.' So haben die Musen ihr Werk

vollendet: sie waren es, durch deren Kraft diese ganze Erscheinung Leben gewonnen hatte, sie heben die Erscheinung wieder auf, der Künstler aber läfst sein Kunstmittel sich wie einen objektiven Vorgang mit Anfang, Mitte und Ende sachgemäfs und folgerichtig ausleben. Ist es vorüber, so kann er sich dankend zu den Göttern wenden, die nicht, wie die Musen, das Leben in der dichterischen Phantasie, sondern das Leben in der Wirklichkeit zu ihrem Gebiete haben: die durch die Frage Herders 'wem?' veranlafste Hinzufügung der 'Musen' ist daher eine ganz sachgemäfse Trennung der Gebiete. Und nun, nachdem 'das ängstliche Gesicht in die Luft zerronnen' ist, mufs den Göttern für das neue Leben Dank gezollt werden, das thatsächlich für das Land nicht erst jetzt beginnt, sondern schon lange begonnen hat, und zwar durch die Einwirkung des Fürsten selbst: er hat die schwerste Kunst auszuüben gelernt, die Kunst, sich einzuschränken, die Kunst, vieles entbehren zu wollen, um andere wohl zu leiten: so wird auch die Ernte seiner Saat erscheinen, um ihn selbst und alle die Seinen, also auch den Dichter, zu beglücken. Damit ist aber auch sachlich das bange Gefühl des älteren Freundes, wie es sich noch aus der früheren Zeit ab und zu immer wieder aufdrängt, gebannt, um nun nie wiederzukehren: so ist die Dichtung ein Markstein, der die Zeit der jugendlich stürmischen Gärung abschliefst und die neue Epoche im Leben des Herzogs und in des Dichters Verhältnis zu ihm als bereits eingetreten und dadurch dauernd gesichert erscheinen läfst.

Dieser klare Flufs der Entwickelung erscheint nur an einer Stelle getrübt. Mit dem Vers 21 'Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume' tritt das Traumleben für den Dichter selbst ein: er fühlt sich nicht nur sofort in die Einsamkeit versetzt, er sieht sich zugleich auch in einer ganz anderen Gegend: die hohe Tanne rauscht, der Wasserfall eilt hernieder — woher kommt diese Ortsveränderung? Es steht nichts da, was auf diese Wirkung des Traumlebens hinwiese. Dagegen heifst es von den Träumen: 'Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.' Den Versuch, diesen rätselhaften Hinweis auf eine frühere Dichtung durch die jetzt in den 'Gedichten' unter dem Titel 'Einschränkung' stehenden Verse zu erläutern, kann ich nicht für richtig halten. Weder in der jetzt in den 'Gedichten' stehenden Fassung noch in der älteren, die hier allein in Betracht kommen könnte und 'Dem Schicksal' überschrieben ist, und in der die Beziehung auf Carl August unmittelbar hervortritt (mitgeteilt in den Lesarten der 'Gedichte' W. A. Bd. I S. 394), enthält das Gedicht irgend etwas, was gerade in der hier geschilderten Lage eine Erinnerung an es rechtfertigte. Die allgemeine Thatsache, dafs Goethe diese oder sonstige Dichtungen an den fürstlichen Freund gerichtet hat, genügt nicht, hier an sie zu erinnern, wenn nicht ein besonderer Bezug da ist, der in den Zusammenhang dieses neuen Gedichtes sich ungezwungen fügt. Ganz anders verhielte sich die Sache, wenn hier von den Träumen gesagt wäre: 'Sie schmeicheln mir und locken alte Räume': damit wäre die Versetzung des Dichters aus dem anmutigen Thal in die einst von der Jagdgesellschaft aufgesuchten und hier durch seine Träume wieder zurückgerufenen wilden Gegenden tief im Walde drin klar ausgedrückt. Erst hier gehört der Dichter wieder sich selbst, erst hier

ist er wirklich von allen Menschen fern, erst hier hat der Vers 'Wie bad' ich mich in euren Düften gern' seinen guten Sinn: im Dufte der Tannen und des Wasserfalles, die in dieser wilden Einsamkeit rauschen, und der ganz anders ist als der des freien, anmutigen Thales. Was aber soll es heifsen, dafs er sich in ihrem Dufte gerne badet, wenn 'eure Düfte' nur die der Träume oder gar die der Reime sein sollten? Wären es aber die des anmutigen Thales, so wäre kein Fortschritt da, der doch hier infolge des eintretenden Traumlebens sein mufs — es wäre nur eine lahme Wiederholung: dafs er sich in dem anmutigen Thal, am Fufse des erhabenen Berges mit den sachten Höhen wohl fühlt, dafs sie mit frischer Luft und Balsam seine Brust erquicken, steht ja schon in Vers 5 und 6! Hier handelt es sich aber um den dem tief im Walde gelegenen Felsthal mit dem Wasserfall eigenen Duft, in dem er sich gerne badet, im Gegensatz zu den früheren Eindrücken des freigelegenen, anmutigen Thales am Fufse des Berges selbst. Aber falls diese Auffassung auch sachlich zu dem Fortgang des Gedichtes stimmt, ja diesen erst richtig herstellt, widerspricht sie nicht dem Originaltexte? Die einzige Handschrift, die zuerst Burckhardt im Goethe-Jahrbuch VII (1886) S. 267 ff. veröffentlicht hat, und die von Herders Hand Korrekturen enthält (wie es die 'Lesarten' der W. A. Gedichte II S. 331 feststellen), wird ebenda als Druckhandschrift erkannt, die bereits für die Ausgabe 1788 bestimmt war, aber erst für die Ausgabe 1815—19 zur Verwendung kam: sie bietet somit nur eine Abschrift des Originalkonzeptes: dafs in eine solche Abschrift auch von Goethes eigener Hand sich gelegentlich ein Irrtum einschleicht, ist nichts Auffallendes. Die Entscheidung wird also wohl bei der Frage nach dem inneren Werte der Vermutung liegen müssen.

Ist das durch des Dichters Phantasie geschaffene Wesen rein geistiger Natur, so kommt, gleichsam als Material für diese Art der Existenz, das Licht hinzu. Es geht durch Goethes ganze Dichtung hindurch, dafs das Licht als die erste Stufe der Verkörperlichung geistigen Wesens erscheint: auch Dante läfst die Seelen im Paradiese, wenn sie körperlich sichtbar werden sollen, leuchten, und wenn ihre innere Stimmung sich freudig steigert, so strahlt das Licht heller auf. So macht die geistige Natur des Mephistopheles, da er als Pudel auf dem Spaziergang sich Faust nähert, sich diesem als Feuerstrudel bemerkbar; so wird der Erdgeist körperlich sichtbar: 'es zuckt eine rötliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme' und wird daher von Faust 'Flammenbildung' genannt; wie Homunkulus, die rein geistige Lebenskraft, ihre vorläufige Gestaltung in der Phiole erhält, beginnt es zu leuchten ('Es steigt, es blitzt, es häuft sich an, Im Augenblick ist es gethan!'), und dieses Leuchten bleibt ihm stets; es wird aber stärker, wenn seine Stimmung sich steigert. Und wenn er das Glas zerschellt, so strömt er in hellen Funken ins Meer, um sich durch dessen Vermittelung auch mit den übrigen Elementen zu vereinigen. Wenn weiterhin die mit so belebtem Stoff erfüllten Schattenbilder sich wieder auflösen, so entschwindet die Lebenskraft als Flamme oder Aureole. So verwendet Goethe 1784/85 das Licht auch in der Einleitung zu den 'Geheimnissen', die jetzt als 'Zueignung' an der Spitze seiner Gedichte steht.

Wenn auch sonst 'der Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als dafs er dem Tage zuvorkommen sollte', so geschieht dies gelegentlich doch auch, und so schildert hier der Dichter, wie er, als der Morgen kam, seine stille Hütte verliefs und den Berg hinauf mit frischer Seele ging: 'Der junge Tag erhob sich mit Entzücken, Und alles war erquickt, mich zu erquicken.' Da beginnt die Nebelerscheinung, die zuerst die Gegend und die Sonne verdeckt; dann aber die Lichterscheinung, die so herrlich ist, dafs der Dichter sie erst fälschlich als die sich durch den Nebel durchkämpfende Sonne auffafst:

Und wie ich stieg, zog an dem Flufs der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfliefsen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr geniefsen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor:
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel liefs sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Grufs zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luftge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Der Wolkenprozefs, der die Umwandlung aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit auch hier einleitet, wird hier ganz anders als in 'Ilmenau' geschildert: da war er kurz und mit knappen Worten gegeben, hier wird er ausführlich dargestellt, die einzelnen Phasen der Entstehung des Nebels und der Wolken, man möchte sagen, mit einem gewissen Behagen verfolgt, bis dann endlich um so wirkungsvoller der Glanz durchbricht, den er nur mit kurzen Blicken zu beschauen wagt, 'denn alles schien zu brennen und zu glühn'. Und nun endlich tritt das Phantasiegebilde, durch das vom Dichter verwendete Kunstmittel zu relativer Wirklichkeit allmählich herangediehen, auf den Wolken heran: 'Da schwebte, mit den Wolken hergetragen, Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.' Der Dichter erkennt in ihr die Wahrheit. Er ist entschlossen, das, was er erkannt hat, den Brüdern zu zeigen: aber seine Aufgabe besteht nicht darin, dafs er die Wahrheit unverhüllt zeigt.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn fafste, liefs er sich ergreifen,
Er liefs sich ziehn, es war kein Nebel mehr:

der Wolkenstreifen war zum reinsten Schleier geworden, der um sie flofs und schwoll in tausend Falten. Sie reicht ihm das Geschenk: 'Aus Morgenduft

gewebt und Sonnenklarheit Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.' Ihn soll der Dichter, wenn es ihm und seinen Freunden zu schwül am Mittag wird, in die Luft werfen, und alsbald umsäuselt sie Abendwindeskühle, Frieden und Ruhe wird über ihr Leben kommen. So wird die Wolke zum Ausdruck für die Kraft der Dichtung selbst: wie sonst im einzelnen Falle die Wolke die Verwandlung einleitet, so soll sie hier, zum Schleier der Dichtung geworden, das bleibende Mittel sein, um die herbe Wahrheit des Lebens mit dem Hauche der Dichtung zu umfluten und den Frieden und die Harmonie zu schaffen, zu dem die Wirklichkeit allein sich nicht zu erheben vermag. Ist aber die Wolke in Gestalt des Schleiers der Dichtung zum dauernden Eigentum des Dichters geworden, so kann in diesem Falle von einer Rückbildung keine Rede mehr sein, denn dann müfste ja der Schleier ihm wieder entrissen werden. So wird das allgemeine und sich wiederholende Kunstmittel gemäfs der besonderen Lage dieses einzelnen Falles ein neues eigenartiges Motiv, das sich dann freilich ebensowenig wie die besondere Lage selbst wiederholt.

Hatte den Dichter hier der frühe Morgen aus der stillen Hütte hervorgelockt, so folgt er (1797) in der Elegie 'Euphrosyne' auf seiner Bergwanderung der Sehnsucht nach der Hütte, die er am späten Abend aufsucht, nachdem 'Purpur und Glanz' der scheidenden Sonne geschwunden sind. Da leuchtet ihm von dem Felsen ein Etwas so glänzend entgegen, erhellet den Duft schäumender Ströme so sehr, dafs er im ersten Augenblick die Sonne vermutet, dann aber sofort erkennt, dieser wandelnde Glanz sei kein irdischer. Dieser wird von einer Wolke getragen: 'Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht', und der rosige Strahl wird zum bewegten Gebild: sie, die er zuerst für eine Göttin hält, die er bereit ist, würdig im Liede zu preisen, offenbart sich als der Schatten des während seiner Abwesenheit verstorbenen Zöglings. Nun, auf dem Wege zur Unterwelt, macht sie bei ihm Halt und bittet ihn, sie nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehen zu lassen. Aber nur kurze Zeit ist es dem Schatten vergönnt, zu dem väterlichen Freunde zu reden:

> . . . . noch bewegte der liebliche Mund sich
> Weiter zu reden — allein schwirrend versagte der Ton.
> Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
> Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor:
> Mild erhob er den Stab und deutete, wallend verschlangen
> Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.

Hier mufste, der besonderen Lage entsprechend, das Sichtbarwerden des Schattens sowie sein Zurücksinken in die echte Natur des Schattenbildes, dem die Körperlichkeit fehlt und das für das menschliche Auge auf der Oberwelt unsichtbar ist, scharf hervorgehoben werden. So wird zu Anfang besonders das Licht betont: es ist gleichsam die Materie des so weit zur Körperlichkeit für kurze Zeit zurückgebildeten Schattens, dafs er von dem Menschenauge gesehen werden und redend vom Menschenohre gehört werden kann. Aber er mufs diese nur kurze Zeit gestattete Körperlichkeit wieder aufgeben: zuerst vergeht das artikulierte Wort, und der Ton, der noch als Schwirren für einen Augen-

blick hörbar ist, verhallt rasch vollständig; dann wird, wiederum für einen Augenblick, Hermes sichtbar, der, wie er auf dem Relief in Villa Albani die Eurydike 'gelassen' ergreift, um sie wieder zur Unterwelt zurückzuführen, so hier 'gelassen' hervortritt und mit dem Stab dahin deutet, wohin der Schatten zu gehen verpflichtet ist. Dann aber verschlingen wallend die wachsenden Wolken beide Gestalten, die Wolken selbst verschwinden — und die Rückbildung in das Nichts ist schrittweise vollzogen.

In der Verwendung dieses Kunstmittels der Wolken macht ein Ereignis des Jahres 1817 eine bedeutsame Epoche. In diesem Jahre wies der Grofsherzog Carl August Goethen auf ein Referat über Luke Howards 'On the Modifications of Clouds' (London 1803) hin, das in Gilberts Annalen 1815 enthalten ist (W. A. Abt. II Bd. 12: Lesarten S. 174). In dem (ebd. S. 5—7 stehenden) Vorwort zu dem Aufsatz 'Wolkengestalt nach Howard' erzählt Goethe selbst diese Mitteilung über 'die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingeteilten Wolkengestaltungen'. Er fügt hinzu: 'Ich verfehlte nicht aus der Erinnerung was mir früher bekannt geworden hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf alles, was in der Atmosphäre dem Auge bemerkbar sein konnte. Ich ergriff die Howardische Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte, den ich bisher vermifst hatte.' Ohne sich auf alle tabellarischen Zahlen- und Zeichenaufstellungen einzulassen, nimmt er daraus, was seiner Natur möglich, seiner Neigung und Lebensweise angemessen war, 'und weil in diesem unendlichen All alles in ewiger sicherer Beziehung steht, eins das andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfafsliche und gewöhnte mich, die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben'. Im Anschlufs an die Howardische Terminologie legt dann Goethe 1820 auf der Reise nach Karlsbad ein in den 'Tages- und Jahresheften' (W. A. Bd. 36 S. 155) erwähntes 'Wolkendiarium' an, das hier (Abt. II Bd. 12) S. 13 ff. abgedruckt ist.

So leitet Goethe das, was er von frühester Jugend beobachtet, was er dichterisch vielfach verwendet hat, mit wahrer Herzensbefriedigung durch scharfe Feststellung der Thatsachen in das strenge Gebiet der Wissenschaft hinüber: er selbst verschmäht den aus Wolken gewebten Schleier der Dichtung, um die Wahrheit der Wolken zu erkennen. Aber mitten in diesem Bestreben wird er von diesen 'herrlichen Erscheinungen' wiederum aufs tiefste dichterisch aufgeregt, und er schlägt nun um die so erforschte Wahrheit selbst wieder den Schleier der Dichtung. Den Übergang von der wissenschaftlichen Forschung zu ihrer dichterischen Verwendung schildert er selbst so: 'Und nun, da man von jeher die Poesie als wohlgeschickt zu summarischen Darstellungen gehalten, so folge noch zum Ehrengedächtnis des Meisters die Grundlehre, damit sie sich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime gefafst.' Nach einem Vorspruch, der dem alle Erscheinungen am Himmel mit den Augen Erfassenden, der es aber nicht recht denken kann, den Trost spendet:

Dich im Unendlichen zu finden,
Mufst unterscheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied,

singt er nun 'Howards Ehrengedächtnis'. Er geht von der Gottheit Camarupa aus; auf einem Vorblatte zu 'Howards Terminologie' stand die später gestrichene Stelle: 'Camarupa: der Name einer indischen Gottheit, die an Gestaltenveränderung Freude hat. Diese Benennung wird aufs Wolkenspiel bezogen und steht billig diesem kleinen Aufsatz voran.' Die Dichtung selbst beginnt:

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und traun dem Auge kaum.

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphiert es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh' er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn;
Was sich nicht halten, nicht erreichen läfst,
Er fafst es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre dein! —
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnere dankbar deiner sich die Welt.

Daran schliefst sich die Schilderung eben dieser vier wichtigsten Wolkenbildungen: Stratus ('steigt'), Cumulus ('sich ballt'), Cirrus ('zerflattert'), Nimbus ('fällt') werden geschildert, aber in echt dichterischer Weise, als wollende Wesen, so dafs sie wieder zum Bilde werden. Daher schliefst der Dichter:

Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt —
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Nun aber, nachdem der Meister seine Ehre, die Wolkenformen ihre dichterische Schilderung gefunden, leitet der Dichter zu der freien dichterischen Verwendung der 'herrlichen Erscheinungen' über mit dem Schlufswort, das für die Art, wie die Wolken in der Dichtung verwendet werden sollen, geradezu als Programm aufgefafst werden mufs:

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihen
Und uns eines Folge-Lebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howards Sonderung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät,
Die Atmosphäre prüfend schaut.

Da läfst er den Charakter gelten;
Doch ihm erteilen luftige Welten
Das Übergängliche, das Milde,
Dafs er es fasse, fühle, bilde.

Und dieses Programm hat Goethe seit dieser Zeit buchstäblich erfüllt. Gerade das 'Übergängliche', das leicht Wechselbare in der Form der Wolkengestalten, das die Wolke als ein 'Mildes', gleich einem weichen, leicht knetbaren Stoff in der Hand des Bildners erscheinen läfst, zieht ihn nun besonders an. So hat er die Wolke schon in Howards Ehrengedächtnis geschildert, in ihrer leichten Wandelbarkeit das Ergebnis der Göttin Camarupa, aber auch der eigenen Kraft des Bildens, so dafs das Wolkengebilde die mannigfaltigsten irdischen Formen erscheinen läfst; so verwendet er sie jetzt selbst, wenn er 1823 in der Marienbader Elegie seinem herben Trennungsschmerze Trost zusprechen will: da weist er auf die herrliche Natur hin, die ja immer bleibt, die Felsenwände, die reifende Ernte, das grüne Gelände, das sich durch Busch und Matten am Flufs hinzieht,

Und wölbt sich nicht das überweltlich Grofse,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?

Es ist der Himmel, mit dem Wolkenspiel der Atmosphäre, das bald in gröfster Mannigfaltigkeit erscheint, bald zeitweilig verschwindet. Für den Dichter aber wird das Allgemeine sofort zum besonderen Erlebnis:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor:
So sahst du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden,
Ein Luftgebild statt ihrer festzuhalten —
Ins Herz zurück! Dort wirst du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten:
Zu vielem bildet eine sich hinüber
So tausendfach und immer, immer lieber.

So wandelt sich erst die eine Wolke, die aus dem Chor ernster Wolken heraustritt, in die Gestalt der Geliebten; dann aber ist ihm auch der leichte, wandel-

bare Stoff des Luftgebildes noch zu abhängig von äufserer Einwirkung, und er flüchtet in sein Herz, dessen Gebilde ausschliefslich seinem Willen und seiner Sehnsucht unterworfen ist und noch leichter aus der einen Gestalt viele andere Gestalten der Geliebten und immer liebere sich herausbildet.

Schon bei diesem Beispiel zeigt sich ein eigentümlicher neuer Zug. Die Wolkengestaltung und -umgestaltung wird nicht mehr geschildert, wie sie wohl sein kann, wie man sie sich auf Grund allgemeiner Beobachtung vorstellt und wie der Dichter selbst sie früher verwendet hat, zwar auf Grund seiner Beobachtungen, dann aber so umgestaltet in ihrem Verlaufe, wie es seinem besonderen künstlerischen Zwecke im einzelnen Falle pafst, sondern so, wie sie in einem ganz bestimmten einzelnen Falle beobachtet worden ist: die Anwendung des Wolkenphänomens tritt mit voller Entschiedenheit in die Gesamtrichtung des Dichters ein, dafs er seinen Schilderungen stets bestimmte Beobachtungen der Wirklichkeit zu Grunde legt, aber zugleich so, dafs in deren Vorgang jetzt eine volle Übereinstimmung der neu erlangten wissenschaftlichen Beobachtung und der durch sie gewonnenen Genauigkeit in der Erkenntnis des wirklichen Vorgangs mit der künstlerischen Anwendung stattfindet. Es ist die Ausführung des Programms, das der Dichter selbst dem Maler und dem Poeten stellt, die mit Howards Sendung vertraut sind und demgemäfs ganz anders gestalten müssen als solche, die es nicht sind, wie er es ja auch früher nicht gewesen ist: jetzt müssen Maler und Poet 'den Charakter gelten' lassen, und erst auf dieser ersten und wichtigsten Voraussetzung fufsend dürfen sie dichterisch schaffen und das von der Natur Gebotene zu ihren besonderen Zwecken nicht sowohl um- als vielmehr ausgestalten — der wissenschaftlich erkannte Charakter darf jedoch dabei nicht verloren gehen.

In noch weit höherem Grade erscheint dieser neue charakteristische Zug in Goethes Verwendung dieses Kunstmittels in den späteren Abschnitten des 'Faust', wie bei der Schilderung des Überganges des Weihrauchnebels in die Gestalten des Paris und der Helena. In besonders schön durchgeführter Weise ist es aber bei der Wolkenerscheinung der Fall, die sich aus Helenas Gewanden entwickelt. Es mag wie ein leuchtender Blitz über den Dichter gekommen sein, als die ihn jetzt in dieser ganz besonderen Weise erfüllende, neu gewonnene Technik bei der Anwendung des alten Kunstmittels in neuer Form ihn dazu bewog, es auch hier zur Lösung einer bis dahin bestehenden Schwierigkeit zu benutzen. Nach älteren Plänen sollte die künstliche Neuexistenz der Helena nur dauern, solange sie einen Zauberring trüge, oder solange sie an einem bestimmten Ort verweilte. Jetzt ist die zeitliche Dauer ihres Verweilens auf Erden in ihr eigenes Fühlen gelegt: sie kann jederzeit, sobald sie es für geeignet hält, die Trennung der drei ihr diesmaliges Dasein auf der Oberwelt bestimmenden Bestandteile durch ihren eigenen Willen vornehmen. Sobald durch den Tod des Euphorion, der sie in die Unterwelt sich nachzieht, ihr Verweilen in dem neugestalteten künstlichen Leben zwecklos für sie selbst ebenso wie für Faust geworden ist, löst sie sich durch ihren Willen in ihre Bestandteile auf: 'das Körperliche' verschwindet, indem die stofflichen Elemente sich den Stoffen des

Erdkörpers anschliefsen, der leere Schatten aber in die Unterwelt zurückkehrt: die Lebenskraft dagegen, die bei dem sich ebenso durch ihren eigenen Willen auflösenden Mädchen, das der Umarmung des Euphorion entgehen will, in der auflodernden Flamme in die Höhe gestiegen ist, die bei dem schwebenden Euphorion als nachziehender Lichtstreif erscheint, bei dem gestorbenen aber als Aureole wie ein Komet zum Himmel aufgestiegen ist, macht hier eine langsamere Rückbildung durch: der Dichter findet darin das Mittel, Faust in seine Heimat zurückzubringen. Zunächst bleibt die Lebenskraft in 'Kleid und Schleier' zurück. Schon zupfen die Dämonen daran, um das ihnen entliehene Gut zurückzugewinnen. Doch Faust hält es fest, denn es ist göttlich, da die Lebenskraft ihren Ursprung zunächst in Dämonen und schliefslich in Gott selbst hat. So wird die rasche Zurückbildung auf dem Wege der Flamme gehemmt, und sie geschieht auf dem langsameren des Umwegs durch die Wolke. 'Helenas Gewande lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.' Sobald Faust seiner 'Wolke Tragwerk' entlassen hat, steigt sie auf, und nun beginnt der Vorgang ihrer Auflösung, der sich nach streng wissenschaftlich erkanntem und beobachtetem Verfahren vollzieht. Es genügt dabei nicht, im allgemeinen auf die Howardische Terminologie von Stratus, Cumulus und Cirrus hinzuweisen: die Verbindung zwischen Wissenschaft und Dichtung, die Umkleidung der Wahrheit mit der Dichtung Schleier ist eine weit engere. Am 20. Juni 1822 beobachtete Goethe zu Marienbad, wie früh $7^3/_4$ Uhr eine hohe Wolkenwand im Süden von Osten nach Westen reichend stand, gegen beide Seiten abnehmend. 'Sie fing an sich zu regen, sich streifenartig abzuteilen, am oberen Ende sich zu ballen, in Flocken sich aufzulösen und bei frischem Nordwind sich gegen Osten zu ziehen' ('Über die Barometerschwankungen' Abt. IV Bd. 12 S. 62). Und Faust schildert die sich erhebende Wolke:

> Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
> Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug,
> Ihr strebt das Auge staunend in Bewunderung nach.
> Sie teilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.

Da tritt das Motiv der Umwandlung ein, wie es in 'Howards Ehrengedächtnis' charakterisiert worden ist: 'Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft, Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft' — die Wolken nehmen Gestalten an, wie wir sie sonst aus dem Leben kennen. Die Wolke Fausts aber ist keine gewöhnliche Wolke: es ist die in Homunkulus geschaffene Lebenskraft, die sich zur Vermählung mit dem Ozean und dadurch zur Verbindung mit den Elementen erst entschlofs, als ihr in Galatea das höchste Vorbild dessen entgegentrat, was sie bei ihrem 'Entstehen' in irdischer Gestalt als Höchstes zu erreichen bestrebt war. So ist die Umgestaltung dieser Wolke, der Übergang des Unbestimmten zum Bestimmten, nicht dem Zufall überlassen, sondern sie ist die Folge der inneren Natur gerade dieser wirkenden Kraft, die, da sie ist, auch thätig sein mufs, ihrem eigensten Wesen entsprechend. Wie sie, den ersten Schritt zur körperlichen Entstehung nehmend, sich von Galatea be-

stimmen liefs, wie sie dann sich mit dem Schatten der Helena verband und diese für kurze Zeit mit den von ihr belebten Elementen erfüllte, so läfst sie jetzt im Verschwinden, wenn sie sich modelt, wiederum die herrlichsten Frauengestalten sehen, ein letzter Abschiedsgrufs für Faust, der sein Ziel in der ästhetischen Freude gesucht hatte und jetzt zu höherem Lebensziel übergehen wird. Die Wolke modelt sich:

> Auf sonnbeglänzten Pfühlen, herrlich hingestreckt,
> Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
> Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen —
> Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!

Aber 'der Wolkenzug von Westen nach Osten dauert langsam fort, doch bleibt von den oberen Wolkensäumen nach und nach etwas zurück, löst sich auf und begiebt sich in höhere Regionen; endlich stocken ganze Massen, verharren als Cumulus, lehnen sich als Wand an die Gebirge' (S. 91). Und Faust beobachtet weiter:

> Ach schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgetürmt,
> Ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
> Und spiegelt blendend flüchtger Tage grofsen Sinn.
> Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
> Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
> Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
> Fügt sich zusammen.

Und dieses Etwas, das zurückbleibt, sich auflöst und sich in höhere Regionen begiebt, wird zu dem Bilde derer, die ihn zu der höheren Stufe, der höchsten, die er erklimmen kann, so lange er auf Erden weilt, hinweisen soll: unter dem Bild Aurorens, der Göttin des Morgenrotes, das ihm jetzt vordeutend aufgeht und das ihm zum höchsten und letzten Tage werden soll, erscheint ihm an Stelle der verlockenden körperlichen Schönheit der Griechenwelt die Trägerin der Seelenschönheit: sie aber löst sich **nicht** auf, sie 'erhebt sich in den Äther hin Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort', Gretchen, die ihn später beim Eintritt in das Paradies ihrerseits belehren wird.

Mit dieser eigentümlichen Behandlung der Wolkenbildung beginnt Goethe eine neue Art der Verwendung seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in der Dichtung: frei wie bisher und dem subjektiven dichterischen Fühlen ausschliefslich anheimgegeben bleibt die bildlich symbolische Behandlung der realen Thatsachen: diese selbst aber bewahren den wissenschaftlichen Charakter des realen Phänomens. Der damit neu eingeschlagene Weg, der von dem Gebiete der Wolkenbildung ausgegangen ist, erstreckt sich jetzt auf alles, was mit der Natur und der in ihr waltenden Umgestaltung zusammenhängt. Auch ein durch aufsernatürliche Kraft bewirkter Vorgang mufs, sobald er das Gebiet der Natur berührt, sich analog dem entsprechenden natürlichen Vorgang entwickeln. So kann zwar der Dichter einen künstlichen Eingriff in den Gang der Natur in seiner dichterischen Darstellung geschehen lassen, den Verlauf des Vorganges selbst aber führt er entsprechend den über die Vorgänge der

Natur von ihm gewonnenen Erkenntnissen durch. In der dichterischen Schöpfung kann er zwar Helena wieder neu ins Leben treten lassen: ein solcher aufsergewöhnlicher, d. h. dem gewöhnlichen Verlaufe der Natur nicht entsprechender Vorgang kann dichterisch zugegeben werden. Soll er aber in der gedachten Wirklichkeit der Dichtung zur Ausführung kommen, so mufs dies nach dem jetzt bei Goethe gültig gewordenen Grundsatz für die dichterische Behandlung natürlicher Prozesse auf eine dem entsprechenden natürlichen Vorgang möglichst analoge Weise vor sich gehen. Hatte früher der Dichter es für möglich gehalten, dafs die Wiederbelebung der Helena durch einfaches Heraufführen ihres Schattens aus der Unterwelt sich ausführen liefse und dafs für das Verweilen des wiederbelebten Schattens auf der Oberwelt ein künstliches, nicht im Wesen der Natur begründetes Gesetz genüge, wie der Aufenthalt der Wiederbelebten innerhalb eines bestimmten, örtlich begrenzten Umkreises, so dafs ein Heraustreten aus diesem Gebiete die Zurückführung in die Unterwelt zur Folge hätte, oder wie der Besitz eines Zauberringes, dessen Ausstreifen die gleiche Folge haben sollte, so kann ein derartiges künstliches, dem wirklichen Vorgange der Erzeugung und der Bewahrung des Lebens, wie ihn Goethe erkannt hatte, durchaus nicht gleichartiges Geschehen nun nicht mehr in Anwendung kommen: es mufs ein dem wirklichen Naturvorgang möglichst analoger Weg eingeschlagen werden. Wenn die Idee schöpferisch als 'Mutter' waltet, so erfüllt sie die leblose Materie, indem sie ihr die Gestalt giebt, zugleich mit der Lebenskraft, deren Wirken die Stoffe zusammenhält und zur Erhaltung des Individuums mit der Fähigkeit der Assimilierung anderer Stoffe begabt. Dieser Weg ist aber nur bei der wirklichen und zwar der ursprünglichen Erzeugung möglich: bei der innerhalb der Generationsentwickelung notwendigen geschlechtlichen Erzeugung benutzt die Idee als Stoff eine bereits mit Lebenskraft erfüllte, sich von lebenden Individuen ablösende Materie. Bei einer künstlichen Wiederbelebung eines Schattens, der aus der Unterwelt wiederkehrt, ist beides nicht möglich; der Schatten mufs mit einer Materie angefüllt werden, die nicht bereits Trägerin der Lebenskraft ist, deren Elemente vielmehr erst ganz neu mit dieser Lebenskraft erfüllt werden müssen. Dies bringt den Dichter dazu, den in früheren Plänen schon mit in die Handlung hereingezogenen Homunkulus nun gänzlich neu zu gestalten. Er giebt ihm die Aufgabe, die früher der beschränkte Umkreis des Lebens und der Zauberring erfüllen sollten und die daher auch nicht mehr erscheinen: er macht aus ihm die vorläufig mit einer geschlechtlich unentschieden gelassenen, in dieser Existenzweise an den Verbleib in einer Phiole gebundenen Verkörperlichung ausgestattete Lebenskraft selbst, die sich nach Gewinnung einer wirklichen Existenz sehnt; dazu bedarf sie der Verbindung mit der noch leblosen Materie und der 'Gestalt'. Den entscheidenden Schritt dazu thut er, wie er die herrliche Gestalt der Galatea sieht, in deren Schönheit er das Ziel seines Strebens erkennt: nur eine derartige Schönheit kann ihn dazu treiben, sich mit den Elementen zu vermählen. In Verbindung mit diesen, die von ihm belebt sind, füllt er die aus der Unterwelt entlassenen Schatten der Helena und ihrer Begleitung aus.

Damit hat Helena und haben alle aus der Unterwelt zu Gunsten Fausts und der für ihn notwendigen Durchlebung der antiken Welt entlassenen Schatten eine künstliche d. h. auf künstlichem Wege hergestellte Neubelebung erhalten, die möglichst analog dem sonst von der Natur eingeschlagenen Wege der Erzeugung entstanden ist. Dieser Weg kann nach Goethes naturwissenschaftlicher Erkenntnis nur der vom Wasser her beginnende sein, während der von der Erde anfangende ihm falsch erscheint: so mufs bei dem Suchen des Homunkulus nach dem Ausgangspunkt, von dem aus er 'entstehen' kann, der Kampf zwischen Wasser und Erde als solchen Ausgangspunkten zum Austrag kommen. Je entschiedener der Dichter den Charakter der wissenschaftlich erkannten Wirklichkeit bewahren will und auf dieser neu eingenommenen Stufe seines dichterischen Schaffens bewahren mufs, um so entschiedener mufs dieser Kampf in der Dichtung selbst sich ausleben: so ist der Streit zwischen Anaxagoras und Thales, das Scheitern des Versuches des Anaxagoras und der Erfolg auf dem von Thales angeratenen Wege ein Wesenselement der Dichtung — auch der dichterisch Schaffende bewahrt den Charakter des wissenschaftlich erkannten realen Phänomens und gewinnt daraus, indem er es in den Schleier der Dichtung hüllt, eine ganz neue dichterische Schöpfungsweise. So wird die Erkenntnis dieser neuen dichterischen Technik zugleich der Schlüssel für die Lösung der Frage, warum Goethe die früheren Pläne zur Klassischen Walpurgisnacht, die vor dieser neugewonnenen Technik entstanden sind, bei der endgültigen Ausführung, die nach dieser neugewonnenen Technik begann, so gänzlich umgestaltet hat. Sie giebt aber auch den Schlüssel für das Warum des Ganges der Entwickelung der Handlung in der Klassischen Walpurgisnacht, ihres Zieles, ihres Zusammenhanges mit der Helenadichtung und der in dieser schliefslich stattfindenden Auflösung der künstlich geschaffenen Gestaltungen, die naturgemäfs der Art ihrer Entstehung entsprechend und vom natürlichen Sterben durchaus abweichend sich vollziehen mufs.

So macht das Kunstmittel der Wolkenverwendung bei Goethe nicht nur in sich selbst eine Entwickelung durch: es wird vielmehr mit der sich daran schliefsenden neu gewonnenen Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnis der Weg zu einer ganz neuen Schöpfungsweise Goethes gebahnt, die die naturwissenschaftlich erkannten Vorgänge in ganz neuer Behandlung zeigt. Dadurch wird es dem Dichter möglich, auch hier wie auf den Gebieten des menschlichen Lebens die reale Wahrheit und zwar so, wie er sie wissenschaftlich erkannt hat, für die Kunst lebendig zu machen: auch hier schlägt er der Dichtung Schleier um die Wahrheit und sichert zugleich dem damit gewonnenen Reize der Schönheit den festen Boden der Wirklichkeit. So bleibt auch in dieser neuen Epoche der Grundcharakter seiner Dichtungsweise bewahrt; nur die Behandlung der Wirklichkeit ist eine andere geworden: sie schmiegt sich seiner wissenschaftlichen Erkenntnis mit vollem Bewufstsein aufs engste an.

DIE BILDUNG DER GRIECHISCHEN RELIGION

Von Otto Seeck

(Schlufs)

III. RELIGION UND SITTLICHKEIT

Solange die Religion noch auf der Stufe des Animismus bleibt, hat sie mit der Sittlichkeit gar nichts zu schaffen, wenn man nicht etwa Hungern und den Leib Kasteien, wie es die Zauberer übten, für ein sittliches Thun ansieht. Denn ihre höheren Mächte strafen und belohnen nicht, sondern sie erweisen demjenigen ihre Gunst, der sie durch Opfer und Gelübde erkauft hat, und üben ihre Rache, wo sie persönlich verletzt oder vernachlässigt werden. Diese Anschauung dauert auch in der Periode des Sonnenglaubens und lange über sie hinaus. Artemis sendet den kalydonischen Eber, nicht weil irgend ein Frevel begangen ist, sondern weil man bei einem Opfer für alle Götter ihrer allein vergessen hat; sie hält die Griechen in Aulis zurück und zwingt Agamemnon, seine Tochter zu opfern, weil er auf der Jagd zufällig ihre heilige Hirschkuh getroffen hat; Niobe wird so hart gestraft, weil sie im Stolze auf ihren reichen Kindersegen der Leto mit ihrem einzigen Zwillingspaar zu spotten wagte. Es kommt also nur darauf an, sich mit den Göttern gut zu stellen; wie man gegen seine Mitmenschen verfährt, ist jenen gleichgültig.

Auch die Rücksicht auf ein Leben nach dem Tode konnte nach den Lehren des Animismus der Sittlichkeit nicht zur Förderung gereichen. Tugend und Laster wirken zwar wohl über den Tod hinaus, aber nur insofern die befreite Seele die Eigenschaften des Verstorbenen fortsetzt. Der Edle wird zum guten Geist, der Böse zum schädlichen Dämon; doch hiervon wird das Wohlsein der Überlebenden berührt, aber nicht des Toten selbst. Denn dafs Engel glücklich, Teufel unglücklich seien, ist eine sehr späte Anschauung. Beide erfreuen sich an nächtlichem Spiel und Tanz, beide sind von den Gaben der Menschen abhängig, und in dieser Beziehung kommen die Schlimmen sogar noch besser weg. Denn da die Furcht einen viel stärkeren Antrieb giebt als die Liebe, so opfert man denen am eifrigsten, die unversöhnt Schaden anrichten würden. Der böse Alp, der bei Nacht die Weiber beschleicht, die Vampire, die den Menschen das Blut aussaugen oder an ihrer Leber fressen, finden an ihrem schlimmen Thun ebensoviel Genufs, wie die gute Seele am Segenstiften; ja diese hat nicht einmal die Genugthuung, in höherem Mafse Ruhm und Preis zu gewinnen. Auf Rudra, den blutgierigen Todesgott der Inder, der für jedermann ein Greuel war, sind die schmeichelhaftesten Loblieder gedichtet; um ihn

bei guter Laune zu erhalten, pflegte man ihn nicht anders als den Gütigen (Schiva) zu nennen, und den gleichbedeutenden Namen Eumeniden legten die Griechen ihren schaurigen Erinyen bei. Auch als im Gefolge des Sonnenglaubens die Lehre von der seligen Toteninsel auftauchte, war diese doch nicht als Ort der Belohnung für die Guten gedacht. Der Sklave, der am Grabe seines Herrn geopfert wurde, blieb nach dem Tode Sklave, mochte er auch alle Tugenden in sich vereinigt haben; nur für den Herrn waren die Freuden des Jenseits da. Dieses war auch in seiner neuen Form weiter nichts als eine gesteigerte Fortsetzung des Erdenlebens, die auf die Sittlichkeit gar keinen Einflufs üben konnte.

Auch nach der Theorie des Animismus brauchte freilich die Sünde nicht immer ohne Vergeltung zu bleiben. Denn die Seelen der Verstorbenen setzen die Freundschaften und Feindschaften ihres Lebens im Grabe fort; jede Kränkung, die man einem beseelten Wesen zufügt, kann also durch die Möglichkeit der Geisterrache gefährlich sein, am gefährlichsten der Mord, weil hier schon durch die That selbst ein feindlicher Dämon aus den Fesseln des Leibes befreit wird. Aus dem Blute des frevelhaft Erschlagenen steigt die Erinys auf, die ursprünglich nichts anderes war als die Rache suchende Seele; denn erst in späterer Zeit hat man die Eumeniden aus menschlichen Gespenstern zu Göttinnen der Unterwelt gemacht. Aber die naive Schlauheit des Wilden hat Mittel gefunden, um den Zorn jener unheimlichen Wesen zu entwaffnen. Die Australneger schneiden ihren toten Feinden die Daumen ab; da nach ihrer Ansicht jede Beschädigung des Leichnams auch auf die Seele übergeht, wird diese durch ihre verstümmelte Hand behindert, eine Waffe gegen ihren Mörder zu schwingen. Eine noch widrigere Sitte bestand auch in Griechenland und hat sich hier bis tief in die historische Zeit erhalten. Man trennte dem Erschlagenen die Finger und Zehen ab, reihte sie auf eine Schnur und befestigte diese um Hals und Schultern des Leichnams; auf solche Weise meinte man sein Gespenst jeder Macht zu berauben. Die Religion konnte also selbst dem Morde, von kleineren Sünden ganz zu geschweigen, volle Straflosigkeit gewähren.

Übrigens war nicht nur das Leben des Menschen, wenn auch schlecht genug, durch den Geisterglauben geschützt; brachte es doch ganz dieselbe Gefahr, wenn man ein Tier tötete oder auch nur einen Baum fällte. Denn jeder beliebige Gegenstand war ja von einem Dämon bewohnt, der seine Verletzung rächen konnte und oft noch mehr Gewalt besafs als die Menschenseele. Bei manchen wilden Stämmen ist es daher üblich, dafs man sich bei der erlegten Jagdbeute mit vielen Worten entschuldigt oder ihr einzureden sucht, man sei es gar nicht gewesen, um so den Groll ihrer Seele abzuwenden. Auch in Athen hatte sich ein verwandter Brauch in einem sehr merkwürdigen Überlebsel erhalten. Beim Opfer des Zeus Polieus schüttete man zuerst Getreide auf den Altar des Gottes und liefs dann das zum Schlachten bestimmte Rind ungehütet herankommen. Natürlich frafs es von den geweihten Körnern und machte sich so eines Tempelraubes schuldig; tötete man es also, so hatte man gegen seine erzürnte Seele den bestohlenen Himmelsgott als Bundesgenossen gewonnen.

Aber damit noch nicht genug. Der Opferpriester führte den tötlichen Schlag hinterrücks und entfloh dann eilig, das Beil in der Wunde zurücklassend. Die Anwesenden stellten sich, als wenn sie den Schuldigen nicht wüfsten, brachten das Beil vor Gericht und liefsen es als Mörder des Landes verweisen. So wurde den Manen des geschlachteten Tieres ihre volle Genugthuung, und ihr Zorn mufste als abgewendet gelten.

Aber ein so umfangreicher Apparat der Vorsicht liefs sich nicht bei jeder Gelegenheit anwenden, die ihn nach der Meinung jener Zeit erheischt hätte. Aus jedem Stück Fleisch, das er verzehrte, aus jeder Pflanze, die er abrifs, aus jedem Stein, den er trat oder anspie, konnte also dem Menschen eine Gefahr erwachsen, ganz ähnlich derjenigen, welche der Mord heraufbeschwor. Wer sich so von ganzen Heerscharen freundlicher oder feindlicher Dämonen umgeben sah, dem kam wohl nicht sehr viel darauf an, ob das Lager der Gegner um einen oder zwei verstärkt wurde, die noch dazu durch Zauber unschädlich werden konnten. Wenn sich trotzdem der Mord schon in sehr früher Zeit mit einem sakralen Schauer umkleidet, so entspricht dies nicht der Logik des religiösen Denkens, sondern ihr zuwider hat es die Sittlichkeit durchgesetzt, die unabhängig von der Religion unterdessen entstanden ist und dann auf sie ihren Einflufs geltend macht.

Dies zeigt sich vor allem darin, dafs die Tötung des Landesfeindes, dem man in ehrlichem Kriege gegenüberstand, zu gar keinen religiösen Befürchtungen Anlafs gab. Und doch besafs auch er eine Seele, deren rächende Gewalt man nach allen Konsequenzen des Animismus hätte scheuen müssen. Wenn trotzdem die Erinys nur aus dem Blute des erschlagenen Freundes, namentlich des Anverwandten, emporsteigt, so ergiebt sich daraus unverkennbar, dafs die Sittlichkeit eben nicht auf jenen Konsequenzen fufste, sondern sich trotz ihnen durchsetzte.

Auch der Sonnenglaube war nicht geeignet, sie zu stärken. Als sein Mythus sich ausbildete, hatte man an die Götter als solche noch keine sittlichen Forderungen gestellt. Sie waren machtvoller, aber nicht besser als die Menschen, sondern ganz nach deren Ebenbild erschaffen; jedes Leid, jeden Frevel, in den diese selbst verstrickt werden konnten, schrieben sie unbedenklich auch ihrem Gotte zu. So war er zum Vater- und Muttermörder, zum Ehebrecher und Blutschänder geworden, weil diese Verbrechen am passendsten sein wechselndes Verhalten zu Erde, Mond und Nacht zu erklären schienen. Was die Ausgestaltung seines Mythus bestimmt hatte, waren eben keine sittlichen Bedürfnisse gewesen, sondern nur das wissenschaftliche, die Naturerscheinungen menschlich zu begreifen. Aber wieder eilte das moralische Empfinden der Religion voraus und versuchte, zunächst noch sehr schüchtern, ihr seinen Stempel aufzuprägen. Unter den Abstraktionsgöttern traten auch Nemesis und Themis auf, und Zeus begann, sich des schutzlosen Fremdlings anzunehmen und das Recht zu wahren. Als man erst soweit gekommen war, wurden aber die Erfindungen, mit denen eine ältere Zeit das Verhalten der Götter am wahrscheinlichsten erklären zu können meinte, der neuen unwahr-

scheinlich. Wie sollten diejenigen, in denen man jetzt Schützer des Rechtes erblickte, Frevel begangen haben, vor denen selbst dem verworfensten Menschen graute? Doch die Überlieferung der Väter war nun einmal da, und was Jahrtausende anstandslos geglaubt hatten, wagte man nicht schlechtweg für falsch zu erklären.

Schon die ersten Versuche, das Bedenkliche aus dem Mythus wegzuschaffen, bewegten sich in ganz denselben Bahnen, die später auch die Sagenkritik der griechischen Historiker beschritten hat. Dasjenige, was man als den Kern des Überlieferten betrachtete, liefs man bestehen; nur die Einzelheiten erklärte man für entstellt oder mifsverstanden und schob sie dann so zurecht, wie es den moderneren Forderungen der Wahrscheinlichkeit entsprach, wobei der eigentliche Sinn des Mythus natürlich verloren ging. Denn nicht das Wesentliche bewahrte man, weil man es gar nicht mehr als solches erkannte, sondern dasjenige, was dem neuen Denken und Empfinden am wenigsten Anstofs bot. Dafs der hehre Apollon ein Vatermörder sei, war natürlich dummes Gerede; aber etwas Wahres mufste ihm doch wohl zu Grunde liegen, denn sonst hätten es die Ahnen, vor deren Weisheit man grofsen Respekt hegte, nicht erzählen können. Wahrscheinlich also hatte er jemand erschlagen, den man nicht ganz ohne Ursache für seinen Vater halten konnte, etwa einen bösen Stiefvater oder auch nur einen, der es hatte werden wollen. Tityos, der Erd- und Nachtriese, war ursprünglich wohl als Gatte der Nachtgöttin Leto und Erzeuger des Apollon gedacht, der altarischen Anschauung gemäfs, dafs die Sonne aus der Nacht hervorgeht. Jetzt machte man ihn zu einem lüsternen Unhold, der die Göttin vergewaltigen wollte und mit Fug und Recht den Pfeilen ihres Sohnes erlag. Ganz ähnlich hat man auch den Mythus des Perseus umgestaltet. Dafs seine Mutter Danae die Göttin der Erde und ihrer dunklen Tiefen ist, ergiebt sich schon aus ihrem Wohnen im unterirdischen Gemache, wo sie durch den goldenen Regen des Zeus befruchtet wird; der Gott der Unterwelt Hades Polydektes ist also jedenfalls der passende Gemahl für sie. Der Mythus in seiner späteren Gestalt verwandelt ihn aber in einen zudringlichen Freier, der von dem tapferen Sohne der Braut schon beim Hochzeitsfeste getötet wird. So war aus der Geschichte des Gottes der Frevel des Vatermordes nicht nur ausgetilgt, sondern zu einer That kindlicher Liebe und edelsten Heldenmutes erhoben worden.

Mit dieser Reinigungsarbeit, deren Ergebnisse sich in vielen griechischen Mythen nachweisen lassen, war man noch nicht zum Abschlufs gelangt, als eine neue Phase der Religionsentwickelung eintrat, die ihre weitere Fortsetzung überflüssig machte. Ich meine die Umdeutung der alten Götter in menschliche Heroen.

Die Zeitströmung, welche diesen Prozefs herbeiführte, hat ihren ersten Ausdruck wohl im delphischen Apollonkult gefunden. Es ist allbekannt, welch ungeheuren Einflufs die Priesterschaft des pythischen Gottes nicht nur auf das religiöse, sondern auch auf das politische Leben von ganz Hellas ausgeübt hat. Zu ihrem Orakel blickte man mit einer frommen Scheu empor, wie kein

anderes griechisches Heiligtum sie hervorrufen konnte, und diese Ehrfurcht machte sich in den höchsten Kreisen des geistigen Lebens vielleicht noch mehr geltend, als in den breiten Volksmassen. Herodot wird nicht müde, immer neue Beweise für die Unfehlbarkeit der Sibylle zu häufen und den Vorrang ihrer Aussprüche vor jeder anderen Art der Weissagung durch Beispiele zu belegen, und noch Platon läfst in dem Idealstaate, dessen Verfassung er entwirft, den Gottesdienst durch das delphische Orakel regeln. Wie grofs mufs erst seine Wirkung gewesen sein, als es noch mit dem vollen Reize der Neuheit umkleidet war!

Was die Macht der delphischen Priesterschaft begründete und durch lange Jahrhunderte aufrecht erhielt, war in erster Linie ihre Feinfühligkeit für die religiösen Forderungen jeder Zeit und die Schmiegsamkeit, mit der sie sich ihnen anzupassen wufste. Als der Sturm des thrakischen Dionysoskultus Griechenland durchtobte, hatte man auch in Delphi den Schwindel mitgemacht; als er allmählich zu verrauschen begann, liefs man das rasende Mänadentum hinter dem strengen und feierlichen Apollondienste zurücktreten, der die schroffste Reaktion dagegen bezeichnete. Ein thrakisches Element, das sich noch nicht abgebraucht hatte, fügte man aber auch diesem ein, die verzückte Begeisterung, die so mächtig auf die Phantasie der Massen wirken konnte. Und indem man sie nicht der ganzen Gemeinde zumutete, sondern auf die Priesterin beschränkte, gestaltete man sie zu einem sehr brauchbaren Werkzeug in den Händen des gewerbsmäfsigen Pfaffentums. Die Sibylle wurde durch künstliche Mittel in ekstatischen Rausch versetzt und stammelte in diesem Zustande die wirren Worte hervor, welche dann die Priester in zierliche Verse umsetzten und dem Fragenden als göttliche Offenbarung mitteilten. Die gleiche Form des Orakels findet sich auch in Thrakien und ist ohne Zweifel aus dem Sabazioskultus nach Delphi übertragen; aber der geschickten Priesterschaft gelang es, den Glauben daran lebendig zu erhalten, auch als das Tosen der Mänaden zur halben Antiquität geworden war. Diesen Erfolg erreichte sie vorzugsweise dadurch, dafs sie in ihrem Phöbus Apollon zum erstenmale den reinen Gott erschuf, den die geläuterte Sittlichkeit verlangte. Aus dem Begriff des Sühnegottes, den schon die vorhergehende Zeit der Sonne beigelegt hatte, war jener Zug hervorgegangen; dafs er aber jetzt zum beherrschenden in seinem Wesen werden sollte, prägte sich in seinem Beinamen aus; denn Phoibos bedeutet 'der Reine'. Soweit sein Mythus in Delphi Anerkennung fand, wurde alles aus ihm getilgt, was sittlichen Anstofs erregen konnte, und der Gott zu einem Musterbilde frommer Gewissenhaftigkeit, wie jene Zeit sie verstand, umgeformt. Der altarischen Anschauung entsprechend war er Drachentöter; man erzählte von ihm, dafs er die furchtbare Schlange Python, die früher in Delphi ihren Sitz gehabt hatte, mit seinen Pfeilen erlegt und so sein Heiligtum erobert habe. Aber selbst das Blut eines Ungeheuers hatte ihm Gewissensbisse bereitet und ihn veranlafst, durch lange Knechtschaft bei dem sterblichen Manne Admetos für den Mord Sühne zu suchen. So wurde er denn zum Schützer jedes Rechtes, zum strengen und doch barmherzigen Tilger jeder

Schuld, kurz zu dem echt göttlichen Gotte, nach dem das Volksbewufstsein sich sehnte. Und weil er dies wurde, drängte er die meisten anderen Verkörperungen der Sonne weit zurück und rief Zweifel an ihrer Göttlichkeit hervor.

Mit der sittlichen Steigerung des Gottesbegriffes ging das Bestreben Hand in Hand, ihn auch nach der Richtung der Macht und Seligkeit immer mehr über das Menschliche zu erheben. Die Naturseelen der alten Zeit waren mit der gewöhnlichen Speise, wie sie auch die Sterblichen genossen, von diesen gefüttert worden und bedurften der Opfer, wenn sie nicht hungern sollten. Auch jetzt noch war der Anthropomorphismus zu stark, als dafs man sich Götter hätte denken können, die weder afsen noch tranken; aber man schrieb ihnen doch nicht mehr die gemeine menschliche Nahrung zu, sondern setzte an deren Stelle Nektar und Ambrosia, die alle Genüsse der armen Sterblichen weit übertrafen. Dafs man trotzdem noch Opfer brachte und dafür auf Dankbarkeit rechnete, war nur ein Rudiment der früheren Anschauung. Seine theoretische Rechtfertigung fand es darin, dafs die Götter den Geruch des verbrannten Fleisches gern hätten, aber ohne dafs man in diesem Geruch noch die Seele der Speise gesehen hätte, welche die geistigen Wesen sättigte. Und wie ihre Nahrung von der menschlichen verschieden war, so auch ihr Blut; dies sollte ein überirdischer, ganz besonders feiner Saft sein, den man Ichor nannte. Ganz sind sie über Leiden und Kämpfe noch immer nicht erhaben; nicht nur untereinander führen sie Krieg, sondern sie können auch von den Lanzen der griechischen Helden verletzt werden. Trotzdem schreibt man ihnen eine Gewalt zu, die nah an Allmacht grenzt, und preist ihre Seligkeit im Gegensatze zu dem jämmerlichen Lose der Sterblichen. Während in der früheren Zeit Menschenseelen und Naturgeister, selbst die höchsten, wie sie Sonne, Mond und Himmel bewegten, völlig ineinander übergingen, ist man jetzt bemüht, eine unübersteigliche Schranke zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen zu errichten, obgleich man freilich von der Menschenähnlichkeit der Götter noch nicht loskommen kann.

So unvollkommen und widerspruchsvoll die Begriffe der göttlichen Reinheit, Seligkeit und Allmacht auch ausgebildet waren, dennoch wollten sie zu den Mythen, mit denen eine frühere Zeit das Verhältnis von Sonne und Nacht erklärt hatte, nicht mehr passen. Nicht nur Vatermord und Blutschande, auch der frühe Tod des Gottes, sein qualvolles Umherirren, seine bange Sehnsucht nach der Geliebten, kurz alle die Prüfungen und Leiden, die man ihm früher ganz unbedenklich zugeschrieben hatte, erschienen jetzt seiner hehren Göttlichkeit unwürdig. Aber auch dieses Mal konnte man sich nicht entschliefsen, die Sagen, die man Jahrhunderte lang gläubig angehört und nacherzählt hatte, plötzlich für falsch und erfunden zu erklären. Wieder suchte man nach einem Ausgleich zwischen dem Überlieferten und dem gereinigten Gottesbewufstsein und fand ihn in folgender Weise.

Die Sonnengötter hatten sich zu Allgöttern ausgebildet und diejenigen Wirkungen, die der Sonne als solcher zukommen, wie das Wärmen und Leuchten, waren ganz hinter den zahlreichen Attributen und Thätigkeiten zurückgetreten,

die man sonst noch auf sie gehäuft hatte. In vielen Fällen hatte man ganz vergessen, dafs die Gottheit, zu der man betete, als die Seele eines Himmelskörpers gedacht war, und sah in ihr nur noch ein Wesen von übermenschlicher Gewalt, das Gefahren abwenden, Schmerzen lindern und Gebete erhören könne. Wesen dieser Art, wenn auch von geringerer Kraft und Wirksamkeit, waren aber auch die Totenseelen des Animismus gewesen, an die der Glaube zwar zurückgetreten, doch keineswegs geschwunden war. Noch immer brachte jede Familie ihren lieben Verstorbenen die alten Opfer dar, und einzelne Häuptlinge und Könige, die sich durch ihre Thaten ein dauerndes Gedächtnis errungen hatten, wurden nach ihrem Tode von ganzen Städten und Stämmen verehrt. Diese vornehmeren Seelen nannte man Heroen und schrieb ihnen eine Macht zu, die hinter der göttlichen zwar zurückstand, ihr aber doch sehr nahe kam. Wurden also von einer Gottheit Dinge erzählt, die nach der neuen Anschauung nur bei einem Menschen denkbar waren, so konnte man leicht zu der Auslegung gelangen, sie sei gar keine eigentliche Gottheit, sondern nur ein Heros, und jene Schicksale gehörten dem menschlichen Dasein desselben an. So wurde Asklepios zu einem hochgelehrten Arzte, der in der Väter Zeiten viele überraschende Kuren ausgeführt hatte, Amphiaraos zum kundigen Wahrsager, Orpheus zum berühmten Sänger, Daidalos zum kunstreichen Schmied, Theseus und die meisten anderen zu Helden und Staatsmännern.

Auch in Ägypten hatten sich ganz ähnliche Lehren entwickelt, doch waren sie hier noch tiefer in den Sitten und politischen Zuständen begründet. Denn schon von Alters her pflegte man den ägyptischen Königen göttliche Natur zuzuschreiben und sie den Sonnengöttern gleichzusetzen. Dafs ein despotischer Herrscher, der über Wohl und Wehe seiner Unterthanen mit unbeschränkter Gewalt verfügt, als Gott den Segen und Fluch des Landes in seiner Hand hatte, ist eben eine so naheliegende Anschauung, dafs viele Völker unabhängig voneinander dazu gelangt sind. War aber der König ein lebender Gott, so konnte man daraus leicht den Schlufs ziehen, dafs die wirklichen Sonnengötter, Ra, Ammon, Osiris, Horos und wie man sie sonst benannte, frühere Könige des Landes gewesen seien, und dies haben die Ägypter thatsächlich angenommen. Da sie nun den Griechen immer als ein Volk von ganz besonderer Weisheit erschienen sind, mufste ihr Beispiel dazu beitragen, jene Umdeutung von Göttern in Heroen, für die es ja auch im griechischen Glauben selbst nicht an Anhaltspunkten fehlte, zu rechtfertigen und weiter auszudehnen.

Eine bedeutende Rolle bei der Entgöttlichung der alten Götter fiel ohne Zweifel den fahrenden Sängern zu. Bei jedem Feste, jedem gröfseren Opfer wurde der Gottheit durch Lieder gehuldigt, die ihren Preis zum Gegenstande hatten und in der Regel ihre Thaten erzählten. Soweit sie nicht im Chor abgesungen wurden, trugen gewerbsmäfsige Rhapsoden gegen Entgelt sie dem Volke vor, das im Zuhören eine der gröfsten Ergötzlichkeiten seiner religiösen Feiern sah. Nun liegt es in der Natur des epischen Berichtes, dafs er die Schicksale, von denen er handelt, schon aus künstlerischen Gründen noch menschlicher ausgestalten mufs, als schon die Volkssage es gethan hatte; denn

nur das echt Menschliche kann ein naives Publikum ganz verstehen und sich fröhlich daran begeistern. Während der Mythus als solcher jeden einzelnen Vorgang aus dem Leben des Gottes als ein heiliges Geheimnis für sich behandelte, das einer Erklärung weder bedurfte noch sie duldete, mufste der Sänger die gesondert überlieferten Züge unter sich verknüpfen und verständlich motivieren, wenn seine Zuhörer ihm mit Interesse folgen sollten. Freilich war der einzelne Vortrag viel zu kurz, als dafs er den ganzen Mythus eines Gottes hätte erschöpfen können; er fafste daher nur wenige Abenteuer zusammen oder beschränkte sich auch auf ein einziges. Die geheimnisvolle Verschwommenheit, welche die Geschichte der göttlichen Person als Ganzes umgab und für den Glauben der Massen so wesentlich war, wurde daher nicht völlig zerstört. Immerhin aber gewannen die einzelnen Teile des Mythus an menschlicher Verständlichkeit, und für eine Zeit, die bestrebt war, das Göttliche von dem Menschlichen durch eine möglichst weite Kluft zu trennen, mufsten sie in demselben Mafse an göttlicher Erhabenheit verlieren.

Als nun der Glaube sich verbreitete, der Inhalt der Mythen handle von reinen Menschenschicksalen, deren Träger erst nach ihrem Tode zu halbgöttlichen Heroen erhoben seien, da mufsten die Sänger in ihrer Mehrzahl dies mit Freuden begrüfsen. Denn sie sangen ja nicht nur bei den Götterfesten, sondern auch beim frohen Mahle oder auf dem Markt, wo das Volk sich sammelte, und hier waren auch weltliche Stoffe wohl am Platze. Dazu waren die meisten arme Teufel, die von den freiwilligen Gaben ihrer Zuhörer lebten; diese aber flossen um so reicher, je ergötzlicher das Vorgetragene war. Die Verknüpfung der einzelnen Götterthaten zu gröfseren Menschengeschichten, die einem naiven und wundergläubigen Publikum den Eindruck des wirklich Geschehenen hervorrufen konnten, bot ihnen jetzt eine Überfülle von Stoff zu Neudichtungen, und diese vereinigten in sich die ästhetischen Vorzüge, als Ganzes die Hörer mit dem vollen Reize der Neuheit zu ergreifen und doch fast in jeder Einzelheit an Liebes und Bekanntes anzuknüpfen. So entstand jener bunte Epenkranz, von dem unser Homer nur ein armes Bruchstück darstellt. Die ihn erschufen, wufsten wohl selber kaum, in welchem Grade ihre Lieder ein Spiel der freien Phantasie waren. Denn die Mythen, die für sie den Grundstoff bildeten, hielten sie ja für historische Ereignisse, zwischen denen nur der verlorene Zusammenhang herzustellen sei, und auch ihr Publikum glaubte fest an die Wirklichkeit derselben. So gewannen die Gestalten des früheren Volksglaubens, die einer kritischeren Zeit als Götter in Nichts zerflossen, als scheinbar geschichtliche Helden und Könige ein neues Leben.

Später meinten die Griechen, Homer habe ihnen ihre Götter gemacht; mit mehr Recht dürfen wir sagen, er hat ihre Götter vernichtet. Denn der epische Gesang, für den Homer nur der Kollektivname war, trug wohl am meisten dazu bei, eine Überzeugung, die sich erst nur in wenigen der lichtesten Köpfe geregt hatte, dafs nämlich die Mehrzahl der Sonnengötter menschliche Heroen seien, schnell über die ganze Masse des Volkes zu verbreiten. Die Sänger zogen von Stadt zu Stadt und erzählten überall auf den Märkten von den

Leiden des Ödipus, dem Zorne des Achill, den Irrfahrten des Herakles, Odysseus und Iason; und überall lauschte ihnen eine neugierige Menge und nahm die seltsame Kunde von denen, die man bisher für Götter gehalten hatte, mit gläubigem Staunen auf. Freilich gelang es nicht an jedem Orte, sie ganz zu entgöttlichen; wo ihr Kultus im Volksbewufstsein gar zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, da blieb er bestehen trotz der neuen Aufklärung. In Sparta opferte man auch später dem Zeus Agamemnon, dem Menelaos und der Helena als Göttern, nicht als Heroen, und in Ätolien behielt Odysseus, in Oropos Amphiaraos ihre alten Orakel. Doch dies und Ähnliches blieben lokale Besonderheiten, die auf den Glauben von Hellas als Ganzes keinen Einflufs übten.

Man könnte erwidern, dafs dies nichts Neues sei, da ja auch früher alle Götter nur lokale Anerkennung fanden; denn selbst wenn sie von mehreren Städten aufgenommen wurden, bedeutete dies nur eine Bereicherung und teilweise Angleichung der einzelnen Lokalkulte, nicht aber ihre Verallgemeinerung zu einer griechischen Nationalreligion. Wenn eine solche trotzdem entstand, ist dies wahrscheinlich ein Verdienst des epischen Gesanges gewesen. Homer schuf den Griechen zwar nicht ihre Götter, wohl aber entschied er darüber, welche von ihnen im ganzen Gebiete der griechischen Sprache Anerkennung finden, welche andern in der Enge weniger Kleinstädte verkümmern sollten, und bereitete so die künftige Weltreligion vor. Allerdings war jene Entscheidung keine willkürliche, sondern wurde durch das herrschende Volksbewufstsein bestimmt.

Die Sänger waren fahrende Leute und mufsten den Schatz von Liedern, den sie sich eingeprägt hatten, heute in dieser und morgen in jener Stadt vortragen. Daraus folgt, dafs sie ihren Dichtungen keine eng lokale Färbung geben durften, weil sie sonst dem gröfseren Teil ihres schnell wechselnden Publikums ungeniefsbar geworden wären. Wie sie in ihrer Sprache sich nicht der Mundart einer Stadt anschlossen, sondern Elemente aus allen griechischen Dialekten zu einem bunten Gemisch vereinigten, das nirgends gesprochen, aber überall verstanden wurde, so mufsten sie es ähnlich auch mit den religiösen Anschauungen machen, die in ihren Gedichten zum Ausdruck kamen. Sie mufsten ihre Götterwelt so einrichten, wie sie in allen oder doch den meisten Staaten von Hellas geglaubt wurde, hatten also die lokalen Besonderheiten möglichst auszuscheiden und das Allgemeine in den Vordergrund zu stellen. Um aus der bunten Fülle der Einzelkulte das Gemeinsame und allen Verständliche herauszuschälen, bedurfte es freilich eines so feinen Gefühls für den Volksgeist, wie es nicht jedem gegeben war. Doch wenn Verstöfse vorkamen, fanden sie bald ihre Korrektur. Denn die epischen Gesänge befanden sich ja noch im Flusse; sie waren nicht in feste schriftliche Form gebracht, sondern jeder Sangesschüler lernte eine gewisse Anzahl aus dem Munde seines Lehrers auswendig und dichtete frei daran weiter. Bemerkte er also, dafs irgend eine religiöse Anschauung, die in seinem Liede vorkam, dem Publikum nicht verständlich war oder gar Anstofs erregte, so konnte er sie leicht durch eine passendere ersetzen. So reflektierte das Volk seine Religion in den Sängern,

aber nicht, ohne seinerseits auch von ihnen zu empfangen. Denn während sie in steter Fühlung mit dem religiösen Empfinden der Massen das Gemeinsame sammelten und formulierten, brachten sie auch ihrem Publikum dasjenige zu höherer Klarheit, was bisher mehr gefühlt als gewufst in ihm geschlummert hatte. Namentlich aber verbreiteten sie die religiöse Gedankenwelt, die in den geistig führenden Staaten ausgebildet war, auch in die abgelegenen Winkel des hellenischen Landes, wohin der Hauch der neuen Zeit erst später drang, und schufen so wirklich eine Art von Nationalreligion.

Wollen wir nun diese Homerische Theologie in ihren Hauptumrissen schildern, so werden wir gut thun, ihre Götter in drei Gruppen zu scheiden, die wir mit den Namen der Abstraktionen, der Naturgeister und der persönlichen Götter bezeichnen können. Gehen wir auf ihren historischen Ursprung zurück, so fallen alle drei Klassen zusammen, da die ältesten Abstraktionen aus persönlichen Göttern entstanden und diese ursprünglich Naturgeister gewesen waren. Aber dafs Paion aus dem Apollon Paion hervorgegangen war, dafs dieser selbst die Sonne, Athene das Feuer bedeutete, wufsten die Homerischen Dichter längst nicht mehr, und selbst bei Zeus war der Himmelsgott hinter dem Vater der Götter und Menschen weit zurückgetreten. Wenn im Epos jemand bei Himmel und Erde schwört, nennt er nicht mehr Zeus und Hera, wie man es wohl in älterer Zeit gethan hatte, sondern Uranos und Gaia. Allerdings war bei manchen jener Gestalten, z. B. bei Zeus selbst, ihre elementare Bedeutung auch für die Sänger noch nicht ganz verschwunden, und einzelne der Naturgeister, die sich ihnen noch als solche darstellten, z. B. Poseidon und Hephaistos, gingen schon in persönliche Götter über. Wenn aber auch die Grenzlinie zwischen jenen Klassen sich nicht ganz scharf ziehen läfst, im allgemeinen ist die Unterscheidung danach, wie das Epos selbst seine Götter auffafst, doch wohl möglich und berechtigt.

Beginnen wir mit den Abstraktionen, so ist ihre Zahl bei Homer schon sehr grofs, aber ihre Bedeutung für das religiöse Empfinden um so geringer. Wird eine Schlacht geschlagen, so treten Eris, der Streit, Enyo, das Getümmel, Kydoimos, der Kriegslärm, Deimos, die Furcht, und Phobos, die Flucht, in Thätigkeit; aber keiner dieser blutleeren Begriffe führt die Entscheidung herbei oder bestimmt das Schicksal der Kämpfenden; keiner wird von ihnen um Hilfe angerufen. Jene Gottheiten dienen dem Sänger mit ihren durchsichtigen Namen viel mehr zur Schilderung des Kampfes, als dafs er in ihnen die Leiter desselben erblickte. Die ihre Schützlinge retten und ihnen den Sieg schenken, sind nicht Eris oder Kydoimos, sondern Athene, Hera, Apollon, vor allen andern Zeus. Auch einen wirklichen Mythus hat keine jener Abstraktionen ausgebildet; was von ihren Schicksalen im Epos berichtet wird, ist alles bewufste Allegorie in ganz modernem Sinne. Selbst dafs Eris den berühmten Apfel in die Götterversammlung wirft, ist nicht anders aufzufassen; der grofse Streit der Götter und Menschen wird eben durch den personifizierten Streit erregt. Wenn Hebe, die Jugendkraft, als Mundschenkin des Olymp erscheint, so drückt dies aus, dafs der wunderbare Trank, den die Unsterblichen ge-

geniefsen, ihre Jugendkraft erhält. So wird diesen Abstraktionsgöttern keine Handlung zugeschrieben, die sich nicht aus dem engsten Kreise ihres Begriffes von selbst ergäbe; nach keiner Richtung hin wird ihre Gestalt mit persönlichen Zügen ausgemalt. In jeder Beziehung tritt es hervor, dafs sie zur Zeit des Homer ganz junge Bildungen waren, die noch nicht zu voller Anschaulichkeit hatten durchdringen können.

Mehr plastisches Leben zeigen die Naturgeister, doch werden auch sie desto seelenloser, je neuer ihre Prägung ist. Dies erkennt man namentlich an den Göttern von Himmel und Erde, Sonne und Mond, die merkwürdigerweise die gestaltlosesten und mindest persönlichen unter den grofsen Naturgeistern sind. Der Grund liegt eben darin, dafs diese Begriffe in der früheren Zeit am allerreichsten und vielgestaltigsten ausgebildet waren. Durch die Überfülle mannigfacher Attribute, die man auf Zeus, Hera, Demeter, Apollon, Hermes, Artemis u. s. w. gehäuft hatte, war ihre ursprüngliche Naturbedeutung überwuchert und bei den meisten zum Schlusse ganz ausgelöscht worden. Da man gleichwohl auf eine Beseelung der gröfsten Elementarkörper nicht verzichten konnte, gab man ihnen neue Götternamen, die jetzt ganz unzweideutig ihren Gegenstand zum Ausdruck brachten. Uranos bedeutet wörtlich und unverkennbar den Himmel, Gaia die Erde, Helios die Sonne, Selene den Mond; jeder Irrtum, wie er früher durch das Überwuchern der Beinamen herbeigeführt wurde, war hier ausgeschlossen. Aber je klarer jene Bezeichnungen waren, desto blasser und wesenloser wurden die Gestalten, die sie ausdrückten. Helios und Selene sind zwar nicht so unpersönlich geblieben, wie Eris oder Hebe; sie haben sogar einen Mythus entwickelt, wenn er auch dürftig genug ist; aber erst nach langen Jahrhunderten sollten sie die gleiche mächtige Bedeutung für den Volksglauben erlangen, den Apollon und Artemis von alters her besafsen.

Neben diesen neuen Naturgöttern blieben die alten bestehen, so weit ihre Bedeutung im Volksbewufstsein noch lebendig war. Hades bezeichnete nach wie vor die Unterwelt als Raum wie als Gott, Eos und Iris die Morgenröte und den Regenbogen; bei Poseidon und Hephaistos waren die Namen zwar undurchsichtig geworden, aber die Erinnerung, dafs sie Meer und Feuer darstellten, nicht geschwunden, so dafs man auf die Bildung von Göttergestalten, wie Thalassa und Pyr, die dem Uranos oder Helios entsprochen hätten, verzichten konnte. Denn im allgemeinen machte man es zum Prinzip, dafs jeder Naturgegenstand nur durch einen Gott repräsentiert werden dürfe. Die Nebenformen des Hades, wie Admetos, Polydektes, Hektor, sind daher alle zu menschlichen Heroen geworden, und ebenso Daidalos, der Doppelgänger des Hephaistos. Auch von den Vertretern des Meeres hat ein Teil, wie Aigeus, Sisyphos, Laertes, das gleiche Schicksal erfahren, andere, wie Proteus, Thetis, Leukothea, blieben zwar Meergötter, aber nur insofern sie ihren Wohnsitz im Meere hatten, nicht insofern sie das Meer als solches darstellten; sie traten also in die Reihen der persönlichen Götter über.

Ehe wir uns dieser wichtigsten der drei Gruppen zuwenden, müssen wir noch mit einigen Worten der Rolle gedenken, welche die kleinen Naturgeister

des Animismus in den Homerischen Anschauungen spielen. Diejenigen unter ihnen, welche rein menschliche Gestalt trugen, die Nymphen, Dryaden und Oreaden, blieben in ihrer Stellung, nur dafs diese, nachdem so viel gröfsere Götter sich über sie erhoben hatten, eine sehr bescheidene geworden war; dasselbe gilt von den stierleibigen Flufsdämonen. Dagegen wurden die anderen halbtierischen Gesellen, Kentauren, Satyrn, Pane, Meerweibchen, ihrer Göttlichkeit ebenso entkleidet, wie Odysseus und Agamemnon: nur waren sie nicht zu Heroen gemacht, sondern galten für wunderliche Tierarten. So hatte man sie aus der Religion in die Naturgeschichte verwiesen, und hier haben sie ihr Dasein noch in gedruckten Büchern gefristet, ja die Meerweibchen sind bis auf den heutigen Tag nicht ausgestorben, wie man auf jedem beliebigen Jahrmarkt sehen kann. Ein vornehmeres Los ist nur einem jener zottigen Burschen zu teil geworden. Bei den zurückgebliebenen Arkadern bewahrte sich der ziegenfüfsige Pan nicht nur seinen alten Kultus, sondern wurde sogar weit über seine frühere Bedeutung erhoben. Hier häufte man auf ihn, dem Zuge der Zeit folgend, alle Attribute der göttlichen Macht, wie man es in höher entwickelten Landschaften bei dem Sonnengotte gemacht hatte, und bildete ihn so zur Allgottheit aus, die dann auch von anderen Stämmen aufgenommen wurde.

Diese Gestalt von seltsamer Altertümlichkeit leitet uns zu den persönlichen Göttern hinüber, mit denen sich der Volksglaube jetzt am lebhaftesten beschäftigt. Die meisten haben sich aus jener grofsen Zweiheit, alle aus Naturgeistern entwickelt. Eine Ausnahme scheint nur Ares zu machen, der allgehafste Vertreter des Mordes. Dieser war ursprünglich vielleicht ein männliches Seitenstück zu Erinys, also ein Höllendämon, der aus dem Gedankenkreise des Animismus hervorgegangen war. Doch auch bei den übrigen, die einst Seelen eines Naturkörpers vorgestellt hatten, war dies ganz oder halb vergessen. Jeder von ihnen hat eine allgemeine Bedeutung gewonnen; jeder beherrscht alle Seiten des Natur- und Menschenlebens und kann allen Bitten, worauf sie sich auch beziehen mögen, Erhörung winken. Sie unterscheiden sich nicht mehr nach ihrem Machtbereiche, der immer derselbe ist, sondern nur nach ihrem individuellen Charakter. Apollon ist hehr und rein, Hermes lustig und verschmitzt, Dionysos von begeisterter Erregtheit, Athene klug, streng und kriegerisch, Aphrodite schön und verbuhlt. Wer ein Anliegen an die Gottheit hat, wendet sich natürlich am liebsten an denjenigen Vertreter ihrer Allmacht, bei dem er nach dessen Sinnesart das meiste Verständnis für seine Wünsche erwarten kann. Man wird daher in der Regel bei Athene nicht um Liebesglück, bei Aphrodite nicht um Kriegsruhm beten, aber nicht etwa, weil nicht jede von beiden alles zu gewähren vermöchte, sondern nur, weil die eine an diesem, die andere an jenem ein lebhafteres Interesse nimmt. Ihre Macht ist nach keiner Richtung hin beschränkt, wohl aber haben die meisten Gottheiten, wie ja auch die meisten Menschen, ihre Lieblingsbeschäftigung, auf die ihr Anbeter Rücksicht nehmen mufs.

Aber wenn auch jeder der persönlichen Götter an sich alles kann, so ist er darum noch nicht allmächtig. Denn weil sie an Charakter und Neigungen

verschieden sind, so liebt der eine sehr oft, was der andere hafst, und ihre Wirkungen heben einander auf. In der Ilias stehen Hera und Athene auf Seiten der Griechen, Aphrodite, Ares und Apollon sind den Trojanern hold, und wegen dieses Widerstreites bleibt das Kriegsglück so lange schwankend; haben die Götter sich erst geeinigt, so mufs sich auch das Schicksal der belagerten Stadt entscheiden. Der persische Dualismus kannte einen guten und einen bösen Gott, die sich fortwährend gegenseitig störten und hemmten; bei den Griechen giebt es keine Gottheit, die unbedingt schlecht zu nennen wäre, aber die Güte jeder einzelnen ist von verschiedener Art und Richtung, und der Erfolg ist ganz dasselbe Hemmen und Stören.

Was führt nun aber in diesem Streite der Götter die Entscheidung herbei? Im Sinne der Homerischen Dichter kann die Antwort nur lauten: die gröfsere Stärke. Denn obgleich der Kreis ihrer Thätigkeit bei allen gleich umfassend ist, bleibt doch der eine Gott dem anderen an Kraft überlegen. Zeus darf sich rühmen, wenn alle seine Genossen sich an das Ende einer Kette hingen, könne er allein sie zu den Höhen des Olymp emporziehen, und vor den Wunden seines Blitzes zittern selbst Hera und Athene. So ist er kraft seiner rohen physischen Gewalt im stande, alles durchzusetzen, und die übrigen Götter müssen sich ihm aus Furcht beugen. Freilich bleibt ihnen die Möglichkeit, Ränke zu spinnen und den höchsten Herrscher zu betrügen; dadurch kann sein Ratschlufs aber nur zeitweilig aufgehalten werden, am Ende mufs er sich immer erfüllen.

Wenn ein Teil der alten Naturgeister zu menschlichen Heroen, ein anderer zu persönlichen Göttern wurde, so darf man wohl fragen, wodurch bei so übereinstimmenden Bildungen diese Verschiedenheit ihres Schicksals bedingt war. Einige behaupteten ihre alte Gröfse jedenfalls dadurch, dafs ihr Kultus zu tief im Volksbewufstsein begründet war, um sich durch vernünftige Erwägungen weginterpretieren zu lassen. So blieben, wie wir gesehen haben, manche Heroen in einzelnen Städten und Landschaften noch als Götter in Geltung, auch nachdem sie im übrigen Hellas zu Menschen geworden waren. Zeus, der in allen Gauen Griechenlands der gleichen Verehrung genofs, war nirgends von seinem Throne herabzureifsen; höchstens dafs einzelne Beinamen von ihm, wie Agamemnon, Amphiaraos oder Minos, unter die Heroen gingen. Aber selbst ein weit verbreiteter und tief gewurzelter Kultus schützte die Götter nicht immer vor Vermenschlichung, wie Herakles, Asklepios und Dionysos beweisen. Ihre Gottheit war im Empfinden des Volkes zu lebendig, um Zweifel dagegen aufkommen zu lassen; trotzdem deutete man ihre Schicksale menschlich und versöhnte diese Neuerung dadurch mit dem allgemeinen Glauben, dafs man sie wegen ihrer ganz besonderen Verdienste nach ihrem Tode nicht nur zu Heroen, sondern zu Göttern werden liefs. Im ganzen scheint also die Art des Mythus das Entscheidende gewesen zu sein: je reicher er ausgestaltet war, je mehr Bedrängnisse, Kämpfe und Leiden er namentlich enthielt, desto weniger fand man ihn eines wirklichen Gottes würdig. So sind denn die Gottheiten, welche fortfuhren, sich unbedingter Geltung zu erfreuen, alle mit einem recht

dürftigen Mythus ausgestattet; Zeus allein macht eine Ausnahme. Also gerade diejenigen, mit denen die Phantasie der früheren Zeiten sich am liebsten beschäftigt hatte, wurden jetzt eben wegen der Gebilde jener Phantasie vom Himmel ausgestofsen oder doch, wie Herakles und seine Genossen, nur durch eine Hinterthür wieder in ihn zurückgeführt.

Die Verwandelung so vieler Götter in frühere Sterbliche mufste auch die Ansichten über das Leben nach dem Tode beeinflussen. Man war davon ausgegangen, dafs die Seelen in den Gräbern der Leichname wohnten, dort ihre Opfer empfingen und von diesen Sitzen aus als schreckende Gespenster oder hilfreiche Dämonen über die Erde schweiften. Dann waren sie alle in einem fernen Westreiche versammelt worden, wo sie mit dem untergegangenen Sonnengott in Herrlichkeit und Freude lebten. Aber dieser Glaube behauptete sich nicht; die neue Heroenlehre, die zugleich durch die überlebenden Reste des ältesten Animismus sehr wirksam unterstützt wurde, brachte ihm den Untergang. Odysseus, Achilleus, Iason und wie die vermenschlichten Sonnengötter alle hiefsen, empfingen Opfer und thaten Wunder, obgleich sie doch nach der jetzt herrschenden Anschauung verstorbene Helden waren. Sie konnten folglich nicht auf irgend einem entlegenen Eiland hausen, sondern mufsten noch immer mitten unter ihren Verehrern weilen, wie die frühesten Totenseelen es gethan hatten. So bevölkerte sich die Welt noch einmal mit Gespenstern, aber der neuen aufgeklärteren Zeit schien das stete Eingreifen der Dämonen in das Menschenleben erst recht lästig. Wieder strebte man danach, sich von ihnen zu befreien, und wählte dazu ein Mittel, das durch und durch abergläubisch war, aber gerade dadurch den Aberglauben am besten bekämpfte.

Es giebt eine Vorstellung, die noch in der Neuzeit verbreitet war und vielleicht die Hexenverbrennungen des Mittelalters mit veranlafst hat, dafs man eine Vampirseele unschädlich mache, indem man den Leichnam, zu dem sie gehört, durch Feuer vernichte. Dadurch wird sie selbst zwar nicht zerstört, wohl aber an die Unterwelt gebannt, so dafs die Rückkehr auf die Erde ihr abgeschnitten ist. In diesem Sinne begannen die Griechen schon zu einer Zeit, die den Homerischen Gedichten weit vorausliegt, ihre Toten zu verbrennen, und verschafften ihnen so die ewige Ruhe im Hades. War in den Flammen des Scheiterhaufens der Leib zu Asche geworden, so trat die Seele in jenes bewufstlose Schattendasein ein, wie wir es aus der Höllenfahrt des Odysseus kennen, und jede Einwirkung auf die lebenden Menschen hörte für sie auf. 'So ist die Homerische helle Welt befreit von Nachtgespenstern — denn selbst im Traume zeigt sich die Psyche nach der Verbrennung des Leibes nicht mehr —, von jenen unbegreiflichen, spukhaft wirkenden Seelengeistern, vor deren unheimlichem Treiben der Aberglaube aller Zeiten zittert. Der Lebende hat Ruhe vor den Toten. Es herrschen in der Welt nur die Götter, keine blassen Gespenster, sondern leibhaft fest gegründete Gestalten, wohnend auf heiterer Berghöhe, «und hell läuft drüber der Glanz hin». Keine dämonische Macht ist neben ihnen, ihnen zuwider, wirksam; auch die Nacht giebt die entflogenen Seelen der Verstorbenen nicht frei.'

Sich so von den Seelen zu befreien, die man vorher als hilfreiche oder schädliche Geister angebetet hatte, war ohne Zweifel eine arge Pietätlosigkeit; aber gerade in dieser Eigenschaft liegt die Gröfse des hellenischen Volkes. Denn nur sie konnte ihm den Mut geben, immer wieder das Veraltete abzustofsen und nach dem besseren Neuen zu streben, und hierdurch ist es die einzige Nation geworden, die im Altertum eine rein profane Wissenschaft aus sich hervorbringen konnte. Ganz hat freilich auch ihm die Pietät für die Überlieferungen der Väter nicht gefehlt; die zahlreichen Rudimente seines Geisteslebens, die wir immer wieder zu besprechen hatten, geben davon beredtes Zeugnis. Aber es schaltete doch viel freier mit dem alten Glauben als irgend ein Volk, das uns sonst bekannt ist, und hat daher seine Religion auch am häufigsten und gründlichsten umgestaltet. Auch die Homerischen Anschauungen sollten nicht auf die Dauer bestehen; schon die Gedichte selbst, die uns von ihnen Zeugnis geben, lassen in einzelnen Teilen erkennen, wie eine höher gesteigerte Sittlichkeit sich gegen sie selbst erhebt und nach neuen religiösen Formen ringt. Namentlich zeigen sie uns schon die Keime, aus denen einst die folgenreiche Lehre hervorwachsen sollte, dafs im Jenseits die Guten belohnt, die Bösen gestraft werden.

Unter den vermenschlichten Sonnengöttern befand sich auch einer, der den Beinamen Ixion führte. Von diesem hatte man angenommen, er werde in einem feurigen Rade immerfort durch die Luft gewirbelt, eine so naive Vorstellung von der Natur des Sonnenlaufes, dafs sie jedenfalls uralt sein mufs. Dafs man von jenem Ixion erzählte, er habe die Erd- und Nachtgöttin Hera vergewaltigt, entsprach durchaus dem Charakter des Sonnenmythus. Denn als Nacht mufste sie ja die Feindin des Gottes sein, als Erde mit ihm Kinder zeugen, was man am passendsten durch die Annahme einer gewaltsamen Begattung zu vereinigen meinte. Wenn Herakles der Amazone im Kampf ihren Gürtel raubt, so liegt dem ganz dieselbe Anschauung zu Grunde. Eine Sünde hatte anfangs keiner in der That des Ixion sehen können; denn Hera war ja mit ihm im Kriege und konnte sich folglich nicht beklagen, wenn sie erlitt, was damals allgemeiner Kriegsbrauch war. Diese Auffassung änderte sich, als Ixion zum Heros wurde, während seine Gegnerin ihre Göttlichkeit bewahrte. Jetzt war sein Unterfangen ein ungeheurer Frevel geworden, nicht nur gegen Hera selbst, sondern auch gegen ihren Gatten, den Vater der Götter und Menschen, und man kam zu dem Schlusse, dafs jenes Wirbeln im feurigen Rade, das anfangs nur die Bewegung der Sonne hatte bezeichnen sollen, als Rache der Götter aufzufassen sei. Da Ixion als Verstorbener galt, versetzte man sie zugleich vom Himmel in die Unterwelt, wo er Genossen ganz ähnlicher Art vorfinden sollte. Denn auch bei Tantalos, Sisyphos und den Danaiden war ursprünglich weder von Schuld noch von Strafe die Rede gewesen; erst die modernere Sittlichkeit hatte auch ihren Mythus in diesem Sinne umgedeutet. So war man durch ein Verkennen der alten Vätersage, das nicht absichtlich, aber wohl durch moralische Tendenz hervorgerufen war, zu einer Anzahl von Beispielen gelangt, dafs, wenn auch nicht jeder Bösewicht, so doch einige der

allerschlimmsten in der Hölle ihre Strafe fänden, und auf ganz analoge Weise bildete sich auch der Begriff eines seligen Himmelreiches.

Eine Form des Sonnenmythus hatte berichtet, daſs der Gott nach seinem frühen Tode auf einer Insel im fernsten Westen wieder auflebe und dort mit den Phaiaken, d. h. den abgeschiedenen Menschenseelen, ein neues Dasein in Lust und Freude beginne. Der Glaube an das Toteneiland war seitdem verschwunden, die Phaiaken zu Menschen geworden und ebenso die Gestalten des Sonnengottes, an die sich jener Mythus heftete. Trotzdem hatte sich die Sage behauptet, daſs Achill, Menelaos, Diomedes auferstanden seien und auf einer seligen Insel fortlebten, nur schrieb man dies jetzt, wie die Aufnahme des Herakles unter die Götter, ihren besonderen Verdiensten zu. Moralische brauchten dies nicht gerade zu sein; Menelaos z. B. wurde nicht um seiner Tapferkeit willen in das Elysion versetzt, sondern nur weil er mit der Tochter des Zeus vermählt war, also durch eine launische Vorliebe des Himmelskönigs für seine persönliche Verwandtschaft. Aber schon am Ende des VI. Jahrh., als die Sammlung des Homer eben erst zum Abschluſs gekommen war, schrieb ein attisches Volkslied auch dem Harmodios und Aristogeiton, die man als Tyrannenmörder verehrte, einen Anspruch auf die selige Insel zu. Noch war man weit entfernt, alle Totenseelen teils dem Elysion, teils den Höllenstrafen zuzuweisen; die groſse Mehrzahl der Menschen erwartete im Jenseits weder Qual noch Seligkeit, sondern jenes fühllose Hindämmern, wie es dem Odysseus im Hades entgegentritt. Aber für einzelne hervorragende Verdienste wie für einzelne hervorragende Frevel waren doch schon Orte des Lohnes und der Bestrafung geschaffen, die ihren Wirkungskreis bald weiter ausdehnen sollten.

Auch über die Götter findet sich in einzelnen Teilen des Homer eine Anschauung, die sich hoch über die durchschnittliche erhebt. Hier wird die Übermacht des Zeus nicht mehr durch seine überlegene Muskelkraft und sein furchtbares Geschoſs begründet, sondern er ist der ausschlieſsliche Leiter der Weltgeschicke, und alle übrigen Gottheiten werden zu seinen Werkzeugen oder höchstens zu Ratgebern. In diesem Sinne ist Hermes zu seinem Boten gemacht, und Apollon verkündet die Zukunft nicht kraft eigener Macht und Weisheit, sondern nur als Sprachrohr seines Vaters. Indem man so einem Gotte die Regierung von Himmel und Erde übertrug und die anderen in die Stellung ausführender Organe herabdrückte, näherte man sich zum zweitenmale dem Monotheismus und erhob sich sogar über jene groſse Zweiheit, von welcher der reine Sonnenglaube ausgegangen war.

Aber noch höher als Zeus steht eine Macht, die nicht mehr göttlich und persönlich ist, sondern schon völlig in den Bereich des philosophischen Begriffes fällt, das ist die Moira, die eiserne Notwendigkeit. An sie kann man Gebete nicht richten, weil ihr Schluſs unwandelbar gefaſst ist und sich durch kein menschliches Flehen beugen läſst. Sie ist ein hehrer Gedanke, der über den Göttern thront und wohl geeignet gewesen wäre, sie ganz zu vernichten, wenn man ihn damals schon hätte ausdenken können und nicht durch tausend Inkonsequenzen illusorisch gemacht hätte.

So hatte denn die steigende Sittlichkeit die Religion umgestaltet, bis auch diese in den Gedichten des Homer eine Höhe erreicht hatte, die im Vergleich zu ihrem Ausgangspunkt sehr ehrenwert genannt werden mufs. Aber kaum waren sie durch Peisistratos gesammelt und schriftlich verbreitet, so genügten auch sie den sittlichen Anschauungen der Zeit nicht mehr. Schon um 500 v. Chr. meinte Heraklit, Homer verdiene Prügel und seine Lieder müfsten vom öffentlichen Vortrage ausgeschlossen werden, weil sie das Volk nur verderben könnten, und Xenophanes schalt:

> Was nur immer der Mensch als Schimpf und Tadel betrachtet,
> Hängen den Göttern an Hesiod und mit ihm Homeros,
> Stehlen und Ehebrechen und einer den andern Betrügen.

Wieder war die Sittlichkeit über die Religion hinausgewachsen und strebte zu reineren Formen des Glaubens empor.

ÜBER EINIGE NEUERE ERSCHEINUNGEN DER GRIECHISCHEN GESCHICHTSCHREIBUNG

Von Benedictus Niese

Griechische Altertümer von G. F. Schoemann. Vierte Auflage neu bearbeitet von J. H. Lipsius. Erster Band: Das Staatswesen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1897. VIII, 600 S. 8°.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäroneia von Dr. Georg Busolt. (Handbücher der alten Geschichte II.) Bd. III Teil I: Die Pentekontaëtie. Gotha, F. A. Perthes 1897. XXII, 592 S. 8°.

Griechische Geschichte von Julius Beloch. Zweiter Band bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Mit einer Karte. Strafsburg, Trübner 1897. XIV, 713 S. 8°.

Geschichte Siciliens im Altertum von Ad. Holm. Dritter (Schlufs-)Band. Mit 8 Münztafeln in Lichtdruck, einer Karte u. s. w. Leipzig, W. Engelmann 1898. XVI, 787 S., 8 Tafeln und 20 S. Münzbeschreibung.

Die Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898 verzeichnet und besprochen von Adolf Bauer. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) 1899. IV, 573 S.

Schoemann, Griechische Altertümer I⁴

Den Lesern dieser Zeitschrift sind Schoemanns Griechische Altertümer als ein vortreffliches Buch bekannt, das sich durch gründliche Sachkenntnis und gute Darstellung vor anderen auszeichnet. Es ist daher mit Dank zu begrüfsen, dafs sich einer der besten Kenner der Disziplin, J. H. Lipsius, zu einer neuen Bearbeitung der dritten, 1871 erschienenen Auflage hat bereit finden lassen. Der Herausgeber hat sich dieser keineswegs leichten und dankbaren Aufgabe in einer Weise entledigt, die durchaus Beifall verdient. Anlage und Charakter des Buches sind dieselben geblieben, das Hauptgewicht der Darstellung fällt auf den Text, nicht wie in anderen Handbüchern auf die Anmerkungen, der Umfang des Ganzen hat sich nur wenig vergröfsert, der Schoemannsche Text ist nur da verändert, vermehrt, gekürzt oder auch umgestellt, wo die neueren Entdeckungen und Forschungen es nötig machten.

Im ersten Abschnitte über das Homerische Griechenland sind vor allem die monumentalen Entdeckungen, insbesondere die Schliemannschen Ausgrabungen samt den anschliefsenden historischen und antiquarischen Erörterungen, z. B. Helbigs Buch über das Homerische Epos, eingetragen und verwertet worden. Die Besonnenheit und Zurückhaltung, mit der es geschehen ist, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Wohlbegründet ist z. B. die Skepsis des Herausgebers gegenüber den Versuchen, bestimmte Spuren vorgriechischer Bevölkerung aus den Funden nachzuweisen. Im übrigen ist Schoemanns Schilde-

[Von dem neuesten Werke des H. Referenten, Gesch. der griech. u. maked. Staaten II. 281 v. Chr. bis 188 v. Chr. (Gotha, Perthes), werden wir demnächst eine Besprechung aus anderer Feder zum Abdruck bringen. Anm. der Redaktion.]

rung des Homerischen Griechenlands, eine der besten die es giebt, im wesentlichen so geblieben wie sie war. Ebenso hat die folgende allgemeine Charakteristik des griechischen Staatswesens (S. 85—195) keine bedeutende Änderungen erfahren, wie denn auch auf diesem Gebiete Material und Anschauungen wesentlich dieselben geblieben sind wie zu Schoemanns Zeiten.

Erheblicher sind die Abweichungen in der Darstellung des lakedämonischen Staatswesens S. 195—302. Bei gleicher Gesamtanschauung nimmt doch der Herausgeber in einigen Streitfragen eine andere Stellung ein als sein Vorgänger. Er läſst zunächst, wie Schoemann, den Grund zu den eigentümlichen spartanischen Einrichtungen schon durch die dorische Wanderung gelegt sein und faſst die Heloten und Periöken als unterworfene, ursprünglich nichtdorische Bevölkerung. Aber er verwirft die Nachricht von der Ackerteilung Lykurgs (S. 219); mit G. Grote läſst er sie erst, und mit Recht, aus den Reformen des Agis und Kleomenes entstanden sein; zugleich glaubt er nach Dunckers Vorgange, daſs jene Nachricht immerhin durch eine ältere Ackerteilung beeinfluſst worden sei, was freilich nach meiner Meinung einen gewissen Widerspruch in sich einschlieſst. Auch Schoemanns etwas seltsame Ansicht über den Ursprung des Doppelkönigtums in Sparta (S. 231) wird nicht wiederholt. Lipsius gehört zu denjenigen, welche annehmen, daſs es aus der Vereinigung zweier Gemeinwesen entstanden sei, ohne freilich anzudeuten, wie er es sich denkt; denn die Wachsmuthsche Ansicht von der Vereinigung einer achäischen mit einer dorischen Gemeinde teilt er, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht. S. 230 hätte wohl bemerkt werden müssen, daſs nach der Überlieferung bei Herodot wie bei Xenophon schon in der Lykurgischen Verfassung das Königtum durch die Ephoren beschränkt wurde.[1])

Die Begriffsbestimmung der Periöken (S. 211 vgl. 308 f.) hätte auf Grund des vorhandenen Materials wohl besser formuliert werden können. Es ist kein Zweifel, daſs ihre Städte eigene Gemeinwesen mit Magistraten und Gottesdiensten bildeten und daſs sie durchaus auſserhalb der Gemeinde Sparta standen. Bei dem Verhältnis des Königs zur Gerusia finde ich einen Widerspruch zwischen S. 238 und 247. Dort wird gesagt, daſs den Königen der Vorsitz in der Gerusia zugestanden habe, aber da nach der richtigen Ausführung auf S. 247 die Berufung derselben den Ephoren zukam, so muſs diesen auch die Leitung der Verhandlungen zugestanden haben. Daſs dies ein Recht der Könige gewesen sei, wird nirgendwo gesagt. Auch möchte ich nicht mit Schoemann und Lipsius annehmen, daſs die Gerusia über Anklagen gegen die Könige zu entscheiden hatte; die Überlieferung führt etwa darauf hin, daſs über die Könige die Volksversammlung richtete, die dann freilich wohl die Gerusia mit dem Urteil betrauen konnte (Thukyd. V 63; Xenophon, Hell. III 5, 25; Pausan. III 5, 2 6; Plutarch Agis 11 19). Die gesetzgeberische Thätigkeit der spartanischen Volksversammlung denkt sich der Verf. (S. 241) fast ganz unfruchtbar. Aber die Spartaner haben, wenn es nötig war, ohne Bedenken neue

[1]) Zu S. 235 Anm. ist zu bemerken, daſs *γεροντία* (oder *γεροντεία*) nicht gleich *γερουσία* ist, sondern die Gerontenschaft bedeutet. Xenophon, Resp. Laced. X 1.

Gesetze erlassen; von einem solchen berichtet z. B. Herodot V 75; Thukyd. V 63, 4. Wir wissen, dafs die spartanische Verfassung, auch die militärischen Ordnungen, im Laufe der Zeit sehr bedeutende Änderungen erlitten haben, die sicherlich in der Regel vom Volke beschlossen worden sind. Ich weise noch darauf hin, dafs der König Agesilaos nach der Schlacht bei Leuktra zum Nomotheten erwählt ward (Plutarch Agesil. 30).

In der Geschichte des Ephorats schliefsen sich Schoemann und Lipsius der gewöhnlichen Version an, wie sie in der Rede des Kleomenes bei Plutarch Kleom. 10 erscheint, wonach die Ephoren anfangs vom Könige ernannte untergeordnete Hilfsbeamte gewesen seien, was sich freilich mit der älteren Überlieferung schlecht verträgt und daher allerlei Widersprüche erzeugt hat. Irrtümlich ist hiebei (S. 242 Anm.) das Zeugnis Platons, Leg. 692 A verwandt worden. Denn der Philosoph schreibt keineswegs, was er angeblich bezeugen soll, die Einführung des Ephorats dem Könige Theopompos zu, er läfst ferner von vorneherein das Ephorat als regierendes Amt erscheinen und weifs, was sehr wesentlich ist, nichts von der Ernennung der Ephoren durch die Könige.

Erhebliche Zusätze hat der Abschnitt über den kretischen Staat (S. 303—323) erfahren; das grofse Gortynische Gesetz und das andere sehr vermehrte epigraphische Material hat unsere Kenntnis hier bedeutend gefördert, freilich auch manches Rätsel der so bunten kretischen Verhältnisse ungelöst gelassen.

Wohl am meisten verändert ist der Abschnitt über das athenische Staatswesen, wo die letzten Decennien ja so unendlich viel Neues gebracht haben. Vor allem der neuen Schrift des Aristoteles verdankt dies Buch im geschichtlichen wie im systematischen Teil erhebliche Erweiterungen und Änderungen. Der Bearbeiter legt der Aristotelischen Verfassungsgeschichte die höchste Autorität bei und hat ihr mehr Raum gegönnt, als sonst vielfach geschieht. Gleich zu Anfang schliefst er aus der Geschichte von Ions Einwanderung, die übrigens schon Herodot und Thukydides kennen, dafs Attikas Bevölkerung fremde Bestandteile erhalten habe.[1]) Bald darnach ist ein ganz neuer Abschnitt, die Drakontische Verfassung, hinzugekommen (S. 336 ff.). Diese Verfassung, wie sie Aristoteles schildert, atmet einen für jene Zeit auffallenden demokratischen Geist und ist daher vielfach angezweifelt worden. Lipsius hält sie für authentisch, giebt aber die Möglichkeit zu, dafs Aristoteles diesen ganzen Abschnitt erst nachträglich seiner Schrift hinzugefügt habe. Er vermutet, diese verhältnismäfsig sehr freie Gemeindeordnung sei dem Adel durch die drohenden Unruhen, die dem Kylonischen Frevel folgten, abgenötigt worden. Die Bürgerschaft ist nach dem Census gegliedert; die politischen Rechte sind in den Händen der Besitzenden, derjenigen, welche sich selbst bewaffnen können. Der Rat von 401 Mitgliedern und die Beamten aufser den Strategen und einigen anderen werden aus allen Bürgern, die über 30 Jahre alt sind, ausgelost, und zwar so, dafs niemand zum zweitenmale ins Amt kommen darf, wenn nicht vorher alle berechtigten Bürger daran gewesen sind. Durch diese Einrichtung,

[1]) Vgl. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte I 263.

dies sei hier bemerkt, eröffnete sich also den jüngsten Bürgern, dem Jahrgange, der das 30. Lebensjahr eben überschritten hatte, die besten Aussichten; denn da die Zahl der Bürger, die schon im Amte gewesen und von der Losung ausgeschlossen waren, zunächst mit jedem Jahre stieg, so waren natürlich die Aussichten des frischen Jahrganges bald die allerbesten. Eine so zahlreiche Ratsversammlung von 401 Bürgern setzt ferner eine recht stattliche Bürgerzahl voraus, man mufs die Zahl der berechtigten über 30 Jahre alten Bürger auf mindestens 5000 beziffern, und zwar sind dies alles Leute, die etwas besitzen, die ὅπλα παρεχόμενοι, die drei ersten Censusklassen. Meistens müssen es Grundbesitzer gewesen sein; denn wenn im Jahre 403 unter etwa 30000 Bürgern nur 5000 keinen Grundbesitz hatten (Dionys. Halic. de Lysia 32; Lysias XXXIV), so wird man annehmen dürfen, dafs zur Zeit Drakons die Grundbesitzer in der Bürgerschaft noch mehr überwogen. Wie verträgt es sich nun damit, dafs nach Aristoteles' ausdrücklicher Versicherung (4, 5) auch unter dieser Drakontischen Verfassung das Land in Attika in den Händen weniger war? Hierüber hat sich der Bearbeiter nicht ausgesprochen, ebensowenig hat er erklärt, wie bei einer solchen Verfassung, wo bei völliger Gleichberechtigung der Bürgerschaft das Los über die Ämter entschied, im Eingange des nächsten Kapitels (S. 343) noch von einer Herrschaft des Adels die Rede sein kann. Diese Worte, die noch von Schoemann herrühren und zur Solonischen Verfassung hinüberleiten, stehen jetzt mit dem Vorhergehenden nicht mehr recht im Einklange.

Der Herausg. hält S. 346 ff. die Überlieferung Plutarchs fest, wonach die Einteilung der Bürgerschaft in vier Censusklassen dem Solon zuzuschreiben ist. Nach Aristoteles bestand sie nun schon unter Drakon; der Herausg. nimmt daher an, dafs die Solonische Ordnung sich von der früheren dadurch unterschied, dafs sie nur den Grundbesitz betraf, während vorher unter Drakon auch das bewegliche Vermögen eingeschätzt war. Dadurch entsteht die etwas auffallende Erscheinung, dafs die jüngere Ordnung altertümlicher ist als die frühere. Übrigens hat eine schon von Schoemann bekämpfte und auch jetzt (S. 351 f.) wiederholte Bemerkung Hegels über Solon in der neuen Darstellung noch mehr Grund als in der früheren Auflage; denn es ist doch in der That sehr wunderbar, wie bei einer so trefflichen Verfassung, wie sie dem Solon zugeschrieben wird, einer Verfassung, die in ihren wesentlichen Stücken schon unter Drakon bestand und also Zeit gehabt hatte, sich einzubürgern, solche Wirren und vor allem die Tyrannis des Peisistratos möglich war; wie es kam, dafs diese Verfassung beim ersten Windstofse zusammenfiel. Das wird in unserer Darstellung nicht aufgeklärt und wird stets ein starkes Argument gegen die Realität der Drakontischen wie der Solonischen Verfassung bilden.

Auch in der weiteren Verfassungsgeschichte steht die Autorität des Aristoteles obenan und hat manche Änderung der Schoemannschen Ausführungen veranlafst, z. B. bei der Losung der Archonten, die früher dem Kleisthenes beigelegt ward, die aber nach Aristoteles Resp. Ath. 22, 5 erst drei Jahre nach der Schlacht bei Marathon stattfand. Es hätte hier jedenfalls Erwähnung ver-

dient, dafs nach Herodot VI 109 schon Kallimachos, der Polemarch in der Schlacht bei Marathon, durchs Los bestellt war, was nicht mit Aristoteles stimmt.

Auf die Verfassungsgeschichte folgt die spezielle Darstellung des athenischen Staatswesens in systematischer Anordnung, erst das Volk mit seinen Bestandteilen und Gliedern, die Volksversammlung, Rat und Beamten, Finanz- und Gerichtswesen, das bürgerliche Leben. Besonders für die Kenntnisse der Gerichtsverfassung hat uns die neue Aristotelische Politeia viel Neues geboten, das der Herausg., der auf diesem Felde besonders heimisch ist, ausgiebig verwertet hat. Ein eigenes Kapitel ist dem Areopag als Oberaufsichtsbehörde gewidmet, eine sehr schwierige Materie, mit der man nichts Rechtes anfangen kann. Ich vermisse eine besondere Behandlung des athenischen Kriegswesens, die hoffentlich in einer späteren Auflage erfolgen wird.

Die spätere, römische und makedonische Zeit wird nicht mehr berücksichtigt; sowohl für Sparta wie für Athen hatte Schoemann die spätere Entwickelung nur kurz skizziert, und diese Skizze ist in die neue Bearbeitung (S. 296 ff. 578 ff.) unverändert übergegangen. Zu Unrecht wird hier S. 584 Lykinos als Phrurarch in Attika genannt: Wilamowitz hat es sehr wahrscheinlich gemacht, dafs er in Megara befehligte. Im übrigen bieten diese Abschnitte einen zwar etwas kurzen, aber klaren Überblick, wie denn überhaupt das ganze Werk sich durch Klarheit und Einfachheit der Darstellung auszeichnet. Diese wertvollen Eigenschaften hat sich auch die neue Auflage erhalten; es ist nicht zu bezweifeln, dafs sie sich dadurch wie durch ihre Gediegenheit ebenso wie die früheren Auflagen viele Freunde erwerben wird.

Busolt, Griechische Geschichte III 1

Wie das Schoemannsche, so ist auch das Busoltsche Buch dem Publikum schon aus der ersten Auflage als ein hervorragend nützliches Handbuch bekannt. Es hat in der neuen Auflage so erhebliche Erweiterungen erfahren, dafs man es fast als ein neues Werk bezeichnen darf. Der Verf. hat seine Aufgabe viel weiter gesteckt als in der ersten Auflage, und das Ganze hat daher einen wesentlich vergröfserten Umfang gewonnen. Nicht nur die eigentliche Geschichte der Pentekontaëtie in ihrem ganzen Umfange wird gegeben, sondern alle Äufserungen des damaligen hellenischen, besonders des attischen Lebens, alle in den Zeitraum fallenden Thatsachen und Nachrichten sollen verzeichnet werden. Mehrere Abschnitte sind den Altertümern, der Staatsverfassung und ihrer Geschichte, der Litteratur und Kunst gewidmet. Pindar, Äschylos und Sophokles werden besonders ausführlich behandelt und ebenso die Bau- und Kunstgeschichte der Zeit. Auf dem ganzen Gebiete der Altertumswissenschaft will uns der Verf. orientieren und dabei mit dem Stande der heutigen Forschung, den Streitfragen und den Erscheinungen der Litteratur bekannt machen. Man kann das Werk fast als ein Handbuch nicht nur der Geschichte, sondern auch der Altertümer und Litteraturgeschichte bezeichnen. Der Schwerpunkt fällt, wie schon von anderen bemerkt ist, in die Anmerkungen, die den Text an Umfang weit übertreffen und zuweilen zu ganzen Abhandlungen angewachsen sind. Es

ist ein Repertorium, das möglichste Vollständigkeit erstrebt und jedem Forscher die besten Dienste leisten wird. So weit ich es beurteilen kann, ist dem Verf. keine wesentliche Erscheinung entgangen. Nur S. 587 Anm. 1 hätte über die Geschichte des Bosporanischen Reiches an erster Stelle Boeckh zum CIG II S. 80 ff. citiert werden müssen.[1]) Man mufs die mühsame, durchaus nicht leichte und angenehme Sammelarbeit als ein besonderes Verdienst hervorheben, durch das sich Busolts Werk vor allen ähnlichen auszeichnet.

Das Buch zerfällt in 6 Abschnitte: § 23 Von der Stiftung des attischen Seebundes bis zur Schlacht am Eurymedon (S. 1—151). § 24 Das Ende der Tyrannis und die Demokratie bei den Westgriechen (S. 151—191). § 25 Die Unterwerfung der Bündner und das attische Reich (S. 192—236). § 26 Der Sieg der Demokratie und der Bruch zwischen Athen und Sparta (S. 236—295). § 27 Der 1. peloponnesisch-attische Krieg und die ägyptische Expedition (S. 296—339). § 28 Das Ende der Perserkriege und der 30jährige Friede (S. 340—438). § 29 Athen und das Reich während des 30jährigen Friedens (S. 438—588). Vorangeschickt ist jedem Abschnitte, vorzüglich dem ersten, eine Übersicht und Analyse der Quellen.

Für ein Werk, wie das vorliegende, in dem ein äufserst mannigfaltiger Stoff vereinigt ist, ist Übersichtlichkeit und Klarheit der Anordnung durchaus wünschenswert. In dieser Beziehung kann, glaube ich, manches noch verbessert werden. Der Verf. hat seinen Stoff zu sehr zerhackt und zerteilt, erschwert dadurch die Übersicht und ist oft genötigt, sich zu wiederholen und die Grenzen seiner Abschnitte zu überschreiten. Ich möchte vorschlagen, für eine neue Auflage den § 24 über die Westhellenen an das Ende des Bandes oder in den nächsten hinein zu versetzen und die innere Geschichte und Entwickelung des attischen Seebundes, die jetzt in § 25 und 29 weit auseinanderliegt, zu einem Stücke zusammenzufügen. Die jetzige Einteilung ist freilich gewifs nicht ohne Absicht gewählt; der Verf. will Zusammenhang und Wechselbeziehung zwischen äufserer und innerer Politik zur Darstellung bringen; er will ferner die Erscheinungen der Litteratur und Kunst chronologisch genau an ihre Stelle unter die Thatsachen der äufseren Geschichte möglichst passend einrücken.[2]) An die demokratische Politik des Themistokles lehnt sich S. 51 ff. ein Abschnitt über die Metöken, die Trierarchie und die Strategen an, der vielfach in das IV. Jahrh. hinübergreift. An die Hieronische Tyrannis werden S. 152 ff. Pindar, Simonides, Bakchylides und Xenophanes angeknüpft, an den Sturz der Tyrannis der ausführlichere Abschnitt über Empedokles (176 ff.), an den Antrag des Ephialtes S. 269 ff. ein Stück über das attische Gerichtswesen. Aber dieses Prinzip erzeugt in der Durchführung ein Durcheinander der ver-

[1]) Bei dieser Gelegenheit darf ich ein Versehen bemerken. S. 170 sagt B., Hieron von Syrakus habe den Königstitel angenommen. Diodor XI 48, 3 nennt ihn zwar βασιλεύς, aber das mufs eine Ungenauigkeit sein; den Königstitel kann der Tyrann nicht geführt haben. Das pafst nicht in jene Zeit, und die älteren Zeugnisse wissen nichts davon.

[2]) Das war nicht immer ganz leicht. Die Notiz über die alte Kleidung und Haartracht S. 396 ist recht unvermittelt eingefügt.

schiedensten Dinge, wie man z. B. am Abschnitt *i* in § 29 (S. 560 ff.) sehen kann. Derselbe beginnt mit den Gesetzen über die Freiheit der Komödie, es folgen Nachrichten über Athens materielle Blüte und den Reichtum einzelner Bürger, einige Thatsachen der Finanzverwaltung, die Vollendung der chryselephantinen Pallas im Parthenon, Pheidias in Elis und sein Zeusbild, die bildnerische Ausschmückung des Parthenon, die Propyläen; endlich eine längere Ausführung über Sophokles und seine Dichtkunst. Es wäre viel übersichtlicher gewesen, z. B. die kunstgeschichtlichen Stücke mit den früheren zu verschmelzen, zumal da der frühere Abschnitt (S. 451 ff.) mit einer ausführlichen Erörterung über den berühmten Prozeſs des Pheidias ohnehin in die spätere Zeit übergreift. Sophokles hätte mit Äschylos verbunden und auch Euripides hinzugenommen werden sollen. Allerdings hat das bei den Grenzen des Busoltschen Bandes seine Schwierigkeiten; die Pentekontaëtie ist keine abgeschlossene Periode, am allerwenigsten eine Kulturperiode; ein Abschluſs wird erst mit dem Ende des Peloponnesischen Krieges erreicht. Nichtsdestoweniger würde auch jetzt zum Heile der Benutzer die Anordnung verbessert werden können.[1])

Die Pentekontaëtie ist eine ebenso interessante, wie in vieler Hinsicht dunkle Periode. Unsere Nachrichten sind oft dürftig oder stammen aus stark getrübten Quellen. Der Verf. stand einem sehr schwierigen Stoffe gegenüber, der viele Streitfragen beherbergt. Die Ansichten gehen oft weit auseinander, und auch ich muſs gestehen, daſs ich häufig mit der Darstellung des Verf. nicht übereinstimme und ihm wohl schärfere Kritik, etwas mehr Skepsis gegenüber neueren Hypothesen und Kombinationen[2]), zuweilen auch mehr Entschiedenheit und Klarheit wünschen möchte. Er liebt zwischen den entgegengesetzten Ansichten zu vermitteln, z. B. in der Erörterung über Aspasias Bedeutung und Einfluſs. Wenn er auch die Bedenken, welche sich gegen die sehr anekdotische Überlieferung erheben, als begründet anerkennt, so ist er doch geneigt, der vielgenannten Frau einen bedeutenden Einfluſs auf Perikles beizulegen (S. 504 ff.). Ähnlich verhält er sich in der Frage, welcher Anteil dem Pheidias an den Parthenonskulpturen zukommt (567—571). Auch in der schwierigen Erörterung über den Kimonischen Frieden hält er die Mitte zwischen den entgegengesetzten Meinungen, wonach zwar kein Friede, wie ihn die vulgäre Überlieferung will, wohl aber ein Abkommen zwischen Athen und den Persern zu stande kam, und in diesem Falle hat der Mittelweg gewiſs manches für sich. Überall aber legt der Verf. dem Leser zugleich das Material vor und setzt ihn in den Stand, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Der Verf. hat den Quellen eine besonders sorgfältige Aufmerksamkeit zu-

[1]) Die Anordnung macht bei der Anlage des Werkes in der That Schwierigkeiten. Der Verf. müſste z. B. in diesem Bande eigentlich auch über Herodotos handeln, eine der gröſsten litterarischen Erscheinungen der Zeit. Aber Herodotos ist schon in der Quellenübersicht zu Bd. II² 602 behandelt worden.

[2]) S. 425 ff. werden in der Geschichte des euböischen Feldzuges und der benachbarten Ereignisse U. Köhlers Ausführungen übernommen. Aber als sicher kann man diese Kombinationen doch nicht ansehen; es sind vielmehr ernste Zweifel gestattet.

gewandt, zu Anfang der gröfseren Abschnitte, besonders des ersten, wie in den Anmerkungen zum Texte finden wir die Quellen aufgezählt und analysiert. Die Inschriften und sonstigen Denkmäler nehmen darunter einen vornehmen Platz ein, und man darf es als einen besonderen Vorzug des Busoltschen Buches rühmen, dafs er diese so sorgfältig benutzt hat. Noch wichtiger aber als die Monumente ist die Litteratur; wenn wir sie nicht hätten, würden uns die Inschriften meist unverständlich und nutzlos sein. Aufser Thukydides haben wir da, um von den Excerpten aus Ktesias und andern zu schweigen, besonders die Politeia des Aristoteles, Diodor und die Biographien Plutarchs. Viel erörtert und wichtig ist die Frage, welche Quellen diese späteren Autoren benutzt haben, und Busolt hat sich besonders mit der Analyse der Plutarchischen Biographien wiederholt beschäftigt, mit Themistokles, Aristeides und Kimon am Eingange des Bandes, mit Perikles später, S. 237. Er hält mit andern den Theopompos für die vornehmste Quelle Plutarchs. Bei Aristoteles schliefst er sich der von Wilamowitz u. a. vertretenen Hypothese an, wonach zum Teil eine oligarchische Flugschrift zu Grunde läge, was denn für die Glaubwürdigkeit der auf diese Quelle zurückgeführten Nachrichten von nicht geringer Bedeutung ist.

Wichtiger noch als der Name des gesuchten Autors ist die Frage, welchen Wert die von den jüngeren Schriftstellern überlieferten Nachrichten neben Thukydides haben. Dies ist eine Frage, die für die Geschichtschreibung grofsen praktischen Wert hat. Thukydides ist und bleibt immer das Haupt aller, der Urquell, an dem die Glaubwürdigkeit der Späteren gemessen werden mufs. Es kommt dabei sehr viel auf eine gute, genaue Auslegung an; oft stellt sich dabei heraus, dafs die späteren mit Thukydides nicht übereinstimmen, und dies mufs dann den Historiker zu gröfster Vorsicht mahnen. Allzu bereitwillig, scheint mir, hat Busolt die jüngere Überlieferung zur Ergänzung des Thukydides herangezogen, auch dann, wenn sie gar nicht zu ihm pafst und also eine Verquickung schweren Bedenken unterliegt. Ein Beispiel ist die Geschichte der ägyptischen Expedition, wo der Verf. sich für den ersten Teil im wesentlichen an Ktesias (Cap. 32) und Diodor (XI 71 74 f.) angeschlossen hat. Hiernach empören sich die Ägypter unter Inaros bald nach dem Tode des Xerxes, ein grofses persisches Heer unter Achämenes rückt zur Unterdrückung des Aufstandes heran und Inaros ruft nun die Athener herbei. Mit ihrer Hilfe schlägt er den Achämenes, der fällt. Von alle diesem schweigt Thukydides; er nennt den Achämenes nicht. Busolt, der sich hier im ganzen an Max Duncker anschliefst, hat darauf insofern Rücksicht genommen, als er den Perser schon vor der Ankunft der attischen Flotte fallen läfst, folgt aber im übrigen dem Ktesias und Diodor und hat damit ein Gemisch hergestellt, das sich streng genommen überhaupt auf keine Überlieferung stützt. Offenbar ist hier der Thukydideische Bericht so beschaffen, dafs er den Zug des Achämenes ganz ausschliefst, und er wird durch die Andeutungen Herodots (VII 7, III 12) auf das beste ergänzt. Achämenes war, wie Busolt selbst (S. 302) richtig bemerkt, der von Xerxes bestellte Satrap Ägyptens. Er befand sich

also im Lande, als der Aufstand des Inaros ausbrach, den er nun mit den Truppen, die in Ägypten standen, bekämpfte, wobei er den Tod fand. Nach seinem Falle erlangte Inaros die Oberhand und gewann einen grofsen Teil Ägyptens; dann erst rief er die Athener herbei, mit deren Hilfe er nun auch Memphis bis auf die Citadelle erobern konnte. Dies ist der Hergang, wie er sich aus Thukydides und Herodot ergiebt; dagegen der Heereszug des Achämenes ist sicherlich eine Erdichtung, die aus der Lügenschmiede des Ktesias stammen wird und dann von den Späteren verarbeitet worden ist. Für den Wert der Berichte des Ktesias und Diodor ist es sehr bezeichnend, dafs sie von der Statthalterschaft des Achämenes nichts wissen, wie sie denn überhaupt bei aller anscheinenden Ausführlichkeit sich als viel schlechter unterrichtet zeigen, als die ältere, echte Quelle. Auch bei dem messenischen Aufstande und dem Abfall der Samier hat nach meiner Meinung Busolt den jüngeren Quellen zu viel Raum gewährt. Schon die Widersprüche, in welche diese jüngeren unter sich geraten, müssen uns zu äufserster Vorsicht mahnen.

Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, dafs der Verf. die Bedeutung der athenischen Expedition nach Ägypten stark überschätzt, namentlich auch die Verluste, die er allein an attischen Bürgern auf reichlich 6—7000 Mann beziffert (S. 331 Anm. 3). Er schreibt dem Unternehmen fast eine ähnliche Wirkung zu, wie später die sizilische Expedition hatte. In Wahrheit ist davon nichts zu spüren, die attische Leistungsfähigkeit hat nicht merklich gelitten. Busolt selbst giebt es zu; denn gleich nachdem er von den hohen Verlusten geredet hat, belehrt er uns zugleich (S. 345), dafs die attische Bürgerschaft andauernd zugenommen habe, was doch nach solchen Verlusten im Ernste nicht gesagt werden dürfte.

Charakteristisch für unsere Überlieferung wird es immer bleiben, dafs wir von einem der berühmtesten Ereignisse, der Schlacht am Eurymedon, die als der Gipfel des attischen Ruhmes in aller Munde ist, so dürftige und abweichende Überlieferungen haben. Wir haben vornehmlich zwei Berichte, den Diodorischen (XI 60), der von Busolt gewifs mit Recht in der Hauptsache auf Ephoros zurückgeführt wird, und den Plutarchischen (Kimon 12), wo Kallisthenes benutzt zu sein scheint; auch Phanodemos, der Atthidenschreiber, scheint ähnlich erzählt zu haben. Nach der ersten Version erringt Kimon zuerst über die persische Flotte bei Kypros einen Seesieg und fährt dann sofort mit den erbeuteten Schiffen, die er mit seinen eigenen Leuten bemannt, zum Eurymedon, wo das persische Landheer steht. Da die Perser die athenische Flotte für die ihrige halten, so lassen sie den Kimon ungehindert landen; er dringt nachts ins persische Lager ein und schlägt den Feind vollkommen.[1]) Dagegen nach Plutarch stehen Heer und Flotte der Perser zusammen am Eurymedon; Kimon zieht von Westen heran, besiegt erst die feindliche Flotte, landet, schlägt auch die persische Landmacht, um dann noch desselbigen Tages ein zweites persisches

[1]) Umgekehrt berichtet Polyän I 34, 1, dafs Kimon erst am Eurymedon siegte und von da nach Kypros fuhr.

Geschwader, das bei einer benachbarten Insel liegt, aufzusuchen und zu vernichten, also drei Siege an einem Tage. Von diesen beiden Versionen wird die erste allgemein und so auch von Busolt verworfen, und mit gutem Grunde; denn abgesehen von den ihr innewohnenden sachlichen Schwierigkeiten steht sie ja mit Thukydides in Widerspruch, der ausdrücklich beides, Land- wie Seeschlacht, am Eurymedon geschlagen sein läfst. Damit stimmt die Plutarchische Erzählung viel besser überein und wird denn auch von Busolt zu Grunde gelegt. Er scheint anzunehmen, dafs sie aus einer gleichzeitigen oder doch nahezu gleichzeitigen Quelle stammt.

Doch möchte ich die Frage aufwerfen, wie es möglich war, dafs Ephoros, Diodors Gewährsmann, von dieser Schlacht einen so phantastischen, aller Wahrscheinlichkeit entbehrenden Bericht geben konnte, wenn es schon einen besseren gab, etwa den Plutarchischen, den Kallisthenes, der zeitgenössische Vorgänger des Ephoros, und ebenso Phanodemos kannte. Denn Ephoros war, wie uns Busolt selbst I² 158 berichtet, ein belesener Mann, der die frühere historische Litteratur gar wohl kannte, es würde also sehr auffallend sein, wenn ihm ein älterer Bericht über ein so weltberühmtes Ereignis entgangen wäre. Entspricht nun aber weiter Plutarchs Erzählung wirklich der Thukydideischen? Mir scheint es nicht unzweifelhaft zu sein. Denn Thukydides I 100 berichtet so: *ἐγένετο δὲ μετὰ ταῦτα καὶ ἡ ἐπ' Εὐρυμέδοντι ποταμῷ ἐν Παμφυλίᾳ πεζομαχία καὶ ναυμαχία Ἀθηναίων καὶ τῶν ξυμμάχων πρὸς Μήδους* u. s. w. Es heifst hier *πεζομαχία καὶ ναυμαχία*; also ging die Landschlacht der Seeschlacht voran; denn ich glaube nicht, dafs die Wortstellung hier gleichgültig ist, ebenso wenig wie weiterhin C. 112, 4, wo wir lesen: *καὶ πλεύσαντες ὑπὲρ Σαλαμῖνος τῆς ἐν Κύπρῳ Φοίνιξι καὶ Κίλιξιν ἐναυμάχησαν καὶ ἐπεζομάχησαν ἅμα.* Wie Thukydides hier offenbar durch die Wortstellung andeutet, dafs die Seeschlacht der Landschlacht voranging (Busolt S. 343 Anm. 4), so darf man aus der früheren Stelle schliefsen, dafs am Eurymedon zuerst auf dem Lande, dann zu Wasser gekämpft ward. Es giebt ferner noch ein anderes, gleichzeitiges Denkmal der Schlacht, nämlich das in Delphi aufgerichtete athenische Weihgeschenk, das uns Pausanias X 15, 4 beschreibt. Wir wissen durch die Delphischen und Olympischen Ausgrabungen, dafs Pausanias bei seinen Beschreibungen die auf den Denkmälern befindlichen Widmungen zu benutzen oder zu umschreiben pflegt, wofür es nicht wenige Belege giebt. So dürfen wir auch hier annehmen, dafs seine Worte der Weihinschrift entlehnt sind. Er sagt: *τὸν δὲ φοίνικα ἀνέθεσαν Ἀθηναῖοι τὸν χαλκοῦν καὶ αὐτὸν καὶ Ἀθηνᾶς ἄγαλμα ἐπίχρυσον ἐπὶ τῷ φοίνικι, ἀπὸ ἔργων ὧν ἐπ' Εὐρυμέδοντι ἐν ἡμέρᾳ τῇ αὐτῇ τὸ μὲν πεζῇ τὸ δὲ ναυσὶν ἐν τῷ ποταμῷ κατώρθωσαν.* Auch hier wird die Landschlacht vorangestellt, und wenn es wahrscheinlich ist, dafs dies dem Epigramm entlehnt ist, so erhält dadurch die vorgetragene Auslegung des Thukydides eine bedeutende Bestätigung; man darf also wohl behaupten, dafs nach den Andeutungen der ältesten, besten Überlieferung am Eurymedon die Perser zuerst am Lande, dann zur See geschlagen worden sind, und dafs der Plutarchische Bericht, bei dem es sich umgekehrt verhält, wo es sogar drei Siege sind statt zweier, nicht minder verdächtig ist

als der Diodorische, wenn er sich auch dem Thukydides besser anbequemt und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit mehr berücksichtigt. Schon die radikale Verschiedenheit der Erzählungen kann übrigens zur Genüge zeigen, dafs man in Wahrheit über den Hergang der Schlacht nichts wufste.[1]) Selbst die Namen der persischen Anführer weichen bei Ephoros und Kallisthenes völlig voneinander ab, zum sichern Zeichen, dafs sie an beiden Stellen erdichtet sind. Es scheint, dafs die Historiker des IV. Jahrh. auf das angewiesen waren, was ihnen Thukydides überlieferte, und dafs sie sich bemühten, seine kurze Erzählung nach Vermögen auszufüllen.

Busolt nimmt an, dafs die am Eurymedon besiegten Perser zu einem Angriff auf Hellas bestimmt waren (S. 135 141 146); er bringt die Umtriebe des Pausanias und sogar den Abfall der Naxier damit in Zusammenhang; diese hätten auf persische Hilfe gerechnet. Mir scheinen diese Vermutungen unwahrscheinlich; ich glaube nicht, dafs die Perser im Ernst an eine Wiederholung des Feldzuges von 480 v. Chr. dachten, sondern bin der Überzeugung, dafs die Flotte am Eurymedon wesentlich zum Schutz gegen attische Plünderungszüge dienen sollte.

Eine besondere Sorgfalt hat Busolt der Chronologie zugewandt. Er setzt die Schlacht am Eurymedon in den Herbst 468 v. Chr.[2]), kommt also auf die früher verbreitete Meinung zurück. Sonst erwähne ich noch, dafs er bei Thukyd. I 103, 1 für *δεκάτῳ ἔτει* mit Krüger *τετάρτῳ* liest und somit die Belagerung Ithomes nicht zehn, sondern nur vier Jahre dauern läfst. Seine chronologischen Erörterungen verlieren übrigens dadurch an Wirkung, dafs sie an vielen Plätzen zerstreut sind; die Chronologie der Pentekontaëtie kann mit Erfolg nur im Zusammenhange, als Ganzes, behandelt werden. Für eine spätere neue Auflage würde es gewifs zweckmäfsig sein, die verschiedenen chronologischen Anmerkungen zu einem Stück zusammenzufassen. Überhaupt liegt die Hauptschwäche des Werkes in der Anordnung und der sich daraus ergebenden Formlosigkeit. Wenn es gelingen sollte, bei einer späteren Umarbeitung diesen Mangel zu beseitigen, so würde das nützliche Buch an Brauchbarkeit noch gewinnen und die vielen Vorzüge desselben noch besser ins Licht gestellt werden.

Beloch, Griechische Geschichte II

Ganz anderer Art als das Busoltsche Buch ist die Griechische Geschichte Belochs, die mit dem hier vorliegenden II. Bande ihren Abschlufs erreicht hat. Sie ist für weitere Kreise bestimmt, führt nicht den schweren gelehrten Apparat mit sich, die Anmerkungen beschränken sich auf Quellennachweise und gelegentliche Ausführungen. Die kürzere, lebhafter gefärbte Darstellung verweilt nicht nur bei den Ereignissen der äufseren Geschichte, sondern soll das gesamte Leben des hellenischen Volkes umfassen. Es ist ein Werk, das sich in seiner ganzen Art offenbar Mommsens Römische Geschichte zum Vorbilde genommen hat.

---

[1]) Dafs es ähnlich mit der Schlacht bei Oinophyta stand und dafs auch von dieser kein Bericht existierte, zeigt Diodor XI 82, 4.

[2]) S. 143 Anm. 2. Ich bemerke, dafs es dort S. 144 kurz vor dem zweiten Absatze nicht 'frühestens' heifsen mufs, sondern 'spätestens'.

Der II. Band umfafst die Zeit vom Frieden des Nikias bis zur Unterwerfung des persischen Reiches durch Alexander, d. h. bis zum Ende des Dareios Kodomannos 330 v. Chr. Es beginnt in Anknüpfung an das letzte Kapitel des ersten Bandes mit einer Darstellung der Reaktion, des Rückschlages gegen den politischen und geistigen Aufschwung, gegen Freigeisterei und Demokratie, wie ihn der Verf. wahrzunehmen glaubt. Das Wiedererwachen des religiösen Geistes, die Einführung fremder Kulte, die Verbreitung oligarchischer Gesinnung, endlich Sokrates und die Philosophie Platons werden hier geschildert. In den nächsten Kapiteln (2—7) folgt die Darstellung der Geschichte von der grofsen sizilischen Expedition bis zu den ersten Jahren des Heiligen Krieges und der Ermordung Dions, etwa bis 352 v. Chr., und zwar werden Sizilien und die übrigen Westhellenen parallel neben den Hellenen des Mutterlandes behandelt. Daran schliefsen sich einige kulturhistorische Abschnitte (8—11); die wirtschaftliche Entwickelung seit dem Peloponnesischen Kriege, Litteratur und Kunst, der Ausbau der griechischen Wissenschaft, Philosophie, Naturkunde und Geschichtschreibung werden geschildert, zuletzt C. 11 die Gesellschaft und ihre Organisation, unter welchem Titel zugleich einige Bemerkungen über Verfassung, Finanzen und Militärwesen zusammengefafst werden. Der 12. Abschnitt nimmt den Faden der Erzählung wieder auf und behandelt Makedoniens Emporkommen bis zum Ende des Heiligen Krieges, das nächste Kapitel schildert die Ereignisse bis zur Schlacht bei Chaironeia und der Stiftung des allgemeinen hellenischen Bundes. Es folgt die Geschichte des Westens, die Befreiung Siziliens durch Timoleon und die gleichzeitigen Kämpfe in Italien bis zum Ende Alexanders des Molossers. Den Schlufs bildet in C. 15 die Eroberung Asiens durch Alexander bis zum Tode des Dareios. Ein Anhang bringt eine kurze Übersicht über die in der Einleitung zum I. Bande vergessenen Quellen zur Alexandergeschichte. Endlich den Schlufs des Bandes bildet ein Register. Die Anordnung des Stoffes scheint mir nicht ganz zweckmäfsig. Es ist z. B. gewifs ein Übelstand, wenn der Prozefs des Sokrates schon im ersten Kapitel erzählt wird; nach meiner Meinung wäre es besser gewesen, die sämtlichen kulturhistorischen Kapitel, in denen jetzt die später erzählten Ereignisse nicht selten vorausgesetzt werden, an das Ende des Bandes zu stellen.

Über den I. Band der Belochschen Geschichte habe ich mich in den Göttinger Gel. Anz. von 1894 S. 890 ff. ausgesprochen und kann hier bemerken, dafs der II. Band in seiner ganzen Art dem ersten vollkommen gleichartig ist. Das Werk hat unleugbare Vorzüge; die Darstellung ist leicht und fliefsend, zugleich stark journalistisch gewürzt und mit allerlei Schlagworten durchsetzt. Der Verf. ist gelehrt und vielseitig unterrichtet; auch das so wichtige inschriftliche Material hat er zur Ergänzung der schriftstellerischen Berichte fleifsig herangezogen.[1]) Der Überlieferung steht er kritisch gegenüber; er betont, um eins zu erwähnen, mit vollem Rechte wiederholt den Wert Xenophons gegen-

[1]) Es scheint ihm entgangen zu sein, dafs in den epidaurischen Inschriften (Cavvadias, Fouilles d'Épidaure I Nr. 243 S. 106) die beiden Widersacher, die Syrakusier Dion und Herakleides, als Proxenoi und Thearodokoi begegnen, was nicht ohne Interesse ist.

über den spätern Quellen, wobei nur zu bedauern ist, dafs er den Agesilaos Xenophons für unecht hält (S. 230). Daher mag es wohl kommen, dafs er den asiatischen Feldzug des Agesilaos nicht ganz ins rechte Licht gerückt hat. Man gewinnt für das dortige Verhalten des spartanischen Königs erst dann das richtige Verständnis, wenn man sich nach Xenophon, Agesil. I 7 erinnert, dafs seine nächste Absicht war, womöglich mit den Persern Frieden zu schliefsen. Leider hat der Verf. die strengeren kritischen Grundsätze nicht immer festgehalten und zuweilen auch unbeglaubigten Notizen Raum gewährt.[1])

Beloch hat sich durch mehrere Untersuchungen, z. B. über die Chronologie des letzten Teiles des Peloponnesischen Krieges und über die spartanische Nauarchie, schon früher entschiedene Verdienste um diesen Teil der griechischen Geschichte erworben und diese Forschungen zum Nutzen des Lesers hier verwenden können. Sehr zu billigen ist z. B., dafs er die gewöhnliche Meinung, als sei Lysander, wie Phylarchos behauptet hatte, nicht echt spartanischer Herkunft gewesen, verwirft (S. 96). Die zeitliche Anordnung der Lysandrischen Feldzüge nach dem Ende des Krieges, die er S. 125 vorschlägt, ist zum wenigsten sehr zu erwägen. Beachtenswert ist auch, was S. 132 bei Gelegenheit der makedonisch-thessalischen Angelegenheiten über die Rede des Herodes Atticus *περὶ πολιτείας* bemerkt, wenn man auch der hier vorgeschlagenen recht gewaltsamen Änderung nicht zustimmen wird. Unter den allgemeinen Abschnitten sind am besten gelungen die Schilderungen der Litteratur mit der Beredsamkeit an erster Stelle; auch die Geschichtschreiber, Atthiden, Xenophon, Ktesias, Ephoros, Theopompos und Kallisthenes werden charakterisiert. Allzu dürftig hingegen wird das Kriegswesen besprochen; S. 463 wird im Ernste behauptet, zum Handgemenge sei es selten gekommen und die Schlachten hätten mehr in beiderseitigem Retirieren der schwächeren Flügel bestanden. Der Verf. hat hier die damalige griechische Taktik offenbar gänzlich mifsverstanden.

Die Aufgabe des Verf., auf kurzem Raume eine Darstellung der ganzen griechischen Geschichte zu geben, war nicht leicht. Es ist gewifs schwerer, den wesentlichen Inhalt der historischen Überlieferung, ohne der Genauigkeit Eintrag zu thun, in kurzer Fassung wiederzugeben, als breit zu erzählen. In einer gedrängten Darstellung kommt es darauf an, das Wesentliche hervorzuheben, und der Historiker hat dabei Gelegenheit, seine Sachkenntnis und zugleich seine Kunst zn zeigen, die wie jede andere Kunst ohne Sorgfalt und Fleifs nicht gedeihen kann. Hieran jedoch hat der Verf. es nicht selten fehlen lassen; die Erzählung ist ungleich und oft recht flüchtig und willkürlich. Am eingehendsten werden die athenischen, sizilischen und makedonischen Dinge behandelt, dürftiger die peloponnesischen und persischen. Bei näherem Zusehen erweist sich die Darstellung oft als unzulänglich. Man vermifst manche

---

[1]) Hierher gehört z. B. die Fabel von der Unverletzlichkeit der Landschaft Elis (S. 127 f.). S. 617 läfst er Alexander den Grofsen auf dem Hämos dem thrakischen Dionysos ein Opfer darbringen nach Sueton, August. 94. Aber diese Notiz hat, wie der Zusammenhang lehrt, kaum einen Wert, auch ist da vom Hämos keine Rede, sondern nur von einem Hain des Gottes (*in Liberi patris luco* Sueton S. 79, 36 Roth).

zum Verständnis der Begebenheiten notwendige Dinge, z. B. S. 37 f. hätte der Gang der Verhandlungen in Athen vor der sizilischen Expedition, wie sie Thukydides berichtet, kurz geschildert werden müssen; denn im Verlaufe derselben ergab sich die von Nikias veranlafste Erweiterung des Unternehmens, durch welche es erst so grofse Bedeutung erhielt. Das wäre wichtiger gewesen als das politische Räsonnement, das der Verf. hier aus einer seiner früheren Schriften (Die attische Politik seit Perikles) wiederholt.[1] S. 160 fehlt die für die Sachlage wie für die Würdigung der beteiligten Personen bezeichnende Nachricht, dafs der karthagische Feldherr vor Syrakus durch einen Pakt mit Dionysios sich und die karthagischen Bürgertruppen in Sicherheit brachte (396/5 v. Chr.). Manche Schwierigkeiten bieten die Ereignisse des Westens der Jahre 373 und 372 v. Chr. Der Verf. folgt hier teilweise dem Diodor und hat das früher in seiner Attischen Politik 359 ff. näher ausgeführt. Aber auch in seinem neuen Werke (S. 244 ff.) hätte er darauf hinweisen sollen, dafs seine Darstellung von der sonst so hoch geschätzten Quelle Xenophon vollkommen abweicht; denn während Beloch den attischen Strategen Stesikles (oder Ktesikles) erst nach Zakynthos, dann nach Korkyra gehen läfst, kann es nicht zweifelhaft sein, dafs die Athener ihn nach Xenophon, Hellen. VI 2, 10 auf dem nächsten Wege über Land durch Epirus dorthin geschickt haben, was auch für die chronologische Anordnung von Bedeutung ist, wozu ich noch bemerken will, dafs bei Xenophon a. a. O. § 7 *χειμών* nicht, wie der Verf. meint, den Winter zu bedeuten braucht, sondern auch Unwetter heifsen kann.

Bedeutende Lücken zeigt die Darstellung in der Zeit der thebanischen Hegemonie, die ich einer genaueren Prüfung unterzogen habe. Der Verf. ist allem Anscheine nach von den Thebanern und ihrer Politik nicht sehr erbaut, aber dies durfte ihn nicht hindern, sich mit ihnen zu beschäftigen. Kaum hören wir etwas von den grofsen Veränderungen, die in Theben vor sich gingen, von den Bestrebungen ihrer leitenden Männer, der Entwickelung seiner Wehrkraft, der Verfassung der neuen thebanischen Verbündung. Die heilige Schar kommt einmal vor, aber was sie war, wird nicht gesagt. Der wenn auch kurze Aufschwung der Arkader, der arkadische Bund, wird nur flüchtig gestreift. S. 320 bei den Anfängen des Phokischen Krieges hätte nicht ver-

[1]) S. 37, wo es u. a. heifst: 'Und kein geringerer als Nikias war es, der diese Ansichten in der Volksversammlung vertrat. Aber er wurde diesmal von seiner eigenen Partei im Stiche gelassen; Athen hatte zu wichtige Handelsinteressen im Westen, als dafs die besitzenden Klassen ein Aufgeben der dortigen Machtstellung des Staates hätten ertragen können. Die extreme Demokratie aber hatte schon unter Kleon die Unterwerfung Siziliens angestrebt; sie war weit davon entfernt, jetzt ihrer Vergangenheit ins Gesicht zu schlagen. Alkibiades endlich hat u. s. w.' Ebenso sagt der Verf. in seiner Attischen Politik S. 58: 'Nikias hätte nichts Besseres gewollt; aber diesmal wurde er von einem grofsen Teile seiner eigenen Partei im Stiche gelassen. Athen hatte viel zu wichtige Handelsinteressen, als dafs es so leicht ein Aufgeben seiner dortigen Machtstellung hätte ertragen können. Und die extreme Demokratie hatte schon unter Kleon und Hyperbolos die Unterwerfung Siziliens in ihr Programm aufgenommen; sie konnte jetzt ihrer Vergangenheit nicht ins Gesicht schlagen. So hatte Alkibiades leichtes Spiel u. s. w.'

schwiegen werden dürfen, dafs vor den Phokiern die Thebaner den Versuch gemacht haben, das delphische Heiligtum mit einer Besatzung zu versehen (Xenoph. de vectig. 5, 9; Demosth. de fals. leg. 21), was zum Verständnis der Ereignisse von wesentlicher Bedeutung ist. S. 541 Anm. wäre es nicht überflüssig gewesen, mitzuteilen, dafs nach einer beachtenswerten Überlieferung die Sache, der die Demosthenischen und Äschineischen Reden *περὶ παραπρεσβείας* gewidmet sind, überhaupt nicht zur Verhandlung gekommen ist.[1]) Auch wenn der Verf. diese Überlieferung verwirft, war es doch in jener zur Orientierung des Lesers bestimmten Anmerkung nötig, sie zu erwähnen.

Im Gegensatze zu diesen Lücken wird die innere Geschichte Athens und seine Staatsmänner ausführlicher und mit einer gewissen Vorliebe behandelt, z. B. der Redner Kallistratos, der sogar eine Benennung erhält, die vom Verf. dem Perikles versagt worden war, der grofse Staatsmann.[2]) Der Verf. hat in diesen Teilen sein schon erwähntes, im Jahre 1884 erschienenes Werk, Die attische Politik seit Perikles, der Darstellung einverleibt. Einiges von seinen dortigen Ausführungen hat er berichtigt, z. B. die Schlacht von Mantineia setzt er nicht mehr, wie dort S. 318 geschah, ins Jahr 361, sondern ist zum alten Datum zurückgekehrt.[3]) Aber in vielen Teilen ist die Geschichte nur Auszug oder Paraphrase des früheren Werkes mit auffallend zahlreichen wörtlichen Entlehnungen[4]), und zwar noch mehr als im ersten Bande, bei dem ich schon darauf hingewiesen habe. Diese Selbstwiederholung ist dem Werk entschieden nachteilig gewesen. Alles was wir von der inneren Geschichte Athens wissen, wird nun auch hier in ein System politischer Parteikämpfe gebracht, zwischen Radikalen und Gemäfsigten, mit ihren rechten und linken Flügeln, zwischen Besitzenden und Besitzlosen u. dgl. Dieses System hat sich bei dem Verf. mit der Hartnäckigkeit eines Dogmas festgesetzt, und die Überlieferung mufs sich gelegentlich wohl oder übel dahineinzwängen lassen, zum grofsen Schaden seines Buchs.

Zur Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten findet sich manches recht Treffende bemerkt. Ich hebe z. B. die Beurteilung des Tyrannen Dionysios hervor, dessen hervorragende und tüchtige Eigenschaften mit gutem Recht in den Vordergrund gestellt werden, wie der Verf. überhaupt für kraftvolle Tyrannen und Monarchen Verständnis und eine gewisse Vorliebe zeigt. Im Urteil über Philipp von Makedonien folgt er den Spuren Droysens, geht aber noch über diesen hinaus. Beloch ist der Meinung, dafs Philipp seit dem Ende des Heiligen Krieges das Ziel verfolgte, Hellas zu einigen, und damit dasjenige

[1]) In der entsprechenden, wiederum vollkommen, oft wörtlich übereinstimmenden Stelle der Attischen Politik ist S. 211 Anm. 3 der Zweifel wenigstens erwähnt.

[2]) S. 302, womit Attische Polit. 161 wörtlich übereinstimmt.

[3]) Auch über den unter den Demosthenischen Reden überlieferten Brief Philipps hat er seine Meinung geändert. Nach S. 552 Anm. 1 ist es 'das Machwerk eines Rhetors, kein diplomatisches Aktenstück, wie auf den ersten Blick klar sein sollte, wenn es auch natürlich an Verteidigern der Echtheit nicht gefehlt hat'. Früher (Attische Polit. 223 Anm. 2) hat er selbst an die Echtheit geglaubt.

[4]) Man vergleiche z. B. S. 539 ff. mit Att. Polit. 208 f., S. 548 ff. mit Att. Polit. 219 ff, oben S. 432 Anm.

erstrebte, was nach des Verf. Meinung Hellas hätte retten können, die Einigung unter der legitimen Monarchie (S. 475 f.). Ernstlich war Philippos bemüht, Athen zu diesem Zwecke in Güte zu gewinnen. Damit bestimmt sich auch Belochs Urteil über die attischen Staatsmänner. Die Politik des Demosthenes verurteilt er auf das schärfste; nach ihm hätte sich Athen den Ratschlägen des Äschines anschliefsen sollen. Man kann diese Ansicht wohl verstehen; dagegen ist keinesfalls zu billigen, dafs der Verf. sich in seinem Urteile unbedenklich von den Aussagen des Äschines leiten läfst (z. B. S. 558 637). Er macht Arnold Schäfern den Vorwurf, dafs er sich ganz dem Demosthenes anvertraut habe; er übersieht, dafs er selbst den gleichen Fehler begeht, nur in entgegengesetzter Richtung. Äschines ist mindestens ebensosehr Redner und Parteimann wie Demosthenes, und es ist sehr zu bezweifeln, ob er alles das wirklich gesagt und gethan hat, was er gesagt und gethan haben will. Ein unparteiischer Beobachter wird die Aussagen beider Redner mit gleicher Sorgfalt, mit gleichem Mifstrauen zu prüfen haben.

Ad. Holm, Geschichte Siziliens III

Das vierte Werk, der III. Band von Adolf Holms Geschichte Siziliens im Altertume, entspricht einem wahren Bedürfnisse und ist eine höchst wertvolle Bereicherung unserer historischen Litteratur. Die beiden ersten Bände des Werkes sind 1870 und 1874 erschienen; sie führen die Geschichte bis zum Emporkommen Hierons II. und dem Beginn des I. Punischen Krieges herab. Auch das grofse Werk Freemans geht nur bis zum Ende des Agathokles, und so gab es denn, wenn man von Freemans kurzem Abrifs absieht, meines Wissens keine vollständige Geschichte des alten Siziliens. Diesem Mangel hilft der vorliegende Band ab, der schon 1876 im Entwurfe vollendet war, dann aber durch neues Material und neue Forschung immer weiter ausgearbeitet worden ist und jetzt uns vorliegt. Es ist eine durch Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Einsicht hervorragende Leistung. Durch seine lange Wirksamkeit auf Sizilien, seine Kenntnis der einheimischen Forschungen und Litteratur, der Topographie der Insel, war Holm wie kein anderer befähigt, die Geschichte Siziliens zu schreiben, und wir freuen uns, dafs es ihm vergönnt ward, sein Werk nach langer Arbeit in so erwünschter Weise nunmehr zu vollenden.

Die äufsere Anlage des Werks ist wie in den früheren Bänden: voran geht der Text (1—335), es folgen die Anmerkungen und Beilagen, vor allem eine ausführliche Darstellung des sizilischen Münzwesens, Nachträge und Register. Der erste Abschnitt (7. Buch) beginnt mit einer Darlegung der älteren Beziehungen zwischen Rom und Sizilien, wozu Holm vor allem die Äneassage rechnet, von der es mir jedoch sehr zweifelhaft ist, ob sie von Sizilien nach Rom übergegangen ist; denn es kann sein, dafs ihre Einbürgerung auf Sizilien erst sekundär ist. Es folgt die Darstellung der Geschichte des I. Punischen Krieges, der Regierung Hierons und der vollständigen Unterwerfung Siziliens im II. Punischen Kriege. In einem wichtigen Punkte bin ich in diesem ganzen Abschnitte mit dem Verf. nicht einverstanden, nämlich in der Wertschätzung der späteren römischen Überlieferung, wie sie uns besonders bei Livius und

seinen Nachfolgern vorliegt. Holm traut ihr offenbar zu viel und hat sie nicht mit der Vorsicht benutzt, die hier geboten ist; auch schliefst er sich allzu sehr an Meltzers Geschichte der Karthager an. Nicht berücksichtigt finde ich S. 20 die nicht unwichtige Nachricht des Polybios (II 7, 7), dafs die Karthager in Akragas eine Zeit lang eine gallische Besatzung unterhielten, was wohl am besten mit der Eroberung durch Karthalo zu kombinieren sein wird. Zu S. 54 darf ich auf Pausan. VI 12, 4 aufmerksam machen, aus dem die Erzählung von der Eroberung von Syrakus durch Hippokrates und Epikydes eine wenn auch nicht bedeutende Ergänzung erfährt. Was die Chronologie der Belagerung von Syrakus angeht, so scheint Holm S. 359 (Anm. zu S. 45) ebenso wie sein Vorgänger Gius. Tuzi, den Polybios VIII 9, 5 f. nicht ganz richtig verstanden zu haben; hier wird gesagt, dafs Appius Claudius acht Monate vor Syrakus lag; denn *οἱ περὶ τὸν Ἄππιον* bedeutet nur diesen und begreift nicht etwa den Marcellus oder andere römische Führer mit in sich; da nun Appius zum Winter 213/2 v. Chr. nach Rom ging und dort zum Konsul gewählt wurde, so ist klar, dafs dadurch der Anfang der Belagerung auf das Frühjahr 213 bestimmt wird.

Nach der vollständigen Eroberung Siziliens geht die Geschichte der Insel in die römische auf, die nun in den folgenden Abschnitten (Buch 8 und 9) mehr oder weniger ausführlich gestreift wird. Es sind immer nur einzelne, mit der Zeit leider immer seltenere Gelegenheiten, bei denen einiges Licht auf Sizilien fällt und uns mit seinen Schicksalen und Zuständen bekannt macht. Bei der Darstellung der römischen Verwaltung der Insel (Buch 8 C. 1) ist mir aufgefallen, dafs Holm S. 83 die Lex Hieronica, durch welche der Zehnte und andere Gefälle geregelt wurden, für eine Art Fiktion hält, für einen schönen Namen, der durch die Erinnerung an den verehrten Fürsten den Zehntpflichtigen die bittere Wirklichkeit der römischen Besteuerung versüfsen sollte. Diese Annahme ist unwahrscheinlich; es darf kein Zweifel sein, dafs Hieron II., vielleicht nach dem Muster Ägyptens, die Steuerordnung neu geregelt hat, und dafs sein Gesetz dann von den Römern auf ganz Sizilien ausgedehnt worden ist.

Genaueres hören wir von Sizilien durch die beiden Sklavenkriege (C. 5 S. 104 ff.), die uns die traurigsten Zustände auf der Insel enthüllen. Immerhin haben sie, wie der Verf. bemerkt, eine heilsame Folge gehabt. Die Zahl der Ackerbauer hat wieder zugenommen, wie uns die Verrinen Ciceros zeigen. An der Hand dieser Reden wird nun weiter die Prätur und der Prozefs des Verres eingehender behandelt, teils im Texte, teils in einem ausführlichen Anhange (S. 421—450). Mit Recht bezeichnet der Verf. selbst später einmal seine Darstellung als eine Art Erläuterung der Verrinen. Vor allem hat Holm die Frage erörtert, inwieweit Ciceros Aussagen Glauben verdienen. Er mahnt uns, nie zu vergessen, dafs Cicero ein Redner und ein Ankläger ist, der sich verpflichtet fühlt, alles zum Nachteil seines Widersachers zu wenden, der sich bei andern Gelegenheiten vornehmen Missethätern gegenüber minder streng gezeigt hat. Der Verf. hat den Prozefs des Verres mit der ähnlich gearteten Anklage gegen Marius Priscus, von der Plinius erzählt, und mit dem Verfahren gegen Warren Hastings verglichen. Wie bei diesem, so sucht er auch bei der Anklage gegen

Verres gewisse politische Absichten, einen Zusammenhang namentlich mit der Bewegung gegen die senatorischen Gerichte nachzuweisen. Schliefslich gelangt er zum Ergebnisse, dafs bei aller Übertreibung Ciceros Anklagematerial doch im ganzen zuverlässig ist, gewifs mit gutem Grunde; es darf den Ausführungen Holms noch hinzugefügt werden, dafs Cicero doch in der Hauptsache dasjenige vorbringt, was ihm seine eigene Voruntersuchung und die bei der Verhandlung auftretenden Zeugen lieferten.

Im nächsten (13.) Kapitel werden die gesellschaftlichen, persönlichen und litterarischen Beziehungen zwischen Rom und Sizilien dargestellt. Holm läfst hier auch den Ennius von Sizilien beeinflufst sein, weil er den Euhemeros, Archestratos und Epicharmos bearbeitet hat. Aber vertritt z. B. Euhemeros eine spezifisch sizilische Litteraturgattung und nicht vielmehr die allgemeine hellenische? Er war zwar von Geburt Sikeliote, aber die Herkunft der Schriftsteller ist für seine litterarische Richtung und Bedeutung nicht entscheidend. Vermifst habe ich den Hinweis darauf, dafs auf Sizilien doch auch mit dem hellenischen Mutterlande die alten Beziehungen weiter bestanden. Die griechischen Inschriften zeigen, dafs die Sikelioten an den hellenischen Festen teilzunehmen fortfuhren, und wir wissen, dafs anderseits die Hellenen dem Schicksal ihrer westlichen Stammesgenossen nicht teilnahmlos zusahen, wenn sie auch nicht helfen konnten.

Ausführlich und mit grofser Sorgfalt wird Sextus Pompeius und sein Krieg gegen Octavian behandelt, bei dem sich freilich Sizilien selbst ziemlich passiv verhielt und verhalten mufste. Verf. vermutet, dafs sich die Sikelioten deshalb ohne Widerstreben dem Sextus anschlossen, weil man ihnen das von Antonius angeblich nach Cäsars Verordnung verliehene Bürgerrecht wieder entzogen habe. Der Ausgang des Krieges und der Sieg Octavians brachte der Insel tiefgreifende Veränderungen, Aufnahme ins römische Bürgerrecht, Ansiedelung römischer Kolonisten und den Beginn der Latinisierung, Veränderungen, wie sie schon der Zeitgenosse Diodoros andeutet, dem das letzte (15.) Kapitel des Buches gewidmet ist.

Mit dem 9. Buche geht die Darstellung auf die Kaiserzeit über und begleitet die Schicksale des Landes bis zur Vollendung der muhammedanischen Eroberung (902 n. Chr.). Verf. schildert den Zustand Siziliens und analysiert dazu die Beschreibung Strabons, der die Zustände nicht ganz zutreffend, zu ungünstig schildere, weil er nicht die eigene Beobachtung, sondern den älteren Bericht des Poseidonios zu Grunde gelegt habe. In der That ist die Benutzung des letzteren sehr wahrscheinlich, und es scheint sicher zu sein, dafs Strabon selbst Sizilien nicht besucht hat. Auch das Verzeichnis der sizilischen Orte bei Plinius wird eingehender besprochen; Verf. weist auf die vielen Mängel desselben hin und warnt mit Grund im Gegensatz zu anderen Forschern vor unbedachter Benutzung. In einem späteren Kapitel (S. 256 ff.) werden in ähnlicher Weise die jüngern Beschreibungen oder Namenverzeichnisse des Ptolemäos, der Itinerarien, des Stephanos von Byzanz u. a. behandelt. Interessant und lehrreich ist in Kap. 3 (S. 234—256) die Übersicht über die Überreste aus

römischer Zeit, unter denen besonders die Ruinen Solunts, eines zweiten Pompei, bemerkenswert sind. Die römische Zeit hat meist Amphitheater, Wasserleitungen, Badehäuser u dgl. hervorgebracht; Tempel, in denen die alte Zeit so Großes leistete, fehlen fast ganz. Wir sehen ferner, daſs damals wenigstens die Küstenstädte sich in recht blühendem Zustande befunden haben müssen.

Von hier geht der Verf. S. 263 ff. auf die Einführung des Christentums über und beschreibt dabei die ältesten christlichen Denkmäler in den Katakomben von Syrakus, Katania, Akrä, Panormos u. a.; behandelt weiter die stürmische Zeit der Wandalen und Ostgoten bis zur Wiederherstellung der oströmischen Herrschaft, der wiederum ein besonderes Kapitel gewidmet wird. Dies ist bemerkenswert durch Mitteilungen aus den Briefen des Papstes Gregor des Grofsen, der als Verwalter zahlreicher Güter der römischen Kirche auf Sizilien mit der Insel in enger Beziehung stand. Wir erhalten einen Einblick in die kirchlichen Verhältnisse der Insel und lernen den Papst als sorgsamen und gerechten Verwalter kennen. Die drei letzten Kapitel schildern den Kampf zwischen Byzanz und dem Islam um die Insel, bis mit der Eroberung Taorminas um 902 n. Chr. der letztere den Sieg behauptete.

Auf die Anmerkungen folgen drei Beilagen: 1. das Verzeichnis der römischen Statthalter seit dem Ende des I. Punischen Krieges bis in die späteste Zeit, 2. eine Geschichte des sizilischen Münzwesens, Beschreibung und Verzeichnis der Münzen bis zur Kaiserzeit, mit 8 schönen Münztafeln. Dies ist eine höchst wertvolle und willkommene Zugabe, bei der die besten unserer heutigen Numismatiker, wie Imhoof-Blumer und Six den Verf. mit Rat und That unterstützt haben. Wir lernen aus den Münzen Thatsachen kennen, die unsere litterarische Überlieferung entweder nur ungenügend oder gar nicht verzeichnet, z. B. eine alte Verbindung zwischen Kroton und Zankle (S. 562). Das Bündnis der Sikelioten unter Timoleon findet in den Münzen mit dem Bilde der Sikelia oder mit der Aufschrift *συμμαχικόν* seinen Ausdruck (S. 656 f. 663). Aus den Münzen mit *Τυρρηνοί* (S. 662) sehen wir, daſs auſser den Kampanern auch Etrusker auf der Insel angesiedelt worden sind. Die Aufschrift *Σικελιῶται* wird S. 696 auf die Unterthanen Hierons gedeutet. Ich verstehe nichts von Münzen; wenn man mir trotzdem eine Vermutung gestatten will, so möchte ich als zweite Möglichkeit vorschlagen, in diesen Sikelioten die karthagischen Verbündeten im II. Punischen Kriege 214—210 v. Chr. zu sehen.[1]) Es läſst sich freilich nicht leugnen, daſs die Münzen nur eine beschränkte Beweiskraft haben, und daſs die Schlüsse der Numismatiker nicht immer ganz zwingend sind. So ist auch hier manches Zweifelhafte vorgetragen; z. B. was S. 574 ff. zur Geschichte von Zankle-Messana ermittelt wird, stimmt nicht ganz mit der guten Überlieferung, und auch die Erklärung der Münzen mit der rätselhaften Inschrift ZIZ, die zuerst in Panormos, dann auch in Motye und Eryx geprägt scheinen, ist nicht recht befriedigend (S. 649). Interessant und gewiſs richtig ist S. 566 die Bemerkung von Six, daſs der syrakusische Münzfuſs, der mit

[1]) Vgl. meine Geschichte der griech. und makedon. Staaten II 533.

dem attischen übereinstimmt, trotzdem nicht aus Attika entlehnt zu sein brauche.

Die 3. Beilage enthält Nachträge, besonders litterarische, meist zum ersten und zweiten Bande. Ich darf hier darauf hinweisen, was Holm übersehen hat, daſs auch im ersten Teile meiner Geschichte der hellenischen und makedonischen Staaten die sizilische Geschichte zur Zeit des Agathokles behandelt worden ist.

Die Insel Sizilien ist ohne Frage, wie einer der schönsten und reichsten, so einer der wichtigsten Punkte der alten Welt. Sie hat für den Westen der Mittelmeerländer eine gewaltige Bedeutung, bildet ein Bindeglied zwischen Italien und Afrika und hat in den verschiedensten Zeiten auf beide gewirkt. Oft hervorgehoben ist ihr Einfluſs auf Italien und Rom, aber auch in Karthago ist er nicht weniger zu spüren. Sikelioten lassen sich in Karthago nieder, griechische Gottheiten, Kunst, Kriegswesen, Kultur wandert über Sizilien dorthin ein. Die Geschichte des schönen, vielumstrittenen Eilandes ist bei uns auch in philologischen Kreisen leider wenig verbreitet; möge das treffliche Werk, über das ich hier berichtet habe, dazu beitragen, das Interesse dafür in weiteren Kreisen zu wecken; es ist der Mühe wert, sich damit zu beschäftigen.

A. Bauer, Forschungen zur griech. Geschichte 1888–1898

Das zuletzt genannte Werk Adolf Bauers giebt eine Übersicht alles desjenigen, was in den Jahren 1888—1898 zur griechischen Geschichte geleistet worden ist. Der erste Teil (S. 19—146) behandelt Inschriften, Papyri, Topographie, Münzen, kurz Monumente und Urkunden mit den Ergebnissen der wichtigsten Ausgrabungen. Den nächsten Abschnitt bilden (S. 147—339) die Historiker und ihre Quellenkritik, wobei mit besonderer Ausführlichkeit, wie leicht begreiflich, die Aristotelische *Ἀϑηναίων πολιτεία* behandelt worden ist (S. 269—294). Weiterhin folgen S. 340—415 erst die allgemeinen Darstellungen der orientalischen und griechischen Geschichte, dann die Einzelarbeiten (S. 416—549), woran sich als 5. Abschnitt (S. 550—564) die Chronologie anschlieſst. Den Schluſs bildet ein alphabetisches Verzeichnis der Autoren, deren Schriften besprochen worden sind. Die römische Periode der griechischen Geschichte ist ausgeschlossen; die Grenze ist etwa 200 v. Chr., also der zweite Makedonische Krieg.

Ein solches gröſstenteils bibliographisches Werk kann erschöpfend beurteilen nur wer die gleiche Arbeit gemacht hat wie der Verf. und ähnlich umfassende Litteraturkenntnisse besitzt. Ich kann mich dessen nicht rühmen und muſs mich begnügen, vom Standpunkte des gemeinen Lesers aus mein Urteil abzugeben. Ich kann nur sagen, daſs ich das Werk für sehr übersichtlich und zweckmäſsig gearbeitet und für hervorragend nützlich halte. Der Verf. trifft in der Beurteilung durchaus den richtigen Ton; er berichtet objektiv, ohne doch mit dem eigenen Urteil zurückzuhalten; die Anordnung ist übersichtlich, das Werk wird jedem, der in griechischer Geschichte arbeiten will, ein nützlicher Wegweiser sein und kann aufs beste empfohlen werden. So weit ich ferner nachgeprüft habe, hat der Verf. auch Vollständigkeit in sehr erwünschter Weise erreicht.

Dem Bericht ist S. 1—18 eine Einleitung vorausgeschickt, worin die allgemeinen Fragen, die zur Erörterung gelangt sind, gestreift und beurteilt werden. Der Verf. weist dabei auf den Gewinn hin, den uns die monumentalen Entdeckungen gebracht haben, durch die wir, wie er meint, vielfach erst eine wirkliche Anschauung vom antiken Leben erhalten hätten, das man sich vorher zu sehr in konventioneller Form, in hieratischer Erstarrung, gleichsam auf den Stelzen des Kothurn vorzustellen pflegte. Die Schuld zu dieser irrigen Vorstellung mifst der Verf. den antiken Historikern bei, aber auch die Kurzsichtigkeit der modernen Beobachter hat ihren gemessenen Anteil daran. Gewifs kann man mit dem Verf. die Bedeutung der Urkunden nicht hoch genug schätzen. Sie geben nicht nur neue Thatsachen, sondern ihr Wert liegt nicht zum wenigsten darin, dafs sie uns zu einem besseren Verständnisse der litterarischen Denkmäler verhelfen. Denn auf diese kommt schliefslich das meiste an; sie sind nach wie vor ein aussichtsreiches Gebiet für historische Forschung. Von einer eindringenden Kritik und Erklärung der historischen Berichte hat die griechische Geschichte ebenso grofse Bereicherung zu erwarten, als von der Entdeckung neuer Monumente. Um sich an solcher Arbeit zu beteiligen, braucht man nicht Ausgrabungen zu unternehmen oder an den Zentren der monumentalen Studien zu sitzen. Alle diejenigen sind berufen, die es gelernt haben, unsere alten Quellen mit Verständnis zu lesen und zu benutzen.

ZUM GEGENWÄRTIGEN STANDE DER PLATONISCHEN FRAGE

Von Otto Immisch

I

Wie seit Wolf eine Homerische, so giebt es seit Schleiermacher eine Platonische Frage. Wir verstehen darunter die Frage nach der Echtheit und der Reihenfolge der Platonischen Schriften. Wie es nun derartigen Problemen zu ergehen pflegt, die als ein Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht wandern, so ist auch die Platonische Frage im Laufe der Zeit von völlig veränderten Grundvoraussetzungen aus in Angriff genommen worden. Wenn dabei auch der Wechsel der Anschauungen nicht entfernt von so durchgreifender Bedeutung war, wie ihn für das Epos die Aufhellung der Anfänge griechischer Geschichte durch wunderbare Entdeckungen herbeigeführt hat, so ist doch die Bewegung stark genug, um den Versuch einer kritischen Orientierung, wie er hier gemacht werden soll, zu rechtfertigen. Hat sich doch nach den Worten eines so berufenen Kenners wie Th. Gomperz[1]) 'auf diesem Forschungsgebiete im Laufe der letzten drei Jahrzehnte ein verheifsungsvoller Umschwung vollzogen', demzufolge 'die Platonische Frage nunmehr in beträchtlicher Ausdehnung als gelöst gelten kann'.

Die Berechtigung unsere 'Frage' überhaupt zu stellen fliefst aus drei verschiedenen Zielen, welche durch die Lösung des Problems erreicht werden sollen. Der Philosoph sucht die Erkenntnis von Platos Lehre, der Historiker die Erkenntnis des Anteils, mit dem Plato an der Gestaltung seiner Zeit beteiligt ist, der Philolog sucht schliefslich in Platos Schriften nur Plato selbst, seine schriftstellerische und menschliche Eigenart, kurz seine Person. Wie sich jedoch diese drei Ziele in Wahrheit zu einem einzigen vereinen, an welchem aber der einzelne Forscher je nach Beruf und Neigung eine der drei Seiten zu betonen allerdings das Recht hat, wenn er nur keine Ausschliefslichkeit damit beansprucht, so mufs auch die Methode, soll sie zum Ziele führen, unbedingt dreierlei zu vereinigen suchen (unbeschadet auch hier einer verschiedenen Betonung): sie mufs sich gründen auf eine Untersuchung des Lehrgehaltes, auf eine Fixierung der Umwelt (insonderheit auch der litterarischen), auf die Erforschung des Stiles.

Was sodann die beiden Seiten der 'Frage' angeht, so werden wir uns im folgenden ausschliefslich mit der Folge der Schriften zu beschäftigen haben.

---

[1]) Anzeiger der Wiener Akad. 1898 Nr. XI und Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik CIX 164.

Die Echtheitsfrage steht gegenwärtig durchaus abseits, und es bedarf kaum des Hinweises, dafs das Versiegen der wilden Athetesensucht, innerhalb der Gesamtentwickelung unserer Wissenschaft so wohl verständlich, als eine durchaus gesunde Erscheinung zu begrüfsen ist. Natürlich fehlt es nicht an vereinzelten Nachläufern früherer Zeiten, wie denn z. B. noch vor kurzem der Euthydem [1]) einen Echtheitsangriff erlitten hat, demzufolge dies frische Buch mit seinem sprudelnden Humor dem kompilatorischen Talente irgend eines Aristotelikers entsprungen sein soll. Doch kann man heute als gegenwärtigen Stand der Echtheitsfrage getrost die Ansicht bezeichnen, dafs auch nicht ein einziges Werk, das seinem Gedankengehalt nach unsere Vorstellung vom Platonismus erheblich beeinflussen müfste, bezüglich seiner Herkunft in wirklich ernster Weise in Zweifel steht. Begründeten Bedenken unterliegen gegenwärtig nur noch Stücke von ziemlich untergeordneter Bedeutung: die vierte Tetralogie (beide Alcibiades, Hipparch, Anterastae), ferner Theages, der grofse Hippias [2]), Ion, Menexenus, Clitopho, Minos, Epinomis. Und auch unter diesen wird noch mancher, und mit Recht, seine Verteidiger haben, da nun einmal ein Dialog wie der kleine Hippias, der nicht besser ist als mancher der genannten, durch Aristoteles gesichert wird. [3])

---

[1]) K. Lüddecke, Die Frage der Echtheit und Abfassungszeit des Euthydemus. Progr. Celle 1897. Über Horns geschickten Angriff auf den Philebus (Platonstudien 359 ff.), von dem ich bekennen mufs eine Zeit lang irritiert worden zu sein, vgl. Apelt, Arch. f. Gesch. d. Philos. IX 1 ff. und ebd. Horn selbst 271 ff.

[2]) Horneffer, De Hippia maiore qui fertur Platonis. Diss. Gotting. 1895. Aus dieser Arbeit kann man zugleich einen Einblick gewinnen in die mit der Frage nach der Echtheit mehrerer unter den genannten Stücken verwobenen Untersuchungen über polemische Beziehungen, besonders zu Antisthenes.

[3]) So scheint mir z. B. (im Gegensatz zu Bruns, Litt. Porträt 360; vgl. Muenscher, Rhein. Mus. LIV 262) der Menexenus durch Wendlands Erläuterungen (Herm. XXV 171 ff.) genügend gesichert. Vgl. unten Abschn. VI u. VII. Auch möchte ich (diesmal mit Bruns 351) für den Ion eintreten, als einen freilich bescheidenen Vorläufer der Schriftstellerei Platos im grofsen Stile. Wenigstens ist die chronologische Fixierung, die v. Wilamowitz, Aristot. und Athen I 188 versucht, durchaus nicht zwingend, vor allem nicht die auf 340 führende Gleichsetzung Apollodors von Cyzicus (541 C), *ὃν Ἀθηναῖοι πολλάκις ἑαυτῶν στρατηγὸν ᾕρηνται, ξένον ὄντα*, mit dem Athener Apollodor, *ξένων ἡγεμόνα* bei Paus. I 29, 10. Der im Ion mitgenannte Phanosthenes von Andrus erscheint (bei Xenophon, Hell. I 5, 18) im J. 406 im Besitz eines Kommandos, und auch der Clazomenier Heraclides macht im Grunde keine Schwierigkeiten. Wenn nämlich U. Köhler (Hermes XXVII 68 ff.) den Rest eines Ehrendekrets für einen gewissen Heraclides richtig auf unseren Mann gedeutet hat, so folgt, dafs derselbe schon in den 20er Jahren des V. Jahrh. öffentlich hervortrat und seit dem Ende dieser Jahre privilegierter Schutzbürger war. Was Aristoteles, Resp. Ath. 41 von ihm erzählt, beweist, dafs er in den 90er Jahren des IV. Jahrh. bereits das Bürgerrecht besafs. Es zwingt aber nichts, mit Köhler anzunehmen, dafs ihm diese Auszeichnung erst nach der Restauration der Demokratie zugefallen sei. Wenigstens würde aus dem Schriftcharakter des in einer späteren Kopie vorliegenden Ehrendekrets diese Folgerung nur dann notwendig zu ziehen sein, wenn Köhlers Annahme zwingend wäre, das mit dem erhaltenen zusammen eingemeifselte andere Dekret, von dem nur ein kleiner Rest erhalten ist, habe eben die Verleihung des Bürgerrechts enthalten, und um deswillen sei das frühere Dekret wiederholt worden. Beweisbar ist das nicht. Wenn dagegen Heraclides mit Phanosthenes, für den wir doch ein Datum haben, zusammengenannt wird, so empfiehlt sich die Annahme, dafs

Wir wollen uns hier bei diesen untergeordneten Fragen nicht versäumen, wohl aber noch kurz darauf hinweisen, daſs bezüglich der Platonischen Briefsammlung die alten Streitfragen keineswegs als überwunden gelten können. Da, wie unsere weitere Darstellung zeigen wird, namentlich vom siebenten Briefe sehr viel abhängt, so ist es sehr erfreulich, daſs eine neue Behandlung der Frage in Aussicht gestellt ist.[1])

Wir wenden uns nunmehr sofort der Frage nach der Folge der Schriften zu, mit um so mehr Recht, als man leicht erkennt, daſs eine befriedigende Anordnung der Schriften so manches Echtheitsbedenken von selbst verstummen lassen muſs. Anknüpfen können wir dabei an ein Werk, das durch die unermüdliche Sorgfalt seines Verfassers zu einem wahren Archiv der Platoforschung, namentlich auch der neueren, geworden ist, das Buch von Wincenty Lutosławski[2]) The origin and growth of Plato's logic, with an account of Plato's style and of the chronology of his writings, London 1897. Die oben besprochenen Anforderungen an die richtige Methode kommen hier durchaus zu ihrem Rechte, nur nicht ganz gleichmäſsig, insofern als vor den beiden andern das spezifisch historische Ingrediens[3]) zurücktritt. Lutosławskis

er jenes Ziel seines Strebens bereits früher erreicht hatte. Wann, ist nicht zu sagen. Einen terminus ante quem bietet aber doch wohl die fingierte Zeit des Dialogs. Diese bestimmt sich durch dieselbe Stelle, wo die drei obengenannten Namen stehen: Ephesus steht noch unter Athens Botmäſsigkeit.

[1]) Vgl. Blaſs, Rhein. Mus. LIV 36.

[2]) Der polnische Verfasser, ein wahrer πολύτροπος, ist uns zuerst bekannt geworden durch einen Bericht über seine Studien im Archiv IX 67 ff., in dem er besonders auch auf die in Deutschland ungebührlich vernachlässigten Arbeiten Campbells hinwies, sodann durch eine der französischen Akademie vorgelegte Denkschrift Sur une nouvelle méthode pour déterminer la chronologie des dial. de Pl. (1896). Hier wie in dem englisch geschriebenen Hauptwerke S. 84 berichtet er auch über seine früheren polnischen Bücher. Man vgl. auch die scharfe Kritik Zellers Arch. XI 153 ff. Der Verfasser empfiehlt sich zweifellos durch seine frische Energie: σφοδρὸς ἐφ' ὅτι ὁρμήσειε. Seine Zuversichtlichkeit und Siegesgewiſsheit geht freilich über das erlaubte Maſs und nimmt bisweilen die Miene der Lachesis an: Ψυχαὶ ἐφήμεροι, ἀρχὴ ἄλλης περιόδου! Von den kleinen halbpolitischen Satyrsprüngen, mit denen der Verf. z. B. den Danziger Direktor Engelhardt im Marginale S. 74 als Engelhardt *of Gdańsk* aufführt, der deutschen Forschung im ganzen aber nicht leicht etwas schenkt, was irgend ihm geeignet scheint ihr einige Beschämung zu bereiten — von diesen stillen Freuden des Verfassers wollen wir hier schweigen. Wirklich unangenehm an dem Buche ist eine gewisse rechnende Mechanik und geschäftsmäſsige Betriebsamkeit (Kongreſs der Platoniker!). Das darf gesagt werden — um Platos willen, dem diese Arbeit gilt. Von den zahlreichen Besprechungen hebe ich hervor Blaſs, Att. Bereds. III² 2, 383 ff.; Gomperz, Anz. d. Wiener Akad. 20. Apr. 1898; Susemihl, Wchschr. f. klass. Philol. 1898 Nr. 17 und 18. Auch sei bemerkt, daſs über einen Teil des Buches (Kap. 3) deutsch berichtet worden ist von P. Meyer, Zeitschr. f. Philos. und philos. Kritik CX 171 ff., und daſs Lutosławski selbst ebd. CXII 34 ff. das Wort zu einem ἐπιλογισμός genommen hat, der sich hauptsächlich gegen Zeller wendet. Vgl. auch Rev. des études gr. XI (1898) 61 ff.

[3]) Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist die Art, wie S. 43 die Nachricht über Platos Aufenthalt in Megara (nach der Hinrichtung des Socrates) behandelt wird. Wer jemals von Athen aus den Ausflug nach Megara machte, weiſs, daſs Cicero keinen Anlaſs hatte, diesen Aufenthalt mit den ägyptischen und italischen Reisen zusammen zu erwähnen. Und daſs Hermodors Worte (Diog. II 106) δείσαντας τὴν ὠμότητα τῶν τυράννων auf einer

Hauptziel ist eine chronologische Entwickelung von Platos Ansichten über Logik, Methoden- und Wissenschaftslehre, aber er argumentiert nicht schlechthin *ex incrementis doctrinae*, sondern führt einen gewaltigen Unterbau auf aus den Werkstücken der sprach- und stilgeschichtlichen Forschung. Diese Arbeit erweitert sich ihm unter der Hand zu dem kühnen Versuch eine neue Wissenschaft ins Leben zu rufen, die er Stilometrie nennt. Nur diesem Teile seines Buches gilt zunächst unsere Kritik, wobei wir aber nicht versäumen wollen zu betonen, dafs damit die andere Hälfte in keiner Weise als die unbedeutendere bezeichnet werden soll. Im Gegenteil, sie enthält sehr viel Eigenartiges und Brauchbares.

II

Wir beginnen mit einer Berichterstattung über des Verfassers Verfahren. Seine ihm eigentümliche Methode, durch die er die Sprachstatistik zu etwas annähernd Exaktem machen will, ist hervorgewachsen aus der Verbindung des von deutschen Gelehrten zusammengebrachten Materials mit den auf einem ganz andern Wege gewonnenen Ergebnissen von Lewis Campbell. Es wird immer ein unzweifelhaftes Verdienst Lutosławskis bleiben auf Campbells Arbeiten mit allem Nachdruck hingewiesen zu haben.

Zunächst wird ein chronologisches Verzeichnis des bisher erarbeiteten Materials gegeben, wobei die Aufzählung (allerdings mit völliger Beiseitesetzung der höchst wertvollen Beiträge zur Kenntnis des Platonischen Sprachgebrauchs, die Heindorfs, Schneiders, Buttmanns Arbeiten und Zellers Platonische Studien liefern) über Dittenberger, Schanz, Ritter, Blafs u. a. bis zu v. Arnims und Campbells neuesten Arbeiten führt[1]). Zu bedauern ist dabei, dafs der chronologischen Abfolge zuliebe Campbells so ganz besondersartige Untersuchungen nicht einheitlich vorgeführt werden. Diese nämlich gehen nicht von einzelnen sprachlichen Erscheinungen, sondern vom Wortschatz[2]) aus,

---

Verwechselung mit den Dreifsig beruhten, ist völlig unglaublich. Ep. VII 325 B steht in demselben Sinne *δυναστεύοντές τινες* von den Gegnern des Socrates. Hermodor hat bei seinem Ausdruck wohl die bekannte Stelle des Gorgias vorgeschwebt (466 C): *τί δέ; οὐχ ὥσπερ οἱ τύραννοι ἀποκτειννύασί τε (οἱ ῥήτορες), ὃν ἂν βούλωνται, καὶ ἀφαιροῦνται χρήματα καὶ ἐκβάλλουσιν ἐκ τῶν πόλεων, ὃν ἂν δοκῇ αὐτοῖς;*

[1]) Nach Lutosławskis Buche erschien der Versuch von Baron aus dem verschiedenen Gebrauche der Anastrophe *πέρι* ein chronologisches Kriterium zu gewinnen (Revue des études grecques X 264 ff.). Vgl. schon De praep. *περί* anastr. bei Lina, De praepositionum usu Platonico, Diss. Marburg 1889 S. 26 ff. Barons und Linas Ziffern zeigen Differenzen!

[2]) Zuerst in seiner Ausgabe des Sophistes und Politicus, Oxf. 1867. Sodann aufser einigen mir nicht zugänglichen, von L. S. 135 genannten Aufsätzen, im II. Bde. von Jowett-Campbells Ausgabe der Republik (Oxf. 1894), die überdies als wertvollen Bestandteil einen ausführlichen Abschnitt On Platos use of language (II 165 ff.) enthält. Vgl. die Würdigung von Gomperz, Zeitschr. f. Philos. u. s. w. CIX 161 ff. (doch auch Zeller, Arch. X 593 ff.). Dazu kommt Campbells Aufsatz über den Parmenides, aus Class. review 1896 nebst den betr. Abschnitten der Republikausgabe übersetzt von Mekler, Zeitschr. f. Philos. u. s. w. CXI 222 ff. Auch die Arbeiten von 1867 sind übersetzt worden von Golling, Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1897, 29 ff. 109 ff. und Zeitschr. f. Philos. u. s. w. CXI 107 ff. Vorläufiges über noch nicht veröffentlichte neue Forschungen Campbells bei Lut. Rev. d. études gr. XI 77.

indem sie den der Gesetze nebst Timaeus und Critias als anerkannt der letzten Periode zugehöriger Werke zu Grunde legen und die Teilnahme anderer Schriften daran in vorsichtiger Methode rückwärts schreitend bestimmen. Hierbei hat Campbell aber aufserdem, was rühmend hervorgehoben sei, nicht verabsäumt auch diejenigen Momente der Ökonomie und Komposition hervorzuheben, die aufserhalb des rein Sprachlichen der von ihm angenommenen Gruppe Soph. Pol. Phileb. Tim. Critias Leges gemeinsam sind.

Aus den Beobachtungen seiner Vorgänger wählt nun Lutosławski 500 Feststellungen aus, 'stylistic peculiarities', die in je einem oder mehr der sechs Dialoge (Soph. Pol. Phileb. Tim. Critias Leges) begegnen, welche von den neueren sprachstatistischen Forschern, zum Teil in Unabhängigkeit voneinander, als die letzten betrachtet worden sind. Diese geben das Material ab, mit dem er weiter operiert, nicht ohne die mannigfaltigen Schwächen und Fehlerquellen, die diesem Material von vornherein innewohnen, sowohl bei der Einzelaufführung als auch zusammenfassend (S. 140 ff.) offen darzulegen. Gleichwohl errichtet er damit den schwindelnden Bau seiner 'Stilometrie', für den er eine über Plato hinausgehende und ganz allgemeine Bedeutung beansprucht, S. 145—193. Er differenziert zu diesem Zwecke sein Material nach einem sinnreich ausgedachten System vierfach: in zufällige, wiederholte, wichtige und sehr wichtige Eigentümlichkeiten, und indem er diese Werte ziffernmäfsig zum Ausdruck bringt, gewinnt er für jeden Dialog die Zahl von 'Affinitätseinheiten'. Das Verhältnis dieser Zahl zu 718 (d. h. des Äquivalents stilistischer Eigentümlichkeiten des Spätstiles, die sich in den durchweg als Mafs dienenden Gesetzen finden), dieses Verhältnis bedeutet die relative Affinität eines Dialoges zur letzten Gruppe Platonischer Schriften. Die so gewonnene Reihe von Verhältniszahlen unterwirft der Verfasser dem von ihm als psychologisches Gesetz bezeichneten Law of stylistic affinity. Es lautet (S. 152): Von zwei Werken desselben Verfassers und desselben Umfanges steht dasjenige einem dritten zeitlich näher, welches mit ihm die gröfsere Zahl stilistischer Besonderheiten teilt, vorausgesetzt, dafs deren verschiedene Wichtigkeit in Rechnung gebracht ist, und dafs die Zahl der beobachteten Besonderheiten ausreicht, den Stilcharakter aller drei Werke zu bestimmen. Ist dieser Satz wirklich ein Gesetz, so mufs — zugestanden, den beigefügten Kautelen sei von Lutosławski, soweit der Zustand seines Materiales es zuliefs, Genüge geleistet — hieraus folgen, dafs im allgemeinen die einfache Progression der oben genannten Verhältniszahlen die Lösung der Platonischen Frage enthält, mindestens für die Ansetzung gewisser Gruppen; selbstverständlich so, da vom Endpunkt aus gemessen wird, dafs die Sicherheit der Ergebnisse steigend zunimmt, je näher wir diesem Endpunkt rücken und je gröfsere Zahlen damit auftreten. Auf diese Weise gewinnt Lutosławski folgendes Bild: 1) Socratische Gruppe: Apologie (0,02), Euthyphro (0,03), Crito (0,04), Charmides (0,06), Laches (0,07), Protagoras (0,07), Meno (0,08), Euthydem (0,08), Gorgias (0,12). 2) Erste Platonische Gruppe: Cratylus (0,16), Symposion (0,14), Phaedo (0,21), Republik, erstes Buch (das aber mit 0,07 in die Zeit des Laches

und Protagoras weist). 3) Mittlere Platonische Gruppe: Republik (bei der die Verhältniszahl partieweise schwankt: 0,31 in II—IV, 0,36 in V—VII, 0,26 in VIII. IX, 0,18 in X), Phaedrus (0,31), Theätet (0,32), Parmenides (0,34). 4) Letzte Gruppe: Sophist (0,65), Politicus (0,69), Philebus (0,56), Timaeus (0,60), Critias (0,24), Gesetze. Zu dieser Anordnung ist noch zu bemerken, dafs sie selbstverständlich in den Gruppen kleine Variationen nicht ausschliefst, wovon z. B. bei der Stellung des Cratylus vor Symposium Gebrauch gemacht wird; ferner, dafs die hohen Zahlen bei Sophistes und Politicus sich daraus erklären, dafs in des Verfassers Liste die reiche Fülle von Campbells gerade diesen beiden Dialogen entnommenen Beobachtungen eine Ungleichmäfsigkeit erzeugen mufste, endlich dafs das Critiasfragment für das bisherige Beobachtungsmaterial zu kurz zu sein scheint.

III

Nun zur Kritik, bei der wir die rein methodologische Erörterung um so kürzer fassen können, als es thatsächlich nur auf die Frage ankommt, ob Lutosławskis 'stilometrisches' Grundgesetz, von dem er mit Recht sagt, dafs es auch vor seiner Formulierung der gesamten sprachstatistischen Forschung unausgesprochen zu Grunde lag, ob dieses Gesetz diejenige Geltung hat, die er dafür beansprucht. Fällt es, so fällt die Methode überhaupt, und es ist überflüssig, die auf dieses Gesetz begründete spezielle Ausführung zu kritisieren. Lutosławski hat gewifs eine grofse Zahl der bisher an diesen Arbeiten bemerkten Schwächen überwunden, wie sie von Gomperz im übrigen anerkennender- und von Zeller prinzipiell ablehnenderweise hervorgehoben wurden.[1]) Dafs die Methode, auch unter der Annahme, ihre Grundvoraussetzung bestünde zu Recht, noch eine Vervollkommnung verträgt, ja nötig hat, hat Lutosławski selbst nicht geleugnet und in den ob. S. 442, 2 genannten Aufsätzen Andeutungen darüber gemacht, die namentlich auf eine noch sichere Bestimmung der Wichtigkeitsnormen zukommen. Noch viel wichtiger dürfte z. B. sein, durch eine Aufhebung der Isolierung Platos die Bewertung der stilistischen Einzelerscheinungen nicht ohne ihren Zusammenhang mit der gleichzeitigen Sprachentwickelung überhaupt vorzunehmen.[2]) Endlich ist ganz kürzlich Natorp[3]) noch weiter gegangen: mühsame Nachprüfungen und Ergänzungen des Materials ermöglichen ihm ein ausgedehntes Kontrollverfahren. Seine neue Methode (die wechselseitige Vergleichung der Gemeinsamkeiten) scheint zunächst die schlimmsten Fehlerquellen auszuschalten; aber schliefslich geht die Unter-

[1]) Vgl. namentlich Gomperz, Plat. Aufsätze I in d. Wiener Akad. Sitz.-Ber. 1887 (CXIV 2) 751 ff. und Zeller (nach Philos. d. Gr. II[4] 1, 512 ff. noch) Arch. II 676 ff.; IV 133 f.; X 593 ff.; XI 1 ff. Dazu auch Ritter, Arch. XI 30 ff. und Blafs, Att. Bereds. III[2] 2, 383 ff.

[2]) In dieser Hinsicht bleibt Dittenbergers Arbeit besonders ausgezeichnet, und es ist kein Anlafs Campbell über ihn zu stellen. Andeutungen über die spätplatonische Sprache bei Gomperz, Zeitschr. f. Philos. u. s. w. CIX 168. Praktische Untersuchungen in der von Gomperz bezeichneten Richtung würden wir für wertvoller halten als manches sprachstatistische Tabellenwerk.

[3]) Vorläufige Mitteilung Arch. XI 461 ff., Ausführung ebd. XII 1 ff. und 159 ff.

suchung denn doch den Lutosławskischen Grundvoraussetzungen zu Leibe. Die konstante Entwickelung des Stiles wird nun völlig preisgegeben. Namentlich die nicht zu bannende Eigenwilligkeit des Phaedrus macht 'in die Regel der Platonischen Stilentwickelung ein Loch', und 'niemand kann voraussagen, wie weit das in den Folgen gehen mag'. Mit Klängen fröhlicher Zuversicht beginnend, schliefst Natorp sein letztes Blatt mit dem Seufzer ausgesprochener Skepsis.

Wir wollen die Frage einfach so stellen. Ist es denkbar, dafs unter der Voraussetzung, die Lutosławskischen Bedingungen seien erfüllt, die höhere Affinitätszahl einer Schrift nicht aus der Zeit ihres Entstehens, sondern aus der bewufsten Schriftstellerabsicht Platos ausreichend erklärt werden kann? Wenn ja, dann ist es um die sprachstatistische Methode als chronologisches Hilfsmittel geschehen. Wir glauben, die Sache liegt so, wollen aber ausdrücklich erklären, dafs uns damit der ungeheure Aufwand an Arbeit, der auf diesem Gebiete geleistet ward, nicht verschwendet scheint, nicht einmal für die Chronologie, was freilich zunächst seltsam erscheint. Aber auch nur scheint. Die sprachstatistische Forschung liefert nämlich in manchen Punkten, vor allem in der einmütigen Einordnung gewisser Gespräche in die Endperiode Platos, von zu viel verschiedenen Seiten her zu einheitliche Resultate, als dafs diese insgesamt als zufällige Koinzidenzen kurzerhand beiseite geschoben werden könnten. Wer die Berechtigung chronologischer Schlüsse leugnet und bewufst künstlerische Absichten Platos in den Vordergrund stellt, mufs doch jene Thatsache mit erklären können und mindestens an einzelnen Beispielen die Möglichkeit dieser andern Erklärungsart so deutlich machen, dafs die prinzipielle Zulässigkeit der Interpretation aufser Zweifel steht. Mehr bedarf es nicht. Doch nun zur Sache!

Fafst man ins Auge, was für Entwickelungsmomente von vornherein in Platos Sprache gegeben sind, so zeigen sich sofort zwei einander zuwiderlaufende Tendenzen. Platos Leben reicht von der alten bis zur neuen Atthis, ja bis zu den Vorläufern der *κοινή*. Der Dialog redet als solcher die Sprache des Lebens.[1]) Er bleibt von ihrer Entwickelung nicht unberührt, kann es nicht bleiben. Dem läuft nun aber direkt zuwider ein von Hirzel treffend teils aus einer gewissen Romantik, teils aus dem zunehmenden Gefühl persönlicher Würde erklärtes Streben aufs Altertümliche, Lebensfremde. Es ist dies keineswegs beschränkt auf die Spätzeit, wohl aber in dieser besonders gepflegt und so für sie charakteristisch (wie z. B. die langen Dativformen, die Neigung zur Periphrasis, *καθάπερ* für *ὥσπερ*). Diese beiden Tendenzen mufsten Kompromisse schaffen, auf deren jeweiliges Mischungsverhältnis psychologische Momente jener allerfeinsten Art notwendig mitbestimmend waren, die sich selbst bei zeitlich uns nahestehenden Schriftstellern ausreichender Fixierung entziehen.[2]) Schon diese

[1]) Mit hieraus erklärt sich die Lässigkeit der Platonischen Terminologie, der chronologisch nur sehr wenig Sicheres zu entlocken ist. Dies darf erwähnt werden im Hinblick auf Diels, Über die Gedichte des Empedocles. S. Ber. d. Berl. Akad. 1898, 414.

[2]) Hirzel, Dial. I 247 ff. Ebd. 148 das Selbstzeugnis Lachmanns über intermittierenden Partikelgebrauch.

allgemeine Erwägung stellt einer Anschauungsweise wenig günstige Aussichten, die, insofern sie auf Beobachtung und Rechnung in gegenseitiger Beziehung sich gründet, die Methode der exakten Wissenschaften (Lutosławski liebäugelt gern mit ihnen) auf ein Gebiet überträgt, wo das Geheimnis der Persönlichkeit, wo vor allem der Zauberstab des Genius noch immer walten darf. 'Die grofse Lehre von der Gesetzmäfsigkeit menschlichen Handelns', dies beliebte Truggebilde modernen Denkens, ist ersichtlich auch hier die Verführerin gewesen.[1])

Uns hat diese Betrachtung aber schon auf dasjenige Moment geführt, um das sich der Streit im Grunde allein dreht: unbewufste und darum durch Beobachtung und Rechnung zu ermittelnde Entwickelung, oder eine der unbewufsten Momente zwar keineswegs ganz entbehrende, im wesentlichen aber dennoch freie Willensentfaltung des Stilkünstlers, die des mechanischen Tabellenwustes mehr als einmal siegreich spottet.

Es ist sehr bezeichnend, dafs Lutosławski von der Bewufstheit sprachlich-stilistischen Schaffens sehr wenig wissen will, während ebenso bezeichnenderweise Natorp dazu gelangt ist gerade diesen Punkt scharf zu betonen.[2])

Hier tritt bei Lutosławski wiederum der Mangel eines philologisch-historischen Blickes hervor. Es ist, als ob er gar keinen Sinn dafür hätte, wie frei und bewufst die meisten antiken Schriftsteller, darunter zweifellos Plato, dem Stil als solchen gegenüber stehen. Gedankenzeugung und Formgebung sind bei den neueren, auch bei den besten Stilisten, doch ganz zweifellos in stärkerem Grade in eins verschmolzen als im Altertum. Die *λέξις*, für uns überwiegend eine unmittelbare, mehr instinktiv dirigierte Funktion, war damals in weit höherem Mafse ein gleichsam äufserlich gegebenes *ὄργανον*, bei dessen Anwendung die objektiven Normen konventioneller Stilcharaktere mehr oder minder berücksichtigt wurden.[3]) Schade, dafs von Epicur keine Schriften-

---

[1]) Man kann Lutosławskis Stilometrie wohl in mancher Hinsicht mit der Kollektivmafslehre Fechners vergleichen (herausgeg. v. G. F. Lipps, Leipzig 1897). Wird doch das Untersuchungsobjekt in der That gebildet von einer Reihe von variierenden Exemplaren, die durch den Artbegriff 'Platonisch' und den Gattungsbegriff 'Dialog' zusammengehalten werden. Aber die Kollektivgegenstände, die dieser Mafslehre unterliegen, müssen aus nach Zufall variierenden Exemplaren bestehen. Unter zufälligen Variationen werden solche verstanden, welche ebenso unabhängig von einer auf die Gröfsenbestimmung gehenden Willkür als von einer die Gröfsenverhältnisse dazwischen regelnden Naturgesetzlichkeit sind (S. 6). Ich wage kein Urteil darüber, ob der Vergleich über eine allgemeine Analogie hinausreicht.

[2]) Freilich nicht ohne einige schwere Mifsgriffe, z. B. wenn er (Arch. XII 44) das im Phaedrus vorliegende Verwenden poetischer Ausdrucksmittel von Plato ausdrücklich als Neuerung bezeichnet glaubt, früheren Schriften gegenüber, eine Neuerung, die u. a. der Theätet bewufst voraussetze (wo doch 184 C das schöne Wort steht über das *εὔχερὲς τῶν ὀνομάτων τε καὶ ῥημάτων*).

[3]) Man denke auch an die *Τρικάρανος*-Geschichte, an die bewufsten atticistischen Konzessionen in Ciceros Reden für Ligarius und Deiotarus, an den Taciteischen Dialog. Eben wegen dieses grundlegenden Unterschiedes scheint mir auch Zellers Versuch ein Fehlschlag, die neue Methode durch den Nachweis ad absurdum zu führen, dafs sie, auf die anderweit feststehende Chronologie moderner, nämlich Straufsscher Schriften angewandt, zu falschen Ergebnissen führt (Arch. XI 1 ff.). Lutosławski hat hiergegen bemerkt, dafs Campbell mit einem ähnlichen Versuche (an Tennyson) besseres Glück hatte.

masse vorliegt, die das Experiment gestattete. Der hatte den stilistischen Naturalismus, der für Lutosławskis Verfahren Bedingung ist. Und selbst er konnte z. B. in den Sprüchen so ganz ein anderer werden. Wie viel mehr Plato, der Stilkünstler des Protagoras und Symposion, der selbst im Gorgias, wo er das Herz so voll hat und scheinbar alles Flitterwerk sprachlich-mimetischer Kunst grollend beiseite wirft, noch die Laune gefunden hat seinen Gorgias mit einem sizilischen Idiotismus auszustaffieren.[1])

Vor allem aber pflegt man eins zu übersehen (ausgenommen natürlich Hirzel; vgl. I 250). Für Plato ergab sich aus der Eigentümlichkeit seiner Schriftstellerei an Socrates anzuknüpfen auch für Sprache und Stil eine merkwürdige, ihn stets an ihr Vorhandensein erinnernde Schwierigkeit. Sie bildet, wenn auch in bescheidenem Umfange, doch ein genaues Gegenstück zu jener andern Schwierigkeit, deren Folgeerscheinung, der schwer zu enträtselnde Socratisch-Platonische Gedankencentaur, die Forschung immer von neuem beschäftigt. Die Zeit des historischen Socrates lag, je weiter Plato vorschritt, immer mehr zurück, die Konversationssprache aber pflegt in ihren feineren Schattierungen rasch zu wechseln: zum Socratesbilde, sollte es treu sein, gehörte gewiſs manch altattisches Lichtlein, manche 'unmoderne' Ausdrucksweise, mancher Idiotismus des Meisters. So wäre es z. B. für Plato, solange sein Socrates noch nicht völlig zum blutlosen Schemen geworden war, die denkbar gröbste Stillosigkeit gewesen, hätte er *λόγοι Σωκρατικοί* dem Isocratischen Hiatgesetz unterstellt. Wo erscheint denn dies Gesetz in deutlicher Wirkung bei Plato? Genau dort, wo die Verflüchtigung des Socratestypus eintritt sowie die Aufnahme jener schattenhaften Figuren ohne Leben, wie Timaeus, Critias u. a. m. Die hiatmeidenden Schriften sind: Gesetze, Philebus, Timaeus, Critias, Sophistes, Politicus.[2]) So erst gewinnen wir die wirkliche Kausalität dieses Sachverhaltes, die freilich nicht mehr gestattet die Erscheinung als ein

---

[1]) 450 B (mit Scholion), beobachtet von Hirzel I 249; vgl. auch Sauppe zur Stelle. Wie viele derartige uns verborgene Finessen mögen in dem roh zusammengerafften Material der 'seltenen' Worte und Bildungen mit verfrachtet sein!

[2]) In dieser Folge, nach Blaſs, Att. Bereds. II² 458. Daſs die Gesetze nicht an letzte Stelle kommen, ist wohl ein Anzeichen ihrer Nichtvollendung. Blaſs freilich hat (III² 2, 387) bezüglich der Gesetze zu unserem Erstaunen eine Ansicht geäuſsert, die die entschiedenste Zurückweisung verdient. Er faſst Ep. III 316 A den Ausdruck *τὰ τῶν νόμων προοίμια* als Kern (so!) der *Νόμοι* auf und läſst diesen 367 verfaſst sein. Aber diese *προοίμια* haben ja nach eben dieser Briefstelle gewisse Leute in Syracus umredigiert, und Plato muſs erklären, Kenner seiner Eigenart würden schon herausfinden, was sein geistiges Eigen sei und was nicht. Es handelt sich also ersichtlich um *προοίμια* zu von Dionys veröffentlichten und selbstverständlich nicht schriftstellerisch zu verstehenden *νόμοι*. Was die Hiate des Phaedrus angeht, so sind Blaſsens Angaben zu unbestimmt; jedesfalls kann von einer entschiedenen Hiatvermeidung in ihm keine Rede sein. Auch teilen wir Blaſsens Ansicht über die Neubearbeitung des Phaedrus durch Plato (III² 2, 392). Eine andere Erklärung (vorübergehender Einfluſs des Isocrates) giebt er am zuerst angeführten Orte. Freilich ist sie nur zulässig, wenn Phaedrus datiert wird, wie es unten Abschn. V geschehen soll. Was Philebus angeht, so ist für seine Gleichgültigkeit gegen die Socratesfigur charakteristisch 59 B/C.

'Stylem' so und so vielsten Wichtigkeitsgrades im mechanischen Tabellenschema mit zu verrechnen, die aber dafür zeigt, dafs die nicht mechanische Auffassungsweise dieser Dinge keineswegs dabei anlangen mufs die unzweifelhaft festgestellten Kriterien des Spätstiles zu ignorieren.

Ein Beispiel für einen von Plato gepflegten Idiotismus des Socrates bietet höchst wahrscheinlich der Gebrauch von *κινδυνεύειν* für *δοκεῖν*, als *λέξις Πλατωνική* schon von alten Grammatikern[1]) erkannt. Da in der That, wie die Sammlungen Reiters[2]) ergeben, unter den überhaupt in Vergleich kommenden Schriftstellern mit einem erheblicheren Anteil nur Xenophon erscheint, so dürfte es sich um einen Socratischen Lieblingsausdruck handeln. Hierbei konnte sich nun sehr wohl mit dem Bestreben, der Sprache ein Socratisches Ingrediens beizumischen, die andere oben S. 446 berührte rückläufige Neigung Platos verbinden, die den für Leser des IV. Jahrh. gewifs apart erscheinenden Gebrauch eben um dieses Eindruckes willen hartnäckig und auffällig bevorzugte und festhielt, selbst noch während des Spätstiles, nicht jedoch ohne dieses Mal das Zugeständnis zu machen, im Timaeus und Critias mit Rücksicht auf die Hauptsprecher den Ausdruck ganz zu vermeiden (wenn anders Reiters Beobachtungen zuverlässig sind, S. 23). In diesem Falle ergiebt also das Widerspiel der Tendenzen einen andern Kompromifs als beim Hiatus. Ja noch mehr. Nach Reiter fehlt der fragliche Ausdruck auch im Laches. Wenn man nun erwägt, dafs gerade der Laches auch in anderer Hinsicht den Sprachcharakter von Gesprächen des *ἰδίως καλούμενον εἶδος Σωκρατικόν* entschieden durchbricht, so zeigt sich doch wohl, dafs bei dem sprachlichen Antagonismus, sagen wir des *λόγος Σωκρατικός*[3]) und des *λόγος Πλατωνικός*, der für die Platonische Schriftstellerei charakteristisch ist, die entstehenden Kompromisse je nach den Stimmungen oder auch Sonderabsichten des Verfassers die auffälligsten Schwankungen zu Tage fördern können. Ich halte es nicht für zulässig, mit v. Arnim (Ind. Rostoch. 1896/7, 19) schon aus dieser sprachlichen Verfassung chronologische Schlüsse zu ziehen. Es folgt aus ihr zunächst nur, dafs in diesem Dialog aus irgend einem Grunde von dem normalen *χαρακτήρ*, der sich aus der Mehrzahl der Dialoge gleicher Gesamthaltung ergiebt, in einigen Punkten[4]) abgewichen worden ist. Welches dieser Grund war, können wir nicht wissen. Vermuten läfst sich immerhin, dafs *ὁπλομαχία* und *ἀνδρεία* in Rücksicht auf ihre pädagogische Bewertung zur Zeit, wo der Laches geschrieben ward, Fragen von einer ganz besonderen Aktualität gewesen sind; vgl. unten Abschn. VI.

Selbst Dittenbergers Kriterium, das doch den grofsen Vorzug besitzt, an einer allgemein attischen Entwickelung zu partizipieren, vermag man nicht mit wirklich zwingenden Gründen dieser Deutungsweise zu entziehen. Unter

[1]) Ruhnken zu Tim. s. v. *κινδυνεύει*. Tzetzes hat es natürlich aus anderer Hand. Charakteristischerweise fehlt die *λέξις* in einer gröfseren Zahl der *νοθευόμενα*. Reiter S. 23.

[2]) Reiter, De Platonis proprietate quadam dicendi (Progr. Braunsberg 1897 Nr. 3).

[3]) *Ἐν οἷς ἂν φυλάττῃ τὸν Σωκρατικὸν χαρακτῆρα*, Dion. Hal. Demosth. 23; vgl. Demetr. *ἑρμ*. 297.

[4]) Nicht in allen; z. B. nicht rücksichtlich des Gebrauches von *μήν*.

den 13 Schriften (nach Gomperzens vervollständigter Tabelle, Plat. Aufs. S. 23), die *τί μήν*, *γε μήν*, *ἀλλὰ μήν* überhaupt nicht haben, sind die mit ausgesprochenem *χαρακτὴρ Σωκρατικός* durchaus in der Überzahl. Ist es denn nun wirklich so undenkbar, dafs Plato mit einem natürlichen Gefühl dafür, dafs diese Wendungen für seinen Socratestypus zu modern klangen, den sprachlichen Anachronismus vermieden hat? Dafs dieses Gefühl gelegentlich einmal in einer chronologisch durchaus gar nichts beweisenden Art versagte (wie im Lysis und Symposion)? Dafs sich dieses selbe Gefühl im Phädo, wo er sich noch einmal (vielleicht nicht allzulange vor dem Abschied von dem geliebten Bilde) mit Inbrunst in des teuren Meisters Andenken versenkt, neu belebte, zu einer Zeit, wo er im übrigen vielleicht seinen Socratestypus in dieser Hinsicht schon freier und lässiger behandelt hatte? Man beachte wohl, dafs ich dabei immer nur von Gefühl und Takt rede und selbstverständlich nicht der Meinung bin, dafs Plato mit einem förmlichen Verzeichnisse des für Socrates Möglichen und Unmöglichen gearbeitet hat.

Insofern nun diese Betrachtungsweise zu dem natürlichen Ergebnisse kommt, dafs im Antagonismus der beiden *λόγοι* ganz naturgemäfs der *Πλατωνικός* den *Σωκρατικός* immer mehr überwindet, gelangt sie schliefslich zu einer völlig freien Anerkennung der von der Sprachstatistik im Laufe der Zeit ermittelten Kriterien des Spätstiles. Aber darauf mufs sie bestehen, dafs die Sprachstatistik als chronologisches Indicium vollkommen versagt für die Zeit des noch andauernden Antagonismus. Dafs die Sprachform des Phaedrus, dieses Schmerzenskindes der Sprachstatistik, mit derjenigen des Euthydem verglichen irgendwie dazu zwinge die Spengelsche Anordnung beider Stücke zu verlassen, leugne ich schlechterdings: die Verschiedenheit erklärt sich in sehr weitgehendem[1]) Mafse schon daraus, dafs Phaedrus äufserlich und innerlich bis ins Mark Platonisch ist, Euthydem aber in der Hauptsache Platos Socratische Aufsenseite, wenn man so sagen darf, zur Darstellung bringt.[2]) Gerade der Umstand, dafs Phaedrus auf den Tabellen in vielen Dingen in einer chronologisch geradezu ungeheuerlichen Weise der allerletzten Zeit zustrebt, der Zeit, wo Plato ganz Plato ward, ist dafür beweisend, dafs man in solchem Falle nicht auf die Entstehungszeit, sondern auf die schriftstellerischen Absichten Platos schliefsen mufs.

Ehe wir von diesen methodologischen Erörterungen Abschied nehmen, um an einzelnen wichtigen Fällen eine praktische Probe auf die Zuverlässigkeit der Sprachstatistik zu machen, wollen wir noch einmal betonen, dafs ein dauerndes Verdienst dieser Arbeiten in der Mithilfe erhalten bleibt, die sie zur

[1]) Ich leugne nicht, dafs es sich empfiehlt auch noch die Hilfshypothese einer späteren Neuausgabe des Phaedrus zuzulassen; vgl. S. 448, 2 und unten Abschn. V.

[2]) Vgl. über diese Beschaffenheit des Euthydem namentlich Zeller im Arch. V 446 ff. Gerade der Euthydem ist für unsere Auffassung von besonderer Wichtigkeit. Hat er doch sicherlich Dialoge von eigenplatonischer Bedeutung vor sich stehen und ist somit für die Absichtlichkeit, mit welcher Plato auch später noch seine Individualität um äufserer Zwecke willen hinter der Socratesmaske verbergen konnte, von lehrreicher Bedeutung. Und wie sollten sich die inhaltlichen Verhältnisse nicht widerspiegeln in der Form?

Konstituierung der letzten Periode des Platonismus durch ihre Ermittelungen geleistet haben. Diese Periode tritt in ihrer Wichtigkeit für das Verständnis Platos immer deutlicher hervor, ihr hat sich die Forschung der letzten Zeit mit Recht ganz besonders zugewandt, und mit Freuden erkennen wir an Lutosławskis Buche an, dafs es sich namentlich in dieser Hinsicht als ein brauchbarer Führer durch die neu aufgeworfenen Probleme bewährt. Die späte Stellung von Theätet, Parmenides, Sophistes, Politicus, Philebus, Timaeus, Critias, Leges, von Zeller leider zum Teil noch immer bestritten, setzt sich ohne Frage immer mehr durch, ja sie kann fast als Thatsache betrachtet werden. Immer schärfer markiert sich der Bruch, der hinter dem Theätet liegt und jenseit dessen es für den, der die Platonischen Gedankenbahnen durchwandert, wie eine neue Welt aussieht. Immer ergreifender und hoheitsvoller gestaltet sich auch das Bild des Greises, der die müde Resignation des Alters nicht zu kennen scheint, dem es wohl einmal wehmütig von den Lippen kommt: *ἔστι δὲ τοίνυν τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα μεγάλης μὲν σπουδῆς οὐκ ἄξια*, der aber, entschlossen gleichsam sich aufrichtend, hinzufügt: *ἀναγκαῖόν γε μὴν σπουδάζειν*. Und dann im selben Widerspiel der Empfindungen: *τοῦτο δὲ οὐκ εὐτυχές. ἐπειδὴ δὲ ἐνταῦθά ἐσμεν, εἴ πως διὰ προσήκοντός τινος αὐτὰ πράττοιμεν, ἴσως ἂν ἡμῖν σύμμετρον ἂν εἴη.*[1]) So hat er, wo andere verzichten und müde die Hände in den Schofs legen, noch einmal angefangen zu bauen, wahrlich ein erhebendes Vorbild!

Wir verweilten ein wenig bei diesen Gedanken, weil wir zum Schlusse noch darauf hinweisen möchten, dafs die neuere Auffassung, um deren Befestigung die Sprachstatistik sich so verdient gemacht hat, gleichzeitig die Lösung eines alten Rätsels der Platonischen Schriftstellerei nahelegt, wir meinen die beiden tetralogischen Verknüpfungen, die Plato selbst geplant und bis zu Trilogien ausgeführt hat: Republik, Timaeus, Critias (Hermocrates) und Theätet, Sophistes, Politicus, (Philosophus). Ich glaube, es ist unmittelbar einleuchtend, dafs er diese vereinzelte Mafsnahme, in die man so vielerlei hat hineingeheimnissen wollen, getroffen hat in der deutlichen Empfindung des Bruches zwischen seiner mittleren und letzten Zeit. Es ist eine Überbrückung gleichsam dieses Bruches, es sind Fäden, die gezogen werden, um die trotz der Kluft denn doch vorhandene innere Folgerichtigkeit seiner Entwickelung der Welt aufzuzeigen, Fingerzeige, die uns bedeuten, wo und wie wir die späte Neugestaltung sowohl der formalen wie der materiellen Seite seiner Philosophie anzuknüpfen haben, um sie genetisch zu verstehen. Auch rein menschlich ist dieser Versuch wohl verständlich: es galt für Plato das schmerzende Gefühl des Vorbei-und-Vorüber zu überwinden, die in Dämmerung versinkende Vergangenheit festzuhalten, namentlich als nach Dios Tode und andern persönlichen Erlebnissen jene Vereinsamung begann, die das Bild des Greises für uns trotz allem, was es Erhebendes hat, so wehmütig gestaltet.

---

[1]) Legg. VII 803 B, Worte, die man unter das echte Bildnis setzen könnte, das wir jetzt kennen.

IV

Wir möchten einerseits nicht gern in der notwendigen Negation der Kritik beharren, anderseits der mehr prinzipiellen Erörterung dadurch ein Ende machen, dafs wir nachweisen, wie die neuere Platonische Forschung in drei wichtigen, ja fundamentalen Stücken durch die einseitige Betonung der Sprachstatistik von gesicherten Ergebnissen gegenwärtig so weit entfernt ist, dafs unseres Erachtens zu einer optimistischen Auffassung ihrer augenblicklichen Lage durchaus kein Anlafs ist. Diese drei Stücke sind das Problem der Republik, dasjenige des Phaedrus, endlich eine befriedigende Darstellung der Regeln, welche die Ökonomie des Platonischen Dialogs zweifellos in geordneter Weise bestimmen, Regeln, deren Erforschung infolge des sehr berechtigten Mifstrauens, das einige tumultuarische Versuche erzeugten, noch immer in solchem Mafse vernachlässigt wird, dafs die Urheber neuerer Anordnungsversuche sich einer Rücksichtnahme auf diese Fragen völlig enthoben erachten.

Wir beginnen mit der Republik. Die Frage ist brennend, ob sie ein einheitliches (nur etwa successiv entstandenes) oder aber ein aus verschiedenen ursprünglich selbständigen Bestandteilen kontaminiertes und erst durch eine Schlufsredaktion abgeschlossenes Werk ist. Man kann nicht hoffen ein historisch befriedigendes Bild des Platonismus zu erhalten, ehe diese Frage zu einer annehmbaren Lösung gebracht ist. Es ist ein centrales Problem.[1]) Das haben Krohn und Pfleiderer richtig erkannt. Die Sprachstatistik aber mufs, wenn sie auch vielleicht eine und die andere Bestätigung liefern kann, im ganzen in dieser Frage versagen. Denn gesetzt, die Verteilung der Republik auf verschiedene Perioden der Platonischen Schriftstellerei wird unabweislich: die Sprachstatistik hat es ja immer nur mit der relativ einheitlichen Schlufsredaktion zu thun, nur ihre sprachlichen Verhältnisse bringt sie zur Anschauung. Sie mufs dann also bekennen, dafs einer der allerwichtigsten chronologischen Nachweise ganz aufserhalb ihrer Kompetenz liegt, dafs ihre Ergebnisse durch Bedingungen, die sich in ähnlicher Weise bei zweiten Bearbeitungen irgend welcher Schriften wiederholen könnten, völlig in die Irre führen. Die Abneigung der Hauptvertreter der Sprachstatistik gegen die Analyse der Republik ist, wie man sieht, wohl begreiflich. Es sei aber versichert, dafs hiermit nicht die Unterstellung beabsichtigt ist, als fielen bei diesen Gelehrten die Beweisgründe und die Motive ihrer Ansicht zusammen.

Was die Litteratur angeht, mit deren Hilfe man sich über den Stand der Frage am besten unterrichtet, so ist für die Einheitlichkeit nach Hirzel (Dialog I 230 ff.) besonders eingetreten Hirmer in einer sorgfältigen Revision der bisherigen Ergebnisse (Entstehung und Komposition d. Plat. Pol., XXIII. Suppl. d. Jahrb. f. klass. Phil. 1897). Dagegen dürften die neueren Vertreter der

---

[1]) Ein Kapitel z. B. wie das des bekannten Poehlmannschen Buches (I 371 ff.) über die 'Koinzidenz von Sozialismus und Individualismus im Platonischen Staatsideal' kann ohne Eingehen auf diese Fragen, wie sich zeigen wird, gar nicht bestehen. In andern Stücken steht es ähnlich.

Gegenansicht sein: Usener, dessen Ansichten mitgeteilt sind von Brandt in dem M. Gladbachschen Programm (1890 Nr. 437): Zur Entwickelung der Plat. Lehre von den Seelenteilen, S. 6 ff.; sodann Rohde in der Psyche[1] 557 ff.; Dümmler, Z. Komp. d. Plat. Staates, Progr. von Basel 1895; auf Grund seiner früheren Forschungen Pfleiderer in dem Werke 'Socrates und Plato', Tübingen 1896; endlich ganz kürzlich v. Arnim, De reip. Plat. comp. ex Timaeo illustranda, Ind. Rostoch. 1898/99.

Wir vermögen an dieser Stelle natürlich nur die Haupt- und Grundlinien zu ziehen, möchten aber vorher dringend empfehlen, zweierlei aus den üblichen Betrachtungen ganz auszuscheiden. Das eine sind die Nachweise gegenseitiger Beziehungen von leichter Art zwischen den verschiedenen Partien, die für die Einheitlichkeit schon darum niemals ins Feld dürften geführt werden, weil zugestanden ist, daſs Platos Schluſsarbeit selbstverständlich nicht die eines Stümpers war, sondern den äuſseren Schein der Einheitlichkeit kunstvoll genug hergestellt hat. Das andere betrifft das Verhältnis der kommunistischen Abschnitte zu den Ecclesiazusen. Wir sehen doch heute diese litterarischen Äuſserungen politischer Theorien nicht mehr so isoliert dastehen wie früher; wir wissen, sie haben hinter sich einen reichen Hintergrund staatswissenschaftlicher Spekulation[1]), so daſs eine gegenseitige Unabhängigkeit ohne weiteres denkbar ist. Dazu kommt, daſs man nach Dietzels[2]) Darlegungen über die Unterscheidung von Kommunismus und Sozialismus völlig darüber im Klaren sein sollte, daſs Aristophanes eine diametral der Platonischen entgegengesetzte Anschauung zur Darstellung bringt, insofern als es sich bei ihm um Befriedigung, bei Plato um Aufhebung des individuellen Begehrens handelt; vgl. bes. Rep. IV 420 D ff. Auch wird von Hirmer S. 659 mit Recht darauf hingewiesen, daſs das Schweigen des Altertums nicht gering veranschlagt werden darf in einem Falle, der den litterarischen Spürsinn so ganz besonders anlocken muſste und dem Plato selbst in der Stelle über *χαριέντων σκώμματα* (V 452 B) ein *ἐνδόσιμον* darbot. Bei dieser Sachlage scheiden wir das Argumentieren mit dem Aristophanischen Stücke aus der Diskussion am besten ganz aus.

Vergegenwärtigen wir uns in möglichst knappem Überblicke den Plan, der das Ganze zusammenhält. Nach dem Prooemium (vgl. II 357 A) des ersten Buches mit seinen vorläufigen Erörterungen rückt Plato der umfassenderen Behandlung des durchweg das Hauptthema bildenden Begriffes *δικαιοσύνη* (nebst *ἀδικία* und Wirkungen beider) in der Weise näher, daſs er zu Beginn des zweiten Buches (1—9) von Glaucus und Adimantus als sozusagen *advocati diaboli* die seither in Wort und Schrift hervorgetretenen Anschauungen der Zeit[3]) vortragen läſst: *δίκαιον καὶ τὸ τοῦ λύκου εἰπεῖν.* In der teils still-

[1]) Vgl. v. Wilamowitz, Ar. und Ath. I 169 ff. Dümmler, Proll. zu Pl.s Staat, Progr. v. Basel 1891.

[2]) Beitr. z. Gesch. des Socialismus und des Communismus, Vierteljahrsschr. f. Staats- und Volkswirtsch. I (1893) 1 ff. 373 ff.; vgl. auch Pöhlmanns Aufsätze über die soziale Dichtung der Griechen in diesen Jahrb. I (1898) 31 ff.

[3]) Als eine Variante dieser eigenartigen Form, die gegnerischen Ansichten in ihrer Gesamtheit vorzutragen, um sie sodann abzuthun, oder vielmehr als der nicht zu Ende

schweigenden, teils ausdrücklich ausgesprochenen Auflösung der hiermit gegebenen Aporien — so wollen wir diesen Abschnitt nennen — erschöpft sich, äufserlich genommen, das ganze folgende Werk. Mehrfach wird später auf sie Bezug genommen, in den Endstücken des neunten Buches kehrt die Erörterung offenkundig und direkt zu ihnen zurück, und X 614 A wird der Schlufsmythus eingeführt als die Einlösung auch des letzten dort gezogenen Wechsels: *ἵνα τελέως ἑκάτερος αὐτῶν ἀπειλήφῃ τὰ ὑπὸ τοῦ λόγου ὀφειλόμενα ἀκοῦσαι.* Innerhalb dieses festgezimmerten Rahmens verläuft nun die Sache so: Socrates findet, dafs zweckmäfsig vor der individuellen *δικαιοσύνη* (nebst Gegenteil) die *δικαιοσύνη* der *πόλις*, als des *maius*, zu betrachten sei; deshalb ist (369 A) *γιγνομένην πόλιν θεᾶσθαι λόγῳ* die nächste Aufgabe. Dies führt zur Entwickelung des kommunistischen Staatsideales (II 11—V 16), das wir aus bald erhellenden Gründen vorziehen nach Anleitung Platos selber (V 472 C) den paradigmatischen Staat, kurz das Paradigma zu nennen. Von diesem sei vorläufig nur gesagt, dafs mehrfach Hinweise hineingewoben sind, durch welche die Erinnerung daran erneuert wird, zu welchem Zwecke das immer selbständiger sich ausspinnende Stück in das Gesamtgefüge aufgenommen ward. Besonders entschieden wird auf die Hauptabsicht zurückgegriffen in dem in sich geschlossenen Stücke IV 6—19, aber gerade durch dieses wird auch der stetige Weiterlauf des Paradigma auf das auffälligste unterbrochen. Es zerfällt nämlich der Inhalt des Paradigma an sich und ohne die Einmischung des Stückes IV 6—19 in drei Hauptabschnitte: die Differenzierung der Bürgerschaft (II 11—16), die *παιδεία* der *φύλακες* (II 17—III 18, nebst 19—21, den Prüfungen der zu 'Erwählenden' unter den 'Berufnen'), die auf den Kommunismus gegründete Lebensordnung (III 22—IV 5 und V 1—16). Dieser dritte Abschnitt ist es, in welchem jene eigentümliche Unterbrechung stattfindet. Das Stück nämlich, welches damit anhebt die kommunistischen Einrichtungen auch auf Frauen und Kinder auszudehnen (V 1—16), erscheint jetzt wie ein Nachtrag, während sein eigentlich ihm zukommender Platz deutlich bestimmt ist durch die Stelle IV 3, 423 E/424 A, an der das Thema bereits so berührt wird, dafs die spätere Ausführung im fünften Buche eben an dieses frühere Vorbeischlüpfen des Socrates anknüpfen kann. *Ἃ τότε ἴσως ἔδει ἐφεξῆς λέγειν* sagt Socrates V 451 B. Diese für den ersten Blick so befremdliche Anordnung erweist sich aber bei schärferer Prüfung als wohl begründet durch die Natur des Stückes IV 6—19. In diesem gruppiert sich der Inhalt, soweit er das Paradigma direkt angeht, um zwei Hauptgedanken: die Nachweisung der vier Kardinaltugenden als konstitutiver Elemente des paradigmatischen Staates (6—10) und die Begründung der (erst hiermit als wahrhaft organisch sich ergebenden) Differenzierung dieses Staates

---

geführte Entwurf einer solchen Variante möchte der Clitopho verständlich und zu halten sein. Dafs aber diesem nicht eben bedeutenden Stück eines fallen gelassenen Planes von Plato selbst die Stelle als Prodromus seines gewaltigsten Werkes zugewiesen worden sei (Dümmler, Compos. S. 6), scheint mir ganz unnatürlich. Wohl aber mufs es verhältnismäfsig früh geschehen sein, weil die das Verhältnis Clitopho ∾ Republik kopierende Verbindung Minos ∾ Leges schon dem Aristophanes von Byzanz geläufig war (Diog. III 61).

auf die Differenzierung des menschlichen Seelenlebens in Vernunftthätigkeit, affektvollen Willen und sinnliches Triebleben (11—17). Nun verläuft aber die erste dieser beiden miteinander genau verbundenen Gedankenentwickelungen folgendermafsen. Es wird die *σοφία* von den Wächtern, die *ἀνδρεία* von den Helfern dargestellt; die *σωφροσύνη* hingegen umschlingt und verbindet Herrschende und Beherrschte, während als Gerechtigkeit sich ergiebt (433 A) *τὰ αὑτοῦ πράττειν καὶ μὴ πολυπραγμονεῖν.* Dieses in dem Sinne, dafs damit die Kraft bezeichnet ist, welche die soeben bestimmten Funktionen der drei andern *ἀρεταί* in der durch ihre wechselseitige Begrenzung hergestellten Harmonie erhält. Wir können sagen, so übel es dem modernen Sozialismus ins Ohr klingen wird, die Gerechtigkeit ist nach dem Sozialismus Platos der gute Wille zur dauernden Differenzierung der Lebensnormen. Dieser Standpunkt gerät nun aber unfehlbar in Kollision mit Platos Ansichten über die Frauenfrage. Die Emanzipation setzt ihn dem Vorwurf des Widerspruchs aus: *πῶς οὖν οὐχ ἁμαρτάνετε νῦν καὶ τἀναντία ὑμῖν αὐτοῖς λέγετε, φάσκοντες αὖ τοὺς ἄνδρας καὶ τὰς γυναῖκας δεῖν τὰ αὐτὰ πράττειν, πλεῖστον κεχωρισμένην φύσιν ἔχοντας;* So heifst es 453 C, und mit der Widerlegung dieses Vorwurfes beschäftigt sich Plato ganz ausführlich V 4 und 5. Hätte er mithin die Erörterung über die Frauen nicht zurückgestellt, sondern noch vor dem Abschnitte IV 6—19 geboten, welcher die ethische und psychologische Vertiefung des Paradigmas enthält, so hätte entweder die Entwickelung jenes Begriffs der Gerechtigkeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, oder Plato hätte, wenn er diese Schwierigkeiten einstweilen unberücksichtigt liefs, sich gezwungen gesehen, am Schlusse dieses Abschnittes doch wieder auf die Frauenfrage zurückzugreifen, um sich gegen den Vorwurf des Selbstwiderspruchs zu sichern. So zog er denn mit gutem Rechte die jetzige Anordnung vor. Dafs sie aber, was die Teile des Paradigmas angeht, zugleich eine Umordnung bedeutet, oder, um es kurz zu sagen, dafs die ethisch-psychologische Begründung des Paradigmas, die eine ganz bestimmte Phase von Platos Moral und Seelenlehre voraussetzt, dem Paradigma ursprünglich fremd war, dafür giebt es die folgenden, wie mir scheint, zwingenden Beweise: 1) Die Einleitung des Timaeus rekapituliert (und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung der Vollständigkeit; vgl. 19 A) eben das Paradigma. Sie läfst genau[1]) das-

---

[1]) Schon die Inhaltsangabe (17 C) *οἵα τε καὶ ἐξ οἵων ἀνδρῶν ἀρίστη πολιτεία* ignoriert den fraglichen Abschnitt, der doch an philosophischem Gehalt wahrlich über der Ausführung der Utopie steht. Es folgen sodann: 1) Differenzierung der Stände. *φύσις* der Wächter. Tim. 17 C. 17 C D. 18 A = Rep. II 11—16, insonderheit 14—16; doch scheint auch IV 4, 425 C ff.; V 12, 464 D ff. sowie 15 und 16 (von 469 B ab) dem Inhalt nach ursprünglich mit II 15/16 verbunden gewesen zu sein. 2) *παιδεία.* Tim. 18 A = Rep. II 17 —III 18 (resp. 21). Sodann 3) Kommunismus und Verpflegung der Wächter. Tim. 18 B = Rep. III 22—IV 5, wobei der rekapitulierte Inhalt von III 22 den ganzen Abschnitt genügend vertritt. Sodann ist IV 6—19 völlig übergangen. Es schliefst sich vielmehr gleich 4) die Frauen- und Kinderfrage (Rep. V 1 ff.) an, und zwar lassen sich zusammenstellen: Tim. 18 C ∼ V 6 7 (sowie 13, 466 C; 14, 466 D/E); Tim. 18 C/D ∼ V 7 (sodann 9, 461 D; 11, 463 C); Tim. 18 D/E ∼ V 8; Tim. 19 A ∼ V 9 (nebst Beziehungen auf III 21 und IV 3).

jenige aus, was wir als unursprünglich erklären mufsten und was den normalen Verlauf des Paradigmas zweckmäfsig zwar unterbricht, aber doch eben unterbricht. 2) Das zehnte Buch der Republik bringt in seinem ersten Teile (1—8) eine apologetische Nachprüfung desjenigen Abschnittes des Paradigmas, welcher sich mit der *μουσική* als eines Hauptbestandteiles der *παιδεία* beschäftigte, in der bekannten Weise die mimetische Kunst ablehnend. Die Veranlassung dieses Nachwortes ist mit völliger Deutlichkeit ausgesprochen gleich zu Beginn X 595 A: *παντὸς γὰρ μᾶλλον οὐ παραδεκτέα* (sc. *ἡ μιμητική*) *νῦν καὶ ἐναργέστερον, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, φαίνεται, ἐπειδὴ χωρὶς ἕκαστα διῄρηται τὰ τῆς ψυχῆς εἴδη*. Das ist zwar auch mit Bezug auf die Unterscheidungen und Bestimmungen gesagt, welche die im vierten Buch erfolgte Aufnahme der psychologischen Betrachtungsweise des Staatsorganismus in den Büchern VIII und IX nach sich gezogen hat, beweist aber darum nicht minder, dafs während des ersten Entwurfes der *παιδεία*, die im Gefüge des Paradigmas fest drinsteckt, Plato an diesen psychologischen Unterbau noch gar nicht gedacht hat. Wer den Abschnitt über die *παιδεία* als ein Ganzes würdigen will, wird das einräumen. Vereinzelte und flüchtige bei der Schlufsredaktion absichtlich eingestreute Beziehungen und Winke beweisen gar nichts in Dingen, die als Gedanken von konstitutiver Bedeutung sich in einer Weise geltend machen müfsten, dafs über ihr Vorhandensein oder Nichtvorhandensein überhaupt kein Streit denkbar wäre. Wenn aber kurz vor Beginn der *παιδεία* II 15 und 16 (vgl. bes. 375 E und Tim. 18 A) beim *φυλακικὸς ἐσόμενος* erwünscht scheint *πρὸς τῷ θυμοειδεῖ ἔτι προσγενέσθαι φιλόσοφος τὴν φύσιν*, so sieht man deutlich: die natürlichen seelischen Vermögen sind hier, weit entfernt von jener trichotomischen Psychologie, nur insoweit unterschieden, als die aus Musik und Gymnastik bestehende und auf diese Vermögen zu beziehende *παιδεία* das erfordert. Vgl. 386 A ff.; 399 A; 410 B. 3) Was die Ständegliederung im Paradigma angeht, so hat schon v. Arnim darauf hingewiesen (S. 7), dafs der Timaeuseingang neben den Unterthanen nur schlechthin *φύλακες* kennt, keine Dreigliederung. In der That wird nun im Paradigma die Notwendigkeit des Standes der *φύλακες* (zuerst 374 E) aus dem einzigen Bedürfnis der Verteidigung hergeleitet, woher sie denn auch zunächst ihren Namen haben. Auch die Scheidung in Ältere und Jüngere (412 B ff.) führt sich anfangs durchaus nicht so ein, als sei damit beabsichtigt, eine Teilung in drei Stände zu schaffen; noch 414 B ist das nicht

---

Auf diejenigen Teile des fünften Buches, welche durch die Vorordnung von IV 6—19 beeinflufst sind, insonderheit auf die speziell dadurch hervorgerufenen Erörterungen V 4 und 5 fehlt im Timaeus bezeichnenderweise auch der geringste Hinweis. — Die Ansicht von Hirzel, dafs der Timaeus die von ihm bezeichnete Unterhaltung nur fingiere, sowie die Müllersche (Müller-Steinhart V 704 707; jetzt wieder Bruns, Litt. Portr. 275), der Timaeuseingang beziehe sich auf die Republik in ihrer jetzigen Einkleidung, indem Plato nachträglich fingiere, Socrates habe mit *κατέβην χθές* angefangen vor den im Timaeus vorausgesetzten Personen zu erzählen, diese beiden Ansichten dürften durch v. Arnims und die vorstehenden Ergebnisse widerlegt sein. v. Arnim hat insbesondere nachgewiesen, dafs das Paradigma in seiner selbständigen Fassung, an die der Timaeus anknüpft, in Einzelheiten abwich von dem Texte, der in die Republik Aufnahme fand.

der Fall. Mit grofser Kunst hat aber Plato als Redaktor, je näher er dem psychologischen Abschnitt rückt, die Scheidelinien allmählich vertieft: 415 A in der Gleichsetzung der ἄρχοντες mit Gold, der ἐπίκουροι mit Silber, der γεωργοί und sonstigen δημιουργοί mit Eisen und Erz. Indessen wirkliche drei Stände (εἴδη) erscheinen erst in jenem eingeschalteten Stück (IV 10, 434 A/B), und — was besonders wichtig scheint — jenseits dieses Stückes, wo wir uns wieder auf dem ursprünglichen Boden des Paradigmas befinden, wird die Differenzierung alsbald wieder lässiger: V 11, 463 A/B wird wieder nur zwischen ἄρχοντες und δῆμος geschieden, und zwar werden die ἄρχοντες als σωτῆρες und ἐπίκουροι zusammengefafst gegenübergestellt dem δῆμος als μισθοδόται καὶ τροφεῖς.

Es kann somit wohl als bewiesen gelten, dafs der Abschnitt IV 6—19 zum ursprünglichen Paradigma nicht gehört. Und nun fällt schwer ins Gewicht, dafs eben dieser Abschnitt (vgl. S. 454) die Beziehungen zum Gesamtplan, die in dem durchaus selbständigen Paradigma nur spärlich und flüchtig und gewifs erst während der Redaktion angedeutet sind, energisch und in aller Klarheit wieder aufnimmt: 427 D ff.; 430 C/D; 444 E/445 A. Ja es wird hier sozusagen die Hauptposition der Gesamtuntersuchung gewonnen, die Definition der Gerechtigkeit: 433 A ff. (nebst ihrem Gegenteil 434 C). Programmgemäfs wendet sich sodann die Untersuchung von der sozialen zur individuellen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit (443 C/D, 444 A). Daran schliefst sich (und schon im eigentlichen Paradigma ist IV 420 B/C bei der Überarbeitung eine vorbereitende Andeutung des Planes eingewebt worden) die weitere Aufgabe, die Kehrseite des Paradigmas auszuführen, indem die κάκιστα οἰκουμένη durch eine Entwickelung der εἴδη τῆς κακίας, der Fehltypen der Verfassung (Schlufs von Buch IV) sich ergeben wird. Diese Aufgabe findet (ebenso wie die Erledigung der noch ausstehenden 'Aporien') eine durchaus gradlinige im Gleise der Hauptuntersuchung sich fortbewegende Erledigung in den Büchern VIII—X, welche der Zeit der Gesamtredaktion schon um deswillen angehören, weil sie sowohl die vorausgegangene Einreihung des Paradigmas (dieses schon ihrem ganzen Plane nach) als auch die soziale Psychologie des Stückes IV 6—19 voraussetzen. Es ist hier aber kein Anlafs, in die Analyse dieses Teiles tiefer einzugehen. Unsere gespannteste Aufmerksamkeit erfordert vielmehr die Durchbrechung der gradlinigen Entwickelung durch die Bücher V—VII. Davon ist V 1—16 schon erledigt, das aus oben erläuterten Gründen jetzt in der Form eines Nachtrags erscheinende Stück des Paradigmas. V 17 ist, wie sich gleich zeigen wird, Verbindungsglied. Die Hauptfrage stellt das Stück von V 18 bis zum Ende des siebenten Buches, ein Stück, das man den Philosophenstaat nennen kann oder der Kürze halber (wiederum nach Platos Anleitung 527 C) die Callipolis. Dieser Teil ist es, in dem sich das Problem der Republik gleichsam konzentriert. Wer Paradigma und Callipolis nicht aufs schärfste scheidet, wer beide miteinander verbindet, etwa, indem er (wie leider selbst Rohde) in diesen Büchern die Krönung des ersten Idealstaates sieht, mit dessen ἄρχοντες sie sich speziell beschäftigten, der hat sich von vornherein den Weg verschüttet, der aus diesem Rätseldickicht herausführt. Die Callipolis ist kein Abschlufs des Para-

digmas, sie steht vielmehr bis zu einem gewissen Grade parallel zu diesem. Den Aufschlufs giebt das ihre Einführung vermittelnde Kapitel V 17. Hier wird an Socrates die Frage gerichtet, ob der paradigmatische Staat verwirklichungsfähig sei; er soll darthun, *ὡς δυνατὸν καὶ ᾗ δυνατόν* (471 E). Da erinnert er an den Zweck, um deswillen allein von ihm dies Idealbild (472 D) entworfen sei: die *παραδείγματος ἕνεκα δικαιοσύνη αὐτὸ οἷόν ἐστι* und den *ἀνὴρ τελέως δίκαιος* aufzufinden, *οὐ τούτου ἕνεκα, ἵν' ἀποδείξωμεν ὡς δυνατὰ ταῦτα γίγνεσθαι.* Es liege in der Natur der Dinge *πρᾶξιν λέξεως ἧττον ἀληθείας ἐφάπτεσθαι.* Und er fragt weiter: *ἀγαπήσομεν, ἐὰν ὅτι ἐγγύτατα*[1]) *αὐτῆς ᾖ καὶ πλεῖστα τῶν ἄλλων ἐκείνης μετέχῃ;* Also der dem Idealparadigma am nächsten kommende Staat ist die Callipolis, und das giebt unweigerlich die scharfe Unterscheidung: die Callipolis ist ein von Plato für verwirklichungsfähig[2]) gehaltenes Parallelbild zum Paradigma, welch letzteres er (mindestens zu der Zeit, als er es einarbeitete) nicht für verwirklichungsfähig[3]) hielt. Die Verwirklichung der Callipolis liegt im Königtum der Philosophie. Dieses ist das eigentliche Thema des ganzen Stückes und nicht nur nach der weltberühmten Stelle gleich zu Beginn des Ganzen V 18, 473 C/D: *ἐὰν μὴ ἢ οἱ φιλόσοφοι βασιλεύσωσιν ἐν ταῖς πόλεσιν ἢ οἱ βασιλεῖς τε νῦν λεγόμενοι καὶ δυνάσται φιλοσοφήσωσι γνησίως τε καὶ ἱκανῶς, καὶ τοῦτο εἰς ταὐτόν ξυμπέσῃ, δύναμίς τε πολιτικὴ καὶ φιλοσοφία, τῶν δὲ νῦν πορευομένων χωρὶς ἐφ' ἑκάτερον αἱ πολλαὶ φύσεις ἐξ ἀνάγκης ἀποκλεισθῶσιν, οὐκ ἔστι κακῶν παῦλα, ὦ φίλε Γλαύκων, ταῖς πόλεσι, δοκῶ δ' οὐδὲ τῷ ἀνθρωπίνῳ γένει, οὐδὲ αὕτη ἡ πολιτεία* (das Paradigma) *μή ποτε πρότερον φυῇ τε εἰς τὸ δυνατὸν* (die Callipolis) *καὶ φῶς ἡλίου ἴδῃ, ἣν νῦν λόγῳ διεληλύθαμεν.* Auch VI 12, 499 B C und 13, 501 E kehrt dies Leitmotiv wieder. Desgleichen wird Anfang des achten Buches die Callipolis in dieser Weise zusammenfassend gekennzeichnet.

Die Ausführung gestaltet sich so, dafs nach einer Apologie der von der Philodoxie geschiedenen Philosophie (V 19—VI 10) die Bedingungen der Verwirklichung näher ins Auge gefafst werden: hierbei bildet, und zwar unter voller Entfaltung der Ideenlehre, die auf die Idee des Guten als höchstes Erkenntnisziel eingestellte und von der Dialektik gekrönte *παιδεία* des Philosophen das Haupt- und Kernstück des Ganzen. Dieses Stück, welches der mehr elementaren *παιδεία* des Paradigmas gleichsam einen höheren Unterrichtskurs zur Seite stellt, ist eben deswegen besonders geeignet, das vorhin festgestellte Verhältnis zwischen beiden in der von uns bekämpften Weise zu verdunkeln.

Natürlich fehlt es auch in diesem Teile nicht an einzelnen Beziehungen

[1]) Vgl. VI 498 E und 501 C.

[2]) *Ἑνὸς μεταβαλόντος, οὐ μέντοι σμικροῦ γε οὐδὲ ῥᾳδίου, δυνατοῦ δέ* (473 C). Vgl. ferner 502 B C; 504 B ff.; 520 D; 521 C; 534 C; 536 A/B; 540 D; 541 A; auch 499 D (*οὐ γὰρ ἀδύνατος γενέσθαι, οὐδ' ἡμεῖς ἀδύνατα λέγομεν*). Vielfach ist in der Callipolis von Staaten in der Mehrzahl die Rede, wo sie sich verwirklichen könnte: das Paradigma dagegen ist seiner Natur nach einzigartig.

[3]) Da das Paradigma als *λόγῳ γιγνομένη πόλις* eingeführt wurde, fehlt es natürlich nicht an Wendungen, die nach Realisierung klingen: 378 E/379 A; 420 B; 450 C; 453 B; 457 D ff. Aufser auf Kap. V 17 achte man aber auch auf 415 C/D und 458 A.

sowohl zu dem Grundplan wie zum Paradigma. Sie können aber die Annahme ehemaliger Selbständigkeit des Stückes um so weniger hemmen, als bei einigen von ihnen das Motiv, eine äufserliche Angleichung herzustellen, allzudeutlich sich verrät.[1]) Vor allem aber erwäge man folgendes. Die genetische Differenzierung, die dem Paradigma zu eigen war, spielt in der Callipolis keine Rolle. Ihre *φύλακες* sind nicht aus dem kriegerischen Bedürfnis des Staates abzuleiten. Dem Ausdruck selbst fehlt hier sozusagen das spezifische Gepräge.[2]) Es fehlt der Kommunismus als ein grundlegendes Moment. Ebensowenig ist die ethisch-psychologische Spekulation, die wir der Redaktionszeit zuweisen mufsten, mafsgebend für die Fundamente dieses Baues gewesen.[3]) Was aber die Hauptsache ist und wodurch die Callipolis zu einer durchaus abgeschlossenen Eigenart gelangt, das ist ihre monarchische Tendenz. Diese Staatstheorie steht, wie schon ihr oben erwähntes Grundthema besagt, unter dem Zeichen der *βασιλεία*, ihre *πολιτική* ist *βασιλική*. Das ist so unverkennbar, dafs die Einführung dieses Stückes wohl die einzige schwerere Gewaltsamkeit nach sich zog, die selbst Platos kunstvolle und erfinderische Verbindungsarbeit nicht umgehen konnte. Wer sich bis zum Schlusse des vierten Buches durchgearbeitet hat, der wird, nachdem er sich durchweg auf dem Boden einer Aristokratie bewegt hat, nicht wenig erstaunt sein, an der Stelle, wo die Fäden für die Fortsetzung der Hauptuntersuchung (in Buch VIII—X) geknüpft werden, ganz unvermittelt die folgende Erklärung zu lesen (445 D): *εἷς μὲν οὗτος, ὃν ἡμεῖς διεληλύθαμεν, πολιτείας εἴη ἂν τρόπος* (das Paradigma), *ἐπονομασθείη δ' ἂν καὶ διχῇ· ἐγγενομένου μὲν γὰρ ἀνδρὸς ἑνὸς ἐν τοῖς ἄρχουσι διαφέροντος βασιλεία ἂν κληθείη, πλειόνων δὲ ἀριστοκρατία*, und damit fertig. Denn: *οὔτε γὰρ ἂν πλείους οὔτε εἷς ἐγγενόμενος κινήσειεν ἂν τῶν ἀξίων λόγου νόμων τῆς πόλεως, τροφῇ τε καὶ παιδείᾳ χρησάμενος ᾗ διήλθομεν.* Das heifst denn doch eine wichtige Unterscheidung kurzer Hand vom Zaune brechen. Diese Gewaltsamkeit[4]) ermöglicht aber freilich, ohne Diskussionen die Callipolis als den zweitbesten Staat in das Gefüge einzuführen, wie denn auch an ihrem Schlusse (540 D) auf die eben ausgehobene Stelle zurückgedeutet wird: *ξυγχωρεῖτε περὶ τῆς πόλεώς τε καὶ πολιτείας μὴ παντάπασιν ἡμᾶς εὐχὰς εἰρηκέναι, ἀλλὰ χαλεπὰ μέν, δυνατά δέ πῃ, καὶ οὐκ ἄλλῃ ἢ εἴρηται, ὅταν οἱ ὡς ἀληθῶς φιλόσοφοι δυνάσται, ἢ πλείους ἢ εἷς, ἐν πόλει γενόμενοι τῶν μὲν νῦν τιμῶν καταφρονήσωσιν* u. s. w. In der That ist

[1]) So sind 540 C ganz leichthin neben die *ἄρχοντες* die *ἄρχουσαι* gestellt. Man beachte auch, wie flüchtig bei den einzelnen Disciplinen der *παιδεία* mit Rücksicht auf die *φύλακες* des Paradigmas das kriegerische Moment bedacht ist (521 D; 522 C; 525 B; 526 D/E; 527 C; 527 D), eine Beziehung, die dann VII 12 und 13 ff. ganz aufgegeben wird. Ein Beispiel für eine etwas markiertere Rückbeziehung ist 535 A (vgl. III 412 B ff.). Charakteristisch ist, dafs bei der Rückbeziehung VII 519 E auf IV 1 ein Quid pro quo unterläuft: Glauco ist mit Adimantus verwechselt; vgl. Hirmer S. 639.

[2]) Vgl. z. B. 504 C; 484 B; 485 A; 540 B.

[3]) Ein deutlicher Hinweis darauf steht allerdings 504 A, kann aber recht wohl bei der Redaktion eingelegt sein.

[4]) Sie zeigt sich auch darin, dafs in der Callipolis die ebengenannte *τροφή* und *παιδεία* des Paradigmas recht im Hintergrunde bleibt.

für die Callipolis dieser Standpunkt, von welchem aus unter der Herrschaft der reinen Intelligenz die Unterscheidung zwischen Aristokratie und Monarchie bedeutungslos wird, durchweg mafsgebend. Die Verfassungsfragen bleiben in der Schwebe, aber eine Tendenz zur Monarchie ist, wie gesagt, ganz unverkennbar. VI 502 B: *ἀλλὰ μὴν εἷς ἱκανὸς γενόμενος, πόλιν ἔχων πειθομένην, πάντ' ἐπιτελέσαι τὰ νῦν ἀπιστούμενα.* VII 525 B: *ὁ ἡμέτερος φύλαξ.* Am schärfsten aber macht sich der königliche Charakter des Philosophenherrschertums geltend in der Gegenüberstellung desselben mit der Tyrannis: *τυραννουμένη πόλις πρὸς βασιλευομένην, οἵαν τὸ πρῶτον διήλθομεν* (IX 576 D); vgl. auch 576 E; 587 B und CE; 597 E.

Diese Gegenüberstellung enthält nun wohl auch den Grund, um deswillen hauptsächlich Plato, selbst um den Preis einer gewissen Gewaltsamkeit, die ursprünglich selbständige Callipolis an der Stelle, die sie jetzt einnimmt, einfügte. Man darf wohl sagen, die zunächst gegebene Fortführung aus der reinen *δικαιοσύνη* in das *ὅμοιον δικαιοσύνῃ* ist zwar unanfechtbar, sie wäre aber für den Gang der Hauptuntersuchung für sich allein denn doch von praktisch zu geringer Bedeutung, um die Ausführung dieses *ὅμοιον* zu solchem Umfange anschwellen zu lassen. Betrachtet man dagegen die Republik als Ganzes, so erkennt man, dafs diese Einordnung eine symmetrisch schöne, man ist versucht zu sagen eine architektonische, das Gleichgewicht herstellende Verteilung der Massen herbeigeführt hat, insofern den in den Büchern VIII und IX zu unverhältnismäfsiger Selbständigkeit sich auswachsenden Schilderungen der Tyrannis und des Tyrannen ein Gegenstück gegeben war, wie es das Paradigma nie hätte bieten können. Die Wirkung ist um so gröfser, als dieser grofse Gegensatz zwischen Philosoph und Tyrann eine ganze Fülle von Platos persönlichsten Lebenserfahrungen widerspiegelt, worin denn schliefslich das letzte und subjektivste Motiv für die Wahl der Anordnung zu erblicken nicht zu kühn sein dürfte.

Die Callipolis ist nun aber noch deshalb von einer ganz besonderen Wichtigkeit, weil sie datierbar ist. Und hier thun wir einen folgenreichen Schritt. Der siebente Platonische Brief setzt, wie neuerdings Blafs[1]) mit Recht hervorhebt, die Callipolis vor die erste sizilische Reise Platos. 326 A: *λέγειν* (es auszusprechen!) *τε ἠναγκάσθην ἐπαινῶν τὴν ὀρθὴν φιλοσοφίαν, ὡς ἐκ ταύτης ἐστὶ τά τε πολιτικὰ δίκαια καὶ τὰ τῶν ἰδιωτῶν πάντα κατιδεῖν. κακῶν οὖν οὐ λήξειν τὰ ἀνθρώπινα γένη, πρὶν ἂν ἢ τὸ τῶν φιλοσοφούντων ὀρθῶς γε καὶ ἀληθῶς γένος εἰς ἀρχὰς ἔλθῃ τὰς πολιτικὰς ἢ τὸ τῶν δυναστευόντων ἐν ταῖς πόλεσιν ἔκ τινος μοίρας θείας*[2]) *ὄντως φιλοσοφήσῃ.*[3]) — *Ταύτην δὴ τὴν διάνοιαν ἔχων εἰς Ἰταλίαν τε καὶ Σικελίαν ἦλθον, ὅτε πρῶτον ἀφικόμην (σχεδὸν ἔτη τετταράκοντα γεγονώς*, nach 324 A). Dies besagt nicht mehr und nicht weniger, als dafs die Callipolis um 390 geschrieben war.

Wir haben dabei nicht nötig, die Frage von neuem aufzurollen, ob der Verfasser des Briefes Plato selbst ist oder nicht. Man mag, wie ich es auch

---

[1]) Att. Bereds. III² 2, 386. [2]) Vgl. VI 12, 499 B/C. [3]) Vgl. auch Ep. VII 328 A B/C.

thue, über die Ursprünglichkeit skeptischer denken als das Blafs und Reinhold[1]) thun: dafs der siebente Brief mit dem Zweifel an Platos Urheberschaft als Zeugnis längst nicht beseitigt ist, dafs er den thatsächlichen Vorgängen gegenüber, mit denen er sich beschäftigt, eine zwar nicht objektive, aber doch eine auf Kenntnis der Thatsachen gegründete Haltung zeigt, dafs insonderheit die Angabe über die Callipolis, wäre sie erfunden, irgend welchen tendenziösen Zweck nicht erkennen läfst, während anderseits die Entwickelung von Platos politischem Bekenntnis, innerhalb deren diese Angabe steht (324 B—326 B), um ihrer psychologischen Folgerichtigkeit und inneren Glaubwürdigkeit willen eine geradezu vorzügliche genannt werden darf: das alles mufs als schwer ins Gewicht fallend zugestanden werden. Wer den Ansatz des Briefes verwirft, der mufs unabhängig von der Frage der Echtheit nachweisen können, dafs dieser Ansatz falsch ist. Das dürfte aber um so schwerer gelingen, als sich im Gegenteil vieles in der Callipolis ohne weiteres in diesen Ansatz fügt.

Einen breiten Raum nimmt die mit der Verteidigung der Philosophie zusammenhängende Polemik ein, die öfter durchbricht, auch abgesehen von dem ihr ganz gewidmeten ersten Teile; vgl. noch gegen Ende des Ganzen, 536 C: *λέγων γὰρ ἅμα ἔβλεψα πρὸς φιλοσοφίαν καὶ ἰδὼν προπεπηλακισμένην ἀναξίως ἀγανακτήσας μοι δοκῶ καὶ ὥσπερ θυμωθεὶς τοῖς αἰτίοις σπουδαιότερον εἰπεῖν ἃ εἶπον.* Wer unbefangen vergleicht, wird das Pathos, mit welchem in der Callipolis über die Philosophie als Lebensführerin und Hüterin der höchsten Normen gesprochen wird, von einer ähnlichen Gröfse und Empfundenheit, wenn auch nicht so düster finden wie das des Gorgias.[2]) Doch das ist Gefühlssache. Fafst man aber die Polemik im einzelnen schärfer ins Auge, so erkennt man namentlich drei Arten von Beziehungen.

1) Es giebt Zöglinge der Philosophie, welche sich im Leben als *πονηροί* erwiesen haben (hauptsächlich VI 5—10). Hier findet sich im Zusammenhang mit der tiefgedachten, wahren und ergreifenden Erklärung des Herabsinkens der edleren Naturen von ihrer Höhe jene oft besprochene Stelle 494 B ff., die ganz ersichtlich auf Alcibiades geht. Damit bestimmt Plato seine Stellung zu diesem in der Parteien Hafs und Gunst schwankenden Charakterbilde. Man lese Ivo Bruns' Ausführungen über den Alcibiadeskult in Athen (Litt. Porträt 509 ff.), um sich zu überzeugen, wie trefflich das zur Ansetzung der Callipolis noch in den neunziger Jahren pafst. Wiederum bietet das Gegenstück der Gorgias, wo das schroffe Wort steht: *ἐρῶντε δύο ὄντε δυοῖν ἑκάτερος, ἐγὼ μὲν Ἀλκιβιάδου τε τοῦ Κλεινίου καὶ φιλοσοφίας, σὺ δὲ τοῦ τε Ἀθηναίων δήμου καὶ τοῦ Πυριλάμπους* (481 D). Im ganzen zeigt

---

[1]) Vgl. H. Reinhold, De Platonis epistulis, Quedlinb. 1886.

[2]) Gorgias fahre ich auch nach den Ausführungen Gerckes (in der Einleitung zu Sauppes Ausgabe) fort, in unmittelbare Nähe von Socrates' Tod zu setzen. Das 'Lehren im Winkel' (485 D) geht auf das Philosophenloos ganz allgemein, nicht auf eine Lehrthätigkeit Platos. Die Voraussetzung ist übrigens auch bei Gercke eine längere Dauer unselbständiger Socratik bei Plato. So hängt die Sache wiederum am Phaedrusproblem. Vgl. auch v. Wilamowitz, Ar. u. Ath. I 183.

dabei die Callipolis dieselbe Abmilderung gegenüber der Schroffheit des Gorgias, wie schon der Meno in den Urteilen über die Gröfsen der demokratischen Geschichte. Innerlich ist aber keine Konzession gemacht. Sowie die Würde und das Herrscheramt ins Spiel kommt, redet in der Callipolis derselbe hochgespannte und stolz ablehnende Idealismus wie dort. Spricht doch auch den Grundgedanken der Callipolis Socrates schon im Gorgias so aus (521 D): *οἶμαι μετ' ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἴπω μόνος, ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν.* Und ähnlich im Meno 100 A.

2) Die zweite Abwehr richtet sich gegen die Unwürdigen unter den Philosophen selbst. Dabei fallen Ausdrücke, die dafür sprechen, dafs der Meister noch keinen anerkannten Nachfolger gefunden hat, dafs Unberufene ihr Wesen treiben, und es werden diese für den Kenner Platonischer Polemik deutlich genug gekennzeichnet. Es weist, meine ich, alles auf die Zeit nach Socrates' Tode und vor Platos eigener Schulgründung. Bemühungen um eine solche, ja Anfänge dazu mögen wirklich in diese Zeit fallen, da die Polemik recht oft nach Konkurrenz aussieht gegen die *ἔξωθεν οὐ προσῆκον ἐπεισκεκωμακότας* (500 B). Auch folgt die Annahme vielleicht aus einer Stelle des wohl auf 464/3 anzusetzenden zweiten Briefes, worin 314 B die Rede ist von *οὐκ ἐλάττω τριάκοντα ἐτῶν ἀκηκοότες*, was also genau auf 394/3 führen würde. Doch nun zu den Einzelheiten.

Die Philosophie ist *ὥσπερ ὀρφανή.* Was hat die Ärmste erleben müssen! *Ξυγγενῶν ἄλλοι ἐπεισελθόντες ἀνάξιοι ᾔσχυνάν τε καὶ ὀνείδη περιῆψαν.* Und weiter: *καθορῶντες γὰρ ἄλλοι ἀνθρωπίσκοι κενὴν* (!) *τὴν χώραν ταύτην γιγνομένην, καλῶν δὲ ὀνομάτων καὶ προσχημάτων μεστήν, ὥσπερ οἱ ἐκ τῶν εἱργμῶν εἰς τὰ ἱερὰ ἀποδιδράσκοντες, ἄσμενοι καὶ οὗτοι ἐκ τῶν τεχνῶν ἐκπηδῶσιν εἰς τὴν φιλοσοφίαν, οἳ ἂν κομψότατοι ὄντες τυγχάνωσι περὶ τὸ αὑτῶν τεχνίον* u. s. w. 495 C ff., besonders E, wo das so meisterliche wie beleidigende Gleichnis steht von dem kleinen glatzköpfigen Schmied, der, reich geworden und kaum der Unfreiheit entronnen, frisch gewaschen und angezogen sich erdreistet aufzutreten als Bräutigam der Tochter seines Herrn, *διὰ πενίαν καὶ ἐρημίαν.* Auf Antisthenes und seinen Lehrkurs im Cynosarges gehen ersichtlich die mehrfachen Sticheleien auf die Bastarde der Philosophie: *οὐ γὰρ νόθους ἔδει ἅπτεσθαι, ἀλλὰ γνησίους* 535 C; vgl. 536 A; 537 E. Da lesen wir Warnungen vor der cynischen Lehre *παραχάραττε τὸν νόμον* (538 C ff.), vor der falschen Dialektik und Elenktik (537 E ff). Wahllos sind die Konkurrenten in der Aufnahme der Schüler (539 D), ihr Erfolg ist der von *κόλακες*: 537 E ff.; 538 B. Andere Vorwürfe mögen gegen Aristipp gemünzt sein. Doch wir können hier keine erschöpfende Zusammenstellung versuchen, auch steht die Polemik gegen Antisthenes offenbar im Vordergrund, zeitlich nahezu zusammenfallend mit dem Angriffe der Isocrateischen Sophistenrede. Was aber vor allem zu beachten ist: dafs Platos *πολιτική* hier im Zeichen der *βασιλεία* steht, erhält eine ganz besondere Bedeutung, wenn man die cynische Staatstheorie in Vergleich zieht; vgl. Kaerst, Studien z. Entw. und theor. Begründung d. Monarchie im Altertum (München 1898) S. 30 ff. Wir weisen hier nur noch auf eine zeitgeschichtliche Beziehung anderer Art hin, 496 B. Da steckt gewifs eine freundliche Erinnerung

an Euclid und an den Aufenthalt in Megara: ἢ ἐν σμικρᾷ πόλει ὅταν μεγάλη ψυχὴ φυῇ καὶ ἀτιμάσασα τὰ τῆς πόλεως ὑπερίδῃ. Wie entsprechend der Sanftmut des Euclid scheint dies ὑπερίδῃ. Auf Euclid und Antisthenes einerseits und Aristipp anderseits bezieht man wohl am besten (mit Campbell III 301) die Auseinandersetzungen mit solchen, die in der φρόνησις und solchen, die das höchste Gut in der ἡδονή suchen (505 B ff.); gewifs richtiger als Zeller (II[4] 1, 708), der Philebus herbeizieht.

3) Auch das Verhältnis zu Isocrates scheint in der Callipolis als ein solches erkennbar, wie es derjenige erwarten wird, der sich nicht entschliefsen mag, bezüglich der Sophistenrede und des Euthydem von der Spengelschen Grundlegung abzugehen, wobei noch im Vorbeigehen (aber nicht, weil es unwichtig wäre) daran erinnert sei, dafs gerade in dem zeitlich der Callipolis gewifs sehr nahen (in die Zeit etwa der Schulgründung fallenden) Euthydem in ausführlicher Darlegung ἡ πολιτικὴ καὶ ἡ βασιλικὴ τέχνη als die höchste Krone erscheint: σοφοὺς ποιεῖ τοὺς ἀνθρώπους καὶ ἀγαθούς (291 B ff.). Nun hat die Abweisung des Isocrates im Euthydem trotz aller Schärfe immer noch etwas wie einen milden Nachklang aus den Zeiten des Vaticinium im Phaedrus: συγγιγνώσκειν μὲν οὖν αὐτοῖς χρὴ τῆς ἐπιθυμίας καὶ μὴ χαλεπαίνειν, ἡγεῖσθαι μέντοι τοιούτους εἶναι οἷοί εἰσι (306 C). In der Callipolis sind die ersichtlich nach dieser Seite hin gerichteten Wendungen noch um vieles milder. 476D/E: τί οὖν, ἐὰν ἡμῖν χαλεπαίνῃ οὗτος, ὅν φαμεν δοξάζειν ἀλλ' οὐ γιγνώσκειν, καὶ ἀμφισβητῇ ὡς οὐκ ἀληθῆ λέγομεν; ἕξομέν τι παραμυθεῖσθαι αὐτὸν καὶ πείθειν ἠρέμα, ἐπικρυπτόμενοι ὅτι οὐχ ὑγιαίνει; Vgl. (478 E bis) 480 A: μὴ οὖν τι πλημμελήσομεν φιλοδόξους καλοῦντες αὐτοὺς (die Kompromifsler, ἀμφοτέρων μετέχοντας) μᾶλλον ἢ φιλοσόφους, καὶ ἄρα ἡμῖν σφόδρα χαλεπανοῦσιν, ἂν οὕτω λέγωμεν; Οὔκ, ἄν γ' ἐμοὶ πείθωνται, ἔφη· τῷ γὰρ ἀληθεῖ χαλεπαίνειν οὐ θέμις. Es ist, glaube ich, alles wohl verständlich, wenn man annimmt, dafs zunächst eine mündliche Auseinandersetzung in der Zeit kurz vor Veröffentlichung der Sophistenrede die innere Entzweiung beider Männer herbeiführte; nach der Veröffentlichung begann, zunächst noch etwas gedämpft, die schärfere Tonart.

Zu der hier vorausgesetzten Zeit pafst aber auch die oft durchblickende Stimmung des Verfassers, wie sie im Briefe geschildert ist: τοῦ μὲν σκοπεῖν μὴ ἀποστῆναι, πῇ ποτε ἄμεινον ἂν γίγνοιτο περί τε αὐτὰ ταῦτα καὶ δὴ καὶ περὶ τὴν πᾶσαν πολιτείαν, τοῦ δὲ πράττειν αὖ περιμένειν ἀεὶ καιρούς, bis er endlich verzweifelnd am Staatswesen seiner Zeit die Forderung des Callipolisbuches hingestellt hat. Mehrfach klingt trotz aller Weltflucht (517 C ff., erinnernd an Gorg. 484 C ff.) ein sehnsüchtiges Verlangen aus den Worten nach Bethätigung der eigenen, vollempfundenen Kraft, welcher der θεωρητικὸς βίος trotz schöner Worte nicht genügen wollte (519 C), der heifse Wunsch μὴ μόνον ἑαυτὸν πλάττειν (500 D). Suchend schweift der Blick umher, in die Ferne hinaus. Man meint mitunter, es locke ihn manchmal schon ein bestimmtes Ziel, es spännen sich schon Fäden hinüber nach der Stadt seiner Hoffnungen und seiner Enttäuschungen; vgl. Stellen wie 497 A; 499 B ff.; 520 B/C.

Beziehungen zu zeitlich nahen andern Dialogen sind schon gelegentlich er-

wähnt. Hier sei nur noch hingewiesen auf die Mathematik in der *παιδεία* der Callipolis: sie weist, denke ich, die Nähe des Meno nicht zurück. Das *ζητεῖν ἐξ ὑποθέσεων* haben wir VI, 20, 510 B ff. (vgl. 533 C). Doch wer könnte alle die Fäden sofort verfolgen, die sich nunmehr anknüpfen. Es kann uns entfernt nicht beikommen, hier schon auch nur die wichtigsten Folgerungen zu ziehen, die sich aus der veränderten Sachlage ergeben.[1]) Vor allem kommt es uns jetzt darauf an, dafs diese veränderte Sachlage auch dem vielgequälten Phaedrusproblem zu gute kommt. Wie stellt sich die Frage jetzt, wo wir bereits für das Ende der neunziger Jahre die Ideenlehre der Callipolis und die Dialektik als das *τέλος*[2]) ihrer philosophischen Erziehung (534 E) zur Verfügung haben? Doch soll sich mit dem Phaedrus der nächste Abschnitt beschäftigen. Wir schliefsen hier noch kurz zusammenfassend an, was sich nach unserer Ansicht bis jetzt von dem Gefüge der Republik deutlicher erkennen läfst.

Zum ersten Buche, bei welchem die Frage ist, ob es, ursprünglich selbständig, auch etwa in die neunziger Jahre gehört, wüfste ich nichts Neues zu sagen. Wie sehr es inhaltlich mit Gorgias und Meno sich berührt, ist bekannt, mit letzterem namentlich auch in der Scheidung der philosophischen und der instinktiven Moral, die Plato hier in einer ethologisch köstlichen Weise in den Mitgliedern der weltklugen Metoekenfamilie von ihrer guten Seite zur Darstellung bringt. Mit dem Meno verbindet das erste Buch auch ein gemeinsamer Anachronismus.[3]) Hierzu kommt die Sprachstatistik als Hilfsinstanz: die Affinitätsziffer ist nahezu dieselbe wie im Meno, was freilich auch der spezifisch Socratische Charakter[4]) des Stückes zu erklären vermöchte, was aber beim Zusammentreffen mit andern Indizien unsern zeitlichen Ansatz natürlich eher begünstigt als widerrät. Bei der verhältnismäfsig geringen Bedeutung des ersten Buches für den Gesamtorganismus des Werkes, dessen Grundplan erst die 'Aporien' zu Anfang des zweiten Buches festlegen, ist es wohl glaublich, dafs hauptsächlich die dialogische Einkleidung des Stückes für Plato das Motiv war, sich später desselben als *προοίμιον* zu bedienen.[5]) Es folgt die

---

[1]) Das hindert mich auch, auf das in seiner Art sehr anregende und originelle neue Buch Pfleiderers über Socrates und Plato hier näher einzugehen. Seine Annahmen stehen und fallen mit seiner Anschauung über die Entwickelung Platos von ursprünglich realistischen Reformbestrebungen aus (Rep. A = I—V 17, sowie VIII IX) zu einem gespannten Idealismus (Rep. B = V 18 ff., sowie VI VII. X bildet, als Rep. A—B, eine Übergangsphase), schliefslich zu einem Kompromifs. Ich kann bei Plato, wenigstens in den ethisch-materiellen Dingen, nur ein beständig-gleichmäfsiges Niedersteigen aus überspannten Forderungen erblicken. Das gilt auch für das Paradigma, welches, auf Realität verzichtend, einen viel stärkeren Wirklichkeitssinn zeigt als die Callipolis mit ihren Ansprüchen auf Verwirklichung.

[2]) Und zwar *ὁ συνοπτικὸς διαλεκτικός, ὁ δὲ μὴ οὔ*, 537 C. Vgl. Phaedr. 265 D; 266 B.

[3]) Rep. I 336 A und Meno 90 A. Ein vorläufiger und allgemeiner Zweifel an den Platonischen Anachronismen bei v. Wilamowitz, Herm. XXXII 102.

[4]) Bis zu einem gewissen Grade macht selbst Lutosławski hier eine Konzession. S. 272: *It is natural that his style should alter with the alteration of aim.* S. 185 freilich zieht er aus dem Sachverhalt lieber den andern Schlufs, dafs keine Revision im stande sei, denjenigen Stilcharakter wesentlich zu ändern, auf welchem seine 'Stylometrie' beruhe.

[5]) Vgl. v. Arnim, Ind. Rostoch. 1898/99 S. 13 ff.

Callipolis (V 18—VII), über deren ursprüngliche Einkleidung wir nichts wissen. So ergeben sich auch ungezwungen des Gellius vielbesprochene *duo fere libri*, die nach ihm Plato zuerst veröffentlicht haben soll (XIV 3), wobei man noch darauf hinweisen kann, erstens dafs die Callipolis längst nicht die Ausdehnung des Gorgiasbuches hat, also sehr wohl selbständig zu denken ist, sodann, dafs in Gellius' weitere Angabe, wonach Platos Veröffentlichung Xenophons Cyropädie hervorrief, ganz abzusehen von ihrer Gewähr, doch erst rechter Sinn und Verstand kommt, wenn eins der beiden Platonischen Bücher das Königtum der Philosophie zum Thema hatte. Was die Sprachstatistik angeht, so hilft sie uns in dieser so wichtigen Sache nichts. Die Affinität ist besonders hoch (nahezu die gleiche wie im Phaedrus). Das wird zum Teil auf den spezifisch Platonischen Charakter, zum Teil auf die spätere Umarbeitung zu setzen sein.

Wann das Paradigma (II 11—IV 5 und V 1—16) anzusetzen sei, steht nicht fest. Christ (Plat. Stud. 489 ff.) hat gemeint, das Kapitel V 16 (vgl. II 375 B/C) mit seiner für Plato so ruhmreichen Mahnung zu milderer Kriegessitte im Kampfe von Griechen gegen Griechen sei hervorgerufen durch die Mifshandlung von Platää im J. 374 (vgl. Isocr. XIV 46—50). Indessen die Mahnung ist schon von Herodot an (VII 9, 2) Gemeinplatz.[1]) Polemische Anspielungen, wie III 404 D (Aristipp und Lais?) und III 405 C—409 E (auf Herodicus[2]) von Selymbria) helfen nicht weiter. Doch möchte der Platz des Stückes vor dem Phaedo sein, dessen Vertiefung in die Psychologie wohl der Anlafs ward später die psychologische Begründung des Paradigma vorzunehmen. Die Form der Einkleidung mufs mit dem jetzigen Rahmen des Timaeus und Critias irgendwie zusammengehangen haben. Die Rekapitulation im Eingang des Timaeus ist wohl verständlich, wenn man bedenkt, dafs genau zu bezeichnen war, der Timaeus knüpfe nur an das von der Gesamtrepublik gleichsam verschlungene Paradigma wieder an, dem gegenüber Critias in seiner Art dieselbe Aufgabe von neuem erfüllt wie die Callipolis (Tim. 19 B; 25 E; 26 C/D). Die sachliche Folge ist natürlich: Timaeus Paradigma Critias (vgl. Tim. 27 A).

Die Schlufsbearbeitung (II 1—10; IV 6—19; V 17; VIII—X; dazu kleinere Übergangsstücke und Einlagen) sind wir aus mannigfaltigen Gründen veranlafst etwa in die Zeit zwischen der zweiten und dritten Reise uns zu denken (365?—361). Zu den bereits vorhandenen Argumenten sei hier wenigstens noch einer Möglichkeit Erwähnung gethan. VIII 558 A ff. steht ein stark aktuell gehaltener Ausfall auf Leute, die, zum Tode oder zur Verbannung verurteilt, gleichwohl die Dreistigkeit haben zu bleiben, *καὶ ὡς οὔτε φροντίζοντος οὔτε ὁρῶντος οὐδενὸς περινοστεῖ ὥσπερ ἥρως*. Sollte das auf Callistratus gehen (Lyc. Leocr. 93)? Die Zeit scheint zu passen, doch ist die Sache zu unsicher, um ihr näher zu treten.

[1]) Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I 306. (Das Buch enthält, Gott sei's geklagt, an andern Stellen leider die Anzeichen, dafs das Verständnis für den Genius Platos Burckhardt völlig abging. Manche Bemerkungen sind geradezu unwürdig.)

[2]) Fredrich, Hippocr. Untersuchungen (1899) 220.

(Fortsetzung folgt)

CICEROS VILLEN

Von Otto Eduard Schmidt

(Schlufs)

III. DAS TUSCULANUM

'Woher ich dies und das genommen?'
Was gehts euch an, wenn es nur mein ward!
Fragt ihr, ist das Gewölb vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?
E. Geibel

Während die meisten Landsitze Ciceros abseits der grofsen Heerstrafse lagen, die der moderne Italienfahrer einzuschlagen pflegt, gehört ein Besuch der Ruinen des alten Tusculum auf dem südöstlich von Frascati ansteigenden Berge zu den fast unerläfslichen Nummern des Reiseprogramms; man geniefst dabei eins der schönsten Landschaftsbilder, die in Roms Umgebung zu haben sind — ich meine den überwältigenden Blick von dem auf der Stätte der tusculanischen Akropolis errichteten Kreuze aus über die Campagna, die ewige Stadt und das Meer — und man opfert dabei den Manen Ciceros; denn sein Tusculanum ist die berühmteste seiner Villen, ja es gilt als der Inbegriff seiner Villen überhaupt. Freilich, sowie man die Frage aufwirft, wo dieses Tusculanum gelegen habe, stöfst man auf eine alte, mit reicher Litteratur ausgestattete, aber noch immer nicht gelöste Streitfrage. Indes scheint man gegenwärtig in den Kreisen der Archäologen darüber ziemlich einig zu sein, dafs Ciceros Tusculanum nicht auf dem hinter der Villa Rufinella sanft ansteigenden Gelände zu suchen sei, das zu den Trümmern der alten Stadt Tusculum emporleitet, sondern weit rechts davon, unten in der Flur von Grottaferrata.[1])

Ich mufs leider gestehen, dafs ich nach Besichtigung des Geländes von Tusculum und dem Studium der oben angeführten Litteratur, namentlich aber unter Betonung desjenigen Materials, das uns Cicero selbst bietet, mich dieser Ansicht nicht anschliefsen kann, sondern zu der jetzt verpönten Meinung zurückkehren mufs, das Tusculanum habe auf dem von den Ruinen Tusculums nach Frascati, also nach Rom zu abfallenden Gelände gelegen.

[1]) Die ältere Ansicht des Venetianers Zuzzeri, 'Di un' antica villa scoperta sul dorso del Tuscolo', Venezia 1746, wiederaufgenommen von Nibby, 'Analisi della carta dei dintorni di Roma' T. III, sucht Ciceros Tusculanum auf dem nach Frascati und Rom zu gekehrten Abhang von Tusculum, also oberhalb der Villa Rufinella. Dagegen wendete sich

Die herrschende Ansicht geht von zwei Stellen Ciceros aus, aus denen hervorgeht, dafs sein Grundstück im Gebiete von Tusculum durch die Aqua Crabra das Wasser erhielt[1]), und beruht auf der Annahme, die Aqua Crabra sei mit dem Bache Marrana identisch, der die Niederung von Grottaferrata durchfliefst.[2]) Aber die Identität der Aqua Crabra mit der Marrana ist keineswegs gesichert. Denn obwohl noch in einer Urkunde vom J. 1028 die Marrana als *aqua capr*... erscheint[3]), so ist doch damit nicht ausgemacht, dafs der Begriff Aqua Crabra im Altertum auf diesen Bach beschränkt war; er konnte ebensogut auch andere Zweige des Wasserleitungssystems der Tusculaner bezeichnen, sowie Cicero in der zweiten Stelle aqua Tusculana für aqua Crabra sagt; ein solcher Begriff und Name kann im Laufe der Zeit seinen Umfang verengern oder erweitern, ja er kann sogar wandern. Und wenn vollends von der Marrana wegen der Niveauverhältnisse kein Wasser auf den Tusculanischen Berg hinaufkommen konnte, so hatten die Tusculaner sicherlich von den weiter ostwärts gelegenen Höhen Wasser in ihre Stadt und auf den nach Rom zu darunter liegenden Abhang geleitet, so gut heutzutage z. B. die Villa Aldobrandini in Frascati ihr herrliches Wasser vom Monte Piore bekommt. In der

---

1757 Cardoni, 'De Tusculano Ciceronis nunc Crypta ferrata adversus Zuzzeri disceptatio apologetica', und darnach Cozza-Luzi, 'Il Tusculano di Tullio Cicerone' 1866, mit der Behauptung, das Tusculanum habe auf demselben Grundstück gelegen, auf dem sich jetzt das Basilianerkloster Grottaferrata erhebt. Für die Würdigung dieser Ansicht ist es nicht unwesentlich zu wissen, dafs Cardoni Abt, Cozza-Luzi Mönch dieses Klosters gewesen ist. In ein neues Stadium trat die Streitfrage, als 1871 der berühmte Archäolog de Rossi in ruhiger Erörterung (Annali dell' Instituto XLV 207—218) die Gründe einander gegenüberstellte, die sich für einen Platz unter den Stadtmauern von Tusculum und für eine Lage des Tusculanums auf dem Territorium von Grottaferrata anführen lassen, doch so, dafs er der letzteren Annahme den Vorzug zu geben geneigt war. Ihm folgte 1879 der Franzose Maurice Albert ('Sur une villa de Tusculum', Revue archéol. XXXVIII 20—27), der auf einen zwischen der Abtei Grottaferrata und der Via Latina gelegenen Hügel (Colle delle ginestre, ungefähr 400 m über dem Meere, 70 m über der Abtei) aufmerksam machte, der eine zur Anlage einer Villa geeignete Plattform und darauf auch Ruinen von Gemächern und eine Wasserleitung aufzeigt. Überdies hat Albert den Gedanken, dafs hier Ruinen von Ciceros Tusculanum vorliegen könnten, zwar ausgesprochen, aber mangels irgend welcher Begründung nicht weiter verfolgt. Dagegen hat Lanciani (Bullettino archeol. comunale 1885 S. 192) in diesen Ruinen die Reste des Tusculanums erkennen wollen, und G. Tomassetti, gegenwärtig wohl der beste Kenner der römischen Campagna und des Albanergebirges, hat nach einer Untersuchung des Colle delle ginestre sich der Ansicht Lancianis angeschlossen und in den Vignen Antonelli und Guerrini, ganz nahe den von Albert beschriebenen Trümmern, die grofsartigen Substruktionen einer aussichtsreichen Terrasse gefunden, die er ebenfalls zum Tusculanum Ciceros zu rechnen geneigt ist (Archivio della società Rom. di storia patria 1885 S. 480). Auch hat Tomassetti die Güte gehabt, mir durch Vermittelung des Herrn Prof. Cantarelli in Rom eine italienische Generalstabskarte zu übersenden, auf der er seine Entdeckungen eingezeichnet hat.

[1]) De leg. agrar. III 9: *Ego Tusculanis pro aqua Crabra vectigal pendam, quia mancipio fundum accepi; si a Sulla mihi datus esset, Rulli lege non penderem*; Pro Balbo 45: *si nos de aqua nostra Tusculana M. Tagionem potius quam C. Aquilium consulebamus.*

[2]) de Rossi a. a. O. S. 209.

[3]) Coppi, Mem. Colonnesi S. 17: .. *in rivo qui aqua capr... dicitur balle marciana.*

That sind auf dem nach Tusculum zu gewendeten Abhang des Mons Albanus die Spuren einer Aqua Augusta entdeckt worden, über deren Verhältnis zur Crabra keineswegs Klarheit besteht.[1]) Es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, dafs Tusculum selbst und die darunter liegenden Villen von der Aqua Crabra bewässert wurden und dafs etwa ein Zweig dieser grofsen Leitung, der in den heute Marrana genannten Bach mündete, diesem Bache schon im Altertum oder auch erst im Mittelalter den Namen Crabra verschaffte. Diese oder eine ähnliche Annahme wird auch noch von anderer Seite empfohlen. Frontin berichtet, Agrippa habe bei der Versorgung der Hauptstadt mit Wasser die Crabra nicht angetastet, sondern diese den Villenbesitzern gelassen, da alle Villen dieses Geländes abwechselnd tageweise nach einem bestimmten Mafse von ihr das Wasser erhielten.[2]) Nun sagt aber Strabo ausdrücklich, dafs die meisten und vornehmsten tusculanischen Villen auf dem nach Rom zu gekehrten sanften, fruchtbaren und wohlbewässerten Abhang des Berges gelegen hätten[3]), also mufs doch die Crabra in erster Linie diese und nicht die unten an der Via Latina bei Grottaferrata gelegenen Villen mit Wasser versorgt haben. Für meine Ansicht aber sprechen noch folgende Argumente: 1) Wer heute die Wahl hätte, sich eine Villa zu bauen entweder an dem Abhange zwischen Tusculum und Frascati-Camaldoli oder in der Umgebung von Grottaferrata, würde wohl nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, dafs er der ersteren Lage, die einen viel umfassenderen Blick bietet und die Campagna mit der ewigen Stadt sozusagen zu ihren Füfsen hat, den Vorzug geben würde. Der Vorbesitzer und Erbauer des Tusculanums Ciceros war aber kein geringerer als der verwöhnte Genufsmensch Cornelius Sulla. Als er sich im Gelände von Tusculum etwa zur Zeit des Marsischen Krieges anbaute[4]), hatte er sicherlich noch die Auswahl unter den Bauplätzen, und er wählte gewifs die Seite des Abhangs, die uns und auch dem Altertum (vgl. Strabo a. a. O.) als die von der Natur bevorzugte galt und gilt. 2) Cicero selbst bewies bei der Auswahl seiner Landhäuser einen scharfen Blick und machte an ihre Lage die höchsten Ansprüche[5]);

---

[1]) de Rossi a. a. O. S. 176.

[2]) Frontinus, De aquis urbis Romae cap. 9: *Praeter caput Iuliae* (sc. *aquae*) *transfluit aqua, quae vocatur Crabra. Hanc Agrippa omisit, seu quia improbaverat, sive quia Tusculanis possessoribus relinquendam credebat; ea namque est, quam omnes villae tractus eius per vicem in dies modulosque certos dispensatam accipiunt.*

[3]) Strab. V 12: *Ἐπὶ ταύτης δὴ τὸ Τοῦσκλον ἵδρυται, πόλις οὐ φαύλως κατεσκευασμένη· κεκόσμηται δὲ ταῖς κύκλῳ φυτείαις καὶ οἰκοδομίαις καὶ μάλιστα ταῖς ὑποπιπτούσαις ἐπὶ τὸ κατὰ τὴν Ῥώμην μέρος. Τὸ γὰρ Τούσκουλον ἐνταῦθά ἐστι λόφος εὔγεως καὶ εὔυδρος, κορυφούμενος ἠρέμα πολλαχοῦ καὶ δεχόμενος βασιλείων κατασκευὰς ἐκπρεπεστάτας.* Diese ganze Beschreibung pafst einzig und allein auf die nach Frascati-Camaldoli zu gekehrte Seite des tusculanischen Berges; die Abhänge nach Grottaferrata zu sind steil und dürr.

[4]) Plin., Natur. historia XXII 6: *Scripsit Sulla dictator ab exercitu se quoque donatum graminea apud Nolam legatum bello Marsico; idque etiam in villa sua Tusculana, quae fuit postea Ciceronis, pinxit.*

[5]) Vgl. S. 495.

war doch auch sein städtisches Haus auf dem schönsten und weihevollsten Platze von Rom, auf dem Palatinus gelegen, der späterhin gewürdigt wurde, die domus Augusti zu tragen: sollte er sich also bei der Wahl seines Suburbanums mit einer Lage zweiten Ranges begnügt haben? An Tusculum rühmt er vor allem, dafs es *loco salubri et propinquo* gelegen sei.[1]) 3) Horaz spricht von einer 'weifs schimmernden Villa auf Tusculums Höhe', ein Beweis dafür, dafs die bevorzugten tusculanischen Villen dort oben lagen, und ein Scholiast bemerkt nach dem Zeugnisse des Cruquius erläuternd dazu: *Tusculi superni, hoc est in monte siti, ad cuius latera superiora Cicero suam villam habebat Tusculanam.*[2]) 4) Das einzige Stück der Habe Ciceros, das seinen Namen trägt, ein Ziegelstein mit der Aufschrift M. TVLI in Buchstaben seiner Zeit, jetzt im Museo Kircheriano zu Rom, den auch de Rossi für einen unantastbaren Zeugen erklärt, ist oben an den Ruinen von Tusculum gefunden worden.[3]) 5) Endlich sagt Cicero selbst, um zu erklären, warum er im Dez. 50, als der Bürgerkrieg vor der Thür stand, nicht das Tusculanum aufsuche: 'Weil es den Reisenden vom Wege abliegt und auch in anderer Hinsicht schwer zu gebrauchen ist.'[4]) Worauf sollen sich denn diese Worte anders beziehen, als auf die hohe Lage der Villa, an der keine der grofsen Strafsen vorüberführte, auf der also Cicero vermutlich keine Besuche der auf den Hauptstrafsen hin- und herreisenden Persönlichkeiten erwarten konnte, an denen ihm zur Information über die innere Lage so viel gelegen war. Diese eine Stelle schon läfst Lancianis und Tomassettis Annahme, das Tusculanum habe auf dem Colle delle ginestre bei Grottaferrata, also dicht an der Via Latina gelegen, ohne weiteres als unhaltbar erscheinen und macht die ältere Annahme für mich zur Gewifsheit.

Genauer vermögen wir den Ort, wo das Tusculanum lag, zur Zeit nicht zu bestimmen. Eine moderne Tradition bezeichnet als Scuola di Cicerone die Reste von amphitheatralisch aufsteigenden Sitzbänken, die in einer Thalmulde an einem in der Richtung auf Villa Falconieri abfliefsenden Wasser gelegen sind (Taf. II Nr. 1). Die Archäologen sehen freilich in diesen Ruinen die Reste des Amphitheaters von Tusculum. Mir ist diese Auffassung bei Betrachtung der Ruinen und des Geländes recht unsicher erschienen; es könnte hier auch eine nach Art eines Amphitheaters oder Hippodroms gebaute Gartenanlage vorhanden gewesen sein; fafst man doch neuerdings auch das Stadium auf dem Palatin

---

[1]) De re publ. I 1.

[2]) Horaz, Ep. 1, 29: *Neque ut superni villa candens Tusculi*
Circaea tangat moenia.

[3]) CIL. I Nr. 10; de Rossi a. a. O. S. 216 f. de Rossi selbst ist durch diesen Fund in seiner Ansicht, Ciceros Tusculanum habe in Grottaferrata gelegen, einigermafsen erschüttert worden (S. 217): *Tuttavia non dissimulerò, che il sito, ove è stato trovato il solo monumento tusculano genuino, a mio avviso spettante al celebre Tusculanum, di che abbiamo ragionato, e la concordanza di quel sito colle parole d'un antico scoliaste, chiunque egli sia, mi scuotono alquanto e mi fanno più o meno vacillare.*

[4]) Ad Att. VII 5, 3: *Ego in Tusculanum nihil sane hoc tempore: devium est ἀπαντῶσιν et habet alia δύσχρηστα.* Vgl. Briefwechsel S. 159 u. 401.

in Rom als eine derartige für das Spazierengehen und Disputieren geschaffene Anlage auf. Der Platz in und über dieser Mulde würde, ohne dafs ich ihn direkt für Ciceros Tusculanum in Anspruch nehmen möchte, den Bedingungen sehr wohl entsprechen, die man nach Strabos Schilderung und Ciceros Andeutungen an eine so hervorragende Siedelung stellen mufs. Denn hier schweift das entzückte Auge hinunter zur Campagna, hinüber zum Palatin und Kapitol, hinaus ans Meer; das Wasser (εὔυδρος) hat einen reichen Baum- und Pflanzenwuchs hervorgebracht, der die ehrwürdigen Ruinen zauberhaft überspinnt, und wenn man den Ort zur Zeit der Ginsterblüte, der Narcissen und Leberblumen gesehen hat, so kann man das Entzücken wohl begreifen, das Cicero über sein Tusculanum empfand.[1]) Auch die zur eigentlichen Villa gehörigen Nebenbauten, das obere Gymnasium (Lyceum) mit der Bibliothek und das untere Gymnasium (Akademie) lassen sich ohne viel Phantasie in die grüne Mulde, eins unter dem andern, hineinkomponieren.[2]) Indes, mehr als eine Möglichkeit läfst sich eben nicht aufstellen: das Tusculanum kann ebensogut westlich von dieser Stelle, nach der Villa Rufinella zu, gelegen haben.

Cicero erwarb es im J. 68, nachdem es vor ihm Catulus gehabt hatte, aus den Händen eines gewissen Vettius. Die Besitzung war ansehnlich[3]) und erregte namentlich wegen der beiden aristokratischen Vorbesitzer, Sulla und Catulus, den Neid des alteingesessenen Adels.[4]) Aber diese Mifsgunst focht den Mann, der zwei Jahre zuvor einen Verres zur Verurteilung gebracht hatte, zunächst wenig an: aus seinen Briefen spricht die frische Freude über den herrlichen Besitz. Hier winkte ihm Ruhe nach allen den aufreibenden Geschäften der Stadt, hier erst auf der stillen Höhe findet er sich selbst wieder.[5]) Er schmückte sein Tusculanum herrlicher als irgend ein anderes seiner Güter: namentlich für die Gymnasien und Wandelbahnen mufste ihm Atticus marmorne und eherne Kunstwerke aus Griechenland besorgen. Dieser kauft megarische Bildsäulen und Hermen aus pentelischem Marmor mit ehernen Köpfen[6]), dann wünscht Cicero Bilder, die in die Stuckwände des Atriolums eingelassen werden könnten,

[1]) S. unten Anm. 5.

[2]) Tuscul. II 9: . . *post meridiem in Academiam descendimus* . . vgl. III 7; IV 7: *Ut enim in inferiorem ambulationem* (= gymnasium, academia) *descendimus*; De divin. I 8: *Nam cum ambulandi causa in Lyceum venissemus — id enim superiori gymnasio nomen est*; II 8: . . *in bibliotheca, quae in Lyceo est, adsedimus.*

[3]) Die räumliche Staffage des Dialogs De oratore, das Tusculanum des Crassus, ist natürlich auch als ein Abbild des Tusculanums Ciceros auzufassen, vgl. z. B. De orat. I 28; II 20 f.: *Porticus haec ipsa, ubi nunc ambulamus et palaestra et tot locis sessiones gymnasiorum . . .*

[4]) Ad Att. IV 5, 2: *Qui villam me moleste ferunt habere, quae Catuli fuerat, a Vettio emisse non cogitant, qui domum* (sc. Palatinam) *negant oportuisse me aedificare, vendere aiunt oportuisse.*

[5]) Ad Att. I 5, 7 (Nov. 68): *Nam nos omnibus molestiis et laboribus uno illo loco conquiescimus*; 6, 2: *Nos Tusculano ita delectamur, ut nobismet ipsis tum denique, cum illo venimus, placeamus.*

[6]) Ad Att. I 6, 2; 8, 2; 9, 2.

und Brunneneinfassungen von kunstvoller Keramik.[1]) Endlich soll Atticus auch die von ihm erworbenen griechischen Bücher ja an keinen andern verkaufen, sondern für Cicero aufheben; dieser sammelt alle 'Weinbergsgelder' auf, um sich diesen Trost fürs Alter zu verschaffen.[2]) Gegen Ende des J. 67 sind die kostbaren Sachen auf einem Frachtschiff im Hafen von Gaeta angekommen; sie werden zunächst auf das Formianum und von da allmählich auf das Tusculanum geschafft, und im J. 65 kann Cicero mit Stolz berichten: 'Die Hermathena ist so schön aufgestellt, dafs das ganze Gymnasium nur ihretwegen dazusein scheint.'[3]) Das Tusculanum wurde zu Disputationen im Freundeskreise, die sich in Ciceros philosophischen Schriften widerspiegeln, und zu wissenschaftlichen Studien viel benutzt; langte die eigene Bibliothek nicht aus, so stieg er hinunter in die nahe Villa des Lucullus und benutzte dessen Bibliothek.[4])

Trotz des edlen Gebrauches, den Cicero von seiner Villa machte, wurde auch sie im J. 58 von den Banden des Clodius verwüstet, und zwar so gründlich, dafs man sogar die Bäume in das benachbarte Grundstück des Konsuls Gabinius hinüberschaffte.[5]) Nach der Heimkehr werden ihm 500000 Sest. zur Wiederherstellung des Tusculanums bewilligt, doppelt soviel, wie für das Formianum; aber der Schaden ist viel gröfser, und er erwägt, ob er das Grundstück entbehren kann. Indes er braucht ein Suburbanum und schreibt deshalb den Neubau aus.[6]) Von wissenschaftlichen Werken sind ganz oder teilweise auf dem Tusculanum verfafst: vor dem Bürgerkriege, im J. 55, die 3 B. 'Vom Redner'[7]), nach dem Bürgerkriege die Biographie des Cato Uticensis und der Orator.[8]) Aber um Mitte Februar 45 starb ihm auf dieser Lieblingsvilla seine geliebte Tochter Tullia.[9]) Er glaubte damals diese Räume nie wieder betreten zu können, doch nach der ersten Trauerzeit in Astura bezwang er sich und kehrte am 17. Mai auf das Tusculanum zurück[10]) und arbeitete an der Schrift 'Über das höchste Gut'.[11]) Vom 20.—24. Juli 45 entwirft er hier die 5 B.

---

[1]) A. a. O. 10, 3: *Praeterea typos tibi mando, quos in tectoriolo atrioli possim includere et putealia sigillata duo.*

[2]) Ad Att. I 10, 4: *.. omnes meas vindemiolas eo reservo, ut illud subsidium senectuti parem.*

[3]) Ad Att. I 3, 2; 4, 3; 1, 5: *Hermathena tua valde me delectat et posita ita belle est, ut totum gymnasium eius ἀνάθημα esse videatur.*

[4]) De fin. III 7; De div. II 8; Top. 1. Die Villa des Lucullus lag nach Lanciani (Bullett. archeol. com. 1885 a. a. O.) und Tomassetti (Archivio della Soc. Rom. di storia patria 1886 S. 63) in Frascati, unweit der Villa Falconieri; auch das pafst gut zu meiner Ansicht von der Lage des Tusculanums Ciceros.

[5]) Pro domo 62: *In fundum autem vicini consulis non instrumentum aut ornamenta villae, sed etiam arbores transferebantur, cum ipsa villa non praedae cupiditate — quid enim erat praedae? — sed odio et crudelitate funditus everteretur.*

[6]) Ad Att. IV 2, 7, wo ich lese: *Tusculanum proscripsi* (sc. reficiendum), *suburbano non facile careo.*

[7]) Ad Att. IV 13. [8]) Briefwechsel S. 421. [9]) A. a. O. S. 425.

[10]) A. a. O. S. 427; vgl. Ad Att. XII 53 (46).

[11]) A. a. O. S. 428.

'Tusculanischer Gespräche'[1]), im August das Werk 'Über die Natur der Götter'.[2])

Die Villa blieb ihm teuer bis an sein Ende, obwohl er in den Wirren nach Caesars Tod wenig Mufse fand. Zur Zeit der Proskriptionen im J. 43 befand er sich auf dem Tusculanum[3]), und von hier aus trat er die verhängnisvolle Flucht auf sein Formianum an.[4]) —

Das Tusculanum war für Cicero der Ort der Rast von den politischen stadtrömischen Geschäften und der Ort der Studien, die er zur Erholung und Sammlung[5]) mitten in die staatsmännische und anwaltliche Thätigkeit einschob, doch so, dafs er von hier aus das Forum und den Senat nie aus den Augen verlor und sich immer bereit hielt, handelnd einzugreifen. So besteht also zwischen seinem palatinischen Hause in Rom und dem Tusculanum ein ähnliches Verhältnis, wie wir es unten zwischen seinem Landhause am Golfe von Cumae — der *pusilla Roma* — und dem Pompejanum beobachten werden.

IV. DIE VILLEN AN DER LATINISCHEN KÜSTE

> Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
> Mag sich ein Held erscheinen,
> Doch wenns im Innern sehnt und dröhnt,
> Geb' ihm ein Gott — zu weinen.
>
> Goethe

Selbst zu einer oberflächlichen Kenntnis von Latium gehört auch ein Besuch seiner Küste. Die Gegend zwischen Rom und dem Albanergebirge beginnt sich neuerdings wieder zu beleben, gewährt also nicht mehr wie noch vor 40 Jahren das Bild vollkommener Einsamkeit; erst wenn man die Ebene südwestlich von Rom bis ans Meer durchquert, erhält man von der Verlassenheit der Campagna den tiefsten Eindruck. Hat man die Station von Cecchina hinter sich, so giebt es meilenweit kaum eine Spur menschlicher Siedlung, dafür grasige Ebenen mit verstreuten Rinderherden, Sümpfe, Buschwerk von Eiche, Buche und Wachholder. Näher der Küste nimmt die Bewaldung zu. Hier und da kündet der feine, am Boden hinschleichende Rauch die Thätigkeit der Kohlenbrenner an, die in schmutzigen Rohrhütten hausen; dann und wann sieht man auch eine Karawane schwerbepackter Esel mühsam das Holz zu den Meilern herbeischleppen; weiterhin drängt sich eine rote Blume von der Gröfse unserer Aster, zur Familie der Crassulaceen gehörig, hervor, die ganze Hänge und Flächen wie mit einem Purpurteppich überzieht; dazu kommt die linde Luft und der Ausblick auf die blaue Flut des Tyrrhenermeeres. Wir sind in Antium. Draufsen im offenen Wasser schaukeln sich Fischerbarken mit lateinischem Segel, drinnen in der Bucht rauscht die Brandung leicht und leise über den Sand, als fürchte sie alte Erinnerungen zu wecken. Der

---

[1]) A. a. O. S. 430. [2]) A. a. O. S. 431.
[3]) Seneca, Suas. 6, 17; Plutarch, Cic. 47. [4]) S. oben S. 354.
[5]) De orat. I 24: *L. Crassum quasi colligendi sui causa se in Tusculanum contulisse.*

kleine Hafen südöstlich der heutigen Stadt zeigt etwa 20 gröfsere und kleinere Segler, alle mit Holzkohlen befrachtet, die nach Rom oder Neapel verschifft werden. Aus Holzkohlen besteht auch die Kette schwarzer Hügel, die wie ein Gebirge im kleinen nach Norden zu den Horizont des Hafens beherrscht. Holzkohlen und Fische begrenzen auch den geschäftlichen Horizont der modernen Antiaten. Einst war Antium eine lebhafte Handelsstadt und sah in und vor seinen Mauern zahlreiche Villen vornehmer Römer. Ihre Trümmer lassen sich weit nordwärts am Strande verfolgen. Von der hohen Düne dort bietet sich uns ein wundersamer Anblick. Zu unseren Füfsen liegen gewaltige Säulentrommeln, eine stolze Marmorsäule steht noch aufrecht. In die Düne hinein aber sind zellenartig aneinandergereihte Gemächer getrieben, wie in Ciceros Formianum; aber der Hauptteil der heiteren Römerwelt, die einst diesen Strand belebte, liegt versunken im Meer; man kann die Scheidewände der Zimmer und die Reste der Säulenhallen weit hinein ins Wasser verfolgen (Taf. II Nr. 2). Drehen wir aber diesem sonderbaren Bilde den Rücken und blicken nach O., so liegt nahe an Antium der malerische Flecken Nettuno und weiterhin zieht sich das Gestade in einem flachen Bogen nach Astura hinüber, wo die pomptinischen Sümpfe beginnen. Die Torre d'Astura, das düstere Kastell jenes Frangipani, der hier den letzten Hohenstaufen verriet, hebt sich schwermütig aus dem Wasser; dahinter im Walde schlummern die Seufzer und Thränen, die Cicero seiner frühgestorbenen Tochter Tullia weihte, und den Horizont nach S. zu begrenzt der gewaltige Felsen der Circe, die Lurlei des Tyrrhenermeeres, wo Odysseus bei der holden Zauberin rastete. In geschichtlicher Zeit lagen hier Caesars Mörder, Brutus und Cassius, vor Anker, ehe sie das Verhängnis nach Asien und Philippi führte. Diese Erinnerungen mahnen uns, am Strande von Antium die Stelle zu suchen, wo Ciceros Haus stand.

Vergebene Mühe. Das Meer überspült hier so grofse Teile der alten Volskerstadt, dafs niemand auch nur ihren Umfang mit Sicherheit bestimmen kann. Aber da treten Ciceros Briefe ergänzend ein und geben uns ein sonniges Bild der Tage, wo es ihm hier so wohl war.

Er befafs zunächst nicht etwa eine Villa bei Antium, sondern ein Haus darin.[1]) Da aber Antium im Vergleiche mit Rom eine behagliche Kleinstadt war, so leistete ihm das Haus daselbst allerdings dieselben Dienste wie eine Villa am 'lateinischen Ufer'.

Die erste Erwähnung einer Villeggiatur in Antium fällt ins J. 60; damals, am 1. Juli, entwich er an die latinische Küste, um den Gladiatorenspielen eines Metellus aus dem Wege zu gehen.[2]) Vielleicht war er auch im Dezember dieses Jahres dort[3]), sicher im April des folgenden, 59. Damals schrieb er

---

[1]) Der Irrtum Drumanns (VI 391), Cicero habe aufser dem Hause in Antium noch eine Villa bei der Stadt besessen, ist schon von Brückner S. 839 zurückgewiesen worden. Die Worte *ex Antiati* (Ad Att. II 12, 2) beziehen sich auf das Stadtgebiet.

[2]) Ad Att. II 1, 1.

[3]) Ad Att. II 2 u. 3; vgl. Sternkopf, Elberfelder Progr. S. 22.

hier die Briefe Ad Att. II 4—9.[1]) Besonders der 6. Brief strahlt das unendliche Behagen wieder, mit dem ihn aufser der Lieblichkeit des Orts das Bewufstsein erfüllte, der unerquicklichen Politik im Konsulatsjahr Caesars entronnen zu sein: 'Ich habe das Nichtsthun so lieb gewonnen, dafs ich mich gar nicht davon losreifsen kann. Deshalb lese ich in Antium entweder in meinen Büchern, deren ich in Antium eine festliche (*festivam*) Menge um mich habe, oder ich zähle die Wellen; denn das Wetter ist zu stürmisch, um Makrelen zu fangen, und zum Schriftstellern habe ich keine Lust. Denn das geographische Werk, das ich mir vorgenommen habe, ist mir zu schwierig . . aber die Hauptsache bleibt doch, dafs mir auch der geringste Vorwand genügt, um nichts zu thun: denke ich doch daran, ob man nicht überhaupt hier in Antium wohnen bleiben und das ganze Leben hier verbringen könnte. Ich wenigstens möchte hier lieber Duumvir gewesen sein, als in Rom Konsul. Du hast weiser gehandelt, dafs Du Dir nicht in Rom, sondern in Buthrotum ein Haus gekauft hast, aber glaube mir, Antium kommt Deinem Buthrotum fast gleich. Welch eine Wonne, dafs es so nahe bei Rom einen Ort giebt mit Leuten, die den Vatinius noch nicht gesehen haben, wo aufser mir niemand den «Zwanzigmännern» [der Ackerverteilungskommission] Leben und Wohlfahrt gönnt, wo niemand mich mit seinem Besuche belästigt, alle mich lieb haben. Hier, hier möchte ich Staatsmann sein, denn in Rom ist mir's, abgesehen davon, dafs ich's nicht mehr sein darf, zum Ekel geworden.' Ciceros Glück wurde erhöht durch die Anwesenseit seiner damals noch geliebten Terentia[2]) und seiner Kinder.[3]) Aber es ist doch, als ob Cicero damals schon das Unheil geahnt hätte, das im folgenden Jahre (58) durch Clodius über sein kostbares Haus auf dem Palatin und über die schönen Landhäuser bei Formiae und Tusculum hereinbrechen sollte. Nach dieser Katastrophe und der Verbannung war Cicero im März 56[4]) wieder in Antium; das antiatische Haus war, während das palatinische und tusculanische wieder aufgebaut wurden, vielfach sein Asyl. Hierher waren die Trümmer seiner Bibliothek gebracht worden, hier ist er mit ihrer Wiederherstellung beschäftigt. Er ist erfreut, dafs die Reste bedeutender sind, als er geglaubt hatte; Tyrannio hilft ihm bei der Ordnung; aber Atticus soll ihm aufserdem zwei Schreiber mit dem nötigen Pergament senden, um Buchtitel (*indices, σίλλυβοι*) daraus zu schneiden. Auch der Freund selbst soll kommen und seine junge Gattin Pilia mitbringen, das wünscht auch Tullia.[4])

Auch im Mai 56 ist Cicero in Antium.[5]) Seine Begeisterung dafür hat auch den Atticus ergriffen: er wünscht sich gleichfalls dort anzukaufen, am

---

[1]) Sternkopf, Fleckeisens Jahrb. 1892 S. 715.

[2]) Ad Att. II 7, 5; 9, 4; vgl. Cicero u. Terentia in diesen Jahrb. 1898 I 178.

[3]) Ad Att. a. a. O. und II 8, 2.

[4]) Ad Att. IV 4^b u. 5; vgl. Körner, De epist. S. 15 f. Doch möchte ich diese beiden Briefe zeitlich etwas näher an Ad Q. II 4 rücken wegen der Bemerkungen über Crassipes.

[5]) Ad Att. IV 6—8^a. Ende März war Cicero wieder in Rom, dann im April auf dem Tusculanum, dem Arpinas, dem Pompejanum und dem neugekauften Cumanum (Ad Q. II 4

liebsten vor der Stadt. Jedoch da ist keine Villa zu verkaufen, wohl aber ist ein Haus in der Stadt, ganz nahe dem Hause Ciceros, vielleicht zu haben. Und Cicero rät sehr zum Ankaufe: Antium verhält sich zu Rom wie Buthrotum zu Corcyra, es giebt nichts Ruhigeres, nichts Kühleres, nichts Lieblicheres; dies Haus ist seine ganze Liebe. Und auch der Geist fehlt darin nicht, seitdem Tyrannio unter dem Beistande des Dionysius und Menephilus die Bibliothek geordnet, gebunden und mit herrlichen Titeln verziert hat.[1])

Aus dem Mai 55 besitzen wir ein Billet, durch das Cicero den Freund von Antium aus einlädt, am 2. Juni bei ihm in Rom zu speisen. Es schliefst überaus innig: 'Dich grüfst mein ganzes Haus.'[2]) Mit diesem herzlichen Grufse an den Freund verschwindet aber auch das heitere Haus von Antium unserem Gesichtskreise, um einem einsameren, fast düsteren Wohnsitze Platz zu machen. Aus einer beiläufigen Notiz in einem Briefe vom 30. Juli 45[3]) erfahren wir, dafs Cicero das Haus in Antium an Lepidus verkauft hat. Warum? Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich diesen Verkauf mit dem um Mitte Februar 45 erfolgten Tode seiner geliebten Tochter Tullia[4]) in Verbindung bringe. Cicero verlebte die ersten Wochen nach diesem niederschmetternden Schlage im Hause seines Freundes Atticus in Rom. Aber am 6. März reist er über Lanuvium zwar an die latinische Küste, jedoch nicht nach Antium. Das heitere Haus daselbst war ihm verleidet, darum hatte er 2 St. davon ostwärts eine einsame Villa gekauft, um mit seinem Schmerze allein zu sein. Sie lag wohl auf der sogenannten Insel Astura, d. h. dem Delta, das der in mehreren Armen zum Meere schleichende Asturaflufs mit diesem bildet.[5]) Cicero kannte den Ort sehr wohl: er hatte ihn von Antium aus täglich vor Augen gehabt[6]) da, wo jetzt der düstere 'Turm von Astura' steht. Er kannte auch den einsamen Urwald, der den Lauf des Flusses begleitet und das Gelände der Villa rings umgiebt; in seinen Sümpfen hauste damals wie heute der träge Büffel, seine knorrigen Eichen umwand damals wie heute der immergrüne Epheu, 'und tausend grüne Äste, Zweige und tanzende Ranken läfst er beschaulich niederhängen und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles

---

5 5a; vgl. S. 479). Unterdes scheint aber sein Bruder Quintus, der dann im Mai wieder auf Sardinien weilte (Ad Q. II 6), einige Tage in dem Hause in Antium verbracht zu haben; vgl. Ad Q. II 8, 1: *Tu metuis, ne me interpelles? Primum, si in isto* (Antii) *essem, tu scis, quid sit interpellare. Antiates mehercule mihi docere videris istius generis humanitatem, qua quidem ego nihil utor abs te.* Siehe S. 480.

1) Ad Att. IV 8a, Körner a. a. O. S. 21.

2) Ad Att. IV 12; vgl. Körner a. a. O. S. 32.

3) Ad Att. XIII 51 (47b). Der Briefwechsel S. 431 u. 547.

4) A. a. O. S. 425.

5) Eine selbständige Gemeinde Astura hat es im Altertum nie gegeben. Strab. V 3, 6 erwähnt nur den Fluſs Στόρας und einen an der Mündung gelegenen Ankerplatz (ὕφορμος). Anderseits aber behandelt Cicero das Wort Astura wie einen Städtenamen; vgl. Ad Att. XII 47 (40), 3; Ep. VI 19, 2 u. s. w. Daraus ist wohl zu schliefsen, dafs Astura als eine Insel angesehen wurde.

6) Ad Att. XII 24 (19), 1: *Est hic quidem locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circeis aspici possit ...*

knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, den der Flügelschlag wilder Waldvögel umwittert' (vgl. das Bild S. 477).[1])

Es hatte aber vor ihm auch ein anderer Einsiedler dort den Frühling zugebracht, obwohl er die schönste Villa in Bajae besafs: Hortensius.[2]) Sein Beispiel und vor allem die eigentümliche Beschaffenheit des Ortes war mafsgebend, als Cicero sich gerade Astura für seine Trauerzeit erwählte. 'Die Einsamkeit hier regt mich weniger auf, als der fortwährende Besuch in Rom.'[3]) 'Einsamkeit und Zurückgezogenheit ist mein Bereich (*provincia*).'[4]) 'Ich entbehre hier jeder Zwiesprache, und wenn ich mich des Morgens in das Dickicht des wilden Waldes verborgen habe, so komme ich bis zum Abend nicht wieder hervor.'[5]) Der Trauernde kam sich vor wie ein verwundetes Tier, das im Walde Schutz sucht. Seine Empfindung streifte wohl an Lenaus 'Einsamkeit':

> Wildverwachsne, dunkle Fichten,
> Leise klagt die Quelle fort;
> Herz, das ist der rechte Ort
> Für dein schmerzliches Verzichten!

Ende März verläfst er Astura für die Dauer eines Monats, um an Atticus' Herzen Trost zu suchen, aber am 2. Mai 45 ist er wieder da. Der Gedanke, seiner Entschlafenen in Form eines Tempels ein Denkmal zu setzen und dadurch ihre Apotheose anzudeuten, beschäftigt ihn lebhaft. Aber er lebt keineswegs der Trauer allein, sondern er sucht sie durch philosophische Schriftstellerei zu bannen. Der Plan dazu ist in der Einsamkeit von Astura ersonnen worden, und aller Segen, der durch die edle Menschlichkeit der philosophischen Schriften Ciceros in die Welt gekommen ist, hat vom stillen Gestade von Astura seinen Ausgang genommen. Hier verfafste er das uns verlorene Buch 'De luctu minuendo'[6]), hier begann er etwa Mitte März den 'Hortensius'[7]) niederzuschreiben, den Grund- und Eckstein seiner Lebensweisheit, ein Buch von gewaltiger Wirkung[8]), das zugleich das erhabenste Denkmal für den Mann bildet, der vor ihm die Einsamkeit Asturas schätzte. Hier beendete er am 13. Mai 45 die Niederschrift der 'Academica'

---

[1]) Vgl. die klassische Schilderung dieser Gegend bei Gregorovius, Wanderjahre I 163 f.

[2]) Ad Att. XII 47 (40), 3: *Ibi sum igitur, ubi is, qui optimas Baias habebat, quotannis hoc tempus consumere solebat.* Boot verzichtete bei der Interpretation dieser Stelle darauf, einen Namen zu nennen. Von anderer Seite ist Lucullus genannt worden. Aber diese Worte beziehen sich offenbar auf den im J. 50 verstorbenen Hortensius (Briefwechsel S. 91), den Besitzer der von Cicero geschätzten Villa in Bauli bei Bajae (Acad. II 9), die Cicero einmal zu kaufen beabsichtigte; vgl. Ad Att. VII 3, 9. Ein wichtiger innerer Beweis ist in der Benennung der in Astura verfafsten Schrift 'Hortensius' zu suchen, s. u.

[3]) Ad Att. XII 17 (13), 1; vgl. 28 (23), 1: *Solitudinem sequor.*

[4]) Ad Att. XII 31 (26), 2: *Mihi solitudo et recessus provincia est.*

[5]) A. a. O. 19 (15): *In hac solitudine careo omnium colloquio, cumque mane me in silvam abstrusi densam et asperam, non exeo inde ante vesperum.*

[6]) Der Briefwechsel S. 425. [7]) A. a. O. S. 426.

[8]) A. a. O. S. 53 f.

erster Fassung[1]), hier entwarf er einen Brief an Caesar über die Neuordnung des Staates.[2])

Am 25. Juli 45 nimmt er abermals zu Astura Aufenthalt, um noch einmal den Wald und die ländliche Stille zu genieſsen, ehe ihn Caesars Rückkehr aus Spanien von neuem in den Strudel der Geschäfte stürzt. 'Nichts ist liebenswerter als diese Einsamkeit, obwohl sie der Sohn des Amyntas (Philippus) ein wenig durch seine endlose Geschwätzigkeit gestört hat. Es kann nichts Liebens-



Landschaft aus den italienischen Maremmen mit Büffeln

werteres geben, als die Villa hier, das Gestade, die Aussicht über das Meer, die ganze Umgebung. Aber das ist kein würdiger Gegenstand für einen längeren Brief . . .'[3])

Auch im Juni 44, als nach Caesars Ermordung die politischen Sorgen wieder über die Philosophie die Oberhand gewonnen haben, finden wir Cicero noch einmal in Astura, und zwar im Verkehr mit Cassius und Brutus, mit denen er im nahen Antium konferiert[4]), deren Flotte auch vor Antium, später

---

[1]) A. a. O. S. 426. [2]) A. a. O.

[3]) Ad Att. XII 13 (9): *Cetera noli putare amabiliora fieri posse villa* (Corradus), *litore, prospectu maris, tum his rebus omnibus; sed neque haec digna longioribus litteris* . . . Die letzten Worte sind charakteristisch für das Humanitätsideal Ciceros: die Thätigkeit für den Staat oder doch wenigstens für die Geistesbildung bleibt immer die Hauptsache, der Genuſs der Natur nur etwas zeit- und bedingungsweise Erlaubtes. Darum spricht Schneidewin mit Beziehung auf Cicero im Vergleich zu Horaz und Tibull von einem 'heroischen Zeitalter der Humanität'.

[4]) Ad Att. XV 11.

vor Circeji vor Anker liegt.[1]) Aber weil die Stimmung, die einst zur Erwerbung der Villa am Astura geführt hat, das Bedürfnis nach Einsamkeit, verflogen ist und einem neuen Drange zu politischer Thätigkeit Platz gemacht hat, so hat der Ort seinen Zauber für Cicero verloren: er ist so schön und einsam wie zuvor, herrlich für einen, der etwas schreiben will, aber ihn zieht's nach dem Tusculanum zurück, von wo er gekommen ist; 'die Kleinmalerei des Bachufers bekommt man schnell satt, ich fürchte auch eine Regenperiode, denn die Frösche halten Redeübungen'.[2])

Ciceros Verhältnis zu seinem Hause in Astura ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, dafs die Humanen in Ciceros Zeitalter bei der Wahl des Aufenthaltsortes nicht nur die Jahreszeiten berücksichtigten[3]), sondern sogar eine gewisse Harmonie zwischen der Seelenstimmung und der landschaftlichen Umgebung erstrebten.

V. DAS CUMANUM

Aus Bajas blauer Meeresbucht
Rauscht Nixengrufs mir leis entgegen:
Hier könnt' ich ewig unversucht
Zu langer Rast mich niederlegen,
Nichts fordert That: ohn' Zeit und Raum
Das Denken stirbt im Wellenschaum.

Die Gestade am Lucrinersee und von da südwärts bis zum Kap Misenum und ostwärts bis zur steilen Felswand des Posilipp sind nicht durch einen Zufall für lange Zeit das Gehäuse der eleganten Welt Roms, das antike Trouville, Ostende, Blankenberghe geworden. Kein anderer Teil des weitgespannten Golfs von Neapel zeigt eine so sinnberückende Durchdringung des Landes mit dem Wasser, wie der Meerbusen von Pozzuoli, und welch eines Wassers mit welch einem Lande! Überschaut man das Ganze von der Höhe des Posilipp oder vom Kap Misenum, so steht man wie geblendet von dem mit fast tropischer Pflanzenfülle überkleideten, bald kühn aufstrebenden, bald in sanften Linien verlaufenden, coulissenartig vor- und zurücktretenden Erdreich, zwischen dem überall an- und eindringend hier blau, dort violett, dort smaragdgrün schimmernde Meeresflächen erglänzen. Hier wird es offenbar, wie ganz anders noch das menschliche Auge zeichnet als der sorgfältigste und beste Kartograph. Die Formen scheinen dem Auge in Wirklichkeit viel charakteristischer, viel ausgebildeter zu sein, als ihre Ebenbilder auf der Landkarte: die Busen tiefer ins Land eingeschnitten, die Landzungen weiter ins Meer hinausgeführt.

---

[1]) A. a. O. XV 17, 1, wo für *a Siregio* zu lesen ist *a Circeio*; vgl. O. E. Schmidt, Rhein. Mus. 1898 S. 237.

[2]) Ad Att. XV 16[a]: *Narro tibi: haec loca venusta sunt, abdita certe et si quid scribere velis, ab arbitris libera. Sed nescio quomodo οἶκος φίλος: itaque me referunt pedes in Tusculanum, et tamen haec ῥωπογραφία ripulae videtur habitura celerem satietatem. Equidem etiam pluvias metuo, si prognostica nostra vera sunt: ranae enim ῥητορεύουσιν* ... Dieses Briefchen verlegte ich früher nach Schiches Vorgang auf das Arpinas (Fleck. Jahrb. 1884 S. 344 f.). Aber es ist doch wohl, wie schon Ruete annahm, in Astura geschrieben.

[3]) Ad Att. XII 47 (40), 3: *Cur non sim in iis meis praediolis, quae sunt huius temporis* ...

Die Bucht von Bajae z. B. macht an Ort und Stelle gesehen den Eindruck, als bilde die Küstenlinie fast einen geschlossenen Kreis, als umsäume sie eine Welt für sich. Kein Gipfel ragt aus der umgebenden, sanftgeschwungenen Höhenlinie hervor, die Menschen zu hohen Zielen rufend, wie etwa die Felshäupter des Liristhales; Kapitol und Kurie erscheinen hier so fern, so fern, alles drängt zum dolce far niente. Und zumal wenn die Sonne zur Rüste geht, wenn die Nachtigallen anheben und uns die sanfte Welle buhlerisch den Fufs netzt, dann versteht man hier noch mitten unter den traurigen Ruinen die alte Sage von der Zauberin Circe so gut als das moderne Lied 'Am Meere' und Goethes Sang vom Fischerknaben.

Wann Cicero sich in diesem Gelände ein Heim gründete, wissen wir zwar nicht genau, doch läfst es sich ungefähr berechnen. Es findet sich keine Erwähnung einer Besitzung am Busen von Puteoli in den vor der Verbannung geschriebenen Briefen. Wohl aber berichtet Cicero am 9. April 56 an seinen Bruder Quintus[1]), er wolle auf der Rückreise von seinem Pompejanum in der zweiten Hälfte des April[2]) das (angekaufte) Cumanum ansehen. Demnach fällt der Ankauf des Cumanum in den Winter 57/56 oder ins Frühjahr 56[3]), also in eine Zeit, wo das Tusculanum und Formianum noch verwüstet darnieder lagen und auch das stadtrömische Haus auf dem Palatin keinen erquickenden Aufenthalt gewährte (S. 474). Das Stadtgebiet von Kyme erstreckte sich keineswegs nur an dem verhältnismäfsig reizlosen Strande hin, der nach W. zu gleich unterhalb der Stadtmauer und der Akropolis liegt, sondern reichte ostwärts bis an das Wasser des Golfs, ja bis an die Stadtgrenze von Puteoli; trug doch der ganze Golf von Neapel im Altertum den Namen sinus Cumanus. Demnach gehörte nicht nur der Averner-, sondern auch der Lucrinersee im Altertum zu Kyme.[4]) Ciceros Cumanum mufs im Osten dieses Gebietes gelegen haben, so dafs Rufus von seinem Puteolanum aus einen kürzeren Weg zu Ciceros Villa zurückzulegen hatte, als Hortensius[5]), der seine Villa südlich vom Lucrinersee in Bauli besafs, was zum Gebiete von Bajae gerechnet wurde.[6])

Genauer wird die Lage des Cumanum durch die Angabe bestimmt, dafs es am Lucrinersee[7]) und zugleich an der vom Avernersee nach Puteoli führen-

[1]) Ad Q. fr. II 5ᵃ; vgl. O. E. Schmidt, Wochenschr. für klass. Phil. 1885 S. 164.

[2]) S. u. S. 480 Anm. 4.

[3]) Der Bankier Vestorius in Puteoli, mit dem Cicero eng befreundet war und dessen Rat er in Bauangelegenheiten gern einholte (Ad Att. XIV 9, 1), machte den Vermittler und scheint auch die Ankaufssumme vorgestreckt zu haben, doch so, dafs Atticus eine gewisse Bürgschaft übernahm. Vgl. Ad Att. IV 6, 4 (geschrieben auf dem Arpinas am 14. April 56; vgl. O. E. Schmidt, Wochenschr. f. kl. Phil. 1884 S. 1612): *Vestorio aliquid significes; valde enim est in me liberalis.* Vgl. Ad Att. VI 8, 5 (vom 1. Okt. 50): *De rauduscula Puteolano gratum,* womit vermutlich die durch Atticus bewirkte Rückzahlung an Vestorius gemeint ist.

[4]) Vgl. Beloch, Campanien S. 145 f. und Atlas von Campanien, Pl. I.

[5]) Ad Att. V 2, 2.

[6]) Vgl. z. B. Suet., Nero 31, wo die Gegend vom Kap Misenum bis zum Averner See mit *totis Baiis* bezeichnet wird.

[7]) Ad Att. XIV 16, 1: .. *cum Piliae nostrae villam ad Lucrinum, vilicos, procuratores tradidissem* ..; vgl. Ad Q. fr. II 12, 1; Acad. Fragm. (Orelli-Baiter) S. 71, 13: *et ut nos nunc sedemus ad Lucrinum* . . .

den Strafse gelegen habe[1]), also ebenda, wo diese Strafse das Ostufer des Sees erreichte. Dieser Punkt ist heute nicht mehr erkennbar, weil gerade hier Wasser und Land durch den vulkanischen Ausbruch von 1538, der den Monte Nuovo erzeugte, die stärksten Veränderungen erlitten hat.[2]) Der Lucrinersee ist seitdem zu einem sehr kleinen Wasserspiegel zusammengeschrumpft, an dessen östlichem Ende ein einsames Fischerhaus liegt, und ein Landstreifen, breit genug für Strafse und Bahn, hat sich zwischen den Golf und den jetzigen Binnensee geschoben; aber noch immer beweist der letztere seinen maritimen Ursprung durch sein Salzwasser und seine Austern. Im Altertum zog sich der Lucrinersee als eine ziemlich grofse Einbuchtung, die nur durch den oft überfluteten künstlichen Damm der alten Via Herculea vom freien Golf geschieden war, viel weiter ostwärts: er umfafste wohl noch ein Stück Untergrund des heutigen Monte Nuovo, demnach brauchte die Strafse vom Avernersee nach Puteoli nicht wie heute einen Bogen zu machen, sondern führte nahe am Ostufer des Lucrinus vorbei gerade südöstlich auf die Via Herculea. So liegen denn die Trümmer von Ciceros Cumanum unter der Asche des östlichen Abhangs des Monte Nuovo verborgen.[3])

Cicero baute die Villa am Lucrinersee im Frühlinge 56 aus und lud schon während der Bauzeit den auf einige Wochen aus Olbia auf Sardinien herübergekommenen Bruder und seinen geistvollen Freund Marius zu sich ein.[4]) 'Gern

---

[1]) Plin., Hist. nat. XXXI 7: *Digna memoratu villa est ab Averno lacu Puteolos tendentibus imposita litore* (sc. Lucrini lacus), *celebrata porticu ac nemore, quam vocabat Cicero Academiam ab exemplo Athenarum, ibi compositis voluminibus eiusdem nominis.* Ohne Zweifel ist hier das Cumanum gemeint; denn die letzten Worte beziehen sich auf den Anfang von Acad. I (ad M. Terentium Varronem): *In Cumano nuper cum mecum Atticus noster esset, nuntiatum est nobis a M. Varrone venisse eum Roma pridie vesperi* .. und auf das Widmungsschreiben an Varro (Ep. IX 81): *Feci igitur sermonem inter nos habitum in Cumano* ... Überdies war diese Unterhaltung, wie die folgenden Worte lehren, eine reine Fiktion; auch sind die Academica gar nicht auf dem Cumanum, sondern teils in Astura, teils auf dem Arpinas, entstanden; vgl. S. 476 u. 345.

[2]) Beloch, Campanien S. 174; Nissen, Italische Landeskunde I 267 f.

[3]) In diesem Ergebnis stimme ich ganz mit Beloch, Campanien S. 175 überein.

[4]) Ad Q. II 8. Der überaus anmutige, für die Humanität zwischen Blutsverwandten und Freunden charakteristische Brief wird in der Regel ins Jahr 55 angesetzt (vgl. Körner S. 31). Ich meine, er gehört in den April 56. Cicero wollte in diesem Jahre nach dem am 9. April 56 geschriebenen Briefe Ad Q. II 5[a] die Tage vom 11.—16. April auf dem Arpinas zubringen, dann aufs Pompejanum gehen, rückwärts den Bau des Cumanum besichtigen und am 6. Mai wieder in Rom sein (vgl. O. E. Schmidt, Wochenschr. f. kl. Phil. 1885 S. 1612). Um die Zeit des 9. April wurde Quintus von Sardinien zurückerwartet (s. den Schlufs von Ad Q. II 5[a]), Mitte Mai war er bereits wieder in Olbia angekommen, Ad Q. II 6, 1. In der Zwischenzeit, also etwa vom 15. April bis Anfang Mai, kann er sehr wohl seine Bauten in Rom besichtigt, nach Antium gereist und dann auch noch einige Tage mit Cicero auf dem Cumanum verlebt haben. Jedenfalls können sich die Stellen über den Bau der Villa in Ad Q. II 8, 2 u. 3 nur auf das Cumanum beziehen, da das Pompejanum längst fertig (s. u.), das Puteolanum noch nicht gekauft war (s. S. 486). Dafs eine Villa am Golf von Neapel gemeint ist, folgt aus der Erwähnung des Marius als Nachbarn; dieser hatte seine Villa bei Pompeji (s. u. S. 491 f.). Der Ausbau des Cumanum kann aber auch nicht erst im Frühjahr

hätte ich auch den Marius in seiner Sänfte hergeschafft, um mein Ohr wieder einmal an dem feinen Stadtrömischen der alten guten Zeit und an wahrhaft humaner Unterhaltung zu erquicken, aber ich wollte den kränklichen Mann nicht in die noch offene und nicht einmal im Gröbsten fertiggestellte Villa einladen. Anderseits aber kommt es mir gerade ganz besonders darauf an, auch ihn hier zu genieſsen. Denn bei diesen Landgütern [am Golf von Neapel] ist es mir die schönste Aussicht, den Marius in der Nähe zu haben. Ich werde deshalb zusehen, daſs ihm bei Anicius Quartier gerüstet wird. Du und ich, wir sind so dauerhafte Gelehrte, daſs wir auch mit Maurern und Zimmerleuten hausen können. Diese Philosophie haben wir nicht vom Hymettus, sondern vom Bauplatz des Cyrus.[1]) Aber Marius ist schwächer an Gesundheit und Nerven.'

Die Villa war nach dem Umbau sicherlich eine bedeutende Anlage. Denn Cicero bemerkt am Schluſs des citierten Briefes: 'Es ist ein Garten im Hause', und Plinius berichtet, daſs sie einen schönen Porticus [vermutlich ist mit diesem Ausdruck die ambulatio gemeint] und einen kunstvollen Park (*nemus*) gehabt habe. Als Caesar im Dez. 45 hier einkehrte, gab es auſser dem Speisezimmer für ihn und den Hausherrn drei Triklinien für das bessere und viele Gemächer für das niedere Gefolge (s. u. S. 482). Es war auch ein groſses Personal zur Verwaltung der Villa vorhanden; denn Cicero unterscheidet ausdrücklich vilici und procuratores.[2]) Das innere Verhältnis, in dem Cicero zu seinem Cumanum stand, ergiebt sich aus dem Gebrauche, den er davon machte, und aus seinen Äuſserungen darüber. Er hat das Cumanum, trotzdem es in paradiesischer Gegend lag und wohl auch für einen teuern Preis erworben wurde, nicht allzu viel benutzt.[3]) Nach der Fertigstellung im J. 56 (s. o.) weilte er dort im April 55, doch hatte er damals noch keine Bibliothek auf dem Cumanum, sondern benutzte die des Faustus Sulla.[4]) Dann ist er im Mai 54 da[5]), ebenso einige Wochen im April 53 und 52.[6]) Im J. 51 weilte er nur zwei Tage in der Villa auf der Durchreise nach Cilicien und empfing damals den letzten Besuch des

---

55 stattgefunden haben, weil Cicero im April dieses Jahres dort bereits den Besuch des Pompejus empfängt. Vgl. Ad Att. IV 9, 1.

[1]) Der Mediceus überliefert *non ab Hymetto, sed ab † araysira, al araxita*. Es gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten der C. F. W. Müllerschen Ausgabe, daſs er uns mit dieser sinnlosen Lesart abspeist und auch in der Adnotatio critica nichts weiter bietet, obwohl doch eine treffliche Konjektur von Ernesti vorliegt: *area Cyri*, wofür vielleicht *area Κύρου* zu schreiben ist. Cicero will sagen, daſs er und Quintus beim Neubau ihres Hauses in Rom, 'auf dem Bauplatze des Cyrus' sich die Nerven abgehärtet haben. Der Baumeister beider hieſs Cyrus, vgl. Ad Q. II 2, 2; 4, 2; Ad Att. II 3, 2, wo auch der Name in der Form *Κύρου* vorkommt, IV 10, 2.

[2]) Ad Att. XIV 16, 1.

[3]) Mit Unrecht behauptet Beloch, Campanien S 174: 'Cicero liebte seine Akademie mehr als irgend einen seiner Landsitze'; denn Ciceros Lieblingsbesitzung war in älterer Zeit sein Arpinas (s. o.) und später das Tusculanum (S. 470 f.).

[4]) Ad Att. IV 10, 1. [5]) Ad Att. IV 14, 1; Ad Q. II 12, 8.

[6]) Für 53 vgl. Ep. XVI 10 und Körner in Mendelssohns Ausgabe der Ep. S. 450; für 52 ist wohl ein Analogieschluſs erlaubt.

Hortensius (s. S. 476).[1]) Darnach ist erst im Dez. 50 ein höchstens zweitägiger Aufenthalt nachzuweisen, während dessen er den Caesarianer Caelius empfing.[2]) Länger blieb er im J. 49, nämlich vom 13. April bis 20. Mai, doch wagte er nicht, sich vom Cumanum aus nach Osten einzuschiffen, sondern begab sich zu diesem Zwecke auf das Formianum.[3]) Darnach bleibt er länger als 3 Jahre dem Lucrinersee fern, nur im Nov. 46 kommt er auf wenige Tage.[4]) In dem Unglückssommer 45 nach Tullias Tod meidet er den Golf von Puteoli grundsätzlich und trauert in der Einsamkeit von Astura[5]); dagegen verwendet er die schöne Besitzung, um seinem Freunde Atticus eine Freude zu machen, indem er dessen Gattin Pilia und die Tochter Caecilia Attica dort einlogiert.[6])

In diesem Jahre finden wir ihn erst im Dezember zur Zeit der Saturnalien auf dem Cumanum; hier wird ihm der Besuch Caesars zu teil, aber mit einem so grofsen Gefolge von Freigelassenen und Soldaten (2000 Mann), dafs die Räume der Villa nicht ausreichen. Im Festsaal des Hauses speist Caesar selbst mit dem Hausherrn und einigen Freunden, in drei Triklinien das Gefolge im engeren Sinne, in anderen Räumen die weniger angesehenen Freigelassenen und die Sklaven; für die Soldaten aber hat man auf den benachbarten Äckern ein Lager aufgeschlagen. Das Ganze gleicht mehr einer Einquartierung als einem Besuche.[7]) Auch im J. 44 räumte Cicero das Cumanum, nachdem er nur vom 18. April bis 1. Mai dort gehaust[8]) und dabei die Bekanntschaft Octavians gemacht hatte[9]), der Gattin und Tochter des Atticus ein.[10]) Am 18. Mai besuchte er nordwärts reisend diese beiden auf dem Cumanum[11]), ein späterer Aufenthalt daselbst ist aber nicht nachweisbar. —

Cicero hat vermutlich nicht ohne Bedenken im J. 56 die Villa am Lucrinersee erworben. Denn diese Gegend war bei aller Schönheit auch in gewissem Sinne verrufen, und zwar nicht nur wegen der starken Verlockung zum Genufs der

---

[1]) Der Briefwechsel S. 395. [2]) A. a. O. S. 401.

[3]) A. a. O. S. 413 f. [4]) Briefwechsel S. 423. [5]) S. S. 475 f.

[6]) Ad Att. XII 42 (37, 1—3), 1; 47 (40), 5; 55 (47, 3—48); 52 (45, 2—3); XIII 30 (27), vgl. Cantarelli, Cecilia Attica und O. E. Schmidt, Wochenschr. f. kl. Phil. 1898 S. 403.

[7]) Ad Att. XIII 56 (52); diesen Brief und die Bewirtung Caesars verlegte ich früher (Briefwechsel S. 68 434) auf das Puteolanum. Indessen ist es, da dies erst im Herbst dieses Jahres gekauft wurde und baufällig war, ohnehin zweifelhaft, ob Cicero dort schon im Dezember desselben Jahres einen so vornehmen Gast bewirten konnte. Aufserdem aber widerspricht der früheren Ortsangabe der Brief Ad Att. XIII 56 selbst: *Puteolis se aiebat unum diem fore, alterum ad Baias.* Caesar ist vermutlich am 18. Dez. von Sinuessa her am Lucrinersee angekommen und hatte an diesem Tage bei Philippus, dem Stiefvater Octavians, gespeist (Ad Att. XIII 56, 1); am 19. wird keine Ortsveränderung vorgenommen (*Ille tertiis Saturnalibus apud Philippum a. h. VII nec quemquam admisit: rationes opinor cum Balbo; inde ambulavit in litore. Post h. VIII in balneum; tum audivit de Mamurra; non mutavit. Unctus est, accubuit* (sc. in Cumano Ciceronis). Der 20. Dez. sollte dann in Puteoli, der 21. in Bajae zugebracht werden, wo Caesar selbst eine Villa besafs; vgl. Pl. V in Belochs Atlas von Campanien. Ein weiterer Beweis für meine Annahme liegt darin, dafs in der That die Villa des Philippus (s. o.) dem Cumanum Ciceros benachbart war; vgl. Ad Att. XIV 11, 2: *Modo venit Octavius et quidem in proximam villam Philippi.*

[8]) Ad Att. XIV 9—16. [9]) Ad Att. XIV 10, 3; 11, 2; 12, 2.

[10]) Ad Att. XIV 10, 2; 16, 1. [11]) Ad Att. XV 1^b, 1.

Liebes- und Tafelfreuden, die dort seit Sullas Tagen heimisch gewesen zu sein scheint. Während das Tusculanum mit seinem Blick auf die Campagna, den Schauplatz altrömischer Virtus, und auf das Kapitol wie von selbst eine republikanische Gesinnung und einen gewissen Stoicismus empfahl, während das Arpinas inmitten einer bäuerlichen und das antiatische Haus nebst dem Formianum inmitten einer bürgerlichen Gesellschaft altrömische Ehrbarkeit und die republikanischen Ideale der Väter zu predigen schienen, war unter der linden Luft und am lauen Wasser des Lucrinersees keine andere Philosophie denkbar als ein krasses Epikureertum, und seitdem die Triumvirn mit ihrem Anhang an diesem 'Wonnekessel' ihre Regierungsferien abhielten, schien es, als beuge sich jeder Römer dort vor der neuen Tyrannis und werde ein Tyrannenknecht. Darum hatte es Atticus im J. 59 für unpassend erachtet, dafs Cicero damals auf sein Pompejanum reise; denn wenn auch Pompeji der Sphäre von Bajae und Cumae etwas entrückt war, so galt doch damals, im Konsulatsjahre Caesars, der ganze Golf von Neapel als *crater ille delicatus*[1]), weil man natürlich bei der Durchreise durch Cumae und Puteoli und auch vom Pompejanum aus den Machthabern Besuche machen mufste. Cicero teilte damals diese Empfindung und blieb auf seinem Formianum. Wenn er nun trotzdem im J. 56 das Besitztum am Lucrinersee, also an den Pforten von Bajae, erwarb, so lag dem wohl der Wunsch zu Grunde, mit der regierenden Gesellschaft, die ihn durch Clodius und die Verbannung so hart bestraft hatte, in aussöhnende Verbindung zu treten. Er hatte auch erkannt, dafs er in seiner Isolierung allen Einflufs auf den Gang der Staatsmaschine verliere und dafs zwischen den monarchischen Plänen des Caesar und Pompejus einerseits und den republikanischen Idealen des Adels und der besseren Bürgerschaft anderseits ein Kompromifs geschlossen werden müsse. Trotzdem war ihm anfangs dabei nicht eben wohl zu Mute. Noch im J. 55 schreibt er: 'Ich grase hier in der Bibliothek des Faustus Sulla: Du glaubst wohl, dafs ich mich hier an puteolanischen und lucrinensischen Delikatessen weide? Auch daran fehlt es nicht, aber, bei Gott, ich lasse die andern Lustbarkeiten aus Trauer um den Staat beiseite, tröste und erquicke mich an den Wissenschaften und möchte lieber mit Dir auf der kleinen Bank sitzen, die Du unter Aristoteles' Bild hast, als auf dem elfenbeinernen Sessel der Machthaber, und ich möchte lieber bei Dir und mit Dir spazieren gehen als mit dem, mit dem ich wohl «gehen» mufs [Pompejus].'[2]) Aber allmählich söhnt er sich mit den Verhältnissen aus und vollzieht in seiner Brust die Wandlung vom Republikaner zum Konstitutionellen, die in den Büchern vom Staate zum Ausdrucke kommt (Briefwechsel S. 12).

Es ist kein Zufall, dafs Cicero im Mai 54 gerade auf dem Cumanum mit der Abfassung der 6 Bücher 'Über den Staat' begann. Er lebte hier inmitten der drei Faktoren des Staats, die es untereinander zu versöhnen galt: im nahen Puteoli, einer Handelsstadt von gegen 100 000 Einwohnern, stand er in Ver-

[1]) Ad Att. II 8, 2: *Quoniam putas praetermittendum nobis esse hoc tempore Cratera illum delicatum*; vgl. Strab. V 4, 3 u. 8: *ὁ κόλπος ὁ Κρατὴρ προσαγορευόμενος.*

[2]) Ad Att. IV 10, 1.

bindung mit der wohlhabenden, handeltreibenden Bürgerschaft (s. u.), am Lucrinersee safsen Vertreter des republikanischen Adels, wie Hortensius, und Anhänger der Reichsfeldherrn Pompejus und Caesar. Hier hat Cicero die wichtigste Krisis durchgemacht und sein neues Programm des Konstitutionalismus geboren. Er vertrat es wissenschaftlich, indem er in den Büchern über den Staat eine Teilung der Gewalt zwischen Senat, Volk und den Reichsfeldherrn forderte[1]), praktisch, indem er seinen Bruder Quintus nicht hinderte, in Caesars Heer ein geschätzter General zu werden.[2]) So sind die am Sinus Cumanus geschriebenen Bücher über den Staat, worauf ich schon an anderer Stelle hingewiesen habe[3]), nicht als blofse staatswissenschaftliche, theoretische Schriften zu betrachten, sondern besitzen eine hervorragend praktische Bedeutung, sie sind ein Mahnruf des ersten Publizisten seiner Zeit an sein Volk zur Herstellung des inneren Friedens unter Verhältnissen, in denen ein Bürgerkrieg nichts anderes gebären konnte als die Militärdiktatur[4]), und so sind sie auch von den Zeitgenossen verstanden worden.[5])

Indes Cicero war am Lucrinersee nicht nur der warmblütige Vaterlandsfreund und Publizist, sondern auch ein begeisterter Naturfreund, wie es in der humanen Geistesrichtung, die in ihm ihren Höhepunkt erreichte, begründet lag.[6]) Namentlich mit der Natur des ihn umgebenden Meeres trat er hier in noch engere Beziehung als in Antium. An seinen Bruder schreibt er bald nach dessen Abreise: 'Ich schreibe an dem Werke über den Staat, über das ich noch mit Dir gesprochen habe, ein mühsames und arbeitsvolles Werk. Indes, wenn es nach Wunsch gerät, so wird meine Mühe nicht vergebens gewesen sein; wenn nicht, so will ich es in eben dieses Meer werfen, auf das ich beim Schreiben hinausschaue.'[7])

Das Meer bildet sozusagen auch den Vordergrund für die sich Unterredenden in den 'Academica'. 'Wie herrlich ist die Aussicht [vom Landgute des Hortensius in Bauli]: ich sehe drüben Puteoli, aber meinen Freund Avianius, der vielleicht gerade im Porticus des Neptun spazieren geht, sehe ich nicht ... Siehst Du dort jenes Schiff? Uns erscheint es stillzustehen, aber den Insassen scheint es, als bewege sich unsere Villa ...'[8]) 'Was scheint so eben zu sein, wie das Meer?'[9]) .. 'Wir sitzen am Lucrinersee und sehen die Fische springen.'[10])

[1]) De re publ. I 45: *Praestabit id, quod erit aequatum et temperatum ex tribus optimis rerum publicarum modis; placet enim esse quiddam in re publica praestans et regale, esse aliud auctoritati principum impartitum ac tributum, esse quasdam res servatas iudicio voluntatique multitudinis. Haec constitutio primum habet aequabilitatem quandam magnam, qua carere diutius vix possunt liberi, deinde firmitudinem.*

[2]) Quintus reiste im Mai 54 zu Caesar; vgl. Körner S. 40.

[3]) Briefwechsel S. 11 f. [4]) Ad Att. VII 5, 4.

[5]) Caelius, Ep. VIII 1 fin. (aus dem Jahre 51): *Tui politici libri omnibus vigent.*

[6]) Schneidewin, Antike Humanität S. 418 f.

[7]) Ad Q. II 12, 1: .. *in illud ipsum mare deiciemus, quod spectantes scribimus.* Über die Sitte, dem Studierzimmer selbst vermittelst eines Durchhaues die Aussicht übers Meer zu verschaffen, s. S. 491 u. 496.

[8]) Acad. prior. § 80. [9]) Fragm. Acad. II (Nonius S. 65).

[10]) Fragm. Acad. III (Nonius S. 65).

Dazu kommt der herrliche Preis des Meeres in dem Buche über die Natur der Gottheit: 'Wie grofs ist die Schönheit des Meeres! Welche Herrlichkeit des Ganzen, welche Menge und Mannigfaltigkeit der Inseln, welche Abwechselung und Lieblichkeit in den Ufern und Gestaden. Wie viele und wie verschiedene Arten von Meertieren giebt es, die teils auf dem tiefsten Grunde leben, teils in den Fluten hin und her schwimmen, teils mit ihren angeborenen Muscheln sich am Felsen festsaugen! Das Meer selbst aber sehnt sich so nach dem Lande und umschliefst es so mit seinen Dünen, dafs aus zwei Elementen eins zu werden scheint.'[1])

Schliefslich konnte Atticus, als Cicero im April 44 wieder einmal Frühlingstage am Lucrinus verlebte, die Frage aufwerfen, ob er, der im Binnenlande geborene Arpinate, wirklich einen Strandspaziergang den heimatlichen Bergen und der Aussicht von ihnen vorziehe, worauf Cicero: 'Es ist in der That, wie Du sagst; die Schönheit beider Gegenden ist so grofs, dafs ich nicht weifs, welcher ich den Vorzug geben soll.'[2]) So umstrickte ihn von Jahr zu Jahr mehr der Zauber des Meeres und liefs es ihn fast mit dem Auge des Dichters betrachten: 'Wie? Ist das Meer nicht blau wie der Himmel? Aber wenn seine Welle mit dem Ruder geschlagen wird, dann schimmert es violett, und seine Wasser sehen aus wie mit Farben übergossen ...'[3]) Als ich dieses Fragment aus den Academica las, mufste ich einer Bootfahrt in den Gewässern von Capri gedenken, wobei ich dieselben wunderbaren Farbenspiele wahrgenommen habe. Auch Cicero hat diese Beobachtungen sicherlich auf den zahlreichen Ruderfahrten angestellt, die ihn von einem Ort des paradiesischen Golfs zum andern führten.[4]) Denn er war gerade hier ein besonders gesuchter Gesellschafter. Er verkehrte zwanglos mit allen Kreisen der vielgestaltigen römischen Gesellschaft, mit Männern von altem Schrot und Korn, wie Hortensius und Marius, mit Vertretern der Geldaristokratie, mit Pompejus selbst und dem neuen Dienstadel, der sich in der Umgebung der Machthaber bildete; von Jahr zu Jahr wurde er mehr aufgesucht und umworben als Anwalt, Redner, Publizist und Muster geläuterten Geschmacks und edelster Humanität. Seine Accommodationsfähigkeit feierte am Lucrinus ihre gröfsten Triumphe. Es ist leicht, hier von Charakterlosigkeit zu reden und den Stab über ihn zu brechen; aber auch Goethe war ein anderer bei Hofe als in Strafsburg oder Wetzlar. Der innerste Mensch wird durch ein momentanes Sichanschmiegen an elegantere Daseinsformen nicht verändert, wohl aber zeigt gerade der geist- und gemütvolle Mann in der leichten Causerie der vornehmen Welt eine Reihe sonst schlummernder Eigenschaften: blendenden Witz, gewinnende Verbindlichkeit und jenen nur

---

[1]) De nat. deor. II 99.

[2]) Ad Att. XIV 13, 1: *Quaeris atque etiam me ipsum nescire arbitraris, utrum magis tumulis prospectuque an ambulatione ἁλιτενεῖ delecter. Est mehercule, ut dicis, utriusque loci tanta amoenitas, ut dubitem utra anteponenda sit* ...

[3]) Fragment aus Acad. II (Nonius S. 162): *Quid? mare nonne caeruleum? At eius unda, cum est pulsa remis, purpurascit: et quidem aquae tinctum quodam modo et infectum* ...

[4]) Ad Att. XIV 16, 1; 20, 1, 5; XVI 3, 6 u. s. w.

von bedeutenden Persönlichkeiten ausstrahlenden Zauber, den auch Napoleon I. bei der Betrachtung Goethes anerkannte mit den Worten: '*Voilà un homme!*' Wurden ihm die gesellschaftlichen Verpflichtungen am Lucrinersee lästig, so besaſs er in der Nähe auch einen wonnigen Zufluchtsort, mit dem uns der letzte Abschnitt (VII) bekannt machen soll.

VI. DAS PUTEOLANUM

> Niemals tadl' ich den Mann, der, immer thätig und rastlos
> Umgetrieben, das Meer und alle Straſsen der Erde
> Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet . . .
> Goethe

Zu seinem Cumanum erwarb Cicero im J. 45 noch eine wertvolle Besitzung im benachbarten Puteoli hinzu. Er erhielt nämlich am 2. August dieses Jahres in Rom die Nachricht, daſs der ihm befreundete Bankier Cluvius in Puteoli gestorben sei und ihn zum Miterben eingesetzt habe.[1]) Am liebsten wäre Cicero baldigst selbst nach Puteoli geeilt[2]), um die wertvolle Hinterlassenschaft des Cluvius — bares Geld, Silbergeschirr, Grundbesitz[3]) — in Augenschein zu nehmen, aber Caesars Rückkehr aus Spanien scheint bevorzustehen, und so beauftragt er den befreundeten Bankier Vestorius mit seiner Vertretung. Die *horti Cluviani* wünscht er aber bei der anzuberaumenden Auktion selbst zu erwerben.[4]) Doch war er auſser stande, die hohe Kaufsumme für den wertvollen Besitz sofort zu bezahlen. Deshalb verhandelt er durch Balbus mit Caesar, seinem Miterben, und mit Lepta, dem andern Miterben, am 12. August 45 bei Balbus auf dem Lanuvinum.[5]) Der Kauf kam zu stande, denn im Frühjahr 44 war Cicero schon längere Zeit Besitzer der horti Cluviani, seines Puteolanum.[6])

Das weitläufige Grundstück war nicht durchweg in gutem Zustande: 'Wenn Du fragst, wozu ich den Baumeister Chrysippus herbeigerufen habe, so wisse, daſs mir zwei Läden eingestürzt sind, die übrigen aber haben so groſse Mauerrisse, daſs nicht nur die Mieter, sondern auch die Mäuse die Flucht ergriffen haben.'[7]) Wegen des Neubaues wohnte Cicero im April 44 noch nicht auf dem Puteolanum.[8])

Warum aber hatte er unter solchen Umständen das Puteolanum überhaupt erworben? Den Genuſs der Landschaft, des Meeres und der Gesellschaft bot ihm doch sein Cumanum im höchsten Maſse. Wozu also eine zweite Besitzung in derselben Gegend, die noch dazu ihre Sorgen mit sich

[1]) Ad Att. XIII 52 (48), 1: *Lepta me rogat, ut, si quid sibi opus sit, accurram; mortuus enim † Babullius.* Für *Babullius* ist m. E. zu schreiben *Pu. cluvius = Puteolis Cluvius*; vgl. Ad Att. XIII 40 (37), 4; 48 (45), 2; 49 (46), 3; 50 (47ª); 54 (50), 2.

[2]) Ad Att. XIII 48 (45), 2. [3]) Ad Att. XIII 48 (45), 3.

[4]) Ad Att. XIII 49 (46), 3. [5]) Ad Att. XIII 49 (46), 1.

[6]) Ad Att. XIV 7, 1; 9, 1. [7]) Ad Att. XIV 9, 1.

[8]) A. a. O. § 2 u. 3 zeigen, daſs er auf dem Cumanum wohnt; vgl. 10, 3: *Eodemque die mecum in Cumano.*

brachte?[1]) Die Antwort auf diese Frage enthält der Brief an Atticus XIV 10, 3: 'Bald werde ich eine 100%ige Rente aus dem Puteolanum haben, denn ich habe im ersten Jahre bereits 80% daraus gezogen.' Selbst die Notwendigkeit eines teilweisen Neubaus schadet der Rentabilität nicht, denn Cicero schreibt am 21. April 44 Ad Att. XIV 11, 2 hoffnungsvoll: 'Über das Cluvianum teile ich Dir mit, da Du meinen Angelegenheiten noch mehr Eifer widmest, als ich selbst, dafs es 100% tragen wird: der Einsturz [einiger Läden] hat den Besitz nicht schlechter gemacht, sondern vielleicht noch ertragsreicher.' Demnach war das Puteolanum nicht in erster Linie ein Luxusbau, sondern ein Nutzbau mit Läden und Mietwohnungen, eine Anlage, wie deren viele in Pompeji ausgegraben worden sind, von Cicero angekauft, um von dem darin angelegten Kapital möglichst hohe Zinsen zu erzielen. Nebenher aber gewährte die Besitzung auch die Annehmlichkeit eines bequemeren Verkehrs mit einigen Grofskaufleuten in Puteoli, die dem Cicero näher standen, wie C. Avianius[2]) und Vestorius. Endlich war sie ein sehr geeigneter Ausgangspunkt für Seefahrten nach der gegenüberliegenden Insel Nesis, nach Neapel und Pompeji.[3]) Aus diesen Gründen setzte Cicero die Teile des Puteolanum, die er gelegentlich zu benutzen gedachte, schnell in wohnlichen Stand und siedelte bereits am 1. Mai 44 auf die horti Cluviani = Puteolanum über, um, wie im J. 45, auch diesmal wieder der Gattin und Tochter des Freundes den Genufs des herrlichen Cumanum zu gönnen.[4]) Und als er am 2. Mai bereits wieder die Anker löste, um das Pompejanum aufzusuchen, so bemerkt er doch

[1]) In der That hat neuerdings J. Beloch in seinem mehrerwähnten Buche über Campanien S. 175 die Ansicht aufgestellt, dafs Cicero, da sich die Vorstädte von Puteoli bis in die Nähe seiner Villa am Lucrinus ausdehnten, diese Villa bald als Puteolanum, bald als Cumanum bezeichne. 'Es ist völlig ungereimt, von zwei Villen Ciceros in dieser Gegend zu fabeln, und am allerwenigsten sollte man es sich zu Schulden kommen lassen, die Akademie als Puteolanum zu bezeichnen. Nun giebt es allerdings eine Stelle, die bei flüchtigem Durchlesen zu der Annahme verleiten könnte, das Puteolanum Ciceros sei von seinem Cumanum verschieden gewesen. *Heri dederam ad te litteras exiens e Puteolano deverteramque in Cumanum* (Ad Att. XV 1[b], 1; 44 a. Chr.). Aber dieses Puteolanum ist wahrscheinlich identisch mit den horti Cluviani, die Cicero im Jahre vorher geerbt hatte.' Hier ist Richtiges mit Falschem vermengt. Richtig ist, dafs Cicero vor dem Herbste 45 kein Puteolanum besafs und dafs dieser Begriff mit *horti Cluviani* oder auch *Cluviana* (Ad Att. XIV 9, 1) identisch ist. Falsch ist die Schlufsfolgerung, denn die *horti Cluviani* enthielten aufser Gartenanlagen eben auch eine Villa mit eingebauten Läden, also gab es ein Puteolanum Ciceros. Falsch ist auch die Angabe, dafs Cicero die Ausdrücke Puteolanum und Cumanum promiscue gebrauche. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade in einer einzigen Stelle der Fall, Ep. V 15, 2 [an Luccejus aus dem Mai 45; vgl. O. E. Schmidt in Mendelssohns Ausg. S. 456]: *Cum essemus vicini ... in Puteolano.* Cicero denkt hier an sein Cumanum — denn das Puteolanum besafs er damals noch nicht —, schreibt aber in Puteolano, weil die Villa des Luccejus dort lag. Sonst bezeichnet der Ausdruck Puteolanum immer nur die wirklich auch auf dem Stadtgebiete von Puteoli liegende Besitzung = *Cluviana*, so z. B. in der oben citierten Stelle Ad Att. XV 1[b], 1 und ferner in De fato 2; Ad Att. XIV 16; XV 1[a], 2; 28; XVI 7, 1.

[2]) Acad. prior. § 80. [3]) Ad Att. XIV 16, 1; 17, 1; 20, 1; 21, 4; XIV 1[a], 3.

[4]) Ad Att. XIV 15, 3; 16, 1, wo mit Schiche *VI. Non. conscendens* zu lesen ist, und darnach wohl *cum pridie Piliae ...*

mit Stolz: 'Nach wenigen Tagen werde ich in meine puteolanischen und cumanischen Königreiche zurückfahren, Gegenden, die herrlicher wären als alle, wenn man nicht vor der Menge der Störenfriede fast die Flucht ergreifen müfste.'[1]) Unter diesen Störenfrieden verstand er damals besonders die beiden designierten Konsuln Hirtius und Pansa, altgediente Generale, die sich vor dem Antritt ihres Amtes bei Cicero den letzten rednerischen Schliff erwerben wollten.[2]) Trotzdem hielt darnach Cicero vom 11.—17. Mai auf dem Puteolanum aus[3]) und kehrte auch am 7. Juli dahin zurück, um vor seiner geplanten griechischen Reise mit M. Brutus auf der Insel Nesis Rats zu pflegen.[4]) Diese Reise kam bekanntlich nicht zur Ausführung. Am 25. Oktober 44 war Cicero wieder in Puteoli, schrieb hier Ad Att. XV 13 und blieb in dieser Gegend, wie es scheint, bis zum 7. November[5]); er wird in dieser Zeit natürlich auch sein Cumanum und Pompejanum aufgesucht haben, aber das Puteolanum bot ihm doch die gröfste Sicherheit vor Antonius und die besten Postverbindungen.[6]) Hier bahnte sich auch sein tragisches Verhängnis an: denn hier schlofs er den Bund mit Octavian.[7]) Seine *regna Cumana et Puteolana* sah er niemals wieder. —

Ciceros Puteolanum war eine umfangreiche Anlage. Deshalb darf man es nicht in der Nähe des Kastells von Pozzuoli und der Piazza suchen, überhaupt nicht im Innern der Stadt, auch nicht im Stadtteil Emporium selbst, dessen Küstenstreifen für eine Reihe antiker Bauten in Anspruch genommen wird, die aus zuverlässigen alten Abbildungen von Puteoli bekannt sind (Beloch, Atlas Pl. III). Wohl aber wird man das Grundstück Ciceros in der sich an das Emporium anschliefsenden westlichen Vorstadt suchen dürfen. Dafs hier noch eine verhältnismäfsig dichte Besiedlung vorhanden war, die die Läden und Mietwohnungen Ciceros wertvoll machten, zeigen die zahlreichen noch jetzt vorhandenen Reste von römischem Mauerwerk in dieser Gegend, die Ruinen des Circus und andere.

In der That wird in dieser Gegend ein Ruinenkomplex, der sich den steilen Abhang gegenüber der jetzigen Filiale der Armstrongschen Kanonenfabrik hinaufzieht, als Villa di Cicerone bezeichnet. Selbstverständlich ist diese Tradition ganz unzuverlässig, aber sie hat doch ungefähr die Stelle getroffen, wo wir uns nach alledem, was wir davon wissen, das Puteolanum denken müssen. Die Strafse von Puteoli an den Lucrinersee läuft längs der Küste auf schmaler Strandebene hin; rechts von ihr steigt ruinendurchzogenes Gelände schroff aufwärts

---

[1]) A. a. O.

[2]) Ad Att. XIV 14, 1, wo statt *de Pherionum more Puteolano* zu lesen ist *de P⟨ansae⟩ H⟨irtii⟩ novo more Puteolano*, vgl. Ad Att. XIV 12, 2: *Haud amo vel hos designatos qui etiam declamare me coëgerunt, ut ne apud aquas quidem acquiescere liceret*; vgl. O. E. Schmidt, Rhein. Mus. N. F. LII S. 233 f. Ad Att. XIV 21, 4; XV 1: *Hirtius erat apud me in Puteolano: ei legi et egi.* Ein Denkmal dieser Zeit ist die Hirtius gewidmete Schrift De fato; vgl. § 2.

[3]) Ad Att. XIV 20 1; XV 1ᵃ; 1ᵇ, 1.

[4]) Ad Att. XV 28; XVI 1, 1; 2, 3. [5]) Ad Att. XVI 10.

[6]) Ad Att. XVI 14, 1: *Nihil erat plane quod scriberem* (sc. ex Arpinati)*; nam cum Puteolis essem, cotidie aliquid novi de Octaviano, multa etiam falsa de Antonio.*

[7]) Ad Att. XVI 8.

zu einem Plateau. Die mehrfach erwähnten Läden der Villa lagen wohl längs einer oder mehrerer Strafsen, die auf dem Plateau hinliefen. Den steilen Abhang hinunter aber erstreckten sich Anlagen und Säulenhallen bis in die Nähe des Wassers. Die Aussicht vom Abhang hinunter aufs Meer und weiter hinüber nach Bajae und Misenum, wie sie das beigegebene Bild bietet (Taf. II Nr. 3), ist wunderschön; zwischen den Trümmern gedeihen Feigenbäume, am Boden wächst dieselbe purpurrote Blume, die auch den toten Strand von Antium so schön belebt. In der Kaiserzeit gehörte Ciceros Puteolanum dem Romantiker Hadrian, er liefs sich darin nach seinem qualvollen Tode bestatten.[1])

VII. DAS POMPEIANUM

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.
Goethe

Die südlichste Besitzung Ciceros war eine Villa bei Pompeji. Er hat sie weit länger besessen als die anderen Villen am Golf von Neapel, das Cumanum und das Puteolanum. Denn Cicero erwähnt einen dort genossenen Aufenthalt bereits im Mai 60[2]), und aus dem Juni desselben Jahres besitzen wir die Angabe, dafs kostspielige Umbauten, die Cicero auf dem Pompejanum vorgenommen hat, seine Schuldenlast vermehrt haben.[3]) Anderseits aber scheint er das Pompejanum bei Beginn des Jahres 66 noch nicht besessen zu haben, sonst wäre es Ad Att. I 4, 3 mit genannt.

Mehr als bei den anderen Villen interessiert uns bei dem Pompejanum die Frage, wo es gelegen habe. Denn da Pompeji 122 Jahre nach Ciceros Tod in sein Aschengrab versank, um uns unter der schützenden Decke als das lebensfrischeste Denkmal des Altertums erhalten zu bleiben, so besteht die Möglichkeit, dafs auch Ciceros Pompejanum dort noch vorhanden sei. Die von den Italienern des vorigen Jahrhunderts herrührende Tradition bezeichnet als sein Pompejanum die Reste eines Hauses an der Via Herculana, das man, wenn man aus der Stadt kommend die Porta Herculana durchschritten hat, bald darauf zur linken Hand vor sich sieht. Dieses Haus wurde im J. 1763, als die Ausgrabungen noch mit sehr geringen Mitteln und sehr dilettantisch betrieben wurden, aufgedeckt und besonders wegen der darin gefundenen Kunstschätze als Ciceros Pompejanum bezeichnet. Nur auf solche Dinge machte man damals Jagd, die Gebäude an sich interessierten nicht; so wurden denn die vorgefundenen Wandbilder (Tänzerinnen, Seiltänzer, Centaurengruppen), vor allem aber zwei fein ausgeführte Mosaiken von Dioskurides aus Samos, auf denen Komödienscenen dargestellt waren, ausgesägt und ausgebrochen — sie sind jetzt im Nationalmuseum in Neapel —, alles übrige aber, bis auf den geringen noch jetzt sichtbaren Rest: einige Zimmer und ein nach der Strafse zu gelegener Porticus, wieder verschüttet. Dafs unter diesen Umständen die

[1]) Spartian, Hadrian. 25, 6 f.: *Apud ipsas Baias perit die VI Iduum Iuliarum. Invisusque omnibus sepultus est in villa Ciceroniana Puteolis.*

[2]) Ad Att. I 20, 1; vgl. Sternkopf, Elberfelder Progr. S. 20.

[3]) Ad Att. II 1, 11; vgl. Sternkopf a. a. O.

moderne Archäologie nicht an dem Glauben festhielt, hier sei Ciceros Pompejanum aufgedeckt, ist nicht wunderbar. Aber es ist auch nicht alles stichhaltig, was z. B. Overbeck und Mau, 'Pompeji' S. 11 darüber sagen. 'Die erste namhafte Person, von der wir eine solche Ansiedlung in Pompeji erfahren, ist Cicero, welcher, obgleich nicht unbeträchtlich verschuldet, sich neben seinem Landsitze in Puteoli noch einen solchen in Pompeji kaufte, von dem er in seinen Briefen (Epp. ad div. 7, 1) zu erzählen weifs. Die Annahme freilich, dafs die unter dem Namen der Villa Ciceros bekannten, dicht vor dem Herculaner Thor gelegenen, 1763 aufgegrabenen und zum gröfsten Teile bald wieder zugeschütteten Ruinen einer Villa vielleicht dem Pompejanum des grofsen Redners angehören, ist grundlos, und schon deshalb nicht glaublich, weil Cicero in seinen Briefen ganz besonders die stille Zurückgezogenheit seines Landsitzes rühmt, was sich mit der Lage der in Rede stehenden Villa an der Heerstrafse kaum verträgt.' Hier ist fälschlich behauptet, dafs Cicero sein Pompejanum zu seinem Puteolanum hinzugekauft habe: vielmehr besafs er das Pompejanum mindestens 15 Jahre vor dem Puteolanum und mindestens 4 Jahre vor dem Cumanum. Ferner ist es nicht zutreffend, dafs 'die stille Zurückgezogenheit des Landsitzes' unvereinbar gewesen sei mit der Lage an der Heerstrafse. Es ist allerdings Thatsache, dafs Cicero öfters, um ungestörter zu sein, auf sein Pompejanum entwich (s. S. 495), aber aus welcher Umgebung? Aus dem üppigen, geräuschvollen, gesellschaftlich anstrengenden Badeleben der Aristokratie, das ihn am Lucrinus, an den Pforten von Bajae, umgab. Im Vergleiche dazu war Pompeji eine stille Landstadt, halb griechischen, halb römisch-oskischen Gepräges, vor deren Thoren nur wenige römische Grofse Landsitze besafsen.[1]) Niemand erhob hier an ihn Ansprüche als etwa sein gleichgesinnter Freund Marius, niemand stellte ihm verfängliche Fragen, es gab keine grofsen Diners. Was kümmerten ihn, falls er vor dem Herculanerthor hauste, die kleinen Landleute und Händler, die dort mit ihren Marktwaren in die Stadt zogen: rechts und links war er durch Grabmäler vor lästigen Nachbarn geschützt, und überdies lagen doch gerade die wichtigsten Zimmer, wie in der nahen Villa des Diomedes (s. u.), fern von der Strafse, den Bergen und dem Meere zugekehrt. Also diese Beweisführung Overbecks gegen die italienische Tradition zerfällt bei näherem Zusehen in nichts. Vielmehr giebt es in Ciceros Schriften einige von Overbeck nicht herangezogene Stellen, die darauf führen, dafs Ciceros Pompejanum wirklich vor dem Herculaner Thore gelegen haben mufs. Da ist vor allem die Betrachtung zu nennen, die Cicero in den Academica über die Sehweite des menschlichen Auges anstellt. Er befindet sich mit den anderen Wortführern des Dialogs auf der Villa des Hortensius in Bauli[2]), und sagt: 'Das Cumanum des Catulus sehe ich von hier aus, mein Pompejanum aber sehe ich nicht, und doch liegt nichts dazwischen, was das Sehen hindern könnte, sondern die Seh-

[1]) Mit Sicherheit ist von den Zeitgenossen Ciceros nur M. Marius (Ep. VII 1—4) als Ansiedler bei Pompeji zu ermitteln. Von Pansa ist es trotz Ad Att. XIV 20, 4: *Cum Pansa vixi in Pompeiano* unsicher; er konnte irgendwo als Gast gewesen sein.

[2]) Vgl. S. 479.

kraft läfst sich nicht weiter anspannen.'[1]) Aus dieser Stelle folgt mit zwingender Sicherheit, dafs Ciceros Pompejanum so hoch lag, dafs man seine Stelle bei klarem Wetter mit einem modernen scharfen Fernglase vom Strande zwischen Bajae und Cumae erkennen könnte. Es giebt aber in der Umgebung Pompejis, soweit sie sich an die Stadtmauer anlehnt, nur eine einzige Gegend, die, soviel ich bei einer Umwanderung derselben wahrnehmen konnte, dieser Forderung entspricht: nämlich die vor dem Herculaner Thor. Hier hat der erstarrte Lavastrom, auf dem Pompeji gegründet ist, an seinem dem Meere zugekehrten Westende seine höchste Frhebung (42,53 m), von hier schweift das Auge ungehindert über das Meer hinüber an die Buchten von Puteoli und Bajae. Hierzu kommt von anderer Seite eine Bestätigung. In dem anmutigen Briefe Ep. VII 1, von dem unten weiter die Rede sein wird, malt sich Cicero aus, wie sein Freund und Nachbar[2]) M. Marius im Oktober 55 die Tage genossen haben werde, die Cicero selbst zur Teilnahme an den Eröffnungsfeierlichkeiten des Theaters des Pompejus in Rom verwenden zu müssen glaubte. 'Ich zweifle nicht, dafs Du an diesen Tagen in Deinem Ruhegemach, von dem aus Du Dir den Blick auf den Meerbusen von Stabiae geöffnet und freigemacht hast, die Morgenstunden mit angenehmer Lektüre verbracht hast, während die, die Dich dort [auf dem Pompejanum] zurückgelassen haben, mit Gähnen und langer Weile sich die allergewöhnlichsten Mimen ansehen mufsten.'[3]) Was Cicero vom Freunde erwartete, wäre gegebenen Falls sein eigenes Tagewerk gewesen, und so darf man wohl auch weiter schliefsen: die Aussicht aus den Fenstern des Ruhegemachs, die er so anschaulich beschreibt, genofs er selbst, wenn er auf dem Pompejanum weilte. Nun ist aber das Meer in der Richtung auf Stabiae, das heutige Castellammare, von keinem andern Punkte der nächsten Umgebung Pompejis zu übersehen, als von dem hochgelegenen Stück der Via Herculana unmittelbar vor dem Herculaner Thor; weiterhin senkt sich diese Strafse rasch zur Strandebene hinab. Folglich mufs sowohl die Villa Ciceros als die des Marius dort an der Gräberstrafse gelegen haben; in beiden kehrten die Hauptzimmer ihre Fenster nicht zur Strafse, sondern dem Meere zu, das im Altertum noch etwas näher an den Stadthügel von Pompeji heranreichte als heute; von beiden senkten sich vermutlich Gartenanlagen und Baumpflanzungen, durch deren Wipfel ein Durchblick auf die Bucht von Stabiae gehauen war, zum Strande hinunter, wo das Seebad und die Bootstation lockte.[4])

[1]) Acad. II 80: *Ut enim vera videamus, quam longe videmus! Ego Catuli Cumanum ex hoc loco cerno, Pompeianum non cerno neque quicquam interiectum est, quod obstet, sed intendi acies longius non potest.* Dafs hier nicht etwa ein Pompejanum des Catulus, sondern Ciceros Pompejanum gemeint ist, folgt aus II 9: *Erat constitutum, si ventus esset, Lucullo in Neapolitanum, mihi in Pompeianum navigare.*

[2]) Ep. VII 3, 1.

[3]) Diese Stelle ist ohne Not mit Konjekturen und künstlichen Auslegungen heimgesucht worden, die alle in sich zusammenfallen, wenn man das Terrain vor Augen hat. Es ist einfach mit MR zu schreiben: *Ex quo tibi Stabianum perforasti et patefecisti senum = sinum.*

[4]) Ad Att. XVI 7, 8: *Haec scripsi navigans, cum Pompeianum accederem.*

Nachdem ich mir dies alles klargemacht hatte, betrachtete ich die Umgebung des Herculaner Thores mit noch innigerer Teilnahme als zuvor. Ein Platz innerhalb des Thores kann für Ciceros Villa nicht in Betracht kommen, obwohl Overbeck a. a. O. irrtümlich von einer Ansiedlung in Pompeji spricht, da die Stadtmauer nicht nur die Aussicht, sondern auch den freien Verkehr mit dem Meere hemmt, und da Cicero niemals erwähnt, er sei in Pompeji (*Pompeiis*) gewesen, sondern immer *in Pompeiano*, d. h. auf einem aufserhalb der Mauer, aber innerhalb der Stadtflur gelegenen Grundstücke. Aufserhalb des Thores können nach dem jetzigen Stande der Ausgrabungen für Ciceros Pompejanum nur drei Grundstücke in Betracht kommen:

1) die rechts der Strafse gelegene Casa delle colonne di mosaico. Sie hatte den Garten nach der Strafse zu, in dem ein von vier Mosaiksäulen getragener Pavillon stand — die Säulen sind jetzt in Neapel, an Ort und Stelle aber erhalten ist die schöne mit buntem Mosaik verzierte Brunnennische, links davon ein Hof mit Altar und Kapelle und eine aufwärts führende Treppe. Die oberen Teile der Villa sind noch nicht ausgegraben. Die Aussicht von dem Gelände über der Treppe würde vollkommen unseren Anforderungen entsprechen, aber dieser Villa fehlte die unmittelbare Verbindung mit dem Meere, die durch die links der Strafse liegenden Grundstücke gehindert wird.

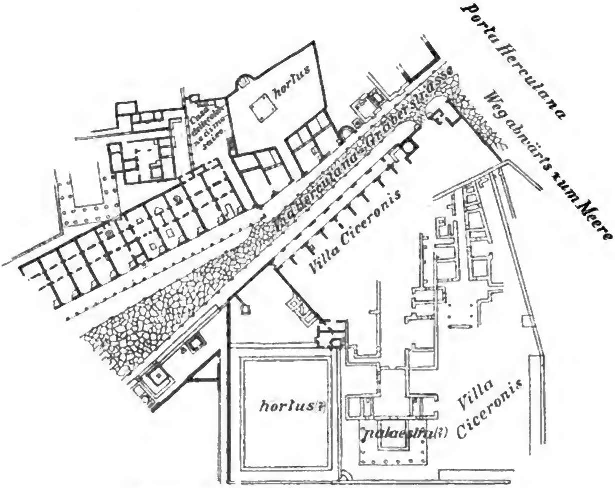
2) die etwas weiter abwärts, aber noch immer in aussichtsreichem Terrain links der Strafse liegende sogenannte Villa des Diomedes. Sie hat ihren Namen ganz willkürlich von einigen ihr gegenüberliegenden Gräbern erhalten und zeigt in ihrer Anlage alle Erfordernisse eines Landsitzes nach Ciceros Geschmack. Den Mittelpunkt bildet ein geräumiges Peristyl, links davon an einem kleinen Hofe liegen die Baderäume (Piscina, Apodyterium, Tepidarium, Caldarium); nach dem Meere zu gelangt man durch ein Vorzimmer aus dem Peristyl in ein prachtvolles Ruhegemach (Cubiculum), in dessen Aufsenwand drei grofse Fenster eingelassen sind, die die herrlichste Aussicht über den Meerbusen von Stabiae gewähren, ganz wie sie Cicero in dem Briefe Ep. VII 1 beschreibt. Auch an einer Terrasse und einem grofsen mit Säulenhallen umgebenen Garten fehlte es nicht (vgl. den Plan bei Overbeck-Mau S. 370). Überdies bezeugt Mau (Pomp. Beitr. S. 151), dafs diese Villa nach Bauart und Malerei aus republikanischer Zeit stammt.

3) die sogenannte Villa di Cicerone, ebenfalls auf der linken Seite der Strafse vor dem Herculaner Thor, aber weit höher gelegen als Nr. 2. Einen allerdings nur unvollständigen Plan davon bietet Overbeck-Mau S. 399 nach Pomp. ant. hist. vol. I tab. 2. Sie hatte längs der Strafse, wie es scheint, einen Wirtschaftshof und einen Porticus, viele Zimmer, einen grofsen Garten, Terrassen. Genaueres läfst der Plan nicht erkennen.

Fafst man alle Argumente zusammen, so glaube ich wenigstens die Wahrscheinlichkeit aussprechen zu können, dafs in Nr. 2 die Villa des Marius, in Nr. 3 das Pompejanum Ciceros vorliegt, dessen hohe Lage ja ausdrücklich bezeugt ist. Eine erneute Ausgrabung und genaue Aufnahme der verschütteten

Baulichkeiten ist dringend zu wünschen und als eine Ehrenpflicht der rührigen Leitung der pompejanischen Ausgrabungen zu bezeichnen.[1])

Den ersten nachweisbaren Aufenthalt Ciceros auf dem Pompejanum im Frühling 60 habe ich schon erwähnt. Im folgenden J. 59 unterblieb der für den Monat Mai geplante Aufenthalt am 'Wonnekessel' aus Gründen, die



Villa Ciceros vor dem Herkulanerthor bei Pompeji (vgl. Taf. II Nr. 4)

oben (S. 483) erörtert worden sind. Dann kam seine Verbannung. So sah er das Pompejanum erst im April 56 auf kurze Zeit wieder[2]) und ebenso im J. 55 am 24. April, doch kehrte er schon am 25. auf sein Cumanum zurück, um sich von Pompejus zu verabschieden.[3]) Es ist aber anzunehmen, dafs Cicero in diesem Jahre noch längere Zeit auf seinem Pompejanum verweilte, ohne dafs wir es direkt nachweisen können. Denn der Brief Ad Att. IV 13 (vom

[1]) Giuseppe Fiorelli, der hochverdiente Direktor der Ausgrabungen, hat sich in seiner Descrizione di Pompei (Napoli 1875) S. 404 über die fraglichen Ruinen allerdings in ganz anderem Sinne ausgesprochen; er sieht in ihnen *una splendida abitazione con bagni, cenacoli e botteghe* und tauft sie nach einem in einem der dazugehörigen Gärten gefundenen Steine mit der Inschrift: *Thermae M. Crassi Frugi aqua marina et baln. aqua dulci Ianuarius L.* als *praedia M. Crassi Frugi*. Ich meine aber: selbst wenn der Stein den Besitzer dieses Suburbanums zur Zeit der Verschüttung richtig nennt, besteht doch die Möglichkeit, dafs dieselben Liegenschaften ehedem dem Cicero gehörten.

[2]) Ad Q. II 5[a]; vgl. S. 480 Anm. 4. [3]) O. E. Schmidt, Wochenschr. f. klass. Phil. 1885 S. 1613.

15. Nov. 55) beweist, dafs Cicero vorher längere Zeit auf den von Rom entfernteren Villen gelebt und an den Büchern 'Über den Redner' gearbeitet hat, und aufserdem bildet der Brief an Marius VII 1 ein klassisches Denkmal der auf dem Pompejanum im Verein mit M. Marius verlebten Tage; ein Schimmer des dort genossenen Glücks liegt auf der bereits oben erwähnten Schilderung, wie Marius, und wir dürfen auch sagen Cicero, den Morgen mit edler Lektüre zubringt in einem stimmungsvoll dekorierten Gemach, aus dessen breiten Fenstern das Auge hinunterschweift ans Meer und darüber bis zu den Bergen von Castellammare. Dann spricht Cicero weiter zu Marius: 'Die übrigen Stunden des Tages aber durftest Du hinbringen in Freuden, die Du Dir nach eigenem Geschmacke bereitetest, während wir das über uns ergehen lassen mufsten, was nach dem Geschmacke des Spurius Maecius war.[1]) ... Die Mühe, die es kostete, die Ausstattung der Stücke zu sehen, zerstörte alle Heiterkeit, und gerade diese Ausstattung hast Du gewifs herzlich gern entbehrt. Oder können uns die 6000 Maulesel in der «Clytämnestra» oder die 3000 Mischkessel im «Trojanischen Pferde» oder die Prunkwaffen der Reiterei und des Fufsvolks in irgend einem Gefecht auf der Bühne Genufs bereiten? Der grofse Haufe staunt darüber, aber Du hättest keine Freude daran gehabt. Wenn Du nun dafür während dieser Tage Deinem Vorleser Protogenes zugehört hast, so wirst Du, vorausgesetzt dafs er Dir nicht etwa gerade meine Reden vortrug, ein wieviel gröfseres Vergnügen gehabt haben als irgend einer von uns! Denn ich glaube nicht, dafs Du die griechischen und oskischen Bühnenspiele vermifst hast, siehst Du doch Osker genug in Eurem Senate zu Pompeji, und die Griechen liebst Du so wenig, dafs Du Dich nicht einmal auf der «Griechischen Strafse» auf Dein Pompejanum tragen lassen willst.[2]) ... Pflege nur wie bisher Deinen schwachen Körper und schone Dich, damit Du [wenn ich komme] mich auf meinen Villen [Cumanum und Pompejanum] besuchen und mich in Deiner lieben Sänfte mit auf Reisen nehmen kannst.' —

Im J. 54 wechselte Cicero, während er an den Büchern 'Über den Staat' arbeitete, mit seinem Aufenthalte zwischen dem Cumanum und dem Pompejanum ab, hier wie dort beim Schriftstellern das Meer vor Augen.[3]) Im Februar 51, nach dem aufregenden Prozesse gegen Munatius Plancus Bursa[4]), freut sich Cicero unendlich auf das Wiedersehen mit Marius im Frühlinge[5]), aber dieser entführte ihn nach Cilicien: so konnte er das Pompejanum nur auf der Durchreise berühren.[6]) Im J. 50 weilte er etwa vom 10.—13. Dez. auf dieser Besitzung in schwerer Sorge um das Vaterland, denn der Ausbruch des Bürger-

[1]) Dieser hatte die Bühnenweihspiele des Pompejus zu besorgen; vgl. Horaz, Sat. I 10, 38.

[2]) Unter der Via Graeca ist wohl hier die Via Herculana zu verstehen, eine Fortsetzung der uralten Via Herculia, die von Bauli nach Puteoli lief — jetzt vom Wasser überspült — und von da über Neapel, Herculanum, Pompeji nach Stabiae führte. Man nannte sie Via Graeca wegen ihres Ursprungs und weil sie die griechischen Ortschaften des Golfs untereinander verband. Der gichtbrüchige Marius vermied sie wohl, weil sie teilweise schlecht erhalten war und wegen des steileren Anstiegs vom Strand zu seiner Besitzung. Er liefs sich wohl lieber durch die Porta Marina und die Stadt in sein Pompejanum tragen.

[3]) Ad Q. II 12, 1. [4]) Briefwechsel S. 71. [5]) Ep. VII 2. [6]) Briefwechsel S. 395

kriegs stand vor der Thür[1]), und ebenso eilte er am 12. Mai 49 von seinem Cumanum, wo für ihn die Schiffe zur Ausfahrt nach Osten gerüstet wurden, auf das Pompejanum hinüber, wo ihn der getreue Marius erwartete.[2]) Hier wurde ihm eine aus der Verworrenheit der Lage erklärliche Versuchung bereitet. Ein Bürger der Stadt, Ninnius, kam zu ihm heraus und meldete, am nächsten Morgen wollten die Centurionen dreier Cohorten, die Caesar in die Stadt gelegt hatte, ihm die Stadt übergeben. Cicero fuhr daraufhin am 13. Mai noch vor Tagesanbruch wieder an den Lucrinersee[3]) und sah das Pompejanum in den Stürmen des Kriegs und der Geschäfte nicht wieder vor dem November 46, und auch da nur auf einen Tag.[4]) Im J. 45 hinderte ihn Tullias Tod am Genusse des campanischen Wonnemonats, und im J. 44 nach Caesars Ermordung weilte er zwar vom 3.—10. Mai[5]) auf dem Pompejanum und dann nochmals seit dem 11. Juli[6]), aber in steigender Sorge vor der drohenden Militärdiktatur des Antonius, sodafs er am 17. Juli mit drei 'Zehnriemenbooten' in See stach, um nach Osten zu fahren.[7]) Doch die Liebe zum heimatlichen Boden liefs ihn den Vorsatz nicht ausführen, und schon am 19. August grüfste ihn sein hochgelegenes Pompejanum von neuem, als er es von Süden her mit seinen Schiffen 'anlief'.[8]) —

Worin lag der besondere Reiz dieses Landhauses für ihn?

Das Pompejanum war ihm jederzeit ein Ort stiller Sammlung, wo er im Anschauen einer wundervollen Natur, im geruhigen Verkehr mit wenigen gleichgestimmten Freunden sich selbst und seine humanen Lebensideale wiederfand, wenn sie ihm in den Äufserlichkeiten des üppigen Badelebens von Bajae[9]), in den aufregenden politischen Gesprächen am Lucrinus oder in den Geld- und Geschäftssorgen, die in Puteoli auf ihn einstürmten[10]), gefährdet sah. Deshalb entweicht Cicero so oft nur auf einen oder zwei Tage nach den verhältnismäfsig ruhigen Gefilden der Gräberstrafse vor dem Herculaner Thor, um mit M. Marius zu plaudern, mit dem ihn eine Freundschaft von unvergleichlicher Zartheit verband[11]), um einen litterarischen[12]) oder politischen Entschlufs[13]) zu

[1]) A. a. O. S. 14. [2]) Ep. VII 3, 1; Ad Att. X 15, 4; 16, 4; Briefwechsel S. 180.

[3]) A. a. O. S. 414. [4]) Ep. VII 4; Briefwechsel S. 423.

[5]) Ad Att. XIV 17, 1; 20, 1. [6]) A. a. O. XVI 2, 4.

[7]) A. a. O. XVI 3, 6: *Haec ego conscendens e Pompeiano tribus actuariolis decemscalmis.*

[8]) A. a. O. XVI 7 fin.: . . *cum Pompeianum accederem, XIIII. Kal.*

[9]) Ad Att. XIV 7, 1: *Baiana negotia chorumque illum* . . .

[10]) Ad Att. V 2, 2: *Habuimus in Cumano quasi pusillam Romam*; vgl. S. 487 f.

[11]) S. S. 480 f. Cicero fühlte sich dabei als bewufster Apostel der Humanität; vgl. Ep. VII 1, 5: *Te ipsum* (sc. Marium) *qui multos annos nihil aliud commentaris, docebo profecto, quid sit humaniter vivere.* Es ist auffallend, dafs Max Schneidewin in seinem Buche 'Die antike Humanität' in dem Kapitel über die Freundschaft in der antiken humanen Gesellschaft gerade dieses Verhältnis nicht dargestellt hat.

[12]) Ad Q. II 12, 1.

[13]) Vom 10.—13. Dez. 50, am 12. Mai 49, vom 11.—17. Juli 44, s. oben. So wollte er auch am 25. Okt. 44, als sich sein Konflikt mit Antonius einer tragischen Lösung zu nähern schien, vom Puteolanum auf das Pompejanum übersiedeln; vgl. Ad Att. XV 13, 6: *Non quo hoc loco* (Cumano vel Puteolano) *quicquam pulchrius, sed interpellatores illic minus*

fassen oder einige Stunden sich selbst zu leben.[1]) Was dem grofsen Vater der italienischen Renaissance im XIV. Jahrh., dem Francesco Petrarca, das stille Thal von Vaucluse war, das war für Cicero sein Pompejanum; und wenn Petrarca in seinem berühmten Buche 'Vom einsamen Leben' lehrte, das höchste Glück des Menschen sei das Lauschen auf die Regungen des eigenen Genius, so ist er darin wie in anderen Dingen der bewufste Nachahmer Ciceros, der dieses Glück besonders auf dem Pompejanum genofs. Die umgebende Natur war dabei nicht gleichgültig: das ewig flutende Meer, das Sinnbild des menschlichen Geisteslebens, und die ringsumher sichtbare Fruchtbarkeit Campaniens unterstützte ihn auf das glücklichste im litterarischen Schaffen. Liegt doch das Pompejanum, und darin sehe ich den innersten und stärksten Beweis für meine oben begründete Ansicht, auf dem schönsten Flecke des ganzen Stadtgebietes, der wie kein zweiter zur Anlage eines Ruhesitzes für einen vornehmen und human empfindenden Römer geschaffen war.

Ich genofs den ganzen Zauber dieses Erdenwinkels, als ich an einem Maitage, wie ihn nur Campanien kennt, meine Aufgabe in Pompeji abgeschlossen hatte und nun allein bei sinkender Sonne auf dem Erdreich stand, das die 1763 ausgegrabenen, aber dann wieder zugeschütteten Teile der Villa Ciceros bedeckt. Dieses Erdreich ist weit höher als das Niveau der Strafse, des Porticus und des daranstofsenden Wirtschaftshofes und senkt sich sanft zum Meere abwärts. Ich stand also vielleicht auf der Stelle, wo sich ehedem Ciceros Studierzimmer erhob, jedenfalls aber genofs ich hier dieselbe Aussicht, die ihn entzückte. Zur linken Hand sah ich die unvergleichlich fein gegliederte Berglandschaft, die sich von Castellammare nach Salerno hinüberzieht, im violetten Duft des Abendscheins leuchten, darin wie orangefarbene Rosen einzelne hellere Gipfel und im blauen Azur schwimmende Wolkenbällchen; gerade hinaus zu Füfsen der Ruinen sah ich die grüne Strandebene, zu der einst dicht an meinem Standpunkte vorüber der Bade- und Bootsweg hinunterführte[2]), dann das purpurfarbene Meer desselben Busens von Stabiae, zu dem sich Cicero und Marius den Blick gebahnt hatten, aus ihm hob sich wie ein verzauberter Wächter des Paradieses noch dunkler als das Wasser ein altes Felskastell, von leiser Flut umrauscht.

Aber auch die nähere und nächste Umgebung ist wunderschön. Zwei Cypressen eines alten Römergrabes rechts unten an der Strafse ragen dunkel und weihevoll in die linde Luft, und hinter mir liegt wie eine Fata Morgana die stille Stadt, das tote Gehäuse so reichen und so jäh vernichteten Lebens. Rings um mich her glühen Hunderte von roten Mohnblumen wie Fackeln aus dem grünen Gras, flinke Eidechsen huschen über die warmen Steine und eine

---

molesti. Aber Stürme und vor allem die Bitten Octavians verhinderten die Ausführung des Entschlusses; vgl. Ad Att. XVI 11, 1: *Ego me, ut scripseram, in Pompeianum non abdidi, primum tempestatibus, quibus nihil taetrius, deinde ab Octaviano cotidie litterae, ut negotium susciperem . . .*

[1]) Ep. VII 1, 5: *Quaero causas omnes aliquando vivendi arbitratu meo . . .*

[2]) Vgl. den beigegebenen Plan S. 493 und das Bild Taf. II Nr. 4.

grofse schwarze Schlange windet sich wie die Hüterin eines Heiligtums zu meinen Füfsen. Alles ist still, kein Hauch bewegt die Luft, sogar der Vesuv zur Rechten, der Zerstörer und Erhalter dieser Gebäude, macht Abendruhe und läfst nur eine feine weifse Wolke zum blauen Himmel hinaufschweben.

Es ist kein Zweifel: das Pompejanum war seiner Lage nach die Krone aller Landgüter Ciceros. Hier wie auf dem Tusculanum (s. S. 472) war er nicht Staatsmann wie in Rom, nicht philosophierender Landedelmann wie auf dem Arpinas, nicht Repräsentant seines Namens und Gesellschafter wie am Lucrinus, nicht Vertreter des erwerbenden Standes und Geschäftsmann wie in Formiae und Puteoli, hier war er auch nicht der heitere Genosse der Seinen wie in Antium, nicht der leidtragende Vater wie in Astura, sondern hier war er Mensch im höchsten Sinne des Worts. Und seine Menschlichkeit war doch schliefslich auch die Krone seines Wesens, die ihm niemand rauben kann, auch der nicht, der ihn weder als Staatsmann, noch als Redner, noch als Schriftsteller gelten lassen will. Das rein Menschliche bleibt doch schliefslich das Gröfste und Erquickendste in seinen Briefen und auch in seinen philosophischen Schriften, deren unvergänglicher Wert eben darin beruht, dafs sie der Ausflufs einer lebendigen Persönlichkeit sind und überall den Pulsschlag echten Lebens fühlen lassen.[1]) Nur eine tote Buchstabenkritik kann in Verkennung des praktischen Gehaltes, der die Hauptsache bleibt, die theoretische Abhängigkeit von den Griechen in den Vordergrund stellen und ihn des Plagiats bezichtigen. Oder hat etwa auch ein Grieche ihm die Kunst der Lebensführung vorgelebt, die allein schon in der Wahl und Benutzung seiner Landhäuser enthalten ist? Hier steht Cicero durchaus original auf dem festen Boden des eminent praktischen Römertums.

Und endlich spinnt sich von der Betrachtung seiner Villeggiatur aus auch ein neuer Faden vom Altertum herüber zur Gegenwart, der den andern solchen Fäden zuzuzählen ist, die Zielinskis scharfes Auge in seinem bekannten Büchlein über Cicero herausgefunden hat.[2]) Ciceros Vorbild hat die Umgangsformen und Lebensgewohnheiten der geistigen und sittlichen Elite aller Völker in hohem Grade beeinflufst. Sein Villenleben (*peregrinatio*) feierte innerlich und äufserlich seine Auferstehung in den Lebensformen Petrarcas, Poggios[3]), der Medici, kurz im Villenleben der ganzen italienischen Renaissance, und verbreitete sich von Italien aus im XVI. und XVII. Jahrh. als einer der wichtigsten Kulturfaktoren über ganz Europa. Die Solituden, Eremitagen des Adels und der Fürsten und mehr noch das Gartenhaus Goethes vor dem Thore in Weimar an der Ilm hängen aufs engste damit zusammen[4]), und wer heutzutage aus dem Gewühl der Städte in den stillen Wald oder ans rauschende Meer entweicht, der wandelt auf den Spuren des grofsen Arpinaten.

---

[1]) Briefwechsel S. V. [2]) Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte S. 38 f.

[3]) O. E. Schmidt in der Zeitschr. für allgem. Geschichte 1886 S. 421.

[4]) Bielschowsky, Goethe I 298, Bertuch: 'Goethe konnte seinen Weltgeist nicht in einer Ausdünstungspfütze, vulgo Stadt genannt, gefangen nehmen.'

PHIDYLE

Aus der griechisch-römischen Religionsgeschichte

Von Theodor Plüss

Der griechische Apollon, anderswo mehr Phöbos der 'Blanke' als der 'Reine', sei in Delphi infolge einer religiösen Bewegung des achten Jahrhunderts durch echtes Prophetentum, ähnlich dem israelitischen, ein Hüter der sittlichen Reinheit geworden: auch das Gewissen des Menschen, der mit ihm in Berührung kam, habe fürderhin rein sein müssen. Dieser neue Apollon habe denn auch zu wiederholten Malen erklärt, dafs nicht Hekatomben, sondern die fromme Gabe des Armen ihm die liebste sei: so in den delphischen Geschichten bei dem Neuplatoniker Porphyrios (De abstinentia II 15 ff.). Richtig verstanden seien diese Geschichten von Horaz, in ihnen liege Kern und Quelle seines Phidylegedichtes vor (Hor. Carm. III 23). So v. Wilamowitz in seiner gedankenreichen Darlegung: was denn die Hellenen zur Anerkennung des delphischen Apollon getrieben habe.[1])

Gewifs sind Veredelungen des religiösen Empfindens, so gut wie andere Verbesserungen des menschlichen Lebens, auf allerlei Wegen von Volk zu Volk gewandert, und mit Recht bemühen sich Sprachwissenschaft und Geschichtsforschung vereint um die Lösung solcher Wanderfragen.[2]) Aber aus der Wanderfrage entsteht nur allzuleicht die Wandersage; entweder kombiniert man zwei Erscheinungen als verwandt, ehe man das Wesen der einzelnen erst hüben und drüben geduldig geprüft hat, oder man sieht, was bei einer Dichtung äufserlich stofflich mit geschichtlichen Thatsachen verwandt ist, ohne weiteres als innerlich und wesentlich verwandt an[3]); oder man ist erfüllt, occupiert von einer Idee, welche unserem eigenen Ideenkreise angehört, sieht dieselbe in verschiedenen fernen Objekten nacheinander sich reflektieren und hält nun die Objekte selber für gleichartig. Nun scheint mir gerade die Kombination zwischen den delphischen Geschichten und dem römischen Gedicht typisch zu sein für jene drei methodischen Irrungen und darum einer Nachprüfung wert.

---

[1]) Aischylos' Orestie II, Das Opfer am Grabe, S. 16 ff. 17 Anm. 2.

[2]) Vgl. Hirt in diesen Jahrb. 1898 S. 499 f.

[3]) So hat Marx in diesen Jahrb. 1898 S. 105 ff. überraschend und überzeugend eine Gelegenheit zur Vermittelung fremden religiösen Stoffes für Vergils vierte Ekloge nachgewiesen; aber dafs damit das eigentliche Wesen der Ekloge erklärt sei, kann ich schon deshalb nicht glauben, weil Marx wider Willen jede wirkliche poetische Einheit preisgegeben hat.

In der ersten delphischen Geschichte, Kap. 15 bei Porphyrios[1]), tritt ein reicher Thessalier auf, der seine goldgehörnten Opfertiere und seine Hekatomben vor den pythischen Gott führt. Dafs der reiche Mann ein unreines Gewissen gehabt habe, wird nicht gesagt; nur etwas von Pomp und Stolz klingt in den Worten von diesem seinem Auftreten. Auch ist doch wohl, so gut wie in den beiden folgenden Geschichten, dem Ausspruch der Pythia eine Anfrage vorausgegangen, also der Thessalier fragt erst an, ob jemand anders angenehmere Opfer dargebracht habe als er selber: dann ist diese Anfrage der Ausdruck nicht eines unreinen Gewissens, einer unfrommen Gesinnung, wohl aber des Stolzes auf seine Gottesverehrung, einer vielleicht auch nur augenblicklichen Eitelkeit, jedenfalls einer einseitigen Würdigung von Opfer und Gott. Da antwortet ihm Pythia: der Hermioneer sei mit drei Fingern voll Gerstenschrot dem Gotte angenehmer gewesen als er. Das heifst nicht: der Hermioneer sei ein armer Mann und habe ein reines Gewissen, seine Gerste sei die fromme Gabe des Armen im Gegensatz zur unfrommen des Reichen; mit Recht hat man einem späteren Nacherzähler der Geschichte, dem Pythagoreer Hierokles, die 'überlaute Hervorhebung der frommen Gesinnung' sogar als Verflachung und Vergröberung des Vorgangs angerechnet.[2]) Was der Gott in Wirklichkeit meint, das zeigt sich sogleich, als der Hermioneer, auf den ehrenvollen Ausspruch der Pythia hin, auch noch den ganzen Rest Gerstenschrot aus seinem Sacke auf den Altar wirft: damit habe er sich zweimal so widerwärtig gemacht als vorher angenehm, sagt jetzt die Pythia. Was hat sich denn geändert? ist der Mann reich geworden, seine Gabe hekatombenhaft grofs? ist sein Gewissen unrein, die fromme Gesinnung auf einmal unfromm? Das nicht, aber die zweite, gröfsere Gabe hat er dargebracht, um sich vor Menschen und Gott mit seiner Opferwilligkeit zu zeigen, und die zweite Antwort der Pythia hat er doch vermutlich nun selber auch durch Anfrage provoziert, in der Absicht, ein noch ehrenvolleres Lob des Gottes herauszulocken. Also nicht die Gegensätze zwischen Reich und Arm, Unrein und Rein, genau genommen nicht einmal zwischen grofsen und kleinen Gaben, kommen hier in Betracht, sondern zwischen Stolz und eitler Absichtlichkeit einerseits und Anspruchslosigkeit und bescheidener Unabsichtlichkeit anderseits. Auch Porphyrios, wie schon sein Gewährsmann Theophrast[3]), will die Geschichte nicht von vornherein im Sinne jener Gegensätze erzählen: für seinen Zweck will er daraus entnehmen, das kleine, wohlfeile Opfer sei dem Gotte wohlgefälliger, einmal an sich, weil menschlicher, sodann weil es einer andauernden und allgemeinen Gottesverehrung günstiger sei.[4])

---

[1]) Fast wörtlich auf Theophrast zurückzuführen nach Bernays, Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit S. 35 61 ff. 68.

[2]) Bernays a. a. O. S. 75. Übrigens fragt B. nur, was Theophrast mit der Erzählung habe beweisen wollen, nicht, was der delphische Gott ursprünglich gemeint.

[3]) Bernays S. 75.

[4]) Ende K. 14, Anfang K. 15. Hinterher, K. 15 Ende, folgert er ergänzend: *καὶ μᾶλλον τὸ δαιμόνιον πρὸς τὸ τῶν θυόντων ἦθος ἢ πρὸς τὸ τῶν θυομένων πλῆθος βλέπει*; das kann

In der zweiten Geschichte, Kap. 16, nach Theopompos erzählt, werden einander gegenübergestellt ein reicher Magnete aus Asien und der Arkadier Klearchos aus Methydrion. Da heiſst es nun vom Reichen ausdrücklich: seine jährlichen groſsartigen Opfer habe er auch aus Frömmigkeit dargebracht: *τὰ μὲν δι' εὐπορίαν τῶν ὑπαρχόντων, τὰ δὲ δι' εὐσέβειαν καὶ τὸ βούλεσθαι τοῖς θεοῖς ἀρέσκειν*; von unreinem Gewissen verlautet nichts. Aber er bildet sich ein, den Göttern so schön, so groſsartig zu dienen wie kein anderer, und er stellt an Pythia seine Anfrage in der Erwartung, der Gott selber solle ihm den ersten Rang zuerkennen. Er ist auſser sich, etwas anderes zu hören, mit Verachtung blickt er dann auf Methydrion: in dem Neste könne ja nicht einmal die ganze Gemeinde, geschweige denn ein einzelner Bürger wie Klearch so schöne Opfer bringen wie Er! — Anderseits Klearch: arm wird er nicht genannt, er scheint sogar mancherlei Feld- und Baumwachstum zu besitzen; kein Wort von Gewissensreinheit, von Herzensfrömmigkeit: nur daſs er den Dienst der Götter am allervortrefflichsten versehe, *πάντων ἄριστα θεραπεύειν τοὺς θεούς*. Aber worin denn der beste Götterdienst bestehe, das ist eben die Frage, für uns wie für den Hekatombenopferer aus Asien. Nach der Selbstschilderung Klearchs liegt die Vortrefflichkeit darin: streng gesetzlich und mit Fleiſs und Eifer, zu den gehörigen Zeiten, mit den altherkömmlichen Gaben erweist er den Göttern seines besonderen Lebenskreises und des von den Vorfahren überlieferten Kults ihre gebührenden Ehren, bei Privatopfern und bei Gemeindefesten; aber auch bei den öffentlichen Opfern steuert er den Göttern bei aller Vollständigkeit seiner Gaben doch immer nur, was er nach dem Maſse und der Art seiner eigenen Mittel vollkommen ausreichend leisten kann. Man sieht den Gegensatz: der Asiate, ein Verehrer der Götter, welcher gewiſs auch das Jahr hindurch die Opferpflichten erfüllt, ohne irgendwelche Schuld auf dem Gewissen, will durch die auſserordentliche Groſsartigkeit seiner besonderen Jahresopferfeste sich das Wohlgefallen der Götter gleichsam erobern und sich vom Gott den Siegespreis für höchste Opferfrömmigkeit zuteilen lassen zu seiner eigenen Ehre vor den Menschen, *ὑπολαμβάνων δοθήσεσθαι αὐτῷ τὸ πρωτεῖον*; dagegen will der Arkadier eben nur die Götter ehren, ohne die eigene Ehre vor den Leuten zu suchen, und er versieht den Dienst mit der gleichmäſsigen Pünktlichkeit eines tüchtigen Dieners gegenüber seinem Herrn. Ist Klearch deshalb innerlich frömmer gewesen als der andere? Wir wollen es gerne glauben, aber die Geschichte sagt es nicht, und Porphyrios verlangt es nach dem Zusammenhang auch nicht von ihm.[1])

---

man immerhin auch in unserem Sinne, von der stolzen oder bescheidenen Stimmung beim Opfer selber verstehen, aber für uns kommt nur die Geschichte selber in Betracht.

[1]) Kap. 16 *ἐπιτελεῖν* absolut, gleichsam 'seine Kultussteuern voll entrichten', scheint bezeichnend für die religiöse Gesetzlichkeit Klearchs und kann in diesem Sinne noch *σπουδαίως θύειν* als etwas Besonderes bei sich haben, was wenigstens für Porphyrios' Gewährsmann Theopomp von Bernays S. 175 bestritten wird. *προσήκουσι* 'gehörig', von Nauck ohne Not in *καθήκουσι* verändert. In der Überlieferung *αὐτὸν δὲ τῇ αὐταρκείᾳ προσεσχηκότα τοῦ θῦσαι βοῦς προνοεῖσθαι* ist wohl nur ein *οὐ* vor *τοῦ* ausgefallen oder durch *τοῦ* ver-

Endlich die dritte Geschichte, Kap. 17.[1]) Da ist zum drittenmal nicht vom frommen Armen und vom unfrommen Reichen die Rede, wohl aber auf der einen Seite von dem grofsen Wetteifer, mit dem die Tyrannen nach dem Siege über die Karthager sich gegenseitig zu überbieten suchen in glänzenden Hekatomben Apollon zu Ehren, dann von ihrer eifersüchtigen Anfrage an den Gott, an welchen Hekatomben er am meisten sich gefreut habe, und von ihrer völligen Überraschung durch die göttliche Antwort; auf der andern Seite: der delphische Bauer, der oben in den rauhen Felsen sein Feld baut (also freilich kein reicher Mann) und der gerade heute auf dem Heimweg vom Feld ein paar Griffe Gerste aus dem umgehängten Sack geopfert hat. Hier also ein Opfer, welches nach Art und Gelegenheit vollkommen anspruchslos dargebracht wird, dort die Opferstätte zum Felde eines gewaltigen Wettkampfs um die Siegesehre gemacht!

Sucht man behutsam zusammenzunehmen, was die drei Geschichten wirklich Gemeinsames haben, so ist es soviel: da gerade Reiche und Hochgestellte leicht dazu kommen, den Opferdienst als Sport des Ehrgeizes zu behandeln, hält ihnen der Gott das zufällige Beispiel eines einfachen Mannes vor, der nach altem Brauch anspruchslos seine Opferpflicht erfüllt; aber auch dem geringeren Mann spricht er sein Mifsfallen aus, wenn derselbe aufdringlich und eitel wird. Das ist nicht, was Porphyrios selber in seinen Beispielen findet: das kleine, wohlfeile Opfer sei an sich reiner und der Gottheit wohlgefälliger, und insonderheit sei ihr das Fruchtopfer lieber als das Thieropfer (K. 13 14); mit Recht bemerkt Wilamowitz, die Ablehnung des blutigen Opfers werde in die Geschichten erst hineingelegt. Aber ebensowenig liegt nach unserer Analyse darin, was Wilamowitz darin sucht: warum sollte, nach den

---

drängt, vgl. kurz vorher *θεραπεύειν τοὺς θεοὺς οὐ βουθυτοῦντα.* Reiske hat *οὐ* oder *οὐδὲν* vor *προνοεῖσθαι* einsetzen wollen, was für den Gegensatz im Zusammenhang weniger bezeichnend erscheint; dagegen beruhen die stärkeren Abänderungen von Bernays und Nauck, *αὐτῶν* oder *θεῶν* statt *αὐτόν* und *προσεῖσθαι* statt *προνοεῖσθαι*, auf unrichtiger Auffassung von *αὐτάρκεια*; *αὐτάρκης* ist nicht der 'Selbstgenügsame' im üblichen Sinn, sondern einer, der mit seinen eigenen Mitteln tapfer aushält oder vollkommen ausreicht: Klearch hat eben keine oder nicht soviel Rinder, die müfste er erst teuer von andern kaufen; vergleiche, was, freilich in anderer Beziehung, Porphyrios Kap. 13 sagt: *ἡμῶν δοκοῦσιν εἶναι οἱ καρποί . . . θυτέον οὖν ἐκ τῶν ἡμετέρων, οὐ τῶν ἀλλοτρίων.* — Gegensatz zu *αὐτόν* sind die Rinderopferer, in Methydrion und anderswo.

[1]) Porphyrios citiert: *παρ' ἐνίοις ἱστόρηται τῶν συγγραφέων.* Bernays S. 71 f. vermutet, die Erzählung sei dem Porphyrios durch Aristomenes vermittelt worden; Wilamowitz citiert für die drei Geschichten Theophrast, Theopomp, Klearch — ob den letzten mit Grund oder aus Versehen (wegen des Arkadiers Klearch in Kap. 16), vermag ich nicht zu beurteilen; den Peripatetiker Klearch, Mitschüler des Theophrast, erwähnt Bernays wegen seiner Kenntnis und Auffassung von jüdischen Dingen. — Das handschriftliche *τῶν τυράννων* kann sich in seinem ursprünglichen Zusammenhang deutlich auf die sicilischen Tyrannen bezogen haben, Gelon und seine Brüder und Theron; ihr Verkehr mit Delphi, auch nach dem Siege über die Karthager bei Himera, ist bekannt (Simonid. Fr. 141 B.; Bakchyl. III 15 ff. 63 ff.; Herod. VII 163 165; Diod. XI 26 u. a.), bestätigt durch neuerdings von Homolle publizierte Weihinschriften, die mir Felix Stähelin mitteilt; dagegen weifs ich bei *τῶν Τυρρηνῶν*, was Meineke vorgeschlagen, Bernays und Nauck aufgenommen haben, keinen geschichtlichen Anhalt für den Sieg über die Karthager.

drei Erzählungen, das reiche Opfer des Reichen dem Gotte nicht ebenso wohlgefällig sein, als die einfache Gabe des Armen, wenn der Reiche von seinem Reichtum ohne Eitelkeit und Schaustellung, nur um der Ehre des Gottes willen darbrächte? Oder soll das letztere etwa unmöglich sein? soll etwa gar der Reiche selbstverständlich der Unfromme, Unreine sein und freiwillige Armut also der einzige Weg zur höchsten Gottwohlgefälligkeit? Dies wäre allerdings der streng logische Sinn jenes radikalen Satzes 'dem Gotte sei die fromme Gabe des Armen die liebste', aber der Gedanke würde so doch wohl in eine andere religiöse Welt als die jenes altgriechischen delphischen Apollon führen. Dagegen hat ja nach altgriechischer Sage Apollon insonderheit vermessene Überhebung von Menschen gegen Götter erbarmungslos bestraft: hier straft er mit klng kräftigem und zugleich mildem Wort und Beispiel den Anfang der Überhebung an seinen eigenen Verehrern.

Vielleicht finden wir nun trotzdem jenen Gedanken in dem römischen Gedicht Phidyle. Ist es doch ein wahrer Consensus gentium, womit die Erklärer des Dichters hier einen Gegensatz des gottwohlgefälligen Opfers eines schuldlosen Armen gegenüber dem kostbaren Opfer des Reichen anerkennen; man erinnert dabei auch an das Evangelium der Armen vom Scherflein der Witwe oder giebt dem Gedicht das Motto 'Gott siehet das Herz an'.[1]) Ich wollte nur, man hätte dabei das Evangelium selber auf Wortlaut und Sinn genauer angesehen; es steht *κ. Μάρκ.* 12, 41—44; *κ. Λουκ.* 21, 1—4. Und ferner: bei Euripides sagt jemand, nach seiner persönlichen Beobachtung seien die Armen oft einsichtsvoller als die Reichen und bei kleinen Opfersteuern oft frömmer als die Stieropferer[2]); angenommen, an diese Worte erinnere sich Horaz am Ende seines Gedichtes oder sie seien sogar das Motiv der ganzen Ode geworden, so ist doch ein so menschlich bedingtes und mafsvolles Erfahrungsurteil noch lange nicht dem radikal asketischen Gottesurteil bei Wilamowitz gleich — vorausgesetzt immer, man dürfe dieses streng logisch verstehen. Aber prüfen wir, ohne irreführende Reminiszenzen, lieber das Gedicht selber auf seine eigentlichen Begriffe und Vorstellungen, wie es Usener in seinen 'Götternamen' für religionsgeschichtliche Dinge fordert.

Im Phidylegedicht verspricht jemand — ein poetischer Sprecher — der Bäuerin Phidyle zunächst: so wahr sie nach der und der Sitte, zu der und der Zeit bete und die Laren mit den und den Opfern freundlich stimme, so wahr würden Reben, Saatfeld und Herdenzucht den und den gefürchteten Schaden nicht erleiden (V. 1—8). Also logisch ist von der Gewifsheit des Erfolges gewisser Gebete und Opfer im ländlichen Lebenskreise die Rede, das entscheidende Gewicht ist auf die Formen und Mittel des Götterdienstes und deren getreue Anwendung gelegt und nicht etwa auf persönliche Eigenschaften der

[1]) Ich nenne Dillenburger, Düntzer, Keller (Epilegomena), L. Müller, Orelli-Hirschfelder, Gebhardi (Ästhet. Kommentar), Leuchtenberger (Dispositionen), Kiefsling, Nauck-Weifsenfels, Fritsch. Etwas abweichend Boissier (La religion Romaine II 268 f.); deutlicheren Dissens finde ich nur bei Lübker (Commentar 492 ff.).

[2]) Eurip. Danae, Dind. Fr. 329, 4—7; dazu Keller und Kiefsling.

Bäuerin, z. B. Herzensfrömmigkeit; ausgedrückte Empfindung ist der zuversichtliche Glaube an den Erfolg, wohl auch das Verlangen, bei der Angeredeten denselben Glauben zu erhalten oder zu bestärken und sie zum Handeln in dieser Zuversicht anzuregen.[1])

Sodann wehrt der Sprecher den Gedanken ab, für die kleinen Götter des ländlichen Lebenskreises seien etwa ähnliche besondere Veranstaltungen erforderlich wie für die grofsen Götter des römischen Staates, Anstalten, um Tiere für den Opferdienst eigens aufzuziehen, und es sei eine ängstliche Auswahl rituell zulässiger Tiere und eine Häufung der blutigen Opfer geboten: vielmehr würde dergleichen dem Wesen der kleinen Götter und ihrem traulich privaten Verhältnis zu den Menschen des ländlichen Lebenskreises widersprechen (V. 9—16). Logische Hauptbegriffe sind also hier die Einfachheit ländlicher Opferveranstaltungen und die Zwanglosigkeit, freie Zufälligkeit in der Gabenwahl, im Gegensatze zu einer umständlichen, peinlich strengen, anspruchsvollen offiziellen Ritualität; empfunden ist vom poetischen Sprecher das Verlangen, jene Einfachheit und Freiheit des Opferdienstes bei der Angesprochenen ungestört zu erhalten: darum weist er mit fast heiterer Zuversicht die Ansprüche zurück, die etwa anspruchsvollere Ritualität an Phidyles Gewissen stellen könnte.[2])

Zum Schlusse des Gedichtes wird die Erfahrung ausgesprochen: wenn jemand irgend einmal ohne Leistungspflicht geopfert habe, so habe er mit einem Schrot- und Salzopfer die abgewandten Penaten ganz gleich gut erweicht, wie mit einem kostbaren Opfertier (V. 17—20). Hier liegt der stärkste Ton auf der Immunität, genau verstanden also darauf, dafs jene opfernde Person nicht irgendwie gesetzlich, amtlich, formell zu ihrer Leistung als einer öffentlichen oder offiziellen verpflichtet war: sie hat vielmehr aus freiem persönlichen Willen gehandelt. Der Sprecher glaubt, kraft seiner Erfahrung, an die besondere Kraft gerade

---

[1]) Die Anaphora von *si* giebt den Ton der Verheifsung; im Nachsatz weckt die negative Form *nec* . . *nec* . . *aut* die Vorstellung, eine Furcht vor dem Naturschaden oder ein Zweifel an der Abwendbarkeit desselben solle beseitigt werden; das Polysyndeton des Nachsatzes ist geeignet, Vielseitigkeit oder Sicherheit der Abwehr auszudrücken. Im Vordersatz müssen Stellung der Worte, in Satz und Vers, und Vervielfältigung gewisser Begriffe uns zeigen, wo das überwiegende Gewicht liegt; auf Eigenschaften der Person weist nicht einmal ein betontes *tu*, dagegen ist *rustica* betont wegen der bäuerlichen Interessen und Mittel. — Dafs es auf die pünktliche Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche ankomme, wie Lübker sagt, ist für V. 1—8 richtig.

[2]) V. 9 ist *nam* wohl das occupative, das einem Bedenken, Einwand zuvorkommt. Die stark betonende Stellung von *parvos* und die verschränkende Verbindung von *parvos deos* mit *coronantem*, nicht mit *temptare*, geben den Sinn: 'da du kleine Götter zu ehren hast, die du ja auch sonst mit den allernächsten kleinen Gaben verehrst, so trifft dich das Gebot nicht, dafs man mit der Menge rituell auserlesener, blutiger Opfer es versuchen soll'; *temptare* vorsichtig, auch ängstlich sondieren, probieren; *bidentium* für rituelle Strenge bezeichnend: gerade die Pontifices verlangten *bidentes*, wenigstens für öffentliche Opfer, vgl. Olck bei Pauly-Wissowa III Sp. 427. Charakteristisch für den Ton der beiden Strophen: die Umständlichkeit V. 9—12, die Gegenüberstellung der gröfsten Staatsopfer, die Wendung *te nihil attinet*, der Ausdruck *temptare*, die Vorstellung *parvos* . . *myrto*. — Hier ist Lübkers Erklärung unklar, teilweise unrichtig.

solcher Opfer, und den Glauben mag er deshalb so nachdrücklich aussprechen, damit Phidyle und wer ihn (in der Situation des Gedichtes) etwa sonst hört, danach handle. — Aber, wird man sagen, wenn die Penaten abgewandt sind, so liegt eine Verschuldung und damit doch auch eine Verpflichtung vor, sie zu versöhnen. Allerdings; indessen erkennen ja Menschen die Abkehr der Götter erst aus den Folgen, dem Unheil, und darum opfern sie teils notgedrungen hinterher, teils, wenn bestimmtes Unheil erwartet werden kann, vorsichtig zu bestimmten Zeiten im voraus: der Immune des Horaz dagegen opfert etwa auch in glücklichen Zeiten und wenn es nicht im Opferkalender steht, oder er tritt stellvertretend für die eigentlich Verpflichteten ein.[1])

Um zusammenzufassen: gewisser Erfolg pflicht- und sittegetreuen ländlichen Götterdienstes, berechtigte Freiheit vom Zwang eines strengeren Opfergesetzes, erfahrungsmäfsige Wirksamkeit persönlich freiwilligen Opferns, das sind die wesentlichen Begriffe und Vorstellungen des Phidylegedichts. Man vergleiche damit jetzt den vorhin gefundenen wirklichen Inhalt der delphischen Orakel: höhere Gottwohlgefälligkeit derjenigen grofsen oder kleinen Opfer, welche ohne ehrgeizige Absichtlichkeit, anspruchslos pflichtgemäfs dargebracht werden: davon verlautet beim Dichter nichts, die Orakelgeschichten sind also auch nicht Kern und Quelle des Gedichtes. Freilich in Einzelheiten berührt sich Horaz mehrfach mit der Klearchgeschichte aus Theopomp, z. B. darin, dafs am Neumondstag geopfert wird, dafs die Götterbilder geschmückt werden, dafs man die Gottheit auch mit dem ehren kann, was gerade zur Hand ist, dafs häusliche und öffentliche Opfer unterschieden sind; aber das sind sachliche Berührungen, welche auf gemeinsamem Sachgebiet eigentlich selbstverständlich sind. Immerhin, Horaz könnte diese oder ähnliche Geschichten gelesen haben, warum nicht? und die so aufgenommenen Vorstellungen könnten hier, in neuer Verbindung, Gestaltung und Färbung, wieder zu Tage treten, wie es bei allem künstlerischen Schaffen der Brauch ist; von 'Quellen' aber sollte man da überall nicht reden.

Aber jener andere, von Wilamowitz im Phidylegedicht wie in den delphischen Offenbarungen gefundene Inhalt? Auch den mufs man in unsere Ode erst hineinlegen; denn von einem Gegensatze und einer wertmessenden Vergleichung zwischen der frommen Gabe des Armen und der unreinen Hekatombe des Reichen steht auch nicht ein Wort darin, überhaupt nicht, wie man es doch im Chor behauptet, von Armen und Reichen oder von Frommen und Unfrommen. Vor

[1]) Was *immunis* eigentlich heifst (siehe im Text), darüber ist kein Zweifel; vgl. Lexikon und Etymologie, von den Horazerklärern z. B. L. Müller; aber diesen einfachsten Sinn mufs es auch zeigen, wo es einfach, ohne Zusatz steht; 'ohne Leistungspflicht' bedeutet es demgemäfs auch C. IV 12, 23; Epist. I 14, 33, blofs dafs es da von öffentlichen Leistungen auf Leistungen im Gesellschafts- und Liebesverkehr hübsch übertragen ist. Erklärungen wie 'frei d. h. unschuldig' (bei den meisten Erklärern) oder 'rein' im rituellen Sinn (Lübker), 'ohne Gabe', sofern Schrot und Salz gar keine Gaben seien, oder 'ohne Gabe, d. h. ohne grofse Gabe' (Kiefsling) sind sprachwidrig oder künstlich. Den 'allgemeinen Erfahrungssatz' *si tetigit . . mollivit* nehme ich wirklich allgemein, gebe also vorläufig zu, Phidyle selbst gehöre zu einem 'allgemeinen' Kreis von Leuten, bei denen etwa auch ein kostbares Opfertier denkbar ist.

allem: Phidyle wird nicht arm genannt, wie etwa die Witwe am Gotteskasten, ἡ χήρα ἡ πτωχὴ αὕτη, welche zwei Lepta, die zusammen einen Kodrantes machen, als ihre ganze Habe einlegt; Phidyle hat Reben und Kornfeld[1]) und zieht Zuchttiere, nach den Worten können wir uns beliebig viel von jedem denken; sie kann aufser Früchten auch eine Sau opfern (nur weil sie arm sein soll, hat man aus der Sau flugs ein Ferkel gemacht), und sie braucht auch den ausländischen, neumodischen Weihrauch[2]); nach der Schlufsstrophe hat sie oder haben ihresgleichen auch schon kostspielige Opfertiere dargebracht. Dafs sie nicht zu opfern braucht wie der römische Staat und dafs ihr Name die 'kleine Sparerin' bedeutet, beweist nicht Armut: der alte Cato war immerhin wohlhabend und dabei ein recht grofser Sparer, man denke an sein Rezept für Gesindewein und noch mehr daran, dafs er selber dieses Getränke genofs![3]) Den Gegensatz zum unfrommen Reichen hat man erst in den drittletzten Vers des Gedichtes hineingelesen; vorher müfste man denn schon ohne weiteres die Pontifices als die Vertreter der reichen Leute und der unreinen Gewissen ansehen![4]) — Aber an sich ist doch Phidyle fromm? In ihrer Art gewifs, so etwa, wie dort der Arkadier Klearchos; aber wenn man daraus, dafs sie die Hände nach oben gekehrt zum Himmel erhebt oder erheben soll, auf Herzensfrömmigkeit geschlossen hat, so hat man die Pharisäer vergessen, und deshalb, weil das Opfermehl 'fromm' genannt wird, ist nicht notwendig das opfernde Subjekt fromm: sonst müfste das opfernde Subjekt ebenso auch 'springend und sprühend' sein, weil gleich darauf das Opfersalz so genannt wird.

Hier ist also inhaltlich nichts Delphisches oder überhaupt speziell Griechisches, wohl aber ist Zug für Zug echt italisch, latinisch, römisch.[5]) Die Treue und heitere Traulichkeit des privaten Laren- und Penatenkults ist etwas vom Ältesten und Eigensten der römischen Religion.[6]) Gut italisch ist die Anschauung, dafs das Opfer vor allem konkrete irdische Zwecke hat, eine rechtliche Leistung ist, die eine reelle Gegenleistung voraussetzt oder mit Sicherheit fordert.[7]) 'Die Sparsamkeit gegen die Götter ist einer der hervortretendsten Züge des ältesten latinischen Kultes'[8]); mit zaghaft kluger Vorsicht beobachtete

[1]) Der Weinbau in Latium war damals nur bei guter Sorte und rationeller Pflege, dann aber auch sehr einträglich, Marquardt, Privataltert. II 55 f.; Gemoll, Realien I 38.

[2]) Marquardt, Staatsverw. III 165 (mit Anm. 2) 168; über *porca* auch Georges s. v. Mit Zusätzen oder im Zusammenhang kann gewifs *porca* wie *porcus* sich auch auf ein Ferkel beziehen, aber es bezeichnet es nicht, kann also auch nicht für die kleine Gabe bezeichnend sein.

[3]) Vgl. O. Jäger, M. Porcius Cato 253 255 f.

[4]) Scharf und richtig analysiert Kiefsling zu V. 17—20 die notwendigen Teile der Antithese, leider traut er aber dem verständigen Dichter die tollste Konfusion dieser Elemente zu. — Für die Pontifices und den römischen Staat setzen mehrere Erklärer einfach 'die Reichen'; an eine Kritik pontifikaler Üppigkeit denkt Gebhardi, Ästhet. Kommentar 263. Richtiger Lübker.

[5]) Wegen des griechischen Namens Phidyle vgl. m. Horazstudien S. 54—57.

[6]) Mommsen, R. G. I⁴ 168 f. Marquardt, R. Staatsverw. III 119 ff. Preller-Jordan, R. Myth. II 103 ff. O. Jäger, Cato S. 10.

[7]) Mommsen a. a. O. 176. [8]) Mommsen a. a. O. 174. Vgl Marquardt a. a. O. 164 f.

man, wie viel wohl der strenge göttliche Gläubiger im vorliegenden Falle verlange.[1] Bekannt ist die strenge Genauigkeit, womit für den öffentlichen Götterdienst in Rom seit alten Zeiten der Ritus geregelt, namentlich auch für die Wahl der Opfertiere peinlich detaillierende Regeln gegeben waren.[2] Die Pontifices waren Sachverständige, die man auch für seine private Götterverehrung zu Rate ziehen konnte[3]; aber wie die römische Gemeinde nicht duldete, dafs in Staatsangelegenheiten sakraler Art der Pontifex etwas befehle statt blofs rate[4], so bestand gewifs auch im Privatkultus eine alte Neigung, Ratschläge der Sachverständigen nur nachzusuchen, soweit es notwendig schien, und ihnen nur, soweit man wollte, nachzuleben.[5] Um so höher mochte gerade deshalb die persönlich freiwillige Leistung angeschlagen werden; wie hoch in den Augen der altrömischen Götter freiwillige Opfer standen, wie viel Sühnkraft die freie Stellvertretung haben konnte, mögen gewisse Fälle der Devotion zeigen: der Eine Mann, das kleine, aber freiwillige Opfer, rettete die ganze Gemeinde, das Heer, die Stadt vor dem göttlichen Zorn.[6] Dafs ferner gerade in der ländlichen Religionsübung die altrömischen Formen zäheste Dauerhaftigkeit bewiesen, ist natürlich und anerkannt[7], und in der Kaiserzeit mochte noch stärker der Kontrast zum Wesen des öffentlichen Kultus, zumal des hauptstädtischen, hervortreten: l'hypocrisie, la contrainte, l'air officiel étaient tout à fait bannis de la religion champêtre[8]; da geschah manches auch bei aller Sparsamkeit aus freiem, frohem Antrieb, was man in der Stadt der Form wegen that.

Ich gestehe: gerade dieser echt italisch-römische Inhalt macht mir das Gedichtchen geschichtlich und ethnologisch interessant; das scharfe Ausspähen nach griechischen Parallelen hat, wie leider häufig, so auch hier unsern Blick für das Nationale und Individuelle des römischen Dichters blofs abgestumpft. Aber auch poetisch verliert die Ode nichts; denn nur auf Kosten der folgerichtigen Entwickelung von Gedanken und Empfindungen hat man jene Antithese vom frommen Armen und unfrommen Reichen dem Dichter aufgedrängt, dagegen geben Gebundenheit ländlicher Religionsübung, Freiheit von strengerem Opfergesetz, persönliche Freiwilligkeit eine wirksame logische und lyrische Entwickelung vom Niedrigeren zum Höheren. Erhaben ist der poetischen Situation gemäfs dieses Empfinden auch auf der Höhe nicht; aber hinter und über dem Sprecher im Gedichte steht der Dichter und der Hörer, der Römer von hauptstädtischer Erziehung und Aufklärung, und wohlthuend mag auch uns noch

[1] Mommsen 176 f. Man erinnere sich an *temptare* bei Horaz, s. o. 503, 2.

[2] Marquardt 142 165 ff.

[3] Mommsen 172.

[4] Mommsen a. a. O. 174. Vgl. R. Staatsrecht II 61.

[5] Eine Herabsetzung der Pontifices und der Staatsopfer liegt in den Worten nicht.

[6] Mommsen, R. G. I 175. Die bei Marquardt 268 ff. gemeinsam behandelten Devotionen sind unter sich sehr verschiedener Art.

[7] Preller-Jordan II 106. Boissier, Religion Romaine d'Auguste aux Antonins II 274 ff.

[8] Boissier a. a. O. 274.

die Sympathie berühren, die dieser Römer einst für das engbegrenzte, aber innerhalb seiner Grenzen freiere religiöse Leben des italischen Bauern fühlte.[1])

Nach alledem hätte eine Übertragung religiösen Denkens und Empfindens hier nicht stattgefunden: es fehlt die logische Gleichheit; Vorstellungs- und Empfindungsgehalt des Gedichtes ist, trotz einer stofflichen Ähnlichkeit, durchaus eigenartig, der vermeintliche ähnliche Inhalt ist nur reflektierter Schein einer Idee, welche wir gewöhnlich aus christlichen Ideenkreisen in uns aufnehmen. Ob damit auch die ganze Hypothese vom delphischen Apollon als unerbittlich strengem Hüter der sittlichen Reinheit an Wahrscheinlichkeit verliere, weifs ich nicht; mir scheint jene Annahme ohnehin im Widerspruch zu stehen erstens mit dem, was man sonst vom Wesen und Wirken Apollons und von den geschichtlichen Voraussetzungen eines 'echten' Prophetentums wie des israelitischen zu wissen glaubt, und zweitens im Widerspruch mit sich und in sich selber.[2]) Doch zum Glück sind es ja nicht unerbittlich folgerichtige Lehren und grausam schwere Gebote, die einem Gotte Macht verleihen, sondern praktische Wunder, etwa Thaten der Sühnung und der Friedensstiftung und erfolgreiche Verheifsungen, und der machtvolle Einflufs des delphischen Apollon läfst sich sogar leichter begreifen ohne jene Annahme. Derenthalben also mag immerhin Apollon dort seine reichen Verehrer, drastisch und mild zugleich, blofs zu Selbsterkenntnis und Bescheidenheit mahnen, und mag der Römer hier seine Bäuerin ihren Göttern einfach auf ihre Art dienen lassen.

[1]) Vgl. Boissier a. a. O — Über die Scheidung des Sprechers vom Dichter Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 78 f. Horazstudien S. 63 u. a.

[2]) Für die Bedingungen des israelitischen Prophetentums genügt es hier auf Cornill, Der israelitische Prophetismus (1894), zu verweisen. Dafs die alte prophetische Kathartik der Griechen mit der sittlichen Reinheit und dem Gewissen in keiner Beziehung stehe, sagt Rohde, Psyche[1] 359 361; über die wechselnden Einflüsse in Delphi sehr vorsichtig derselbe 347, 3; für Usener und Wernicke ist Apollon auch in Delphi nicht sowohl der Reine, als der Reiniger, der Lustrationsgott, Götternamen 332 f. Pauly-Wissowa II Sp. 15; Jakob Burckhardt betont nachdrücklich, dafs Delphi keine religiösen oder sittlichen Wahrheiten von allgemeiner Bedeutung ausgesprochen habe, Griech. Kulturgeschichte II 29 275.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel 1898. 575 S.

Nach Jahresfrist ist dem ersten Bande der Politik (s. diese Jahrb. 1898 I 459 ff.) der zweite gefolgt und das schwierige Unternehmen, frei gesprochene Vorlesungen nach stenographischen Niederschriften in kritisch gesicherter Form herauszugeben, zu Ende geführt worden. Der Herausgeber brachte, wie wir wissen, die mannigfachen Erfordernisse dazu mit. Er hat auch diesmal von berufener Seite bei der Korrektur Unterstützung erfahren, so aufser von Reinhold Koser, Heinrich Brunner und Wilhelm Kahl u. a. jetzt auch von August Meitzen. Immerhin konnte solch ein Werk doch nur gelingen, weil begeisterte Liebe es förderte. Der gegen den ersten Band erheblich stärkere zweite handelt in drei Büchern über die Staatsverfassung, die Staatsverwaltung und über den Staat im Verkehr der Völker. Stellte der erste Band mehr die Grundbegriffe der Politik fest, so enthält der zweite überwiegend historische Betrachtungen. So giebt das dritte Buch, das drei Fünftel des Bandes umfafst, im wesentlichen in grofsen Zügen die Geschichte der einzelnen Völker und erläutert im Anschlufs daran das Wesen und die einzelnen Merkmale der Staatsformen: der Theokratie, der verschiedenen Formen der Monarchie, der Tyrannis und des Cäsarismus, der aristokratischen und der demokratischen Republik, des Staatenbundes und des Bundesstaates und schliefslich des Reiches. Mag Treitschke über die osmanische Theokratie oder das Papsttum, über das Wahlkönigtum der Polen oder den Absolutismus von Louis XIV., über das Wesen der russischen Regierung oder über das englische Königtum, über das allgemeine Stimmrecht, den Bonapartismus, Florenz, Venedig, Sparta, Athen, Karthago, die Niederlande, die Vereinigten Staaten oder die Schweiz sprechen, überall ist er geistreich und tief. Manche der historischen Skizzen, die er entwirft, sind von geradezu klassischer Schönheit. Eine gute Staatsform schlechthin gibt es für ihn nicht. Er läfst selbst die Theokratie unter gewissen Verhältnissen als die beste gelten. Es kommt bei der Wahl der Staatsform auf den Genius des betreffenden Volkes an. Auch im vierten Buche giebt er im Kapitel Heerwesen hauptsächlich einen geschichtlichen Überblick. Dafs er für das Duell Partei ergreifen würde, konnte schon deswegen nicht zweifelhaft sein, da er dies ja auch noch im fünften Bande seiner Deutschen Geschichte gethan hat. Es will uns dünken, dafs es zu weit geht, wenn wesentlich kritisch veranlagte Naturen hier schnellfertig über Treitschke absprechen. Sind sie anderer Ansicht — und man weifs es ja zur Genüge —, so mögen sie das mit sich selber abmachen. Hier spricht das letzte Wort das Gewissen, und jedes noch so scharfsinnige Raisonnement ist nutzlos verpafftes Pulver. Im übrigen stimmt T. dank seiner gesunden, eminent männlichen Natur wieder ein hohes Lied auf die Majestät und die Sittlichkeit des Krieges an. Im Kolleg gewährte es sich T. noch mehr wie in seinen Schriften, hin und wieder recht drastisch zu werden, so z. B. bei Besprechung gewisser Erscheinungen im Steuerwesen und bei Erörterung der Pflege des Strafrechts. Im Vergleich mit Bismarck, mit dem er sich sonst innig berührt, ist T. bis zuletzt ein ungleich gröfserer Freund der Selbstverwaltung geblieben. Von ergreifender Schönheit ist das kurze letzte Buch, das eine grofsartige Übersicht über die Geschichte der Staatengesellschaft und eine durch weiten und vorurteilsfreien Blick ausgezeichnete Erörterung über das Völkerrecht und den Völkerverkehr giebt. Es will mir scheinen, dafs die Corniceliussche Publikation von der Kritik vielfach nicht genügend gewürdigt wird. Schade wäre es, wenn kritisches Selbstbewufstsein oder Schwunglosigkeit des Stubengelehrtentums, Erscheinungen, die sich bei den Rezensionen des öfteren bemerkbar machten, dem deutschen Volke einen Streich spielen und der Verbreitung des gerade in der nachbismarckischen Gegenwart nicht freudig genug zu begrüfsenden Werkes Eintrag thun sollten. Nicht geschickt dürfte es auch von dem Verleger gewesen sein, den Preis so hoch anzusetzen (8 u. 12 Mark). Gerade diesem Buch sollte man den Eingang in die gebildeten und national empfindenden Häuser erleichtern, und darum mufste unseres Erachtens der Preis niedriger bemessen werden. Nichtsdestoweniger hegen wir die Hoffnung, dafs das herrliche Werk einen Siegeszug wie wenige nehmen wird. Einige Anzeichen deuten uns schon darauf hin.

H. v. Petersdorff.

Adolf Schulten, Die römische Flurteilung und ihre Reste. (Abhandl. der Kgl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, Philol.-hist. Klasse, N. F. Bd. II Nr. 7.) Berlin, Weidmann 1898. 380 S. u. 7 Karten.

Der römischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist während der letzten Jahre eine steigende Aufmerksamkeit gewidmet worden, auch in den Kreisen derjenigen Forscher, die nicht im besonderen auf dem Gebiete der alten Geschichte arbeiten. Hat sich doch die Erkenntnis Bahn gebrochen, dafs römische Wirtschaftseinrichtungen in höherem Mafse sich bis ins Mittelalter hinein erhalten und darum auch auf die Wirtschaftszustände der christlich-germanischen Völker eingewirkt haben, als man vordem anzunehmen geneigt war.

Ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnis der römischen Agrarverfassung nach ihrer technischen Seite hin ist nun die vorliegende Arbeit Ad. Schultens über noch heute feststellbare Reste der römischen Flurteilung. Auf einzelne solcher Reste war schon mehrfach seit 1833 von Gelehrten hingewiesen worden; in seinem grofsen Werk über Siedelung und Agrarwesen hatte dann Meitzen die Ansicht ausgesprochen (I 319 f.), dafs sich noch weitgehende Spuren der alten römischen Wegeanlagen durch Lokalforschung namentlich in den Benennungen der Wege, Flurstücke und Gehöfte feststellen lassen und anderseits auch Reste der Wegenetze auf den topographischen Karten erkennbar sein müfsten. Sch. führt nun die Forschung weiter, indem er zumal für Oberitalien mit Hilfe der jetzt vorliegenden Karte des Istituto geografico militare im Mafsstabe 1 : 100000, teilweise auch mit Heranziehung der Mefstischblätter (1 : 25000) die noch erkennbaren Reste der römischen Flurteilung untersucht, allerdings im wesentlichen unter Beschränkung auf den *ager centuriatus* (*per decumanos et cardines assignatus*). Im folgenden sei der Inhalt seiner Arbeit kurz wiedergegeben.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das Fortbestehen römischer Flurnamen und Flurteilung schildert Sch. zunächst in einem ersten Abschnitt übersichtlich, auf den Forschungen Mommsens fufsend, das Verfahren der Centuriation, wonach — wenigstens in der Cäsarischen und der späteren Zeit — das bei der Anlage von Kolonien an Private anzuweisende öffentliche Land in ein System von Quadraten — oder seltener von oblongen Flurstücken — eingeteilt zu werden pflegte. Der Feldmesser zog als Hauptlinie den *cardo*, am besten als Nord-Südlinie, legte im Abstand von je 10 *actus* Querlinien hindurch, die danach als *decumani* (*limites*) bezeichnet wurden, und zog wieder parallel zum *cardo* eine Anzahl anderer *cardines* in gleichem Abstande, so dafs das ganze Land in Quadrate von 10 × 10 *actus* = 50 *iugera* eingeteilt ward. Nach Sch. scheint man nun diese Art der Limitation zunächst nur bei dem von den Quästoren verkauften Staatsland (*ager quaestorius*) angewandt zu haben. Auf dem *ager divisus assignatus* der Kolonien aber wandte man quadratische Centurien von je 20 *actus* (= rund 710 m) Seite an, die an Fläche 400 *actus* = 100 Doppeljugera (= 100 *heredia* zu je 2 *iugera*) enthielten. Die den *cardo* (*maximus*) durchschneidenden Querlinien waren also jetzt je 20 *actus* voneinander entfernt, doch behielt man den Namen *decumani* bei. Als zweite Hauptlinie galt der *decumanus maximus*, am besten eine Ost-Westlinie; später ward er sogar die Hauptlinie schlechthin. Beide wurden als breite Strafsen angelegt: in den Augusteischen Militärkolonien der *decumanus maximus* 40, der *cardo maximus* 20 römische Fufs breit. Je 5 Centurien voneinander entfernt wurden *limites quintarii* (12 Fufs breit) gezogen, so dafs allemal 4 von ihnen ein Quadrat von 25 Centurien (*saltus*) einschlossen. Alle übrigen *decumani* und *cardines* waren nur mathematische Linien; oder man stellte später noch schmalere Feldwege her. Dies ist das Schema der Centuriation der Theorie nach. In der Praxis pafste man sich freilich den lokalen Bedürfnissen an; insbesondere benutzte man gern eine der grofsen Heerstrafsen als *decumanus cardo* oder *maximus*. — In einem zweiten Abschnitte führt nun Sch. den Nachweis, dafs die besonders klare schachbrettförmige Flurteilung in den Gegenden von Parma, Bologna und Padua sowie auch Capua wirklich auf die alte römische Centuriation zurückzuführen ist; dies ergiebt einmal eine Untersuchung der Mafsverhältnisse, bestätigt wird es aber auch durch eine Reihe von Namen (so begegnet *desmano* mehrfach als Name einer Strafse, auch als Ortsname). Endlich wird eine Urkunde des VIII. Jahrh. beigebracht, die noch die Erhaltung der römischen Hauptwege zeigt. — Ein dritter Abschnitt endlich dient dazu, die von Sch. mit Hilfe des Kartenmaterials aufgefundenen Beispiele der erhaltenen Centuriation genau zu beschreiben. Es sind in Italien 22 Fälle, davon 20 in der gesamten Poebene, je einer bei Florenz und bei Capua; dazu kommt die Centuriation in der Umgebung von Karthago. In Spanien, in der Narbonensis und in Österreich haben sich Spuren nicht auffinden lassen; auf einige

wahrscheinlich in Hessen (bei Friedberg) vorhandene Reste römischer Centuriation hatte schon Meitzen hingewiesen. Beigefügt werden endlich 7 schön in Photolithographie ausgeführte Karten, 6 davon nach der italienischen Generalstabskarte, sowie die Nachbildung eines Meſstischblattes; sie ermöglichen dem Benutzer, sich von den Resten der Centuriation eine klare Vorstellung zu bilden und auch die Ausführungen des Verf. im einzelnen nachzuprüfen.

Rudolf Kötzschke.

G. Keuchel, Goethes Religion und Goethes Faust. Riga, Jonck & Poliewski 1899. VII, 333 S.

Das Buch enthält zwölf Vorträge, die ein geistreicher Goethefreund in Riga über Goethes Religion und Goethes Faust gehalten hat. Goetheforscher will Keuchel nicht sein; er hat sogar, wie er im Vorwort erklärt, nicht einmal die hervorragendsten Goethebiographien eingehend und zu seinem Zweck gelesen. Solche jetzt in den Büchern über Goethe häufiger werdende Erklärungen, die der Kritik nach der wissenschaftlichen Seite hin die Spitze abbrechen sollen, machen immer einen merkwürdigen Eindruck. Wer ein Buch schreibt, hat doch wohl die Pflicht, sich zu erkundigen, was vorher über den Gegenstand geschrieben worden ist. Auch einem andern Vorwurf sucht K. im Vorwort zu begegnen. Etwa der dritte Teil des Buches besteht aus Citaten von Goethes Dichtungen oder Aussprüchen. Man möge das, sagt der Verfasser, mit der Entstehung der Schrift aus dem Konzept zu mündlicher Mitteilung entschuldigen. Lassen wir das auf sich beruhen und nehmen wir das Buch als das, was es sein will. Es sind sehr anregend geschriebene, von aller Begeisterung für den Dichter getragene Betrachtungen über das gegebene Thema, die, viele neue, beachtenswerte Gedanken enthaltend oder oft das Alte und Bekannte in neuer, geistreicher Beleuchtung darstellen. Zwei Grundgedanken ziehen sich durch alle Vorträge. 'Es giebt keinen Dichter ohne Religion; Goethen war das Element christlichen Geisteslebens das nächste und werteste, und immer zu ihm wiederkehrend hat er sich in die geistigen Tiefen desselben versenkt' (das Christentum zum Privatgebrauch), und zweitens 'Goethe ist nicht überall mit Faust identisch', was im einzelnen nachzuweisen und zu belegen die Hauptaufgabe des Buches ist. Daſs der Verf. hin und wieder abschweift, um aus dem reichen Arsenal Goethescher Weisheit und Kunst Waffen gegen die moderne Litteratur zu schmieden, wird man ihm bei der Trefflichkeit seiner Ausführungen gern und freudig verzeihen.

Goetheforschungen von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Anderweite Folge. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1899. XII, 271 S.

Seinen beiden vor Jahren erschienenen Bänden Goetheforschungen hat der greise Gelehrte Frh. v. Biedermann einen neuen Band folgen lassen, der seine im vergangenen Jahrzehnt in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze enthält. Der verehrte Forscher hat sich in seinem langen und reichen Leben um das Goethestudium so verdient gemacht, daſs diese Sammlung seiner zerstreuten, meist schwer zu erlangenden Arbeiten überall freudig begrüſst werden wird. Im neuen Bande herrscht, wie der Verf. selbst im Vorworte sich entschuldigend sagt, der polemische Ton vor. Da darf also auch der Kritiker, was ja immer einem würdigen Forscher gegenüber unerfreulich ist, von seinem Rechte Gebrauch machen — hier und da anderer Meinung zu sein.

Der erste gröſsere Aufsatz handelt über das beliebteste Thema der Faustforscher, die Erdgeistfrage. Ich habe vor kurzem in den Jahrbüchern ausführlich über diese Frage gehandelt und mich hauptsächlich gegen die Forscher gewendet, die, wie v. Biedermann auch thut, die anscheinenden Widersprüche aus der allmählichen Entstehung des Faust erklären wollen, gerade als wenn Goethe sollte verlangt haben, daſs man zum Verständnisse seines Faust das Fragment und den Urfaust und sämtliche Paralipomena kennen müſste. Daſs diese Widersprüche sich leicht lösen lassen, habe ich in dem vorhin citierten Aufsatze nachzuweisen versucht. Ich begnüge mich daher damit, aus der v. Biedermannschen Studie zwei Punkte herauszugreifen. Nach des Verf. Meinung ist 'die Entwickelung der Goetheschen Faustdichtung vorzugsweise dadurch aufgehalten worden, daſs der Dichter nicht darüber ins klare kommen konnte, ob, und nachher, wie er Mephistopheles Fausten beigesellen solle'. 'Nachdem der Prolog gedichtet, war auch Mephistos Sendung im Sinne des Buches Hiob und damit ferner der Plan des Dramas in den Hauptzügen gegeben. Es fehlte nur noch ein Übergang; denn für das Faustdrama genügte die freiwillige Annäherung Mephistos nicht, es war vielmehr notwendig, daſs Faust selbst ihn rufe und sich dadurch der Hölle verpflichte, um der Sage gerecht zu werden, auch den tragischen Konflikt einzuleiten. Die Herbeirufung Mephistos ohne Teufels-

beschwörung vermittelt Goethe, wie bekannt, endlich dadurch, dafs Mephistopheles nach dem ersten Gespräche mit Faust, wo er es war, der diesen aufsuchte, sich auffällig unmotiviert verabschiedet, um sich hierauf durch blofses Klopfen an Fausts Thüre wieder anzukündigen und dann erst auf Fausts dreimaliges 'Herein' nochmals sich einfinden zu können. Diese langgesuchte Lösung fand Goethe mutmafslich am 1. August 1800, an welchem Tage er an Schiller schrieb, er habe eben einen kleinen Knoten im Faust gelöst.' Was der Verf. eigentlich hiermit meint, ist mir unverständlich, zumal die Angabe, dafs Mephistopheles (als Pudel) ungerufen erscheine, der Thatsache widerspricht. Denn Faust ruft V. 1118: 'O giebt es Geister' u. s. w. und darauf erscheint der Pudel, und Mephisto sagt später ausdrücklich: 'Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?' Biedermann stützt seine Beweisführung unter anderm auf das erste Paralipomenon und Mannings Datierung desselben in die Zeit vor der Entstehung des Urfaust. Aber diese Datierung Mannings im Goethejahrbuch XVII 209 f. steht auf sehr schwachen Füfsen, wie ich schon in den Blätt. f. litt. Unterhalt. 1896 S. 614 nachgewiesen habe. Manning stützt sich nämlich auf die Worte Goethes in dem Briefe an Johanna Fahlmer vom 18. Oktober 1773: 'Ein schöner neuer Plan hat so sich in meiner Seele aufgewickelt zu einem grofsen Drama.' Die Worte können aber ebensogut auf den 'Werther' gehen, den Goethe als Drama zu bearbeiten im Sommer 1773 beabsichtigte, zumal wir aus Goethes Gesprächen mit Eckermann auch von Goethe selbst wissen, dafs Faust und Werther zu gleicher Zeit komponiert sind. Wenn nun aber Manning sogar die Worte aus dem Julibrief an Kestner (W. A. II 97): 'Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen' auf den Faust bezieht, so möchten wir ihm doch raten, etwas sorgfältiger zu lesen. Vor dem citierten Satze stehen nämlich die Worte: 'Heut vorm Jahr war's doch anders, ich wollt schwören, in dieser Stunde vorm Jahr safs ich bei Lotten', und hinter ihm stehen die Worte: 'Ich weifs, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weifs, was ich antworten werde.' Und da zweifelt noch jemand, dafs der Werther gemeint ist?

In den drei Aufsätzen über die Unterredung Goethes mit Napoleon tritt v. Biedermann für die Glaubwürdigkeit des Berichts Talleyrands ein. Aber die Akten über dieses Thema sind schon geschlossen. Nachdem durch die vielseitige Erörterung der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Aufzeichnungen Talleyrands über die Unterredung — die Litteratur ist angegeben bei Geiger, Aus Alt-Weimar 1887 — eine Menge Irrtümer und Unrichtigkeiten in jenem Bericht nachgewiesen worden sind, wird man die andern Angaben Talleyrands, soweit sie nicht durch anderweitige Ausgaben beglaubigt werden, keineswegs als Quellenmaterial benutzen können. Daran wird v. Biedermanns Eintreten für Talleyrand nichts ändern.

Zustimmen wird man dem, was v. B. über die Tassoausgabe Kerns sagt, insbesondere über die Auffassung des Schlusses; ebenso ist die scharfe Zurechtweisung Froitzheims in den Rezensionen über dessen Schriften 'Goethe und Heinrich Leopold Wagner' und 'Lenz und Goethe' durchaus am Platze.

Wie selbstverständlich, bringt auch dieser neue Band aus der reichen Kenntnis des Verf. eine Menge neuer und beachtlicher Aufschlüsse und Erläuterungen zu Goethes Leben und seinen Werken, so z. B. den Aufsatz über Goethe und das Schrifttum Chinas, Hagedorn ein Vorbild Goethes, zu Caroline Schulze mit dem Repertoire des Leipziger Theaters während Goethes Aufenthalt in Leipzig und zu Goethes Theaterrepertoire 1791—1819, sowie die zahlreichen Nachträge zu früheren Goetheschriften des Verf. Merkwürdig erscheint uns hier die Behauptung (S. 230), dafs das i. J. 1810 gedichtete 'Tagebuch' durch Minna Herzlieb hervorgerufen sein soll und ferner, dafs das bekannte Urteil aus Dichtung und Wahrheit über den patriotischen Wert des Lessingschen Lustspiels Minna von Barnhelm unter die Gedächtnisirrtümer Goethes (S. 156) gerechnet wird. Dem Werke sind drei Bildnisse beigefügt, ein Goethesches nach einer Bleistiftzeichnung des Kupferstechers H. Fr. Brandt, ferner ein Bild des Oberberghauptmanns Fr. W. Heinrich von Trebra und das der Freundin Goethes, Silvia von Ziegesar, gemalt von Kügelgen.

Karl Heinemann.

Gustav Kettner, Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlass zusammengestellt. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart 1899, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Gustav Kettner hat uns i. J. 1895 in einer ausgezeichneten zweibändigen Ausgabe (bei Böhlau in Weimar) den gesamten handschriftlichen Nachlafs Schillers an Entwürfen zu dramatischen Arbeiten geboten; er hat darin eine zuverlässige Grundlage geschaffen für alle, die sich mit der schwierigen, aber interessanten und lehrreichen Frage beschäf-

tigen, wie Schiller gearbeitet hat und welche Ziele er sich, in der Hoffnung auf noch ein Lebensjahrzehnt, gestellt hatte. Aber indem Kettner in jener Ausgabe das gesamte Material gab, die ganze Fülle der hin- und herschwankenden Pläne, die verworfenen und endgültigen Dispositionen, die Exzerpte aus der angezogenen Litteratur, aus der Schiller fast in der Weise, wie unsere modernen Dichter aus der Beobachtung der Dinge selbst, das Milieu seiner Handlungen nachschuf, indem er ferner an diese oft zusammenhanglos auf Zetteln zerstreute Masse von Niederschriften mit philologischer Kritik herantrat, verlieh er jener Ausgabe einen wissenschaftlichen Charakter. In dieser neuen, als Ergänzungsband zu jeder Schillerausgabe gedachten Zusammenstellung nun wendet sich Kettner an den allgemein interessierten Leser, der zwar nicht die Kleinarbeit des Dichters, wohl aber in grofsen Zügen das kennen lernen möchte, was Schiller, wenn er länger gelebt hätte, noch geschaffen haben würde. Kettner sagt mit Recht, dafs die Gröfse Schillers als Dramatikers nur der ganz würdigen könne, der auch die 'Torsi dieses Michelangelo unter den Dichtern' überschaut. Es kam nun darauf an, die Entwürfe in lesbarer Form zu bieten, so dafs aus dem Abdruck etwa ein Bild des Planes entsteht, wie er sich zuletzt im Geiste des Dichters gestaltet hatte. Da wo die letzten Akt-Schemata vorhanden waren, hat K. nach den in ihnen deutlich werdenden Absichten des Dichters die einzelnen Szenen ausgewählt und zusammengestellt. Bei mehreren gröfseren Dramen lag ein ausgeführtes Szenar Schillers selber vor, und die Arbeit war leicht; bei andern dagegen mufste der Text des Entwurfes (z. B. bei den 'Kindern des Hauses') aus einer grofsen Menge bunt durcheinander gewürfelter Skizzen und Notizen zusammengestellt werden; auch hier ist niemals an das Wort des Dichters gerührt worden.

Bekanntlich ist es unmöglich, die Entwürfe Schillers alle chronologisch zu bestimmen; bei manchen, zumal bei den weiter ausgeführten, kann man zwar ziemlich genau aus dem Briefwechsel die Zeit nachweisen, da der erste Plan auftrat; von anderen aber ist im Briefwechsel überhaupt nicht die Rede, und die bekannte Registrierung aller Pläne in Schillers Kalender (vgl. E. Müller, Schillers Kalender, Stuttgart 1895) enthält ebenfalls keine Zeitbestimmung. Den einzig richtigen Gesichtspunkt für die Reihenfolge der Veröffentlichung, zumal in einem für weitere Kreise bestimmten Buche, konnte daher nur die Gruppierung nach Inhalt und Form abgeben; Kettner hat diese Gruppierung so vollzogen, dafs er zunächst Demetrius, Warbeck und Prinzessin von Cleve zusammenstellt, in Rücksicht auf den in allen dreien sich auf bedeutendem historischen Hintergrund vollziehenden persönlichen Konflikt und in Rücksicht auf die Ähnlichkeit der an dunkle Ereignisse der neueren Geschichte anknüpfenden Entwickelungen; dann werden zusammengefügt die Malteser, Themistokles und Agrippina, alle drei sollten in der einfachen Technik der klassischen Tragödie ausgeführt werden (was mir allerdings hinsichtlich des Themistokles nicht ganz ohne Zweifel erscheint); die Polizei, die Kinder des Hauses und die Braut in Trauer hängen sichtlich durch ihren psychologisch-kriminalistischen Stoff zusammen; ebenso kann man sagen, dafs das Schiff, die Flibustier und das Seestück nach der Anregung, aus der sie erwachsen sind (der Lektüre von Reisebeschreibungen) und nach dem gemeinsamen maritimen Charakter zusammengehören. Den Schlufs des Bandes bilden drei inhaltlich ganz auseinanderliegende kleine Sachen: ein paar Notizen zu einem Lustspiel im Geschmack von Goethes Bürgergeneral, von denen wir besonders schmerzlich bedauern, dafs sie nicht umfangreicher sind, denn sie würden uns vielleicht in eine Seite von Schillers poetischer Natur Einblick gewährt haben, der es nur an Gelegenheit zu reicher Entwickelung, nicht aber an Entwickelungsfähigkeit gemangelt hat; sodann druckt K. den kleinen für den Körnerschen Kreis in Dresden bestimmten dramatischen Gelegenheitsscherz 'Körners Vormittag' ab, über den ich S. 210 ff. meines 'Schiller' berichtet habe; den Schlufs des Bandes bildet die Übersetzung der ersten Szene aus Racines Britannicus, ein minderwertiges Gegenstück zu der meisterhaften Phädraübersetzung.

Der Wert der Kettnerschen Veröffentlichung liegt darin, dafs nun auch die grofse Menge der gebildeten Schillerverehrer sich ein deutliches und zutreffendes Bild von der grofsartigen Welt der Entwürfe machen kann, in der Schiller lebte und in der zu leben ihm Bedürfnis war. Wer zum erstenmal einen Blick in diese Welt thut, wird gleichermafsen von Bewunderung und Schmerz ergriffen; und wer sich in das Erhaltene vertieft, erfährt eine kaum endende Steigerung dieser Gefühle in seinem Innern.

Jakob Wychgram.



1. Ruinen des sogenannten Amphitheaters von Tusculum



3. Blick von Puteoli übers Meer nach Cap Misenum



2. Die Bucht von Antium



4. Die Gräberstrafse vor dem Herkulanerthor bei Pompeji; rechts die Ruinen eines Portikus der Villa Ciceros, dann Gräber

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. JOHANNES ILBERG UND Dr. RICHARD RICHTER
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 8. HEFT. MIT 2 ABBILDUNGEN IM TEXT.

DER XLV. VERSAMMLUNG
DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER
GEWIDMET

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

Ausgegeben am 26. September 1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Die „Neuen Jahrbücher“ bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstraſse 1, II, zu richten.

INHALT DES 8. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DER LANDMANN DES MENANDROS

Von U. v. Wilamowitz-Moellendorff

Längst erwarten wir, daſs das Schicksal uns eine Komödie Menanders wiedergiebt. Denn bis in die letzte Zeit vor dem Zusammenbruche des byzantinischen Reiches, äuſserlich durch die Muslim, innerlich durch den Bildersturm, ist seine Kenntnis bei den Litteraten und Grammatikern nachweisbar. Die Tischendorfschen Pergamentfetzen waren das erste, was wieder ans Licht trat, ohne zunächst viel Glück zu machen; die Szenenführung konnten sie auch nicht zeigen. Erst der Papyrus, den sein Besitzer Nicole vor anderthalb Jahren herausgegeben hat, eröffnet die Wiedererstehung Menandrischer Dramatik. Nachdem Blaſs mit glänzendem Scharfsinn erkannt hatte, daſs uns in Wahrheit ein ganzes Blatt aus einem Papyrusbuche erhalten ist, und dieses Blatt von Grenfell und Hunt nochmals gelesen war, hat sich namentlich Weil noch um die Herstellung der Handlung verdient gemacht; andere haben an dem Texte gebessert, namentlich wiederum Blaſs und Weil, dann Richards und Kaibel.[1]) Auch wer zur Heilung des schwerentstellten Textes kaum etwas beizutragen weiſs, kann wohl mit der Beleuchtung der Menandrischen Kunst den Lesern dieser Zeitschrift etwas zu bieten hoffen. Dazu ist es aber unerläſslich, etwas weiter auszuholen.

Bentley und Meineke, so bewunderungswert ihre Verdienste sind, hatten doch kaum anderes als die Emendation der Verse im Auge; das lag in den Zeiten, und man muſs sagen, sie thaten recht. Die Würdigung der dramatischen Kunst konnte nur von den in der Übersetzung vollständig erhaltenen Werken ausgehen. Nun weiſs aber jeder, daſs die sprachlichen und metrischen Probleme des Plautinischen Textes so groſs und so fesselnd waren, daſs sie die Arbeit auf Decennien absorbierten. Jetzt ist das glücklicherweise anders.[2]) Hinter den Übersetzern erheben sich die Originale; wir sehen eine ganze Anzahl griechischer Dichter allmählich wieder Farbe und Gestalt gewinnen, und Menander tritt mit imponierender Gewalt als der unvergleichliche Meister des griechischen Lustspieles hervor. Aber auch nach oben ist durch die Feststellung einer Anzahl neuer Thatsachen die Möglichkeit eröffnet, seine Kunst in die Entwickelung des Dramas einzureihen, und gerade dadurch tritt er als

[1]) Nur bei diesem wird man über die Citate, die zur Emendation so wesentlich sind, zuverlässig unterrichtet.

[2]) Selbstverständlich setze ich das Studium von Leos Plautinischen Forschungen und den uninterpolierten Plautustext voraus.

der Vollender desselben heraus. Es fehlt noch viel, es kann uns das beste immer noch allein die Erde geben; aber wir werden doch nicht mehr geneigt sein, Menander lediglich als Lehrer einer geistreichen Weltweisheit zu behandeln, wie das angesichts der Fragmente, die nun einmal meist Sentenzen geben, in eben so anmutiger als feinfühliger Weise von Lübke[1]) geschehen ist.

Die attische Komödie hat auf lange Zeit hin die Spuren an sich getragen, daſs auch sie, wie die Tragödie, eigentlich überirdische Wesen einführte, daſs sie kein Abbild des wirklichen Lebens, sondern einen Zustand der Entrückung durch die Dionysische Ekstase wiedergab. In der Zeit, die vor ihrer litterarischen Ausbildung liegt, scheint sie dem 'tragischen' Chore nah verwandt, denn ob die Dionysischen Dämonen, die da singen und tanzen, Böcke oder Rosse oder Vögel oder Frösche sind, kann für ihr Wesen kaum viel austragen. Erst als die Tragödie durch die Einführung der Heldensage ein ernstes Spiel[2]) geworden war, und in der Komödie Szenen und Personen des Lebens im Anschluſs an die dorische, vielleicht auch italische Weise dem Zuge des Komos, zunächst in Episoden, zutraten, war der dann niemals überbrückte Gegensatz der Gattungen erreicht. Eupolis und Aristophanes, die jungen Leute, die im Archidamischen Kriege hervortreten, bringen in der zusammenhängenden Handlung, in der immer menschlicheren Stilisierung, in dem allmählichen Auslösen des Chores und seiner Lieder, im Aufgeben des Komos am Schlusse dieses dramatische Spiel zur Vollendung, offenbar im Anschluſs an die Tragödie, wie der alte Kratinos, der sich überwunden sah, selber klagte. Es giebt in keiner Poesie etwas Vergleichbares; aber es konnte nicht länger leben als den kurzen Tag des eben so unvergleichlichen attischen Reiches. Die parodische Behandlung der Heldensage, die sich hier wohl minder an deren Stoff, wie das Epicharm gethan haben muſs, sondern an die Tragödie selbst schloſs, ist zu allen Zeiten geübt worden, würde also die Kontinuität trotz allem Wechsel am besten zeigen; aber von ihr gerade wissen wir am wenigsten.[3]) Es war die äuſsere Not der Zeit, welche noch zu Aristophanes Lebzeiten den Chor ganz verfallen lieſs; es scheint, daſs der Komiker Platon für diese Übergangsform maſsgebend ward[4]); wir können uns von ihr kaum ein Bild machen. Immer aber noch trug der Schauspieler den Lederphallos und den dicken Hintern, er war kein Athener

[1]) Menander und seine Kunst, Berlin 1892.

[2]) *ὀψὲ ἀπεσεμνύνθη* sagt Aristoteles: das soll man nie vergessen.

[3]) Wir kennen doch eigentlich nur das kleine Bruchstück aus Epicharms Odysseus und den Amphitruo des Plautus, über den so viel Thorheit geredet worden ist. Das ist die parodische Umbildung des tragischen Stoffes der Euripideischen Alkmene, ein attisches Werk der neuen Komödie, übrigens ein vortreffliches, das Molière indessen nach der komischen Seite übertraf, aus dem Kleist mit dem Ahnungsvermögen des geborenen Tragikers den ursprünglichen tragischen Konflikt hervorholte, den er in ganz neuer Weise zu lösen, freilich vergeblich, versuchte.

[4]) Er ist in der ältesten erreichbaren Doktrin, die Horaz gelernt hat, der Vertreter der mittleren Komödie. Erst als man den Aristophanes durchaus bevorzugte, schien sein Aiolosikon für sie das Prototyp (bei anderen der Odysseus des Kratinos), sein Kokalos für die neue: immer sind die Gattungen an sich, nicht nur durch die Zeitfolge verschieden. Für unsere Kenntnis ist die mittlere Komödie ein unfaſsbarer Schemen.

wie die Leute im Parterre, so sehr er ihnen in dem was er that und sagte ähnlich sein mochte. Er war ein Φλύαξ[1]), d. h. er sah den Personen der tarentinischen Vasen ähnlich, und er that das, weil er ein Nachkomme derselben Dionysischen dämonischen Rüpel war, die uns die korinthischen Vasen zeigen. Dafs wir diese Entwickelung, so dunkel sie im einzelnen ist, im ganzen sicher kennen, danken wir der monumentalen Überlieferung und der fruchtbaren archäologischen Forschung.[2])

Der phantastisch obscöne Aufputz pafste in die Zeit wirklich nicht mehr hinein, wo die Wohlanständigkeit des Isokrates und die Sokratische Moral den Ton angaben. Wir wissen noch nicht, wann, aber nach dem Tode des Aristophanes und vor Aristoteles ist das alte Kostüm aufgegeben worden und eingeführt was jener die neue Komödie nennt. Die Menschen der Gegenwart, die schon vorher aufgetreten waren, trugen nun auch das Kostüm der Gegenwart: alles Dionysische, alles Religiöse ist mit dem Chore verschwunden.[3]) Um dieselbe Zeit ist das Satyrspiel von der Tragödie losgelöst worden, um selbständig die Dionysische Tradition zu vertreten, vielleicht auch dieses nur zu modern wohlanständig und in der Behandlung der heroischen Stoffe der Komödie, die sich denselben zuzuwenden nicht müde ward, so nahe stehend, dafs einmal ein Dichter, Timokles, sowohl Satyrspiele wie Komödien verfassen konnte.[4]) Inwieweit der Kostümwechsel den ganzen Stil beeinflufst hat, können wir nicht sagen. Es waren ja vielfach dieselben Dichter, die die Komödie weiter pflegten, wie Antiphanes und Alexis. Kenntlich ist uns in den erhaltenen Versen, die überwiegend bei Athenäus stehen, fast nur die sprachliche Kunst der Parodie von Tragödie und Dithyrambus, nicht die Handlung und die Charaktere. Man darf wohl annehmen, dafs sich zwar ein Neues anbahnte, aber der Zustand noch nicht erreicht war, den Aristoteles mit *ἔσχε τὴν ἑαυτοῦ φύσιν* bezeichnet. Überaus wichtig ist es, dafs wir doch ein Drama der Aristotelischen Zeit in der Übersetzung des Plautus besitzen, den Perser.[5]) Das giebt eine lustige Intrigue, die Prellung eines Kupplers; freche Sklaven, wie sie etwa Hypereides gegen Athenogenes zeigt, der Parasit, der zugleich Sykophant ist, samt seiner Tochter, deren Ehrbarkeit der Dichter in getragener halbtragischer Sprache reden läfst, sind die Acteurs, und ein toller Komos macht mit Prügelei und lasciven Tänzen den Schlufs, noch archaischer

---

[1]) Dafs dies der Name der 'Rüpel' ist, habe ich zu Kaibels Rhinthon bemerkt; dafs man nicht *κόβαλοι* dahinziehe, vgl. Gött. Anz. 1898 689.

[2]) Vgl. was Kaibel Proleg. 79 citiert und von da aus weiter.

[3]) Es war nicht ausgeschlossen, dafs einzelne Tänzer auftraten, wie sie schon Aristophanes am Schlusse der Wespen und Ekklesiazusen eingeführt hatte; so geschieht es im Schlusse des Persers. Auch ein Chor mochte einzeln so eingeführt werden, wie die Fischer im Rudens (Diphilos), und so war die Arie gewifs nicht verboten. Aber das Normale ist zumal für Menander die ausschliefsliche Verwendung der beiden Dialogmafse, Trimeter und Tetrameter, wie das Hephästion angiebt.

[4]) Das ist mehrfach bezeugt, und ich verstehe nicht, wie man sich gegen diese Überlieferung sträuben kann. Vgl. mein Göttinger Programm *Comment. gramm.* IV 23.

[5]) Vgl. mein Göttinger Programm *De tribus carminibus Latinis.*

aussehend als in manchem Aristophanischen Stück. Man kann sagen, dies liefs sich ganz gut im alten Kostüm geben; es beweist für das unsichere Tasten einer Übergangszeit. Sehr begreiflich, dafs auch solche Stücke sich auf der Bühne erhielten, die dem groben Gaumen vieler Theaterbesucher eine schmackhaftere Kost lieferten als Menanders Feinheit. So hat es denn Plautus aufgegriffen; er hat auch eine ähnliche Farce dem Menandrischen Eingange seines Stichus angehängt, *humano capiti cervicem equinam*.

Erst in der neuen Zeit, da Alexandros und Antipatros dem Demosthenischen Athen und dem Grofsmachtskitzel der kleinen Republiken ein Ende gemacht hatten, als Demetrios der Peripatetiker mit Erfolg seiner Vaterstadt in municipaler Enge Frieden und Wohlstand, Sittsamkeit und Bildung zu verschaffen versuchte, ist der grofse Dichter aufgetreten, der das neue Lustspiel wahrhaft schuf, Menandros, der mit Epikuros gleichzeitig sein Ephebenjahr abgedient hatte. Es stehen ja Philemon und Diphilos neben ihm, die seine kurze Dichterlaufbahn nach beiden Seiten überragen[1]); sie beginnen auch kenntlich zu werden, aber noch viel deutlicher ist, dafs Menander der Aischylos des Lustspieles ist, der dem Publikum statt der Schüsseln von der Tafel Homers die Früchte aus dem Garten des Bios vorsetzt.[2]) Die Euripideische Tragödie, nicht die Komödie des Kratinos, Helene und Iphigeneia, nicht Acharner und Vögel sind seinen Dichtungen vergleichbar. Wie Euripides schliefslich unter den konventionellen heroischen Namen und Masken Menschen seiner Zeit handeln und reden läfst, so thun sie es hier, nur ohne jene der reinen Wirkung hinderliche Maskerade. Darin liegt denn aber, dafs dieses Lustspiel weder lustig noch komisch in höherem Sinne zu sein braucht als das Leben. Man wird dessen so recht inne, wie wahr der tiefsinnige Gedankengang Platons ist, der in dem Worte gipfelt 'In Klagegesängen und Tragödien, nicht nur denen der Bühne, sondern in der ganzen Tragödie und Komödie des Lebens sind Schmerz und Lust gemischt' (Phileb. 50[b]). Diesem Kunstrichter war es eben aufgegangen, was Aristoteles nicht begriff und daher auch der ganzen folgenden Theorie nicht aufgehen liefs, dafs die dramatische Poesie der Natur nach nur eine ist. Die alten Gattungsnamen und Begriffe pafsten ebensowenig mehr, wie man die Dramen Ibsens als Tragödie oder Komödie bezeichnen kann. Bei Philemon ist der Anschlufs an Euripides ganz bewufst und so, dafs man die Nachahmung in nicht immer erfreulicher Weise merkt; er dürfte rhetorische Bildung gehabt haben, von der frei zu sein ein ganz besonderer Vorzug Menanders ist. Trinummus, der sehr hoch hinaus will, krankt an beträchtlicher Langeweile, während der frivole Mercator ein gutes, geschlossenes Stück ist. Aber es scheint doch, als wäre Philemon besonders dazu angethan, klar zu machen, wie es nur die Behandlung ist, die die kleinlichen Stoffe geniefsbar macht. Wäre das Leben, das Menander sah, das grofse weltbewegende gewesen, dessen

[1]) Marx rückt den Diphilos tiefer herunter: das glaube ich nicht, von anderem abgesehen, weil er sehr viel mehr von der alten Polymetrie zeigt.

[2]) Ich mufs diese Pointe, wie ich sie früher im Anschlusse an Aristophanes von Byzanz gefunden habe, wiederholen, weil sie mir die Sache am besten zu treffen scheint.

Bühne damals nicht enger war als das Reich Alexanders, so würde der Spiegel des Lebens auch mehr zeigen, Satrapen und Marschälle, Orientalen und Makedonen und Damen der Welt und Halbwelt, hochstrebend und energisch, kokett und sentimental, würden mithandelnd eingreifen. So, wo die kleinstädtische Enge ihn und seine ganze Nachfolge in ihrem Banne hielt, kann man selbst bei ihm etwas von der Kotzebueschen Misère spüren, die Schillers Jeremiade geifselt.

Ohne Zweifel ist in dem Leben der athenischen Philister genug Öde und Frivolität, und wenn im letzten Akte ein oder zwei Hochzeiten einen befriedigenden Schlufs wenigstens für das klatschende Parterre bewirken, so thut man besser, vorher aus dem Theater zu gehen. Aber es macht den Spiegel nicht schlechter, dafs er nichts anderes zu sehen bekam. Und man mufs den Blick nur den Motiven und der Kunst des Dichters zuwenden, damit man bemerkt, worauf es ihm ankam und uns ankommen soll. Neun[1]) Dramen kennen wir doch aus der lateinischen Bearbeitung, und trotz aller Entstellung müssen sie einigermafsen den Aufbau und die Charakteristik erkennen lassen. Nehmen wir eins, das durch seinen frivolen Schlufs Mommsens Entrüstung hervorgerufen hat, den 'Doppelbetrug', die Bacchides. Da sehen wir wie den Betrug so die Jünglinge und die Hetären und die Alten verdoppelt. Das ist nicht blofs so lustig, das hat auch seine ernste Bedeutung; solche Schafe, wie sie hier geschoren werden, sind Herdentiere: solche Jungen, die zu solchen Alten werden, giebt es immer wie Rosenkranz und Güldenstern. Der Dichter braucht nicht doktrinäre Belehrung zu predigen; das Stück Leben, das er zeigt, wird auf den ernst Denkenden von selbst anders wirken als auf die Herdentiere im Theater, die nur ihresgleichen sehen. Im Eunuchus begeht ein Ephebe, der ohne Urlaub aus der Kaserne des Hafens in die Stadt kommt, einen unverzeihlichen Streich. Der mit weisester Diskretion nur in einer kurzen Szene gezeigte Vater macht nachsichtig alles wieder gut, indem er diesen Bengel heiraten läfst, und dem älteren Sohne gestattet er ein Collageverhältnis, das nebenher darauf gebaut wird, dafs ein tölpelhafter Offizier als geduldeter Dritter die Kosten des Haushaltes bestreitet. Nicht minder frivol; aber hier ist dem lüderlichen Buben ein braver zur Seite gestellt, der zwar die Reize des Hetärenlebens einen Abend kosten darf, aber deutlich macht, dafs er nicht hineingehört. Und die Hetäre, trotz ihren Künsten und Ansprüchen, steht nicht ohne Grund innerlich sowohl wie äufserlich über der ganzen Gesellschaft. Das sind zwei durchaus lustige Spiele, die ein frivoles Leben schildern, ohne dafs sie aufdringlich kritisierten, aber durchaus nicht frivol.

In den Brüdern und im Selbstquäler ist dem ernsten, zum Teile senti-

---

[1]) Aufser den vier von Terenz übersetzten Aulularia (von der so viel Geffcken in dem Hamburger Programm 'Der Dyskolos des Menander' bewiesen hat) Bacchides Cistellaria Poenulus Stichus. Möglich ist Menandrischer Ursprung beim Truculentus, aber ich möchte ihn eher einem Nachahmer zutrauen, ähnlich wie es mit dem Miles steht. Auch Pseudolus schmeckt mir nicht nach Menander; aber das sind bisher nur unverbindliche Geschmacksurteile.

mentalen Elemente breiter Raum gelassen. Da sind wieder je zwei Alte und zwei Junge eingeführt, und das Hauptinteresse gilt der Belehrung der Väter: es ist beides eine École des pères. Wer am Ende der Brüder lacht, wenn diese ihre Charaktere vertauscht zu haben scheinen, wenn Demea Familienehre und Herrenrecht und Vermögen drauf gehen läfst und Micio wie auf den Kopf geschlagen sogar ein altes Weib heiratet, der fühlt dem Dichter den blutigen Hohn nicht nach, der denn doch die Konsequenzen zu übersehen verstand: die beiden Alten sind aus ihrem Wesen geworfen, sie haben sich durch ihre verkehrte Erziehung der Söhne dieses Glück gezimmert; man könnte sehr wohl geneigt sein, das recht tragisch zu nehmen. Das ward gedichtet, während die Frage der Jugendbildung im Mittelpunkte des Interesses stand, schon seit hundert Jahren, der eine Mathematik, der andere Dialektik, der dritte Rhetorik als das wahre Bildungsmittel pries, Lykurgos und Demetrios Jung und Alt zur Sittlichkeit zu zwingen versuchten. Sollte der Dichter sich nicht neben ihnen sehen lassen können, der gar nicht fragte, was gelernt ward, sondern wie der Charakter der Jugend erzogen oder vielmehr verwahrlost ward, und zeigte, was dabei herauskam? An dieser sittlichen Verwahrlosung sind doch die Hellenen zu Grunde gegangen.

Die Vergleichung mit Molière, dem genialen Komiker, der auch im Grunde viel ernster ist als seine tragischen Kollegen, fordert stofflich die Aulularia zuerst heraus; aber gerade bei dieser unmittelbaren Berührung stehen sich die innerlich verwandten Dichter ganz fern und verliert der Franzose zu sehr, der diesmal ein Prosastück von greller Häfslichkeit gemacht hat. Sein Harpagon ist ein reicher Mann, der gemeine Wuchergeschäfte treibt und danach seine Kinder behandelt und von ihnen behandelt wird. Euclio ist ein Mann gewesen, der sich in ehrlicher Armut durchschlug und durch sie verbittert worden ist; es ist wesentlich, dafs er in dem Hause seiner Ahnen wohnt, das einst bessere Tage gesehen hat. Erst der Schatz, den er findet, macht ihn zum Geizhals: er kann ihn nicht nutzen und hängt doch mit seinem Herzen an ihm, weil er sich zeitlebens gierig nach Reichtum gesehnt hat. Ist das nicht eine ernste Wahrheit, dafs er die herzliche, ehrliche Annäherung des reichen Nachbars ebensowenig noch zu geniefsen weifs, weil er verbittert ist, wie den Topf mit Gold, den ihm sein Hausgeist beschert? Hier ist aber der Schlufs wirklich versöhnend; die nächste Generation, die wir nach Wunsch vereinigt sehen, wird wieder Lebensglück und Lebenslust haben: daher leitet der Familiendämon passend das Drama ein. Der Bearbeiter hat diese Feinheiten wenig empfunden; wie sollte das in dem Rom des Marcus Cato und des Lucius Flamininus anders sein? Ihm behagten mehr die skurrilen Szenen, die denn auch Molière allein genutzt hat. Für Menander waren sie Nebenwerk. Vollends aber wenn Plautus eine Dialogszene zu einem Canticum auseinander zerrt, wie hier die, in welcher Megadorus von seiner Schwester bestimmt wird, um des armen Nachbars Tochter zu freien (die ihm der Dichter gar nicht zugedacht hat), so geht eigentlich alles Hübsche und Feine verloren. Man mufs sich das Motiv herausschälen und die Szene in die Ökonomie des Dramas einordnen;

Exposition, halb für die Handlung, halb für die Charaktere, parallel dem Prologe des Heros und der Selbstexposition des Geizigen. Ist es nicht bewundernswert, wie die Sophokleische und die Euripideische Weise der Exposition von Menander zu einem dritten Vollkommneren zusammengearbeitet sind, freilich so, dafs man die Zusammenarbeitung merkt?

Das dem Titel nach unbekannte Stück, das Plautus für die Cistellaria zurecht geschnitten hat[1]), von der dann wieder ein so grofser Teil verloren ist, dafs man die Handlung nicht mehr ganz aufbauen kann, hat komische Szenen kaum noch, treibt dagegen das Rührende bis zum Äufsersten, dem Selbstmordversuch vor den Augen der Zuschauer. Die Charakteristik durchläuft hier in der Abtönung der Frauenrollen eine lange Skala. Die Lena, die ihr Metier sozusagen aus Notwehr gegen die Hoffart der Bürgerkaste treibt; sie war bei Menander keine blofse Lena, sondern ein Individuum, dem Stande nach das allein stehende Mädchen ohne Familie und ohne Vermögen; ihre Kollegin, die das angenommene Kind mehr liebt und besser hält als jene ihr eigenes; die Tochter aus gutem Hause, die, aufserehelich geboren und im Hetärenhause erzogen, doch die innere Reinheit und die Kraft einer starken Liebe bewahrt; neben ihr die gutmütige, zu allem fähige Hetäre; endlich die Mutter, die einen Fehltritt mit langem Altern in ehelosem Stande gebüfst hat, dann wunderbar die Ehre und den Gatten erhalten hat, endlich auch die Tochter wiedererhält: das sind alles keine ganz intakten, alles keine ganz verworfenen Wesen, und sie können alle miteinander auskommen. So lebhaft die Handlung ist, an der sich die Schaulust vergnügen mochte; der Dichter wird doch am liebsten den Leser gehabt haben, der dieses ernste Spiel der Menschenschicksale, des Lebens Irrungen und Wirrungen, mit ernster Teilnahme, hie und da mit dem Lächeln des Humors betrachtete. Von den zweiten Brüdern, die der Stichus mit wenig Recht als seine Vorlage bezeichnet, ist die Expositionsszene immer noch von hervorragendem Reize: die Treue zweier Strohwittwen, die von dem eigenen Vater bedroht wird, ist an sich einmal ein ganz erfreuliches Bild; was eigentlich das Stück bis zum heiteren Schlusse, der Vereinigung mit den heimgekehrten Gatten, enthielt, bleibt zweifelhaft. Fast eine tragische Spannung hat der Karchedonios dargeboten, das eine der im Poenulus verarbeiteten Stücke.[2]) Denn die Gefahr, dafs zwei geraubte karthagische Jungfrauen von dem Leno an den Aphrodisien dem Handwerk preisgegeben werden, die für ein feines Gefühl noch peinlichere Gefahr, dafs der Liebende die Geliebte als Hetäre sich kaufen, sich also selbst schänden könnte, die er zur Ehe nehmen soll und in der er halb unbewufst schon die Gattin achtet, auch als er sie nur als Hetärensklavin kennt, das ist beides wirklich kaum noch mit dem Begriffe und Namen eines Lustspieles zu

[1]) Er sagt selbst am Schlusse, dafs er die Auflösung wegläfst, die hier stark ins Rührende fallen mufste.

[2]) In der Aussonderung der kontaminierten Stücke komme ich für den Eingang zu etwas andern Ergebnissen als Leo, solchen, wie er selbst sie wohl gern annehmen wird; aber dafür ist hier kein Raum.

verbinden: erinnert es doch an Perikles von Tyros, der viel greller malt und auch die Gefühle viel gröber faſst.

Wir sehen in zwei späteren Stücken geringerer Dichter, den Captivi und der Hecyra, wie nach Menander dieser Weg noch weiter verfolgt worden ist. Die Captivi operieren nur mit Tugend und Thränen, eine wirkliche Comédie larmoyante; die Hecyra steht in der Erfindung sehr viel höher, und es ist eine arge Thorheit, sie deshalb zu verachten, weil der römische Pöbel sie nicht verstand; da war Terenz doch ein besserer Kunstrichter. Der Mann, der die widerwillig gefreite Gattin nicht berührt und doch allmählich zu lieben beginnt, der Gefahr läuft, sein eigenes Kind als Bastard sei es aufzunehmen, sei es zu verstoſsen, das ist ein fein ersonnener und wahr empfundener innerer Konflikt, freilich ein gesuchter. Und die beiden Schwiegermütter und Väter, im Verhältnis zu den eigenen und den Schwiegerkindern, geben Szenen, die den meisten gar nicht antik erscheinen müssen. Wem es zu fremdartig ist, sie sich hellenistisch zu denken, der transponiere sie sich in die Weise des jüngeren Dumas; Französisch steht diesem Attisch immer am nächsten. Leider reichte bei Apollodor die Gestaltungskraft nicht hin, jene durchweg notwendigerweise kreuzbraven Leute einzeln genügend zu differenzieren, wie er auch sonst mit abgebrauchten Figuren und Motiven wirtschaftet. Aber hier ist auch jeder Ansatz zur Komik, zur Lustigkeit verschwunden. Die entsagungsvolle, tugendhafte Hetäre am Schluſs, eine Ausartung Menandrischer Motive, ist wenig mehr als ein Deus ex machina, verdiente aber keineswegs besonderen Tadel: die Eingangsszene hat sie recht überlegsam vorbereitet.

Es scheint, daſs der Landmann auch ein so ernstes Stück gewesen ist. Denn so weit man die Fabel erkennen kann, standen zwei Familien sich gegenüber, bei denen beiden einiger Schatten auf der Ehre und dem Frieden des Hauses lag. In dem reichen Hause hatte der Herr auſser dem Sohne erster Ehe von einer zweiten Frau oder wohl besser Kebse[1]) eine Tochter, die er seinem Sohne aufzuzwingen vermutlich minder durch Eigennutz, die Mitgift zu sparen, als durch die Intriguen der Frau seines Alters vermocht ward. Das andere Haus war das einer verarmten Wittwe, deren Sohn dazu hatte greifen müssen, auf Tagelohn in einen Weinberg auf dem Lande sich zu verdingen. Die Tochter hatte, wohl wider den Willen des noch ganz jungen Bruders, aber in Einverständnis mit der schwachen Mutter, ein Verhältnis mit dem Nachbarssohn angeknüpft, das verhängnisvoll werden muſste, da auf eine Ehe kaum zu rechnen war. Es wird da aber noch etwas im Dunkeln liegen, ein Unheil, das der Zuschauer im Prolog nicht erfahren sollte. Der Konflikt ward so herbei-

[1]) D. h. *παλλακὴ ἐπὶ ἀρότωι παίδων γνησίων*. Daſs es mit der Herkunft dieser Braut hapert, zeigt die Rede Philinnas 29: *οἰμωζέτω τοιοῦτος ὢν γαμεῖν . . . γάμους τοιούτους*. An dem Demonstrativ analog dem damals geläufigen *οἷος* c. inf. soll man nicht zweifeln: das ist ja schon Homerisch. Der Stiefsohn sagt 10: *ὁμοπατρία γάρ ἐστί μοι . . . νυνὶ γυναικὸς τρεφομένης . . . ἀδελφή*. Darin kann zwischen Prädikat und Subjekt nur die Angabe über die Mutter stehen; die Änderung *τρεφομένη* fügt sich gar nicht. Dann ist die Mutter eine *νυνὶ γυνὴ τρεφομένη*, d. h. *παλλακή*. Die Herstellungsversuche in diesen ersten, schwer entstellten Versen haben geringe Chancen.

geführt, dafs einerseits der reiche Vater die Abwesenheit seines Sohnes auf einer kleinen Reise benutzte, die Hochzeit der Halbgeschwister so einzuleiten, dafs sie sofort bei dessen Rückkehr vollzogen würde, anderseits der arme Sohn sich durch hingebende Pflege des alten Bauern, bei dem er in Dienst stand, so stark in dessen Gunst setzte, dafs dieser sich entschlofs, um die arme Schwester zu freien. Die Lösung des Konfliktes ist im einzelnen ganz unklar, aufser dafs der redliche derbe Bauer dazwischenfuhr[1]), das Liebespaar am Ende glücklich verband und entweder selbst oder für den armen Jungen die Tochter aus dem reichen Hause freite. Nicht in dem, was man von der Fabel erkennt, sondern in der Charakteristik liegt der Reiz. Sie war auf die Kontraste gegründet. Der alte Landmann war der Träger der gesunden, handfesten Redlichkeit; die freiwillig übernommene schwere Arbeit des Tages hatte ihn auch seelisch gesund erhalten. Dagegen in der Stadt war in dem reichen Hause der Wille erschlafft und die Moral bröckelig geworden; in dem armen mufs schon die Armut nicht ganz ohne Verschulden eingekehrt sein, und Mutter und Tochter waren mindestens auf dem Wege, unter das Niveau bürgerlicher Ehrbarkeit zu sinken. Den Jungen rettete eben der Entschlufs, den Spaten zur Hand zu nehmen, was dem athenischen Pflastertreter so schwer ward, wie dem ungerechten Haushalter des Evangeliums.[2]) Auch das ahnt man zum Teil nur, denn der Prolog führt die Hauptpersonen noch nicht ein. Die erste Rede sprach der reiche Jüngling, eben von der Hochzeit, die ihm drohte, unterrichtet; er stand vor dem Hause seiner Geliebten, wo er sein Leid klagen wollte, aber wir sehen ihn im letzten Augenblicke unter einem Vorwande, mit dem er seine eigene Angst beschwichtigt, auf der Schwelle umkehren: damit ist die Unentschlossenheit seines Wesens genugsam gekennzeichnet. Die arme Mutter wird auch in ihrer zaghaften Hilflosigkeit und Gutmütigkeit[3]) eingeführt, ihr zur Seite als Confidente eine ältere Frau, die kein Blatt vor den Mund nimmt, deutlich als Folie komponiert, wie Gymnasium neben Selenium in der Cistellaria u. a. Ein Prachtkerl ist der Sklave Daos, der die Partei des reichen Hauses vertritt. Gleich wenn er auftritt und die Verachtung des kleinen vorstädtischen Gutes ausspricht, von dem seine Herrschaft keinen anderen Ertrag hat, als die Blumen und das Grün eines attischen *Φελλεύς* (wie sich ein Banquier den Luxus eines Gutes nah der Stadt erlaubt, obwohl er die unrentable Land-

[1]) Von den bisher bekannten Bruchstücken gehören die vier durch die Florilegien erhaltenen wohl alle dem Bauern an, und zwar einer Szene; er hat die Lage des armen Hauses erfahren und rät einem Gorgias ab, sich durch eine Klage das Recht von den Reichen zu suchen. Gorgias kann der arme Sohn sein, sonst ein anderer Vertreter dieser Partei. Es wird sich noch um anderes handeln, als die dem Mädchen angethane Schmach. Auch die in dem Hermogenesscholion erhaltenen lebhaften Trochäen, in denen dem schüchternen Liebhaber der Kopf zurecht gesetzt wird, können dem Bauern gehören.

[2]) Aristoph. Vög. 1432. Ev. Luc. 16, 3.

[3]) Dazu gehört, dafs sie 34 statt zu befehlen verbindlich sagt: *καλόν γ' ἂν εἴη νὴ Δία*. Die Beteuerung markiert, dafs sie und dann Philinna das Angemessene auch thun. 54 redet sie die Freundin *γράιδιον* an: das ist nur höflicher, als die aus der Komödie mehrfach belegte Anrede *γραῦ*.

wirtschaft verachtet), sieht man die Hochnäsigkeit des Städters, die nachher der alte Landmann zur Raison bringen sollte. Dieselbe zeigt sich in seiner Schlufssentenz, dafs der Landaufenthalt eigentlich nur für arme Schlucker pafste, die sich in der Stadt nicht mehr zu zeigen wagten. Er ist Sklave, aber in einer höheren Stellung, da er anderen Sklaven kommandiert; er hat ein bequemeres Leben als der reiche Gutsherr Kleainetos, dessen harte Arbeitsfreude er verachtet, und auf die freie Nachbarin, die schwerlich mehr als eine Sklavin haben wird, sieht er dünkelhaft herab. Es ist eigentlich eine mafslose Frechheit, dafs er die Bürgersfrau begrüfst mit *ὦ γεννικὴ καὶ κοσμία γυνή*, ihr damit sowohl ihre Abkunft wie ihre Führung gnädig attestierend. Gemeint ist beides ironisch; er hält sie für Lumpenpack, denn sie ist arm, und er ahnt, dafs sein junger Herr dort attachiert ist; das ist ihm an der Mutter Kuppelei. Er sieht natürlich auch eine Intrigue darin, dafs der brave Junge auf Arbeit gegangen ist und seine Fürsorge sich so belohnt, wie es der Mutter entsetzlich sein mufs, die das Engagement ihrer Tochter kennt. Also seine frohe Botschaft ist im Grunde alles andere eher: daher seine geflissentliche Betonung der Freudenbotschaft, daher die Ruhe, mit der er über alle Zwischenbemerkungen hinweggeht, und seine höhnische Art zu erzählen, die zunächst mit Behagen bei dem Schlimmen verweilt. Man braucht Besinnung, um die Feinheiten der Diktion und der Charakteristik zu spüren. Dann sieht man, wie albern Älian gewesen ist, als er sich das *διέκοψε τὸ σκέλος χρηστῶς πάνυ* als eine schöne Phrase ausnotierte, wo es doch nur in diesen Mund pafste. Man denke sich diese Szene von Plautus oder Terenz übersetzt: das ganze Ethos würde unkenntlich sein. Die unnachahmliche Eleganz der Rede, die gar nichts Rhetorisches noch Konventionelles an sich hat, wird am deutlichsten dadurch, dafs die Ergänzung so schwierig ist, ohne die Hilfe der Citate manchmal unmöglich sein würde, also, wo diese fehlen, es wirklich ist. Immerhin hoffe ich, dafs eine Übersetzung dieser Szene anderen einigermafsen den Dienst leisten wird, wie mir: ich habe erst durch diesen Versuch und seine Unzulänglichkeit die Kunst des Dichters ganz begriffen.

Der Hintergrund der Bühne stellt zwei Häuser dar, ein stattliches, vor dem die Altäre festlich geschmückt sind, und ein ärmliches. Vor dessen Thüre steht ein Jüngling, dessen Tracht und Haltung zeigen, dafs er nicht hineingehört.

* * *

während der Bruder auf dem Lande blieb.
Jetzt war ich in Geschäften nach Korinth
verreist, und da ist etwas eingetreten,
was mich vernichtet. Abends komm' ich heim
und treffe meine Hochzeit schon im Gange;
man kränzt die Götterbilder, drinnen opfert
der Vater. Denn Brautvater ist er selber.
Ich hab' ja eine Schwester, die dem Vater
das Weib gebar, das er jetzt bei sich hat.
Das ist ein Unglück, dem man schwer entgeht,
und wie ich ihm entgehn soll, ahn' ich nicht.

Nur Eines steht mir fest. Dies Mifsgeschick
verschweigen, dem Verlöbnis mich entziehn,
Melitta, meine Heifsgeliebte, kränken:
das darf ich nimmermehr: das wäre Sünde.
Schon lange will ich an der Thüre klopfen,
ich wag's nur nicht; ich weifs nicht, ob der Bruder
vom Lande grade da ist. Alles mufs
bedacht sein. Und so will ich wieder gehn
und überlegen, wie ich das erreiche,
das Eine, diese Heirat zu vermeiden. (Ab.)

Myrrhine, eine Frau in mittleren Jahren, in bürgerlicher, aber ärmlicher Tracht, und Philinna, eine Greisin gleichen Standes, kommen aus der Thür, an welche der Jüngling klopfen wollte.

Myr. Ich weifs, du meinst es gut mit mir, Philinna,
ich darf dir alle meine Sorgen sagen.
So also steht es. Phil. Ja, mein liebes Kind,
wenn ich das höre, kann ich mich wahrhaftig
kaum halten, an die Thür zu gehn, den Schwindler
herauszurufen und ihm meine Meinung
ganz grad' heraus zu sagen. Myr. Nein, Philinna,
lafs den nur gehn. Phil. Was? Lafs ihn gehn? Ja wohl,
zum Henker lafs ihn gehn, dahin allein
gehört ein solcher Schurke. Hochzeit macht er
und unser Mädchen läfst er schmählich sitzen,
und solche Hochzeit gar. Myr. Just kommt ihr Diener
Daos vom Feld herein. Lafs uns ein wenig
hierher beiseite treten. Phil. I, was schiert
uns der? Myr. Es ist schon besser, meiner Treu.

Daos, ein Sklave in einer Tracht, die erkennen läfst, dafs er aus einem reichen Hause ist und gut gehalten wird, und Syros, ein ihm untergebener Sklave; beide tragen grofse Körbe voll Laub und Blumen.

Daos. Ein so rechtschaffnes, frommes Feld wie unsres[1])
giebt's nicht zum zweitenmal, das will ich meinen.

---

[1]) Die Überlieferung dieser Stelle ist so merkwürdig, dafs sie auch hier hervorgehoben werden mag. Der Papyrus hat gehabt: *ἀγρὸν γεωργεῖν εὐσε[βέστερον οὐδ]ένα οἶμαι· φέρει γὰρ μυρρ[ίνην κιττὸν] καλόν, ἄνθη τοσαῦτα· τἆλλα δ' ἂ[ν τις καταβάλ]ῃ ἀπέδωκεν ὀρθῶς καὶ δικαίως.* Darin ist *ἄν τις καταβάλῃ* durch ein Citat bei dem Aristidesscholiasten gesichert. Bei Stobaeus Fl. 57, 5 steht: *ἀγρὸν εὐσεβέστερον γεωργεῖν οὐδένα οἶμαι*; dies in der richtigen Wortfolge, aber *οὐδένα* ist ein alter, beiden Zeugen gemeinsamer Fehler; *οὐδένας* Weil. Nun folgt: *φέρει γὰρ ὅσα θεοῖς ἄνθη καλά, κιττὸν δάφνην· κριθὰς δ' ἐὰν σπείρω δίκαιος ἀπέδωκεν τόσ' ὅσσ' ἂν κατέβαλον*, das letzte mit entsetzlicher Interpolation; allerdings ist das Fragment bisher nur aus der jungen Pariser Handschrift A (und der interpolierten B) bekannt. Die Kritiker haben alle *φέρει γὰρ μυρρίνην* u. s. w. gesetzt; aber dann zerreifst man sich die Aufzählung, während die Blumen doch zu dem Grün gehören. Man wird also von den zwei indicierten Gedanken den allgemeinen 'der Acker ist fromm, denn er bringt alles für den Gottesdienst Geeignete' vor die Spezifikation seiner Erträge rücken, z. B. *φέρει γὰρ ⟨πᾶν ὅτι τοῖς θεοῖς⟩ καλὸν ⟨ἐστιν προσενεγκεῖν⟩, μυρρίνην κιττὸν δάφνην.* In

Was nur zum Schmucke der Altäre taugt,
das trägt es, Myrtenzweige, Lorbeer, Epheu,
und so viel Blumen. Wenn man sonst was säet,
bekommt man alles in der Ernte wieder,
reell, auf's Mafs genau, kein Körnchen drüber.
Na, Syros, trag' die ganze Last hinein,
so viel wir haben. Alles für die Hochzeit. (Syros mit den Körben ab.)
Ah, Myrrhine, viel Glück zum Grufs. Myr. Auch dir.
Da. Ich hab' dich nicht gesehn, du wolgeborne,
ehrsame Frau. Wie steht's? Ich möchte dir
von einer frohen Botschaft oder besser
von einem freudigen Ereignis, das
mit Gottes Hilfe bald eintreten wird,
zu kosten geben und der Erste sein,
der dir davon erzählt. Kleainetos,
bei dem dein Junge in Arbeit steht, hat kürzlich
beim Graben in dem Weinberg sich den Schenkel
recht ordentlich zerschlagen. Myr. Guter Gott.
Da. Hab' keine Sorge, höre mich zu Ende.
Infolge der Verletzung schwoll dem Alten
am dritten Tag das Bein gewaltig an.
Das Fieber wurde hoch; es stand recht übel.
Phil. Dafs dich das Donnerwetter, schöne Freude
bringst du uns mit. Myr. Sei stille, Mütterchen.
Da. Da braucht' er einen Pfleger. Die Bedienung,
wie er sie hat, die Sklaven und Barbaren,
die dachten, lafst den Alten nur krepieren.
Aber dein Sohn — als wär's sein eigner Vater,
stand er allein ihm bei. Er rieb ihn ein,
massiert' ihn, wusch ihn, bracht' ihm Trank und Speise,
sprach ihm gut zu und hat mit seiner Pflege,
so schlimm es schien, ihn wieder auf die Beine
gebracht. Myr. Der liebe Junge. Da. Ja, das hat
er wirklich gut gemacht. Der Alte nämlich
nahm ihn zu sich herein, jetzt hatt' er Mufse,
den Spaten war er los und all die Plage
(er führt ja solche harte Lebensweise),
und da erkundigt er sich bei dem Jungen
nach seinen Sachen; manches wufst' er wohl
auch vorher. Der erzählt ihm die Geschichte,
spricht auch von dir, der Schwester, und wie schwer
du's hast; den Alten packt das Mitgefühl,
er meinte, für die Pflege müfst' er sich

---

dem Papyrus war also ein Stück des unteren in den oberen Vers gedrungen. Mit Unrecht hatte ich zuerst an zwei Redaktionen gedacht. Wessen man sich bei Stobaeus zu versehen hat, lehrt diese Stelle mit trauriger Deutlichkeit. Offenbar war es eine zwecklose Spielerei, aus dieser Überlieferung das Echte finden zu wollen.

doch unbedingt erkenntlich zeigen; einsam
und alt fühlt er sich auch: da kriegt er denn
ein Einsehn: euer Mädel will er freien.
Das ist der Kern von meiner langen Rede.
Gleich sind sie hier; er holt euch alle mit
auf's Land. Ihr braucht euch mit der Armut nicht
mehr rumzuschlagen, dieser widerspenst'gen
und unträtablen Bestie, noch dazu
hier in der Stadt. Ich find', entweder mufs man
Geld haben oder leben, wo das Elend
nicht zu viel Zeugen hat. Ländliche Stille
und Einsamkeit ist dafür sehr erwünscht.
Die Freudenbotschaft wollt' ich dir verkünden.
Leb' wohl. Myr. Auch du leb' wohl. (Daos ab in das Haus.)
Phil. Was hast du Kind?
Was rennst du hin und her und ringst die Hände?
Myr. Philinna, ich bin ratlos. Was beginnen
wir nun? Wer soll das Mädchen haben? Diesem
und keinem andern

Der Aufbau des Prologes ist ganz in der Weise des Euripides, genau wie in der taurischen Iphigeneia. Erst ein Monolog für die eine Partei, dann die Bühne einen Moment leer, und in einem Dialoge die Exposition der anderen. Aber dafs diese zweite Szene abrupt beginnen kann

Ich weifs, du meinst es gut mit mir, Philinna,
ich darf dir alle meine Sorgen sagen.
So also steht es . . .

also ohne dafs das Publikum etwas erfährt, als dafs die Freundin, die eben an die Thür begleitet wird, mit im Geheimnis ist, das ist ein weiter Fortschritt über Euripides. Ob Philinna mehr zu thun bekam, als in den nächsten Szenen ihrer Freundin zu accompagnieren, steht dahin.

So ist trotz der Kleinheit des Bruchstückes der Eindruck doch dem ganz vergleichbar, den die Auffindung eines Bruchstückes griechischer Originalarbeit hervorruft, wenn man bisher nur römische Kopien kannte. Was die Übersetzer abstreifen mufsten, so genau sie es nehmen mochten, das hat die Vermehrung der Reste des Hautontimorumenos durch einen Vers gezeigt, den Reitzensteins glückliche Hand hervorgezogen hat.[1]) Bei Terenz wird Chremes so angeredet:

Nam per deum atque hominum fidem, quid vis tibi?
quid quaeris? annos sexaginta natus es
aut plus eo, ut conicio, agrum his regionibus
meliorem neque preti maioris nemo habet.

Dem entsprach bei Menander:

[1]) Rostocker Programm 1890/91 S. 8.

> Πρὸς τῆς Ἀθηνᾶς δαιμονᾶις, γεγονὼς ἔτη
> τοσαῦθ᾽· ὁμοῦ γάρ ἐστιν ἑξήκοντά σοι
> . . . . καὶ τῶν Ἁλῆισι χωρίων
> κεκτημένος κάλλιστον εἶ νὴ τὸν Δία
> ἐν τοῖς τρισίν γε, καὶ τὸ μακαριώτατον
> ἄστικτον.

Ich will von allem absehen, was ein Abwägen jedes Wortes lehrt, auch von dem letzten, so attischen und so unnachahmlichen Gliede — der Nachbar kennt die hypothekarische Belastung aus den Stelen auf dem Acker —: nur der Ortsname werde nach seiner Bedeutung geschätzt. Natürlich konnte ihn Terenz nicht brauchen, und unsere Philologie hat Jahrhunderte lang auch der konkreten Realität der Dinge so fern gelebt, dafs ihr ein Grundstück in Halai (eins der drei besten, was vermutlich noch eine für immer unkenntliche Beziehung enthält) gar nichts sagte. Jetzt stehen wir anders. Das ist der Strand von Aixone, ein paar Stunden von der Stadt, zwischen Kolias und Zoster, gutes Land, im Altertum, wie die vielen roten Striche auf der attischen Karte zeigen, über und über mit Villen besetzt. Es ist keine konventionelle gleichgültige Umgebung, in der wir den betrübten Vater graben sehen, so wenig, wie wenn Plautus Tusculum oder Aricia genannt hätte, und der Überfall der Hetäre, die zu Besuch in das Landhaus kommt, wird auch erst ganz sinnlich, wenn man die Entfernung von der Stadt und die Umgebung sich in der Phantasie präsent hält. Ich möchte noch an einen anderen Schauplatz erinnern. Der Dyskolos spielte in Phyle, Pan sprach den Prolog: da sind wir auf der romantischen Vorhöhe des Parnes; der Gott pafst zu dem Orte: das poetische Naturgefühl hat Menander, so sehr man ihn sich als Städter denken wird, nicht verloren. Und wie fein ist es, dafs sich von diesem Hintergrunde, der Natur in ihrer stillen Gröfse und ihrem Frieden, die Verbitterung und Quängelei des Menschenfeindes abhob — doch wohl um geheilt zu werden. Darf man nicht an Manfred in den Hochalpen erinnern?

Das wird manchem ein verstiegener Vergleich scheinen, weil doch die athenischen Ackerbürger und kleinen Kaufleute sich zu einem Heros des Weltschmerzes verhalten wie der Parnes zum Monte Rosa. Aber die Zeit Menanders ist auch die des Demetrios Poliorketes und Agathokles, des Dikaiarchos und Epikuros, und der Mafsstab, in dem ein Dichter darstellt, entscheidet nicht darüber, wie weit er das Weltbild schaut. Wir sind nur daran gewöhnt, bei allem Griechischen zuerst an das Klassische zu denken, erhabene Simplicität, stille Gröfse und wie die Prädikate alle lauten, die der klassischen Zeit mit Recht gespendet werden mögen. Die hellenistische aber ist ganz und gar anders, kompliziert im Aufsen- und Innenleben. Ihre Seele ist überaus sensitiv, gleich empfänglich für die weichste Sentimentalität und den harten Egoismus, für romantische Schwärmerei und das Trotzgefühl einer neuen Welt. Sie ist mit einem Worte modern, viel moderner als die kernfaule Kaiserzeit. Ihre lyrische und epische Poesie findet heute nur bei sehr wenigen einiges Verständnis — Theokrit und Kallimachos werden ja so entsetzlich misdeutet

— aber die Philosophie hat den Vorzug richtig aufgefafst zu werden: an sie möge man denken, an Theophrast und Epikur, Menedem und Straton, Onesikritos und Stilpon, wenn man für Menander den richtigen Augenpunkt gewinnen will. Es ist wahrlich zu viel verlangt, dafs die halbbarbarischen Übersetzer ein innerliches Verständnis für die Werke einer so komplizierten Kultur besitzen sollten. Uns fällt vielmehr die Aufgabe zu, die nur travestiert erhaltenen Werke zurückzuübersetzen. Dazu bedürfen wir mindestens solcher Probestücke des Originales, wie es der Georgos liefert, und was wir da zu erkennen beginnen, das regt den Wunsch nach mehr nur stärker an. Glücklicherweise dürfen wir hoffen; den Schlufs der *Περικειρομένη* soll noch dieses Jahr bringen.

Von dem Dichter, wie ihn uns die Entdeckung einer vollständigen Szene des Originales besser kennen lehrt, wenden wir uns noch mit einem Blicke zu dem, was die Entdeckung eines Blattes aus einer Menanderhandschrift der allerletzten Zeit des Altertumes für die allgemeine Textgeschichte der griechischen Litteratur bedeutet. Es ist das Blatt eines Buches, nicht einer Rolle, besteht aber aus Papyrus. Dieses Material pafst eigentlich so wenig zu dem Buchformat wie das Pergament zur Rolle, aber es ist doch gar nicht selten dazu verwandt worden, z. B. das Berliner Exemplar der Politie des Aristoteles stammt aus einem Buche; der Grund war natürlich die Sparsamkeit, da nun beide Seiten des Papiers beschrieben wurden. Wir haben für die letzten Jahrhunderte des Altertums mit dieser Ausstattung entschieden zu rechnen; die Rückseite, wo die Schrift den Fasern des Blattes entgegenläuft, hat dementsprechend schwer gelitten. Die Seiten sind gezählt, 6 und 7. Es ist also eine Seite der vorhergehenden drei Blätter frei gewesen, offenbar die erste, die Aufsenseite des Buches, als Schmutzblatt. Von der Schrift hat sich keine Photographie machen lassen, wir sind also auf das Urteil der sachkundigen englischen Editoren angewiesen, die sie in die Zeit zwischen 350 und 500 setzen; man wird um des Textes willen gern tief in das V. Jahrh. gehen. Der Schreiber, der damals diesen Band Menander schrieb, war kein Privatmann, sondern ein Handwerker, d. h. was wir haben ist ein Buch, wie man sie damals kaufte: in solchem Zustand hat z. B. die Schule von Gaza, in der sich die Kenntnis der alten Litteratur besonders lange hielt, den Menander, hat Nonnos seine alexandrinischen Vorlagen gelesen. Aber das Buchhändlergewerbe war tief gesunken. Es mag sein, dafs die Revision des Diorthoten fehlt, die in den meisten späteren Handschriften viel zu bessern gefunden hat: dann ist dies Fehlen für den Zustand des Gewerbes bezeichnend. Der Schreiber hat zwar orthographische Fehler gewisser Art ganz vermieden, z. B. die Vertauschung von Media und Tenuis, die den Ägyptern so geläufig ist. Er hat auch *η* mit *ι* gar nicht verwechselt, sondern mit *ε*, und *οι* und *υ* werden richtig gesetzt. Er war also ein Grieche mit guter Schulbildung, aber *αι* und *ε*, *ει* und *ι* gehen ihm ganz durcheinander, und er meint sicherer zu gehen, wenn er den Laut durch zwei Zeichen wiedergiebt. Und die in der That ganz sinnlos gewordene

— zweckloserweise im Griechischen der Gegenwart konservierte — Unterscheidung von ο und ω führt zu Schreibungen, die dem an das Wortbild der alten Zeit gewöhnten Auge zuerst ganz befremdlich sind; und doch ist ωμαπολοληκε nichts anderes als ὃ μ' ἀπολώλεκε. Das verstummte Iota hat der Schreiber nie geben wollen, wenn er γραΐδιον schrieb, so zeigt der Doppelpunkt über dem ι, daſs er es trotz dem Verse viersilbig sprach, und wenn er ωνετ' für ὤιετ' schrieb, so sieht man, er fand den Buchstaben vor, versah sich aber in ihm. Welche Unkenntnis auf diesem Gebiete der Orthographie bestand, wissen wir ja durch die Schrift des Oros.[1]) Elidiert ist meistens, nicht immer, und in der Vorlage war es noch seltener. Die z. B. aus den scholienlosen Dramen des Euripides bekannten Korruptelen, die durch diese volle Schreibung hervorgerufen werden, haben sich bereits eingestellt, πάντα ὁπόσα φέρομεν ist zu πάντα ὅσα φέρομεν geworden (V 40); der Hiat wird den Schreiber nicht gestört haben. Den Apostroph wendet er an, natürlich auch nach οὐκ, wenn man hier das Zeichen nicht etwa überhaupt als Silbentrennung auffaſst, denn seltsamerweise steht es zwischen Doppelkonsonanz innerhalb der Wörter, κρατ'τειν αγ'γελ-. Prosodische Zeichen fehlen durchaus, dagegen hat die Vorlage den Personenwechsel bezeichnet, mit dem Striche vor der Zeile, wenn er am Versanfang eintrat, in der Zeile durch Doppelpunkt. Und das Abtreten des Daos ist am Schluſs der Zeile mit einer etwas verunglückten Koronis notiert.[2]) Ehedem war nach dieser Seite also dem Leser geholfen, aber in dieser Abschrift fehlen diese notwendigen Zeichen überaus häufig. Endlich der Text: da ist die Vorlage schon lückenhaft gewesen; die ersten Verse und dann 34 sind lückenhaft, und da ist das dem Schreiber auch zum Bewuſstsein gekommen. Aber wenn er namentlich im Anfang vieles schreibt, was sinnlose Buchstabenkomplexe darstellt, so kann man nicht ausmachen, ob die Fehler und Auslassungen ihm oder der Vorlage zufallen. Das Resultat ist schlimm: die Qualität des Textes, den der Leser damals doch vom Blatt lesen wollte, ist strichweise ganz erbärmlich. Nur eine methodische aber vor energischer Konjektur nicht zurückschreckende Textkritik hätte schon damals diesen Text lesbar machen können. Und sehr oft würde sie ehrlicherweise haben eingestehen müssen, daſs sie ohne besseres Material zu einer wirklichen Herstellung unfähig war.

Darin liegt der groſse Fortschritt, den die Textkritik theoretisch durch die Papyrusfunde gemacht hat und praktisch zu machen doch auch anfängt, daſs die Etappen sich in sinnfälligen Proben darstellen, die ein Text notwendigerweise durchlaufen muſste. Man überlege nur, wie Gottfried Hermann und noch Dindorf von diesen Dingen reden. Es klingt gar nicht selten, als hätten die Dichter die Accente gesetzt und das Iota subscriptum gekannt, das sie natürlich nicht gesprochen haben sollen. Ausgegangen wird von den Ausgaben oder von Handschriften, die nicht anders aussehen. Und von da wird

[1]) Das sogenannte Lexicon Messanense, Reitzenstein, Gesch. der Etymologika 289.

[2]) Bekanntlich setzte Heliodor die Koronis in diesem Sinne; aber selbst im Aristophanes fehlt sie ganz und gar in unseren Handschriften.

mit einem Satze zu der Handschrift des Dichters übergegangen. Was dazwischenliegt, ist nur eine Zeit der Entstellung, und anonyme, gestaltlose Vermittler haben nichts anderes gethan als verdorben. Dafs man von der Epigraphik sehr viel hätte lernen können, ist wahr; man hat es aber in weiteren Kreisen nicht gethan. Selbst wenn ein antikes Buch abgedruckt ward, wie die Schrift *περὶ ἀποφατικῶν*, so mufste es sich einen *μεταχαρακτηρισμός* gefallen lassen, damit es so aussähe, wie die Texte aus spätbyzantinischer Zeit, und die Orthographie der Philodemischen Schriften galt kurzweg als fehlerhaft. Selbst die doch aus den byzantinischen Handschriften abzuleitenden Thatsachen, wie dafs die Wortabteilung und alle prosodischen Zeichen notwendigerweise Zuthaten sind, in schwereren Dichtern möglicherweise aus antiker Grammatik, in so ziemlich aller Prosa frühestens aus dem IX. Jahrh., dafs es genau so kindisch ist, in Accent- oder Wortabteilungsänderungen hier Konjekturen zu sehen, wie in der Umschrift von Inschriften, das wollen selbst jetzt noch viele wenigstens in der Praxis nicht anerkennen. Darum ist zu fordern, dafs jeder, der über die Klassikertexte mitreden will, sich angesehen habe, wie die Bücher des III. Jahrh. v. Chr. aussehen, Platon, Euripides, Homer, und dann die schönen vorchristlichen Rednertexte, und weiter die privaten Kopien, die natürlich ein anderes Bild liefern, z. B. Hypereides' Epitaphios und Aristoteles' Politie, von Schulbubenstreichen, wie dem Papyrus Didot zu schweigen.[1]) So wie Euripides' Antiope sahen die Bücher aus, die nach Alexandreia kamen, die Menandertexte um so viel zuverlässiger, weil sie nicht die Wandelungen der Schrift und der Aussprache durchgemacht hatten, die trotz der stets geltenden ionischen Schrift den Werken des V. Jahrh. nicht erspart gewesen waren. Nun tritt auf ein halbes Jahrtausend die Sicherung durch die Grammatik und den organisierten Buchhandel ein. Einige Wandelungen hat die Orthographie auch damals durchgemacht[2]), aber im ganzen ist den Texten, die unter dieser Kontrolle blieben, nichts Arges widerfahren. Anders, wo diese fehlte oder versagte, und das trat in der absterbenden antiken Zeit vielfach ein. Da ist es denn von allgemeiner Bedeutung, in diesem Blatte Menander einen handgreiflichen Beleg zu sehen. Ob es neben diesem noch reine Texte, etwa mit Scholien, gab (deren dieser Dichter freilich wenig bedurfte), stehe dahin. Was dagegen die Kontinuität der grammatischen Kontrolle bedeutet, sieht man an den Dichtern, die uns in solchen Ausgaben erhalten sind, z. B. Apollonios, Kallimachos, den kommentierten Gedichten Theokrits, Lykophron, Arat, Pindar — es ist ein Wahn-

[1]) Kenyons *Palaeography of Greek Papyri* giebt zu solcher ersten Information die Anleitung. Es kommt auf die Buchstabenformen viel weniger an, als auf die ganze Ausstattung der Bücher. Die Kursive mufs natürlich ganz fern gehalten werden. Sie kommt dagegen bei Schriften in Betracht, die in privaten Kopien verbreitet wurden, z. B., wie Kenyon mit Recht sagt, für die altchristliche Litteratur, aber auch für einen Teil der sonstigen hypomnematischen. Da die Herstellung doch immer Handschrift war, sind sie Grenzen der Gattungen nicht immer fest.

[2]) Das Stärkste ist die Modelung der Orthographie nach den Sätzen Herodians gewesen, die viele Fehler brachte, im ganzen aber doch, da sie das historische Prinzip neben der etwas kümmerlichen Analogie festhielt, der Verwilderung mit Erfolg gesteuert hat.

sinn, den der professionelle Konjekturenmacher freilich für sein Handwerk als Grundlage nötig hat, dafs der Pindartext zwischen Aristophanes und dem Vaticanus sehr viel gelitten haben könnte. In Wahrheit ist er zuverlässiger als der Text des Bakchylides, den wir in einem antiken Buche, aber ohne Scholien lesen. Im IX. Jahrh. ist dann eine Umschrift eingetreten, die damals die ganze Litteratur durchmachte, in die Minuskel (weil das alte Schreibergewerbe ausgestorben war) mit Worttrennung und prosodischen Zeichen, die aber durch die Scholien und die reiche grammatische Theorie gewährleistet wurden; es mochten in schweren Dichtern auch schon vorher viele Accente stehen, wie im Bakchylides. So ist denn damals die Handschrift bearbeitet worden, auf die unser Euripidestext in den scholienlosen Stücken zurückgeht, und ihre Vorlage, ohne Worttrennung, vielfach lückenhaft, können wir uns sehr gut durch die des Menander veranschaulichen. Natürlich mufsten aber auch scholienlose Handschriften der in der Schule gelesenen Autoren im Altertum umlaufen, und es ist auch bei kommentierten, aber wenig verbreiteten denkbar, dafs die Überlieferung auf ein so jämmerlich zugerichtetes Exemplar zurückgeht, wie es schon die Vorlage dieses Menander war. Für das erste ist das Berliner Blatt aus dem Euripideischen Hippolytos ein Beleg, noch mehr die Auszüge aus der ersten Reihe der Euripideischen Dramen, die im Cyrilllexikon und daraus bei Hesych vorliegen: da kann jeder sehen, wie sich eine verwilderte Zeit durch die mangelnde Worttrennung zu dem Tollsten verleiten läfst.[1]) Doch es gehört nicht hierher, die Überlieferungsgeschichte allgemein zu illustrieren; nur dazu, dafs man die Korruptelen und Lücken dieses Buchrestes nutzbar mache, um die Grenzen richtig zu stecken, innerhalb deren sich unsere Textkritik der alten griechischen Poesie zu bewegen hat, wollten diese Bemerkungen anregen.

Zum Schlusse noch den Nachweis, dafs gerade dieses Buch trotz seiner Entstellung auf eine Grammatikerausgabe zurückgeht. Es ist dann ganz genau mit dem Archetypus des Aischylos zu vergleichen, nur dafs dort noch Scholienreste waren: die Lückenhaftigkeit der Hiketiden kann nur in dieser Zeit, weder in der guten Zeit des Altertumes noch seit der Umschrift im IX. Jahrh., eingetreten sein. Den Anhalt für Menander bilden die Seitenzahlen 6 und 7. Was vorn an dem Prologe fehlt, kann kaum mehr als eine Seite gewesen sein, und mit der Hypothesis vorher kann der Rest der ersten Seiten so wenig gefüllt werden, wie anderseits ein anderes Stück vorhergegangen sein kann. Folglich stand da, wie die Analogie zeigt, ein *γένος Μενάνδρου* oder noch mehr Prolegomena. Es ist so etwas, wie eben auch die Hypothesen, ja auch in scholienlose Ausgaben aus den gelehrten übergegangen. Dann liegt es aber mindestens sehr nahe, zu glauben, dafs der Georgos das erste Stück einer Auswahl war, wie Aias Hekabe Plutos. Das bestätigt sich daraus, dafs sich so sehr viele Citate in diesen ersten Scenen des Georgos wiedergefunden haben, darunter solche, die

---

[1]) Mit den Homerglossen gleicher Herkunft steht es ebenso, und doch war die Vorlage glossiert, den Didymosscholien entsprechend.

der Aristidesscholiast, Eunapios, und sogar noch Theophylaktos aus dem Dichter selbst genommen haben. Reste von Handschriften der Perikeiromene und des Phasma sind auch schon gefunden. Nun stehen diese drei und neben ihnen *Θησαυρός* und *Μισούμενος* in einem Epigramme eines gewissen Fronto miteinander vereinigt (Anth. Pal. XII 233): der Gedanke liegt nahe, dafs wir in diesen notwendigerweise allbekannten Titeln die Auswahl kennen lernen, ganz oder zum Teil, die wir doch auch für die Menanderlektüre voraussetzen müssen.[1]) Auch da fehlt eine Bestätigung nicht. In einem ähnlichen Gedichte des Agathias (Anth. Pal. V 218) stehen *Περικειρομένη*, *Μισούμενος* und *Δύσκολος*, und gerade von dem *Δύσκολος* zeigt die Benutzung durch Chorikios, dafs er zur Auswahl gehörte. Das hat auch praktische Bedeutung: diese Werke zu finden, haben wir die meiste Chance, aus ihnen werden die nicht seltenen direkten Citate der Byzantinerzeit stammen. Man wird auch wie bei den Tragikern bemerken, dafs Schulrücksichten die Auswahl mitbestimmt haben; es ist begreiflich, dafs man trotz ihrer Berühmtheit Thais oder die Originale der Bacchides und des Eunuchus nicht wählen mochte.

[1]) Bekanntlich war Menander zu Ovids Zeiten Schulautor (Trist. II 369), aber für die Römer, die Griechisch lernten, wie wir gern Italienisch mit Goldoni beginnen. Er ist aber auch den Griechen ganz geläufig, bis die albernen Puristen ihm gefährlich werden, wie dem Hypereides. Als das Cyrillglossar in Alexandreia gemacht ward, las man Homer und Euripides in der christlichen Schule, Menander nicht.

DER DICHTER LUCRETIUS

Von Friedrich Marx

Das Decennium, welches dem ersten Triumvirat und dem berühmten Konsulatsjahre Cäsars unmittelbar folgt, ist die Epoche des Aufschwungs der philosophischen Litteratur bei den Römern. In dieser Zeit beginnt die philosophische Schriftstellerei des Cicero, des ersten Prosaisten; voraufgegangen war ihm Lucretius mit seinem Werk über die Natur der Dinge, neben Catull der erste Dichter im damaligen Rom; gleichzeitig etwa mit dem letzteren Werk sind die Menippeischen Satiren des Varro, des ersten Vertreters der römischen Wissenschaft, der Form nach in der Mitte stehend zwischen Poesie und Prosa, d. h. beide Formen der Darstellung in sich vereinigend, dem Inhalt nach vornehmlich ein Protrepticus, eine Klage über den Unverstand und die Sittenlosigkeit der Gegenwart und Vermahnung zugleich zur Befleifsigung der Philosophie und Erforschung der Wahrheit.[1]) Während wir indessen über Herkunft, Lebensumstände und Persönlichkeit des Cicero wie des Varro auf das eingehendste unterrichtet sind, steht dem Litterarhistoriker, der gerade diese Fragen zu beantworten die Verpflichtung fühlt, über das Leben des Dichters Lucretius keinerlei ausführliche Berichterstattung aus dem Altertum zur Seite: das erhaltene Werk des Dichters mufs gewifs zu den anziehendsten und eigenartigsten Erscheinungen der römischen Dichtkunst und der Religionsgeschichte überhaupt gezählt werden, während innerhalb der römischen Litteraturgeschichte die Darstellung der Persönlichkeit und des Lebenslaufs seines Verfassers nach dem Stand der Überlieferung nicht mehr sein kann als ein weifses Blatt oder eine unbeschriebene Seite. Diese Lücke so gut es angeht auszufüllen, sind wir auf Kombinationen und Schlüsse angewiesen, deren Grundlagen und Hilfsmittel etwa dreierlei Art sind: die Überlieferung des Altertums über das Leben des Dichters oder vielmehr über seinen Tod, die Charakteristik des Adressaten seines Werkes, und endlich das Werk des Dichters selbst.[2])

Lucrez gehörte nicht zu den Autoren, die im Altertum Gegenstand der Schullektüre gewesen sind, darum ist uns keinerlei Kommentar mit Lebensbeschreibung des Dichters von der Hand eines erklärenden Grammatikers erhalten. Wohl aber enthielt die Handschrift, der die erhaltenen Manuskripte

---

[1]) Über die Zeit der Satiren vgl. Fragm. 556 B.: über den Inhalt die Zeugnisse in Buechelers 3. Ausgabe S. 162.

[2]) Die Litteratur über diese Fragen in M. Schanz' Geschichte der röm. Litteratur I (1898) § 93 S. 165 ff.

entstammt sind, vereinzelte Bemerkungen eines philosophisch geschulten Lesers, darunter Verweisungen auf die Schriften des Epikur in der Sprache des griechischen Originals.[1]) Der gelehrte und fleifsige Geheimsekretär des Kaisers Hadrian, Suetonius Tranquillus, hatte in seinem Werk über die berühmten Schriftsteller Roms die gewifs zuverlässige Nachricht überliefert, dafs der Dichter gestorben sei am 15. Oktober des Jahres 55 v. Chr., demselben Tag, an welchem der junge Vergilius das Männerkleid anlegte.[2]) Thatsächlich spricht Cicero im Anfang des folgenden Jahres in einem erhaltenen Brief an seinen Bruder Quintus von dem Werke des Lucretius wie von einer neuen Erscheinung der römischen Litteratur und bestätigt uns so den chronologischen Ansatz des Grammatikers in der denkbar erwünschtesten Weise.[3]) Aus demselben Werke des Suetonius hat in der zweiten Hälfte des IV. Jahrh. n. Chr. der gelehrte Theologe Hieronymus litteraturgeschichtliche Notizen entnommen, um mit denselben die Tabellen seiner Weltchronik für die Epoche von etwa drei Jahrhunderten auszuschmücken. Wir ersehen aus der Auswahl seiner Bemerkungen über römische Schriftsteller, für welche Autoren er selbst und seine Zeit sich noch interessierte: während der Freund humanistischer Bildung den Tibull und den Properz mit Stillschweigen übergangen hat, mufs ihm die Persönlichkeit des Lucretius der Beachtung wert erschienen sein, da er das Geburtsjahr, das Lebensalter und die Todesursache des Dichters in seiner Chronik verzeichnet.[4]) Lucretius soll demnach im Jahre 95 v. Chr. geboren, im 44. Lebensjahre gestorben sein. Gegen Ende seines Lebens hätte infolge eines Liebestranks der Dichter den Verstand eingebüfst, aber in den lichten Intervallen des Wahnsinns eine Reihe von Büchern geschrieben, bis er selbst Hand an sich legte und durch Selbstmord endete: den Nachlafs des Dichters habe Cicero für die Veröffentlichung durchgesehen und vorbereitet.

Der Bericht des Kirchenvaters über die Zeit und insbesondere über den Tod des begeisterten Apostels der Lehre Epikurs hat vielfache Anfechtung erfahren und mannigfache Zweifel über seine Zuverlässigkeit wach gerufen. Schon in der Einleitung zu seinem Werk[5]) hat Hieronymus richtig vorausgesagt, dafs es seinen chronologischen Ansätzen und Aufstellungen nicht fehlen werde an Kritik jeder Art. 'Ich weifs es wohl, dafs viele kommen werden, die in der so beliebten Manier, über alles abzuurteilen, auch an diesem meinem Werk herumnagen werden: dem kann eben nur der entgehen, der überhaupt nie etwas veröffentlicht. Sie werden meine Daten angreifen, werden deren Reihenfolge umdrehen wollen, werden Silben stechen und Buchstaben verdrehen, und — wie es zumeist zu ergehen pflegt — die Nachlässigkeiten der Abschreiber werden sie dem Verfasser selbst in die Schuhe schieben.' Diese seine Prophezeiung hat sich in dem weitesten Mafse erfüllt. Bei den Angaben über Geburtsjahr und Lebensalter des Dichters sind dem Chronisten Versehen thatsächlich mitunterlaufen, die aber leicht erklärlich und entschuldbar sind: geboren ist

[1]) Lucretius ed. Lachmann S. 249 ff. [2]) Sueton. S. 55 R.
[3]) Ad Quint. frat II 9, 3. [4]) Zum Jahr Abrahams 1922. [5]) S. 2 ed. Schoene.

Lucrez wahrscheinlich Anfang oder Mitte 96 v. Chr., gestorben Ende 55 in einem Lebensalter von etwa 41 Jahren, frühzeitig und in der Blüte der Jahre, so wie Catull, Calvus und Tibull. Aber man hat dem gelehrten Theologen unrecht gethan mit der Behauptung, die Nachricht von dem Wahnsinn und Selbstmord des Epikureers sei entweder seine eigene Fälschung oder die Fälschung eines Christen vor Hieronymus und nicht alte Überlieferung. Wer das Buch Lombrosos über Genie und Irrsinn zur Hand nimmt, findet unter den Dichtern und Denkern aller Nationen eine erschreckend grofse Anzahl von Schicksalsgenossen des Lucrez: man braucht nur die Namen Tasso und Hölderlin, Lenau und Robert Schumann zu nennen, um jenen Bericht über das Lebensende des unglücklichen Philosophen und Dichters vollkommen zu begreifen.

Weder über den Stand und die Familie, noch über die Herkunft des Dichters, noch über den Inhalt, den Titel und den Adressaten seines Gedichtes macht der Kirchenvater irgendwelche Angaben, obwohl bei Suetonius zweifelsohne über diese Fragen mancherlei Auskunft zu finden war: wenn der Christ lediglich den traurigen Lebensausgang ausführlich in seine Darstellung aufgenommen hat, so mag vielleicht diese Auswahl damit zusammenhängen, dafs die Epikureer von den Häresiologen seiner Zeit den Erzhäretikern gleichgestellt wurden, wie er selbst einmal den Epikur und Aristipp als das liebe Vieh unter den griechischen Philosophen bezeichnet hat. Der Stadt Rom aber oder dem latinischen Land ist Lucretius schwerlich entstammt. Es wird dies an und für sich schon wenig wahrscheinlich erscheinen müssen, wenn man erwägt, dafs die grofsen Dichter Italiens im Altertum wie im Mittelalter ohne Ausnahme aufserhalb des latinischen Landbezirks geboren sind: der Latiner und Römer ist der Meister der Prosa, wie Cicero und Cäsar, ist tonangebend in der Dichtgattung der Satire, die sich von der Prosa nur durch die äufsere Form unterscheidet, ihr thatsächlich näher steht als der Poesie, wie Lucilius, Varro und Juvenal. Auch Licinius Calvus, der Zeitgenosse des Catull und Lucrez, ist in erster Linie Redner und Prosaiker und betreibt die Poesie nur als Nebensache, so wie Cicero selbst. Zwei Dichterschulen sind es, die in der Zeit des Lucretius in der römischen Litteratur zu einer gewissen Bedeutung gelangt waren: die Führung hatten zweifellos die Dichter keltischer Abkunft und keltischen Blutes, in der Poebene und in Südfrankreich liegt ihre Heimat; Catull und einige Decennien nach ihm Virgil sind ihre hauptsächlichsten Vertreter. Aber neben dieser grofsen Anzahl von Sendlingen der Poebene und des südlichen Gallien wurden damals, wie wir zu unserer Verwunderung aus Cicero[1]) erfahren, bereits im fernen Spanien, in der Stadt Corduba, namhafte Pfleger der römischen Poesie geboren; es sind dies die Vorläufer der Seneca, Lucan und Martial: freilich hatte ihr Lied für das Ohr des Stadtrömers damals noch den Charakter des Provinziellen und Schwülstigen. Es ist wahrscheinlich, dafs einem dieser beiden Kreise Lucrez der Heimat nach zugehörig zu betrachten ist, eine Vermutung, die der Umstand einigermafsen zu stützen im

[1]) Pro Archia 10, 26.

stande ist, dafs der Zuname des Lucretius, der Name Carus, gerade in keltischen und keltiberischen Ländern nach Ausweis der Inschriften beliebt gewesen sein mufs[1]), während sich derselbe zur Zeit des Freistaates bei geborenen Römern und Latinern bis jetzt nicht hat nachweisen lassen. Indessen handelt es sich stets um einen Mann niederen Standes, um einen Sklaven, Freigelassenen oder um einen Fremden, sooft auf Inschriften oder in der Litteratur der Eigenname Carus uns begegnen mag.[2])

Das Werk des Lucretius war nahezu vollendet, die einzelnen sechs Bücher hatten zumeist ihre Vorrede, das erste Buch allein bereits einen Epilog, auch für das gesamte Werk war der Entwurf eines farbenprächtigen Prooemiums an die Venus, die Stammmutter der Äneaden vollendet: da legte Lucretius Hand an sein Leben, und der Nachlafs kam, wir wissen nicht auf wessen Vermittelung, in die Hände Ciceros. Wer auch immer der Überbringer gewesen sein mag: er hatte ohne Zweifel einen Hauch verspürt von der gewaltigen poetischen Kraft, die in den verwaisten Versen des unglücklichen Dichters geborgen lag, so dafs er diese für würdig hielt, dem Schutz der vornehmsten litterarischen Autorität Roms anvertraut zu werden. Das Werk war unvollendet, wie das Fehlen eines Schlufswortes deutlich bezeugt; die Erwähnung der Britannier innerhalb der letzten Verse, die Lucrez geschrieben hat[3]), läfst vermuten, dafs dem Dichter von Cäsars erster Expedition im August des Todesjahres des Dichters noch eine flüchtige Kunde überkommen sein mufs. Nach dem Bericht des Kirchenvaters soll Cicero in dem Manuskript des Dichters allerlei nachgebessert haben, bevor das Werk an die Öffentlichkeit gebracht wurde. Der grofse Redner und hochangesehene Staatsmann hatte eine warme und aufrichtige Begeisterung für Dichtkunst und Wissenschaft, für geistige Thätigkeit jeglicher Art, aber er war nicht viel mehr als ein vornehmer Dilettant und alles eher als eine Mäcenatennatur, vielmehr nach Art solcher Dilettanten viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dafs er das Werk des begeisterten Apostels der Epikureischen Lehre gebührend hätte würdigen können: ein berufsmäfsiger Rhetor seiner Zeit nannte ihn, den Verfasser so vieler rhetorischer Schriften, einen Ignoranten[4]), und der heilige Augustin bezeichnet ihn, den wichtigsten Vertreter der lateinischen philosophischen Schriftstellerei, gelegentlich mit dem Namen eines philosophaster statt mit philosophus[5]), modernen Urteilen ganz entsprechend. Seine Verse waren schon im Altertum berüchtigt, ihm fehlte Urteil und Geschmack zugleich; die hohe poetische Schönheit des Gedichtes, das seiner Vormundschaft anvertraut war, ist ihm nicht zur Erkenntnis ge-

[1]) Ein Keltiberer Carus bei Appian, Hisp. 45; dazu CIL II 4970, 123 Cari, 2954 Caricus Cari f., XII 3205 D. M. T. Boduacii Kari Gaiae Messoris f. C. Boduacius Karus, 3917 D. M. Sextinae Kari f. Jaxsucus uxori, 89 *add.* C. Bitunae Kari f. matri, V 5921 Carus Augg. lib.

[2]) Exercitationis grammaticae specimina. Bonnae 1881 S. 11. Der vornehme Äbutier bei Livius XXXIX 55, 8 XLII 4, 4 hat nach dem Zeugnis der Wiener Handschrift den Beinamen Parrus, nicht Carus.

[3]) VI 1106. [4]) Seneca, Suasor. S. 582, 17 Müller.

[5]) De civit. dei II 27.

langt. Cicero ist gestorben, ohne zum Bewufstsein gekommen zu sein, dafs es mit der erste Dichter der Zeit gewesen ist, dessen Lebenswerk seiner Fürsorge übergeben worden war. Die Bucheinteilung war bereits von der Hand des Verstorbenen zweckmäfsig angeordnet, der vornehme Konsular übergab das Manuskript zum Zweck der notwendigsten Besserungen einem seiner Freigelassenen. Ein Exemplar der Reinschrift hat er bald nach des Dichters Tod seinem Bruder Quintus übersandt, der sich auch nach Empfang mit einem Kunsturteil über das neue Werk hat vernehmen lassen, worauf ihm Cicero im Februar des folgenden Jahres in kühlem und überlegenem Ton antwortet: 'Die Verse des Lucretius sind, wie du schreibst: nicht gerade ausgezeichnet durch viele originelle Gedanken, aber von einer grofsen Kunst der Darstellung. Doch hierüber des weiteren mündlich.'[1]) Beachtenswert ist es, dafs hier gerade an Lucrez' Werk die Kunst der Darstellung gerühmt wird, die Cicero ein Decennium später den Darstellern der Epikureischen Philosophie in Prosa auf das nachdrücklichste abgesprochen hat.[2]) Aber den Namen des Lucretius suchen wir in den philosophischen Schriften der letzten schriftstellerischen Epoche Ciceros vergebens: nirgends findet sich auch nur die leiseste Anspielung, der Verfasser hält es nicht für der Mühe wert, auch nur eine Zeile des epochemachenden Buchs bei Gelegenheit der Behandlung der Lehre Epikurs dem Leser anzuführen. Im Jahr 51 schreibt Cicero einen meisterhaft stilisierten Empfehlungsbrief in Angelegenheit gerade der Epikureischen Schule in Athen an Memmius, den damals aus Rom verbannten Adressaten des Werkes des Lucrez[3]): unter all den zierlichen Sätzen voll Artigkeiten und Beileidsbezeugungen suchen wir vergebens nach einem Hinweis auf die Thatsache, dafs eines der besten Talente seiner Zeit ein treffliches Werk lateinischer Dichtung, das der Verherrlichung der Lehre gerade des Epikur gewidmet war, an eben jenen Memmius gerichtet hatte. Um so heller entflammte die Begeisterung für die Poesie des Lucretius inmitten der Augusteischen Dichterschule: Virgil, Horaz, Ovid haben sich erfreut und gebildet an der Erhabenheit seiner Poesie, die der beredte Meister der römischen Prosa nur halbwegs zu würdigen befähigt war.

Die Beurteilung der politischen und sozialen Stellung des Dichters hängt ab von der Vorstellung, die wir aus seinem Werk allein gewinnen können, über das Verhältnis des Verfassers zu jenem Memmius, dem der Dichter sein Werk gewidmet hat, und den er uns schildert als ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes, mit Tugend und Männlichkeit, dem Heil und der Wohlfahrt des Gemeinwesens unentbehrlich: er bezeichnet ihn, 'des Memmius berühmten Sprofs', mit demselben Beiwort, mit dem die Göttin Venus und der göttergleiche Meister Epicurus selbst geehrt wird, mit dem Beiwort des Er-

---

[1]) Ad. Quint. fratr. II 9, 3: *Lucreti poemata* (d. h. die Verse: vgl. die Stellen bei Blafs, Hermes XXX 1895 S. 314) *ut scribis ita sunt: ⟨non⟩ multis luminibus ingenii, multae tamen artis. Sed cum veneris.*

[2]) Acad. post. I 2, 5: *Amafinii aut Rabirii similes . . . qui nulla arte adhibita de rebus ante oculos positis vulgari sermone disputant.*

[3]) Epist. XIII 1.

lauchten.[1]) Über die Persönlichkeit dieses Memmius kann kaum ein Zweifel bestehen: gewidmet war das Werk des Lucretius dem C. Memmius, dem Prätor des Jahres 58 v. Chr., der im folgenden Jahre die Provinz Bithynien verwaltete und dort, wie wir aus den Münzen seines Sohnes erfahren, nach Vollbringung irgendwelcher Kriegsthaten von seinem Heere zum Imperator ausgerufen worden war.[2]) In seiner Begleitung befanden sich damals in der Provinz die Dichter Catullus und Cinna, zu seinem Hause gehörte der bewährte Interpret des Lucilius, der Grammatiker Curtius Nicias. Das Geschlecht der Memmier gehört nicht zu den altberühmten Geschlechtern der römischen Nobilität, war vielmehr entstammt den Städten des alten volskischen Sprachgebietes, wie Signia und Tarracina: in der letztgenannten Stadt ist die Familie nachweisbar ansässig vom II. Jahrh. v. Chr. bis in die Kaiserzeit.[3]) Seit Anfang des II. Jahrh. bekleiden Angehörige des Geschlechtes höhere Ämter im römischen Gemeinwesen: der Grofsvater unseres Memmius diente als Offizier unter Scipio Aemilianus vor Numantia und erfuhr durch eine unmilitärische, schwelgerische Lebensführung und durch sein anspruchsvolles und prunkvolles Auftreten die Mifsbilligung und den Tadel des Feldherrn: offenbar gehörte die Familie zu den reich begüterten Geschlechtern der volskischen Landstadt Tarracina. Sein Sohn, der Vatersbruder unseres Memmius, ist der berühmte Volkstribun der Zeit des Jugurthinischen Krieges, sein Lebensschicksal erlitt Schiffbruch bei der Bewerbung um das Konsulat i. J. 100, wie später das Lebensschicksal seines Neffen, des Adressaten des Lucrezischen Lehrgedichts. Dieser selbst, C. Memmius, offenbar ein Mann von gewandtem und einnehmendem Wesen, den Frauen überaus gefährlich, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, hochfahrend gegen Niedergestellte, treulos und charakterlos im Privatleben wie im öffentlichen Leben, hielt sich mit seiner ganzen Sippe zur Partei Sullas und der Sullaner: zusammen mit seinem Bruder, dem Schwager des Pompejus, kämpfte er gegen die Marianer in Spanien, er mufs Vertrauen und Gunst des Diktators in hohem Mafse erworben haben, da er unter Zustimmung des L. Lucullus, des Vormundes der Kinder des Sulla[4]), die Hand von dessen Tochter Fausta erhielt, also zum Schwiegervater des gewaltigen Sulla auserkoren wurde. In der richtigen Erkenntnis, dafs der Glücksstern des Lucullus im Erbleichen war, suchte er sich durch allerlei Intriguen gegen diesen in der Gunst des Pompejus festzusetzen, hat in derselben Absicht als Prätor Cäsars Politik auf das heftigste angegriffen und als Volksredner damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken gewufst. Nach der Verwaltung Bithyniens nach Rom zurückgekehrt, strebte er mit allen, selbst den schmutzigsten Mitteln, nach dem Konsulat, gab auch bald mit leichtem Herzen die Partei des Pompejus preis, weil mit Cäsars

---

[1]) V 8, III 10, I 40 27 42 43 140 ff.

[2]) Die Zeugnisse für die folgende Darstellung in den Bonner Studien, R. Kekulé gewidmet. Berlin 1890 S. 115 ff. Die Münzen bei E. Babelon, Monnaies de la rép. Rom. II. Paris 1886 S. 213 ff.

[3]) Cic. de or. 59, 240, CIL III 6086 L. Memmius T. f. Ouf. Tarrichinensis.

[4]) Plutarch, Lucull. 4 nennt Lucullus freilich nur Vormund des Faustus, nicht der Fausta.

Hilfe seine Absicht leichter zu erreichen schien. Aber all sein Streben war vergebene Mühe: der Wahlbestechung angeklagt und verurteilt, mufste er in die Verbannung wandern; er ging nach Athen und ist später unbeachtet in der Fremde verschollen. Von seiner Gattin Fausta, vielleicht der übelbeleumundetsten Dame der Aristokratie, liefs er sich scheiden, bald nach des Lucretius Tod: er selbst lieferte der Skandalchronik der Stadt nicht minder reichlichen Stoff. Cicero berichtet uns, dafs es im Hause des L. und des M. Lucullus zu argen Szenen gekommen war, weil der schöne Paris Memmius nicht nur dem Menelaos Lucius, sondern auch dem Agamemnon Marcus die Frau abspenstig machte: der gelehrte Grammatiker Nicias in seinem Hause war ihm gerade gut genug, einen Brief des allerbedenklichsten Inhalts der Gemahlin des Pompejus heimlich zuzustecken, so dafs Pompejus, der ein Gönner des Gelehrten gewesen war, ihm nunmehr den Zutritt zu seinem Hause verbot.[1]) In seinen litterarischen Neigungen steht er dem Lucullus nahe, der es als Historiker vorzog, ein unkorrektes Griechisch zu schreiben, statt sich der Muttersprache zu bedienen.[2]) 'C. Memmius war in der Litteratur vollkommen bewandert, aber nur in der griechischen, auf die lateinische sah er verächtlich herab: seine Reden waren klangreich und voll Wohllaut des sprachlichen Ausdrucks: aber er hatte eine Abneigung, sich einige Mühe zu geben beim Reden, ja sogar zum Nachdenken war er zu bequem: und so kam es, dafs er selbst seinen Fähigkeiten in dem Mafse im Lichte stand, als er es am ernsten Arbeiten fehlen liefs.' Mit diesen wenigen Sätzen hat Cicero[3]) sein litterarisches Porträt treffend gezeichnet, und es ergänzt diese Schilderung in erwünschter Weise das Bild, das wir von der Persönlichkeit und den Charaktereigenschaften des Adressaten von Lucrez' Werk aus den Gewährsmännern der Zeitgeschichte haben gewinnen können. Wir begreifen die Erbitterung, mit der sich der lateinische Dichter Catullus über die empörende Rücksichtslosigkeit des Prätors beklagt hat: mit der Lektüre lateinischer Verse sich abzugeben, hatte der bequeme Herr schwerlich die Mufse, die verstand er zudem selbst herzustellen.[4]) Aber auch gegenüber den Vertretern griechischer Wissenschaft zog sich seine Rücksichtslosigkeit keine Schranken. Als in Athen das altehrwürdige Haus des Epikur, eine Wallfahrtsstätte für die Anhänger seiner Lehre, seinen Bauplänen im Wege stand, hat er sich nicht gescheut, diese geweihte Stätte griechischer Wissenschaft zu zerstören, und als ihm die Vertreter der Epikureischen Philosophie deshalb mit Bitten vorstellig wurden, trug er kein Bedenken, sie mit Hilfe der gefügigen Behörden der Stadt noch weiter zu drangsalieren. Nicht des Cicero warme Fürsprache, nur der Umstand, dafs er seine Baupläne aufgegeben hatte, verhalf den Gekränkten zu ihrem Recht und ihrem Eigentum.

Weder für die heimatliche Poesie, noch für die Lehre Epikurs konnte demnach Lucretius Interesse voraussetzen bei dem Adressaten seines Gedichtes. Wenn wir uns nunmehr die Frage vorlegen, in welchem Verhältnis der Dichter

---

[1]) Sueton. S. 111 R. [2]) Cic. ad Att. I 19, 10.
[3]) Brut. 70, 247. [4]) Baehrens, Poet. Rom. fragm. S. 326.

zu jenem Memmius gestanden haben mag, so springt sofort in die Augen jenes übermäfsige und überschwengliche Lob, das im Eingang des Gedichtes dem Geschlecht, den Verdiensten und dem Charakter desselben gespendet wird, Lobpreisungen, die der Gefeierte gewifs nicht verdiente, und über die der Zeitgenosse vermutlich ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. In hoher Begeisterung schafft der Dichter an seinem Werke, bei Tag und bei Nacht, selbst in den Träumen des Schlafes[1]) ist sein Geist, durchdrungen von der glückbringenden, erlösenden und befreienden Kraft der Lehre des Meisters, emsig bei der Arbeit. Er rühmt sein Werk und dessen Verdienste: er macht Anspruch auf den Lorbeer des Ruhms, weil der Inhalt, grofs und erhaben, den Menschen befreit von der Gewissensangst des religiösen Aberglaubens aller Art, weil keiner vor ihm noch gewagt, die Lehre Epikurs im hohen Tone des epischen Liedes darzustellen, in den Versen des Homer und Ennius, weil der Stoff so mühselig und schwierig und sein Lied so klar, licht und anmutig zu hören und zu verstehen sei.[2]) Aber er ist besorgt, der hohe Herr möge seine Gaben, die er mit redlicher Mühe ihm bereitet, bevor er sie gewürdigt, verschmähen, d. h. sein Buch, nachdem er es kaum angelesen, geringschätzig bei Seite legen.[3]) Es mufs einleuchtend erscheinen, dafs in solch unterwürfigem Ton kein Angehöriger des vornehmen Geschlechtes der Lucretier, kein Gleichgestellter zu dem Gleichgestellten sprechen kann, sondern nur ein Mann niederen Standes und niederer Lebensstellung: dafs das cognomen Carus bei Sklaven, Freigelassenen und Männern unrömischer Abkunft geläufig ist, wurde bereits hervorgehoben.[4]) 'Deine Tugend, o Memmius, und die erhoffte Lust süfser Freundschaft ist es, die mir anrät, jede Arbeit zu bewältigen und die hellen Nächte zu durchwachen, den richtigen Ausdruck für meine Lehre zu finden.'[5]) Mit diesen Worten giebt der Dichter in überaus bescheidener und taktvoller Weise, ohne jede Aufdringlichkeit, das Ziel seiner Schriftstellerei zu erkennen: er hegt die Hoffnung, in die Reihe der Freunde, d. h. der Klienten des Memmischen Hauses, aufgenommen zu werden, durch sein Buch sich dessen Pforten zu öffnen. Denn das Wort 'Freundschaft' war in jener Zeit der euphemistische Ausdruck für das Verhältnis des abhängigen Klienten und Litteraten zu dem römischen Patron: so wie Horatius bei seiner zweiten Audienz von Mäcenas die Weisung erhielt, sich fortab unter die Freunde des Hauses zu zählen.[6])

Den Inhalt des Lucrezischen Werkes bildet die Darstellung der Lehre Epicurs, der Dichter selbst bezeichnet sein Werk als eine Anthologie aus den Schriften Epikurs, lauter goldene Worte sind es von unvergänglicher Bedeutung, die er aus den Büchern des Meisters ausgelesen hat, würdig, den berühmten goldenen Sprüchen der Pythagoreer an die Seite gestellt zu werden.[7]) Die

---

[1]) I 142, IV 969 670. [2]) IV 1 ff. [3]) I 52 ff.

[4]) Siehe oben unter S. 535 Anm. 2. Die Einwendungen Giussanis in seiner Ausgabe Torino 1896 vol. II S. 10 Anm. gegen diese Auffassung habe ich nicht als zutreffend befunden.

[5]) I 140 ff. [6]) Bonner Studien S. 116.

[7]) III 10 ff. Christ, Gesch. der griech. Litteratur[3] (1898) S. 697 § 503.

hohe Begeisterung für die wunderthätige Lehre, die den Menschen erlöst von Götzendienst und Aberglauben jeder Art, von der Furcht vor Tod und Hölle, von all den kleinlichen Sorgen, Mühen und Ängsten, der Not und Pein des Erdenlebens, die überschwängliche Verehrung für den Meister und für sein griechisches, sein attisches Vaterland ist keineswegs dem römischen Dichter eigentümlich, sondern gehört zu dem Erbteil der Epikureischen Schule von den ältesten bis in die spätesten Zeiten. Die Feinde Epikurs haben diese überschwänglichen Hymnen oft bespöttelt[1]) und mit Recht betont, dafs im Grunde wenig originelle Gedanken in Epikurs Philosophie aufzufinden sind. Aber was Demokrits schöpferischer Geist nicht vermocht hatte, gelang dem Epikur: „die bezaubernde Persönlichkeit des Meisters verlieh dem Materialismus des Demokrit eine werbende Kraft, und seine Schüler verbreiteten sich über die ganze hellenische Welt, über alle Barbarenländer, insofern diese überhaupt griechischer Bildung zugänglich waren. Mit dem Ruhm des Lehrers war unzertrennlich verbunden der Ruhm des attischen Landes, dem Epikur entstammt war im Gegensatz zu den halbasiatischen Häuptern der Stoa: die Epikureische Philosophie ist das letzte bedeutende Werk der attischen Kultur, das Weltruf erlangen konnte.[2]) Der richtige Schüler Epikurs schlug deshalb gern seinen Wohnsitz in Athen auf, an der geheiligten Stätte, wo der Meister gelebt und gelehrt, wie jener T. Albucius, der lieber ein Grieche genannt werden wollte als Römer oder Sabiner[3]), und T. Pomponius, des Cicero Freund, der mit Stolz den Beinamen des Attikers getragen hat.[4]) So beginnt das letzte Buch des Lucrez mit dem Lobgesang Athens, und als der Dichter den Griffel aus der Hand legte, war er gerade damit beschäftigt, sein Werk mit einer Einlage aus Thukydides zu schmücken, dem Schriftsteller, der vielen seiner Zeitgenossen für den eigentlichen Vertreter des attischen Stils und der attischen Sprache gelten mochte[5]): mit der Beschreibung der grofsen Pest der Jahre 430 und 429 v. Chr. bricht das Werk des Lucrez jählings ab. Überaus wohlthuend berührt den Leser diese schwärmerische Verehrung für das attische Land und die attische Wissenschaft: wie auch in der etwa gleichzeitigen Satire des Varro als Sprecherin auftritt die Figur der Wahrheit selbst mit grauem Haar, sie wird bezeichnet als das Pflegekind der attischen Philosophie.[6]) Die echt athenische Humanität, die helle Freude an den Freuden des Daseins und am Genufs, dabei das Mafshalten, das feine Gefühl für das Ziemliche und für Wohlanständigkeit, ist die Mitgift der Epikureischen Philosophie, die ihr aus ihrer attischen Heimat mit auf den Weg gegeben wurde, die ihr die Herzen der Vornehmen gewann bis zu den Frauen des kaiserlichen Hofes hinauf[7]): der Stoiker, der bei der Leichenfeier des Scipio Aemilianus seinen Gästen auf Thongeschirr ärmlichster Art die Speisen vorsetzte, der den Dionysischen Künstlern

---

[1]) Cic. Tusc. I 21, 48; Plutarch adv. Colot. 17 S. 1117 A.

[2]) v. Wilamowitz, Antigonos von Karystos (Philol. Untersuch. IV. Berl. 1881) S. 288 ff.

[3]) Cic. de fin. I 3, 9. [4]) Cic. de fin. V 1, 3; 2, 4.

[5]) Cic. Or. 9, 30; Brut. 83, 287. [6]) 141 B.

[7]) Diels, Archiv f. Philosophie IV 1891 S. 486 ff.

zur Belohnung statt der goldenen Kränze und statt der üblichen Ehrengaben ein Bündel Rettiche oder ein Stück Schweinefleisch verabreichte, oder der vor dem Zeichen zum Angriff die Legionare mit Moralpredigten langweilte[1]), verfiel dem Fluch der Lächerlichkeit. Von solchen Aufdringlichkeiten und Verletzungen der Schicklichkeit wufste sich der Epikureer fern zu halten. Der Ton und die Weise, in der Lucretius um die Gunst des Mächtigen bittet, ist ein anderer, als in den erhaltenen poetischen Bettelbriefen an Piso und Messalla: seiner eigenen Person und seiner eigenen Lebensumstände that der taktvolle Dichter mit keinem Wort Erwähnung.

Freilich fehlt der Epikureischen Philosophie der Trieb nach Erforschung der Wahrheit um ihrer selbst willen: der Epikureer reifst nur rücksichtslos nieder, was sein Glück und seine Gemütsruhe stören kann und nur um dessentwillen, ohne auf einen Aufbau als solchen überhaupt besonderen Wert zu legen. Aber gerade dieses rücksichtslose Niederreifsen des gesamten Gebäudes der römischen Religion, das vernichtende Verdikt über jede Art der altgeheiligten Religionsübungen, Opfer, Opfergaben und Gebet, Sühnung des Blitzstrahls und Deutung von Vorzeichen ist es, was den Leser des Lucrezischen Buches so mächtig ergreift: den gefürchteten Blitzen des kapitolinischen Juppiter setzt der Dichter nur verächtlichen Spott entgegen.[2]) Wir haben die bange Empfindung, dafs an den tiefeingefügten Grundvesten des römischen Staatswesens er mit frevelnder Hand zu rütteln wagt, uns bangt um sein Schicksal und um das Schicksal seiner Nation, deren Heiligstes öffentlich in den Staub gezogen wird. Proselytenmachen ist freilich nicht das Bestreben des Epikureers. Mit überlegenem Lächeln schaut er auf den in der Irre wandelnden Pöbel wie aus einer seligen Ferne. Seine Lehre erläutert Lucretius geschickt mit Beispielen des täglichen Lebens, von dem bunten Leben und Treiben der Grofsstadt, mit all ihrem Prunk und ihrer Pracht weifs er uns so ein überaus farbenprächtiges und glänzendes Gemälde zu entwerfen. Er sitzt inmitten der Volksmenge und schaut die Festspiele der römischen Bühne: da bricht durch die farbigen Tücher, die zum Schutz gegen den Sonnenbrand über das Theater ausgespannt sind, der helle Morgenstrahl und läfst die Menge in buntem Licht erglänzen: geschickt benutzt er diese Erscheinung, um die Lehre von den Abbildern, die von den Dingen sich loslösen und die Sinnenwahrnehmungen vermitteln, dem Leser verständlich zu machen.[3]) Er wandelt auf dem Monte Pincio oder den benachbarten Berghöhen und schaut dem Kriegsspiel der Legionen auf dem campus Martius zu, die in jener Zeit der Anarchie in der Nähe der Hauptstadt zusammengezogen sind. Hell blitzen Waffen und Rüstung im Sonnenglanz, laut erschallt ihr Kriegsgeschrei, Reiterschwärme umkreisen das Heer und sammeln sich plötzlich zum Massenangriff: mit der Darstellung solcher Episoden des täglichen Lebens weifs Lucrez die Darlegung seiner Lehre überall zu veranschaulichen.[4]) Von den Soldaten des Mithradatischen Krieges hatte er von

[1]) Cic. pro Mur. 36, 75; Plutarch, Cato Utic. 46. Musonius bei Tacit. Hist. III 81 eifert Cato nach; vgl. Plutarch, Cato Utic. 54.

[2]) VI 397 ff. [3]) IV 78 ff. [4]) II 322 ff.

den berüchtigten Sichelwagen des Königs vernommen, die im Sturmeslauf die Glieder des Feindes in Masse vom Leibe schneiden. Zuckend noch nach der Trennung vom Körper liegen sie am Boden und es erweist diese Erscheinung dem Philosophen die Verteilung der Seele über den ganzen Bereich des menschlichen Körpers.[1]) Alle diese Einlagen zeigen den Dichter auf der Höhe seines Könnens und seiner reichen, poetischen Begabung. Freilich die Anregung zu dichterischer Darstellung hat Lucrez innerhalb der Lehre seines griechischen Meisters nicht finden können: für Homer und die Musen war im Staate des Epikur kein Raum vorhanden.[2]) Der alte sizilische Dichterphilosoph Empedokles, über den Epikurs Nachfolger Hermarchos ein sehr umfangreiches Werk hinterlassen hatte[3]), ist hier das Vorbild des Lucretius, in der Form des lateinischen Versbaus der Dichter Ennius, dessen Technik auch Varro in den Hexametern seiner etwa gleichzeitigen Satiren befolgt hat. Wie die unbeholfenen Citate jenes Plebejers erweisen, der im Stil eines alten Unteroffiziers das Memoirenwerk Cäsars zum Abschlufs brachte, war in jener Zeit Ennius der populärste Dichter Roms, und erst Virgils Aeneis hat seine Annalen dem römischen Volke zu ersetzen und zu verdrängen vermocht.

Die ganze dichterische Gestaltungskraft und Eigenart des Lucretius finden wir entfaltet in dem prunkvollen Eingang seines Werkes; mit einem inbrünstigen Gebet an die Liebesgöttin, die er um Beistand bittet für das Gelingen seiner Verse, beginnt der Dichter seine Darlegung der Epikureischen Atomenlehre. Hier ist Lucrez ausschliefslich römischer Dichter, nicht griechischer Philosoph, das Gebet gilt nur dem Gelingen seiner Verse, nicht deren Inhalt: in sehr alter Zeit hat ein Leser, der den Dichter verspotten wollte, dieses Prooemium mit den beigeschriebenen Versen des folgenden Buchs widerlegt, in denen Lucrez selbst darlegte, dafs an die Götter Epikurs die Menschen umsonst ihre Opfergaben und Gebete verschwenden, dafs sich die Gottheit weder um gute noch um böse Thaten der Sterblichen kümmern mag.[4]) Thatsächlich erscheint in der griechischen Umgangssprache der Vornehmen Roms Aphrodite neben den Musen und Dionysos als Beschützerin der edeln Künste: der Redner Hortensius nannte damals den ungebildeten Torquatus einen *ἄμουσος*, *ἀναφρόδιτος* und *ἀπροσδιόνυσος*.[5]) Indessen ist zweifellos in der Anrufung gerade der Venus eine persönliche Beziehung enthalten, eine geschickt angebrachte Reverenz vor dem Adressaten des Werkes: Borghesi hat zuerst bemerkt, dafs der Memmius des Lucrez sowohl wie dessen älterer Bruder mit dem Bild der Aphrodite die von ihnen ums Jahr 82 v. Chr. geprägten Silberdenare geschmückt haben.[6]) Der Grund und die Herkunft dieses eigenartigen Schmuckes ist nicht schwer

[1]) III 640 ff. und Heinzes Anmerkung zu 642. [2]) Usener, Epicurea S. 171 172.

[3]) Usener, Epicurea S. 369, 8: dafs Empedokles damals in Rom die litterarischen Kreise interessierte, erweisen die Empedoclea des Sallustius bei Cic. ad Quint. fratr. II 9, 3.

[4]) I 44—49 = II 646—651. [5]) Gellius I 5, 3, im Jahr 62 v. Chr.

[6]) Siehe oben unter S. 537 Anm. 2. Die ältere Münze bei Babelon II S. 213 trägt einen unbärtigen Kopf, der mit einem Eichenkranz geschmückt ist, vielleicht der Juppiter Axur der Stadt Tarracina; vgl. die Münzen der gens Vibia S. 546.

aufzuklären. Noch im II. Jahrh. v. Chr. wird die Liebesgöttin als Mutter des Äneas und Stammmutter der römischen Könige zwar in den Darstellungen von Roms Sage und Vorgeschichte durch die Anregung griechischer Mythographen und Historiker gebührend gefeiert, steht aber im Kult weit zurück an Ansehen hinter den übrigen Göttern Roms. Anders wurde dies in der Zeit Sullas. Zur Zeit der Kämpfe gegen Mithradates' Heer in Griechenland hatte der überaus abergläubische Feldherr ein Traumgesicht[1]); er sah die Liebesgöttin im kriegerischen Waffenschmuck des Ares durch die Reihen seiner Krieger dahinschreiten. In Traumgesichten glaubte Sulla unerschütterlich eine göttliche Offenbarung erkennen zu müssen: das delphische Orakel erklärte auf sein Befragen, dafs Aphrodite, die Stammmutter der Äneaden, ihm Sieg verliehen hätte; die Priesterschaft legt ihm zuerst ans Herz, ihr Orakel mit Geschenken zu bedenken, dann aber der Göttin Aphrodite, die im fernen Karien unter den Schneebergen des Taurus die nach ihr benannte Stadt bewohnt, ein goldenes Beil, das Zeichen der römischen Feldherrngewalt[2]), als Opfergabe zu übersenden: Kraft und Sieg sei ihm dann verheifsen. Der Rat ward befolgt. Ein goldenes Beil mit Weihinschrift und ein goldener Kranz wurde der Göttin nach Aphrodisias in Karien übersandt, und all die Verheifsungen der Priester gingen glänzend in Erfüllung: nicht allein der äufsere, auch der innere Feind Roms lag bald zerschmettert am Boden. Unbegrenzt war die Dankbarkeit des Gewaltigen gegen die siegverleihende Göttin: er selbst bezeichnete sich mit Stolz mit dem Beinamen Ἐπαφρόδιτος, als den Liebling der Venus. Die Göttin ward ohne Zweifel unter die Schutzgötter des Sullanischen Hauses aufgenommen, auf die Münzen Sullas und der Sullanischen Familien wurde ihr Bild gesetzt, die Sullanischen Veteranen, welche als neue Bewohner in der Stadt Pompei einzogen, machten die himmliche Helferin ihres Feldherrn zur Stadtgöttin der neuen oskisch-römischen Gemeinde.[3])

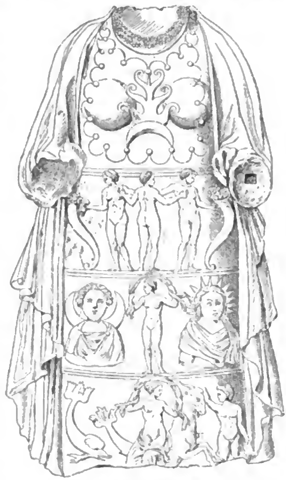


Fig. 1 Venus von Aphrodisias
(O. Jahn, Die Entführ. d. Europa Taf. VI a)

---

[1]) Appian, B. c. I 97: in dem Orakelspruch ist der vorletzte Hexameter, in der Weihinschrift Sullas der erste Pentameter durch ein Versehen der Abschreiber verloren gegangen.

[2]) Mommsen, Röm. Staatsrecht I[3] (1887) S. 379 f.

[3]) Dieselbe stellt sich als eine römische Umbildung der Venus von Aphrodisias dar. Vgl. G. Wissowa, De Veneris simulacris Romanis. Vratislaviae 1882 S. 15 ff. Seine auch

Um eine Vorstellung von der Eigenart der Sullanischen Venus zu gewinnen, war man bisher auf die Darstellung der Stadtgöttin Pompeis angewiesen: erst ein Fund der allerjüngsten Zeit in der Stadt Aphrodisias ermöglichte die Feststellung des eigentlichen Originals.[1] Es ist die Venus von Aphrodisias ein altertümlich steifes Idol ähnlichen Charakters wie die ephesische Artemis, ihre Gewandung ist mit drei regelmäfsig wiederkehrenden Bildstreifen geschmückt. Auf dem ersten ist dargestellt die nackte Göttin mit vom Wind geblähtem Schleier inmitten der beiden Gestirne des Himmels, Sonne und Mond, in ähnlicher Weise auf dem zweiten Streifen über die Meerflut auf einem Seewesen dahinreitend, von Delphinen umspielt, von einem Triton geleitet, ein dritter Streifen zeigt uns die drei Frühlingsgöttinnen, die Chariten, mit Blumen und Früchten in den Händen, zwischen zwei mächtigen Füllhörnern stehend, aus denen Blumen, Früchte und Ähren hervorquellen. Die gleiche Darstellung der Göttin schmückt die Münzen ihrer Stadt Aphrodisias, wo die Priesterin der Göttin den Namen 'die Blumenträgerin' führt.[2] Wie weit verbreitet der Kult dieser Aphrodite gewesen sein mufs, erweisen die Funde desselben Götterbilds in Rom, Aricia, Ostia, Neapel, Salona und Athen, und in der Kaiserzeit stand die Göttin in gleichem Ansehen wie die berühmte Diana der Epheser.[3] Aufserhalb des hier gegebenen Zusammenhangs hatte man längst in diesem Idol 'eine grofse asiatische Naturgöttin', eine Göttin des Frühlings, des Wachsens und Gedeihens erkannt[4], richtig wurde ausgeführt, dafs die 'Reliefbilder die verschiedenen Reiche der Welt, Himmel, Erde und Meer versinnbildlichen, als deren Herrscherin die Göttin gedacht



Fig. 2 Venus Pompeiana
(Monum. dell' Inst. III 6b)

in diesen Jahrbüchern I S. 170 vorgetragene Auffassung der Göttin als Aphrodite Tyche wird durch das Bild der Göttin von Aphrodisias nicht empfohlen: auch die Haltung des Steuerruders mit dem Griff nach unten spricht gegen dieselbe.

[1]) C. Fredrich, Athen. Mitteilungen XXII 1897 S. 361 ff. und hier im Text Fig. 1.

[2]) CIG 2821 ff.

[3]) CIG 2737^b.

[4]) O. Jahn, Die Entführung der Europa (Denkschriften der Philos.-hist. Klasse der K. Akad d. W. in Wien XIX) Wien 1870 S. 42 43.

ist'[1]): ihre Benennung als Aphrodite wurde indessen mit Unrecht, wie wir jetzt wissen, in Zweifel gezogen. Es mufs einleuchtend erscheinen, wie diese weltbeherrschende Aphrodite der weltbeherrschenden Roma als willkommene Beschützerin und Bundesgenossin erscheinen mufste. Zwar die Herrschaft über den Himmel überliefs der Römer bereitwilligst der Göttin ausschliefslich: aber über Länder und Meere herrscht die Göttin Roma von jetzt ab mit Venus im freundschaftlichen Verein, wir finden auf Münzen jener Zeit die beiden Göttinnen Schulter an Schulter dargestellt[2]), auf das Szepter gestützt, zwischen zwei Schiffsschnäbeln und zwei Steuerrudern mit dem Griff nach unten: in ähnlicher Weise wurde ja in der Kaiserzeit in dem berühmten Tempel beim Forum dies Götterpaar zusammen verehrt. Auch die Venus Pompeis hält das länderbeherrschende Szepter in der Linken, in der Rechten einen grünenden Zweig, und lehnt nach linkshin an ein Steuerruder mit dem Griff nach unten, nur ihr blauer sternenbesäeter Mantel erinnert den Beschauer an die Herrschaft über das Firmament, die der Göttin ursprünglich eigentümlich gewesen ist.[3])

Dafs der Venus Sullas im Hause der Tochter und des Schwiegervaters, des C. Memmius, eine ganz besondere Verehrung gespendet wurde, lehren die Münzen, und wäre auch ohne deren beredtes Zeugnis selbstverständlich. Mit feinsinnigem Verständnis und bewundernswertem Geschick hat der Dichter diese Göttin gerade zu seiner Helferin erkoren für sein Lied über die Natur der Dinge, er bittet sie um Frieden zu Land und zu Meer, seinem Volk, seinem Gönner und seinem Liede zum Segen[4]), er kennzeichnet den Gemahl der Fausta selbst als *ἐπαφρόδιτος*: 'unserm Memmius will ich dichten dies Lied, den du, o Göttin, allzeit hochherrlich mit allen Vorzügen geschmückt hast.'[5]) Das Gedicht des Lucrez wurde schwerlich in den Schulen gelesen, aber trotzdem war, wie die Wandkritzeleien in Pompei[6]) erweisen, sein Eingang in aller Munde, so wie das bekannte Arma virumque cano des Vergilius. Aber während der letztere durch die Form dieser Ankündigung seinem Leser nur andeuten wollte, dafs sein Vorbild nicht nur Homer, sondern insbesondere jener Homeride, der sein Epos begann mit den Worten *Ἴλιον ἀείδω καὶ Δαρδανίην εὔπωλον*[7]), erkannte der Adressat des Gedichtes des Lucrez in dem Lobgesang auf die Göttin die Ehrung der Schutzgöttin seines Hauses, der römische Leser den Preis der weltbeherrschenden Venus Victrix: auch der angesehenste griechische Dichter der Zeit des Pompejus, Parthenius von Nicäa, hatte zeitgemäfs die Macht der Aphrodite in einem den Namen der Göttin tragenden Epyllion verherrlicht.[8])

---

[1]) Helbig, Führer durch die Sammlungen Roms. II. Leipzig 1891 S. 377.

[2]) Babelon I S. 474.

[3]) Siehe oben S. 537 Anm. 2 und Fig. 2 (Helbig 295).

[4]) I 30 ff. [5]) I 26 27.

[6]) CIL IV 3072 3139. Der Lucretius Carus auf der pompejanischen Wachstafel (Hermes XII 1877 S. 132, 8) beruht auf irrtümlicher Lesung.

[7]) Kinkel, Epic. Gr. fragm. S. 39, nachgeahmt auch in dem Eingang der Ilias des Apellikon: *Μούσας ἀείδω καὶ Ἀπόλλωνα κλυτότοξον* (C. Wachsmuth, De Cratete Mallota. Lips. 1860 S. 40).

[8]) Stephan. Byz. S. 56, 14 Meineke. Des Parthenios Klageelegien auf seine verstorbene Gemahlin Arete waren das Vorbild der Elegien des Calvus auf den Tod seiner Gattin

So wundern wir uns nicht, dafs die Venus des Lucrez nichts gemein hat mit der Göttin der Schönheit und Liebe, die die Elegie und Lyrik zu preisen nicht müde wird: die Liebe, die das Mädchen dem Jüngling, das Weib dem Mann vereint, die Haus und Familie begründet, fand in dem Hymnus keinen Platz.[1]) 'Stammmutter der Äneasenkel, du Wonne der Menschen und Götter, Allerhalterin Venus, die du waltest über die unter des Himmels Wölbung dahingleitenden Gestirne, das schiffetragende Meer und die fruchtspendenden Länder, durch dich wird jegliches Geschöpf empfangen und darf das Sonnenlicht aufblühend erschauen, vor dir und deinem Nahen fliehen die Stürme, fliehen die Wolken am Firmament, dir läfst die Mutter Erde mit kunstfertiger Hand die süfsen Blumen emporspriefsen, dir lachen die Flächen der Meerflut, dir erglänzt der befriedete Himmel weithin im Sonnenglanz. Wenn der Frühlingstag seine Pforten öffnet und das befruchtende Wehen des Zephyros entströmen läfst, dann fühlen die Vögel des Himmels, die Tiere der Triften, jegliche Kreatur des Landes und der Meerflut, auf Bergeshöhen und in den Wassern der Ströme deine Macht, o Göttin: weil du allein die Natur des Alls zu lenken weifst, nichts ohne dich entsteht, nichts fröhlich noch lieblich gedeiht, du steh' mir bei bei meinem Gesang, den ich über das Wesen des Alls zu dichten versuche dem Memmius, deinem Liebling und Schützling.'

Wenn die alte Erfahrung, dafs das Vorwort dann geschrieben wird, wenn das Buch vollendet oder nahezu vollendet ist, auch auf die Schriftstellerei des Lucretius Anwendung finden darf, dann hat der Dichter diesen Hymnus auf die Liebesgöttin etwa im Hochsommer des Jahres 55 v. Chr. verfafst, denn Mitte Oktober dieses Jahres fällt sein Todestag. Um diese Zeit aber war bei der Bevölkerung der Hauptstadt der Name der grofsen Göttin in aller Munde: Pompejus, Sullas Nachfolger, der Erbe seiner Politik, seines Kriegsglücks und Feldherrnruhms, gab durch prächtige Festspiele dem kostbaren Marmorbau seines neuen Theaters die erste Weihe. Bei den Verehrern altrömischer Einfachheit freilich fand die Neuerung wenig Beifall. Denn nach der Väter Sitte, die nie ganz in Vergessenheit geraten war, schaute das Volk von Rechts wegen stehend dem Bühnenspiel zu: ein steinernes Schauspielhaus aber statt des hölzernen mufste vielen als eine verwerfliche Neuerung und Nachahmung ausländischer Sitte erscheinen. Um die Bedenken der Gegner dieser Neuerung zu beschwichtigen, entbot der Spielgeber das Volk zu der Einweihung des ersten Tempels der Venus Victrix in Rom, nicht zu der Einweihung des Theaters: es sollten dessen marmorne Sitzplätze gleichsam nur die Treppenstufen zu diesem neuen Gotteshause bilden.[2])

Quintilia: Propert. II 34, 90; Susemihl, Gesch. der gr. Litteratur in der Alexandrinerzeit I (1891) S. 192, 103.

[1]) Kurz nach dem Tod des Lucretius liefs sich Memmius von Fausta scheiden: Ascon. S. 25, 11; Cic. ad Att. IV 13, 1.

[2]) So berichtet Tertullian, De spectac. cap. 10 S. 16, 9 Klufsmann und Plinius, Nat. hist. VIII 20: wenn Tiro bei Gellius X 1, 7 eine aedes Victoriae erwähnt, die im 3. Konsulat des Pompejus über den Stufen des Theaters errichtet worden sei, so scheint mir dieser

Aber diesen Lobgesang auf alles fröhliche Blühen, Wachsen und Gedeihen der Welt und aller Kreatur in Lenz und Liebe suchen wir in dem Werk des Lucretius selbst vergeblich wiederzufinden: es geht vielmehr durch das ganze Gedicht ein tiefer Zug des Leids und der Schwermut. Freilich weiſs der Dichter, daſs vielen seine Lehre eine traurige[1]) zu sein scheint: nimmt sie doch den Menschen nicht nur die Angst vor den Göttern, sondern auch ihre Hilfe und ihr Erbarmen, nicht nur die Angst vor dem Tod, sondern auch die Hoffnung auf Unsterblichkeit: es gilt Abschied zu nehmen von dem Weib und den süſsen Kindern auf Nimmerwiedersehen.[2]) Und der Trost, den der Philosoph zu bieten hat, ist dürftig. Der Meister jenes silbernen Becherpaares aus dem Landhaus am Vesuv hat sein Kunstwerk geschmückt mit einem Totentanz der groſsen Dichter und Philosophen, indem er dem fröhlichen Zecher zuruft 'Genieſse das Leben, selbst die groſsen Dichter und Denker sind gestorben und verdorben'[3]), der römische Dichter lehrt wie ein Jurist, daſs das Leben allen nur zur Nutznieſsung, keinem zum Besitz verliehen werde[4]): die groſsen Lieblinge der Musen, voran Homer, der Dichterfürst, die groſsen Philosophen, Demokrit und Epikur, der sie alle überstrahlt wie die aufgehende Sonne die Sterne, alle sind in ewigem Schlaf gebettet: und du willst dich sträuben und Ärgernis daran nehmen, daſs du gleichfalls sterben muſst?[5]) Aber nicht nur der Mensch ist sterblich mit Leib und mit Seele, auch die Welt ist bereits müde und kraftlos, und der Tag muſs kommen, an dem sie zusammenbrechen wird. 'Schau an die Meere und die Länder und das Himmelsgewölbe: diese Dreiheit der Natur, diese drei Elemente, o Memmius, diese drei so verschiedenartigen Gebilde, diese drei wunderbaren Schöpfungen allsamt wird ein Tag der Vernichtung anheimgeben, und die Last, das Gerüst des Weltalls, das so lange Jahre sich aufrecht erhalten hat, wird einst zusammenstürzen.[6]) Solcherlei Ideen bewegen jene Zeit, auch Varro hat gleichzeitig mit Lucrez den bevorstehenden Weltuntergang in einer Satire behandelt[7]), und in den Schilderungen der traurigen Zustände der Zeit und ihrer schweren Not berühren sich Varro und Lucretius oft in überraschender Weise. Bürgerblut wurde in Strömen von Bürgern vergossen, der Bruder kämpft gegen den Bruder, der Besitz der Erschlagenen bereichert den Sieger.[8]) Aber ein blasiertes Geschlecht besitzt jetzt freudlosen Reichtum. Es ergreift den Vornehmen in seinem Prachtpalast der Ekel, er läſst das edle Rossegespann anschirren und jagt hinaus zu dem prächtigen Landhaus, als gälte es eine Feuersbrunst zu löschen: aber kaum hat er die Schwelle betreten, so fängt er an zu gähnen, sucht Schlaf und Vergessen, oder will wieder zurück zur Stadt.[9]) Ein köstliches Mahl mit Kränzen und Blumen wird gerüstet in eitel Pracht und Üppig-

---

Tempel der beflügelten Siegesgöttin nicht identisch zu sein mit dem Tempel der Venus Victrix: O. Gilbert, Gesch. u. Topogr. der Stadt Rom III (1890) S. 322; CIL I 1² S. 324, 2.

[1]) IV 18 ff. [2]) III 894 ff. [3]) A. Michaelis, Preuſs. Jahrb. LXXXV S. 40 ff.

[4]) III 971. [5]) IV 1036 ff. [6]) V 91 ff.

[7]) Der *Κοσμοτορύνη περὶ φθορᾶς κόσμου* (222 B).

[8]) III 70 ff. [9]) III 1058 ff.

keit: aber aus der Mitte des Genusses steigt plötzlich die Bitternis empor, das Gewissen macht ihm die Faulheit, Verschwendung, Untüchtigkeit, das verlorene Leben zum Vorwurf, ein Wort der Geliebten hat ihn verstimmt und brennt ihm heifs auf der Seele, oder es plagt ihn die Eifersucht, er hat die Spur des verächtlichen Lächelns auf ihren Lippen entdeckt.[1]) Und die Zeit ist müde und gebrochen, die Erde erschöpft, die einst alles Getier geboren: die Kornfrucht und der Weinstock will, mühsam gepflegt, kaum noch gedeihen. Der alte Landmann schüttelt das Haupt unter Seufzen, dafs der Hände Arbeit ganz vergeblich gewesen, vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und preist das Schicksal des Vaters glücklich. Der Winzer klagt über den Wandel der Zeit, denn sein Weinstock ist alt und kraftlos geworden, er schickt Gebet auf Gebet zum Himmel, er murrt, wie in der guten alten frommen Zeit der Mensch mit dem schmalen Acker sein gutes Auskommen hatte, ja er weifs nicht, dafs alles allmählich dahinschwindet und zum Grab eilt, erschöpft durch das hohe Alter der Zeiten.[2]) Es ist das Grablied des altgewordenen römischen Freistaates, das uns aus den Versen des Dichters entgegenklingt.

[1]) IV 1132 ff. [2]) II 1144 ff.

ZUM GEGENWÄRTIGEN STANDE DER PLATONISCHEN FRAGE

Von Otto Immisch

(Fortsetzung)

V

'Wer vor etwa zehn Jahren', urteilt Natorp[1]), 'über Grundabsicht und Abfassungszeit des Phaedrus zur Klarheit kommen wollte, hatte sich noch mit der von Autoritäten wie Usener und v. Wilamowitz verteidigten Annahme auseinanderzusetzen, dafs die Schrift schon zu Lebzeiten des Socrates (402) verfafst sei. Der Stand der Frage ist seitdem stark verändert. Eine wachsende Schar von Forschern, gewappnet mit der neuen, blinkenden Rüstung der Sprachstatistik, behauptet die Abfassung der Schrift frühestens um 380. Bereits hat, unter förmlicher Lossagung von seiner früheren Meinung, v. Wilamowitz (Herm. XXXII 102) dieser Ansetzung zugestimmt; desgleichen Gomperz, dem noch 1887 (Plat. Aufsätze) die klare Beziehung des Phaedrus zur Sophistenrede des Isocrates so viel galt, dafs er dem damals schon bekannten Widerspruch der Stilgründe durch die Annahme einer zweiten Ausgabe der Schrift etwas künstlich aus dem Wege ging, hat jetzt (Zeitschr. f. Philos. und philos. Kritik N. F. CIX 174) vor den beweisenden Zahlen gänzlich die Waffen gestreckt; und es steht nichts anderes zu erwarten, als dafs mancher, der bis dahin noch schwankte, durch die entschlossene Umkehr zweier Forscher solchen Ranges sich bestimmen lassen wird'.

Das ist in der That ungefähr die Sachlage. Doch wollen wir hinzufügen, dafs wenigstens zu der Frage der zweiten Ausgabe, mit deren Möglichkeit oder Unmöglichkeit die entscheidende Bedeutung der Stilkriterien steht und fällt, Blafs in einer durchaus vorurteilslosen und unanfechtbaren Weise die Ansicht vertreten hat[2]), dafs mit einem flüchtigen Absprechen die Zulässigkeit einer solchen Annahme durchaus nicht aus der Welt geschafft wird. Nichts berechtigt zu der Vorstellung, eine derartige Neubearbeitung müsse in allen Fällen über das *κτενίζειν καὶ βοστρυχίζειν*, welches Dion. Hal. de compos. verb. 208 R. für Plato bezeugt[3]), hinausgegangen sein und erkennbare Spuren hinterlassen

---

[1]) Unters. über Platos Phaedrus und Theätet, Arch. f. Gesch. d. Philos. XII 1 ff.

[2]) Att. Beredsamkeit III² 2, 392 ff. Man erinnere sich, dafs auch bei Xenophon mit der Möglichkeit zweiter Ausgaben gerechnet worden ist; so beim Symposium von Schenkl Xenoph. Studien III 143 ff., ohne Not zwar in diesem Falle, aber doch nicht in grundsätzlich unzulässiger Weise.

[3]) *ὁ δὲ Πλάτων τοὺς ἑαυτοῦ διαλόγους κτενίζων καὶ βοστρυχίζων καὶ πάντα τρόπον ἀναπλέκων οὐ διέλιπεν ὀγδοήκοντα γεγονὼς ἔτη. πᾶσι γὰρ δήπου τοῖς φιλολόγοις γνώριμα τὰ περὶ τῆς φιλοπονίας τἀνδρὸς ἱστορούμενα, τά τ' ἄλλα καὶ δὴ καὶ τὰ περὶ τὴν δέλτον, ἣν*

haben. Die Forderung also, durch den Nachweis von inhaltlichen Störungen und Unebenheiten die Annahme zu stützen, ist unbillig. Es sei aber bemerkt, dafs man wenigstens im Altertum selbst mit der Möglichkeit solcher Störungen gerechnet hat und die Annahme nicht unerhört fand, dafs Platonische Schriften noch während Platos Lebenszeit in sehr stark auseinandergehenden Textgestaltungen umliefen: *εἴτε κατέψευσται τοῦτο Ξενοφῶν, εἴτ' ἄλλως γεγραμμένῳ*[1]) *τῷ Πλάτωνος ἐνέτυχε Συμποσίῳ, παρείσθω*, Ath. V 216 f.

Man sieht, die Verfechter eines frühen Ansatzes des Phaedrus brauchen sich in der Hilfshypothese einer Neubearbeitung von der Statistik nicht irre machen zu lassen. Aber freilich, wer heute wiederum versuchen will, den Usenerschen[2]) Ansatz zu vertreten, der mufs auch auf Widerspruch gefafst sein, der nicht vom Lager der Statistiker kommt. Und doch, man darf um Platos willen, für dessen Verständnis in dieser grundlegenden Frage so vieles auf dem Spiele steht, den Schein nicht aufkommen lassen, als sei die Annahme Schleiermachers und Useners eine endgültig abgethane Hypothese. Mich zwingt die festeste Überzeugung mit wenigen und unwesentlichen Abänderungen durchaus an diesem Ansatz festzuhalten, und diese Überzeugung giebt mir den Mut den Degen nicht zu senken, selbst nachdem es v. Wilamowitz gethan hat.

Es sollen hierbei völlig aus dem Spiele bleiben die subjektiven Kennzeichen der Jugendlichkeit in Form und Inhalt, so berechtigterweise sie unseres Erachtens schon von Schleiermacher geltend gemacht sind. Ebenso aber auch die vielgequälten und teilweise der Deutung *in utramque partem* gar nicht zu entziehenden Berührungen des Phaedrus mit Isocrates' und Alcidamas' Sophistenreden.[3]) Von dem berühmten *vaticinium de Isocrate* wollen wir vorläufig nur bemerken, dafs uns grundsätzlich jeder Ansatz als verwerflich gilt, demzufolge die von Plato ausgesprochene Hoffnung alles andere war, nur nicht seine ehrliche, dem durchaus klaren Wortlaut ohne jeden Hinterhalt, ohne jede 'Verschiedenheit der Betonung' zu entnehmende Überzeugung. Ciceros[4]) Gedanken

---

τελευτήσαντος αὐτοῦ λέγουσιν (Euphorion und Panaetius, nach Diog. III 37) *εὑρεθῆναι ποικίλως μετακειμένην τὴν ἀρχὴν τῆς Πολιτείας ἔχουσαν.* Dafs die Angabe nur auf diesen Fund von *cerae* (Quint. VIII 6, 64) der Republik zurückgehe, ist kein Anlafs anzunehmen: *τά τ' ἄλλα καὶ δὴ καὶ τὰ περὶ τὴν δέλτον!*

[1]) In der That widerstreitet die Notiz über 28 Teilnehmer (Ath. I 4e) unserem Texte.

[2]) Rh. Mus. XXXV 131 ff.

[3]) Zuerst wohl beobachtet 1854 von Steinhart bei Hier. Müller IV 169. Persönlich stimmen wir natürlich für 'Phaedrus vor der Sophistenrede des Isocrates', namentlich bewogen durch § 12, wo der Gedanke des Phaedrus von der Starrheit des geschriebenen Wortes in besonderer Nutzanwendung den mit festen Paradigmen arbeitenden Technikern entgegengehalten wird, und zwar mit der etwas hochmütigen Wendung: *τίς γὰρ οὐκ οἶδε πλὴν τούτων, ὅτι τὸ μὲν τῶν γραμμάτων ἀκινήτως ἔχει κτλ.* In der Auseinandersetzung des Phaedrus weist keine Spur darauf hin, dafs es sich um eine billige Allerweltsweisheit handle. Soll man sich vorstellen, dafs Plato einen Gedanken, den Isocrates als eine Trivialität behandelt, noch n a c h seiner Kenntnisnahme dieser Äufserung des Isocrates so entwickelt habe, wie er es im Phaedrus thut? [Vgl. jetzt auch noch Gercke, Rh. Mus. LIV 404 ff.]

[4]) Or. 13, 42. Es kommt ihm nur darauf an, die Ausflucht abzuschneiden, dafs Plato nichts als H o f f n u n g e n ausspreche.

an ein *vaticinium ex eventu* als etwas anderes als einen Einfall, ihn als ein authentisches Zeugnis zu behandeln, gegen diesen Mifsgriff braucht kaum noch angekämpft zu werden.

Eine gründliche Nachprüfung der neueren Untersuchungen findet man bei Susemihl, Neue Plat. Forschungen I (Ind. Gryph. 1898) S. 23 ff., dessen Ansatz auf 394/3 oder spätestens 391 wir freilich nicht zustimmen können, selbst auf die Gefahr hin in der Rolle des *Οὖτις* auftreten zu müssen, der aufser Usener noch daran zweifelt, dafs dem Phaedrus der Meno vorausging (S. 41). Doch die Gefahr ist nicht vorhanden; vgl. z. B. Horns Platostudien S. 215.

Uns scheint, dafs über all den neueren Bemühungen um die litterarischen Beziehungen und um die Sprachform des Phaedrus die Anhaltspunkte zu kurz gekommen sind, die uns der Dialog selbst an die Hand giebt. Man fürchte aber deswegen keine erneute Analyse und Inhaltsübersicht, wie sie in der Platonischen Litteratur (zum Teil wohl als eine unbeabsichtigte Folgeerscheinung von Bonitzens Meisterleistungen) zu einer wahren Landplage geworden sind. Wir gehen von der Feststellung der erdichteten Zeit des Gespräches aus. Plato denkt es sich zunächst (257 B) vor dem Tode Polemarchs 404, weiter (268 C ff.) vor dem Tode der beiden grofsen Tragiker 406. Da nun aber die unbefangene Zusammennennung von Sophocles und Euripides, zu denen jemand kommen und ihnen von seiner Kunstfertigkeit soll erzählen können, nicht nur das Leben der Dichter, sondern auch die Anwesenheit beider in Athen voraussetzt, so folgt, dafs Euripides noch nicht nach Macedonien gegangen war, was er nach der Aufführung des Orestes (408) that. So bleibt nur ein geringer Spielraum von da ab aufwärts bis zu Lysias' Rückkehr von Thurii nach Athen (412/411). Bringt man nun billigerweise einige Jahre in Ansatz, während welcher der heimgekehrte Lysias in Athen zum *δεινότατος τῶν νῦν γράφειν*[1]) wurde und zwar im Gegensatze des Fachmannes zum Laien

[1]) In dieser Stelle findet Gomperz (Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik CIX 174) den stärksten sachlichen Einwand, der sich gegen Useners Ansatz erheben lasse. Es sei 'schlechterdings unmöglich, dafs der Dialog (der Lysias so nennt) zu einer Zeit oder unmittelbar nach derselben abgefafst worden ist, da Lysias sich noch im Besitze seines grofsen Vermögens befand, das er unter den Dreifsig verloren hat, und höchstens als Dilettant, nicht aber als berufsmäfsiger Fachmann die Redekunst betreiben konnte'. Indessen, was *γράφειν* 228 A bedeutet, lehrt 257 C. *τοῦτ' αὐτό*, was Lysias zum Vorwurf gemacht wird, kann hier dem Zusammenhang nach nur auf *ἀντιπαρατείνειν ἄλλον λόγον*, also auf ein *ἀντιλέγειν* nach Sophistenart gehen. Deswegen also nannte ihn der Gegner *λογογράφος* (was die Scholien mifsverstehen), und davon gebraucht Phaedrus wiederum *γράφειν*, wie 228 A. Dafs solches *γράφειν* mit dem Anspruch auftrat nicht als Dilettantismus, sondern als *ἐντέχνως γράφειν* zu gelten, dies lehrt ja eben die Prüfung, welche dieser Anspruch im Hinblick auf den *ἐρωτικός* im Phaedrus erfährt (vgl. auch 277 B). Der Gegensatz des Fachmännischen zum *ἰδιώτης* ist dabei weniger auf den Lebensberuf als solchen gestellt, sondern er findet in demselben rein formalen Sinne statt, wie 258 D in Anwendung auf ein anderes Gebiet der Gegensatz gebildet wird: *ἐν μέτρῳ ὡς ποιητὴς ἢ ἄνευ μέτρου ὡς ἰδιώτης*. So aufgefafst ergiebt sich eine Schriftstellerei des Lysias, die wir ebensowenig wie z. B. die des Critias genötigt sind mit dem Besitz oder Nichtbesitz seines Vermögens in Zusammenhang zu bringen. Vgl. auch v. Wilamowitz, Arist. und Ath. II 219.

(*ἰδιώτης* 228 A), so gelangt man etwa in die Jahre 409/8, d. h. annähernd in dieselbe Zeit, in welche (nach den wahrscheinlichsten Ansätzen) die Republik die Beziehungen zwischen Socrates und Lysias' Familie fallen läfst. Das ist schwerlich zufällig und dürfte unseren Ansatz nur empfehlen. Ich sehe keinen Grund, weshalb Plato hiermit nicht einfach der historischen Wahrheit gefolgt sein sollte. Auch führte ihn der Gedanke an jene Zeit nahe an eine teuere Erinnerung, an die Tage, wo er selbst in den Zauberbann des dämonischen Mannes eintrat. Wir sind nicht die ersten, die im Phaedrus einen Hauch der beglückenden Empfindungen jener Tage zu spüren meinen.

Es erhebt sich nun die Frage, ob dieser zeitliche Hintergrund im Verlaufe des Dialoges durch Anachronismen durchbrochen wird. Hier thut aber eine Unterscheidung not zwischen blofsen Anspielungen, die sich wohl dem Wissenden verraten, im übrigen aber so gehalten sind, dafs wer sie übersieht keinerlei Störung erfährt, und offenen Anachronismen, von der Art, dafs sie, dem freien Übermut der Komödie vergleichbar, die Illusion für einen Augenblick oder für längere Dauer ganz aufheben, wie das z. B. im Menexenus geschieht und im Symposium (hier freilich bezweifelt durch v. Wilamowitz, Hermes XXXII 102). Im Phaedrus verläuft insofern alles glatt, als die erdichtete Zeit nur mit den versteckten Anachronismen der ersten Gattung in Widerstreit gerät. Vor allem kommt dabei die Stelle 257 C (vgl. 277 B) in Betracht. Es trat *τῶν πολιτικῶν τις*, und zwar *ἔναγχος*, gegen Lysias feindlich auf: *λοιδορῶν ὠνείδιζε καὶ διὰ πάσης τῆς λοιδορίας ἐκάλει λογογράφον*. Seit Sauppe (vgl. Or. Att. II 166) hat man dies in Verbindung gebracht mit dem Widerstreit des Archinus gegen die Verleihung des Bürgerrechts an Lysias (403). Zwingend ist die Deutung freilich zunächst nicht, schon deshalb nicht, weil es sich eben um die Ausdeutung einer Anspielung handelt. Warum sollte es denn so undenkbar sein, dafs schon innerhalb der von uns ermittelten erdichteten Zeit auf den strebsamen und gescheuten Mann von irgend einer Seite her ein solcher Angriff erfolgte? Die Versicherung des Lysias, seine Familie habe bis zu der Zeit der Dreifsig keinen Feind gehabt (XII 20), begünstigt diesen Ausweg freilich nicht, schlechthin ungangbar wäre er damit wahrlich keineswegs. Auch darf nicht verschwiegen werden, dafs die fragliche Stelle unmittelbar hinter 257 B steht, wo mit Socrates Worten über Polemarch eine zeitliche Voraussetzung gemacht wird, mit welcher eine sofort darauf folgende Beziehung auf 403 fühlbar streiten würde. Dennoch wird man anderseits nicht behaupten wollen, dafs derartige Erwägungen gegen Sauppes Annahme auch nur bedenklich machen müfsten. Plato nennt den Namen des Staatsmannes nicht. Damit hat der Leser völlig freies Spiel, und liegt eine Andeutung in Sauppes Sinne vor, so wirkt sie doch nach keiner Seite hin störend, um so weniger, als die Stelle für die Entwickelung der Hauptgedanken von untergeordneter Bedeutung[1]) ist.

[1]) Sie will ja nur (neben der nicht eben freundlichen Schilderung des Lysias als keineswegs *ψοφοδεής*) zu dem Versuche überleiten, unter den Begriff der schriftstellerischen Erzeugnisse auch die schriftlichen Äufserungen der staatsmännischen Thätigkeit einzubeziehen: *πολιτικὰ συγγράμματα* (258 D, 260 C, 277 D).

Bei dieser Sachlage ist es wünschenswert Umschau darnach zu halten, ob sich Sauppes Erklärung noch aus anderen Gründen empfiehlt. Nun hat schon Christ[1]) auf die Stelle 244 D hingewiesen, wo das Wort *οἰωνιστική* mit etymologischer Spielerei als Zusammensetzung von *οἴησις νοῦς ἱστορία* erklärt wird. Dabei heifst es: *οἰονοϊστικήν, ἣν νῦν οἰωνιστικὴν τῷ*[2]) *ω̄ σεμνύνοντες οἱ νέοι καλοῦσιν.* Nun werden zwar in diesem Zusammenhange *οἱ νῦν* nicht etwa als die jetzige von den Generationen vor ihnen unterschieden, sondern gleich von *τῶν παλαιῶν οἱ τὰ ὀνόματα τιθέμενοι.* Ganz allgemein als Nachfolger der Sprachschöpfer haben sie z. B. aus *μανική* die *μαντική* gemacht, *ἀπειροκάλως τὸ ταῦ ἐπεμβάλλοντες.* Nur in diesem Sinne sind auch bei *οἰωνιστική* den *παλαιοὶ* die *νέοι* entgegenstehend zu denken. Was ferner das Omega angeht, so kommt gewifs zunächst nur der Klang, nicht der Buchstabe für den Sinn der Stelle in Betracht. Und doch ist damit die Sache noch nicht ganz abgethan. Die wohlgemeinte (*σεμνύνοντες*), aber das Etymon verdunkelnde Längung trifft ja gar nicht das sinnvolle, von *νοῦς* abgeleitete *ο* der dritten Silbe, welches vielmehr ganz ausgestofsen ward, sondern das für Platos Etymologie sehr gleichgültige *ο* der zweiten Silbe. Der Gedanke ist mithin gleichsam ausgeglitten. Für solche Entgleisungen ist aber die einfachste psychologische Erklärung doch wohl immer die, dafs irgend etwas abseits Liegendes vermöge der Ideenassociation unvermerkt seine lockende Anziehungskraft geübt hat. Christ ist also, obwohl er die vorstehenden Erwägungen nicht angestellt hat, trotzdem wahrscheinlicherweise im Rechte, wenn er hier — wozu die blofse Erwähnung des Omega bekanntlich keineswegs genügen würde — eine Anspielung auf die Reform des offiziellen Alphabetes angenommen hat. Nun wissen wir aber, dafs gerade wiederum Archinus es war, der gemäfs den so überaus vernünftigen Grundsätzen seiner Politik für diese Schriftreform eingetreten ist, und zwar in einer als Flugschrift[3]) veröffentlichten Rede, die von einem Manne wie Plato gewifs nicht unbeachtet gelassen worden ist. Da nun für den Phaedrus kaum etwas so charakteristisch sein dürfte, wie das Bestreben möglichst viel Lesefrüchte an den Mann zu bringen — schon Schleiermacher erklärte das mit sicherem Urteil als Kennzeichen der Jugendlichkeit —, so dünkt mich die Annahme wohl berechtigt, es sei jenes Ausgleiten des Gedankens durch einen zunächst unwillkürlichen, alsbald aber bewufst schalkhaften Seitenblick auf die Schrift des Archinus hervorgerufen worden. Lassen mithin zwei voneinander ganz unabhängige Anspielungen ungezwungen die gleiche Ausdeutung auf dieselbe Persönlichkeit und auf dasselbe Jahr zu, so wächst damit einerseits die Wahrscheinlichkeit eben dieser Ausdeutung, anderseits wird die Möglichkeit geringer, in diesen Stellen nur Abirrungen innerhalb der erdichteten Zeit zu sehen und nicht schlechtweg den Hinweis auf das Entstehungsjahr.

---

[1]) Plat. Studien, Abhandl. d. Bayr. Akad. XVII 2 (1885) 502. [2]) τὸ ΣΞ, alte Vulg. u. Hermog.

[3]) Es war in dieser z. B. ausgeführt, dafs neben Z auch Ξ und Ψ berechtigt seien, insofern was der *tenuis* recht der *labialis* und *gutturalis* billig sei. Vgl. das von Usener Rh. Mus. XXV 590 aus Syrian hervorgezogene Bruchstück dieser durch Theopomp und Theophrast vor der Vergessenheit bewahrten Schrift.

Es entsteht nunmehr die Hauptfrage, ob das Jahr 403 auch zu Platos persönlichen Verhältnissen paſst. Seitdem man überhaupt damit begonnen hat, die Platonische Schriftstellerei aus dem Banne der Isolierung zu befreien und sie in ihrer historischen Bedingtheit aufzufassen, sind meines Erachtens in etwas zu einseitiger Weise ihre Beziehungen zu ihrer litterarischen Umwelt hervorgezogen worden, auf Kosten des politisch-geschichtlichen Hintergrundes. Hier hilft uns nun wiederum, wie schon einmal (oben S. 460 f.), die im siebenten Briefe (von 324 B/C ab) gegebene Darstellung des Entwickelungsganges, den der junge Plato in seinen Ansichten über die Aufgaben der Politik durchgemacht hat. Seine *οἰκεῖοι* und *γνώριμοι* unter den Dreiſsig hatten es an Einladungen nicht fehlen lassen. Plato, dessen junger Geist begreiflicherweise der Menschenkenntnis noch entbehrte, *σφόδρα προσεῖχε τὸν νοῦν, τί πράξοιεν.* Die Enttäuschung kam rasch, insonderheit durch den rohen und tückischen Versuch Socrates in die Maſsnahmen der Schreckensherrschaft zu verwickeln. Plato zog sich rechtzeitig zurück. Er blieb demgemäſs von üblen Folgen seiner persönlichen Beziehungen zu den Dreiſsig verschont. Offenbar kam aber auch ihm in dieser Hinsicht die versöhnende Politik zu gute, die mit weiser Mäſsigung die demokratische Neuordnung eingeleitet hat, ein unvergänglicher Ruhmestitel der führenden Männer jener Zeit, vor allen wiederum des Archinus.[1]) Durch Maſsregeln, die mit einem politischen Verständnis ersonnen waren, dem nur die Energie ihrer Durchführung gleichkam, bemühte man sich, das *μνησικακεῖν*[2]) zu unterdrücken, insonderheit auch die Gefahr einer völligen Auswanderung der in die Oligarchie verwickelten Persönlichkeiten zu verhüten.[3]) Die Wohlthaten dieser Politik hat Plato an seiner eigenen Person erfahren können. Das hat er dankbar anerkannt: *καίτοι πολλῇ γε ἐχρήσαντο οἱ τότε κατελθόντες ἐπιεικείᾳ* (Ep. VII 325 B). Diese Stelle des Briefes geht um so sicherer auf die Versöhnungsära des Archinus, als gleich darauf zu lesen ist, wie rasch dieser Lichtblick sich wieder verdunkelte: das Übergewicht der radikalen Demokraten brachte jene *δυναστεύοντες* oben auf, die Socrates in den Tod trieben. War es ein Schlagwort[4]) der Versöhnungsära gewesen *κατὰ τὰ πάτρια πολιτεύεσθαι*, so sagt der Briefschreiber von der unmittelbar darauf folgenden Zeit (325 D): *οὐ γὰρ ἔτι ἐν τοῖς τῶν πατέρων ἤθεσι καὶ ἐπιτηδεύμασιν ἡ πόλις ἡμῶν διῳκεῖτο.* Dagegen werden die Freudigkeit, die neuen Hoffnungen, die Plato während der Thätigkeit des Archinus erfüllt haben, 325 A/B als so groſs geschildert, daſs von neuem, wenngleich nicht mehr mit der alten Vertrauensseligkeit Menschen und Dingen gegenüber, wieder auflebte *ἡ περὶ τὸ πράττειν τὰ κοινὰ καὶ πολιτικὰ ἐπιθυμία.* Man denke nur an das Psephisma[5]) des Tisamenus: *ἐξεῖναι δὲ καὶ ἰδιώτῃ τῷ βουλομένῳ εἰσιόντι εἰς τὴν βουλὴν συμβουλεύειν, ὅτι ἂν ἀγαθὸν ἔχῃ περὶ τῶν*

[1]) Aristot. Resp. Ath. 40, 3; Aesch. II 176; Demosth. XXIV 135; vgl. auch Isocr. VII 67.

[2]) Aristot. Resp. Ath. 40, 2; Isocr. XVIII 2. [3]) Aristot. a. a. O. 40, 1.

[4]) Bes. Andoc. I 81 ff. (auch Archinus und seine Gleichgesinnten bei früherer Gelegenheit, Aristot. Resp. Ath. 34, 3).

[5]) Andoc. I 84.

νόμων, worauf sehr wohl zielen könnte die Ausdrucksweise im Phaedr. 277 D: *ὡς εἴτε Λυσίας ἤ τις ἄλλος πώποτε ἔγραψεν ἢ γράψει ἰδίᾳ ἢ δημοσίᾳ νόμους τιθείς*[1]), *σύγγραμμα πολιτικὸν γράφων κτλ.*

Man sieht bereits, die freudige und frische Grundstimmung unseres Dialoges findet bei dem hier vertretenen Ansatz eine vollständig ausreichende Erklärung. Aber noch mehr. Wir wissen[2]), dafs die vermittelnde Richtung des Archinus von Anfang an sich zu wehren hatte gegen die plump zufahrenden Machtgelüste des demokratischen Radikalismus, vertreten durch Thrasybul und den im Phaedrus sehr abgünstig beurteilten Lysias, dessen 34. und 12. Rede hierher gehören. Zu den Gegenbemühungen des Archinus mufs u. a. die vorsichtige Zurückhaltung gegenüber den überschwänglichen Ehrungen der *κατελθόντες* gerechnet werden, vor allem der Widerstand gegen Thrasybuls Antrag, *ἐν ᾧ μετεδίδου τῆς πολιτείας πᾶσι τοῖς ἐκ Πειραιέως συγκατελθοῦσι.* Der Erfolg dieses Widerstandes hat des Lysias ehrgeizigste Hoffnungen geknickt.[3]) Offenbar beschäftigte sich auch die Rede des Archinus sehr eingehend[4]) mit des Rhetors Person, in der er das litterarische Werkzeug der Gegenpartei zu treffen beabsichtigt haben wird. Insofern hatte er gewifs Platos vollen Beifall, der im Phaedrus 248 E in der Rangordnung der Seelen für die Seele des *σοφιστικὸς ἢ δημοτικός*[5]) den nur noch von der Tyrannenseele überbotenen nächstniedrigsten Platz zu vergeben hat.

Indessen es scheint, dafs Plato noch in anderem Sinne Ursache hatte, mit seinem Urteile hervorzutreten. Man darf aus mehr als aus einem Grunde vermuten, dafs Archinus' Haltung Lysias gegenüber über die zunächst liegenden persönlichen und politischen Absichten hinausgriff, dafs, wofür namentlich Phaedr. 277 B ff. spricht, der Angriff noch weitere Ziele hatte, über die es Platos Interesse sein mufste Mifsverständnisse nicht grofs werden zu lassen. Kam doch dabei eine ganz allgemeine Feindseligkeit gegen das berufsmäfsige *λόγους λέγειν τε καὶ γράφειν* zum Ausdruck, wie sie einer gemäfsigt oligarchischen Richtung ohnehin sehr nahe gelegt war im Hinblick auf die natürliche Verschwisterung der sophistischen Rhetorik mit den Auswüchsen der Demokratie, die man um jeden Preis verhindern wollte. Ein Vorgehen in dieser Richtung läfst sich als ein Bestandteil von Archinus' Programm, abgesehen von dem gegen Lysias verächtlich erhobenen Vorwurf der *λογογραφία*, mit ziemlicher Sicherheit nachweisen durch Herbeiziehung der Anytusepisode im Platonischen Meno. Dessen Szene fällt ersichtlich ungefähr in die hier behandelte Zeit.[6]) Anytus hat mit Archinus zusammengewirkt, wenn er auch

[1]) Die von Schleiermacher und Heindorf angefochtenen Worte *νόμους τιθείς* würden durch diese Beziehung geschützt.

[2]) Namentlich durch v. Wilamowitz eindringende Erläuterungen, Arist. u. Ath. II 217 ff.

[3]) Aesch. III 187; Aristot. Resp. Ath. 40, 2.

[4]) Nach der durch Aristoteles ergänzten Überlieferung ist es wohl einleuchtend, dafs es sich nicht um eine überhaupt nur gegen Lysias gerichtete Rede handelte.

[5]) *οἱ δημοτικοὶ καλούμενοι*, die übliche Bezeichnung der Desperados unmittelbar vor der Katastrophe des Peloponnesischen Krieges; nach Isocr. VII 64.

[6]) Vor 401, wegen Menos Teilnahme am Cyruszuge, aber nicht allzulange vorher: einmal wegen der Drohworte des Anytus an Socrates (94 E), sodann, weil Meno in Asien

im weiteren Verlauf der Dinge zu den Radikaleren hielt.[1]) Wie er persönlich der sophistischen Bildung fern geblieben ist (92 B) und die echte Quelle politischer Erziehung im Vorbilde musterhafter Bürger erblickt, (92 E), so bezeichnet er heftig die Sophisten als *φανερὰ λώβη καὶ διαφθορὰ τῶν συγγιγνομένων* (91 C) und ist für ihre Austreibung, mögen sie Fremde oder Bürger sein (92 B; vgl. die Drohung 94 E). Man sieht, wie damals die Stimmung mafsgebender Männer war, welche Vorurteile und gefährlichen Verallgemeinerungen drohten. Man braucht nur an die 'Wolken' zu denken, um es durchaus begreiflich zu finden, dafs damals ein Socratiker sich gemüfsigt fand die Frage aufklärend zu beantworten: *τί περὶ τοῦ καλὸν ἢ αἰσχρὸν εἶναι τὸ λόγους λέγειν τε καὶ γράφειν, καὶ ὅπῃ γιγνόμενον ἐν δίκῃ λέγοιτ' ἂν ὄνειδος ἢ μή*, Phaedr. 277 C.

Diese Betrachtung führt nun aber keineswegs dazu dem technischen Teil des Dialogs eine übermäfsige Bedeutung zuzusprechen und gleichzeitig das Band zwischen ihm und dem ersten Teile zu lockern, was Zeller nicht mit Unrecht an Useners Darlegungen zu tadeln fand.[2]) Im Gegenteil, dieses Band läfst sich erst jetzt recht fest knüpfen. Von einer *λώβη καὶ διαφθορὰ τῶν συγγιγνομένων* sprach Anytus. *διαφθείρειν τοὺς νέους*, dieser Vorwurf wird von Anfang an in der antisophistischen Bewegung nicht gefehlt haben. Es galt mithin für Plato die Socratik ebenso nach der ethisch-materialen wie nach der dialektisch-formalen Seite vor Mifsdeutungen und Vorurteilen sicherzustellen. Das hat er gethan, selbstverständlich nicht ohne nach beiden Seiten hin über den apologetischen Zweck weit hinaus und selbständigen Ergebnissen zuzuführen. Die Scheidung der Socratischen Erotik von der vulgären[3]), die Scheidung der Socratischen Dialektik als des wahren[4]) *λόγος μουσικῇ κεκραμένος* von der sophistischen Rhetorik, dieses zwiefache Streben führt einerseits zu der hohen Lehre von der erlösenden Kraft des Idealismus (denn dies ist ja doch das innerste Wesen des *ἔρως*), anderseits zu der mit fester Hand hingestellten Forderung die übliche rohe Empirie der Redekunst wissenschaftlich-philosophisch zu vertiefen. Wie eng in Platos Sinne beide Seiten miteinander verbunden sind, kann man schwerlich besser ausdrücken als mit seinen eigenen Worten in der Republik (III 403 C), wo die Erörterung über die musische Paideia schliefslich auch in die Erotik einmündet: *δεῖ δέ που τελευτᾶν τὰ μουσικὰ εἰς τὰ τοῦ καλοῦ ἐρωτικά.* Socrates ist es, *ὁ τῇ ἀληθείᾳ μουσικός*, er, der wahre Liebende, er, der wahre Redner, in dessen Leben und Lehre in eins verschmelzender Persönlichkeit beide Teile des Phaedrus schliefslich ihre sichtbare Einheit[5]) finden, dessen Persönlichkeit aber eben dadurch hoch empor-

---

ἔτι ὡραῖος war (Anab. II 28) und eben dies *ἔτι* auch Socrates braucht (76 B): *ἐρασταί σοι ἔτι εἰσίν.* Die Jahre 405 und 404 schliefsen wohl einen Besuch in Athen mit Absichten, wie die Menos waren, aus. Auch war Anytus zu den Zeiten der Dreifsig nicht in Athen. Vgl. Lys. XIII 78. Mithin ist etwa 403 das wahrscheinlichste Jahr.

[1]) Aristot. Resp. Ath. 34, 3; Isocr. XVIII 23. [2]) Philos. d. Griech. II⁴ 1, 539.

[3]) Schade, dafs wir den Eroticus des Critias nicht haben. Vielleicht hatte Plato die Absicht Mifsverständnissen nach dieser Seite hin gleichfalls vorzubeugen.

[4]) Rep. VIII 549 B. [5]) Vgl. Horn, Platostudien 235.

gerückt wird über die Sphäre, wo Sophistik und Sophistenhafs sich befehden wollen. Und dafs es wirklich der historische und nicht der Platonische Socrates ist, dem die Erotik des Phaedrus ihrem Wesen nach eignet, das beweist die Berührung zwischen diesem Dialog und dem Socratiker Aeschines, nach antikem Urteil dem treuesten Schilderer des wirklichen Socrates.[1])

Es liegt uns, wie wir schon andeuteten, nichts ferner als die Meinung, mit der Erläuterung der zeitgeschichtlichen Anlässe sei die Bedeutung des Werkes erschöpft. Es sei aber noch darauf hingewiesen, dafs zwei Stellen innerhalb des rhetorischen Teiles, am Eingang und Schlusse, eine Wendung des Gedankens aufweisen, die erst im Zusammenhange unserer Auffassung aufhört, auffällig zu sein. Das ist zu Beginn der etwas halsbrecherisch geführte Nachweis, dafs die Gegner der *λογογραφία* sich insofern selbst widersprechen, als sie in ihrer politischen Thätigkeit nicht umhin können die angegriffene Beschäftigung selber zu treiben. Sodann zum Schlusse das vielbesprochene[2]) *παιδιᾶς χάριν* (276 D). Hierdurch giebt sich die Platonische Schriftstellerei gleich bei ihrem ersten entscheidenden Hervortreten in stolzer Bescheidenheit als ein Spiel edler Mufse, abseits vom Getriebe des öffentlichen Lebens, alles andere eher als staatsgefährlich. Die philosophische *ψυχαγωγία*, so heifst es 273 E, verlangt den ganzen Mann, sie ist nur denkbar *ἄνευ πολλῆς πραγματείας*, nicht Menschenbeifall sucht sie zu gewinnen, sie ist Gottesdienst.

Und das Vaticinium? Hier ist nun gar alles klar und durchsichtig. Wir bedürfen weder wie Usener des isocratischen *ἀμάρτυρος* und der daran angehefteten Litteratur, noch irgend welcher künstlicher Umdeutungen und Zurechtbiegungen des Wortlauts, womit man jetzt schliefslich aus Weifs Schwarz macht und so weit gekommen ist, dafs man im Phaedrus geradezu den Grund und Anfang von Isocrates Feindschaft gegen Plato erblickt, weil dieser Dialog dem Isocrates trotz des am Schlusse ihm erteilten Lobes eigentlich alle Existenzberechtigung abgesprochen habe.[3])

Aber selbst das *νέος ἔτι Ἰσοκράτης* (278 E) nehmen wir nicht zu unseren Gunsten in Anspruch, da man den Anteil kaum mehr ermitteln kann, den an der Wahl dieses Ausdrucks die erdichtete Zeit des Dialoges hat. Zwischen ihr und dem Enstehungsjahr der Schrift ist das Vaticinium vorsichtigerweise in der

---

[1]) C. Fr. Hermann, De Aesch. Socr. rell. XXIV und Hirzel, Dialog I 138.

[2]) Was ist alles in den schliefslich so harmlosen Ausdruck hineingeheimnist worden! Zur Warnung kann der Vergleich von Stellen wie Rep. III 396 D/E dienen. Mit der stillen Resignation des Wortes *ἄνθρωπος θεοῦ παίγνιον* (Leg. I 644 D; VII 803 C) hat dieses *παιδιᾶς χάριν* gar keinen Zusammenhang. Wunderlich, dafs es sogar zum Schiboleth einer neuen Sekte geworden ist.

[3]) Muenscher, *Ἰσοκράτους Ἑλένης ἐγκώμιον*, Rh. Mus. LIV (1899) 260. Etwas anders Ritter, Unters. über Plato (1888) 133: 'Im Munde eines alten Freundes klang jenes schöne Lob etwa gerade so wie das Wort: 'Von Dir hätte ich doch etwas Besseres erwartet.' Auch Gomperz meint (Anzeiger d. Wiener Akad. 1898 Nr. XI 8), Plato spreche hier, in sehr verschiedener Gesinnung und mit sehr verschiedener Betonung, aber im wesentlichen doch dasselbe Urteil über Isocrates aus wie im Euthydem. Hirzel dagegen deutet an, das Vaticinium komme einer Widmung an Isocrates gleich (Dialog I 215).

Schwebe gelassen, so wenig zweifelhaft auch sein kann, dafs die schriftstellerische Absicht auf die Zeit geht, wo der Dialog entstand. Nur mache man sich auch klar, dafs dieser gleichsam schwebende Zustand an Unnatürlichkeit zunimmt, je weiter man das Entstehungsjahr von der erdichteten Zeit abrückt.

Wie einfach gestaltet sich alles, wenn man vom Jahre 403 ausgeht. Auf der einen Seite steht Lysias, der seines Bruders Neigung zur Socratik nicht teilte, ein sophistischer Rhetor, Verfasser eines Eroticus, in welchem das Heiligtum der Socratik so kalt, so kurzsichtig, so niedrig behandelt wird wie von Pausanias im Symposium, ein Mann, der bereit war, seine Feder in den Dienst des demokratischen Radikalismus zu stellen: auf der anderen Seite steht Isocrates, damals zweifellos in freundlichen Beziehungen zur Socratik, nicht ohne solche Beziehungen zu dem verstorbenen Theramenes, der vor seinem Ende der Hauptführer jener Richtung war, die 403 Archinus vertrat, endlich — nach einer glänzenden Verbesserung Ruhnkens — gleichfalls nicht ohne Beziehungen zu dem Manne, dessen Name uns nun schon mehrfach begegnete, zu Archinus[1]) selbst, dessen Ansichten ja auch dauernde Spuren in den Grundüberzeugungen des Isocrates hinterlassen haben. Ohne jeden Hintergedanken, in ehrlichster Überzeugung konnte ihn Plato, so wie es geschieht, dem Lysias gegenüberstellen, konnte erwarten, dafs er seine Nebenbuhler in der gerichtlichen Beredsamkeit, der er sich damals anschickte[2]) sich zu widmen, überragen würde *πλέον ἢ παίδων*, konnte aber auch den Wunsch aussprechen, dafs die *ὁρμὴ θειοτέρα* dieses *ἦθος γεννικώτερον* zu höheren Zielen führen möchte. Er konnte dies alles schon nach seinen persönlichen Beziehungen zu Isocrates. That er es aber zugleich an einem Manne, der Archinus nahe stand, so erkennt man leicht, dafs nunmehr auch das Vaticinium zweckdienlich sich einordnet in die apologetischen Absichten, die wir im Phaedrus zu erkennen glaubten.

Von den Beweisgründen schliefslich, die dem eigentlichen Lehrgehalte des Dialogs zu entnehmen sind, sei hier nur einer hervorgehoben, weil er, von Usener nur leicht gestreift (S. 148), gleichwohl von zwingender Kraft erscheint. Unter den Forderungen für eine wahre *τέχνη* der Beredsamkeit nimmt im Phaedrus (270 B ff.) die psychologische Vertiefung einen bedeutenden Rang ein. Aus dieser Forderung ergiebt sich in folgerichtiger Entwickelung unmittelbar jene Kunst des Individualisierens, die vor allem in den *πίστεις ἐκ τοῦ ἤθους* zum Ausdruck kommt und der die ältere Beschränkung auf die *εἰκότα* scharf gegenübergestellt wird (272 D ff.). Nun halte man sich die weitere Entwickelung des Lysias vor Augen. Er ist ja der Klassiker des *ἦθος* geworden. In seinen *παρασκευαί*[3]) gab er sogar *τόποι γεγυμνασμένοι, οἵους ἀπεργάζεται ἡ πενία καὶ οἵους τὸ πλουτεῖν καὶ ἡ νεότης καὶ τὸ γῆρας*. Er hat also in gewissem Sinne sogar die theoretische Ausführung der Platonischen Forderung

---

[1]) *Ἀρχῖνον* für *Ἐργῖνον* bei Suidas; vgl. Blafs, Att. Beredsamkeit II² 13 u. 83 ff.

[2]) *τοὺς λόγους οἷς νῦν ἐπιχειρεῖ* 279 A. Ich sehe nichts, was der oben gegebenen Auffassung dieser Worte im Wege stünde.

[3]) Fr. 263 Sauppe. Vgl. meinen Aufsatz im Philol. LVII 207 211 (wo aber S. 195 Plato nicht genügend gewürdigt ist).

durch Aristoteles[1]) vorweg genommen, jedenfalls hat er das gethan in seiner Praxis. Nun wäre es gewifs eine Thorheit, wollte man behaupten, er habe dazu der Anregung des Phaedrus bedurft. Aber das darf man den Verfechtern eines späteren oder gar eines späten Ursprungs unseres Dialogs allerdings entgegenhalten: es ist absurd zu denken, Plato habe die Freiheit der dialogischen Kunstform, die ihm freilich ermöglichte die nach der erdichteten Zeit erschienene Litteratur zu ignorieren, dazu mifsbraucht, mit dem denkbar gröfsten Nachdruck eine Forderung zu erheben, die inzwischen gerade von dem Manne in sehr hohem Mafse erfüllt worden war, dem er sie entgegenhielt.

Von den Gründen, die man gegen unseren Ansatz geltend machen könnte, sollen alle blofsen Möglichkeiten hier unbesprochen bleiben. Auf die Stilkriterien gehe ich gleichfalls nicht ein. Haben wir doch unsere Ausführungen hauptsächlich deshalb vorgetragen, um zu zeigen, dafs diese neumodische Waffe längst nicht vermag alle ihr entgegenstehenden Gründe niederzuschlagen, besonders da sie völlig aufser stande ist, der abstumpfenden Hypothese zweiter Ausgaben sich zu erwehren. Kurz zurückweisen müssen wir aber auch die leider selbst von Zeller und Susemihl angenommene 'Entdeckung' Siebecks[2]), dafs im Phaedrus der Gorgias citiert werde. 260 E sagt Socrates: *ὥσπερ γὰρ ἀκούειν δοκῶ τινῶν προσιόντων καὶ διαμαρτυρουμένων λόγων, ὅτι ψεύδεται καὶ οὐκ ἔστι τέχνη, ἀλλ' ἄτεχνος τριβή* und 261 A: *πάριτε δή, θρέμματα γενναῖα, καλλίπαιδά τε Φαῖδρον πείθετε κτλ.* Dies soll auf die bekannten Ausführungen im Gorgias gehen, während in Wahrheit nur die im Phaedrus selbst sogleich folgenden *λόγοι* mit dem diesem Dialog eigentümlichen Pathos angekündigt werden. Den Ausschlag giebt das Wort *καλλίπαις*, von dessen normaler Bedeutung abzugehen kein Anlafs ist. Phaedrus heifst so als geistiger Vater eben der *θρέμματα γενναῖα*: durch seine Fragen hat er sie ins Leben gerufen. Mit derselben *εἰρωνεία* sind Rep. VII 534 D die Socratischen Zukunftsgedanken Glaucons Kinder, *οὓς τῷ λόγῳ τρέφει.* So ist auch Lysias in unserem Dialoge *πατὴρ τοῦ λόγου* des ersten Teiles (257 B) und Phaedrus selber von Socrates' erster Liebesrede (243 E). Auch die von Siebeck behandelte Stelle haben Kenner des Platonischen Sprachgebrauchs längst so aufgefafst; und damit fertig. Derlei Gespinnste vermögen unseren Schritt nicht aufzuhalten. Auch mit Platos grofser Jugend komme man doch nicht. Warum soll der 24jährige nicht den Phaedrus haben schreiben können? Vergifst man denn so ganz, was Alexander in diesem Alter vollbracht hat? Die Behauptung gar von der Unmöglichkeit solcher Schrifstellerei zu Socrates' Lebzeiten[3]) erledigt sich ja durch Platos eigene, gewifs auf keinen unmöglichen Voraussetzungen be-

---

[1]) Vgl. über diesen jetzt auch Roemer in seiner Ausgabe der Aristot. Rhet.[2] S. XCII ff.

[2]) Zuletzt in seinen Untersuchungen z. Philos. d. Griechen, zweite Auflage S. 115 ff.; vgl. Zeller II[4] 1, 541 und Susemihl, Ind. Gryph. 1887 S. III IX und 1898 S. 4. Ob in der Auffassung des Wesens der Rhetorik Gorgias den Phaedrus überbietet, oder Phaedrus die Schroffheit des Gorgias abmildert, läfst sich nur mit *εἰκότα* entscheiden. Mir bleibt trotz Siebeck der erste Fall der wahrscheinliche.

[3]) Die sich leider selbst Bruns angeeignet hat, Litt. Porträt S. 227 ff.

ruhende Angabe über die Aufzeichnung eines Socratischen Gesprächs zu Socrates' Lebzeiten, im Theaetet 143 A, wie Hirzel (Dial. I 86) mit Recht hervorgehoben hat. Dafs die dort erwähnte Niederschrift nicht auch als litterarische Veröffentlichung erscheint, will nichts sagen, da dies mit den Zwecken der dichterischen Gesprächseinkleidung zusammenhängt. Auch ist doch, um ein paar weitere Beispiele zu bringen, der Gorgias zu Gorgias' und Xenophons Symposium aller Wahrscheinlichkeit nach zu Callias' Lebzeiten veröffentlicht. Modernes Empfinden aber mufs hier ganz ausgeschieden werden.

Was den Lehrgehalt des Phaedrus angeht, so könnte man darauf hinweisen, dafs die Rekonstruktionen der Platonischen Philosophie nach den aufserhalb derselben gefundenen Ansätzen vorzunehmen sind und nicht umgekehrt; ferner dafs es wohl nicht das erste Mal wäre, wenn einer rein evolutionistischen Betrachtung gegenüber der Genius gerade in seinem Höchsten und Eigensten sich verschlossen hielte. Indessen wir bedürfen dieser Ausflucht nicht und räumen willig ein, dafs die äufseren Ansätze hinfällig würden, wenn sie eine vernünftige Entwickelung der Platonischen Philosophie unmöglich machten. Hinsichtlich der Ideenlehre besteht nun diese Schwierigkeit, wenn man keinen Vorurteilen huldigt, überhaupt nicht, namentlich aber dann nicht, wenn wir den Büchern V—VII der Republik die Stelle anweisen, die für sie in Anspruch zu nehmen war (oben S. 460 ff.). Allein hinsichtlich der Psychologie und Unsterblichkeitslehre könnte sich ein ernsteres Bedenken erheben. Läfst man nämlich einmal den Phaedrus für einen Augenblick ganz aus dem Spiele, so erscheint die Seele, die noch im Phaedo[1]) als *μονοειδής* behandelt wird, von Plato erst verhältnismäfsig spät, zur Zeit der Abschlufs- und Ergänzungsarbeiten im Staat (s. ob. S. 455 ff.) in ihrer Dreiteiligkeit klar[2]) erfafst. Unmittelbar mit dieser Erkenntnis ist verbunden zu denken die Beschränkung der Unsterblichkeit auf den vernünftigen Teil der Seele. Dieses glatte Ergebnis wird nun durch die mythische Darstellung im Phaedrus in einer für dessen frühen Ansatz bedenklichen Weise gefährdet, insofern der Phaedrus so lange vor dem Phaedo die nämliche Dreiteiligkeit der Seele wie Rep. IV bereits zu enthalten[3]) scheint (während seine Unsterblichkeitslehre keine Schwierigkeit macht). In der That ist es unmöglich, obwohl der Versuch gemacht wurde, im Mythus des Phaedrus die beiden Rosse des Seelengespanns von *θυμός* und *ἐπιθυμία* schlechthin zu trennen. Aber die Schwierigkeit läfst sich trotzdem überwinden. Die Vorstellung im Phaedrus ist nämlich trotz aller Ähnlichkeit mit der späteren Lehre im Grunde doch etwas sehr wesentlich von ihr Verschiedenes. Man hat längst[4])

---

[1]) Gegenüber Schultefs, Plat. Forsch. S. 53 ff. scheint zwar der harmonistische Versuch Zellers (II⁴ 1, 843) nicht schlechthin unmöglich und war auch mir lange Zeit einleuchtend. Ich halte ihn jetzt aber für entbehrlich. Vgl. auch Susemihl, Ind. Gryph. 1898, 37 ff.

[2]) Was natürlich gelegentliche Annäherungen in früheren Schriften, ein sporadisches Heranstreifen an die Sache keineswegs ausschliefst. Das gilt z. B. von einer Stelle wie Gorg. 493 A, deren Bedeutung Susemihl a. a. O. S. 38 wohl überschätzt.

[3]) Vgl. bes. 253 C: *ἐν ἀρχῇ τοῦδε τοῦ μύθου τριχῇ διειλόμην ψυχὴν ἑκάστην.*

[4]) Vgl. Zeller II⁴ 1, 820.

bemerkt, daſs Plato im Phaedrus θυμός und ἐπιθυμία der Seele bereits in ihrem präexistenten Zustande beilegt. Damit läſst aber der Phaedrus trotz der Dreiteilung das einheitliche Leben des Seelenwesens bestehen, während gerade der Mangel dieser Einheitlichkeit für die spätere Lehre bezeichnend ist. In dieser läſst es Plato anerkanntermaſsen[1]) eine offene Frage bleiben, wie bei Annahme dieser drei Teile, die nunmehr wie drei miteinander unverbundene Wesen nebeneinander gestellt werden, die Einheit des persönlichen Seelenlebens zu denken sei. Zu diesem Unterschied tritt aber zweitens hinzu, daſs die Scheidung von θυμός und ἐπιθυμία (auch abgesehen von dem mythischen Helldunkel, in welchem sie der Phaedrus beläſst) keineswegs vollkommen derjenigen Unterscheidung entspricht, die für die spätere Lehre wesentlich ist. Die beiden Rosse tragen wohl deutliche Züge von θυμός und ἐπιθυμία (bes. 253 C ff.), aber die Vorstellung verallgemeinert sich doch auch bisweilen zu 'gut' und 'böse' schlechthin, z. B. 253 D, besonders aber 256 B: δουλωσάμενοι μὲν ᾧ κακία ψυχῆς ἐνεγίγνετο, ἐλευθερώσαντες δὲ ᾧ ἀρετή. Ja die Vorstellung des Lenkers und seines Zwiegespanns tritt zeitweise in der Rede des Socrates ganz zurück um einer anderen Symbolik Platz zu gönnen, der schönen Phantasie von den Seelenfittigen. Diese könnte unmöglich in so unbestimmter Weise, wie es thatsächlich der Fall ist, mit dem Bilde des Gespannes verflochten sein, wenn dieses Bild wirklich bestimmt wäre die Einheitlichkeit des Seelenlebens aufzuheben. So darf man wohl sagen, daſs der Phaedrus besser ganz für sich genommen wird und eine mit der späteren Lehre zwar verwandte[2]), aber doch nicht völlig gleichartige Konzeption darstellt. Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daſs auch die Psychologie unserem Ansatz keine unüberwindlichen Schwierigkeiten schafft.

Es giebt überhaupt, so viel ich sehen kann, nur einen Punkt, an welchem diese Datierung einen wirklichen Widerstreit herbeiführt, der denn auch wohl die meisten bisher veranlaſst hat Useners Ansatz sozusagen a limine abzuweisen.[3]) Das ist das Verhältnis des originellen und inhaltsreichen Werkes zu der Reihe der im engeren Sinne sogenannten 'Socratischen' Dialoge Platos: Protagoras Laches Lysis u. s. w. Diese Reihe verlegt man ja überwiegend in die Frühzeit Platos, in seine 'Socratische' Periode, aus inhaltlichen und (wenigstens bei einigen) auch aus stilistischen Gründen. Diese Schriften rücken damit dem Phaedrus unmittelbar auf den Leib — und gleichzeitig unserer Datierung. Denn wie wäre dieses Nebeneinander des bedeutenden mit den, wie man sagt, mehr oder minder unbedeutenden Werken zu erklären?

Wir geben im folgenden Abschnitt die Lösung des Problems, die wir für richtig halten: wir beabsichtigen damit zugleich eine neue Bresche in das Tabellenbollwerk der Sprachstatistiker zu legen.

[1]) Vgl. Zeller II⁴ 1, 849.

[2]) Es ist hier vielleicht auch zu beachten, daſs Platos Lehre von den Seelenteilen pythagoreische Vorläufer hatte; Rohde, Psyche¹ 464; vgl. 564.

[3]) Vgl. z. B. Zeller II⁴ 1, 530.

(Schluſs folgt)

DIE URHEIMAT DER GERMANEN

Von August Hedinger

Trotz der Ströme von Tinte, die über die Paläethnologie Europas vergossen worden sind, ist auch heutzutage noch vieles unsicher; allein dank den vorzüglichen Arbeiten der nordischen Forscher, sowie Penkas und den Vergleichungen der Gräberfunde untereinander beginnt es doch allmählich zu tagen, und die Thatsachen selbst lassen sich schon in deutlichen Umrissen erkennen. Bis vor kurzem galt es für ein unantastbares Dogma, daſs die Germanen an den Ufern des Schwarzen und Kaspischen Meeres gesessen seien. Und bestärkt darin glaubten sich die Verfechter dieser Ansicht noch durch die Züge der Völkerwanderung, obwohl offenbar nichts als Verwechselung einer geschichtlichen Thatsache mit einer vorgeschichtlichen Vermutung und Theorie vorliegt, wozu am meisten wohl der Zug Theodorichs mit seinen Goten von Konstantinopel über den Balkan nach Istrien, Friaul, Kärnten, Tirol und Süddeutschland beigetragen haben mag. Verführerisch klingt ja diese Annahme und wird es noch mehr durch die Ähnlichkeit der Artefakte des Karstes im weiteren Sinne, d. h. der Balkanländer sowie der Alpenländer und Süddeutschlands. Auch ich war eine Zeit lang Anhänger dieser Ansicht. Ebenso ist uns allen der in unserer Kinderzeit gelehrte Glaube von der Entstehung des Menschengeschlechtes in Asien in Fleisch und Blut übergegangen, und auch dieses begünstigt die Verwechselung mit der eigentlichen Heimat und Entstehung der Arier und Germanen. Daſs auch Autoritäten vom Gewichte eines Montelius sich von diesem Glauben noch nicht ganz trennen können, stützt natürlich die Anhänger jenes Dogmas nicht wenig.

Und doch hält es nicht stand vor dem Lichte einer scharfen und gründlichen vergleichenden Untersuchung der charakteristischen Eigenschaften der ältesten und jüngsten arischen Völker und Individuen sowie vor den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft. In erster Linie handelt es sich um die Dolichokephalie (Langköpfigkeit) und die helle Komplexion. Daſs aber selbst Völkerschaften, die jetzt fast ganz dunkle Komplexion haben, in den ältesten Zeiten vorwiegend die helle zeigten, beweisen die Terrakotten aus der besten griechischen Zeit, bei denen nur rotblonde Haare und blaue Augen sich finden. Unter den vielen Tausenden der bemalten Figürchen aus Tanagra kommt niemals eine andere Haut- und Augenfarbe vor, auſser für Wesen untergeordneter Gattung, Sklaven, Satyrn u. s. w. In Übereinstimmung mit diesen Funden steht es, wenn Herakleides, ein Schriftsteller des III. Jahrh., die Böotierinnen als

meist blond beschreibt. Heute dagegen kommen blonde Haare und blaue Augen nur ganz selten in Griechenland vor, und es sind die heutigen Neugriechen als die Nachkommen der vorarischen Bevölkerung zu betrachten, deren physischer Typus nur durch slavische und albanesische Beimischung einigermafsen verändert worden ist. So würde sich ja auch die moderne Annahme einer Einwanderung der Hellenen aus ihren Stammsitzen östlich von der Elbe und westlich von der Weichsel, das heifst im Flufsgebiet der Oder im XIV. oder XIII. Jahrh. v. Chr. erklären (Penka). Die Trojaner waren keine Hellenen, so wenig als die Väter der Kultur von Mykene, sondern Phryger, letztere Pelasger.[1]) Ferner wissen wir jetzt, dafs die ältesten Menschen ganz entschieden langköpfig waren, sowohl was die Schädel der Höhlenbewohner als die im Löfs von Mittel- und Westeuropa gefundenen betrifft, und hierin stimmt das bisher in Skandinavien gefundene kraniologische Material der ältesten Bewohner, das in ausreichender Menge zur Rassenbestimmung vorhanden ist, auffallend überein, so dafs jetzt schon mit Sicherheit gesagt werden kann, dafs zur Steinzeit Schweden und Norwegen von einer vorwiegend dolichokephalen Bevölkerung bewohnt wurde. Die brachykephale (lappische) Rasse, als deren Heimat die asiatischen Hochebenen angesehen werden müssen, bildet nur den zehnten Teil der Bevölkerung Schwedens, deren Reste uns in den megalithischen Grabstätten erhalten sind.

v. Düben wies auf dem Internationalen Anthropologenkongrefs in Stockholm nach, dafs die bis jetzt in Skandinavien gefundenen Schädel aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit alle denselben Typus zeigen. Meist ist die Stirne schmal, die Wölbung, Breite des Hinterhaupthöckers, der Jochbogen und das hervorstehende Hinterhaupt ähnlich wie bei den heutigen Schweden, von denen sie allerdings durch die Stellung des Antlitzes und durch die Gröfse der Augenbrauenbogen leicht zu unterscheiden sind, also ganz ähnlich wie bei den diluvialen mährischen Schädeln, d. h. stark hervorragend, massiv und hoch. Bei einigen ist das Gesicht stark prognathisch, der Alveolarrand des Oberkiefers stark vorspringend. Die Länge verhält sich bei den alten Schädeln wie 1000 : 731, den modernen Schädeln wie 1000 : 771.

Aus diesen Untersuchungen ergiebt sich, dafs die prähistorischen dolichokephalen Bewohner der Steinzeit in Schweden zu derselben Rasse wie die gegenwärtigen Bewohner des Landes gehörten, und dafs der Schädeltypus von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart keine erhebliche Veränderung erfahren hat. Da wir nun mit Sicherheit annehmen können, dafs wir den Typus der heutigen Schweden, der seinerseits mit dem germanischen Reihengräbertypus identisch ist, als den eigentlichen arischen Typus anzusehen haben, so sind wir auf Grund der von Düben festgestellten Identität des gegenwärtigen und

[1]) Die mykenische Kultur ist nichts anderes, als eine sehr frühe Phase der orientalischen Civilisation, die nach Europa gebracht, die etruskische eine spätere der gleichen Civilisation, die weiter nach Westen getragen wurde. Der dritte mykenische Stil war gleichzeitig mit dem XV. Jahrh., nachher verfiel er und mufste dem geometrischen oder Dipylonstil weichen, den wir in den etrurischen Funden sehr frühen Datums treffen (Grabfund von Vulci, jetzt in Berlin, von Furtwängler beschrieben).

des prähistorischen Schädeltypus berechtigt, auch die prähistorischen Bewohner des Landes für Arier und zwar nicht blofs im ethnischen, sondern auch im anthropologischen Sinne zu erklären.[1]) Aber auch die helle Komplexion findet sich vorwiegend in Skandinavien, besonders in den Gegenden mit dolichokephaler und mesokephaler Bevölkerung, teilweise auch bei den brachykephalen Lappen und Finnen. Helle oder blaue Augen finden sich in Norwegen 97,25 %, blonde Haare 75 %. Auf 100 Norweger kommen 86, die dem blonden Typus, und nur 14, die dem brünetten angehören. Durch den Nachweis, dafs die heutige germanische Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel in ununterbrochener Reihenfolge auf die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit zurückgeht, sind wir natürlich auch zu weiteren Schlüssen über die Heimat der Germanen berechtigt.

Es fragt sich nun: Gleicht das Bild, das die linguistische Paläontologie von der Kultur der Arier während der ihrer ersten Trennung vorausgehenden Zeit entworfen hat, dem Bilde, das die Archäologie auf Grund der paläontologischen und archäologischen Funde von der ältesten Kultur Skandinaviens sich macht? Und ferner: Ist die Flora und Fauna, von der die Arier in ihrem Ursitze nach den Zeugnissen der Sprache umgeben waren, identisch mit der prähistorischen Fauna und Flora Skandinaviens?

Dafs die Trennung der germanischen Stämme erst in verhältnismäfsig sehr später Zeit erfolgte, und dafs zwischen dem Zeitpunkte der Auflösung der germanischen Spracheinheit und dem der arischen Spracheinheit viele Jahrhunderte lagen, ergiebt sich nicht nur aus den gemein-germanischen Bezeichnungen der Metalle Eisen, Gold, Silber, sondern auch, und zwar in noch bestimmterer Weise, aus dem Gesamtcharakter der germanischen Grundsprache einerseits und dem Verhältnisse der einzelnen germanischen Dialekte zu derselben und untereinander. Das Isländische ist z. B. noch im XIII. Jahrh. vom Norwegischen nicht allzuviel, das Schwedische und Dänische kaum merkbar voneinander verschieden; aber wie schwer können sich heutzutage die Schweden, Dänen und Isländer untereinander verständigen.

So wären eine Menge Beispiele anzuführen, aus denen sich ergiebt, dafs die Bewohner der jüngeren Steinzeit, wenn sie überhaupt zu Beginn dieser Zeit eingewandert sind, nicht als Germanen eingewandert sein können, sowie dafs die Entwickelung der germanischen aus der arischen Grundsprache nur an einem Punkte stattgefunden haben kann. Dafs es nicht die Länder am Schwarzen Meere und der unteren Donau waren, wo die Germanen aus der Gemeinschaft der übrigen Verwandten heraustraten und zu einem eigenen Volke wurden, dafür bietet das gemein-germanische Lexikon die schlagendsten Beweise. Daraus ersehen wir, dafs den Germanen schon in ihrer Heimat bekannt waren: Ahorn, Birke, Buche, Eiche, Erle, Esche, Espe, Fichte, Föhre, Hasel, Linde, Ulme, Weide. Ebenso kannten sie eine Reihe von Tieren, die

[1]) Funde blonder Haare aus der Bronzezeit in sechs Eichensärgen werden bei Sophus Müller, Nordische Altertumskunde S. 345 ff. beschrieben.

sich nur in Wäldern aufzuhalten pflegen: Elen, Hirsch, Reh und Luchs. Wir können sogar die in der Brust jedes Germanen tief eingewurzelte Liebe für den Wald als Beweis dafür ansehen, dafs Wälder der germanischen Urheimat nicht fremd waren. Nun war aber in Südrufsland vom 50. Breitengrade bis zum Schwarzen und Kaspischen Meer nie Wald, wie dies seit den ältesten Zeiten bestätigt ist, sondern meist baumlose Steppe. Ja die Buche und der Epheu kommen nur im äufsersten Westen von Rufsland vor. Jenseits der Steppen wachsen sie allerdings in den Gebirgen der Krim und des Kaukasus. Bei beiden Pflanzen ist es die Winterkälte, die ihrer Verbreitung nach Norden und Osten eine unüberschreitbare Grenze setzt und von jeher gesetzt hat. Dem gemein-germanischen Lexikon gehört ferner der Name Fichte an. Auch sie fehlt fast dem ganzen Mittel- und dem ganzen Südrufsland. Das gemein-germanische Lexikon verzeichnet aber auch den Namen von Tieren, die daselbst gleichfalls nicht vertreten sind; z. B. fehlen Aal und Lachs in den Flüssen, die sich mittelbar oder unmittelbar ins Schwarze und ins Kaspische Meer ergiefsen. Dazu kommt der Walfisch, der früher auch an den süd-skandinavischen Küsten vorkam, ja sogar an deutschen und französischen. Im Schwarzen Meer hat er nie gelebt. Ebenso die Möwe, sodann Reh, Elen, Luchs und Biber, von denen die drei ersten nach Bogdanow wenigstens im östlichen Rufsland erst im Gebiete der Fichtenwälder vorkommen. In dem aralo-kaspischen Gebiete fehlen sie. Dafs aber die Sitze des germanischen Urvolkes an den Küstenländern irgend eines Meeres gesucht werden müssen, darauf weist hin der gemein-germanische Name für Walfisch und Seehund, Hummer und das Meer, für welches sogar mehrere Ausdrücke vorhanden sind, ein Beweis, welch grofse Rolle es im Leben der Urgermanen gespielt haben mufs. Dieses Meer kann aber nur die Ostsee gewesen sein, die Nordsee ist ausgeschlossen, weil in den an sie grenzenden Teilen Norddeutschlands und Hollands die Fichte, die das arische Urvolk kannte, wildwachsend nicht vorkommt. Dafs es wirklich der skandinavische Teil der Ostsee war, dafür gewährt auch die Archäologie sowie die Sprach-, Kultur- und Völkergeschichte die nötigen Anhaltspunkte. Das germanische Urvolk hatte, wie jetzt allgemein angenommen ist, noch vor seiner Trennung die Kenntnis der wichtigsten Metalle, insbesondere des Eisens, und es erscheint die Bevölkerung Schwedens (namentlich auf Grund der Untersuchungen von Montelius) im älteren Eisenalter als die direkte Nachkommenschaft der Bronze-Bevölkerung.[1]) Dafs nun diese sowie die Steinzeitmenschen Arier waren, unterliegt jetzt selbst für Vivehon keinem Zweifel mehr. Würde man nun die Heimat der Germanen an der deutschen Ostsee suchen, so müfste die skandinavische Halbinsel ihre Bevölkerung erst im Eisenalter erhalten haben, oder man müfste eine vorgermanische, jedoch arische Bevölkerung annehmen, etwa Kelten, wovon absolut

[1]) Die in den merowingischen Gräbern an der Iller gefundenen grofsen Schwerter (Spatha) sind vollständig gleich den skandinavischen aus der ersten Eisenzeit. Ich selbst besitze ein solches und war nicht wenig erstaunt über die Zeichnung eines solchen bei Hildebrand, Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Academiens Månadsblad.

keine Spuren vorhanden sind, was aber der Fall sein müfste, weil England, Schottland und Irland noch bedeutende Spuren solcher Bevölkerung sowohl als die Flufs- und Ortsnamen aufweisen. Es waren deshalb in Skandinavien ebensowenig einmal Kelten, als Slaven, während beide in grofsen Gebieten Deutschlands nachweisbar sind. Noch mehr: nur bei der Annahme der skandinavischen Herkunft der Germanen, bei der Annahme, dafs von hier aus Deutschland und zunächst Norddeutschland und nicht Skandinavien von Norddeutschland aus besiedelt wurde, läfst sich die grofse Keltenbewegung der letzten vorchristlichen Jahrhunderte in ihrer Richtung und wahren Ursache erklären. Alle drei grofsen, historisch begründeten Keltenzüge, der iberische, italische und der griechisch-kleinasiatische haben eine ausgesprochen südliche Richtung, erst in zweiter Linie nach Westen und Osten. Was ist nun wahrscheinlicher, als dafs sie von den aus dem Norden hervorbrechenden Germanen aus ihren Sitzen vertrieben wurden? Es ist dies um so mehr anzunehmen, weil die mutmafsliche Zeit des ältesten Keltenzuges und die der ersten Trennung der Germanen ziemlich genau übereinstimmen; und da das erste Auftreten des Eisens in Skandinavien noch mit dem spätern Teil der Hallstattperiode zusammenfällt, so dürfen wir dieses Ereignis an den Anfang des VI. Jahrh. setzen.

Der Umstand, dafs die skandinavischen Gräber vom Schlusse der Bronzezeit, welche gebrannte Knochen, entweder in einer Thonurne oder in einer Grube beigesetzt, jedoch keine Skelette enthalten, den Gräbern vom Beginn der Eisenzeit gleichen, macht es nahezu gewifs, dafs das erste Auftreten des Eisens im Norden nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft war. Dieselbe Bestattungsweise findet sich nun merkwürdigerweise während der die ganzen letzten vier vorchristlichen Jahrhunderte ausfüllenden La-Tèneperiode in Norddeutschland, nicht aber in Süddeutschland, wo sich die Kelten länger erhielten, so dafs nun auch durch die Ergebnisse der Archäologie die Annahme von der skandinavischen Herkunft der Germanen erwiesen erscheint, die ja ebenso durch die zahlreichen historischen Zeugnisse über die Herkunft der kontinentalen Germanen bestätigt wird. Diesen zufolge sind aber nicht nur die Goten, sondern auch die Gepiden, Heruler, Dänen, Sachsen, Franken, Burgunder, Longobarden u. s. w. aus der skandinavischen Halbinsel gekommen.[1]) — Noch möge daran erinnert werden, dafs die Dolichokephalie und die helle

[1]) Nach Strabo, Plinius, Tacitus und Ptolemäus, die von Skandinavien aber nichts oder blutwenig wissen, sitzen sie an der unteren Elbe, also nicht weit von Skandinavien; s. auch Beltz, Vorgesch. von Mecklenburg, Heft I S. 145—153, und Wilser, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, Bonn 1895 S. 33 ff. Noch im IX. Jahrh. war unter den Franken nach Ermoldus Nigellus und dem Bischof Frekulf die Überlieferung von der nordischen Abstammung des Volkes lebendig. Die Franken waren ohne Zweifel die Marsen des Tacitus. Einen Hauptbestandteil der Franken bildeten die Chauken. — Dafs die Vorfahren der Franken einst auf dem rechten Rheinufer bis zur Elbe und Nordsee gewohnt haben als nächste Nachbarn der Sachsen, geht aus Ravenn. anonym. cosmogr. I 11, Iulian. orat. I und Eutrop, der Franken und Sachsen nebeneinander nennt, hervor, wie auch bei Ptolemäus neben den Chauken die Sachsen stehen; vgl. Wilser l. c. S. 43 und Procop (Wanderungen der Heruler).

Komplexion, die hervorstechendsten Merkmale des germanischen Typus, in weit gröfseren Prozentsätzen auf der skandinavischen Halbinsel, als in Deutschland, auch als in Norddeutschland sich finden, und es ist gewifs kein Zufall, dafs gerade diejenige Provinz Norddeutschlands, welche sich geographisch am nächsten an Skandinavien anschliefst, Schleswig-Holstein, den gröfsten Prozentsatz Blonder, 74 % unter allen Ländern Deutschlands aufweist.

Dafs die Bevölkerung Südskandinaviens eine ältere ist, als die der deutschen Ostseeländer, geht auch schon aus den Artefakten hervor, denn wenn auch keine wirklichen Steinwerkzeuge der paläolithischen Zeit sich finden, so sind dafür um so mehr Übergangsformen aus der mesolithischen, der Zeit der Kjökkenmöddinger, vorhanden. In West- und Ostpreufsen, Pommern, Mecklenburg dagegen ist nur die jüngere Steinzeit vertreten. Während die der ersten Periode angehörenden Gegenstände aus Feuerstein einfach zugeschlagen und nicht geschliffen sind, erscheinen die in den dortigen Gräbern gefundenen Äxte und Meifsel schön geschliffen, wie auch die Lanzen und Pfeilspitzen kunstvoll zugehauen sind. — Während die Kjökkenmöddinger-Menschen aufser dem Hunde kein anderes Haustier besafsen, hatte das Volk der jüngeren Steinzeit die Ziege, das Schaf, das Schwein und das Pferd als Haustiere. In Schweden war auch das Rind schon gezähmt; für Dänemark ist dies nicht entschieden.

Während ferner die Menschen der älteren Steinzeit von der Jagd und Fischerei lebten, waren es in der jüngeren hauptsächlich die Viehzucht und der Ackerbau, die den Menschen mit der nötigen Nahrung versahen. Zum Schlusse war auch die Vegetation während der jüngeren Steinzeit eine andere, als während der Errichtung der Muschelhaufen.

Diese fällt in die Kiefer- und darauf folgende Eichenperiode, während im Beginn der neolithischen Zeit wahrscheinlich schon die Buche aufgetreten war; auch darüber besteht unter den nordischen Archäologen kein Zweifel, dafs das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens als eine Fortsetzung der paläolithischen Periode West- und Mitteleuropas zu betrachten ist. Während jedoch die neolithische Periode West- und Mitteleuropas durch eine tiefe Kluft, den sogenannten Hiatus, von der paläolithischen geschieden ist, finden wir das ältere Steinalter Südskandinaviens mit dem jüngeren durch eine Reihe von Übergangs- und Zwischenformen verbunden. Dahin gehören namentlich die sogenannten dreieckigen Äxte, für die Sophus Müller den Namen 'grofse Spaltwerkzeuge' eingeführt hat, die durch eine Reihe von Übergangsformen mit den geschliffenen Äxten und verwandten Werkzeugen der jüngsten Periode der Steinzeit verbunden sind. Dieselben wurden in Norwegen sehr selten, häufiger nur im südlichen Schweden, gar nicht im östlichen Deutschland und westlichen Rufsland, dagegen häufig im westlichen Europa gefunden und neuerdings auch an mehreren Stellen in Mitteleuropa.

Da nun das jüngere Steinalter Südskandinaviens die unmittelbare Fortsetzung der ältern ist, so folgt daraus von selbst, dafs wir die Vorfahren der späteren Arier im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Länder zu suchen haben. Wirklich zeigen auch alle daselbst gefundenen Schädel und Schädelteile

die mit Sicherheit der diluvial-paläolithischen Periode zugeschrieben werden können, die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform. Sie sind entschieden dolichokephal und haben mächtig entwickelte Augenbogen. Dazu kommt, dafs wir die Entstehung der hellen Komplexion sowie auch der hohen Statur und des kräftigen Körperbaues, durch welche Eigenschaften sich die arische Rasse vor allen andern Europas, Asiens und Afrikas auszeichnet, nur aus der Einwirkung jener klimatischen Verhältnisse erklären können, wie sie zur Glacialzeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben: nämlich aus der Einwirkung eines feuchtkalten Seeklimas mit relativ warmen Wintern und relativ kalten Sommern. Auf den Höhen mehr Blonde als in den Thälern.

Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, wie es kam, dafs die paläolithische Kultur nicht in West- und Mitteleuropa, sondern in Skandinavien sich zur neolithischen Kultur entwickelt hat. Es steht nämlich vom paläontologisch-anthropologischen Standpunkte aus fest, dafs im letzten Teil der Glacialperiode (in der sogenannten Rentierzeit) die Existenz der Menschen hauptsächlich auf dem Ren beruhte. Als dieses Tier mit andern (Vjälfrafs, Moschusochsen u. a.) am Ende der Eiszeit infolge der veränderten klimatischen Verhältnisse nach dem erst vom Eise frei gewordenen Norden zog, während andere Tiere, wie die Gemse, das Murmeltier und der Steinbock aus den Ebenen auf die Spitzen unserer Berge sich zurückzogen, mufste ihm auch der Mensch folgen. Doch ist dasselbe auch in Dänemark bald ausgestorben, denn schon in den Kjökkenmöddinger sind keine Reste vom Ren mehr zu finden.

In jene Zeit, während welcher das Ren und mit ihm der Mensch nach dem Ende der letzten Eisperiode nordwärts zog, gehört die Ansiedlung am Dümmer-See in Hannover (an der Grenze Oldenburgs). Im Schlamme dieses Sees wurden Geweihstangen vom Ren gefunden, die teilweise von erlegten Tieren herrührten und Spuren menschlicher Einwirkung mittels roher Werkzeuge zeigten. Solcher postglacialen Stationen mit Überresten vom Ren und paläolithischen Geräten dürften mit der Zeit wohl noch mehrere im Gebiete der nordwestdeutschen Glacialablagerungen zum Vorschein kommen.

Noch mufs erwähnt werden, dafs nur bei der Annahme der skandinavischen Urheimat der Arier sich die Thatsache befriedigend erklären läfst, dafs gewisse eigentümliche Thongefäfse, Steinwerkzeuge und Gräberformen des Steinalters in gleicher Form nicht nur in den skandinavischen Ländern, sondern auch im Westen Europas gefunden worden sind. Ja sogar manche griechische Vasen zeigen in ihrer Verzierungsweise eine grofse Ähnlichkeit mit den skandinavischen, und Conze trägt kein Bedenken, diese Ähnlichkeit nicht etwa durch Annahme eines Handelsverkehrs, sondern einer wirklichen Wanderung der Völker zu erklären, was, wie wir schon andeuteten, durch die gegenwärtige Annahme einer Auswanderung der Hellenen aus dem Gebiet der Oder genügend erklärt wird.

In der Zwischenzeit, wie jetzt die Anthropologen allgemein annehmen, während der paläolithische Mensch mit dem Ren nach Norden wanderte und dort, veranlafst durch das baldige Aussterben desselben und durch ein milder werdendes Klima, welches das Vorrücken der Tier- und Pflanzenwelt der ge-

mäfsigten Zone ermöglichte, zu einer andern Lebensweise und Kultur überging (Kultur des neolithischen Zeitalters), hatte sich ein Teil der Cro-Magnonrasse über Frankreich, Belgien, England, Irland verbreitet, und seit dieser Zeit bildet das iberische Element einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil der Bevölkerung dieser Länder. Diese Menschen mit paläolithischer Kultur besetzten dann jene Höhlen, die den ausgewanderten zur Wohnung gedient hatten, und wohnten darin bis zum Auftreten der neolithischen Kultur.

Dadurch ist scheinbar ein Bevölkerungswechsel ausgeschlossen. Durch Eindringen turanischer Elemente von Osten wurde eine neue Rasse den Cro-Magnonmenschen zugeführt, die sich mit ihr vermischten.

Als nun die Nachkommen der paläolithischen Bewohner Mitteleuropas (die Arier) nach Verlauf von Jahrtausenden vom Norden her wieder in Mitteleuropa erschienen, gab es mit den seither eingedrungenen iberisch-turanischen Elementen Zusammenstöfse, deren Spuren sich an den Cro-Magnonskeletten zeigen, von denen manche Pfeile unzweifelhaft neolithischen Charakters an sich tragen.

Nunmehr, d. h. im neolithischen Zeitalter, werden die Wohnungen auch auf Anhöhen errichtet zur Sicherung gegen etwaige Angriffe der unterworfenen Bevölkerungen. So ist es zu erklären, dafs die neolithische Kultur in der paläolithischen wurzelt und vielfache Berührungspunkte hat; denn es ist die gleiche Rasse, die beide schuf. Auf diese Weise ist es auch nicht nötig, die Träger der sogenannten Kultur von Robenhausen in einer aus Asien eingewanderten brachykephalen Rasse zu suchen.

Auch die Thatsache, dafs alle unsre Haustiere aus der neolithischen Zeit europäischen Ursprungs sind, spricht für unsre Ansicht. — Als Ausstrahlungszentrum der Brachykephalen, deren Kultur durchaus verschieden ist von der neolithischen, können aus sprachlichen und anthropologischen Gründen nur die Hochebenen Mittelasiens gelten.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch in Kürze die entgegengesetzte Ansicht Sergis hier wenigstens skizzieren, obwohl sie von den deutschen Anthropologen kaum ernst genommen wird. Sergi schaudert fast vor dem Gedanken, die Italiker und Hellenen seien Arier gewesen, und nimmt dafür einen gemeinsamen Stamm für alle Mittelmeerländer, selbst das westliche und östliche Nordafrika an, den mittelländischen. Beweise liefert er allerdings keine dafür. Hauptsächlich spricht gegen seine Ansicht die grofse Anzahl von Völkerstämmen, welche er bei diesem mittelländischen Stamm unterbringen will, obwohl sie wenig oder fast nichts miteinander gemeinsam haben, und zu deren Erklärung die Annahme einer einfachen Völkermischung nicht genügt. Ja er geht sogar so weit, die Äthiopier zu diesem gemeinsamen Stamme zu rechnen. Noch unglücklicher ist er bei der Beschreibung der äufsern Merkmale und namentlich mit seinen Beweisen über die Schädelformen, welche den iberischen, ligurischen, italischen, griechischen, den Inselvölkern Kleinasiens, dem alten Ägypten und dem ganzen, jetzt von Berbern und Kabylen bewohnten Nordafrika in gleicher Weise eigen sind. Aufser 10 Schädelformen existieren, wie er sagt, noch eine Reihe von Mischformen mit verschiedenen Kennzeichen (im

ganzen 16 Hauptarten von Schädeln). Und dies soll eine mittelländische Rasse sein! Bei näherer Prüfung sieht man aufserdem, dafs die meisten Varietäten einer dolichokephalen Schädelform angehören und keine Typen sind. Zum Schlusse spricht Sergi noch die grofse Entwickelung der arischen Kultur dem Einflusse der mittelländischen zu!

Wenn wir im vorstehenden die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung der arischen Rasse gezeigt haben, deren Vollendung und Ideal Gobineau im germanischen Stamm findet, so ist uns wohl bewufst, dafs wir damit die Heimat der Urmenschen noch nicht gefunden haben; jedenfalls aber ist in der gegenwärtigen Ansicht über die Urheimat der Germanen ein bedeutender ethnologischer Schritt vorwärts gethan, dem gewifs immer weitere und gröfsere folgen werden.

NACHWORT

Von Hermann Hirt

Einer Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, die neueren Ansichten über die Herkunft und Urheimat der Germanen darzulegen, konnte ich leider aus Mangel an Zeit bisher nicht nachkommen. Ich benutze aber gern die Gelegenheit, zu dem Aufsatz des Herrn Hedinger einiges zu bemerken. Eine Kritik zu üben liegt mir vollständig fern, es wird indessen für die Leser der Jahrbücher interessant sein, dieselbe Frage von einem anderen Standpunkt beleuchtet zu sehen. Auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Forschung arbeiten heute zwei Reihen von Gelehrten, die Anthropologen und Archäologen auf der einen Seite, und die Anhänger der Sprachwissenschaft und der Altertumskunde auf der anderen Seite. Im allgemeinen gehen ihre Wege nicht zusammen, und die Ergebnisse ihrer Forschung sind oft verschieden. Wenn sie aber zusammentreffen, was in der letzten Zeit zuweilen geschehen ist, so ist das ein erfreuliches Zeichen und gewifs geeignet, eine gewisse Zuversicht an der Richtigkeit der Ergebnisse auf diesem immerhin etwas schwankenden Boden der Urgeschichte wachzurufen. Der Philologe kann sich auf so weitgehende Annahmen, wie wir sie in dem vorhergehenden Aufsatz finden, nicht einlassen, er wird vielmehr Schritt für Schritt von dem historisch Erreichbaren zum weiter Zurückliegenden zu kommen trachten, und so müssen wir versuchen, die Urheimat der Germanen zunächst vom rein historischen Boden aus zu bestimmen. Die Frage nach der Herkunft der Indogermanen scheidet daher als historisch weiter zurückliegend zunächst ganz und gar aus. Sie ist leider auch von Müllenhoff zum Schaden der Sache mit unserem Problem verquickt worden. Sicher ist, dafs man früher die Heimat des Urvolkes in Asien suchte, und dafs man deshalb die Germanen mit ihren Sprachgenossen nach Europa einwandern und vom Schwarzen Meer oder Mittelrufsland in die Gegend der Mark Brandenburg und von da nach Skandinavien kommen liefs. Aber diese Annahme ist auch von den Germanisten fast allgemein aufgegeben. Halten wir uns an die Thatsachen, oder an das, was mit gröfster Wahrscheinlichkeit

zu erschliefsen ist, so ergiebt sich folgendes. In dem gröfsten Teile des heutigen Deutschlands safsen beim Beginn der historischen Überlieferung Kelten. Im einzelnen hat Müllenhoff ihr Gebiet mit Hilfe der Orts- und Flufsnamen bestimmt, und danach bleibt für die Germanen nur die norddeutsche Tiefebene östlich von der Weser bis etwa an die Oder, Schleswig-Holstein und Südskandinavien als altes Gebiet übrig. Östlich der Oder bis über die Weichsel berichten uns die Römer zwar auch von germanischen Völkerstämmen, die wir gewöhnlich unter dem Namen der Ostgermanen zusammenfassen, und zu denen wir Goten, Vandalen, Burgunder und andere rechnen, aber die Sprache verbindet diese nicht mit den westlich von ihnen wohnenden Westgermanen, sondern sie weist auf einen Zusammenhang mit Skandinavien, und da uns eine gotische Sage bei Jordanes ausdrücklich von einer Einwanderung der Goten aus Skandinavien berichtet, so nehmen wir jetzt, uns noch auf andere Momente stützend, an, dafs die Goten wirklich aus Skandinavien gekommen sind. Es ist Kossinnas Verdienst, diese Ansicht Indogerm. Forschungen VII 276 in ausgezeichneter Weise begründet zu haben. Wenn sich auch über manche Annahme dieses Forschers streiten läfst, so ist dieser Aufsatz doch jedenfalls das Beste, was wir augenblicklich über unsere Frage besitzen. Ist aber das Gebiet westlich der Weichsel erst von Südskandinavien aus besiedelt, so bildet dieses in der That mit Schleswig-Holstein das Hauptgebiet der germanischen Bevölkerung, und es sind diese Gegenden auch geographisch betrachtet wohl geeignet, eine längere ungestörte Entwickelung der Germanen zu verbürgen. Dafs die Germanen auch in die südlich von Holstein gelegenen Teile der norddeutschen Tiefebene erst später eingedrungen sein können, ist durchaus möglich, wenn auch streng genommen nicht zu beweisen. Ich stimme also mit dem Herrn Verf. darin überein, in Südschweden und Schleswig-Holstein die Urheimat der Germanen zu suchen. Hier sitzt in der That seit Jahrtausenden eine Bevölkerung, die durch gewisse anthropologische Merkmale, durch hohen Wuchs, blonde Haare und blaue Augen noch heute gegenüber den Bewohnern Südeuropas charakterisiert ist. Im Norden sind diese Eigenschaften aber auch bei Nichtgermanen, bei Finnen und Grofsrussen anzutreffen, und derartige Thatsachen erheben Bedenken dagegen, die Germanen mit den Indogermanen zu identifizieren. Ich kann die viel schwierigere Frage nach der Heimat der Indogermanen hier nicht weiter behandeln und verweise die Leser auf Hettners Geographische Zeitschrift I 649, wo ich dies Problem ausführlich erörtert habe. Ich würde an und für sich kein Bedenken tragen, die Urheimat der Indogermanen nach Skandinavien zu verlegen, denn mit Ausnahme von Indien sind die Germanen später überall dahin gelangt, wo wir die Arier treffen, in die Krim, nach Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien und sogar nach Afrika, aber sprachliche Momente erheben gegen jene Annahme Einspruch. Das Germanische weicht nämlich in seinem sprachlichen Charakter stark vom Indogermanischen ab, ich brauche ja nur an die Lautverschiebung und die Veränderung der Betonung zu erinnern, während das Litauisch-Slavische der Ursprache viel näher steht. Bei derartigen starken Veränderungen, wie wir

sie im Germanischen finden, liegt der Verdacht nahe, dafs sie auf Sprachmischung beruhen. Beweisen läfst sich das nicht, aber da die anthropologischen Momente für eine Identifizierung der Germanen und Indogermanen nicht durchschlagend sind, mufs man einen solchen Punkt im Auge behalten.

Wenn man die Ansichten über die Urheimat der Indogermanen in ihrem geschichtlichen Werdegang überblickt, so tritt eine eigentümliche Thatsache stark hervor, das Festhalten an dem, was Baco von Verulam *idola* nannte. Man stützte sich auf Argumente, die schlechterdings keine waren, weil man an der alt überkommenen Meinung festhielt. Es ist ja nichts schwerer, wie der Herr Verf. selbst bemerkt, als das früh Gelernte kritisch zu betrachten. Thatsächlich sind es denn auch die 'outsiders', wie man sagen könnte, die unsere Fragen in Flufs gebracht haben, und denen die Philologen manches verdanken. Wenn wir aber unsererseits einen Blick auf die gleichstrebende Wissenschaft der Anthropologie werfen, so können wir uns nicht verhehlen, dafs vieles, was dort mit grofser Sicherheit vorgetragen wird, recht problematisch ist. Auch die Anthropologie ist eine junge Wissenschaft und nimmt das Vorrecht einer solchen, zu irren und ungebahnte Wege zu wandern, ohne Zweifel in Anspruch. Erst spätere Zeiten werden entscheiden, was richtig und was falsch war an ihren Annahmen. Da sich aber der Herr Verf. auch auf die Schriften von Penka und Wilser stützt, zwei Forschern, die auch das Rüstzeug der Sprachwissenschaft gern verwenden, so müssen wir betonen, dafs wir ihren Ansichten, soweit sie sich auf die Anthropologie stützen, wenig Vertrauen entgegenbringen können, weil ihre Arbeiten auf sprachlich-philologischem Boden, wo wir sie kontrollieren können, nicht nur unzureichend sind, sondern jenseits aller Kritik stehen. Wenn Penka annimmt, dafs die Hellenen im XIV. oder XIII. Jahrh. v. Chr. aus dem Flufsgebiet der Oder ausgewandert seien, so giebt es hierfür nicht nur keine Gründe, sondern es ist auch mit ziemlicher Sicherheit als falsch zu erweisen. Denn abgesehen davon, dafs die Zeit zwischen der Auswanderung der Hellenen und ihrer grofsen Verbreitung im Mittelmeerbecken sehr knapp wäre, so wird im XIV. Jahrh. in ägyptischen Inschriften ein Volk der 'Akajwaša erwähnt, ein Name, der Laut für Laut dem griech. *Ἀχαιοί* entspricht, vgl. W. Streitberg, Idg. Forsch. VI 134, und zwar in einer Form, die an seinem indogermanischen Ursprung nicht zweifeln läfst. Dafs sich mit dem Namen *Ἀχαιοί* ein vorhellenisches indogermanisches Volk bezeichnet hätte, ist durch nichts nahe gelegt, und so werden wir es als eine immerhin wahrscheinliche Ansicht betrachten dürfen, dafs die Griechen im XIV. Jahrh. schon die Seeküste erreicht hatten.

Abgesehen von derartigen Differenzen halte ich es für erfreulich, dafs wir von allen Seiten zu dem gleichen Ergebnis bei der Frage nach der Urheimat der Germanen kommen. Man kann hoffen, dafs mit der Zeit die auf beiden Seiten vorgetragenen Argumente noch sicherer werden und die Frage dann endgültig zur Entscheidung bringen.

PROBLEME IN DER WALTHARIUSFORSCHUNG

Von Karl Strecker

Als San Marte i. J. 1853 seine Übersetzung des Waltharius erscheinen liefs, sprach er in der Einleitung sein Bedauern darüber aus, dafs bei der reichen Ernte, welche die Gebrüder Grimm auf diesem Gebiete bereits eingeheimst hätten, dem Nachfolger kaum eine dürftige Nachlese übrig geblieben sei. Und es ist wahr, die von J. Grimm besorgte Ausgabe des Gedichtes (Göttingen 1838), die man in Rücksicht auf die Vorgänger geradezu als Editio princeps ansehen mufs, ist eine bewunderungswürdige Leistung, zu der noch heute jeder, der sich eingehender mit dem Stoffe beschäftigt, immer wieder gern zurückkehrt, um Belehrung und Anregung zu gewinnen; bewunderungswürdig um so mehr, wenn man in Betracht zieht, unter welchen Umständen sie zu stande kam, war doch der 16. Dezember 1837, wie die vom 4. April 1838 datierte Vorrede angiebt, der letzte Tag, den er in Göttingen zubrachte. Doch die Meinung, der San Marte a. a. O. Ausdruck giebt, hat Grimm sicherlich nicht gehegt, ihm wird es ferngelegen haben, die Forschungen über den Waltharius als abgeschlossen anzusehen. Immerhin hatte es lange den Anschein, als ob ein weiterer Fortschritt nicht mehr zu erwarten sei, denn die nächsten Jahrzehnte begnügten sich im ganzen damit, von dem Gute J. Grimms zu zehren. Es erschien eine ganze Reihe von Schriften, ohne die Erklärung wesentlich zu fördern. Man gab sich mit einem oft recht äufserlichen Verständnisse zufrieden und traute lieber dem Dichter die tollsten Abgeschmacktheiten zu, als dafs man sich um ein tieferes Eindringen in die Sache bemüht hätte. Wenn z. B. Walthari seiner Verlobten aufträgt, für die beabsichtigte Flucht ihm und sich selbst je vier Paar Schuhe anzufertigen, so gab das zu tiefsinnigen Erwägungen Anlafs: Wozu die vielen Schuhe? Anstatt den nächstliegenden Gedanken ins Auge zu fassen, dafs die Flüchtlinge damit wohl ihre Füfse bekleiden wollten, denn der Weg von Etzelnburg bis Aquitanien ist weit, kam Geyder auf den Einfall, diese Schuhe seien nach hunnischer Sitte mit Gold und Edelsteinen geschmückt zu denken und hätten also einen Teil des Schatzes gebildet, den Walthari aus dem Hunnenlande mit sich führte. Hat diese wunderliche Idee nur bei San Marte und Linnig Anklang gefunden, so pflanzten sich andere Irrtümer um so beharrlicher fort, vor allem weil sie durch Scheffels prächtige Übersetzung die weiteste Verbreitung fanden. Während der Auszug aus Etzels Reich in der Weise vor sich geht, dafs Walther kampfbereit voranschreitet, hinter ihm die Jungfrau, ein mit Schätzen schwer beladenes Pferd am Zügel führend, läfst Grimm auch die beiden Flüchtigen auf

dem schon so schwer bepackten Pferde thronen, und dies falsche Bild gewinnt man noch heute aus Scheffels Dichtung. Aus den 40 Tagen, die der Marsch an den Rhein in Anspruch nimmt, machte Grimm aus Versehen 14, und auch dies wurde unbesehen nachgesprochen. Und so vieles.[1])

Erst das Jahr 1873 brachte neben einer Ausgabe, die zum erstenmale eine sorgfältige Kollation sämtlicher Handschriften bot, eine Arbeit, die mit diesen Irrtümern gründlich aufräumte. W. Meyers Philologische Bemerkungen zum Waltharius (denen die obigen Beispiele entlehnt sind) erhellten blitzartig die Dämmerung, die über dem Gedichte lagerte, und verhalfen zu einer klareren Einsicht in die Dinge. Erst seit diesem Jahre ist eine philologische Behandlung des Stoffes ermöglicht und geboten; man darf sich jetzt nicht mehr mit einem allgemeinen, verschwommenen Verständnisse zufrieden geben, sondern mufs den Problemen ins Gesicht sehen. Freilich, dafs wir nun den Zustand, den San Marte 1853 gekommen wähnte, erreicht hätten, kann man nicht sagen. Je näher man den Thatsachen auf den Leib gerückt ist, desto deutlicher sind auch die Schwierigkeiten hervorgetreten. Das Verständnis des Textes ist gewaltig gefördert, über die meisten anderen Fragen ist noch keine Einigung erzielt. Als ich, einer Aufforderung des Herrn Redakteurs folgend, mich an den Versuch machte, die gesicherten Resultate der Walthariusforschung zusammenzustellen, wurde ich mir mehr denn je klar darüber, dafs wir von einem Abschlufs vorläufig noch weit entfernt sind, und so mufs ich mich darauf beschränken, den Lesern dieser Zeilen die Probleme und die Lösungsversuche vorzulegen.[2])

Nicht einmal über den Verfasser des vorliegenden Gedichtes ist völlige Klarheit gewonnen. Die Handschriften geben den Text ohne den Namen des Dichters, die einzige Kunde erhalten wir durch eine wichtige Mitteilung Ekkehards IV. in seinen Casus S. Galli Cap. 80. Die Stelle ist oft gedruckt, doch kann ich es nicht vermeiden, sie auch hierher zu setzen. Es heifst dort von Ekkehard I: ... *scripsit et in scholis metrice magistro, vacillanter quidem, quia in affectione, non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontiae positi, Aribone archiepiscopo iubente, pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata eius Teutonem adhuc affectantem repente Latinum fieri non patiuntur. Unde male docere solent discipulos semimagistri dicentes:*

---

[1]) Gewisse Fehler sterben gar nicht aus. Heinzel S. 61 läfst Walther und Hildegunde noch immer auf einem Pferde sitzen. Kögel, Litteraturgesch. I 2, 304 übersetzt W. V. 627 *oculum cum dentibus eruit unum* 'und schlug mir mit den Zähnen ein Auge aus', Bötticher (Schulausg. 5. Aufl. 1899) 'und reifst mir ein Auge mit spitzigem Zahn aus' statt 'ein Auge samt mehreren Zähnen', vgl. W. 1395, natürlich durch einen Schlag mit der Pranke, der Bär hat bekanntlich keine Hauer wie der Eber; auch stimmt das viel besser zum Verlaufe des Endkampfes.

[2]) Auf genauere Angabe der Litteratur glaubte ich verzichten zu dürfen. Die Nachweise findet man jetzt ausführlich in der neuen Ausgabe Waltharii Poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert von Hermann Althof. I. Teil. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. 1899. Was dort etwa übersehen wurde oder später erschienen ist, werde ich anführen. Leider ist mir manche Schrift unzugänglich geblieben.

Videte, quomodo disertissime coram Teutone aliquo proloqui deceat, et eadem serie in Latinum verba vertite. Quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit, sed postea non sic ... Nach diesem Bericht hat also Ekkehard I., eine der 'vier Säulen' von St. Gallen, als Klosterschüler im Auftrage seines Lehrers das Gedicht verfafst, und dafs die Mitteilung Glauben verdient, also wirklich die schöne Dichtung der Feder eines Schülers entstammt[1]), zeigen die Schlufsworte, worin der Dichter seinen jugendlichen Versuch mit dem Zirpen der Cicade vergleicht, die noch nicht das Nest verlassen hat. Eine solche Stilübung hat auch nichts Unwahrscheinliches an sich, es war ein wichtiger Zweig der Schulbildung, dafs ein, in der Regel jedenfalls vom Lehrer gestelltes, Thema von den Zöglingen in lateinischen Versen behandelt wurde. Diese Übungsstücke hiefsen *dictamen diei debitum, dictamen magistro*; unter den nachgelassenen Werken Ekkehards IV. ist ein grofser Teil am Rande so bezeichnet. Als eine solche Übungsarbeit ist wohl auch der Waltharius aufzufassen, doch wird man nicht an ein in Tagesportionen abgemessenes *dictamen*, sondern eher an eine gröfsere freiwillige oder aufgegebene Arbeit, vielleicht eine Art Abschlufsarbeit, denken müssen.

Es fragt sich nun, ob unser Text der ursprüngliche ist oder die von Ekkehard IV. im dritten Jahrzehnt des XI. Jahrh. im Auftrage des Erzbischofs Aribo von Mainz (1021—31) vollzogene Überarbeitung darstellt. Ist hierauf schon die Antwort unsicher, so wird die Schwierigkeit noch gröfser durch das Auftreten eines dritten Prätendenten. In einer der beiden Handschriftenklassen geht dem Gedicht ein Prolog von 22 Versen voraus, überschrieben *Poesis Geraldi de Gualtario*, worin ein gewisser Geraldus das Werk einem *pontifex summus Erchamboldus* dediziert:

Praesul sancte dei, nunc accipe munera servi,
Quae tibi decrevit de larga promere cura
Peccator fragilis Geraldus nomine vilis.

Hiernach scheint auch dieser Geraldus Anspruch auf die Autorschaft zu erheben. J. Grimm war geneigt, auf diese Worte mehr Gewicht zu legen als auf die Angaben des durch einen langen Zeitraum von Ekkehard I. getrennten Ekkehard IV., und San Marte ist gar so weit gegangen, Gerald wirklich für den Verfasser auszugeben. Offenbar mit Unrecht. Uhland hat hier den richtigen Weg gewiesen. Nach der Klosterchronik war zur Zeit Ekkehards I. Geraldus, ebenfalls eine der vier Säulen, von Jugend an bis zum hohen Alter *scolarum magister.* Da nun der junge Mönch das Gedicht für seinen Lehrer

---

[1]) Man hat die ganze Nachricht Ekkehards IV. in Zweifel gezogen oder auch vermutet, es möchten mehrere Gedichte desselben Inhalts in der Klosterschule verfertigt sein. Dafür giebt es natürlich gar keinen Anhalt, ich glaube aber, es läfst sich auch geradezu zeigen, dafs unser Gedicht es war, das er bearbeitet hat. Cas. Cap. 40 erzählt er: Tuotilo geht durch einen Wald, *per silvam latronibus aptam.* Ein seltsamer Ausdruck! Schlupfwinkel für Räuber bietet doch wohl jeder Wald. Im Waltharius heifst es ganz angemessen von der Schlucht V. 496 *apta statio latronibus* 'ein rechtes Räubernest'. Aus diesem Verse stammt, glaube ich, jene Wendung.

geschrieben haben soll, so hat die Ansicht hohe Wahrscheinlichkeit, dafs Geraldus eben dieser Lehrer ist, der dem litterarisch sehr interessierten Bischof Erchambald von Strafsburg (965—91), der nachgewiesenermafsen Beziehungen zu St. Gallen hatte, das Werk später übersandte. Vermutlich war das Gedicht, das schon damals in den Kreisen von St. Gallen allgemein Beifall gefunden haben wird, wie es später über ganz Deutschland und weiter[1]) verbreitet war, der Schulbibliothek des Klosters einverleibt worden, und so mag es gekommen sein, dafs nicht der Verfasser, sondern der Lehrer es nach Strafsburg sandte. Diese Auffassung darf heute im ganzen als angenommen gelten.

Vielfach hat man nun vermutet, Gerald könne vielleicht darauf einen Anspruch gründen, dafs er die Schülerarbeit einer gründlichen Korrektur unterworfen hätte. Doch ist das ganz unbeweisbar. Ekkehard IV., der bei seiner Übersiedelung nach Mainz das Gedicht mitgenommen haben mag, jedenfalls sich dafür interessierte, hätte, wie der neueste Herausgeber mit Recht ausführt, von einer solchen Rezension sicherlich Kunde gehabt und würde sich, trotz seiner merkwürdigen Vorliebe für eine derartige Thätigkeit, die Mühe erspart haben, eine solche Arbeit noch einmal vorzunehmen. Zudem sticht das Latein des Prologs durch Unbeholfenheit und Dunkelheit so unvorteilhaft von dem des Gedichtes ab, dafs man Gerald kaum die Fähigkeit zutrauen darf ihm die Gestalt zu verleihen, unter der wir es kennen. Der Schüler war offenbar seinem Meister überlegen. Unter der *larga cura* versteht man darum gewöhnlich die treue Hut und Pflege, in welcher das Kleinod in St. Gallen gehalten wurde. Anders P. v. Winterfeld (nach freundlicher brieflicher Mitteilung). Er fafst die Worte *de larga promere cura* 'aus dem reichlich vorhandenen Material von Schülerarbeiten, die mir im Laufe meines langen Lebens eingereicht worden sind, wähle ich dies aus'. Dafs diese Arbeiten aufbewahrt wurden, zeigt die Notiz, dafs Ekkehard IV. in dem Nachlasse seines verehrten Lehrers Notker Labeo voller Freude die *dictamina* seiner Jugend wiederfand. Neuerdings vertritt Althof eine etwas abweichende Ansicht. Da Gerald gleichaltrig oder sogar jünger als Ekkehard I. zu sein scheine, so sei vermutlich der Lehrer, dem letzterer die Arbeit einreichte, von Gerald verschieden, dessen Anteil sich dann auf die Übersendung an Erchambald beschränken würde. Doch ist diese Annahme nicht gut mit der Nachricht zu vereinigen, dafs der 912 verstorbene Notker Balbulus Geralds Lehrer gewesen sein soll. Im Grunde ist es auch unwesentlich; das Hauptresultat, dafs von einer Rezension des Geraldus nicht die Rede sein kann, wird von niemand mehr bezweifelt. Aber wenn diese auch beseitigt ist, so bleibt immer noch die Frage offen, ob wir das Original oder die Bearbeitung Ekkehards IV. haben.

Wenn Gerald das Gedicht nach Strafsburg sandte, darauf macht W. Meyer aufmerksam, so ist wohl anzunehmen, dafs von dieser Zeit an Abschriften verbreitet wurden. War das der Fall, so ist es nicht gerade wahrscheinlich, dafs die 50 Jahre später anzusetzende Ausgabe Ekkehards IV. diese alle verdrängt

[1]) Von Hamburg bis nach Italien, von Wien (ursprünglich Salzburg) und Leipzig bis Brüssel und Toul lassen sich seine Spuren nachweisen.

haben sollte. Und sehr schwer wiegt, was E. Dümmler auseinandersetzt: Von Ekkehard IV. haben wir eine grofse Anzahl von Gedichten, aus denen wir seine Eigenart zur Genüge kennen lernen. Vergleicht man diese mit dem Waltharius, so zeigt sich, dafs der ältere an poetischer Kraft und stilistischer Kunst hoch über seinem jüngeren Namensvetter steht. Wenn er also unseren Text verbessert hat, so können es auf alle Fälle nur geringfügige Änderungen sein. Es ist auch die Meinung ausgesprochen und von Scheffel-Holder und Bächtold als erwiesen ausgegeben worden, die Wiener (oder auch die Engelberger) Handschrift, die das Bestreben zeigt, sprachliche Härten zu mildern, möchte auf Ekkehard IV. zurückgehen. Doch läfst sich das vorläufig nicht nachweisen. Ich halte es sogar für unwahrscheinlich. Ekkehard IV. spricht an mehr als einer Stelle die Mahnung aus, man solle in lateinischen Gedichten Germanismen, *Teutonicos mores*, vermeiden. Wenn also die Wiener Redaktion von ihm herrührte, so würde man hier, im Gegensatz zu den anderen Handschriften, das Bestreben wahrnehmen müssen, vor allem diese Stilfehler zu tilgen. Das ist aber nicht der Fall. So ist denn heute die Mehrzahl der Forscher der Meinung, dafs Ekkehards IV. Rezension verloren ist, vielleicht im vorigen Jahrhundert in den Stürmen der Revolution mit vielen anderen Mainzer Handschriften verbrannt, und der echte Waltharius sich erhalten hat.

Freilich sind, wie mir scheint, bei dieser Annahme auch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Die Charakteristik, die Ekkehard IV. in den oben angeführten Worten von unserem Gedicht giebt, will mit der Wirklichkeit absolut nicht stimmen. Er behauptet, er habe das Werk korrigieren müssen, denn der junge Dichter habe darin seine Muttersprache (*barbaries et idiomata*) noch nicht verleugnen können, wie es ihm später so gut gelungen sei. Hier verfahre er noch ganz nach dem Rezept solcher mangelhaften Lateinlehrer, die ihren Schülern sagten: 'Überlegt euch, wie man zu einem Deutschen sprechen würde, und dann übersetzt den Satz Wort für Wort ins Lateinische.' Wenn man diese scharfe Kritik an dem Gedichte nachprüft, so kann man sich des Staunens nicht erwehren, denn sie pafst wie die Faust aufs Auge. Gewifs, die Sprache zeigt Germanismen und andere Härten, aber es steht damit doch lange nicht so schlimm wie man glauben sollte. Grimm hat ein langes Sündenregister solcher Barbarismen zusammengestellt, aber sieht man genauer zu, so mufs man den gröfsten Teil wieder streichen. Um einiges anzuführen, so soll *lancea pulmone resedit*, die Lanze safs in der Lunge (der Schufs sitzt), *labores pati* Mühen erdulden, *simul in verbo* zugleich mit diesem Worte, *mortem gustare* den Tod kiesen und anderes als Germanismus anzusehen sein, in der That sind es aus den lateinischen Vorbildern entlehnte Wendungen. Natürlich bleibt noch immer genug, woran dieser Tadel haftet. Wenn Hildegunde ausruft: *Hunos hic habemus*, da haben wir die Hunnen, oder *erupit cras*, der Morgen brach an, so sind das wohl wirkliche Germanismen[1]), aber man darf hier die

[1]) Doch ist es gefährlich, solche Behauptungen aufzustellen. Wenn man die Vulgata liest, stöfst man auf manche Wendung, die in einem in Deutschland entstandenen lateinischen Gedichte für einen Germanismus erk[illegible]den würde.

historische Betrachtungsweise nicht aufser acht lassen, und ich kann es Althof nicht zugestehen, dafs solche Fälle die Jugend des Dichters verraten. Mit diesen Germanismen steht der Waltharius nicht vereinzelt da, ja es ist bei ihm nicht schlimmer damit als in manchem anderen lateinischen Gedichte des Mittelalters. Vor allem macht der Gebrauch der Tempora im Waltharius einen deutschen Eindruck. 'Weil die alte deutsche Sprache keine Abstufung der Vergangenheit kennt, sondern das ahd. Praeteritum dem lateinischen Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum entspricht, so zeigt der Dichter kein deutliches Gefühl für die lateinischen Formen der drei Tempora und verwirrt sie häufig' (Grimm). Das ist ja richtig, fällt aber nicht der Jugend des Dichters zur Last. Im Ruodlieb z. B. ist diese Verwirrung noch ärger. Kurz, das Latein des Gedichtes kann m. E. im ganzen nicht für schlechter gelten als es in St. Gallen gesprochen und auch von Ekkehard IV. in seinen Casus S. Galli angewandt wurde. Wenn nun der Waltharius im ganzen den Sprachstand der Zeit repräsentierte, so ist es nicht recht verständlich, dafs Aribo eine Bearbeitung für nötig hielt, und ganz unbegreiflich erscheint es mir, wie Ekkehard IV. in so scharfen Ausdrücken urteilen konnte. Ich habe den Versuch gemacht der Sache auf den Grund zu kommen und den Waltharius mit den bis jetzt publizierten Dichtungen Ekkehards IV. verglichen, denn wenn unser Text durch seine Hände gegangen wäre, so sollte man erwarten, dafs Spuren dieser Bearbeitung aufzufinden wären. Das Resultat war negativ. Man wird also wohl annehmen müssen, dafs Ekkehard IV. sich hat wichtig machen wollen und die Fehler, die ja vorhanden sind, ungeheuer übertrieben hat. Er, der Schulmeister, sah wohl mit einem gewissen Gefühl der Überlegenheit auf den 'Schüler' herab. — Sicher ist, dafs im Chronicon Novaliciense dieselbe Rezension benutzt ist, die wir heute haben. Wenn es feststände, dafs das zweite Buch dieses Chronicon vor 1027 geschrieben ist, wie vielfach angenommen worden ist, so hätten wir einen unanfechtbaren Beweis dafür, dafs wir den ursprünglichen Text Ekkehards I. besitzen, denn die in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts in Mainz vollzogene Bearbeitung würde man schwerlich vor 1027 schon in Piemont gehabt haben. Leider steht die Datierung des Chronicon nicht fest.

Die Ungewifsheit über die Redaktionen hat auch die Textkritik beeinflufst, deshalb ist mit ein paar Worten von den Handschriften zu handeln. Eine brauchbare Kenntnis der Überlieferung hat uns erst die verdienstliche Ausgabe von Peiper (1873) vermittelt. Das Gedicht mufs im Mittelalter ungewöhnlich beliebt und verbreitet gewesen sein. Wir besitzen noch ein Dutzend vollständiger oder bruchstückweise erhaltener Manuskripte, und von einer Anzahl verschollener haben wir Kunde.[1]) Für die Herstellung des Textes kommen einige, die stark überarbeitet sind, nur nebenbei in Betracht. Die 5 in erster Linie zu berücksichtigenden, zu denen noch verschiedene Bruchstücke sich gesellen, zerfallen in 2 Klassen, von denen die eine den erwähnten Prolog des

[1]) So waren 1084 in der Bibliothek des Klosters St. Èvre in Toul, wo die Ecbasis Captivi entstand, nicht weniger als drei Exemplare des Waltharius vorhanden.

Geraldus an der Spitze trägt. Dieser Umstand hat Peiper auf eine ganz falsche Bahn geleitet. Nach seiner Ansicht hätten wir in diesem Geraldus einen unbekannten Mönch zu sehen, der um 1020 gelebt und die Rezension Ekkehards IV. einer nochmaligen Revision unterzogen hätte. Darum sei auf die Geraldushss. kein Wert zu legen und der Text nach den beiden übrigen, der Karlsruher und Stuttgarter, zu konstituieren. Von diesen bevorzugt er nun die erstere in ganz besonderem Maſse, und so ist es gekommen, daſs die Ausgabe Peipers, die durch ihre sorgfältigen Kollationen so wertvoll ist, dennoch einen ganz verkehrten Text bietet.

Diese Träume wurden noch im selben Jahre durch W. Meyer zerstört. Er verhalf der sogenannten Geraldusklasse zu dem ihr verweigerten Recht, aber er ging zu weit, wenn er einer von diesen Geraldushss., der Brüsseler, einen überragenden Wert zusprach und sie zu Grunde legen zu müssen glaubte. So verfiel er in das entgegengesetzte Extrem, den Text im wesentlichen auf dieser Brüsseler Hs. aufbauen zu wollen. Während Holder in der 1874 zusammen mit Scheffel besorgten Ausgabe diese Handschriftenwertung ablehnte[1]), wurde sie sonst, soweit ich sehe, von den meisten Forschern angenommen. An dieser allmählich fast zum Dogma gewordenen Anschauung, die mittlerweile aber, wie wir kürzlich erfahren haben, von ihrem Urheber längst fallen gelassen worden war, rüttelte erst 1897 P. v. Winterfeld, Neues Arch. XXII 554 ff. Er wies darauf hin, daſs die starke Bevorzugung einer einzelnen Hs. den Regeln der kritischen Methode widerspreche. Wenn einige Hss. einer Klasse in einer Lesart mit der andern Klasse übereinstimmen, während andere abweichen, so muſs die Lesart dem Urkodex zugeschrieben werden, die beiden Klassen gemeinsam ist, und die nur von einer oder mehreren Hss. einer Klasse gebotene Lesart muſs verworfen werden. Diese Methode ist auch im Waltharius zu befolgen. Schwierigkeiten entstehen dann im allgemeinen nur, wenn beide Klassen geschlossen einander gegenüberstehen. Dann kann eine Entscheidung nur aus inneren Gründen erfolgen. v. Winterfeld glaubte ursprünglich in solchen Fällen der Karlsruhe-Stuttgarter Klasse folgen zu müssen, hat dann aber (auf Grund einer anderen Beurteilung von V. 304) die Wertung der Geraldusklasse angenommen, die W. Meyer schon 1873 vertrat, während er, wie erwähnt, die Bevorzugung der Brüsseler Hs. aufgegeben hat. So stehen jetzt beide Forscher auf demselben Standpunkt. Auf diesen gesunden kritischen Grundsätzen beruht im wesentlichen v. Winterfelds 1897 erschienene Übersetzung des Waltharius in Stabreimen, und darnach wird auch seine hoffentlich nicht mehr allzulange ausstehende Ausgabe im V. Bande der Poetae Latini medii aevi eingerichtet und so auf diesem Gebiete im ganzen ein Abschluſs erreicht sein.

Ohne v. Winterfelds Darlegungen zu kennen und ohne von Meyers veränderter Stellung zu wissen, hat Althof jetzt seiner 1896 erschienenen Über-

[1]) Die Ausgabe vertritt den Standpunkt, daſs die Stuttgart-Karlsruher Klasse den Text Ekkehards I. giebt, die Geraldusklasse die Verbesserungen des Gerald, die stark überarbeitete Wiener Hs. die Schluſsredaktion Ekkehards IV. Das ist unerweislich und höchst unwahrscheinlich.

setzung in Hexametern (Sammlung Göschen) einen Text folgen lassen, der in der Bevorzugung der Brüsseler Hs. noch über Meyers früheren Standpunkt hinausgeht. Wie er in seiner etwa gleichzeitig erschienenen Programmabhandlung[1]) in einer Schlufsnote mitteilt, haben ihn die ihm nachträglich bekannt gewordenen Ausführungen v. Winterfelds nicht zu überzeugen vermocht, ihn vielmehr noch in der Ansicht bestärkt, dafs die Brüsseler Hs. dem Original am nächsten kommt. Man darf gespannt darauf sein, wie er diese m. E. unhaltbare Position verteidigen wird.

Auch über die Abfassungszeit des Gedichtes wissen wir nichts Bestimmtes. Die einzige positive Nachricht sagt, dafs Ekkehard I. als bejahrter Mann a. 973 gestorben ist. So werden wir in die ersten Jahrzehnte des X. Jahrh. geführt. Durch eine hübsche Kombination hat hier Peiper weiteres Licht zu schaffen gesucht. Er vermutet, durch den Einfall der Ungarn, die 926 St. Gallen berührten und am 1. Mai das Kloster plünderten, sei das Interesse für die Züge der Hunnen, die man mit den Ungarn identifizierte, wachgerufen und Ekkehard zu seiner Bearbeitung der Walthersage angeregt worden. Ich möchte noch hinzufügen, dafs bei dieser Annahme auch die immerhin auffällige Thatsache ihre Erklärung findet, dafs ein so weltlicher Stoff in der Klosterschule unter der Aufsicht des Lehrers zum Gegenstande der Stilübung gemacht wurde. Somit wäre der terminus post quem der 1. Mai 926. Diese Datierung hat, soweit ich sehe, geringen Beifall gefunden. Auch ich habe sie für verfehlt gehalten, weil es mir unglaublich schien, dafs in der Phantasie des Dichters diese wilden Horden, die wir ja aus Scheffels Roman näher kennen lernen[2]), mit den Völkern des so sympathisch geschilderten Königs Etzel verschmolzen sein sollten. Und doch scheint dies der Fall zu sein. v. Winterfeld macht darauf aufmerksam, dafs es V. 10 von dem Hunnenreiche heifst:

Ultra millenos fertur dominarier annos.

Daraus geht deutlich hervor, dafs das Ungarnvolk, wie auch bei den Historikern, als Fortsetzer des Hunnenreichs empfunden wird.[3]) Damit wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit ein zweites Datum gewonnen, denn nach Heinrichs I. Ungarnsieg hätte der Dichter wohl nicht so gesprochen, man müfste eher ein Wort patriotischen Stolzes erwarten.

Wenn wir somit die Abfassung des Gedichtes etwa in die zweite Hälfte des Jahres 926 oder auch ins Jahr 927 setzen, so nähern wir uns vielleicht dem Verständnisse einer sehr merkwürdigen Stelle. Der vierte von Walthers

---

[1]) Über einige Stellen im Waltharius und die angelsächsischen Waldere-Fragmente, Weimar 1899.

[2]) Es ist nicht allgemein bekannt, dafs viele der köstlichen Episoden, die uns in diesem Buche erfreuen, nicht Scheffels Erfindung sind, sondern aus den Casus S. Galli stammen.

[3]) 1000 Jahre, weil die Hunnen und Ungarn, wie v. Winterfeld annimmt, mit den nach mittelalterlicher Fabel von Alexander dem Grofsen hinter die Kaspischen Pforten gebannten Gog und Magog verschwommen sind. Anders jetzt W. Meyer.

Gegnern ist ein im Elend lebender Sachse. Dieser vergleicht ihn spottend mit einem Waldschrat. Unser Held entgegnet V. 765:

> Celtica lingua probat te ex illa gente creatum,
> Cui natura dedit reliquas ludendo praeire

'Dein Kauderwelsch (so wird man *Celtica lingua* übersetzen müssen) zeigt, dafs du aus dem Volke stammst, das alle andern *ludendo* übertrifft.' Die Worte sind uns unverständlich, der Dichter mufs aber erwarten, dafs der Leserkreis, auf den er rechnet, den Scherz versteht, und das sind nach V. 1 seine Klosterbrüder.[1]) Im Kloster müssen, so meine ich, Witze im Umlauf gewesen sein über das sächsische Platt und über die Eigentümlichkeiten dieses Volkes. Woher kann das stammen? Manch sächsischer Mönch mag als Pilger in St. Gallen eingekehrt sein, doch da wird in den lateinischen Gesprächen die Dialektverschiedenheit weniger hervorgetreten sein, man begnügte sich wohl, das Latein des Ankömmlings unter die Lupe zu nehmen, wie es dem braven Gunzo erging. War vielleicht in St. Gallen ein Sachse Klosterbruder? In der mir zugänglichen Litteratur habe ich nichts darüber gefunden. Jedenfalls aber bot das Jahr 926 Gelegenheit, die Differenz der ober- und niederdeutschen Sprache grell hervortreten zu lassen. Im Herbst 926 begab sich der neue Abt Engilbert, sicherlich in Begleitung eines oder mehrerer Klostergenossen, nach Worms an den Hof des Königs Heinrich, um ihm den Schwur zu leisten und seine Bestätigung zu empfangen. Im Verkehr mit Heinrich, der kein Latein verstand und seinen heimischen Dialekt sprach[2]), und seinen sächsischen Edlen mag die Verständigung ihre Schwierigkeit gehabt und vielleicht zu manchem Scherz und Mifsverständnis Anlafs gegeben haben. Nach der Rückkehr mögen diese Geschichten Gegenstand des Gespräches gewesen sein, und wenn der Dichter eine Anspielung darauf einflocht, war er des Beifalls gewifs. — Man hat aus den Worten auf eine feindselige Gesinnung gegen die Sachsen geschlossen, doch scheint mir diese Auffassung nicht recht begründet zu sein, weil Herzog Burchard dem Kloster St. Gallen gerade seine sachsenfreundliche Haltung zum Vorwurf gemacht haben soll.[3])

Bevor wir uns nun zu Ekkehards Gedicht selbst wenden, ist es nötig, einen Blick auf die Walthersage zu werfen. Unser Waltharius ist ja nicht der einzige Repräsentant der Sage, für die Forschung stellt er eine Etappe in

[1]) Man hat diese Worte Ekkehards Quelle zugeschrieben, ich bin auch diesem Fehler verfallen, doch ist kein Anhalt für die Annahme vorhanden, dafs eine solche Einzelheit der Sage angehört. Ganz falsch erscheint es mir, wenn Kögel hierin den Gegensatz zwischen gotischer und sächsischer Sprache (vor der Lautverschiebung) findet. — Dafs der jugendliche Dichter eine Veröffentlichung des Werkes ins Auge gefafst hatte, darf man wohl nicht annehmen. Dagegen spricht auch die ca. 50 Jahre später erfolgte Übersendung nach Strafsburg.

[2]) Es wird allerdings nur für Otto I. und II. bezeugt, ist dann aber für Heinrich I. selbstverständlich. Die Nachweise zusammengestellt von Scherer, Zs. f. d. A. XXI 474 ff.

[3]) Cas. S. Gall. Cap. 50. Man weifs allerdings nicht, wie weit Ekkehard hier Glauben verdient.

einer langen Entwickelung dar. Die Erzählung von Walthers Rückkehr und Kampf mufs zu den beliebtesten Stoffen unseres Heldensanges gehört haben. Von ihrer Verbreitung zeugen aufser zahlreichen Anspielungen in mhd. Gedichten Reste einer angelsächsischen und mhd. Bearbeitung, den Inhalt eines doch wohl niederdeutschen Waltherliedes giebt ein Auszug in der nordischen Thidreksage wieder, und schliefslich hat die Sage in Polen ein selbständiges Dasein geführt. Dagegen enthält die Darstellung einer italienischen Chronik, nach welcher Walther als alter Mann in das Kloster Novalese eintrat und dort noch einmal seine Heldenkraft bewährte, nicht eine unabhängige Fortentwickelung der Sage, sondern der Verfasser, der im Besitze einer unvollständigen Handschrift des Waltharius war, identifizierte ziemlich thöricht unseren Helden mit dem Walther einer Lokalsage von Novalese.

Weitaus das gröfste Interesse bieten die zwei Fragmente einer angelsächsischen Bearbeitung der Walthersage, die man auf Grund der zu Tage tretenden epischen Breite wohl ohne Bedenken mit Kögel als Überbleibsel eines vollständigen Waldereepos ansprechen darf. Als wollte uns das Schicksal nachträglich für den Verlust des ahd. Originals von Ekkehards lateinischem Waltharius oder des mhd. Gedichtes entschädigen, wie Müllenhoff voller Freude ausrief, wurden 1860 in Kopenhagen zwei Pergamentblätter entdeckt, die alsbald als Bruchstücke einer ags. Walderedichtung erkannt wurden. Die hohe Bedeutung der Stücke war sofort klar, und das allgemeine Interesse wandte sich ihnen zu. Trotzdem ist es bis heute nicht gelungen, ihren Inhalt vollständig zu enträtseln. Die Meinungen gehen teilweise weit auseinander. Darum wird es berechtigt sein, wenn ich etwas eingehender darüber berichte.

Das erste Bruchstück zeigt uns Waldere in einer aus dem Waltharius unbekannten Situation, er ist verzagt, und eine Person, deren Namen wir nicht erfahren, feuert ihn zur Entschlossenheit an. Wielands Werk, so spricht sie, versagt niemandem, der es versteht, Mimming den grauen zu halten. Etzels Vorkämpfer, lafs deinen Mut nicht sinken heute. Der Tag ist gekommen, da du selbst das Leben verlieren sollst oder ewigen Ruhm erwerben unter den Menschen, Alphers Sohn. Ich tadle dich nicht etwa, dafs ich dich je gesehen hätte dem Kampfe ausbiegen, sondern du suchtest immer das Gefecht auch über das Mafs hinaus, dafs ich sogar um dich besorgt sein mufste, weil du zu verwegen warst. Ehre dich selber durch tapfere Thaten, solange Gott sich deiner annimmt. Nicht sorge dich um das Schwert. Dir ward das herrlichste Kleinod zu teil, uns beiden zur Hilfe. Deshalb sollst du Gunthers Prahlen beugen, weil er den ungerechten Kampf begann und zurückwies das Schwert und die Ringe. Darum wird er im Kampfe fallen oder fliehen müssen.

Im zweiten Bruchstück spricht zuerst Gunther: . . besseres Schwert aufser dem einen, das auch ich habe in der Edelsteinscheide tief geborgen. Dietrich sandte es Widja mit vielen Kleinodien. Er empfing den Lohn dafür, dafs er, Widja, Wielands Sohn, der Verwandte des Nidhad, ihn aus enger Haft herausliefs. Durch der Unholde Wohnung eilte er fort. Waldere erwidert, in der Hand den Kampftrost, der Schwerter bestes: Wahrlich, du glaubtest wohl,

Freund der Burgunden, dafs mir Hagens Hand Kampf schaffen würde und mich scheiden vom Fufsgefecht. (Versuche es nur selbst,) hole, wenn der Mut dir taugt, von einem so schlachtmüden Manne die graue Brünne. Es liegt mir um die Achseln Alphers Erbstück, eine unverächtliche Rüstung für einen Edeling. Den Sieg aber verleiht der Höchste. Er verläfst den Wackeren nicht.

So weit die Bruchstücke. Es ist ohne weiteres klar, dafs sie eine Menge von Fragen anregen. Wer spricht in dem ersten Stück? Von vornherein scheint es unzweifelhaft zu sein, dafs nur an Hildegunde zu denken ist, und diese Ansicht hatte auch seit Müllenhoffs Besprechung 1860 (erschienen 1865) unbestrittene Geltung, bis 1888 Heinzel mit einer neuen, geistreich durchgeführten Hypothese auftrat. Er geht davon aus, dafs es unangemessen erscheine, wenn ein Mädchen sage: Ich habe dich nie aus dem Kampfe fliehen sehen; das passe nur in den Mund eines Waffengefährten, der im Hunnenlande Schulter an Schulter mit Walther gefochten habe. Ferner sei auffallend, dafs dieser ermahnt wird, nicht wegen seines Schwertes ängstlich zu sein, denn wenn er den Mimming, das beste aller Schwerter, in der Hand trage, wie könne er sich darum sorgen? Darum sei anzunehmen, dafs er dies gute Schwert eben erst erhalten habe, das alte sei ihm, wie im Waltharius, zersprungen: um dieses solle er sich keine Gedanken mehr machen, er habe ja jetzt ein besseres bekommen. — Im zweiten Fragment spricht Gunther von einem Schwert, das nur einem nachstehe, welches er tief in einem *stânfæt*, Steingefäfs, verborgen habe. Daraus geht nach Heinzel hervor, dafs er es nicht bei sich habe. Dieses Schwert nun hat, wie Gunther erzählt, in früheren Zeiten Dietrich an Widja geschickt. Widjas Schwert ist sonst in der Heldensage allgemein Mimming. Diesen aber hat jetzt Waldere. So sei es schwer zu glauben, dafs das von Gunther so hoch gepriesene Schwert von Mimming verschieden sein solle. Demnach sei nur die Annahme möglich, dafs Gunther glaube den Mimming zu Hause wohl verwahrt zu haben, während er in Wirklichkeit ihm gestohlen und Waldere zugesteckt sei. Eine Stütze dieser Annahme findet Heinzel darin, dafs es nach der Thidreksage zu Mimmings Eigentümlichkeiten gehöre, gestohlen zu werden. Wer aber soll Waldere diesen Liebesdienst erwiesen haben? Sicherlich der im ersten Fragment Sprechende. Damit kombiniert Heinzel nun die Thatsache, dafs Hagen die Erwartungen des Königs getäuscht und Walther nicht angegriffen hat. So werde es auch Hagen gewesen sein, der dem bedrängten Freunde des Königs Schwert verschafft habe. Danach konstruiert Heinzel folgenden Gedankengang des ags. Gedichtes: Waldere ist, im Besitze grofser Reichtümer, in Gunthers Reich gekommen, und dieser will sie ihm entreifsen. Waldere bietet einen Teil der Schätze und sein (später zersprungenes) Schwert. Dies wird abgewiesen, es kommt zum Kampf. Es werden Einzelkämpfe gewesen sein, denn wenn vor Gunthers Angriff ein Massenkampf stattgefunden hätte, so würde das aller poetischen Ökonomie widersprechen. Also ist ein ähnliches Lokal wie im Waltharius vorauszusetzen. Waldere besiegt einen Gegner nach dem andern, dabei springt sein Schwert. Als alle anderen gefallen sind, soll Hagen in die Bresche treten. Dieser aber verläfst in Er-

innerung an die alte Kameradschaft seinen Herrn und giebt dem Freunde sogar des Königs Mimming. Darauf wird Gunther wahrscheinlich besiegt.

So blendend und geistreich begründet diese Hypothese auch ist, sie hat wohl überall Widerspruch gefunden. Und das ist nicht zu verwundern. Die von Heinzel konstruierte Sagenform widerspricht eben allem, was wir sonst von der Walthersage wissen. Zudem wollen die Worte 'das Schwert ist uns beiden zu Hilfe gegeben' sich diesem Gedankengange nicht fügen, sie geben aber ungezwungen einen guten Sinn, wenn die sprechende Person von Walthers Schwert Hilfe erwartet, also sich nicht selbst helfen kann, wenn man an Hildegunde festhält. Und schliefslich mufs man Kögel beistimmen, der es widersinnig findet, wenn ein Held vor dem Kampfe nicht das Schwert rühmt, das er gegen den Feind schwingen will, sondern ein anderes, das er wohlverpackt zu Hause gelassen hat.

Zu einer gerade entgegengesetzten Auffassung ist Kögel gekommen. Er sieht in den Bruchstücken Reste eines ags. Gedichtes, das die Übersetzung eines ahd. Epos gewesen sei, und zwar desselben, auf welches der Waltharius durch Mittelglieder zurückgehe. Sprachliche und sachliche Gründe führen ihn zu dieser überraschenden Behauptung. Er glaubt eine Anzahl von Wörtern aufgezeigt zu haben, die der ags. Sprache fremd wären und nur als Entlehnung aus dem Ahd. erklärt werden könnten, u. a. den Namen des Helden selbst, der ags. *Wealdhere* lauten müfste. Doch ist dies von Binz[1]) und Kraus[2]) als ein Irrtum nachgewiesen worden, die beanstandeten Wörter können sehr wohl angelsächsisch sein. Wie der letztere mitteilt, hat Jellinek die Probe gemacht, ob die Bruchstücke sich ins Ahd. übersetzen lassen, und gefunden, dafs in 60 Versen 52 Wörter einer solchen vermeintlichen Rückübersetzung widerstreben. Was die Form Waldere angeht, so ist sie schon seit dem Ende des VII. Jahrh. in England belegt.[3])

Schwerer wiegen Kögels sachliche Gründe. Der Vergleich mit dem Waltharius zeigt manche Übereinstimmung. Waldere hat am Hofe Etzels eine hervorragende Stellung eingenommen und, zweifellos in seinem Dienste, tapfere Thaten vollbracht. Auf der Flucht ist er (nach der gewöhnlichen Annahme) von Hildegunde begleitet. Dem Könige Gunther hat er Ringe (und ein Schwert) geboten, dieser hat sie ausgeschlagen. Darauf ist er angegriffen worden, denn er ist kampfmüde. Hagen hält sich zurück. So ist wirklich die Situation in wesentlichen Punkten dieselbe.

Es fragt sich aber doch, ob das hinreichend ist, um die Annahme einer Übersetzung aus Ekkehards wenn auch mittelbarer Vorlage zu rechtfertigen. Wie in unseren Tagen vielfach die Sitte herrscht, den Kindern den Namen des Landesherrn beizulegen, so nannten unsere Vorfahren ihre Spröfslinge gern nach berühmten Helden und Heldinnen der Sage. Darum kann man nach

[1]) Paul und Braune, Beiträge XX 219 ff.

[2]) Zs. f. d. österr. Gymn. XLVII 329 ff.

[3]) Die Form *Nīdhad* statt des zu erwartenden *Nīdhæþ* findet sich auch in Dêors Klage, so wird auch auf *Widja* gegenüber *Wudja* nicht zuviel Gewicht gelegt werden dürfen.

Müllenhoffs wohl nicht bestrittenem Grundsatze aus dem Vorkommen von Namen auf die Verbreitung der Heldensagen schliefsen. Da nun seit dem Ende des VII. Jahrh. der Name Waldere in England aufserordentlich häufig vertreten ist und auch Hildegyd unter der geringen Zahl von erhaltenen altenglischen Frauennamen zweimal sich findet, so ist es eine ganz zuverlässige Folgerung von Binz, dafs schon in sehr früher Zeit die Walthersage in England bekannt gewesen ist und sich selbständig entwickelt hat. Und die Spuren dieser Entwickelung sind m. E. in unseren Bruchstücken nicht zu verkennen. Das erste Fragment versetzt uns, so dürfen wir wohl mit Althof annehmen, an den Beginn der Kämpfe. Da haben wir die auffällige Erscheinung, dafs Walther mit dem besten Schwerte, das es in der Welt giebt, ausgestattet und doch wegen seines Schwertes besorgt ist.[1]) Ja Hildegunde mufs ihm Trost zusprechen. Wenn wir uns erinnern, wie im Waltharius die Jungfrau in ihrer Angst den Geliebten um den Tod bittet und der Held zuversichtlich ausruft: 'Kein Franke soll sich zu Hause erfrechen und sagen, er habe vom Hunnenhorte das geringste Stück mit Gewalt mir entrissen', so mufs uns der Unterschied in der Behandlung der Charaktere grofs genug erscheinen. Die Rollen sind geradezu vertauscht, und wir kommen mit der Annahme nicht aus, der geistliche Dichter habe den heroischen Charakter der Jungfrau gemildert. Warum Walther besorgt ist, bleibt dunkel. Jedenfalls hat er Grund dazu, denn Gunther ist hier ebenfalls ein anderer Mann als im Waltharius.

Im zweiten Fragment bezeichnet sich der Held, der im übrigen seinen Mut wiedergefunden zu haben scheint, als kampfmüde. Das kann er verständigerweise nur, wenn er bis da gekämpft hat, aber nicht, wenn er, wie im Waltharius, zwar am Tage vorher tapfer gestritten, dann aber die Nacht hindurch geruht, die erste Hälfte derselben auch geschlafen hat. Ich stimme darin Kögel vollständig bei. Da nun diese Worte offenbar kurz vor dem Beginn des letzten Kampfes gesprochen sind, so geht daraus hervor, dafs die beiden Stadien des Kampfes nicht wie im Waltharius durch eine Nacht getrennt sind. Und weiter. Findet der zweite Kampf noch an demselben Tage statt, so mufs auch der Platz ein ganz anderer sein. Stände Waldere auch in der unangreifbaren Schlucht, so würde er sich ebenso wie Waltharius wohl gehütet haben, noch gegen Abend den sicheren Schlupfwinkel zu verlassen und den beiden übrig gebliebenen Gegnern in die Arme zu laufen. Mir scheint es deshalb aufserordentlich wahrscheinlich zu sein, dafs Walthers Kampf zu der Zeit, als die Sage nach England übertragen wurde, noch nicht am Wasgenstein lokalisiert war.

Um die Übereinstimmung mit dem Waltharius zu retten, ist Althof (Progr. S. 8) auf den Gedanken gekommen, das Gespräch zwischen Waldere und Gudhere, im dem das Wort 'kampfmüde' fällt, in eine Kampfpause zu verlegen, wie sie Walth. V. 941 ff. sich findet, wo sieben Helden gefallen sind

[1]) Dafs ihm sein Schwert zersprungen ist, dürfen wir nicht mit Heinzel aus dem Waltharius schliefsen, denn dort geschieht dies erst im letzten Kampfe.

und die übrig gebliebenen vier einen Augenblick zaudern, bis es Gunther gelingt, ihren Mut von neuem zu entflammen. Ich halte das für höchst unglücklich. Wenn der König dem Feinde gegenüber sein gutes Schwert rühmt und dieser erwidert: 'Nun, so komm doch und hole dir mit deinem berühmten Schwerte meine graue Brünne', so müfste der Dichter ein Stümper sein, wenn er nun nicht den König, sondern einen beliebigen namenlosen Statisten zum Angriff schreiten liefse.[1] Nein, hier kann nur Gunther selbst in Aktion treten.

Besondere Beachtung verdient die Bedeutung, welche die Schutz- und Trutzwaffen im Waldere haben. Es kommen zwei Schwerter vor, die beide Witege besessen hat, der sagenberühmte Mimming und ein angeblich noch besseres, das Dietrich zum Dank für einen Liebesdienst an Witege gesandt hat und das dann in Gunthers Besitz gekommen zu sein scheint. Es ist also eine vollständige Verquickung mit der Wieland-Witegesage eingetreten. Diese Angaben sind für uns schlechterdings nicht zu erklären, sind vor allem dem Waltharius fremd, wo Walthers Schwert auf dem Helm des Gegners zerspringt.[2] Ferner trägt Waldere eine vortreffliche Brünne, seines Vaters Erbstück, während im Waltharius dieser Vater noch lebt und der Held den Panzer des Königs Etzel mitnimmt.[3] Statt nun zuzugestehen, dafs wir das mit unseren Mitteln nicht mehr erklären können, hat Linnig, und Althof schliefst sich in der Hauptsache an, einen vollständigen Roman ersonnen. Im Waltharius wird unglücklicherweise der Panzer des Helden einmal als *Wielandia fabrica* bezeichnet, ein Ausdruck, der sich als Tropus ohne Zwang erklärt und im Beowulf (*Vêlandes geveorc*) ohne Beziehung auf Witege ebenso verwandt wird. Dies kombiniert man nun mit dem Waldere in folgender Weise: Waltharius trägt einen Panzer, *Wielandia fabrica*, Waldere den Mimming, *Vêlandes geveorc*, folglich ist er in der gemeinsamen Urform mit den Waffen ausgerüstet, die Wieland für seinen Sohn Witege verfertigte. Hier hat er Etzels Panzer, dort den von seinem Vater ererbten, folglich gehörte der Panzer und natürlich auch das Schwert[4]) zu den Schätzen, die Alpher an Etzel ausliefern mufste. Hier

---

[1]) In einen starken Widerspruch verwickelt sich Althof, wenn er die Kämpfe des Waltharius in der Hauptsache für die Erfindung Ekkehards erklärt (Progr. S. 9, Ausg. S. 13) und doch eine so zufällige Einzelheit daraus, wie diese Kampfpause ist, für die Erklärung des Waldere verwerten will. Wie soll man sich das vorstellen? — Wie übrigens daraus, dafs Ovid, Met. V 1 ff. benutzt ist, folgen soll, dafs Ekkehard die Namen der Kämpfer erfunden hat, verstehe ich nicht. Trieb er etwa Ovidphilologie?

[2]) Althof sagt Progr. S. 6: 'Vielleicht besafs auch in Ekkehards Quelle Walther die einst von Wittich geführte Klinge.' Vielleicht auch nicht.

[3]) Gewifs heifst im Beowulf wiederholt das Schwert *lâf* ohne Beziehung auf einem Erblasser (Althof, Progr. S. 7). Wenn aber dessen Name dabeisteht, so nehme ich, bis das Gegenteil bewiesen wird, an, es bedeute die hinterlassene Waffe.

[4]) Dafs im Waltharius der Held auch des Königs Helm, aber nicht sein Schwert mit sich nimmt, wird mit Stillschweigen übergangen. Wenn Hildegunde, wie Althof behauptet, den Panzer des Königs nicht kennt, sondern ihr ein unterscheidendes Merkmal gegeben werden mufs, so ist doch wohl die Frage erlaubt, woran sie des Königs Helm erkennt. Oder sollte Ekkehard so naiv gewesen sein, anzunehmen, dafs in Attilas Waffenhalle unter ungezählten Harnischen ein einziger Helm an der Wand prangte? Und wenn Brünne und

ist es Wielandia fabrica, dort Alphers Erbstück, also hat Alpher ihn von Witege erhalten. Hier lebt der Vater, dort ist der Sohn mit seines Vaters Erbstück ausgestattet[1]), folglich trägt er das Erbstück schon zu Lebzeiten seines Vaters. Hier zerbricht das Schwert im Kampfe, dort ist es der Schwerter Auslese, folglich hat Ekkehard die Sage verändert und Walther statt des Mimming eine minderwertige Waffe in die Hand gegeben. Es mufs ausdrücklich betont werden, dafs der Waltharius, abgesehen von dem erwähnten Ausdruck, auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für diese Behauptungen bietet. Aus dem uns vorliegenden Material kann man eine schon in Alemannien erfolgte engere Verbindung der Wieland- mit der Walthersage nicht erweisen, und es wird wohl bis auf weiteres bei Müllenhoffs Ausspruch bleiben müssen, dafs wir es hier mit einem wilden Spröfsling der ags. Sage zu thun haben.[2]) Darum glaube ich nach wie vor, dafs Kögels Annahme eines unmittelbaren Zusammenhanges des Waldere mit einem oberdeutschen Waltherepos abzuweisen ist. Ein vollständiges Verständnis der Bruchstücke, speziell des Verhältnisses der beiden Schwerter zu einander, ist uns leider versagt.

Richtig an Kögels Hypothese ist es, dafs Waltharius und Waldere in manchen Punkten anderen Fassungen der Sage gegenüber zusammenstimmen. Vielfach abweichend lautet z. B. die Relation der Thidreksage nach einem niederdeutschen oder, wie Müllenhoff wollte, fränkischen Gedicht. König Attila von Susa schliefst Freundschaft mit Erminrek von Pulien. Dieser sendet ihm

---

Schwert von Wielands Meisterhand verfertigt sind, so haben wir kein Recht, den Helm davon zu trennen. Witeges Helm aber trägt den Lindwurm, etwas anderes wissen wir nicht, Linnig handelt also nur konsequent, wenn er dies beibehält. Althof bringt einen unbekannten Zug in die Sage, wenn er dieser Folgerung ausweicht. Wie er seine Behauptung begründen will, dafs Wieland alle seine Fabrikate mit Hammer und Zange (ohne Schlange) gestempelt hätte, sehe ich nicht. Als Kriegsheld hat Witege in seinem Schilde ein Zeichen, als Sohn eines Schmiedes wählte er dafür Hammer und Zange. Von diesem Schildzeichen zur Fabrikmarke ist ein etwas weiter Schritt. — Ob wir berechtigt sind, aus der Thidreksage oder den dänischen Kjämpeviser einen nirgends überlieferten Zug der Wielandsage zu erschliefsen und die Kenntnis desselben den Mönchen von St. Gallen des X. Jahrh. zuzuschreiben (oder soll dies sogar der Ursage angehören?), ist mir doch sehr fraglich.

[1]) Wie er in den Besitz gekommen ist, wissen wir nicht. Wenn es im Waldere berichtet war, so wich die Erzählung auch hier erheblich vom Waltharius ab.

[2]) Auch noch aus einem anderen Grunde folgt dies. Die Bruchstücke setzen eine eingehendere Kenntnis der Wielandsage voraus. Wenn Widja Nachkomme des Nîdhad, also doch wohl Sohn der Beadohild genannt wird, so liegt, wie mir scheint, deutlich die Sage von Wielands Gefangenschaft und Rache zu Grunde. Diese ist in Oberdeutschland unbekannt, während sie für England (Dêors Klage) bezeugt ist. So hindert nichts, anzunehmen, dafs diese Verquickung in England vor sich gegangen ist, wo die Walthersage selbständig fortlebte (Binz a. a. O.). Auch die Dietrichsage ist in England nicht ganz unbekannt (Kögel, Littg. I 2, 284 Anm.). Zu *Wielandia fabrica* bemerke ich noch, dafs der Ausdruck sich in einem Stück des Waltharius findet, welches von Ekkehard selbständig nach Prudentius, Psych. 116 ff. gearbeitet ist. Dort heifst es V. 125 f.: *conserto adamante trilicem Induerat thoraca.* — Die einzige Schwierigkeit bietet für mich nur die Frage, woher der Dichter den Ausdruck, der zweifellos auf eine allitterierende deutsche Wendung zurückgeht, genommen haben mag.

seinen Schwestersohn Waltari von Waskastein mit zwölf Rittern. Zwei Winter darauf kommt Hildegund, die Tochter des Jarls Ilias von Greka, als Geisel an Attilas Hof. Die beiden jungen Leute lieben sich innig. Eines Tages feiert der König ein grofses Fest, und diese Gelegenheit benutzt Waltari, ihr seine Liebe zu gestehen und sie zu gemeinsamer Flucht aufzufordern. Ganz ähnlich wie im Waltharius antwortet sie ihm: 'Herr, du sollst meiner nicht spotten.' Doch als er den Ernst seiner Werbung beteuert, ist sie bereit mit ihm zu gehen, wohin er sie führe. Auf sein Geheifs nimmt sie aus des Königs Schatzkammer so viel Gold sie tragen kann, und bei Sonnenaufgang reiten sie auf einem Pferde aus der Burg. Voller Zorn schickt Attila zwölf Männer, unter ihnen Högni, Aldrians Sohn, aus, das gestohlene Gut zurückzubringen und mit ihm Waltaris Haupt. Als dieser sie nahen sieht, (der Kampf ist also in nicht zu grofser Entfernung von Etzels Residenz zu denken), hebt er Hildegund vom Pferde, springt wieder auf und bereitet sich zum Kampfe, obwohl sie ihm rät zu fliehen. Elf Recken werden erschlagen, Waltari selbst verwundet, da entweicht der allein übrig gebliebene Högni unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht. Die Flüchtlinge machen nun ein Feuer an und braten einen Eber. Da springt plötzlich Högni mit gezücktem Schwert aus dem Dickicht, doch Waltari schlägt ihm mit einem Schenkelknochen des Ebers ein Auge aus und treibt ihn so in die Flucht.

Von einem mittelhochdeutschen Gedicht sind zwei Bruchstücke erhalten. Im ersten erfahren wir, dafs die beiden seit ihrer frühesten Jugend verlobt sind. Merkwürdiger ist das zweite, umfangreichere. Walther ist in Worms angekommen, und Gunther denkt nicht daran, ihn zu bekämpfen, sondern giebt ihm für die weitere Reise eine stattliche Ritterschar zur Bedeckung mit. Von Worms aus hat Walther Boten an seinen Vater Alkêr nach Lengres vorausgeschickt, die nach ihrem ganzen Auftreten seine Begleiter auf der Fahrt aus dem Hunnenlande gewesen sein müssen. Sie berichten, dafs Walther gegen die verfolgenden Hunnen siegreich gekämpft hat. Da ist es denn sehr auffallend, dafs zu der Hochzeit, die das junge Paar in Lengres feiert, auch Attila und Helche geladen werden sollen. Wie ist das denkbar, wenn er ihnen die Recken erschlagen hat? Darum hat Heinzel den Hunnenkampf als Interpolation beseitigen wollen, doch giebt er selbst zu, dafs der Versuch sehr unsicher ist. Zweifellos ist, dafs auch hier kein Zusammenstofs mit Gunther stattgefunden hat, und wenn der Hunnenkampf echt ist, so mufs man ihn ins Hunnenland oder wenigstens an die Grenze verlegen. So nähert sich diese Darstellung dem Bericht der Thidreksage.

Wir haben also zwei Sagentypen zu unterscheiden: Walther kämpft auf seiner Rückkehr aus dem Hunnenlande (um die Jungfrau und die mitgeführten Reichtümer) 1) gegen Gunther und seine Mannen — alemannische Sage, 2) gegen die nachsetzenden Hunnen. Welche Fassung ist die ältere?[1]) Hier

[1]) Die von Heinzel angedeutete Möglichkeit, dafs ursprünglich Flucht ohne Kampf erzählt wurde und in verschiedenen Gegenden Hunnenkampf und Burgundenkampf unabhängig voneinander anwuchsen, ist doch wenig glaublich.

gehen nun wieder die Meinungen weit auseinander. Am nächsten liegt ja die Vermutung, der Kampf gegen die Hunnen sei ursprünglicher, weil diese doch geschädigt sind, während Gunther und Hagen der Nibelungensage angehören und erst später mit der Walthersage in Zusammenhang gebracht sein können. Dagegen spricht, daſs Walther in der Thidreksage, wo er sich gegen die Hunnen zu verteidigen hat, von Waskastein heiſst, obwohl der Kampf nicht in den Vogesen, sondern nicht allzuweit von Etzels Residenz stattfindet. Doch ist es ja nicht ausgeschlossen, daſs diese Benennung aus dem alemannischen Typus eingedrungen ist. Wichtiger ist, daſs Hagen der Führer ist, der Held, der auch in der anderen Fassung im Vordergrunde des Interesses steht. Seine Stellung an der Spitze der Hunnen ist nicht recht zu begreifen. Deshalb suchte Müllenhoff und viele mit ihm die ältere Sage in dem alemannischen Typus, die Person Hagens und der Name von Waskastein wären als Rudimente in der jüngeren Fassung der Thidreksage erhalten geblieben. Doch ist es möglich, daſs auch die Einführung von Hagens Person durch spätere Einwirkung der alemannischen Sage erfolgt ist, denn es ist, wie unten näher ausgeführt werden wird, sehr wahrscheinlich, daſs unser Waltharius den Bericht der Thidreksage direkt beeinfluſst hat. Welcher Sagentypus der ältere ist, ist m. E. noch nicht ermittelt.

Beide Typen zeigen Beeinflussung durch andere Sagen. Einstmals muſs die Walthersage rein und durch fremde nicht beeinfluſst existiert haben. Es ist natürlich und begreiflich, daſs die Phantasie hinausstrebt über das Erreichte und diese echte alte Sage zu rekonstruieren sucht. Das ist geschehen mit heiſsem Bemühen, leider kann man nicht sagen, daſs auch nur das geringste haltbare Resultat erzielt wäre. Wenn man von den ganz verfehlten Versuchen absieht, in den Helden unserer Sage verblaſste Götter nachzuweisen, kann man in der neueren Zeit drei Richtungen unterscheiden, in denen die Deutung gesucht wird; sie werden charakterisiert durch die Namen Heinzel, Wilh. Müller und Müllenhoff-Kögel. Heinzel fuſst darauf, daſs die Ereignisse, die den Rahmen der Erzählung des Waltharius bilden, auch in der Geschichte nachweisbar sind. Es ist historisch, daſs vornehme Jünglinge bei Attila vergeiselt wurden, daſs er vielfach in Zwistigkeiten mit den Römern geriet, weil bei diesen entwichene Gefangene oder hunnische Unterthanen Unterschlupf fanden, auch daſs gefangene Frauen vom Hunnenjoche befreit wurden. Desgleichen ist es vorgekommen, daſs dem Könige ein Schatz von goldenen Gefäſsen, auf den er Anspruch zu haben glaubte, vorenthalten wurde. Dazu kommt, daſs Aëtius, der von Heinzel, allerdings nicht unbestritten, mit Hagen identifiziert wird[1]), als Geisel am Hunnenhofe geweilt hat. Diese Elemente sind dann nach seiner Ansicht zu einer romanhaften Geschichte zusammengesetzt und unter dem Einflusse schon vorhandener Entführungssagen, die ein beliebter Unterhaltungsstoff waren, weiter ausgebildet worden.

---

[1]) Wie schwankend hier das Fundament ist, ersieht man daraus, daſs Scherer ebenfalls den Aëtius in der Walthersage wiederfand, aber nicht in Hagen, sondern in Walther selbst.

Hierin hat Heinzel vielfach Zustimmung gefunden. Doch geht er noch weiter und will einen historischen Träger der Handlung aufweisen. Walther soll ein historischer, dem Attila entflohener Unterthan sein; ja er fafst sogar einen bestimmten Stamm ins Auge und macht Walther zu einem Boisker und seine Verlobte zu einer Urugundin. Diese Namen hätten zu der späteren Lokalisierung geführt. Die Frau aus dem Stamm der Urugunden, die bei Agathias als *Βουρούγουνδοι* auftreten, wäre die burgundische Königstochter geworden, und der Völkername Boisker soll die Vorstellung erweckt haben, dafs der Held aus dem Vogesenlande stamme, *Βοισκός, Vosegus, Wasichin.* Als dann im VII. Jahrh. die Basken sich in Aquitanien niederliefsen und dies Land Wasconoland benannt wurde, sei er zu einem Aquitanier gemacht und nun der Kampfplatz am Wasgenstein in die Sage aufgenommen worden.

Die Entwickelung denkt Heinzel sich nun so, dafs zuerst eine Flucht ohne Verfolgung stattfand. Daraus wurde Flucht und Kampf gegen die verfolgenden Hunnen. Mittlerweile hatte die Burgundensage eine wesentliche Umgestaltung erfahren, insofern Gunther dämonisiert und zum Besitzer des Rosengartens gemacht wurde, der von allen, die sein Gebiet betraten, Zoll oder das Leben forderte, und so entstand die Erzählung, dafs Walther auf der Fahrt nach Wasconoland sein Gebiet passierte und dort zu dem schweren Kampfe gezwungen wurde. Damit hing dann die Lokalisierung der Kämpfe, unter dem Einflufs von Walthers Heimat, am Wasgenstein zusammen. Hagen, der nach der älteren Sage, die Heinzel in der Thidreksage findet, der gefährlichste Gegner war, greift im Waltharius nur ungern ein, und im Waldere tritt er gar, nach Heinzels Interpretation, auf Walthers Seite. Hier ist dann also die Sage ganz entartet. So haben wir die merkwürdige Erscheinung, dafs die jüngsten Berichte, Thidreksage und mhd. Gedicht, die älteste erreichbare Sagengestalt repräsentieren, jünger schon ist der Waltharius aus dem X. Jahrh., und am jüngsten der Waldere aus dem VIII. Jahrh. Wenn natürlich auch die Möglichkeit dieser Chronologie nicht geleugnet werden darf, so mufs man immerhin doch sagen, dafs sie nicht gerade für diese Aufstellungen einnimmt. Dazu kommt das schwere Bedenken, dafs es Heinzel in keiner Weise gelungen ist, einen historischen Walther nachzuweisen. Symons hat (Heldens. 2. Aufl.) mit Recht ausgeführt, dafs es, um einen geschichtlichen Kern aufzuzeigen, nicht genügt, einzelne wirklich vorgekommene Ereignisse als Parallelen heranzuziehen, sondern dafs sich bestimmte historische Personen, wie Dietrich, Ermanarich u. s. w., ungesucht bieten müssen. So sind denn Heinzels Ergebnisse, soweit ich sehe, überall abgelehnt worden. Doch wirkt die aufserordentlich gelehrte und geistreiche Arbeit auf jeden Leser höchst anregend.

Ebenfalls ganz auf historischem Boden steht W. Müller, der seine bekannte Methode der Sagendeutung auch bei der Walthersage zur Anwendung gebracht hat. Ihm sind die Helden Repräsentanten ihrer Völker, ihre Handlungen Symbolisierung der Geschichte des ganzen Volkes. Wie Dietrichs Besitzergreifung von Italien sich in der Sage als eine Rückkehr in dies Land darstellt, so bedeutet nach ihm Walthers Rückkehr in die Heimat die Gründung

des Westgotenreiches in Gallien und Spanien. Die Vermählung mit Hildegunde, die in den verschiedenen Fassungen der Sage aus Burgund, Aragonien, Griechenland stammt, ist symbolischer Ausdruck für siegreiche Kämpfe mit diesen Völkern, und die Kämpfe am Wasgenstein zielen auf siegreiche Kriege der Westgoten mit ihren Nachbarn. — Wie Müllers Euhemerismus überhaupt wenig Freunde hat, so hat auch die Interpretation der Walthersage geringen Anklang gefunden. Was die Kämpfe am Vogesenfelsen betrifft, so hat schon Althof darauf hingewiesen, dafs sie am allerwenigsten in diesem Sinne verwertet werden dürfen, weil sie im grofsen und ganzen als Erfindung Ekkehards anzusehen seien.

In ganz andere Regionen führt uns die Anschauung, die von J. Grimm angedeutet und von Müllenhoff ausführlich begründet wurde. In der jüngsten Zeit ist dieser Standpunkt in vollem Umfange von Kögel vertreten worden, während Symons in der zweiten Aufl. seiner Germanischen Heldensage sich zurückhaltender ausspricht. Bei dem grofsen Ansehen, das diese Auffassung in weiten Kreisen geniefst, mufs es gestattet sein, auch hierauf ausführlicher einzugehen. — Der Gedankengang bei Kögel ist etwa folgender: Ekkehards Erzählung zeigt starke Inkonzinnitäten. Sobald Etzel die Nachricht erhält, dafs Walther, die Stütze seines Reiches, die Trunkenheit des Volkes benutzt hat, um bei Nacht und Nebel zu entfliehen und nicht nur die Hildegunde, sondern auch unermefsliche Schätze und des Königs kostbaren Helm und Harnisch mitzunehmen, gerät er in Wut und verspricht dem eine grofse Belohnung, der ihm den Treulosen wie einen tollen Hund gefesselt wieder zuführe. Der Leser erwartet, dafs sofort die Verfolgung beginnen werde, die den Helden zwingt, seinen Raub gegen die racheschnaubenden Mannen des Königs zu verteidigen. Aber nichts dergleichen geschieht. Die Hunnen verzichten auf die Verfolgung, des Königs Zorn verraucht, und Walther hat den Angriff der — Franken abzuwehren. Mit V. 418 scheiden die Hunnen aus der Handlung des Gedichts völlig aus: was eben darin seine Erklärung findet, dafs sie ursprünglich mit der Sage von Walther und Hildegunde nichts zu thun hatten.[1])

---

[1]) Nach Abschlufs der Arbeit geht mir Herrigs Archiv 1899, 3. und 4. Heft zu, woraus ich ersehe, dafs Rödiger am 28. Februar d. J. in der Berliner Gesellschaft f. d. Stud. d. neueren Sprachen einen Vortrag über die Walthersage gehalten hat. Leider konnte ich ihn nicht mehr berücksichtigen. Das Wichtigste ist: Walther ist Westgote, die Sage im V. Jahrh. bei den Westgoten ausgebildet. Hagen ist ein Franke, aber kein menschliches Wesen, sondern ein dämonisches. Nicht die Hunnen sind die ursprünglichen Verfolger, sondern Gunther mit Hagen und seinen anderen elf Helden. Dieser Kampf wird an die Stelle eines historischen gegen Franken getreten sein. Er hat mythisches Gepräge gerade wie Hagen und Gunther, der in der Walthersage seine dämonische Seite hervorkehrt. Walther und Hildegunde aber haben nichts Dämonisches an sich. Engerer Zusammenhang mit der Hildesage ist abzulehnen. — Die Franken setzten die Hunnen an die Stelle der besiegten Landsleute, und diese Form gelangte nach Niederdeutschland. In Alemannien und in England galt die westgotische. — Sowohl Aquitanien, ahd. *Wascôno lant*, als auch der Wasgenstein, d. h. der Fels in den Vogesen, haben guten und alten Halt in der Sage, es braucht nicht eine Benennung die andere hervorgerufen zu haben.

Dazu kommt nach Kögel eine zweite Aporie in unserem Gedicht. Herrich von Burgund und Alpher von Aquitanien haben ihre Kinder Hildegunde und Walther in früher Jugend miteinander verlobt, und beide wissen von der Verlobung, V. 229 *ambo etenim norant de se sponsalia facta.* Dazu will aber das Verhalten der beiden Verlobten gar nicht stimmen. Walther spricht zu der Jungfrau V. 231: 'Wie lange wollen wir noch im Elend schmachten? Und doch wissen wir, was unsere Eltern einst über uns beschlossen haben.' Die Jungfrau schweigt. Endlich erwidert sie: 'Warum heuchelst du, was doch deines Herzens Meinung nicht ist? Als brächte dir Schande eine Braut wie Hildegunde!' Da versichert er ihr den Ernst seiner Worte, und nun stürzt sie ihm voller Bewegung zu Füfsen: 'Wohin du mich rufst, will ich dir folgen.' Die ganze Stelle ist unverständlich, so meint Kögel, unter der Voraussetzung, dafs die beiden verlobt sind und davon wissen, es ist ein erstes Liebesgeständnis: der Held sucht das Mädchen durch die Versicherung seiner Liebe zur Flucht zu bewegen. Wäre sie seine Mitverbannte und Braut, so hätte es nicht so vieler Worte bedurft.[1]) Auch hier also scheinen zwei Motive ineinander geflossen zu sein: im allgemeinen herrscht in dem ganzen Gedicht die Vorstellung von der frühzeitigen Verlobung, unverstanden schimmert die Auffassung durch, dafs er sie durch sein Geständnis zur Flucht bewegt. Das Unverstandene, die Entführungsgeschichte, ist nach Kögel für ursprünglich zu halten.

An dieser Stelle ist nun ein dritter Sagentypus zu erwähnen, der im polnischen Lande seine Ausbildung erhalten hat. Die älteste Gestalt giebt die Chronik des Boguphal aus dem XIV. Jahrh. Nach dieser Darstellung macht *wdaly Walczerz* (der starke W.) aus Tynecz des Frankenkönigs Tochter Helgunda ihrem Verlobten, einem alemannischen Königssohn, durch seinen bezaubernden Gesang abtrünnig und verleitet sie mit ihm zu entfliehen. Beide setzen auf einem Pferde (von Westen nach Osten) über den Rhein. Der betrogene Bräutigam holt sie ein, und es kommt zum Kampf. Der Alemanne wird durch den Anblick der Helgunda, die ihm gegenübersteht, so gekräftigt, dafs er Walczerz zum Weichen bringt. Als infolgedessen auch sein Auge auf sie fällt, durchströmt neue Kraft seine Glieder, und er erschlägt den Gegner, dessen Pferd und Waffen er mit sich nimmt. In der Heimat angekommen heilt er seine Wunden.

Diese Erzählung hat sich offenbar unabhängig von den beiden anderen Sagentypen entwickelt, und es läfst sich nicht leugnen, dafs sie den Eindruck macht, als ob sie einzelne echte Züge bewahrt hätte. So hat man denn behauptet, die Walthersage sei im letzten Grunde ein Entführungsmythus, der noch im Waltharius unverstanden durchschimmere. Schon J. Grimm hat beobachtet, dafs sie sich in einigen Punkten mit der Hildesage[2]) berührt. Als ursprüngliche Form derselben kann man etwa folgende Erzählung erschliefsen: Der gewaltige, finstere König Högni hat eine Tochter Hilde, die ihm von seinem

[1]) Die richtige Interpretation der Stelle giebt jetzt W. Meyer, Zs. f. d. A. XLIII 127 ff.

[2]) Am bekanntesten in der Gestalt, die das Kudrunlied zeigt.

Blutsbruder, dem schönen Hedinn, dem Sohne Hjarrandis (ahd. Herrant, Horant), wahrscheinlich durch zauberhaften Gesang, entfremdet und entführt wird. Der Vater setzt ihnen nach und holt sie auf einer Orkneyinsel ein. Hedinn schickt die Geliebte zum Vater und läfst ihm zur Sühne ein Halsband bieten. Der weist sie ab (ebenso wie einen zweiten Versuch, den Hedinn persönlich macht, wobei grofse Schätze geboten werden). So entbrennt ein heftiger Kampf, der bis zur Nacht dauert. Am Abend begeben sich beide Könige zu ihren Schiffen, Hilde aber geht zum Walplatz und weckt durch Zauber die Gefallenen wieder auf. Am Morgen beginnt der Kampf von neuem, und so wird es dauern bis zum letzten der Tage. Das ist der Hjadningavîg. — Hilde, die hier nur zauberkundig ist, erscheint nach einer anderen Version als wilde, schlachtenfrohe Jungfrau, die den Sühneversuch mit Fleifs scheitern läfst.

Die Berührungspunkte sind die folgenden: Unter den Gegnern Walthers ist der gefährlichste Hagen, in der Thidreksage wird er allein genannt. Dieser wird in beiden Sagen (aber nicht in der Thidreksage) aus einem Freunde zum Feinde. Dem Namen Hilde entspricht die Verdoppelung Hildegunde. Wenn die polnische Version Echtes bewahrt hat und Waltharius V. 229 ff. von Kögel richtig interpretiert ist (was ja allerdings begründetem Zweifel unterliegt), so ist die Entführung auch der Walthersage eigentümlich. In beiden Fällen wird das angebotene Lösegeld zurückgewiesen. Wenn in der Hildesage der Zaubergesang ursprünglich ist, so vergleicht er sich passend mit der polnischen Chronik. Und wenn im Waldere die Jungfrau den zagenden Helden ermutigt und bei Boguphal der Blick ihres Auges den Weichenden von neuem stärkt, so findet man darin Reste der mythischen, walkürenhaften Hilde. Auch in dem nächtlichen Gesang der Hildegunde am Lager des schlafenden Walther hat man Anklänge an die Tote auferweckende Zauberin gesehen, und in den zwei Stadien des Kampfes glaubt man den ewig sich erneuernden Kampf der Hedeninge wiederzuerkennen.

Nach dieser Auffassung ist Hagen also ursprünglich der Vater der Hildegunde, Walther hat sie ihm entführt. Bei den Westgoten, auf die Walthers aquitanische Heimat bei Ekkehard und die mhd. Bezeichnung Walther von Spâne führen, soll dann dieser Mythus von der Entführung Hildens und dem Kampf um sie historisiert und auf einen stammverwandten Helden übertragen worden sein. Historische Ereignisse wie Kindervergeiselung und Flucht von Etzels Hof hätten sich dann damit verknüpft. Da König Attila im Waltharius als ein Friedensfürst geschildert wird, so vermutet Symons, dafs diese westgotische Sage bei den Ostgoten ihre Ausbildung erlangt hat, die ja zu Etzel in einem Verhältnis standen, das eine solche Auffassung des Hunnenkönigs erklärt. Undenkbar ist das an und für sich nicht, ebenso wurde der Westgote Widigauja von den Ostgoten besungen. Ob die Kämpfe Walthers einen historischen Kern, etwa Tejas Heldenkampf am Vesuv, enthalten, ist nicht zu entscheiden. Die Anlehnung dieser westgotischen Walthersage an die Burgundensage, zu der die Identifizierung von Hildegundens = Hildens Vater Hagen mit dem Helden der Nibelungensage Anlafs gegeben hätte, soll dann bei einem

westlichen Stamme, vermutlich den Alemannen, erfolgt sein. War Walther ein Aquitanier aus dem westgotischen Wasconoland, so konnte das Anklingen des Namens an den Wasgenwald, unterstützt durch den Namen Hagen, zur Lokalisierung der Kämpfe am Wasgenstein führen.

Gegen diese überkünstliche Kombination wird von den Gegnern mit Recht eingewandt, dafs die Vergleichungspunkte recht äufserlich sind und sich mehr oder weniger in jeder Entführungssage finden. Vereinzelte ähnliche Züge beweisen nichts, können auch durch Übertragung aus der Hildesage erklärt werden. Dazu nötigen die mindestens ebenso gewichtigen Abweichungen zu gewaltsamen Einrenkungen. So haben alle Versuche, die echte Sage zu rekonstruieren, zu einem haltbaren, allgemein angenommenen Ergebnis nicht geführt.[1] Wir sehen, dafs wir nichts wissen können.

Noch trostloser aber wird die Lage, wenn man in Betracht zieht, dafs in allen diesen Berechnungen eine falsche Zahl ist. Die Forscher operieren ausnahmslos mit dem Waltharius, als ob er ein altes deutsches Heldengedicht wäre. Diese Wertung unseres Epos wird schwerlich aufrecht erhalten werden können, wie sich uns im folgenden zeigen wird.

---

[1]) Recht plausibel erscheint mir Heinzels Datierungsversuch: Da Walther in den ältesten Zeugnissen mit Helden aus der ersten Hälfte des V. Jahrh. zusammengestellt wird, nicht aber mit Dietrich von Bern, der ebenfalls an Etzels Hofe lebte, so ergiebt sich, dafs die Walthersage vor der Dietrichsage ausgebildet ist.

(Schlufs folgt)

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Reden und Vorträge von Otto Ribbeck. Leipzig, B. G. Teubner 1899. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. V, 308 S.

Als Otto Ribbeck am 18. Juli vorigen Jahres die Augen schlofs, lag eine wissenschaftliche Lebensarbeit von solchem Reichtum hinter ihm, wie sich deren nur die Meister der Philologie rühmen dürfen. Von seinem ersten Hauptwerke an, der Fragmentsammlung der römischen Tragiker und Komiker, bis zum letzten und bekanntesten, der Geschichte der römischen Dichtung, welche Fülle von aufbauender und kritischer Thätigkeit. Weithin und tief hinab reichte Ribbecks Forschung auf dem Gebiete antiken Lebens und namentlich der klassischen Poesie. Vieles von dem, was er während nahezu eines halben Jahrhunderts in unermüdlich fortgesetztem litterarischen Schaffen geleistet hat, wird Grundlage und Vorbild in der Altertumswissenschaft bleiben; anderes hat ohne Zweifel Veranlassung zu schärferer Prüfung und feinerem Verständnis gegeben; und gerade in Sachen seines am meisten angefochtenen Buches über den echten und den unechten Juvenal bringt das diesjährige Maiheft der Classical Review ein neues Aktenstück in Gestalt von mehr als dreifsig eingeschobenen Versen zur sechsten Satire aus einer Oxforder Handschrift des XI. Jahrh., die eine Revision des Prozesses zur Folge haben dürften, den man jenem Werke vor Jahren gemacht hat. Buecheler vermutet, sie seien von einem Nachdichter in der Zeit des Ammianus interpoliert worden und hebt hervor, niemand würde mit derselben Befriedigung die Nachricht von dem merkwürdigen Funde aufgenommen haben wie der Dahingeschiedene (Rhein. Mus. LIV 484).

Fragt man sich, worin das Charakteristische von Ribbecks schriftstellerischer Persönlichkeit lag und auf welchem Grunde die Auffassung seines Berufs als Philologe ruhte, so tritt die strenge Schulung der von Ritschl vertretenen Methode hervor in engem Bunde mit der schöpferischen Phantasie des Künstlers. Jene ist ihm stets nur Mittel zum Zwecke gewesen, wie wenig er sich selbst auch mühseliger Kleinarbeit entzogen hat, wo ihm ein bedeutendes Ziel vor der Seele schwebte. Der Zug ins Grofse, das Streben zum Ganzen belebte von jeher seine Forschung, und er war umsomehr dazu berufen und berechtigt, da er mit dem eisernen Fleifse, der dem wahren Künstler eigen ist, die Steine selber gebrochen und behauen hat, aus denen seine zusammenfassenden Arbeiten entstanden sind. Ist es nicht aufserordentlich reizvoll, das Werden, Wachsen und Reifen seiner Anschauungen zu beobachten, indem man verfolgt, wie er in den grofsen grundlegenden Ausgaben der römischen Sceniker und des Virgil den Stoff sammelt, gestaltet und in jeder Weise sich zu eigen macht, von Stufe zu Stufe mit jeder neuen Bearbeitung aufsteigend? wie er in zahlreichen kleineren Abhandlungen zu den klassischen Schriftstellern, namentlich den Dichtern, mit den Textproblemen und litterarhistorischen Fragen mancherlei Art sich auseinandersetzt, kühn vordringend, nicht selten auch in stolzem Selbstgefühl mit Gegnern die Waffe kreuzend? Bis dann die Ethologischen Studien folgen, diese auf den ausgedehntesten Vorarbeiten beruhenden Charakterbilder aus antiker Dichtung und Wahrheit, in denen sich der Meister zeigt, auf der Höhe seiner Gelehrsamkeit und seiner feinsinnigen Interpretation, und weiter, ein abschliefsendes Lebenswerk, die jedem Philologen vertraute Geschichte der römischen Dichtung.

So bietet ein Blick auf Ribbecks Schaffen das Bild einer seltenen Harmonie, wie er selbst aus einem Gusse war. Freilich ist es eine *παλίντονος ἁρμονίη ὥσπερ λύρης καὶ τόξου*. Wie es nicht anders sein kann bei einem so selbständigen Forscher, der doch zugleich den Trieb empfand, seinen Stoff künstlerisch zu erfassen und zu gestalten, so scheinen sich Gegensätze in ihm zu vereinigen, nicht nur in seinen Schriften, auch in seiner persönlichen Wirksamkeit. Es war, als ob die Strenge und Schärfe, die der unparteiische Kritiker in seinen Textrecensionen und in seiner Quellenkritik bewährt hat, auch seine Lehrweise beeinflufste, die deshalb dem Fernerstehenden spröde erschien, besonders in früheren Jahren. Sein Bestes dagegen, die Erkenntnis 'wie alles sich zum

Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt', was in den reifsten seiner Bücher den Leser fesselt und hinreifst, auch davon spendete er reichlich im Leben, wenn sich Veranlassung bot, an geeigneten Stellen seiner Vorlesungen, bei feierlichen Anlässen vor gewählter Versammlung, am liebsten wohl im vertrauten Kreise oder im Zwiegespräch mit alten und jungen Freunden in der Dämmerstunde. So wird nur der Ribbeck gerecht werden, wer diese beiden Äufserungen seines Wesens zu höherer Einheit verbindet.

Durch das Vorstehende soll angedeutet werden, warum wir gerade die soeben erschienene Sammlung von Reden und Vorträgen Ribbecks aufs freudigste willkommen heifsen. Sie zeigen den Verfasser zugleich in seiner Bedeutung als Forscher und Schriftsteller. Es ist nichts Unveröffentlichtes darunter, aber fast alles ist buchhändlerisch schwer oder gar nicht mehr erreichbar, und es giebt deshalb selbst unter Ribbecks Schülern gewifs nur ganz wenige, denen alle diese kleinen Kunstwerke aus einem vierzigjährigen Zeitraume bekannt wären. Und doch geben sie erst im Zusammenhange ein vollständiges Bild. Akademische Repräsentation zu üben hatte schon der Dreifsiger und Vierziger in Kiel als Professor eloquentiae eine Reihe von Jahren hindurch Gelegenheit und sah sich dazu wiederum während seines Leipziger Rektoratsjahres veranlafst; vielen ist seine eindrucksvolle, malerische Erscheinung von damals in der altertümlichen Amtstracht, mit dem würdigen, altholländischen Charakterkopf in der Erinnerung geblieben. Ein geborener Festredner im eigentlichen Sinne, der ein grofses Publikum mit kräftigen Mitteln fortreifst, war er nicht und wollte es seiner ganzen Natur nach auch gar nicht sein. Mehr noch als im weiten Festsaal kam sein begeisterter, mitunter auch humorvoller Vortrag zur Geltung, wenn er etwa im Kolleg eine Dichterstelle im Urtext oder in eigener Übersetzung mitteilte oder daheim im abendlichen befreundeten Kreise, was er gern that und meisterhaft verstand, Werke antiker und neuerer Dichter, wohl auch einmal was er soeben selbst geschrieben hatte, vorlas. Ribbecks öffentliche Ansprachen mit ihrem fein durchdachten Inhalt waren nicht nur für den Augenblick geboren und werden der Sache des Humanismus noch lange ein Segen sein. Sie zeigen uns, wie einer unsrer besten Männer, obwohl niemals am politischen Leben beteiligt, die grofsen Schicksale unseres Volkes von der Befreiung Schleswig-Holsteins an bis zum Tode Kaiser Wilhelms mit ganzer Seele verfolgt, wie er dabei hoffend, preisend und mahnend die Ideale des Altertums erstehen läfst und so die Gegenwart sub specie aeterni erblickt. Die dänische Fremdherrschaft erscheint ihm als 'Hybris' und drängt ihn, zusammenzufassen, was griechische Denker und Dichter über diese geäufsert. Als die Christiano-Albertina preufsisch geworden ist und Deutschlands Einheit sich vorbereitet, schildert er in 'Griechenland und Deutschland', 'wie viel mächtiger, das Ganze durchglühender die gesammelten Strahlen der Flamme zum Himmel lodern, als ein einzelnes noch so treu gepflegtes Lämpchen'. Er beschwört nach einer Besprechung von 'Dämon und Genius' in schwungvollem Hymnus alle guten Geister Preufsens, 'die ein dämonischer Mann mit wunderbarer Kraft zusammenfafst', damit 'auch jener zersprengte Halbchor des Südens . . uns näher und näher komme', zu freier, harmonischer Bewegung, kunstgemäfs wie in der athenischen Orchestra, und ruft, nachdem er den Begriff 'Majestät' historisch allseitig beleuchtet hat, mit Niebuhr aus: 'Unsere Nation möchte ich nicht mit dem alten Rom vertauschen!' Im grofsen Jahre sodann stimmt auch er kriegerische Klänge an, in seiner Weise. 'Die Kunst, welche dauern soll', sagt er im Januar 1871, 'bedarf meist Sammlung und Entfernung vom Schauplatz. Nicht das in die Ohren gellende Geräusch, sondern das Nachklingen in erinnerungsreicher Phantasie begeistert, nicht das blendende Licht des heifsen Tages, sondern der Widerschein im inneren Auge erleuchtet sie'. So hält er denn einen inhaltreichen Vortrag über 'Die Poesie des Krieges im Epos der Griechen' und stellt bald darauf, am ersten Kaisergeburtstag, noch im Hochgefühl des Erkämpften, vom Griechentum durchdrungene Betrachtungen an über 'Gesundheit des Staates', die geistigen Grundlagen klarlegend, auf denen unseres Volkes Heil und Gröfse beruht. In ähnlicher Weise hat er dann noch einmal 'Politische Anweisungen' gegeben und im Anschlufs an Plutarch über Wesen und Verhalten des Staatsmannes und Staatsbürgers gesprochen, nicht ohne Beziehung auf den entbrennenden Kulturkampf.

Mit Ribbecks Berufung nach Heidelberg i. J. 1872 fiel die äufsere Veranlassung für ihn weg, sich in dieser Weise auszusprechen. Die Verpflichtung zur Rektoratsrede in Leipzig trat gerade zu der Zeit an ihn heran, als er den ersten Band der 'Römischen Dichtung' vollendet hatte. Da nahm er denn Gelegenheit, 'Aufgaben und Ziele einer antiken Litte-

raturgeschichte' zu bezeichnen, und gab damit im Grunde nichts anderes als ein Bild seiner eigenen Lebensarbeit in Forschung und Lehre. Sein humanistischer Standpunkt tritt bestimmt hervor und sein besonders inniges Verhältnis zur Poesie, auf die er die Beispiele beschränkt, 'da die Blüte der schönen Litteratur auch an ihren Erforscher und Darsteller die feinsten Anforderungen stellt'. Wenige werden freilich die Worte billigen: 'Wenn auch kein einziger greifbarer Überrest des Altertums zu Hilfe käme, so würde doch sein hehres Bild vor unserem inneren Auge zwar minder ausgeführt und in vielen Einzelheiten unklar dastehen, aber in den wesentlichen Umrissen nicht unvollständiger'. Indessen hat der Schüler Boeckhs und Welckers thatsächlich die monumentale Überlieferung mit liebevollem Blicke zu würdigen verstanden, wenn er hier auch weit mehr der 'normativen' als der 'explikativen' Betrachtungsweise zugethan war und zu sagen pflegte, die Archäologie sei doch eigentlich nur ein 'Ornament' der philologischen Wissenschaft. Er charakterisiert in jener Rede die Litteraturgeschichte im Altertum und umschreibt die modernen Aufgaben der Rekonstruktion, Biographie und Eidographie, aus dem reichen Füllhorn der Erfahrungen seiner eigenen Werkstatt kostbare Anregungen spendend. Eidographisch verfuhr er selbst noch einmal in einer akademischen Rede zu Ehren König Alberts, 'Lobpreis von Fürsten und Helden bei Griechen und Römern', worin sich die hübsche Motivierung des Themas findet: 'Pflegt doch bei festlichen Gelegenheiten auch der Urväter ehrwürdiger Hausrat aus alten Truhen und Schränken hervorgeholt und zum Schmuck der Tafel aufgestellt zu werden'. Eine schöne Würdigung Pindars ist darin besonders anziehend.

Mit dem Erwähnten ist der Inhalt des Buches nicht erschöpft. Es enthält noch die zwei rühmlich bekannten Vorträge aus Bern und Heidelberg 'Euripides und seine Zeit' und 'Die Idyllen des Theokrit', den Aufsatz 'M. Porcius Cato Censorius als Schriftsteller', eine Reihe von Reden und Nekrologen 'in memoriam' und zum Schlusse die satirische Kritik einer Catullübersetzung aus dem Ende der 50er Jahre. Wäre dem Verewigten ein längeres Leben vergönnt gewesen, so hätte er wohl auch den Leserkreis unserer Zeitschrift, deren Entstehen er mit freundlicher Teilnahme begleitete, durch ähnliche Gaben erfreut. Er verstand es meisterhaft, 'ein ausgeführtes Gesamtbild' von Litteraturwerken zu entrollen, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, 'dem Luft, Horizont, Perspektive, Rundung und Farbe nicht fehlten', und wollte damit doch stets dazu anregen, dem Original näher zu treten und den allgemeinen Eindruck durch eigenes Studium zu vertiefen. 'Auch der Betrachter von Grund- und Umrissen herrlicher Bauten und Bildwerke glaubt nicht auf die Anschauung dieser selbst verzichten zu müssen', fährt er in seiner plastischen, bilderreichen Sprache fort. Wir wissen alle, dafs er nicht nur anschaute und Grund- und Umrisse entworfen hat, sondern ein Baumeister war wie wenige. Der Titel unserer Sammlung zeigt als Vignette Athena gedankenvoll auf ihren Speer gestützt, nach dem schönen Relief auf der Akropolis, dieselbe Athena, mit der das frühe Grab von Karl Buresch, Ribbecks Lieblingsschüler, in Athen geschmückt ist. Auch indem wir dieses Erinnerungsbuch lesen, drängen sich uns die dort eingegrabenen Worte auf die Lippen: βάσκανος ἔσσ' Ἀΐδα.

Johannes Ilberg.

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Heft V—VIII. München, Carl Haushalter 1898.

Das V. Heft der Munckerschen 'Forschungen' (s. Neue Jahrb. 1898 I 370 ff.) enthält Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit von Carl Alt. Die kritische Beschäftigung mit Goethes Lebensbeschreibung ist so alt wie das Kunstwerk selber. Schon i. J. 1811 schreibt Graf Reinhard nach der Lektüre der ersten Bücher an Goethe, 'dafs er Philister genug wäre, den historischen Hergang der Sache wissen zu wollen', und vieles hat die Forschung zur Kritik von Dichtung und Wahrheit geleistet, wobei Loepers Name an erster Stelle zu nennen ist. Die vorliegende Schrift giebt nun einesteils eine sorgfältige Nachprüfung der bisherigen Ergebnisse, andernteils wertvolle Ergänzungen, da der Verf. als neues Material die Tagebücher, Schemata und Entwürfe der Weimarer Ausgabe, sowie die noch ungedruckten Tagebücher des Weimarer Archivs verwertet hat. Der erste Abschnitt handelt von den Quellen Goethes zu Dichtung und Wahrheit, die ihm spärlich genug flossen für den eigentlichen biographischen Teil. Für die Leipziger Zeit besafs er die Briefe an seine Schwester. Aber es scheint, dafs er sie nur zu einigen Nachträgen benutzt hat, wie die Gegenüberstellung mehrerer Stellen zeigt. Ebensowenig scheint er seine Briefe an Frau von La Roche zu Rate gezogen zu haben, die er in einer Schlosserschen

Abschrift besafs. Regelmäfsige Tagebücher hat Goethe vor der Weimarer Zeit nicht geführt, so dafs für Dichtung und Wahrheit nichts davon in Betracht kommen konnte. Was er aber davon besafs, wie die Ephemeriden, das Reisetagebuch von 1775, ferner mehrere Jugendbriefe und Jugendwerke, darunter den Mahomet, das hatte er Frau von Stein geschenkt und es wohl vergessen, so dafs er diese wichtigen Hilfsmittel nicht zurückforderte. Eine weitere Quelle waren seine Jugendwerke, die er nochmals überlas und verwertete, wie es der Verf. durch eine Gegenüberstellung von Abschnitten über das Strafsburger Münster aus Dichtung und Wahrheit mit dem Aufsatze 'Von deutscher Baukunst' veranschaulicht. Ferner bat er Knebel, Bertuch, Trebra, Schlosser, Klinger und den Herzog um Erzählungen und Aufzeichnungen, ohne freilich überall die rechte Unterstützung zu finden. Von gedruckten Quellen lagen ihm Jung-Stillings autobiographische Schriften und von Lavater Briefe und Tagebücher vor. Da ihm die Mutter 1808 entrissen worden war, mufste Bettina eintreten für die Erzählungen aus der Kindheit, und verständig und besonnen ist der Standpunkt, den der Verf. über Priorität und Glaubwürdigkeit von Bettinas Briefen einnimmt. Damit sind die Quellen für die eigentliche biographische Erzählung erschöpft, und Goethe war im wesentlichen auf sein Gedächtnis angewiesen, das ihn natürlich bisweilen getäuscht hat. Wie wunderbar es sich jedoch oft bis in kleine Einzelheiten hinein bewährt hat, hat z. B. die Wiederentdeckung der Thorancschen Bilder durch Schubart bewiesen. In viel reicherem Mafse konnte natürlich Goethe für die historischen und litterarischen Abschnitte, über Frankfurt, das Pfeifergericht, die Kaiserkrönung, das Reichskammergericht, sowie für die litterarhistorischen Exkurse, Quellen heranziehen, wofür ihm die eigene und die herzogliche Bibliothek zur Verfügung standen. Im Anhang des Buches ist ein Verzeichnis der von Goethe aus der Grofsherzoglichen Bibliothek für Dichtung und Wahrheit entliehenen Bücher gegeben, und der Verf. hat die Benutzung der einzelnen Quellen aufs anschaulichste dargestellt.

Der zweite Abschnitt behandelt die Entstehung von Dichtung und Wahrheit von dem 27. August 1808 an, welches Datum Riemers Tagebücher als den Tag bezeichnen, an dem Goethe den Entschlufs fafste, seine Bekenntnisse aufzuschreiben. Die Tagebücher, die Masse der erhaltenen Schemata, die den grofsen Umfang der Vorstudien und die Gründlichkeit des Dichters zeigen, Entwürfe und wieder verworfene Fassungen lassen uns tiefe Blicke in die Werkstatt Goethes thun, und der Verf. zeigt in einem Schlufskapitel, wie diese Arbeitsweise auf die künstlerische Komposition des Ganzen eingewirkt hat. Vom Oktober 1809 bis in den Januar 1814 ziehen sich die Vorarbeiten und die Ausarbeitung der ersten drei Bände hin. Am IV. Bande hat der Dichter vom Jahre 1812 bis in den Oktober 1831 gearbeitet, und wir wissen nun genau aus den vorhandenen Hilfsmitteln, was in den einzelnen Jahren entstanden ist. Er ist eigentlich nicht vollendet worden, denn wir erfahren aus den Schemata manches, was behandelt werden sollte, aber in den ausgeführten Stücken fehlt. Bekanntlich ist er erst nach Goethes Tode veröffentlicht worden.

Eine ganz vortreffliche Schrift enthält das VI. Heft: Der Byronsche Heldentypus von Heinrich Kräger. Mit dem Titanentypus des Äschyleischen Prometheus setzt das Buch ein. Jahrtausende später entfacht sich der alte Streit zwischen Juppiter und den Titanen aufs neue in Miltons Verlorenem Paradiese, und in herrlicher Analyse führt uns der Verf. die Satansgestalt vor in ihrer Seelenqual, ihrem Schmerz um das verlorene Paradiesesglück, in ihrem Trotz und Hafs, in ihrer Reue und Sehnsucht. Miltons Satan vererbt seinen Trotz auf die Klopstockschen Höllenfürsten Satan und Adramelech, während alle milderen Regungen dem gefallenen Engel Abadonna, des Dichters Liebling, zufallen. Aber die von Klopstock getrennten Elemente vereinigt wieder in einer Person der Schillersche Räuber Karl Moor, und es wird uns in überzeugender Weise gezeigt, wie von dem Miltonschen Satan die Brücken herüberführen zu dem Schillerschen Helden. Dieser satanische Typus des Räubers Karl Moor wird nun zum Heldentypus Byrons, bei der Verwandtschaft der beiden Dichter Schiller und Byron, der Weltbürger und Rousseaujünger, und der britische Dichter hat in einer langen Reihe verwandter Helden diesen Typus durchgeführt. Er lernte das Schillersche Drama zunächst nur mittelbar kennen durch eine Erzählung der Mifs Harriet Lee und begann danach sein Drama Werner, das er zwar erst in Italien 1822 vollendete, das aber in unmittelbarem Zusammenhang steht mit seinen epischen Dichtungen aus den Jahren 1813—16, die alle den Räubertypus behandeln, wie der Korsar, der Giaur, die Braut von Abydos, die Belagerung von Korinth, Lara und Parisina. Nach einem schönen

Einleitungskapitel über Byrons Beziehungen zur Schweiz, dem Schauplatz seines Manfred, folgen vortreffliche Ausführungen über dieses Drama, und der Satantypus wird weiter verfolgt in den Byronschen Mysterien Cain und Himmel und Erde. Auch ein Abkömmling der Lucifergestalten, aber von der komischen Seite gefafst, ist der Don Juan, in dem der Dichter nach des Verf.s Meinung durch die Abkehr vom Erhabenen und Übermenschlichen zu einem leidlichen Frieden mit sich und der Welt kam. Das Schlufskapitel endlich behandelt den grofsen Gegensatz zwischen Byron und Carlyle und steht nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Thema, aber es ist wie das Ganze eine wertvolle Vorarbeit zu einer Biographie Byrons, zu der man nach diesem Probestück nur herzlich Glück wünschen kann.

VII. Heft: Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen (1738—1758). Von Paul Otto. Das Ergebnis dieser sehr tüchtigen Arbeit ist das, die grofse Bedeutungslosigkeit dieser Göttinger Deutschen Gesellschaft dargestellt zu haben. Das Quellenmaterial für die Untersuchung bot der umfangreiche, aber nicht lückenlose Aktennachlafs der Gesellschaft, den die Göttingische Universitätsbibliothek aufbewahrt. Im J. 1738 wurde diese Gesellschaft an der neu gestifteten Georgia Augusta von Mitgliedern des philologischen Seminars gegründet und von ihrem Präsidenten, dem Philologen Joh. Math. Gesner, dem ehemaligen Rektor der Leipziger Thomasschule, ganz nach dem Muster und den Statuten der Gottschedschen Deutschen Gesellschaft in Leipzig organisiert. Der Litteraturtyrann von der Pleifse wurde dann auch der Gönner der Gesellschaft, stattete ihr später einen Besuch ab und widmete ihr sowie der Schwestergesellschaft zu Königsberg seine Sprachkunst. 1740 zu einem akademischen Institut erhoben, hat sie sich bei wechselndem Auf- und Niedergang bis zum Jahre 1758 behauptet, bis der Sturm des siebenjährigen Krieges ihr ein Ende machte. Pflege der deutschen Sprache war das unklare Programm der Gesellschaft, ein Bestreben, das eine Fortsetzung der deutschen Sprachgesellschaften des XVII. Jahrh. bildet. Was nun aber von thatsächlichen schriftstellerischen Leistungen vorhanden ist, in Reden, Übersetzungen und freien Gedichten, stellt sich bis auf weniges Mittelgut als höchst kläglich heraus, während von der Schweiz her ringsum in Deutschland neues litterarisches Leben aufblühte. Was ihnen die Mitwelt Gutes brachte, verschmähten sie, die Anakreontik war den Philistern zu tugendlos, Klopstocks Gesang diesen Alltagsmenschen zu hoch. Noch einmal ist die Gesellschaft zum Leben erwacht und hat mit erweitertem Programme von 1762—1792 existiert. Bekannte Männer, wie Chr. G. Heyne, Chr. Fel. Weifse, Gotter, Schiebeler, Bürger, Hölty haben damals zu ihren Mitgliedern gezählt, aber geleistet hat sie auch in dieser Zeit nichts, und sie wird weit in den Schatten gestellt von den beiden anderen berühmten Göttinger Sozietäten jener Zeit, der von Albrecht von Haller 1751 gestifteten Gesellschaft der Wissenschaften und dem Hainbund.

VIII. Heft. In letzter Zeit hat man angefangen, Dichter und ihre Werke von der pathologischen Seite zu betrachten, wie es für Goethe ein berufener Mann, P. J. Möbius, gethan hat in seinem ergebnisreichen Buche Über das Pathologische bei Goethe (s. o. S. 158 f.). Für den Dichter Grabbe, für den das Pathologische eine ganz andere Bedeutung hat, hat es Carl Anton Piper unternommen in seinen Beiträgen zum Studium Grabbes, deren erster Teil Grabbe als eine psychopathische Erscheinung behandelt. Der Psychiater Koch hat ein Krankheitsbild mit dem Ausdruck 'psychopathische Minderwertigkeit' bezeichnet, dessen Symptome das Leben des Dichters Zug für Zug aufweist. Von Natur psychopathisch belastet, hat sich Grabbe durch den Alkoholismus vollends zerrüttet. Eine schwächliche, verschlossene Natur, zur Einsamkeit geneigt, wird er nur dann gesellig, wenn er sein Ich in den Mittelpunkt stellen, sich produzieren und Aufsehen erregen kann. Dabei beherrscht ihn die Sucht, sein eigentliches Gefühl zu verheimlichen und gröfser zu erscheinen, als er in der That ist, ein hervorstechender Zug seines krankhaften Wesens, der ihm von den frühesten Knabenjahren an eigen ist. So artet er allmählich in eine sittliche Verwahrlosung aus, dafs er, um seinen Trunk zu entschuldigen, von seiner Mutter aussagen konnte, sie habe ihm schon in seiner frühesten Kindheit geistige Getränke gereicht, und dafs er, um sich mit Glanz zu umgeben, das Gerücht in die Welt setzen konnte, er sei der natürliche Sohn eines heldenmütigen, früh gefallenen Fürsten, des preufsischen Prinzen Louis Ferdinand. Denn nach den Ausführungen des Verf.s kann durchaus nur Grabbe selbst für diese Gerüchte verantwortlich gemacht werden. Zuletzt körperlich und geistig ganz verfallen, ist er 35 Jahre alt einem frühzeitigen Marasmus erlegen.

Der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Jugenddrama Grabbes,

dem Herzog Theodor von Gothland, jenem Monstrum von Geschmacklosigkeiten und absurden Effekten, von gehäuften Unwahrscheinlichkeiten, von unbeholfenster Technik in gewaltsamer, alberner und leichtfertiger Motivierung, einem Stück, das in seiner Verwilderung die Dramen der Sturm- und Drangzeit weit überbietet. Da Grabbe in seinem ganzen poetischen Schaffen nicht freischöpferisch ist, sondern auf litterarische Vorbilder zurückgeht, war es eine dankbare Aufgabe, die Quellen für die einzelnen Scenen, Situationen und Charaktere aufzusuchen, die der Verf. mit viel Scharfsinn und Geschick gelöst hat. Der Mohr Aaron aus Shakespeares Titus Andronicus, Othello und Jago, sowie Schillers Karl und Franz Moor haben die wesentlichsten Züge hergegeben für die Hauptfiguren, den Herzog von Gothland und seinen Gegenspieler, den schurkischen Mohren Berdoa. Aber auch aus anderen Shakespeareschen und Schillerschen Stücken sind Situationen und Reminiscenzen in das Drama hinübergeflossen, aus dem Julius Caesar, Lear und Richard III., aus dem Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart. Ja, noch Gerstenbergs Ugolino, Klingers Zwillinge, der Julius v. Tarent von Leisewitz haben das Ihrige beigesteuert, ferner die Schicksalstragödie, vor allem Müllners Schuld und Werners 24. Februar, bis zu Tiecks Genoveva. Das Stück verdient nicht mehr gelesen, sondern vergessen zu werden, wie alle die Dramen, deren Stoff Grabbe selbst erfunden hat, die ganz klägliche Nannette und Maria, das platte Lustspiel 'Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung' und der jämmerliche Don Juan und Faust. Es ist nicht zu verwundern, dafs Litterarhistoriker wie Scherer den Dichter nur lächerlich finden konnten gegenüber seinen lobpreisenden Herausgebern Gottschall und Blumenthal (Litteraturgesch. S. 776). Ernst ist Grabbe nur zu nehmen in seinen historischen Dramen, wo die vorgezeichneten Situationen und Charaktere seiner ungebändigten Art eine Schranke zogen.

Robert Weber.

ZU HORATIUS, CARM. I 20

In der Schlufsstrophe dieses Gedichtes:

Caecubum et prelo domitam Caleno
Tu bibes uvam: mea nec Falernae
Temperant vites neque Formiani
Pocula colles

haben die Worte *tu bibes* trotz alles aufgewandten Scharfsinnes bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung oder Verbesserung gefunden. Hinderlich scheint mir die herkömmliche Auffassung des Gedichtes gewesen zu sein, nach welcher angenommen wird, Horaz lasse eine Einladung an Maecenas ergehen. Einen ganz anderen Standpunkt für das Verständnis gewinnt man, wenn man ein altes Scholion in Betracht zieht, welches am Rande des cod. Divaei überliefert ist: *Maecenas iturus in Apuliam mandarit Horatio, ut eum susciperet hospitio.* Hieraus ergiebt sich die Situation, der unser Gedicht seine Entstehung verdankt: es mufs als die Erwiderung des Horaz auf die Ansage des Maecenas angesehen werden. (Vgl. auch G. Friedrich, Q. Horatius Flaccus, Philolog. Untersuchungen S. 16 ff.) Da wir es also mit einer Korrespondenz zu thun haben, so erhebt sich für das weitere Verständnis unseres Gedichtes die Frage: läfst sich aus ihm nicht mutmafsen, was in dem Billet des Maecenas gestanden hat? Dies glaube ich allerdings. Aus dem ganzen Sinne der Antwort des Horaz geht hervor, dafs Maecenas Vorschriften über seine Bewirtung gemacht hat; scherzhaft hat er den besten Tropfen verlangt, welchen Italiens Boden erzeugt. Auf diesen Wunsch des Maecenas mufs Horaz in der Schlufsstrophe des Gedichtes irgend eine Beziehung genommen haben. Merkwürdig genug ist es, wie leicht sich eine solche in unserem Texte wieder herstellen läfst; um nicht viele Worte zu machen, der Abschlufs des Gedichtes mufs folgende Fassung gehabt haben:

Caecubum et prelo domitam Caleno
Tu iubes uvam: mea nec Falernae
Temperant vites neque Formiani
Pocula colles.

August Teuber.

Berichtigungen

S. 48 Z. 1 l. *δηῦτε* statt *δῆυτε*
ebend. Z. 18 v. u. l. *γένεσθαι* statt *γενέσθαι*
S. 160ᵃ Z. 22 l. kürzlich statt kürz-
S. 297ᵇ Z. 14 l. *τά γ'* statt *τάγ'*
S. 298ᵃ Z. 11 l. mit statt zu
S. 377 Z. 20 v. u. zu streichen UND 1768

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

UND

DR. RICHARD RICHTER
REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 9. HEFT

Ausgegeben am 31. Oktober 1899

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 9. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DAS ÖSTERREICHISCHE ARCHÄOLOGISCHE INSTITUT UND SEINE ZEITSCHRIFT

Von Franz Studniczka

Es ist nicht die Schuld der Redaktion, dafs die wichtigste Bereicherung der Arbeitsorganisationen und der periodischen Litteratur auf dem Gebiete des klassischen Altertums, welche das vorige Jahr gebracht hat, an dieser Stelle erst jetzt willkommen geheifsen wird. Es geschieht am besten durch einen geschichtlichen Überblick der Entwickelung, deren Ergebnis die neue Zeitschrift äufserlich darstellt.

Die österreichischen Länder waren bekanntlich an dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert verhältnismäfsig schwach beteiligt. Zur Begründung der Wissenschaft von den Denkmälern antiker Kunst haben sie selbständig und bedeutsam fast nur auf dem engen Sondergebiete der Münzkunde beigetragen, da freilich gleich mit einer klassischen Leistung von wahrhaft heroischer Gröfse, der *Doctrina numorum* Eckhels, die bis auf den heutigen Tag noch nicht überholt ist und auch für andere Zweige der Altertumskunde als Vorbild der Methode unschätzbare Dienste geleistet hat. Aber dieser verheifsungsvollen Probe von Begabung und Kraft folgte lange kein entsprechender Anbau der Gesamtdisziplin. Zwar dehnten nach Eckhel und im Verlauf unseres Jahrhunderts verdienstvolle Männer die archäologische Thätigkeit Österreichs auch auf andere Gebiete aus, meist im Anschlufs an die einheimischen Denkmäler und die reichen Sammlungen vor allem des Kaiserhauses, nicht ohne mit redlichem Willen den Anschlufs an die grofse Bewegung draufsen 'im Reiche' zu suchen. Aber ihren Leistungen haftete oft etwas Peripherisches, Provinzielles, ja Dilettantisches an.

Es fehlte eben im 'vormärzlichen' Österreich für die Entfaltung einer grofsen zusammenhängenden Thätigkeit Vieler die Grundbedingung, der nur das Genie und auch dieses nicht immer ungestraft entraten kann: jene zugleich in die wichtigsten zentralen Stoffgebiete und in die Methode einführende Schulung, wie sie sich im übrigen Deutschland inzwischen ausgebildet hatte, im akademischen Unterricht daheim und später in seiner Fortsetzung, der Reisezeit im Süden, wo das römische Institut, besonders durch Brunn, immer mehr auch eine oberste Lehranstalt wurde. Denn an diesen Institutionen teilzunehmen hinderte die meisten Österreicher erst die systematisch betriebene geistige Abschliefsung ihrer engeren Heimat vom übrigen Deutschland, dann

die politische Entfremdung des langsam herannahenden und schwer durchgefochtenen Entscheidungskampfes um die Vorherrschaft.

Aber schon waren belebende Fluten dem ausgedörrten Boden zugeführt, dessen Fruchtbarkeit sich alsbald zeigte. Mit ruhmvoller Einsicht und Entschlossenheit hatten Graf Leo Thun, Franz Exner und Hermann Bonitz gegen allen Widerstand das wesentlich protestantisch-norddeutsche höhere Schulwesen in Österreich eingeführt und heimisch gemacht. Auf unserem Gebiete kam die Reform zunächst nur der Philologie im engeren Sinne zu gute. Doch ihr mufste notwendig die moderne deutsche Denkmälerkunde nachfolgen. Seit 1869 wurde sie durch Berufungen auswärtiger Lehrer an den österreichischen Universitäten eingebürgert. An ihre Spitze stellte ein günstiges Geschick Alexander Conze. Was er zuerst allein, dann mit dem von Prag herübergekommenen Otto Hirschfeld in Wien geschaffen hat, das ist die Wurzel einer reichen Entwickelung geworden. Er begründete mit Hirschfeld das 'Archäologisch-epigraphische Seminar', das in überaus fruchtbarer Wechselwirkung die beiden Zweige der Denkmälerkunde, Kunstarchäologie und Inschriftenkunde pflegen sollte. Das von Conze Begonnene hat sein Nachfolger Otto Benndorf, erst mit Hirschfeld, später mit Eugen Bormann, in unermüdlicher, energischer Arbeit immer reicher ausgestaltet.

Von der Regierung mit ungewöhnlich grofsen Fonds für Lehrmittel und Stipendien ausgestattet, von den Fachvertretern an den übrigen Universitäten des Reiches durch Zuweisung ihrer Spezialschüler in seiner zentralen Stellung anerkannt und befestigt, wuchs das Seminar zu einer Anstalt heran, die auch ein ehemaliger Zögling, ohne den Vorwurf der Übertreibung zu befürchten, als die erste ihrer Art bezeichnen darf. An den Unterricht schlofs sich in höherem Mafs als sonstwo Gelegenheit und Anleitung der älteren Seminarmitglieder zu wissenschaftlich unmittelbar nützlicher Arbeit. Für Übungszwecke gaben, in Fortsetzung eines von Brunn gemachten Anfangs, Conze und Benndorf die bekannten 'Vorlegeblätter' heraus, bei deren Auswahl und Redaktion die Schüler oft mit den Lehrern zusammenwirken durften. Von den einschlägigen Doktorschriften (zu deren Drucklegung als solcher in Österreich bekanntlich kein Zwang besteht) fanden die besseren, oft in längerer Arbeit ausgereift, nebst anderen vom Seminar angeregten Untersuchungen angemessene Veröffentlichung in der stattlichen Reihe der 'Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars' (bisher dreizehn Hefte).

Als periodisches Organ des Seminars erschienen von 1877—1897 in zwei Heften jährlich die 'Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn'. Ihr von den Begründern, Conze und Hirschfeld, gewollter Hauptzweck war, dem Titel entsprechend, ein provinzieller: die vollständigere Bekanntmachung des in dem weiten Gebiete der Monarchie sowie in den Nachbarländern der Balkanhalbinsel vorhandenen und durch Ausgrabungen stets anwachsenden Denkmälerbestandes sowie dessen Verarbeitung im Zusammenhange mit der Gesamtwissenschaft; also eine Ergänzung zu dem, was die auch auf ältere und spätere Zeiten sich erstreckende Thätigkeit der 'K. und K. Central-

kommission zur Erhaltung der Kunst- und öffentlichen Denkmale' nicht mit gleicher Intensität zu leisten vermochte. Zahlreiche Erkundungsreisen der Direktoren und der Stipendiaten des Seminars sowie die meist daran angeknüpfte Korrespondenz mit Lokalarchäologen bis hinab nach Sofia und Konstantinopel erschlofs eine Fülle wertvollen Materials aus der Römerzeit der Donauprovinzen.

Aber dieser provinzielle Rahmen erweiterte sich allgemach bis tief hinein in die Zentralgebiete antiker Kultur. Schon die Katalogisierung heimischer Kunstsammlungen oder die Veröffentlichung einzelner Stücke daraus mufste auf diesen Weg führen. Auch solchen Untersuchungen, die durch nichts als die Person ihrer Urheber mit Österreich in Verbindung standen, öffnete sich die Zeitschrift bald. Daran schlofs sich ein Teil der Berichterstattung über die grofsen, nach dem griechischen Osten gerichteten Unternehmungen, zu denen Österreich durch seine Lage und seine politische Stellung mit in erster Reihe berufen ist, z. B. der vorläufige Bericht über die Expeditionen nach dem südwestlichen Kleinasien. Und eine neue, ständig fliefsende Quelle derartiger Mitteilungen erschlofs sich, als im Jahr 1884 die österreichische Regierung, nach dem Vorbilde des deutschen archäologischen Instituts, begann, alljährlich Stipendiaten zur Fortsetzung ihrer Studien nach Griechenland und Italien zu entsenden. Freilich kam ein grofser Teil ihrer Arbeiten den Zeitschriften des deutschen Instituts zu gute, als gebührender Dank für die Förderung, die ihnen von seinen Zweiganstalten in Athen und Rom gleich wie Kindern des Hauses erwiesen wurde, und für die reiche Beisteuer, welche die aufser-österreichische deutsche Gelehrtenwelt von Anfang an der österreichischen Zeitschrift zugewandt hatte. Schwerlich hat sich auf einem anderen Wissensgebiete das deutsch-österreichische Bündnis in so engem brüderlichen Zusammenwirken bewährt.

In der angedeuteten Entwickelung der Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen spiegelt sich die des Wiener Seminars. Es hatte sich allgemach zu einem Institut ausgebildet, dessen wissenschaftliche Thätigkeit die bescheidenere des Lehrens und Lernens zu überwuchern drohen mochte. Zugleich war aus dem Seminar eine reiche Saat einheimischer Arbeitskräfte hervorgewachsen. Während früher die akademischen Lehrstühle der Archäologie und Epigraphik oder alten Geschichte durch Berufungen von auswärtigen Universitäten besetzt werden mufsten, konnte in jüngster Zeit Österreich seinen Bedarf zumeist aus Eigenem decken und sogar einen Teil jener Anleihe zurückerstatten. Auch die wichtigsten Posten an den heimischen Museen, in der Hauptstadt sowie in der Provinz, in Aquileia, Pola, Serajewo und an anderen Orten, wurden durch Zöglinge des Seminars besetzt. Andere dienen an Gymnasien der Nutzbarmachung der klassischen Denkmälerwelt für den Unterricht. Daneben blieb aber noch eine Anzahl jüngerer Gelehrter, die ihre bewährten Kräfte zum Teil in den Dienst der — vor allem durch reiche Geschenke des Fürsten Liechtenstein an die Wiener Akademie ermöglichten — Erforschung Kleinasiens stellten, zum Teil in Griechenland grofsen Aufgaben nachgingen. Für diese Männer wurden vor kurzem archäologische Beobachtungsposten in Konstantinopel,

Smyrna und Athen gegründet, von denen aus sie ihre ständigen Pflichten und einzelne Untersuchungen, wie die Ausgrabungen in Ephesos, dauernd fördern, zugleich aber auch den österreichischen Reisenden, insbesondere den seit einigen Jahren vom Staate nach dem Süden entsandten Reisegesellschaften von Gymnasiallehrern, als kundige Führer dienen könnten.

So hatte sich an das Wiener Seminar eine Organisation angegliedert, der zu einem Institute, wie es das Deutsche Reich und andere Staaten bereits besitzen, nur die einheitliche offizielle Zusammenfassung fehlte. Diese ist nunmehr erfolgt, durch das 'provisorische Statut des K. K. österreichischen archäologischen Instituts in Wien', welches auf S. 1 f. des 'Beiblatts' zu dem vor uns liegenden ersten Bande seiner 'Jahreshefte' abgedruckt ist.

'Zum Wirkungskreise des Instituts gehören' laut § 2: 'a) die Durchführung archäologischer Reisen, Expeditionen und Grabungen; b) die Herausgabe wissenschaftlicher Publikationen; c) die Oberleitung der selbständigen staatlichen Antikensammlungen; d) die Überwachung aller staatlich subventionierten Grabungen; e) die Förderung der archäologischen Studien österreichischer Stipendiaten im Auslande.' Dafs die Erfüllung dieser mannigfachen Aufgaben in die besten Hände gegeben ist, verbürgen die Namen der Gelehrten, mit denen die durch § 5 bestimmten leitenden Posten besetzt sind: Direktor Benndorf, Vicedirektor Robert von Schneider, Sekretäre Heberdey in Smyrna, Kalinka in Konstantinopel, Reichel und Wilhelm in Athen. Diesen Beamten stehen nach § 10 als 'Mitglieder' des Instituts, 'die einmal des Jahres zu einer Beratung einberufen' werden, zur Seite: 'a) die Professoren der archäologischen Wissenschaft an sämtlichen österreichischen Universitäten; b) die Vorstände der selbständigen staatlichen Antikensammlungen; c) die vom Minister für Kultus und Unterricht eigens hiezu ernannten Persönlichkeiten.'

Dem K. K. Unterrichtsministerium steht auch sonst die Oberleitung des neuen Instituts zu. Es bleibt also nur zu wünschen und zu hoffen, dafs diese hohe Behörde zu seinem Gedeihen das Ihrige beitrage. Erstens indem sie die Mittel, deren es bedarf, um seine Aufgaben im grofsen Stile zu betreiben, dauernd beschafft, und zwar ohne die reiche Dotation des archäologisch-epigraphischen Seminars, soweit sie Unterrichtszwecken gedient hat, zu schmälern. Dann aber auch durch entschiedenes Fernhalten aller nicht sachgemäfsen Rücksichten, die bei den schwierigen politischen Verhältnissen der ehrwürdigen alten Monarchie die Leitung einer Reichsanstalt zu beeinflussen versuchen könnten. In dieser Beziehung ist es aber ein gutes Omen, dafs die heftigsten Stürme des Nationalitätenkampfes die Solidarität im 'didicisse fideliter artes' auf unserem Gebiete nicht ernstlich zu gefährden vermocht haben, ja dafs selbst die in der Macht der Thatsachen begründete Führerrolle der deutschen Wissenschaft in Österreich von allen Berufenen anerkannt geblieben ist. Vor wenigen Jahren erst hat diese für alle Teile ehrenvolle und nützliche Gesinnung auf der Wiener Philologenversammlung öffentlichen Ausdruck gefunden, am deutlichsten in den Worten des tschechischen Philologen und Politikers J. Kvíčala: 'Uns nichtdeutschen Philologen gebietet hier die Wahr-

heit und Gerechtigkeit zu erklären, dafs in diesem edlen Wettstreit den deutschen Philologen Österreichs der erste Platz gebührt' (Verhandlungen S. 151). Wie sich mit dieser Anerkennung des Gegebenen die vorurteilslose Pflege der wissenschaftlichen Interessen bei allen österreichischen Völkern und auch bei denen der Balkanhalbinsel verträgt, zeigt in Übereinstimmung mit der alten Praxis des Seminars der deutschen Universität Wien und seiner Publikationen auch der erste Band der neuen Institutszeitschrift.

Trotz der in den berührten Verhältnissen begründeten nahen Verwandtschaft der jungen Anstalt mit unserem Kais. deutschen archäologischen Institut soll und kann sie ihm nicht als Doublette, sondern als willkommene Ergänzung zur Seite treten. Der unerschöpfliche griechische Boden, zumal der kleinasiatische, bietet Arbeit für ungezählte Hände. Und ein eigenstes Gebiet besitzt das österreichische Institut, wie einst das Seminar, in den alten Römerprovinzen seines Bereiches. Freilich ist es gerade hierin von Anfang an starken Beschränkungen unterworfen. Einmal bleibt, nach § 3 des Statuts, der K. und K. Centralkommission für die Erhaltung der Kunst- und öffentlichen Denkmale auch dieser Teil ihres Wirkungskreises ausdrücklich vorbehalten. Und ferner ist die Erforschung des römischen Limes jener Gegenden von zwei besonderen Kommissionen der Wiener Akademie in Angriff genommen (Verhandl. der 44. Philologenvers. in Dresden 1897 S. 91). Aber hoffentlich ist da in Zukunft noch Wandel zu schaffen im Sinne derselben Verbindung der provinziellen mit der im engeren Sinne klassischen Archäologie, wie sie neuerdings unser Institut anstrebt.

Der Erweiterung der Organisation entspricht die des periodischen Organs. Die vom Wiener Seminar herausgegebenen 'Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn' sind mit ihrem einundzwanzigsten Jahrgang abgeschlossen worden, und an ihre Stelle treten die 'Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts' (Wien, bei Alfred Hölder), wie jene nur zweimal jährlich erscheinend, aber weit stattlicher in Umfang, Format und Ausstattung. In diesen Äufserlichkeiten schliefsen sie sich eng an das 'Jahrbuch des Kais. deutschen archäologischen Instituts' an. Auch durch die Teilung in ein Hauptblatt und ein, dem deutschen 'Anzeiger' entsprechendes, kleiner gedrucktes 'Beiblatt'. Bemerkenswerte Nachteile gegenüber dem Vorbild sind das Fehlen der die Orientierung so sehr erleichternden Wiederholung der Titel der einzelnen Beiträge über jeder Seite, des Verzeichnisses der Abbildungen in der Inhaltsübersicht und des alphabetischen Sachverzeichnisses. Nicht glücklich scheint mir auch die Beibehaltung des Jahrbuchformats, eines sehr grofsen Oktav, dem die Archäologen anderer Völker mit Recht das Grofsquart vorgezogen haben, welches seit dem Eingehen der 'Archäologischen Zeitung' in der deutschen Fachlitteratur gänzlich fehlt, obzwar es für Bildtafeln oft geeigneter ist. Im übrigen sind der Druck und die sehr reiche Illustration vortrefflich, ja die letztere wohl im ganzen der der deutschen Zeitschrift überlegen, wo namentlich die Autotypien oft an bedauerlicher Unklarheit leiden.

Der Inhalt des ersten Jahrgangs, mit wenigen Ausnahmen von φύσει oder

θέσει österreichischen Gelehrten verfaſst, zeigt imponierenden Reichtum. Die Vielseitigkeit dürfte sogar, wie gelegentlich schon in den 'Mitteilungen', etwas zu weit getrieben sein. Der Aufsatz von K. Schenkl über Menanders Georgos gehört nicht in eine archäologische Zeitschrift. Auf eine Ausdehnung ihres Rahmens nach einer anderen Richtung, die mir trotz den französischen, amerikanischen und griechischen Vorbildern nicht praktisch und deshalb nicht wünschenswert erscheint, deutet Strzygowskis Arbeit über die Kathedrale zu Heraklea an der Propontis hin (Beiblatt S. 15 ff.), deren natürlicher Platz in der 'Byzantinischen Zeitschrift' wäre. Vielleicht wünscht mancher auch die schönen Aufsätze Szantos 'Archäologisches zu Goethes Faust', wo die Vorbilder einzelner Szenen, besonders der Lemuren, in antiken Kunstwerken und bei Philostrat nachgewiesen oder glaubhaft vermutet werden, und Wickhoffs, der mit seiner ungewöhnlichen Kenntnis alter und moderner Kultur 'den zeitlichen Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike' am Faust darlegt, an einen anderen Ort, wo sie den Goetheerklärern zugänglicher sind. Aber uns Altertumsforschern ist es gewiſs nützlich, wenn wir gelegentlich auch durch die Fachpresse angehalten werden, das Weiterwirken der Antike auf den Höhen moderner Gesittung in den Bereich unserer Studien zu ziehen.

In den streng fachgemäſsen Beiträgen sind so ziemlich alle Gebiete der Archäologie und der Epigraphik vertreten. Reichel, der genaue Kenner der mykenischen Sammlung in Athen, giebt eine wesentlich berichtigte Zeichnung des Stiergemäldes aus Tiryns. M. Hoernes, welcher unter den deutschen Prähistorikern am eifrigsten und erfolgreichsten bemüht ist, den Zusammenhang seiner Disziplin mit der klassischen Archäologie enger zu knüpfen, weist an einigen schlagenden Beispielen die 'Wanderung' mykenischer und anderer frühantiker Zierformen in italisches und mitteleuropäisches Gebiet nach. Benndorf veröffentlicht den Torso eines bewegten reifarchaischen Marmorstiers von der Akropolis und bezieht ihn einleuchtend auf das betreffende Theseusabenteuer. Ferner publiziert er die kürzlich für Wien erworbene Halbfigur eines Mädchens, offenbar sepulkraler Bestimmung, deren Kopf mit der Haarschleife über der Stirn bestimmt auf Entstehung im IV. Jahrh. hinweist, während die einfache dorische Gewandung zumeist noch die strengen Formen der hundert Jahre älteren peloponnesischen Kunst festhält: ein disharmonischer Provinzialstil, der mit dem Material, einem weichen Kalkstein und der wahrscheinlichen Herkunft aus der fernen korkyräischen Pflanzstadt Epidauros übereinstimmt.

Mitten in die Blütezeit der griechischen Plastik führt uns der kunstgeschichtlich wichtige Beitrag, Reischs umfangreiche Arbeit über 'Athene Hephaistia'. Aus den Rechenschaftsurkunden CIA I Nr. 318 und 319 sowie der Überlieferung von einer berühmten Hephaistosstatue des Alkamenes ergiebt sich ihm die sehr wahrscheinliche Vermutung, daſs dieser Meister zur Zeit des Nikiasfriedens die kolossalen Bronzebilder der beiden genannten Gottheiten als Kultgruppe für das Hephaisteion, das jetzt ziemlich allgemein (ob mit Recht?) in dem sogenannten Theseion erkannt wird, ausführte. Von der Athenastatue verraten die Inschriften eine ganz besondere Eigentümlichkeit: ihr Schild ruhte

auf einem mit Zinn belegten ἄνθεμον. Diesem Ausdruck entspricht annähernd, ja, wenn sie einst palmettengekrönt war, vollkommen die an derselben Stelle emporwachsende Akanthospflanze an einer kleinen Athenefigur des Museums zu Cherchel, das auch sonst an Kopien von Originalen der grofsen Zeit, aus der Sammlung König Jubas II., reich ist. Die Berühmtheit ihres Urbildes bezeugen drei weitere Kopien und mehrere Variationen des Typus. Das Gewand mit ungegürtetem Überschlag, also wie bei der Athena des Parthenonfrieses, und die schärpenförmige Ägis pafst ebenso zu der friedlichen Genossin des Handwerkergottes wie der Stil, soweit er sich aus den insgesamt kleinen und untereinander abweichenden Repliken erkennen läfst, zu der Zeit des Meisters. Ganz heraus aus diesem Stil fällt aber der meines Erachtens im Sinne des IV. Jahrh. umgebildete Kopf, welchen Reisch für das Original in Anspruch nimmt, obzwar er sich nur auf der freien Umarbeitung aus Kreta (S. 72) erhalten hat und seine beträchtliche Drehung und Senkung sich, wenn die Abbildungen S. 65 nicht trügen, in dem Halsstumpfe der Figur von Cherchel nicht wiedererkennen läfst. Danach darf wenigstens die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch diese friedliche Athena helmlos war, wie die Lemnia des Pheidias (s. unten; vgl. auch die kyprische Terracotte Journal of Hellenic studies 1881 Tf. 16). Dies würde die Zusammenstellung mit einem Hephaistos erleichtern, den sich Reisch wahrscheinlich richtig nach dem Vorbilde des Parthenonfrieses und des Reliefs aus Epidauros (S. 79) nicht in der Exomis, sondern in festlicher Manteltracht denkt, womit sich (trotz Sauer, Theseion S. 250, wo der ganze Gegenstand überhaupt noch einmal ausführlich besprochen wird) die Mütze des Hephaistos Chiaramonti schwerlich verträgt. — Noch entschiedener mufs widersprochen werden, wenn Reisch für diese kleinen Kopien einer Kolossalstatue den Rang einer sicheren Erkenntnisquelle der Feinheiten Alkamenischer Kunstweise in Anspruch nehmend, dem Meister nun erst recht entschieden die 'Venus Genetrix', in der viele seine Aphrodite in den Gärten erkennen, absprechen zu können meint (S. 77). Der Unterschied zwischen diesem Werke und Reischs Hephaistia beruht wesentlich in der Verschiedenheit der Tracht und des Kleiderstoffs, er findet sich, um nur die nächste Analogie zu nennen, ganz ähnlich innerhalb der Nikebalustrade wieder, wo ihn denn freilich auch überscharfe Blicke als einen Unterschied von Künstlerindividualitäten aufzufassen geneigt sind (Roschers Lexikon III S. 346). — Schwer begreiflich ist es schliefslich, wenn uns zugemutet wird, die Hephaistia auch in dem epidaurischen Weihrelief wiederzuerkennen (S. 79). Seine Athena hat mit jener nur die schräge Ägis gemein und annähernd das Standmotiv, welches sich jedoch ganz aus ihrer Situation im Relief ergiebt. Diesen Übereinstimmungen steht aber entscheidend gegenüber das Gewand mit gegürtetem Überschlag und das kurz aufgebundene Haar, da wenigstens zwei Repliken der Hephaistia auf den Rücken herabfallende Schöpfe erkennen lassen (S. 70). Das sind Eigenschaften, die im Verein mit der Schärpenägis, der wahrscheinlich am Speer erhobenen Linken und der mit dem Helm gesenkten Rechten dem ersten Herausgeber des Denkmals, Furtwängler, ermöglicht haben, in dieser Figur eine ziemlich treue Nachbildung

der von ihm nachgewiesenen Lemnischen Athena des Pheidias zu erkennen. Reisch freilich gehört auch hier noch (S. 67) zu denjenigen, die der schönen Entdeckung die unfreundlichen, doch auch förderlichen Dienste hartnäckiger Skepsis leisten. Aber man darf von seiner Besonnenheit erwarten, dafs er sich durch genauere Darlegung des Thatbestandes auch noch bekehren lassen wird (vgl. inzwischen den Bericht über die Julisitzung 1899 der Archäologischen Gesellschaft in Berlin).

Als 'zwei Skulpturen der Praxitelischen Schule' veröffentlicht P. von Bieńkowski, Professor in Krakau, zwei grofse Marmorkopien desselben Originals, auf das der berühmte bronzene 'Narcifs', richtig Dionysos, in Neapel zurückgeht: die bereits bekannte von einem Renaissancebildhauer zu einer Gruppe ergänzte in Florenz und einen erst von ihm identifizierten Torso in Cherchel. Anhangweise teilt B. eine Beobachtung P. Herrmanns mit, die ein früher von ihm veröffentlichtes Werk 'Praxitelischer Schule' als Pasticcio erweist. In einem anderen Aufsatz veröffentlicht er 'Tarentiner Relieffragmente' mit Schiffskampfdarstellungen nebst ähnlichen Bruchstücken von anderen Fundorten und zeigt, dafs sie spätgriechischen Sarkophagen angehören. — Unter den 'Archäologischen Miscellen' des Dozenten an der tschechischen Universität H. Vysoký betrifft die umfang- und belangreichste das sogenannte Senecaporträt, von dessen falschen Benennungen diese älteste (wirklich zum erstenmale?) in den 'Philosophen' von Rubens nachgewiesen und aus den Beziehungen des Malers zu J. Lipsius erläutert, die jüngste, als Archilochos oder Hipponax, treffend widerlegt wird.

Die griechische Keramik vertritt ein sehr gut in Farben abgebildetes Kopfgefäfs aus Eretria. In der kritischen Würdigung und geschichtlichen Einordnung des originellen Stückes verbindet R. von Schneider wieder einmal umfassende, unaufdringliche Gelehrsamkeit mit dem feinsten Sinne für das Künstlerische. Fraglich ist mir nur, ob der berechtigte Vergleich mit Münzbildern ihn nicht zu einem allzufrühen Zeitansatz geführt hat. Die Bedeutung der Vasenmalerei als Quelle der Sittengeschichte kommt zur Geltung in einem neuen Beitrage Jüthners zur Kenntnis der Agonistik: 'Siegerkranz und Siegerbinde'. Erwähnung verdient hätten hier doch wohl auch die attischen Marmorfiguren mit Binden bedeckter Knaben, Revue archéol. 1898 I Tf. 3 und Mitteil. d. archäol. Instit. Athen 1894 XIX S. 317. Beiläufig bemerkt: nach Analogie der ersteren Statuette könnte zu der letzteren der Kopf Collection Gréau 1891 Nr. 1289 gehören.

Die provinzielle Kunst der Römerzeit ist weniger reich vertreten als man erwarten sollte. Bulić beschreibt eine Pfeilerzisterne in Salona, in der ein Reliefbruchstück mit Poseidon und dem merkwürdigerweise jugendlich gebildeten, eine Fackel aufstützenden Vulcan gefunden wurde. Zwei Aufsätze betreffen das grofsartige Tropäum von Adamklissi. Gegenüber der zweiten Besprechung des Gegenstandes durch Furtwängler weist Benndorf mit grofser, aber durch den von F. angeschlagenen Ton erklärlicher Schärfe meist überzeugend die Unrichtigkeiten, Unmöglichkeiten, Schiefheiten zurück, zu denen

dieser Gelehrte seine Zuflucht nehmen mufste, um die These von der Veranlassung des Denkmals durch den Feldzug des Crassus i. J. 29 v. Chr. aufrechtzuerhalten. Daneben anerkennt er aber doch wenigstens in zwei Punkten den Fortschritt, den auch diese verfehlten Arbeiten Furtwänglers gebracht haben. Das Wichtigste ist der (besonders durch eine Beobachtung Traubes geförderte) Nachweis, dafs die grofse Weihinschrift Trajans thatsächlich auf einer Tafel, nicht, wie Niemann in seiner Rekonstruktion annahm, in der Mitte durchgeschnitten auf zwei verschiedenen Seiten des sechseckigen Aufbaues gestanden hat. Daran ändert es nichts, wenn in den Jahresheften Niemann durch genaue Veröffentlichung eines früher nur ungenügend beschriebenen Pfeilers, den der Architekt Bühlmann zu seiner abweichenden Rekonstruktion (bei Furtwängler) verwendet hat, diese als unhaltbar nachweist und durch einen neuen eigenen Entwurf die Zugehörigkeit des Werkstücks unwahrscheinlich zu machen versucht. Das letzte Wort über diese wichtigen Fragen wird, wenn überhaupt, erst nach dem Abschlusse der weiteren Ausgrabungen Tocilescos gesprochen werden können, von denen er selbst auf der Dresdener Philologenversammlung 1896 (Verhandlungen S. 89) und später in aller Kürze Bormann in dem gemeinsam mit Kalinka erstatteten 'Bericht aus Bulgarien' (Beiblatt S. 53 f.) gesprochen hat.

Gleich diesem Reisebericht sind auch die ausführlichen Referate Benndorfs und Heberdeys über ihre Ausgrabungen in Ephesos durch Wiederabdruck aus dem Anzeiger der Wiener Akademie im Beiblatt der Jahreshefte zugänglicher geworden. Dieses noch im Gang befindliche Unternehmen hat mit manchen Enttäuschungen auch so schöne Ergebnisse gebracht, wie die grofse Bronzestatue eines Athleten, deren Typus bisher am besten durch eine Marmorkopie der Uffizien bekannt war (S. 66), und einen späthellenischen Rundbau, der vielleicht zu den Vorläufern des Tropäums von Adamklissi gehört (S. 79 und Festschrift für Benndorf am Ende der Dedikantenliste). Hoffentlich wird die Publikation der ephesischen Funde nicht lange auf sich warten lassen.

Wie schon in diesen Berichten, so hat überhaupt an dem ganzen Bande die Epigraphik ihren voll bemessenen, glänzenden Anteil. Glänzend schon durch die Art der Reproduktion, indem alle wichtigeren Stücke in Faksimile oder, nach französischem und griechischem Vorgang, photographisch abgebildet sind, was A. Wilhelm S. 152 f. mit Recht als die allein ausreichende Wiedergabe des Schriftcharakters bezeichnet. Auf diesem Gebiete ist der alte Römerboden Österreichs ausgiebiger berücksichtigt. Die Vorstände der südlichen Provinzialmuseen haben meist Inschriften beigesteuert: Maionica aus Grado, Weifshäupl aus Pola, Schön aus Cilli, Patsch aus Serajewo (sämtlich im Beiblatt). Bormann publiziert in vorzüglichen Autotypien Militärdiplome des Agramer Museums. Die Verarbeitung der inschriftlichen und litterarischen Quellen zur römischen Provinzialgeschichte repräsentiert A. von Premersteins grofser Aufsatz 'Die Anfänge der Provinz Mösien'.

Noch reicher vertreten ist die griechische Epigraphik. Franz Cumont teilt 'ein neues Psephisma aus Amphipolis' mit, das einen Gymnasiarchen betrifft

und aufser der Einteilung des 'akademischen Jahres' in vier Trimester nicht viel Neues lehrt. Die Beiträge Kalinkas: 'Die Kathedrale zu Heraklea', 'Antiken zu Perinth' (worin auch einige beachtenswerte Bildwerke), 'Mitteilungen aus Konstantinopel' enthalten zumeist Inschriften. In dem Hauptstück des letzteren vermutet Hiller von Gärtringen die 'Weihung einer koischen Schiffsmannschaft aus Samothrake'. Kubitschek stellt Epigramme von 'Heroenstatuen in Ilion' zusammen und gewinnt aus ihnen das Bild einer redenden mythischen Ahnengalerie, welche uns den Ursprung solcher litterarischer Erscheinungen, wie die Ekphrasis des Christodor, veranschaulichen hilft. Heberdey veröffentlicht eine umfangreiche griechisch-lykische Bilinguis aus Isinda, deren beide Texte zwar denselben sakralen Gegenstand und dieselben Personen betreffen, aber in ihrer Fassung voneinander unabhängig sind. Zur Erläuterung dieses bedeutenden Denkmals liefert U. Köhler einen wichtigen Beitrag, indem er es nicht, wie der Herausgeber, dem IV., sondern noch dem V. Jahrh. zuschreibt. Das Vorauseilen Kleinasiens in der Schriftentwickelung betont auch Wilhelm anläfslich der Publikation eines längst bekannten Vertrages des Maussollos mit den Phaseliten im Berliner Museum, um dessen schwierige Ergänzung er sich scharfsinnig bemüht. Derselbe Gelehrte wiederholt (abermals aus dem Anzeiger der Akademie) nicht ohne einzelne nachträgliche Änderungen seinen 'epigraphischen Bericht aus Griechenland', insbesondere aus Athen, wo er Lollings Arbeit im Inschriftenmuseum fortsetzt. Man wird danach seinen 'attischen Studien' und anderen Publikationen mit Spannung entgegensehen. Eine Reihe von Beispielen der 'Metagraphe attischer Kaiserinschriften' vereinigt E. Hula zu einem interessanten Paragraphen aus der Geschichte 'des Niederganges des Wohlstandes und des öffentlichen Geschmackes in Athen während der ersten Kaiserzeit'. Hoffentlich fördert er so indirekt auch die Anerkennung der grofse Schwierigkeiten lösenden Annahme Lollings (*Δελτίον* 1889 S. 194 A. 2), dafs auf dem Agrippapostamente nichts anderes gestanden hat, als das berühmte eherne Viergespann, das von Perikles erneuerte Denkmal des Kleisthenischen Sieges über Böoter und Chalkidier. — Den pikantesten epigraphischen Leckerbissen endlich legt Szanto vor in der neulich für Wien erworbenen, vorzüglich erhaltenen und auf Tf. VI, VII wundervoll abgebildeten 'Bronzeinschrift aus Olympia'. Sie enthält Amnestiebestimmungen des elischen Staates, welche der treffliche Kommentar aus den Verhältnissen zur Zeit von Alexanders des Grofsen Regierungsantritt zu erklären versucht, wobei sich die Vermutung aufdrängt, dafs der eponyme Damiurg Pyrrhon niemand anderes als der Begründer der Skepsis ist. Natürlich kann nicht gleich die erste Erläuterung einer zum Teil sehr schwierigen Dialekturkunde, auch wenn sie von so sicherer Hand unternommen wird, erschöpfend und frei von Irrtum sein. Beiträge liefern Wilhelm und andere im Beiblatt S. 195 f. und besonders R. Meister in den Berichten der sächsischen Gesellschaft 1898 S. 218 ff.

Schon dieser kurze Überblick wird dem Leser zeigen, wie sehr der erste Jahrgang der neuen Zeitschrift nicht nur dem alten Ruf ihrer Vorgängerin, der 'Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen', sondern auch den erhöhten

Ansprüchen gerecht wird, mit denen man an das neugegründete Institut herantreten darf. Möge seine fernere Thätigkeit diesem Anfang entsprechen. Möge es sich, unter dauernder Gunst der mafsgebenden Verhältnisse, seinem Ursprung gemäfs einleben und weiterentwickeln als ein kraftvolles Glied in dem internationalen Betrieb unserer schönen, durch die Denkmälerforschung so grofsartig erweiterten, so reizvoll verjüngten Wissenschaft. Dann wird es zugleich am besten seinen vaterländischen Zweck erfüllen: ein neuer Einigungspunkt zu sein, in dem sich die streitenden Völker Österreichs zum Zusammenwirken untereinander und mit der deutschen Kulturwelt, auf deren Rückhalt sie nun einmal angewiesen sind, friedlich verbinden.

ZUM GEGENWÄRTIGEN STANDE DER PLATONISCHEN FRAGE

Von Otto Immisch

(Schlufs)

VI*)

Die in Frage kommenden Dialoge sind die beiden Hippias, Ion, Protagoras, Laches, Charmides, Lysis, Euthyphro. Hier machen sich aber sofort mehrere Unterscheidungen nötig. Die beiden Hippias und Ion (vgl. oben S. 441) können wir ganz aus dem Spiele lassen; denn wer sie überhaupt anerkennt, der wird in ihnen, wie Zeller im kleineren Hippias (S. 528), frühe Vorläufer der Platonischen Schriftstellerei erblicken, die nichts hindert bis in die Anfänge seiner Beziehungen zu Socrates hinaufzurücken. Die rasche und glänzende Entwickelung von da bis hin zum Phaedrus würde dann nur beweisen, dafs die Legende[1]) vom Traume des Socrates jene innere Wahrheit besitzt, die der echten Legende zukommt: *Σωκράτης ὁ τούτου διδάσκαλος πρὸ μιᾶς τοῦ μέλλειν αὐτὸν φοιτᾶν αὐτῷ εἶδεν ὄναρ, ὅτι κύκνος ἄπτερος ἦλθεν ἐν τοῖς κόλποις αὐτοῦ, εἶτα πτεροφυήσας ἀνέπτη κλάγξας μέγα τι ἀϋτῶν καὶ λιγυρόν, ὡς ἅπαντας ἑλεῖν τοὺς ἀκούσαντας.*

Besonders zu nehmen ist ferner der Protagoras. Ihn neben den Phaedrus zu stellen, verliert sofort jedes Bedenken, wenn man sich dazu entschliefst mit Schleiermacher (I[3] 1, 154) 'in dem Streit über die Form und Methode' und nicht in einer 'realen Ausbeute' die Hauptabsicht[2]) des Ganzen zu erkennen. 'Im Gegensatz gegen alle sophistische Formen, die daher auch alle vorkommen, selbst das Kommentieren über Stellen der Dichter nicht ausgeschlossen, die Socratische Gesprächsform als die eigentümliche Form jeder echt philosophischen Mitteilung lobpreisend und verherrlichend zu verkündigen', 'stellen wir uns in diesen wahren Mittelpunkt des Werkes, so sehen wir zuerst auf das bestimmteste, wie es sich durch vielfache Verschlingungen an den Phaedrus aufs genaueste anschliefst'; was dann von Schleiermacher sehr schön und in seiner herrlichen, immer nur auf das Wesentliche dringenden Art näher dargethan wird.

---

*) Gomperz' mir soeben zugehende Darstellung (Griech. Denker Heft 8) konnte leider nicht mehr benutzt werden.

[1]) Proleg. Plat. 1 (VI 196 ed. Herm.). Schwerlich ist diese Legende ohne Zusammenhang mit dem Seelengefieder im Phaedrusmythus. Wo man sie zuerst erzählte, glaubte man auch an die Jugendlichkeit des Phaedrus, was im Altertum ja ohnehin vielfach geschah.

[2]) Dies schliefst nicht aus, dafs Schl. in dem Bestreben die Hauptabsicht hervorzuheben die daneben fortlaufende Ausbildung von Platos Lehrmeinungen ethischen Inhaltes etwas zu niedrig eingeschätzt hat; vgl. Bonitz, Plat. Studien[3] 262 ff.; Horn, Platonstudien 34 ff.

Positive und sichere Zeitkennzeichen für den Dialog, den übrigens auch die stilistische Forschung der Frühzeit zuweist, fehlen ganz. Wer aber mit uns den Gorgias fortführt als ein unmittelbar unter dem Eindruck von Socrates' Tode entstandenes und nur so in seinem tiefempfundenen Pathos, in seinen schroffen Übertreibungen verständliches Werk zu betrachten, der wird nicht umhin können, mit dem Protagoras, den vor den Gorgias zu stellen Erwägungen der verschiedensten Art nahe legen, über 399 hinaufzugehen, d. h. da der tragische Ausgang des Meisters noch keinen Schatten in dies farbenreiche Spiel eines heiteren Ernstes fallen läfst, wohl aber eine frische Kampflust das ganze Werk beseelt, bis unmittelbar an den Phaedrus heran. Mit diesem verbindet den Protagoras aber auch sein künstlerischer Charakter, die verschwenderische Fülle des mimetischen Beiwerks, ja sogar die gleiche 'jugendliche Ostentation', wie sie besonders im Abschnitt über das Simonideum zu Tage tritt (Zeller S. 526). Einen künstlerischen Fortschritt bedeutet ja ganz zweifellos die Wahl der diegematischen Form, die es ermöglicht den eigentlichen Dialog von dem Meisten, was die Handlung und die Szene angeht, zu entlasten, während die Gesprächsführung im Phaedrus gerade durch solche Nebenzwecke überladen erscheint. Innerhalb dieses Fortschrittes tritt aber ein Mangel auch im Protagoras hervor, und — so wenig man sonst geneigt sein mag rein ästhetischen Gründen eine besondere Beweiskraft beizulegen — es ist dieser Mangel eine so offenkundige Schwäche, dafs er unbedingt ein anderes als ein sehr frühes Entstehungsjahr ausschliefst. Die mimetische Kunst nämlich, deren frische Lebendigkeit dem Protagoras so viele Bewunderer gewonnen hat, giebt sich vorzeitig aus: dem Dialog fehlt in dieser Hinsicht die künstlerische Steigerung. Die Spannung wächst nicht, sie erlahmt. Namentlich in der Schullektüre wird mancher die Richtigkeit dieser Beobachtung bestätigt gefunden haben. Und wenn man die sichere Meisterschaft erwägt, mit welcher das Kunstgesetz der Steigerung in Stücken wie Euthydem Symposium Phaedo gehandhabt wird, so wird man dem Satze beipflichten, dafs der Protagoras auch in dieser Beziehung in Platos Frühzeit gehört. Ich denke ihn mir unmittelbar nach dem Phaedrus entstanden, bei dem ja (neben dem Tadel der Überladung) auch gerade eine Schwäche der Ökonomie in Betracht kommt, die mangelnde Straffheit in der äufseren Verbindung der zwei Hauptteile. Und auch im Phaedrus sind die allerglänzendsten Farben schon im ersten Teile verschwendet, nur dafs ein überquellender Reichtum hier auch noch für die zweite Hälfte genug übrig gelassen hat um den thatsächlich doch vorhandenen Abfall weniger fühlbar zu machen.

Wiederum für sich steht der Euthyphro. Es wird kein Widerspruch erfolgen, wenn wir dies kleine Gespräch in seiner natürlichen Verbindung mit Apologie und Crito belassen. Diese beiden, die sich gar nicht mit philosophischen Erörterungen im engeren Sinne beschäftigen, möchten am besten in nicht zu fernem Abstande vom Gorgias entstanden zu denken sein, verfafst vielleicht schon während, vielleicht unmittelbar nach Platos Reisen, die man sich freilich zeitlich nicht zu ausgedehnt denken darf, deren Einschaltung aber die gleichsam beruhigte Haltung dieser Apologetik am besten erklärt. Scheint

diese doch bestimmt durch ruhige Hervorhebung des Thatsächlichen den Schroffheiten des Gorgias gegenüber einzulenken, was sodann der Meno in gewisser Hinsicht noch viel entschiedener thut. v. Wilamowitz[1]) hat auch den Euthyphro in dieses Verhältnis zu Gorgias gesetzt (480 B ff.; 507 D ff.), wie uns scheint mit vollem Recht. Auch die stillberedte Gegenüberstellung des thatsächlich unfrommen Euthyphro, der als Kläger auftreten kann, mit dem thatsächlich frommen Socrates, der als Angeklagter auftritt, stimmt zur apologetischen Tendenz von Apologie und Crito. Der philosophischen Untersuchung, deren Bedeutung man nicht nötig hat künstlich herabzudrücken, ist doch durch diese Motive des Schriftchens in wohlverständlicher Weise ein bescheidnerer Platz zugewiesen, und was die Hauptsache ist, man sollte nicht in Abrede stellen, dafs die im Phaedrus aufblitzende Ideenlehre auch im Euthyphro aus dem Hintergrunde gleichsam hervorlugt: 5 D; 6 D.

Die eigentliche Schwierigkeit bietet sonach vielmehr die Gruppe Laches Charmides und Lysis, an die wir noch den Menexenus anschliefsen. Diese in der bisher (abgesehen vom Menexenus) vielfach üblichen Art Platos Frühzeit zuzuweisen, davor warnt uns schon die Unzweckmäfsigkeit, die Zeit von 403—390 noch weiter mit schriftstellerischen Veröffentlichungen zu belasten. Kommt doch ohnehin (namentlich auch bei Lutosławski) Platos mittleres Lebensalter bei der Aufteilung der Schriftenmasse gegenüber seinen jüngeren Jahren gemeiniglich zu kurz.

Ich wage es meine Überzeugung zunächst in kurzer Zusammenfassung hinzustellen. Diese Schriften sind mit Euthydem zu vereinen: die pädagogische Gruppe innerhalb der Platonischen Schriftstellerei. Indem wir für diese Gruppe einen Teil von Schleiermachers Grundauffassung uns aneignen, halten wir die Beschränkung des philosophischen Inhaltes für eine aus pädagogischen Gründen von Plato beabsichtigte. Wir glauben, dafs diese Schriften sämtlich, wie es vom Euthydem längst wahrscheinlich war, im unmittelbaren Gefolge der Schulgründung Platos veröffentlicht sind und schon aus dem Grunde, und zwar bis in Stil und Sprachform hinein, ein bewufst Socratisches Gepräge erhalten haben, weil die Akademie als echte Erbin der Socratik anderen Socratischen Schulen gegenüber sich zu legitimieren Veranlassung genug hatte. Im Menexenus auf eine Persiflage beschränkt, behandelt diese Gruppe in durchgehender Polemik gegen unsocratische oder nicht echtsocratische Ziele der Sophistik neben der Dialektik (Euthydem) und Erotik (Lysis) die *ἀνδρεία* (Laches) und *σωφροσύνη* (Charmides), zwei für die staatsbürgerliche Erziehung besonders wichtige Tugenden. Sie thut es in einer populären, im Lysis sogar in einer auf das kindliche[2]) Verständnis berechneten Darstellungsweise. Besonders diese Dialoge sind es, die mit Fragen schliefsen, deren Beantwortung die Teilnahme am Unterricht in der Akademie zu verheifsen scheint. Die Paideia in der Republik (II und III) bildet das theoretisch geschlossene Gegenstück zu dieser mehr nach

[1]) Aus Kydathen 219.

[2]) Dies ist unseres Erachtens geradezu der Schlüssel zum Verständnis dieses anmutigen und liebenswürdigen Schriftchens.

aufsen gerichteten und populären Schriftengruppe, den λόγος Πλατωνικός zu den λόγοι Σωκρατικοί.

Was nun die Begründung dieser Ansicht angeht, so entheben uns die trefflichen Ausführungen v. Arnims in seinem Buche über Dio von Prusa der Verpflichtung weiter auszuholen und im gröfseren Zusammenhange darzulegen, welche enorme Wichtigkeit gerade das Erziehungsproblem für Plato hatte. Die Gründung der Akademie bedeutete ja in dieser Hinsicht nichts Geringeres als das Bestreben ein neues Bildungsideal dem sophistischen gegenüberzustellen: das wissenschaftliche. In der Callipolis hatte Plato diese Konsequenz der Socratik in aller Schroffheit gezogen und als höchstes Lebensziel die Wissenschaft um der Wissenschaft willen hingestellt: ζητεῖν τὸ ἀληθές, ξυντεταμένως, ἐκ παντὸς τρόπου, τοῦ γνῶναι χάριν (VI 499 A). Die Praxis der Akademie nötigte zu Kompromissen. Wie in der Ethik seit dem Gorgias die Überspannung nachläfst, indem der Begriff der vulgären, d. h. instinktiven Moral (θείᾳ μοίρᾳ) in Betracht gezogen wird (Meno, Republik I), so findet eine ähnliche Verselbständigung nicht streng wissenschaftlicher Momente auch auf dem Gebiete der Wissenschaftslehre[1]) statt, insofern wenigstens als Plato sich nunmehr bemüht an das Gegebene anzuknüpfen und in echt reformatorischer Art Wissenschaft und Leben zu versöhnen. Dafs schon dies in gewissem Sinne zugleich ein Zurücklenken in die eigentlich Socratische Weise bedeutete, liegt auf der Hand.

Ein besonderer Stützpunkt unserer Ansicht ist der Euthydem. Denn dieser Dialog, den um die Zeit der Schulgründung anzusetzen wie gesagt wenig Widerspruch finden wird, stellt thatsächlich ein äufseren Zwecken zuliebe erfolgtes und bewufstes Fernhalten des eigentlichen Platonismus dar, während er doch die Ideenlehre sowohl wie die politischen Gedanken der Callipolis gleichsam durchblicken[2]) läfst. Dies ist eben der Typus, den wir brauchen. Die Unterschiede, die Zeller bezüglich dieses Durchschimmerns der Ideenlehre hier und bei den ganz ähnlichen Fällen im Lysis und Laches[3]) ansetzt, erscheinen uns nicht als haltbar. Ein starkes Gegenargument würde sich, glaube ich, nur mit der zunächst recht scheinbaren Behauptung erheben lassen, dafs der Laches dem Protagoras vorausgehen müsse. Aber auch diese Frage führt nur zu strittigen

[1]) Nur anmerkungsweise sei angedeutet, dafs hierfür charakteristisch der Cratylus erscheint, den man unmittelbar nach Meno setzen möchte. Das φύσει-νόμῳ-Problem mit seinen unheimlichen Verzweigungen ist es, wie sich nachweisen läfst, was schliefslich auch bei Plato die rigorosen Abstraktionen ins Wanken bringt. Gorgias Meno Cratylus Republik I werden durch diese gemeinsame Erschütterung verbunden. In der Callipolis glaubt er ihrer Herr zu sein. Die Ansicht Useners, Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1892 S. 46, wonach Cratylus hinter Phaedo folgte, scheint mir nicht ausreichend begründet. Dagegen ist die Polemik gegen Antisthenes, wie sie Schleiermacher und Dümmler annahmen (gewifs mit Recht trotz der Einwendungen in der vortrefflichen Dissertation von Schäublin 'Über d. Plat. Dialog Cratylus', Basel 1891) in der Nähe der Callipolis besonders gut verständlich; vgl. ob. S. 462.

[2]) 301 A; vgl. Zeller II[4] 1, 531 sowie ob. S. 450 und 463.

[3]) Lysis 217 C ff.; Lach. 189 E; vgl. Zeller a. a. O. 525.

Ergebnissen. Während Siebeck in Laches 190 C eine Vorankündigung des Protagoras erblickt und Horn auf Grund von Laches 200 B annimmt, der Protagoras biete eine Verbesserung des Laches, welcher Ansicht auch Lutosławski (S. 206) beigetreten ist, schliefst Nusser umgekehrt[1]) aus Prot. 361 C verbunden mit Lach. 190 B f., der Laches folge dem Protagoras. Es führt eben auch hier, wie so oft, die Beobachtung der Wechselbeziehungen zwischen den Dialogen zu keinem durchschlagenden Ergebnis.

Dagegen ist wohl zu beachten, dafs mehrere greifbare Momente unsere Gruppe sowohl in sich zusammenhalten als auch insbesondere mit Euthydem und dem gleichfalls in diese Zeit gehörigen, aber wiederum als *λόγος Πλατωνικός* sich gebenden Symposium verbinden. In das heitere und muntere Treiben der Epheben führen uns Euthydem, Charmides und Lysis hinein, besonders Charmides und Lysis zeigen in ihrer äufseren Anlage eine innige Verwandtschaft. Die Person des Menexenus verbindet Lysis und Menexenus, sein Vetter Ctesipp den Lysis mit dem Euthydem.[2]) Das typische Ephebenpaar Lysis und Menexenus, Schüchternheit und Keckheit darstellend, hat der Euthydem mit derselben künstlerisch vollendeten Verwendung in Clinias und Ctesipp. Der Charmides behandelt die Figuren des Critias und Charmides mit derselben durch die Länge der inzwischen verflossenen Zeit wohl verständlichen Unbefangenheit, wie das Symposium die Figur des Alcibiades. Der *ἔρως* verbindet Lysis und Symposium. Der kleine Dialog enthält gleichsam die Propädeutik für die Erotik des Gastmahls. Dafs Plato sich eine Zeit lang mit dem Typus der philosophischen Frau beschäftigte, zeigt die Aspasia des Menexenus und die Diotima des Symposium (wie ich glaube im unmittelbaren Anschlufs an seine Gedanken über Frauenemanzipation im paradigmatischen Staat). Die Technik der Stilnachahmung, wie sie in den Reden des Symposium hervortritt, hat im Epitaphius des Menexenus gleichsam ihr Vorspiel. Die Hoplomachie und *στρατηγική* endlich, von der im Laches mit so viel Umständlichkeit die Rede ist, spielt auch in den Euthydem hinein (273 C, 290 B ff.). Besonders aber gehen Fäden hin und her zwischen dem Laches und der *παιδεία* der Republik[3]), wie natürlich, da diese ja den Stand der *φύλακες* auf die kriegerischen Bedürfnisse des Staates begründet und also der *ἀνδρεία* besondere Aufmerksamkeit schenken mufs. Sie thut dies übrigens gewifs nicht ohne Fühlung mit ihrer Zeit, die einer militärischen Regeneration des schlaffen Epigonentums, das sich im Laches so kläglich darstellt, dringend bedurfte. Nicht ohne Absicht sind diesem Epigonentum die sympathischen Gestalten des Laches und Nicias gegenübergestellt. Man darf auch Platos Beziehungen zu den Feldherren

[1]) Siebeck, Unters.[2] 120; Horn, Platonstudien 21 ff.; Nusser, Inhalt und Reihenfolge von sieben Plat. Dialogen (Progr. Amberg 1881/2) 19 f.

[2]) Die Wiederholung derselben Figuren in Dialogen, die wir auch sonst Anlafs haben, nebeneinanderzustellen, ist gewifs nicht ohne Bedeutung. Das gilt auch für das Wiederauftauchen der Figur des Euthyphro im Cratylus; vgl. ob. S. 615 Anm. 1.

[3]) Vgl. II 375 A; III 386 A ff.; 387 C D, 388 A. Doch bedürfen die Beziehungen der Republik zu unserer Gruppe einer gesonderten und ausführlichen Untersuchung.

aus der Zeit des zweiten Seebundes, man darf nicht vergessen, daſs die Demosthenische Zeit im Anzuge war, endlich auch, daſs die Erziehungsreform am letzten Ende thatsächlich in eine militärische Organisation eingemündet ist, wie sie die von Aristoteles beschriebene Ephebenordnung darstellt.

Hierzu kommt, daſs der Vorwurf der Unbedeutendheit unseren Dialogen keineswegs mit Recht anhaftet, immer vorausgesetzt die gewollte Beschränkung ihres Inhaltes und Umfanges; wie sich denn z. B. des Lysis neuerdings mit Erfolg Horn[1]) angenommen hat. Ferner ist selbst die Sprachstatistik in einzelnen Fällen dazu gelangt, Dialoge dieser Gruppe aus der Frühzeit wegzuweisen. Lysis wird von Ritter[2]) thatsächlich dorthin gesetzt, wo wir seinen Platz vermuten, neben das Symposium. Auch Menexenus weigert sich dieses Platzes nicht. Beim Laches weichen die Untersuchungen in bemerkenswerter Weise auseinander. Die Lutosławskische Affinitätsziffer ist zwar dieselbe wie bei Protagoras, thatsächlich aber leiten die Einzelbeobachtungen von Siebeck (S. 266) und v. Arnim[3]) auf eben die Stelle, die wir erwarten.

Ist es nun gelungen, in den Hauptzügen unsere Ansicht über die pädagogische Gruppe zu sichern, so schwindet nicht nur der ernsteste Anstoſs dahin, der unseren Ansatz des Phaedrus gefährdete, sondern wir gewinnen auch eine gleichmäſsigere Verteilung der Platonischen Schriftstellerei. Vor allem aber dürfte klar geworden sein, ein wie miſsliches Hilfsmittel die Sprachstatistik ist, sobald sie mehr leisten will als die Kennzeichen des Altersstiles geben. Dieser ist nur noch in bescheidenem Umfange in Fluſs und Entwickelung, in vielen Beziehungen ein einheitliches und geschlossenes Ding. Vor ihm aber liegt Freiheit, Willkür, Kunst, ein Auf und Ab, ein Hin und Her, das der statistischen Forschung nur vereinzelte und zufällige Treffer gestattet. Wie dürfte man sich auch vermessen dies reiche und freie Spiel in einer Progression zum Ausdruck zu bringen? Es ist Lutosławski mit Recht entgegengehalten worden: *οὐ γὰρ ταλάντῳ μουσικὴ σταθμήσεται.* Und wir erinnern uns, daſs schon vor alten Zeiten der Philologe Longin für Platos bewuſste Kunst gegen die philosophischen Verächter der Form und Verfechter einer *αὐτοφυὴς ἑρμηνεία* mehr als eine Lanze hat brechen müssen (Procl. in Tim. 19 B u. ö.).

Es erübrigt noch der Nachweis, daſs auch der organischen Entwickelung der dialogischen Kunstform, die wir, gerade weil Plato ein Künstler allerersten Ranges ist, nicht vernachlässigen dürfen, durch die Sprachstatistik kein Genüge geschieht, während sich bei der Anordnung der Dialoge, die wir vertreten, thatsächlich eine einfache und natürliche Lösung dieser Frage ergiebt.

VII

Die beiden Hauptformen des Platonischen Dialogs, die dramatische und diegematische, reichen beide zweifellos in die ursprüngliche Socratik zurück. Denn neben seinen dialektischen Unterhaltungen liebte es Socrates auch Ge-

---

[1]) Platonstudien 103 ff.

[2]) Ritter a. a. O. S. 100 u. 99. Vgl. auch Siebeck a. a. O S. 266.

[3]) Ind. Rostoch. 1896/7.

spräche wiederzuerzählen, wie schon das Gespräch mit Callias in der Apologie und mit Diotima im Symposium beweist[1]), dazu das Gespräch zwischen Cyrus und Lysander bei Xenoph. Oec. 4, 20 ff., zwischen Socrates und Ischomachus ebd. 7 ff. Dafs dieses Wiedererzählen auch schon bei Socrates das Moment freier Erfindung nicht ausschlofs, dafür sprechen viele Gründe, u. a. auch Euthyd. 290 E ff., wo Socrates bereitwillig dem über eine Unwahrscheinlichkeit verwunderten Crito zugiebt, die betreffenden Gedanken könne wohl auch ein anderer Teilnehmer des Gespräches geäufsert haben als der, dem er sie in den Mund legte. Diesen Voraussetzungen zufolge sind nun auch in der aufserplatonischen Socratikerlitteratur die beiden Haupttypen nachweisbar. Xenophon bedient sich durchweg (freilich zum Teil in salopper Weise) der Diegese, für Aeschines steht sie z. B. durch das hübsche Stück aus der Aspasia fest (Cic. de inv. I 31), sowie durch Priscians Citat aus dem Telauges (XVIII 23, 193). Dagegen hatte, so scheint es, wiederum die dramatische Form der Zopyrus des Phaedo (nach Theo, Progymn. S. 75 Sp.) und der Dialog des Antisthenes, aus welchem Athenäus V 216 B eine Stelle anführt, wo Socrates in direkter Wechselrede mit irgend welchen Mitunterrednern erscheint.

Man darf also von der Voraussetzung ausgehen, dafs auch für Plato von Haus aus beide Formen schon gegeben waren. Er hat sich während der ganzen ersten Periode seiner Schriftstellerei, ja noch über die erste sizilische Reise hinaus, beider Darstellungsarten gleichmäfsig bedient und innerhalb dieser Möglichkeiten offenbar nur aus Zweckmäfsigkeitsgründen und von Fall zu Fall sich entschieden. Theoretische Gedanken über die Einzelökonomie des Dialogs scheint er sich damals überhaupt noch nicht gemacht zu haben. Er begnügte sich mit dem, was er im Phaedrus über das Wesen des Dialogs überhaupt, im Gegensatz zu anderen Formen, zu sagen gehabt hatte. Bis zum Laches hat er sich durch kein Prinzip gebunden gefühlt. Dies ist die erste Phase seines Schaffens. Innerhalb derselben sondern sich aber doch die hierher gehörigen Schöpfungen in folgender Weise. Plato beginnt mit der dramatischen Form, und zwar in deren einfachster Gestalt, mit Beschränkung auf zwei Unterredner. Hiervon wird nur im kleineren Hippias durch Einführung des Eudicus abgewichen, dem aber doch im ganzen nur wenige Zeilen zufallen, zu Beginn und 373 A ff. Im übrigen zeigen die beiden Hippias, Ion und Phaedrus dieselbe äufsere Anlage. Da aber schon im Phaedrus der äufsere Reichtum der szenischen Veranstaltung, in die dramatische Form verflochten, eine fühlbare Belastung derselben herbeigeführt hatte, so geht er im Protagoras, dessen Szenarium so viel entwickelter ist, zur diegematischen Darstellung über. Dabei ist durch ein kurzes dramatisches Vorspiel dafür gesorgt, dafs auch die Erzählung selbst ihre Szene bekommt. Die psychologische Wahrscheinlichkeit der Berichterstattung so lang ausgesponnener Gespräche wird dadurch gewahrt, dafs die Wiedererzählung unmittelbar hinter den Begebnissen selbst erfolgt.

Die heitere Kunst des Protagoras verscheuchen die Stürme der Socrates-

---

[1]) Vgl. auch Natorp, Philol. LI (1892) 498; Hirzel, Dialog I 130.

tragödie. Plato hat wirklich für eine Reihe von Jahren das Lachen verlernt. *Πολέμου καὶ μάχης* sind die Anfangsworte des Gorgias. Seinem erhabenen Pathos folgt noch für eine Zeit lang eine gemessene Strenge, ein fast mit Härte auf das Sachliche dringender Ernst, der geringschätzig gegen das Spiel der Kunst unmittelbar auf sein Ziel loszusteuern liebt. Gorgias am schärfsten, Meno und (am meisten abgemildert) Cratylus zeigen diesen Kompositionstypus in gleicher Weise. Die Form wird, trotzdem über zwei Gesprächspersonen hinausgegangen ist, wiederum die kurz angebundene dramatische. Es findet eine geradezu absichtliche Unterdrückung alles mimetischen Beiwerkes statt, im Gorgias mit unklarer, im Meno und Cratylus überhaupt ohne Bezeichnung der örtlichen Umgebung. Das charakteristischste Merkmal aber, das diese Gruppe verbindet, ist das im Gorgias fast ganz, im Meno und Cratylus gänzlich unvermittelte Einsetzen des Themas sofort zu Beginn. Besonders hierdurch wird der einheitliche Typus unverkennbar. Er ist als chronologisches Merkmal mindestens in der Nebeninstanz gar wohl zu verwerten. Dabei ist in der Folge Gorgias Meno Cratylus zugleich ein stetiges Nachlassen jener inneren Spannung und Reizung ersichtlich, die im Gorgias hervortritt.[1])

Durch Abweichung von diesem Typus charakterisieren sich — die Apologie tritt ja hinsichtlich ihrer Kunstform ganz aus dem Rahmen unserer Entwickelung heraus — Crito und auch Euthyphro, wenn wir sie oben mit Recht hierher setzten (S. 613), als rechte 'Nebenwerke'. In ihnen greift Plato vorübergehend und besonderen Absichten zuliebe zu derjenigen Art der dramatischen Form zurück, wie sie ihm bis mit Phaedrus geläufig war: zwei Gesprächspersonen, ausgeführte Szene, *μίμησις*, scheinbar gelegentliches Auftreten des Hauptthemas. Gleichwohl schliefst die ernste Grundstimmung, wie sie sich aus dem Inhalt dieser Stücke von selbst ergiebt, jedes Spiel des Übermutes völlig aus und verbindet wenigstens in dieser Hinsicht die beiden kleinen Dialoge trotz ihrer Sonderart mit Gorgias und Meno.

Mit Republik I ist der Bann, den der Gorgias auf Platos Schaffen legte, gebrochen. Die Fülle der künstlerischen Mittel entfaltet sich zu neuem Glanze: die Anlage ist, bis auf den Verzicht der kurzen dramatischen Einführung, diejenige des Protagoras. Das zeigt sich in vielen Einzelheiten, u. a. in der Breite

[1]) Über Cratylus, der auch im Spiel der Ironie nie eine gewisse Würde verliert, vgl. ob. S. 615 Anm. 1. — Was Meno angeht, so brauchte seine Veröffentlichung, selbst wenn die Anytusepisode auf den Angriff des Polycrates gegen Socrates mit Recht bezogen würde, nicht erst nach 393 zu fallen, da der bei Polycrates erwähnte Wiederaufbau der langen Mauern zwar von Favorin (Diog. II 39) begreiflicherweise auf dies Jahr gesetzt wird, in Wahrheit aber bereits 395/4 im Werke war; vgl. die Urkunden bei Wachsmuth, Stadt Athen II 1 S. III. Indessen scheint Hirzels (Rh. Mus. XLII 239 ff.) von Dümmler (Akademika 28) geteilte Ansicht durch Zellers (Archiv I 256) und einen Teil von Schanzens (Apologie 89 ff.) Bemerkungen widerlegt, wozu kommt, dafs die Episode, wie sich S. 555 f. ergab, auch aus den Voraussetzungen der erdichteten Zeit, also ohne Anachronismus, verständlich ist. Wir dürfen fortfahren, Meno im Hinblick auf die Erwähnung des Ismenias (90 A) um 395 zu setzen. Er teilt bezeichnenderweise dies Kriterium (das freilich v. Wilamowitz Herm. XXXII 102 in seinen Zweifel einbezogen hat) mit Rep. I, wo 336 A Ismenias wiederum vorkommt; vgl. Hirmer, Entst. und Komp. der Plat. Politeia S. 660.

der Einleitung, in der Wahl eines reichen Hauses und geistigen Mittelpunktes als Hauptszene, der beidemal eine örtlich verschiedene Nebenszene vorausgeht, in der Fülle der Figuren, vor allem auch im κατέβην χθές, womit die Wiedererzählung in die unmittelbare Nähe des Erlebten rückt.

Welche Form Rep. V 18—VII (die Callipolis) ursprünglich hatte, können wir nicht wissen. Raten wäre um so müfsiger, als der Laches, dem wir unter der nunmehr folgenden pädagogischen Gruppe den ersten Platz einräumen möchten[1]), beweist, dafs Plato noch immer in der Wahl seiner Formen sich ungebunden fühlte. Er entscheidet sich hier wieder einmal für die dramatische Form trotz des nicht eben geringen Aufwandes an Personal. Nur das (hier fast auffällige) Hinausspinnen der Einleitung erinnert noch an den Protagoras und Republik I. Was ihn bewog den Laches dramatisch zu komponieren, läfst sich wohl noch erraten. Einmal fehlte derjenige äufsere Anlafs, der in Protagoras und Republik I wohl hauptsächlich zur Diegese trieb, das Bestreben neben den eigentlichen Zwecken des Dialogs ein Kulturbild der attischen Gesellschaft zu zeichnen, dieses eigentümlich anmutige Parergon, das, wie Ivo Bruns[2]) treffend bemerkt, als eine schöne parasitische Blume an dem Socratischen Dialog erwachsen ist. Nun treten aber im Laches die äufserlich plastischen und sachlichen Züge eines solchen Bildes thatsächlich ziemlich in den Hintergrund. Der Ethopoiie der Personen ist dagegen eine liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet; aber eben diese Kunst konnte Plato nach der Weise dramatischer Dichter auch durch Selbstdarstellung der Personen entfalten. Dazu kommt, dafs die Darstellung mehrfach ein Lob des Socrates mit sich bringt, was sich mit der Diegese deshalb schlecht vertrug, weil Plato im innigen Anschlufs an die diegematischen λόγοι des historischen Socrates zunächst sich darauf beschränkt hat, wo er diegematisch komponiert, Socrates selbst erzählen zu lassen. Erst im Symposium mit seinem ἐγκώμιον Σωκράτους und im Phaedo sah er sich aus naheliegenden Gründen gezwungen, von dieser Gewohnheit abzuweichen. Dagegen ist im Theaetet, wo solche Gründe wegfielen, wieder Socrates der Wiedererzähler, nur dafs dessen διήγησις hier aus besonderen, weiter unten zu erläuternden Gründen in schriftlicher Aufzeichnung vorliegt (142 C ff.). Einzig der Parmenides setzt sich scheinbar ohne zwingende Gründe über Platos Regel hinweg, die übrigens andere Socratiker sich nicht zur Norm gemacht haben.

Bald nach dem Laches hat sich nun Plato ersichtlich mit den Gedanken beschäftigt, die er schliefslich in der Paideia des (paradigmatischen) Staates im

---

[1]) Neuerdings will Koellner, Philol. LVIII (1899) 312 im Lachespapyrus Spuren der altattischen Orthographie (Auflösung von ο in ου) entdecken, mit völliger Ignorierung der bekannten Warnungen bei v. Wilamowitz, Hom. Unters. 307 ff. Selbst wenn er recht hätte, so hätte er schon ein Wort darüber sagen dürfen, wann eigentlich er sich den Laches verfafst denkt. Übrigens sei bei dieser Gelegenheit auf die wie ich glaube überschätzende neue Behandlung der Flinders Petrie-Papyri durch Blafs hingewiesen (S. B. d. sächs. Ges. d. Wissensch. 1898 S. 197 ff. sowie 1899 S. 161 ff.).

[2]) Litt. Porträt 239.

Zusammenhang mit den Schriften der pädagogischen Gruppe formuliert hat. Da seine Kritik des musischen Unterrichts nicht nur den Inhalt (*λόγος*), sondern auch die Form (*λέξις* III 6, 392 C ff.) und innerhalb derselben das Verhältnis der dramatischen, diegematischen und der gemischten Darstellung zu dem für gefährlich erklärten Prinzip der *μίμησις* untersucht, so ist es schlechtweg undenkbar, dafs diese Ausführungen nicht auch für Platos eigene Kunstform, den *λόγος μουσικῇ κεκραμένος*, in Betracht kämen. Was er in dieser Beziehung als Norm ausspricht, das mufs von da ab mindestens eine Zeit lang für ihn von bindender Kraft gewesen sein und dem anfänglichen Schwanken seiner Kompositionsform ein Ende gemacht haben. Jede Anordnung der Platonischen Schriften, die in dieser Beziehung kein befriedigendes Resultat ergiebt, erscheint uns hinfällig, und wir sind kühn genug zu behaupten, selbst aus diesem Grunde allein. Die entscheidende Stelle[1]) steht 396 B ff. Da die dramatische Form als die mimetische im engeren Sinne den Schriftsteller gleichsam zu einem Schauspieler mache und zwinge *αὑτὸν ἐκμάττειν τε καὶ ἐνιστάναι εἰς ἄλλων τύπους*, so sei sie zum mindesten dann nicht unbedenklich, wenn es sich um *κακιόνων τύποι* handle. In diesem Falle wird sie zwar nicht ganz ausgeschlossen (was schon im Hinblick auf Platos vorangehende Schriftstellerei nicht wohl anging), aber doch nur mit grofsem Vorbehalt zugelassen: *εἰ μὴ ἄρα κατὰ βραχύ, ὅταν τι χρηστὸν ποιῇ* (*ὁ χείρων*); man thut es *ἀτιμάζων τῇ διανοίᾳ, ὅτι μὴ παιδιᾶς χάριν*. So wird denn schliefslich (396 E) für die Verwendung des Dramatischen (hier des Mimetischen *κατ' ἐξοχήν*) und des Diegematischen folgende Norm aufgestellt: *διηγήσει χρήσεται* (scil. *ὁ τῷ ὄντι καλὸς κἀγαθός, ὁπότε τι δέοι αὑτὸν λέγειν*), *οἵᾳ ἡμεῖς ὀλίγον πρότερον* (392 D ff.) *διήλθομεν περὶ τὰ τοῦ Ὁμήρου ἔπη* (welche die Erzählung des Dichters mit der dramatischen Form, in den Wechselreden der handelnden Personen, verbinden). Und es wird hinzugefügt: *καὶ ἔσται αὐτοῦ ἡ λέξις μετέχουσα μὲν ἀμφοτέρων, μιμήσεώς τε καὶ τῆς ἄλλης*[2]) *διηγήσεως, σμικρὸν δέ τι μέρος ἐν πολλῷ λόγῳ τῆς μιμήσεως· ἢ οὐδὲν λέγω; Καὶ μάλα, ἔφη, οἷόν γε ἀνάγκη τὸν τύπον εἶναι τοῦ τοιούτου ῥήτορος.* Also Diegese mit möglichst wenig dramatischem (mimetischem) Zusatz; das Zugeständnis ist schon um deswillen unvermeidlich, weil auch der diegematische Dialog das Dramatische niemals völlig abstreifen kann.

Genau der hier aufgestellten Norm entsprechend folgt nunmehr eine längere Reihe diegematischer Dialoge: Euthydem Charmides Lysis Symposium Phaedo Theaetet Parmenides; selbst die Redaktion der Republik schleppt die Last, welche die Diegese in solcher Ausdehnung aufbürdet, getreulich durch alle zehn Bücher durch. Erst das Alter, wo Plato so manche schroffe Forderung

[1]) Bekanntlich ist schon Schoene (Über Platons Protagoras, Leipzig 1862, S. 9 ff.) im Interesse seines vornehmlich auf die Kunstform gegründeten Anordnungsversuches auf diese Stelle aufmerksam geworden. Dafs sie ohne Beziehung auf Platos eigenes Verfahren sei, können wir Zeller (II⁴ 1, 509) schlechterdings nicht zugeben.

[2]) Wie Gorg. 473 C *πολιτῶν καὶ τῶν ἄλλων ξένων* (beigebr. v. Campbell zu II 357 C). Unnötig *τῆς ἁπλῆς διηγήσεως* Adam, Class. Rev. X (1896) 384 und in der Ausg. Cambr. 1897.

ermäſsigt, schafft auch hier Wandel. Wie der Greis überhaupt in der künstlerischen Ökonomie seine besonderen Wege geht[1]), so läſst er auch die diegematische Form mit ihren mannigfaltigen Unbequemlichkeiten schlechthin fallen: die Altersdialoge sind wiederum und zwar durchweg dramatisch, Philebus Sophistes Politicus Timaeus Critias Leges. Und damit ja jeder Gedanke, als walte in diesen Dingen der bare Zufall, ausgeschlossen sei, so sehen wir, daſs an denjenigen Stellen der späten Schriften, wo Plato Anlaſs gehabt hätte, der Unterscheidung zwischen dramatisch (oder: spezifisch-mimetisch) und diegematisch wiederum zu gedenken, er dieses keineswegs thut, sondern seine früheren Aufstellungen offenbar stillschweigend ausstreicht. Dies gilt namentlich von Soph. 267 A ff. und den Abschnitten über die musische Paideia in den Gesetzen (vgl. bes. VII 8 und 15). Und daſs Plato mit Recht so verfuhr, leuchtet sofort ein. Die Unterscheidung von Diegese und dramatischer Form ist wenigstens innerhalb der Platonischen Dialogik überhaupt nicht von der fundamentalen Bedeutung, wie Plato ehemals meinte. Die Mimesis bleibt (schon weil niemals, wie es Xenophon thut, Plato selber den Erzähler macht), mag sie in oratio recta oder obliqua gegeben werden. Aber eben hinsichtlich dieses Unterschiedes hatte sich Plato früher der seltsamsten, nur aus dem Mangel wissenschaftlicher Sprachbetrachtung zu erklärenden Überschätzung hingegeben. Das beweist Rep. III 392 E ff., wo er thatsächlich glaubt, wenn Homer die Reden seiner Personen in oratio obliqua gegeben hätte (393 D ff.), so hätte er damit das eigentlich Mimetische aus seiner Darstellung beseitigen können.[2])

Zu unserer Anordnung haben wir nun noch einige Bemerkungen hinzuzufügen und zwar hinsichtlich der diegematischen Mittelgruppe von Euthydem bis Parmenides.

Erstens nämlich ist ein Wort über den Menexenus zu sagen, den wir vorhin übergingen. Ist dieser dramatische Dialog als Ausnahme zu betrachten? Das wäre schlimm für unsere Sache. Indessen man braucht sich hier nicht einmal auf den mit der Apologie zu vergleichenden Sondercharakter der Schrift zu berufen. Das Rahmengespräch läſst sich auffassen, wie in den diegematischen Gesprächen vom Typus des Protagoras und Euthydem, als das Vorspiel zum Epitaphius, der insofern diegematischen Charakter hat, als Socrates in ihm nur Gehörtes und Eingeprägtes wiedergiebt: *Ἀσπασίας χθὲς ἠκροώμην* (236 A). Die Ausnahme ist also nur eine scheinbare.

Charakteristisch ist an der letztgenannten Stelle das Wort *χθές*. Wir erkennen von neuem wie in Prot. Rep. I Euthyd. jenes Bemühen, die Erzählung mit Rücksicht auf die psychologische Wahrscheinlichkeit einer solchen Leistung unmittelbar hinter das Erlebnis zu rücken. Von der Gruppe, der diese Eigentümlichkeit gemeinsam ist, sondern sich Charmides und Lysis, die auf eine

[1]) Vgl. besonders Campbell, Soph. and Pol. (Oxf. 1867) S. XIX f. und Ivo Bruns, Litt. Porträt 271 ff.

[2]) Gleichwohl haben die Sätze der Republik nachgewirkt. Irgend welche Theoretiker der Historiographie haben die direkten Reden verboten: Pompejus Trogus über Livius und Sallust, Justin. XXXVIII 3, 11.

genaue Fixierung des zeitlichen Verhältnisses zwischen Original und Wiedergabe verzichten. Einen grofsen Schritt weiter geht eine spätere Gruppe: Symposium Phaedo[1]) Theaetet Parmenides, d. h. eben die Gespräche, die nicht mehr Socratisch-pädagogischen Charakters sind und der Platonischen Muse wiederum den freiesten Flügelschlag vergönnen. Gemeinsam ist ihnen allen, dafs sie jenes Streben nach psychologischer Wahrscheinlichkeit keineswegs ganz fallen lassen, wohl aber innerlichere Mittel zu diesem Zwecke dem äufserlichen *χθές* vorziehen. So erzählen im Symposium Aristodem und Apollodor[2]), wahre Typen beschränkter Verehrerschaft, deren Hingebung auch die Aufbewahrung kleiner Züge wahrscheinlich macht, da sie nichts Eigenes besitzen, was die getreue Auffassung gefährden könnte. Übrigens hat Apollodor sich die Richtigkeit seiner aus zweiter Hand empfangenen Erzählungen von Socrates selbst bestätigen lassen und trägt sie zu alledem nicht das erste Mal vor. Im Phaedo erzählt des Socrates besonderer Liebling (89 B), die Johannesgestalt dieses Jüngerkreises. Ähnlich verwendet der Theaetet den Euclid, daneben (143 A) das Mittel der Verifizierung durch Socrates selbst, das wir soeben im Symposium vorfanden. Selbst noch im Parmenides wird von dem vorletzten Erzähler Antipho bemerkt: *μειράκιον ὢν τοὺς λόγους εὖ μάλα διεμελέτησεν* und *πολλάκις ἀκούσας τοῦ Πυθοδώρου ἀπομνημονεύει* (126 C).

Auch in diesem Betracht ergeben sich also Gruppenbildungen von natürlicher Abfolge. Dagegen werden sich schwerlich Normen ableiten lassen aus anderen Eigenarten der Wiedererzählung, z. B. ob eine Einleitungsszene näher bestimmt ist oder nicht, wer der Wiedererzählung zuhört und wo und wann, ob das Eingangsgespräch die eigentliche Diegese durchbricht (Euthyd. Phaed.) oder nicht, ob es nach derselben wieder aufgenommen wird oder nicht. In diesen Stücken waren für Plato, so möchten wir glauben, immer nur die augenblicklichen Bedürfnisse mafsgebend. Höchstens in einem Punkte ergiebt sich noch, wie es scheint, ein Zusammenhang. Die Szene der Wiedererzählung

[1]) Die Folge und Nachbarschaft Symposium Phaedo läfst sich mit vielen Gründen verteidigen. Sie erklärt auch aufs einfachste die vielgedeutelten Worte am Schlusse des Symposium (223 D): *τοῦ αὐτοῦ ἀνδρὸς εἶναι κωμῳδίαν καὶ τραγῳδίαν ἐπίστασθαι ποιεῖν*. Der Phaedo ist die Tragödie, das Symposium die Komödie.

[2]) Beiläufig: noch immer führt dieser Apollodor den Beinamen der 'Tolle'. Es ist aber das Beiwort *μανικός* unter den Socratikern vergeben an Chaerepho (Charm. 153 B; Schol. Nub. 144). Symp. 173 D steht vielmehr: *καὶ ὁπόθεν ποτὲ ταύτην τὴν ἐπωνυμίαν ἔλαβες τὸ μαλακὸς καλεῖσθαι, οὐκ οἶδα ἔγωγε*. Der Sprecher verwundert sich über den Spitznamen, weil Apollodor in seinen Reden wenigstens nichts vom *μαλακός* an sich habe, sondern (so sagt er) *ἐν μέν γε τοῖς λόγοις ἀεὶ τοιοῦτος εἶ* (*giebst du dich immer folgendermafsen:*) *σαυτῷ τε καὶ τοῖς ἄλλοις ἀγριαίνεις πλὴν Σωκράτους*. Also: *ἀγριαίνειν* enthält den die Verwunderung erklärenden Gegensatz zu *μαλακός*. Dies haben denn auch 𝔄tY von erster Hand. *μανικός* dagegen (schon Ficin) ist var. lect. in tΞ und anderen Hss.; es ist durch Ξ früh in Aufnahme gekommen und (mit Ausnahme Rückerts) lectio recepta. Geschützt wird *μαλακός* zum Überflufs durch Apollodors thränenreiche und überschwängliche Weichheit im Phaedo: 59 A, 117 D. Die Lesart *μανικός* ist *προπαρασκευή* der Ausdrücke *μαίνομαι καὶ παραπαίω* in Apollodors Antwort und findet eine scheinbare Stütze in dem Ausdruck *μανικώτερον* (aber neben *ἐμπαθής*) bei Plut. Cat. min. 46.

ist in drei Dialogen nicht die Heimat, sondern in der Ferne gedacht, und zeitlich nach dem Tode des Socrates: Phaedo in Phlius, Theaetet in Megara, Parmenides[1]) wohl in Ionien (Clazomenae [?], sicher nicht in Athen). Die Absicht ist dabei doch wohl, freundschaftliche Beziehungen Platos zum Ausdruck zu bringen und zugleich vor Augen zu stellen, wie die Socratik über Athen hinausgewachsen ist, wie ihr geistige Eroberungen gelungen sind. Das darf man vermuten, obgleich das Nähere beim Parmenides, wo doch schon Proclus ähnliche Betrachtungen anstellt (19 f. 55 ff.), dunkel bleibt. Ist es nun Zufall, dafs die drei in dieser Hinsicht einheitlich angeordneten Dialoge auch aus anderen Gründen zeitlich[2]) zusammengehören?

Was den Teil der Republik angeht, an den Timaeus und Critias anknüpfen, so wird er, falls unsere Darlegungen richtig sind, zwar das Personal von Timaeus und Critias (einschl. des Tim. 17 A krank Gemeldeten) verwendet haben, aber in diegematischer Einkleidung. Wie diese zu denken sei, steht dahin.[3]) Dafs sie nichts Unmögliches ist, lehrt der Anschlufs der dramatischen Dialoge Sophistes und Politicus an den diegematischen Theaetet.

Die innerliche Abwendung von der Kompositionsform seiner mittleren Zeit wird über Plato naturgemäfs während der Schlufsarbeit an der Republik gekommen sein, wo es galt, sie mit ihren Unbequemlichkeiten durch ein Werk gröfsten Umfanges fortzuschleppen. Setzt man diese Arbeit (und Theaetet) zwischen die 2. und 3. sizilische Reise, womöglich so, dafs die Arbeit an beiden streckenweise nebeneinander herlief, so wird aufs beste verständlich jenes einst von Teichmüller[4]) verkehrt verwandte Auskunftsmittel des Theaetet, in dem sich Plato die Bürden des diegematischen Stiles dadurch erleichtert, dafs die vorgelesene schriftliche Diegesis des ursprünglichen Gespräches dramatische Form bekommt: *ἵνα ἐν τῇ γραφῇ μὴ παρέχοιεν πράγματα αἱ μεταξὺ τῶν λόγων διηγήσεις περὶ αὑτοῦ τε ὁπότε λέγοι ὁ Σωκράτης, οἷον κἀγὼ ἔφην ἢ καὶ ἐγὼ εἶπον, ἢ αὖ περὶ τοῦ ἀποκρινομένου, ὅτι συνέφη ἢ οὐχ ὡμολόγει, τούτων ἕνεκα ὡς αὐτὸν αὐτοῖς διαλεγόμενον ἔγραψα ἐξελὼν τὰ τοιαῦτα* (143 C). Damit ist die Rückkehr von der Diegese zum dramatischen Stil angebahnt.

Aber doch auch nur angebahnt; das beweist der Parmenides. Wie er es inhaltlich thut, so weist er auch formell und zwar durch eine auffällige Mischung von Künstlichkeit und Vernachlässigung von der reifen und sorglich gepflegten Schönheit des Theaetet so unbedingt hinweg, strebt so unverkennbar den Altersdialogen entgegen, dafs ich mich nicht entschliefsen kann, ihn mit

---

[1]) Was die Zeit angeht, so ist zwar nur angedeutet, dafs das Jahr der Dreifsig der Vergangenheit angehört (127 D). Indessen ist zu beachten, dafs Cephalus sich offenbar nicht bei Socrates selber die Auskunft holen kann, die er begehrt. Vgl. auch Procl. 68.

[2]) Wir setzen zwar Theaetet mit den Arbeiten an der Republik gleichzeitig, aber diese kommt hier nicht in Betracht, da Plato durch die Anlage von Rep. I gebunden war.

[3]) Nachträglich sei bemerkt, dafs die S. 456 Anm. erwähnte Ansicht von Steinhart u. a. bereits die des Altertums ist: Procl. in Tim. 3 E (Procl. in Remp. ist an der betr. Stelle, S. 19 Kroll, lückenhaft); Hypoth. Schol. in Tim. (VI 363 Herm.).

[4]) Über die Reihenfolge der Plat. Dialoge (1879); Litter. Fehden I 3 ff.; II 13 ff., 309 ff. Vgl. auch Zeller II⁴ 1, 506; Hirzel, Dialog I 213.

Campbell[1]) vor den Theaetet zu stellen, sondern mit Lutosławski (S. 410 f.) hinter denselben, wie er denn auch, wie angedeutet, inhaltlich stärker noch als Theaetet die letzte Phase des Platonismus zum Durchbruch bringen hilft.

Wenn nun dieser Dialog die diegematische Form wieder aufnimmt, freilich nur, um sie im weiteren Verlaufe (von Kap. 10 ab) gleichsam unmutig abzuschütteln und zwar gänzlich und ohne Motivierung, so zeigt das die Abwendung vom älteren Stil noch um einen Schritt weiter vorgerückt. Die Art aber, wie der Übergang im Theaetet und Parmenides sich vollzieht, dieses zeitweilige Nebeneinander zweier Kompositionsformen, ist eine Bestätigung mehr für die feine und nicht ohne einen Seitenblick auf Plato gemachte Bemerkung v. Wilamowitzens[2]) über Goethes Fähigkeit, 'die Stile verschiedener Perioden eine gute Weile nebeneinander zu behaupten'.

Indessen der Parmenides bietet hinsichtlich seiner Kunstform noch ein Rätsel, mit Symposium und Theaetet zusammen. Diese Dialoge zeigen nämlich die diegematische Form in einer seltsamen Steigerung: es handelt sich in ihnen nicht mehr um Wiedererzählung aus erster Hand. Im Theaetet liegt Euclids schriftliche Wiedergabe von Socrates' Wiedererzählung vor. Im Symposium war der erste Wiedererzähler Aristodem, von ihm hats Apollodor (und Phoenix), und dieser hat das Gespräch vor seiner gegenwärtigen Wiedererzählung schon einmal einem anderen erzählt (Glauco). Im Parmenides hat in noch künstlicherer Weise das ursprüngliche Gespräch (zwischen Socrates, Parmenides und Zeno) Pythodorus, ein Genosse des Zeno, an Antipho erzählt. Dieser hat es als *μειράκιον* sich eingeprägt und erzählt es nach langer Zwischenzeit dem Clazomenier Cephalus, welcher darauf den Wiedererzähler im Platonischen Dialog abgiebt. Was sollen nun diese gesteigerten Formen mit der nur im Theaetet durch ein besonderes Mittel vermiedenen, im Parmenides schliefslich durch einen Gewaltstreich abgestofsenen, in der That ganz ungeheuerlichen Belastung, die sie mit sich führen? *ταῦτα δὴ εἰπόντος τοῦ Ζήνωνος, ἔφη ὁ Ἀντιφῶν φάναι τὸν Πυθόδωρον αὐτόν τε δεῖσθαι τοῦ Παρμενίδου καὶ τὸν Ἀριστοτέλη καὶ τοὺς ἄλλους ἐνδείξασθαι ὃ λέγοι καὶ μὴ ἄλλως ποιεῖν.* Die Lästigkeit ist so grofs, dafs Ungenauigkeiten des Ausdrucks (auch im Symposium) gar nicht zu vermeiden waren. Hirzel (Dialog I 215) meint, Plato wolle uns hier einen Einblick thun lassen in den Gang der Tradition, durch die er zur Kenntnis des Hauptgesprächs wenn nicht wirklich gelangt ist, so doch gelangen konnte. Bruns dagegen (Litt. Porträt 335 f.) ist der Ansicht — wenigstens für das Symposium —, Plato habe das Bild durch diese Einkleidungsszene, so lebensvoll es ist, 'wie aus fernem Nebel auftauchend erscheinen lassen wollen', andeutend, 'dafs nur das Ziel und der Geist seiner Arbeit geschichtlich, die Form aber Dichtung sei'. Ich mufs bekennen, dafs mich die Auffassungen dieser geschmackvollen Kenner beide unbefriedigt lassen. Bei beiden entsteht

[1]) Classical Review X (1896); daraus deutsch Mekler, Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik CXII (1898) 17 ff. Vgl. auch Waddell in seiner überaus wertvollen und kostbaren Ausgabe des Parmenides (Glasgow 1894) und Class. Rev. X 287 ff.

[2]) Vortrag über Goethes Pandora, Goethe-Jahrbuch XIX (1898).

ein fühlbares Mifsverhältnis zwischen den Zwecken und den Mitteln. Man sollte meinen, Plato hätte sowohl diesen wie jenen Zweck auch ohne eine Mafsregel erreichen können, die, konsequent durchgeführt, den Ausdruck aufs unerfreulichste belastete. Die Wahrscheinlichkeit ist, dafs diese Steigerung der Diegese durch irgend einen äufseren, Plato selbst nicht willkommenen, ihm aber unvermeidlichen Zwang verursacht ward, wenigstens bei Symposium und Parmenides. Denn im Theaetet kann die Einschiebung von Euclids *βιβλίον* genügend aus dem oben S. 624 bemerkten Bestreben in Verbindung mit dem Wunsche erklärt werden, die diegematische Form äufserlich beizubehalten, ohne doch die Vorteile der dramatischen zu missen. Dagegen im Symposium könnte die Sache so liegen, dafs die Rücksicht auf das historisch Mögliche Plato zu dieser Anordnung zwang. Handelte es sich nämlich um die Anknüpfung an historisch wirklich Stattgefundenes und nicht um freie Erfindung, so mufste klar zu Tage liegen, dafs der Verfasser seiner Lebenszeit nach über den Vorgang auch wirklich unterrichtet sein konnte. Nun wäre beim Symposium denkbar, dafs Plato Aristodem, den vielleicht allein dafür geeigneten Teilnehmer des Gastmahls, um deswillen nicht selbst erzählend einführen konnte, weil dessen Todesjahr ausschlofs, dafs Plato selber in reiferen Jahren seine Wiedererzählung gehört habe. Die Erzählung Apollodors ist um 400 gedacht: mit Recht vermutet Hug[1]) aus der Ausdrucksweise Apollodors (173 B), dafs Aristodem damals (und wohl schon lange) tot war: *Ἀριστόδημος ἦν τις, Σωκράτους ἐραστὴς ὢν ἐν τοῖς μάλιστα τῶν τότε, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ.*

Über die verzwickte Einführung des Parmenides wage ich freilich keinerlei Vermutung, vermag aber allerdings auch hier nicht zu denken, dafs Plato aus freien Stücken (etwa mit der Absicht einer Symbolik, wie sie die neuplatonische Auslegung annimmt) sich die Sache sollte erschwert haben. Gewifs hat er auch in diesem Falle unter dem Zwange chronologischer Wahrscheinlichkeit gehandelt und nicht ein Glied mehr eingefügt, als er eben mufste.

Es sei zum Schlusse zusammengefafst, auf welche Folge der hier als echt angenommenen Schriften die vorstehenden Untersuchungen hinleiten, wobei die Anordnung in den Gruppen natürlich öfter zweifelhaft bleibt.

1) Frühe Vorläufer: die beiden Hippias und Ion. 403 Phaedrus und bald darauf Protagoras.

2) Das erste Jahrzehnt des IV. Jahrh., bis zur ersten sizilischen Reise: Gorgias (399, oder unmittelbar danach). Aufenthalt in Megara und Reisen: Apologie. Crito. Euthyphro. — Meno (um 395). Cratylus. Rep. I. — Rep. V 18—VII.

3) Zeit der Schulgründung bis zur zweiten Reise (367), oder rund zweites und drittes Jahrzehnt des IV. Jahrh.: die pädagogische Gruppe, d. i. Laches. Euthydem. Menexenus. Charmides. Lysis. — Dazu Rep. II—V 16 (ohne IV 6—19). Symposium (nach 384, wahrscheinlich längere Zeit nachher). Phaedo.

4) Zwischen der 2. und 3. Reise (361): Abschlufs der Republik. Theaetet.

---

[1]) Einleitung zur Ausg. d. Symp. S. XXXVI.

5) Altersdialoge: Parmenides. Philebus. Sophistes. Politicus. Timaeus. Critias. Leges.[1])

Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, hiermit die Tetralogien zu vergleichen. Sie beginnen mit der in historisch-hodegetischer Absicht vorangestellten Socratestetralogie (Euthyphr. Apol. Crito Phaed.); dann folgen in zwei Reihen die für die Grundlegung des Platonismus wichtigen Dialoge, wobei nach dem Satze, daſs die Erotik Gipfel und Krone der Dialektik ist, Symposium (III 3) und Phaedrus (III 4) abgesondert und an den Schluſs gesetzt sind, freilich in einer sicher irrtümlichen Folge, da daran gar kein Zweifel sollte bestehen können, daſs die Erotik des Phaedrus dem Symposium gegenüber die weniger entwickelte ist. Gegen die Folge aber der diesen vorangehenden sechs Stücke (II 1—III 2) wüſste ich chronologisch nichts einzuwenden: Cratylus (II 1), sodann (viel später nach unserer Annahme sich anschlieſsend) die Trilogie Theaetet Sophistes Politicus (II 2 3 4), endlich Parmenides (III 1) und Philebus (III 2). Hierauf folgen vier Tetralogien (IV—VII), deren Stücke durchweg Fragen der Erziehung und die Bestimmung der Lebensaufgaben zum Gegenstand haben. Die erste davon (IV) hat lauter unechtes Gut (die beiden Alcib. Hipparch. Anterast.), welches mit Theages (V 1) sogar noch bis in den Anfang der folgenden reicht; das Anordnungsprinzip soll hier nicht untersucht werden. Merkwürdig ist, daſs diese mehr als verdächtigen Dialoge in kompakter Masse bei einander stehen. Daran schlieſst sich die Gruppe Charmides Laches Lysis Euthydem (V 2—VI 1), der auch wir zeitliche und Gruppenzusammengehörigkeit zusprachen. Sie ist, offenbar aus systematischen Gründen, weil es zweckmäſsig schien, die Erziehung des Ephebentums vor die Schriften zu setzen, welche die Lebensaufgabe auf höherer Stufe behandeln, vorausgestellt der Reihe Prot. Gorg. Meno (VI 2—4): wiederum eine gute und von vielen angenommene chronologische Folge. Den

[1]) Die Anordnung zwischen Parmenides und Leges steht dahin. Indessen Timaeus zu weit herabzusetzen hindert die Notiz des Theophrast bei Plutarch, Quaest. Plat. 8, 1 (und Numa 11), wonach Plato in späteren Jahren der im Timaeus vertretenen geocentrischen Anschauung untreu wurde. Mag dies sachlich bezweifelt werden (Zeller II[4] 1, 808), so bedarf doch selbst ein bloſses Gerücht, wenigstens wenn ein Theophrast es nachsprach, mindestens der chronologischen Möglichkeit. — Vielleicht darf man beim Timaeus auch auf folgendes hinweisen. Die geflissentliche Hervorhebung der Athenerfreundlichkeit der Saïten, überhaupt die Anknüpfung der prähistorischen Phantasie an ägyptische Überlieferung wird schwerlich einer zeitgeschichtlichen Beziehung entbehren, zu welcher Athens wechselnde Stellung zum ägyptischen Freiheitskriege (408—343) reichlich Anlaſs bot. Überblickt man dessen Verlauf (nach Judeich, Kleinasiat. Stud. 144 ff.), so wird man einräumen, daſs ca. 377 —362 schwerlich, dagegen von 362 ab viel Möglichkeit war in Athen für diese Dinge Interesse zu finden. In diesem Jahre war, wie es scheint, die Gesandtschaft des Tachos in Athen, von der die Inschrift CIA II 60 gehandelt hat (dieselbe vielleicht, die Theopomp oder der Tricaranus erwähnte; Africanus bei Euseb. praep. X 10, 22 und Atticus bei Procl. in Tim. 30 D: *ἀφικέσθαι τινὰς ἐκ τῆς Σάεως ἀνανεουμένους τὴν πρὸς Ἀθηναίους συγγένειαν*); in diesem Jahre gingen Chabrias und Agesilaus in Ägyptens Dienste (Judeich S. 165). Dann erklärt sich auch die (wenigstens für den Timaeus) episodenhafte Haltung der Partie die selbst Longin für ein *περιττόν* hielt und aus auſserphilosophischen Schriftstellerzwecken treffend erklärte (Procl. in Tim. 63 B. 26 C).

Abschlufs bilden, anhangsweise gleichsam, mit Reihe VII vier kleine Dialoge, in denen ästhetische Fragen besonders oder ausschliefslich hervortreten, wobei wiederum in chronologisch nicht unwahrscheinlicher Weise die beiden Hippias[1]) und Ion (VII 1—3) zusammengefafst und dem (viel späteren) Menexenus (VII 4) richtig vorgeordnet werden. Was endlich die achte und neunte Tetralogie angeht, so steht hier im Mittelpunkt Platos politisches System. Mit einer gewissen Symmetrie ist der Republik (VIII 2) der Clitopho (VIII 1), den Gesetzen (IX 2) der unechte Minos vorangestellt. Nach Platos eigenen Andeutungen sind zeitlich richtig an die Republik Timaeus (VIII 3) und Critias (VIII 4) angeschlossen, und dafs den Gesetzen die Epinomis (IX 3) folgt und der noch verfügbare letzte Platz (IX 4) den Briefen zugeteilt ward, war nach den Voraussetzungen des ganzen Versuches verständig. Die Hauptsache ist, dafs die Anordnung Republik Timaeus Critias Leges sowohl hinsichtlich des Verhältnisses dieser Schriften zu einander, wie auch (bei den letzten zwei) zu Platos Lebenszeit von seiten der Chronologie gebilligt werden kann.

Es scheint mithin, als könne in der tetralogischen Anordnung das systematische mit dem chronologischen Verfahren einen freilich im Gesamtergebnis wunderlichen, doch aber im einzelnen nicht unverständlichen Kompromifs geschlossen haben. Als Beweisstück für die von uns vertretene Ansicht sollen natürlich diese partiellen Übereinstimmungen keineswegs gelten: für rein zufällig möchte ich sie nicht halten.

Wir schliefsen hiermit. Mag das Urteil über unsere eigenen Aufstellungen ablehnend ausfallen; wir werden uns mit Epicurs Sprüchlein trösten: *'Εν φιλολόγῳ συζητήσει πλεῖον ἤνυσεν ὁ ἡττηθείς, καθ' ὃ προσέμαθεν.* Eins aber glauben wir doch dargethan zu haben: dafs die sprachstatistische Forschung die Lösung der Platonischen Frage zwar durch die schärfere Abgrenzung einer auch sonst in sich eng verbundenen Gruppe von Altersdialogen erheblich gefördert hat, dafs sie aber über dies Ergebnis hinaus in ihrer Anwendung das Mafs von Bedeutung nicht zu erlangen vermag, das ihre Anhänger beanspruchen. Eine wissenschaftliche 'Stylometrie' im Sinne Lutosławskis ist wohl überhaupt ein Wahngebilde, und sie ist sicher ein solches in ihrer Anwendung auf Plato. Wir müssen fortfahren, das Heil in dem unparteiischen und gleichmäfsigen Zusammenschlufs aller Arten von Kriterien überhaupt zu suchen. Nur so ist zu erwarten, dafs die Fehlerquellen und Schwächen des einen durch die Vorzüge des anderen ausgeglichen werden. Nur so dürfen wir hoffen, dafs unsere Wissenschaft schliefslich auch an den Rätseln, die Platos Persönlichkeit und Lebenswerk umschliefst, ihre Mission erfüllt:

Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer stellt es her?
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Wert mit Sicherheit besessen.

[1]) Das Thema des kleineren verdiente wohl nach Anleitung dieser Gruppenzusammengehörigkeit weniger aus ethischem als ästhetischem Gesichtspunkt aufgefafst und beurteilt zu werden. Vgl. Schanz, Einl. z. Apol. 29 f. 40 ff.

PROBLEME IN DER WALTHARIUSFORSCHUNG

Von Karl Strecker

(Schlufs)

Der Vergleich mit den ags. Bruchstücken lehrt, dafs der junge Ekkehard aus seiner ländlichen Heimat (das ist doch wohl das wahrscheinlichste) die Kenntnis einer Erzählung mitbrachte, die etwa folgende Züge enthielt: Walther, der Sohn Alphers, nimmt an Etzels Hofe als des Königs Vorkämpfer eine angesehene Stellung ein. Doch entschliefst er sich (mit Hildegunde) unter Mitnahme eines Schatzes (denn woher sollte er sonst das angebotene Lösegeld beschaffen können?) aus dem Hunnenreiche zu ziehen. Sie werden im Burgundenlande von Gunther und seinen Mannen angegriffen. Der Grund ist nicht recht klar, Gunther hat die Ringe und das gute Schwert ausgeschlagen. Es entspinnt sich ein Kampf, in dem Hagen sich zurückhält; vielleicht darf man annehmen, dafs er im Hunnenlande Freundschaft mit Walther geschlossen hat. Über den Ausgang erfahren wir leider nichts. — Ob wir berechtigt sind, die gelegentlichen Erwähnungen in den mhd. Epen und den Bericht der Thidreksage zur Rekonstruktion der Sage zu verwerten, scheint mir zweifelhaft zu sein. Die Gründe werden sich unten ergeben.

Es fragt sich nun, in welcher Form kannte Ekkehard diese Geschichte? J. Grimm meinte, eine Dichtung so fest ineinander gefügten Inhalts könne nicht von einem jungen Mönche ersonnen sein, sondern müsse schon vorher als deutsches Gedicht unter dem Volke gelebt haben, wenn es ihn auch stutzig machte, dafs es ihm nicht gelingen wollte, deutliche Spuren der Allitteration nachzuweisen. Diese Ansicht wurde die herrschende. Zwar verhehlte Peiper (S. LXVII) seinen Zweifel nicht, und W. Meyer sprach geradezu die Meinung aus, dafs das Verdienst für die Anlage des Gedichtes im grofsen und ganzen dem lateinischen Dichter zuzuerkennen sei. Sie wurden nicht gehört, man blieb bei der Ansicht, dem lateinischen Gedichte liege ein deutsches zu Grunde. Müllenhoff zweifelte nicht daran, dafs Ekkehard ein stabreimendes alemannisches Gedicht nach dem Muster und in der Sprache Virgils bearbeitet habe, und Scherer vermutete, er habe diese Vorlage ziemlich getreu wiedergegeben. Andere, z. B. Althof S. 10 seiner Übersetzung, nahmen eine freiere Bearbeitung an, wobei manches erfunden, kleinere Züge aus Virgil und Prudentius zugefügt seien. Symons glaubt, dafs kleinere Heldenlieder zu Grunde liegen. Zuletzt hat Kögel sich ausführlich darüber ausgelassen. Da das Werk an poetischer Schönheit unter den Dichtungen des Mittelalters in erster Linie stehe, so könne

die Leistung einem etwa 18jährigen Klosterschüler, möge er noch so begabt gewesen sein, nicht zugetraut werden. Doch glaubt er nicht, dafs der Waltharius die Übersetzung eines deutschen Gedichtes sei, weil eine solche Grundlage viel deutlicher durchbrechen müfste, sondern nimmt an, dem Dichter habe die lateinische Prosawiedergabe eines solchen vorgelegen. Doch sei er durch selbständige Zusätze mehrfach über diese Vorlage hinausgegangen.

Bei diesem Schwanken der Meinungen machte ich im vorigen Jahre den Versuch, die Frage der Entscheidung näher zu bringen. Ich knüpfte an die lateinischen Vorbilder Ekkehards an. Wer in jenen Zeiten Latein schrieb, holte sich die nötigen Ausdrücke aus den klassischen Schriftstellern. Die Historiker lehnten sich an die bedeutendsten Vertreter dieser Litteraturgattung in Rom an; wer lateinische Verse machen wollte, bemächtigte sich durch intensive Lektüre der Dichter ihres Phrasenschatzes in dem Mafse, dafs er damit wie mit seinem Eigentum wirtschaften konnte. Wenn man zum erstenmale die Poetae Lat. med. aevi aufschlägt, staunt man über die Zahl der Parallelen aus römischen Dichtern. So ist es ja auch mit dem Waltharius. Er wimmelt geradezu von Ausdrücken und Wortverbindungen, die aus Virgil, Prudentius, besonders der Psychomachie, und aus der Vulgata[1]) genommen sind. Andere Schriftsteller kommen weniger in Betracht. Doch der Dichter begnügt sich damit nicht, er nimmt auch ganze Verse und Verskomplexe (allerdings meist nicht ohne Veränderungen) hinüber. So entspricht nicht nur der Ausdruck, sondern vielfach auch die Situation in wesentlichen Zügen der bei Virgil und Prudentius geschilderten.[2]) Wenn der Dichter malt, wie Walther beim Herannahen der Franken die eherne Rüstung um den Leib wirft, dann Schild und Lanze ergreift und die letztere durch die Luft schwingt, zum bitteren Kampfe ein Vorspiel, so ist dies Virgil abgelauscht, der in ähnlicher Weise den Turnus zum entscheidenden Kampfe sich vorbereiten läfst. Und so kann man vielfach eine weitgehende Übereinstimmung mit Virgil und Prudentius aufzeigen. Doch nicht überall in gleicher Weise. Am meisten gilt diese Beobachtung für die Kampfschilderungen, die Reiterschlacht V. 175 ff., die Einzelkämpfe V. 664 ff. und die Entscheidung V. 1285 ff. Ich beschränke mich auf einige Beispiele aus dem mittleren Stück, der glänzenden Schilderung der Kämpfe an der Felsschlucht.

---

[1]) Für die Vulgata fehlen bisher die Nachweise, ich führe darum einiges an. W. 13 *mandavit visere* vgl. Macc. I 6, 62 *mandavit destruere*; W. 175 *et bellatorum confortat corda* vgl. Reg. II 11, 25 *conforta bellatores tuos*, Gen. 18, 5 *confortate cor vestrum*; W. 106 *militiae primos* vgl. Judith V 1 *Holoferni principi militiae*, Macc. I 2, 66 *sit vobis princeps militiae*. Auffallend häufig ist die Verbindung *et ecce* im Waltharius, ebenso in der Vulgata. Aus der Wiederkehr des Verbums *surgere* habe ich früher ganz unzulässige Schlüsse gezogen: es ist gleichfalls in der Vulg. sehr verbreitet, z. B. Reg. II 13, 31 u. oft. Zu W. 179 *nec mora, consurgit sequiturque exercitus omnis* vgl. Jos. VIII 3 *surrexitque Iosue et omnis exercitus bellatorum cum eo.*

[2]) Schon Georg Zappert, Virgils Fortleben im Mittelalter (Sitzungsber. d. Wiener Akad., phil. hist. Kl. 1851) hat dies beobachtet, doch bin ich der Schrift in der Waltharius-litteratur nicht begegnet und kenne sie auch heute noch nicht

Voll wilder Kampfbegierde stürmt der jugendlich schöne Patafrid gegen den Feind. Vergeblich ruft der sorgende Oheim: 'Wohin rasest du? Sieh, wie der Tod dich angrinst! Laſs ab, es spinnen das Ende des Fadens schon die Parzen!' Vergeblich warnt auch Walther: 'Nimm Rat an, du Heldenjüngling, und spare dein Leben zu besserem Lose, dich trügt dein Selbstvertrauen.' Nach Ruhm nur steht sein Verlangen, und so geht der Unselige dahin in den sicheren Tod. Wir erinnern uns des heldenmütigen Lausus im X. B. der Äneis — und auch die zum Teil wörtlichen Entlehnungen weisen darauf hin —, dem Äneas warnend und drohend zuruft: 'Was stürmst du in den Tod? Du wagst mehr als deine Kräfte vermögen.' Er eilt dahin *extremaque Lauso Parcae fila legunt.*

Als dritter wendet sich der Pfeilschütze Werinhard gegen Walther, der fast mit denselben Worten zum Verwandten des Trojaners Pandarus gemacht wird wie im V. B. der Äneis Eurytion, der als dritter zum Wettkampfe sich stellt.

Ungestüm, allen anderen voran, sprengt als achter Randolf gegen Walther, schleudert seinen Speer gegen den nichts Ahnenden und hätte ihn sicher durchbohrt, wenn nicht der treffliche Panzer ihn geschützt hätte. Ebenso stürmt voller Ungeduld bei Prudentius die *tumens Ira* auf ihre Gegnerin und würde sie erschossen haben, wenn sie nicht ebenfalls mit einem so festen Harnisch bekleidet gewesen wäre.

Der Kampf des aufgeblasenen Hadawart gegen Walther hat zum Teil sein Vorbild in dem Kampfe des Turnus gegen Äneas. Da stehen sie einander gegenüber, entstammt verschiedenen Teilen der Erde, beide erhaben an Mut und Waffen, der eine auf sein Schwert vertrauend, der andere furchtbar mit geschwungener Lanze. Staunend sieht dort Latinus, staunend hier der Wasgau den wilden Kampf. Zuletzt holt Hadawart-Turnus zum entscheidenden Schlage aus, der unglückliche Hieb beraubt ihn seines Schwertes, und in rasender Flucht eilt er davon; doch der grimme Sieger holt ihn ein und durchbohrt ihn mit der Lanze.

Nicht immer kann man so eine entsprechende Situation aus Virgil oder Prudentius nachweisen; an anderen Stellen sind Bruchstücke centoartig aneinander gereiht. Dies hier auszuführen kann nicht die Aufgabe sein.

Was folgt nun daraus für die Frage nach Ekkehards Vorlage? Es scheint absolut ausgeschlossen zu sein, daſs ein deutsches Gedicht, welches ihm vorgelegen hätte, eine solche Ähnlichkeit mit der Äneis gehabt haben sollte, daſs der Dichter für eine Situation, die er dort fand, einfach die entsprechende der Äneis einsetzen konnte. Stellen, wo mehr oder weniger freie Nachbildung des Virgil oder Prudentius nachweisbar scheint, muſs man unbedingt einem hypothetischen deutschen Gedichte absprechen und als Ekkehards Eigentum ansehen. An anderen Stellen ist dieser enge Anschluſs an die lateinischen Gedichte nicht vorhanden. Da ich nun daran festhalten zu müssen glaubte, daſs dem Dichter ein deutsches Gedicht vorgelegen hätte, so kam ich zu dem Resultat, daſs Ekkehard einzelne Partien dieser Vorlage in selbständiger Weise

nach der Manier Virgils bearbeitet hätte, während er an anderen Stellen seiner Vorlage getreuer gefolgt wäre. Vor allem schienen mir die Kampfszenen so zu stande gekommen zu sein, weil hier die Äneis das Material in Masse bot. Allerdings verhehlte ich mir schon damals die Schwierigkeit nicht, welche die Annahme eines solchen abwechselnden Arbeitens nach der deutschen Vorlage und nach Virgil bot. Aber wie sollte man sich das anders vorstellen? Mufs man nicht an diesem deutschen Gedicht festhalten? Die Sache ist heikel genug.

Die gelegentlichen Erwähnungen unserer Sage in den mhd. Epen, vor allem im Nibelungenlied (ich erwähne nur das Wichtigste), lassen auf eine Erzählung schliefsen, die den Gang der Handlung unseres Waltharius ziemlich getreu widerzuspiegeln scheint. Etzel erzählt Nib. 1694, Hagen und von Spâne Walther seien seine Geiseln gewesen (nach BC) und bei ihm zum Manne herangewachsen. Hagen habe er wieder heimgesandt (abweichend vom Walth.), Walther sei mit Hildegunde entflohen. Nib. 1735 erfahren wir, dafs Walther und Hagen in ihrer Jugend (allerdings wird es nur von Hagen gesagt) in mancher Schlacht zu Ehren des Königs gefochten haben. Im Biterolf 12631 erinnert Hildegunde daran, dafs sie den Gästen den Wein geschenkt hat und die Hunnen trunken am Boden gelegen haben. Auf Walthers Kampf bezieht sich dann das wichtigste Citat. Nib. 2281 spottet Hagen, dafs Hildebrand geflohen sei.

> Des antwurte Hildebrant: 'zwiu verwîzet ir mir daz?
> Nu wer was, der ûfem schilde vor dem Wasgensteine saz,
> Dô im von Spanje Walther sô vil der mâge sluoc?'

Wenn man in Betracht zieht, dafs der Wasgenstein sein typisches Gepräge durch den Felsspalt erhält, so ergiebt sich folgende Situation: Walther erschlägt, durch diesen Spalt gedeckt, die Angreifer im Einzelkampf, während Hagen unthätig dabei sitzt. Dafs diese Kämpfe in der an dieser Stelle des Nibelungenliedes vorausgesetzten Erzählung nicht summarisch behandelt waren, sondern vielmehr geschildert wurde, wie einer nach dem andern von dem furchtbaren Gegner abgethan wurde, ist somit wahrscheinlich und scheint aus den Worten des Gedichtes hervorzugehen.

Die Sachlage ist also so, dafs im XII. Jahrh. eine Erzählung von Walthers Flucht und Kampf vorhanden war, die mit dem Bericht des Waltharius, so weit wir urteilen können, in wichtigen Punkten zusammenging. Ist dies Zusammentreffen anders zu erklären als durch die Voraussetzung, dafs Ekkehard eine ausführliche Erzählung vorlag, die eben diese und somit auch wohl andere der aus dem Waltharius bekannten Züge enthielt? Darum glaubte ich trotz der Mifslichkeit dieser Annahme an einer solchen schriftlichen Vorlage festhalten zu müssen (an eine Übersetzung einzelner Teile habe ich nie gedacht), und zwar glaubte ich mich dann für ein allitterierendes Gedicht entscheiden zu müssen.

Und doch bin ich im Irrtum gewesen. Als ich, um diesen Aufsatz fertig zu stellen, das Material noch einmal durchging, wurden mir diese Bedenken von neuem rege. Ich nahm vor allem wieder an den Kämpfen Anstofs. Kögel

sagt darüber: 'Die Einzelkämpfe liegen so sehr im Mittelpunkt des Ganzen und sind so charakteristisch für diesen Helden, daſs ich bestimmt glaube, daſs sie altes Erbe und Eigen des gotischen Walther sind.' Und gerade für diese läſst es sich besonders deutlich zeigen, daſs sie in der Gestalt, in der wir sie lesen, einer ahd. Vorlage nicht angehört haben können. Sie verraten in der Hauptsache eine solche Einwirkung des Virgil und Prudentius, daſs diese Annahme nicht mehr in Betracht kommen kann. Anderseits stellen sie nicht etwa eine mechanische Zusammensetzung Virgilischer Bruchstücke dar, sondern verraten, daſs sie mit voller dichterischer Überlegung ersonnen sind.

Eine solche Reihe von Einzelkämpfen konnte, wie jetzt auch Meyer in dem unten zu erwähnenden Aufsatze betont, leicht ermüden. Wollte der Dichter das vermeiden, so muſste er abwechseln. Und dies ist ihm im vollsten Maſse gelungen. Vier Franken greifen zu Pferde an, die beiden folgenden zu Fuſs, der siebente und achte wieder zu Pferde. Dann folgt der Massenangriff der vier. Im Schluſskampf schlieſslich sind die äuſseren Umstände ganz verändert. Ebenso ist es mit der Bewaffnung, wo ein schwerer Speer, mehrere leichte Wurfspieſse, Pfeil und Bogen, Schwert, Streitaxt und Hakenlanze mit einander abwechseln. Auch die Gefahr ist glücklich vermieden, die von dem ausgesprochenen Charakter des Kampfplatzes drohte, der zu Wiederholungen gar leicht verführen konnte. Man vergleiche den ersten und sechsten Kampf: in beiden greift der Franke mit der schweren Lanze an, und doch diese Mannigfaltigkeit der Schilderung. Dazu kommt die Charakteristik der einzelnen Personen, besonders schön die des aufgeblasenen Hadawart und des von jugendlicher Ruhmbegierde in den Tod getriebenen Patafrid. Kurz, die Darstellung offenbart durch die völlig selbständige Verwertung und Zusammensetzung Virgilischer Motive ein so eigenartig plastisches Talent, eine so ausgesprochene dichterische Begabung, daſs ich zweifelhaft wurde, ob meine Annahme richtig sei, daſs in anderen Teilen, wo die Selbständigkeit sich durch den Vergleich mit Virgil nicht zeigen lieſs, eine hypothetische Vorlage in der Hauptsache wiedergegeben sei.

Dazu kam ein Zweites. Ich war auf die Vulgata aufmerksam geworden und glaubte auch hier Stellen gefunden zu haben, die dem Dichter Anregung gegeben haben. — Zu Chalons saſs Herrich, und siehe, der Wächter erhob die Augen und rief. Ganz ähnlich heiſst es Reg. II 18, 24 von David nach der Schlacht gegen seinen Sohn Absalom. Vgl. W. 52:

Forte Cabillonis sedit Heriricus, et ecce
Attollens oculos speculator vociferatur.

Reg. II 18, 24—26: *David autem sedebat inter duas portas. Speculator vero ... elevans oculos vidit ... vidit speculator hominem alterum currentem et vociferans in culmine ait.*

Hagens und Walthers Freundschaft erinnerte mich an David und Jonathan. Ich schlug die betreffenden Kapitel auf und fand, daſs Reg. I 19 sicher von Ekkehard eingesehen ist. Reg. I 19, 10: *Nisusque est Saul configere David*

in pariete, et declinavit David a facie Saul. Lancea autem casso vulnere perlata est in parietem. Vgl. W. V. 669 ff.

> Et crispans hastile micans vi nititur omni
> Ac jacit. At juvenis devitat cautior ictum.
> Hasta volans casso tellurem vulnere mordit.

Nun ist es nicht allzuwahrscheinlich, dafs der Dichter die Stelle nur aufschlug, um sich eine Wendung für seine Kampfschilderungen zu holen, er wird die benachbarten Kapitel auch durchgesehen haben. Darum ist es wohl kein Zufall, dafs Reg. I 18 gewisse Berührungen mit dem Waltharius zu haben scheint. David übertrifft alle Sklaven Sauls an Klugheit. Er nimmt am Hofe eine angesehene Stellung ein. Saul macht ihn zum Führer von 1000 Mann. Aber der König glaubt Grund zu haben, vor ihm auf der Hut zu sein, und will ihn durch eine Heirat unschädlich machen. David schlägt aus Bescheidenheit das Anerbieten zunächst aus. Ich halte es wohl für möglich, dafs diese Züge in des Dichters Phantasie zu seiner ja allerdings ganz erheblich abweichenden Darstellung V. 100—170 den ersten Anstofs gegeben haben.

Macc. I 6, 8 ff. wird berichtet, wie König Antiochus vor Ärger bettlägerig wird (*decidit in lectum* vgl. W. 392 *decidit in lectum*), vor Traurigkeit keinen Schlaf mehr finden kann und schliefslich stirbt. Dieser Bericht scheint mir in der bekannten prächtigen Szene des Waltharius verwertet zu sein.

In Ekkehards Erzählung von Attilas Feldzug gen Westen glaubte ich Züge zu finden, die im Anfange des Maccabäerbuches oder in den ersten Kapiteln des Buches Judith wiederkehren. So wird Macc. I 1 erzählt, wie Alexander Philippi den Darius besiegt, andere Könige überwältigt und hinzieht bis an die Enden der Erde *et pertransiit usque ad fines terrae.* Vgl. W. 7 f.

> Non circum positas solum domitans regiones,
> Litoris oceani sed pertransiverat oras.

Wenn ich diese Stellen mit Recht auf den Waltharius bezog[1]), so ergab sich, dafs grofse Teile des Gedichtes, nicht Einzelheiten, sondern gewissermafsen die Grundgedanken der Rahmenerzählung, Attilas Auszug und das Leben der Geiseln an seinem Hofe, wo von Virgils Einwirkung nichts zu spüren ist, dennoch Ekkehards Erfindung sein mufsten. Was blieb da schliefslich für die deutsche Vorlage übrig? War der Dichter hier selbständig, so ist kein Grund vorhanden, ihm das übrige abzusprechen.

Wie ist damit aber die Thatsache zu vereinigen, dafs der Bericht des Nibelungenliedes u. s. w. so genau dem Waltharius zu entsprechen scheint? Wenn eine solche Erzählung sagenhaft war, so stimmt das nicht zu dem gefundenen Resultat. Hat Ekkehard die Handlung in der Hauptsache selbst erfunden, so kann die mhd. Version nicht sagenecht sein. Die Sache schien mir

[1]) Ich wage heute nicht mehr unbedingt zu behaupten, dafs ich überall richtig gesehen habe, Meyers Aufsatz hat mich Vorsicht gelehrt; immerhin halte ich meine Beobachtung auch jetzt noch der Erwägung für wert.

am Wasgenstein zu hängen. Gehört dieser mit seiner Schlucht der ursprünglichen Sage an, so kann man m. E. die Einzelkämpfe nicht von ihm trennen.

Über das Lokal der Kämpfe existiert eine grofse Litteratur, die sich aber, soweit ich sie kenne, dadurch auszeichnet, dafs die Berichte zum grofsen Teil recht widerspruchsvoll sind. Um in diesem Gewirr eine feste Anschauung zu gewinnen, sah ich mich genötigt selbst hinzureisen und zu sehen.

Wo ist die Stätte zu suchen, an der Walther 11 Helden schlug? J. Grimm kam auf Grund einer unrichtigen Interpretation des Waltharius zu einer ganz unhaltbaren Annahme, er suchte den Platz auf dem höchsten Punkt der Nordvogesen. Steigt man von Schirmeck im Breuschthal zum Donon empor, so kommt man an der ehemaligen Waffenfabrik, jetzt Papierholzstofffabrik Framont vorüber. In diesem Framont sah Grimm mons fractus, den gespaltenen Felsklotz, worin Walther Quartier nahm. Doch aufser dieser nicht einmal zweifellosen Etymologie läfst sich für diese Annahme nichts anführen. Als ich vor 18 Jahren dort war, kannte ich Grimms Hypothese nicht, doch ist mir noch jetzt so viel erinnerlich, dafs ein entsprechendes Lokal dort nicht existiert. Dasselbe versichert A. Becker. Zudem liegt der Ort von Worms mindestens 150 km (Luftlinie) entfernt, ist also kaum in drei Tagemärschen von da zu erreichen, und so ist es ganz unmöglich, dafs der König in einer Nacht nach Worms zurückkehren und am Morgen mit neuen Truppen wieder am Platze sein konnte.

Mehr Gewähr hat eine andere Ansicht. Seit Uhland glaubt man den Platz zu kennen. Etwas nordwärts von der Strafse, die von Weifsenburg nach Bitsch führt, hart an der Pfälzer Grenze liegt ein gespaltener Fels:

Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
In ein elsässisch Waldthal ein,
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelklotz des Wasgenstein.
Wie ein vermoostes Waldgeheimnis
Ruht das geborstne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumnis
Von dunkler Vorzeit Rätseln aus. (J. V. Scheffel.)

Das ist der echte Wasgenstein der Sage, daran ist wohl kein Zweifel möglich, er trägt den Namen, den er im Mittelalter schon hatte, an den Meister Hildebrand im Nibelungenliede denkt. Wenn man auch kein Gewicht darauf legen will, dafs die Lokaltradition an diesem Platze den Kampf stattfinden läfst[1]), so ist doch entscheidend, dafs im XIII. Jahrh. in den Burgen, deren Trümmer noch heute die beiden Felsen krönen, die Herren von Wasichenstein safsen. Bekannt ist dies bis jetzt durch eine Urkunde vom Jahre 1272. Wir kommen aber noch um einige Jahrzehnte höher hinauf. Das Kgl. Kreisarchiv in Speyer

[1]) Herr Pfarrer Boldt in Schönau teilte mir mit, dafs nach Berichten alter Leute im Jägerthal, südlich von Obersteinbach, eine Stelle den Namen Walthershag oder Walthersbühl getragen habe. In der Litteratur finde ich nichts darüber. — W. Meyer vermutet, dafs diese Lokaltradition sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unter dem Einflufs des Nibelungenliedes gebildet habe.

teilt auf eine Anfrage mit, dafs der älteste Sohn des im Jahre 1257 als Stadtschultheifs in Hagenau amtierenden Heinrich von Fleckenstein, Wolfram, mit Jutta von Wasichenstein verheiratet war. Da Wolframs Söhne im Jahre 1277 bereits selbständig urkunden, mufs die Hochzeit ihrer Eltern um die Mitte des XIII. Jahrh. stattgefunden haben.[1]) Wenn Jutta v. W. etwa 1225—1230 geboren wurde, also um diese Zeit eine Familie von Wasichenstein existierte, so dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, dafs auch zur Zeit, als das Nibelungenlied entstand, der Fels den Namen Wasichenstein trug. Es wird auch darauf hingewiesen, dafs der eine Zweig der Familie im Wappenschilde sechs silberne Hände in rotem Felde und zwei Hände auf dem Helm führte, man setzt das in Beziehung mit Walthers Hand, die er im Kampfe verlor.

A. Becker, der am eingehendsten über den Wasgenstein handelt, hat dazu auch den Platz entdeckt, wo Walther die Hand einbüfste. Etwa drei Stunden westlich vom Wasgenstein, auf der Wasgenfirst, liegt ein kleiner Weiler Herzogshand, und auf einem Steine ist zum ewigen Gedächtnis der That (jetzt leider fortgesprengt) eine Hand eingehauen. Nach der Sage soll hier ein lothringischer Fürst im Kampf seine Hand verloren haben. Becker behauptet nun voller Entdeckerfreude, hier habe der Kampf zwischen Walther, Hagen und Gunther stattgefunden. Zwar sagt Ekkehard, der Held sei angegriffen worden, nachdem er *mille fere passus* zurückgelegt hatte, doch mit dieser Schwierigkeit wird Becker leicht fertig: in seinem Text fand Ekkehard den deutschen Ausdruck *Rast*, und da das Lateinische keine entsprechende Bezeichnung kennt, so 'gebrauchte er diese römische Bezeichnung für eine meilenweite Entfernung'. Weshalb Gunther und Hagen erst einige Stunden hinter Walther hergeritten sind, ehe sie den Entschlufs fanden, ihn anzugreifen, vergifst Becker zu erklären.[2])

Dieser Platz, der Wasgenstein, gilt jetzt ziemlich allgemein als die Stätte von Walthers Kämpfen, und man hat gerühmt, mit welcher Treue und Anschaulichkeit Ekkehard die Örtlichkeit beschrieben habe. 'Wenigstens schildert der Mönch von St. Gallen ... den Zufluchtsort und Kampfplatz seines Helden im Wasgenwalde ... so anschaulich, als habe er sie gestern photographisch aufnehmen lassen. In der That, seine Beschreibung des Wasgensteins trifft wieder heute nach 1000 Jahren zu — Zug für Zug.' (Becker.)

Die Sache hat nur einen unangenehmen Haken. Die Schilderung des Lokals ist eine Crux für den Interpreten. Es ist noch nicht gelungen, eine ganz klare Vorstellung davon zu gewinnen, wie der Dichter sich den Kampfplatz gedacht hat. Wie kann diese noch nicht erklärte Schilderung Zug um Zug auf den Wasgenstein passen?

Aber wenn wir auch von diesen Schwierigkeiten absehen, so ist es dennoch ganz unmöglich, dafs Ekkehard den Wasgenstein nach Autopsie beschrieben oder eine genauere Kenntnis desselben gehabt hat. Das Richtige hat auch hier wieder Meyer gesehen: 'Um die Lage des Vogesenfelsens zu bestimmen, haben

[1]) Kreisarchiv Speyer: Heintzscher Nachlafs B. 11 s. v. Fleckenstein.

[2]) Der gegebene Zeitpunkt zum Angriff wäre natürlich gewesen, als Walther aus dem Obersteinbachthal auf die grofse Heerstrafse einbog.

wir uns einzig und allein an die Worte des Gedichtes zu halten.' Die Fliehenden, die sonst nur bei Nacht weiterziehen, setzen, weil der Rhein ein gröfseres Hindernis bildet, schon bei Hereinbrechen der Dunkelheit über diesen Flufs und marschieren in der Richtung auf die Vogesen zu fort (*de flumine pergens venerat in saltum Vosagum*). Da sie nach Aquitanien wollen, so wird die Richtung westlich oder südwestlich gewesen sein· Der Held will, wo die Hunnengefahr überstanden ist, endlich einmal ausruhen, er wird den ersten dafür geeigneten Platz gewählt haben, also sicher nicht die ganze Nacht durch weitergezogen sein. Am Morgen bringt der Ferge die Fische nach Worms, zu Mittag kostet sie der König, alsbald bricht er auf, erreicht in schnellem Jagen im Laufe des Nachmittags die Ruhenden, und die Kämpfe finden noch am selben Tage statt. Walther fürchtet, der König möchte am Abend nach Worms zurückreiten und am folgenden Morgen mit neuen Mannschaften den Kampf wieder beginnen. Deshalb ist zweifellos, dafs Ekkehard sich den Platz höchstens acht Stunden westlich von Worms dachte.[1]) Ob er von der Strafse, die von Worms durch das Leininger Thal auf Kaiserslautern führte, Kunde hatte und sich an dieser den Platz dachte, wie Meyer will, scheint mir zweifelhaft. Jedenfalls brauchen wir ihm diese Kenntnis nicht zuzuschreiben.

Wie stimmt nun mit den Worten des Gedichtes die Annahme, Ekkehard hätte den Wasgenstein gesehen oder eine genauere Beschreibung von ihm gekannt? Um von Worms zu diesem zu gelangen, mufste Walther zunächst eine weite Strecke nicht vom Flusse fort (*de flumine*), sondern den Flufs aufwärts ziehen. Dann konnte er über Landau das Queichthal aufwärts, hinüber ins Lauterthal, aus diesem über Rumbach ins Sauerthal, am Fleckenstein vorbei die Strafse Weifsenburg-Bitsch gewinnen, oder er zog in der Rheinebene aufwärts bis Weifsenburg und von dort über die Scherhol auf Bitsch zu. Beide Wege wird man auf mindestens 100 km schätzen dürfen. War er auf dieser Strafse in die Gegend von Obersteinbach gekommen, so galt es bei dunkler Nacht den etwa eine halbe Stunde vom Wege abseits liegenden und, wenn ich nicht irre, von dort gar nicht sichtbaren Wasgenstein zu entdecken und zu finden, dafs die auf alle Fälle von dort aus nicht erkennbare Schlucht einen guten Unterschlupf bot. Man mag dies mit dichterischer Freiheit entschuldigen, sehen wir uns daher den Wasgenstein selbst an.

Ich kam nach der Lektüre von Beckers Aufsatz mit nicht allzuhoch gespannten Erwartungen dorthin, und doch war mein erstes Gefühl, als ich am Pfingstsonnabend d. J. in dem Spalt stand, das der Verblüffung. Also das nennt man photographische Treue?[2]) Ich mache mich anheischig, in dem

---

[1]) Auf solchen Berechnungen mag es beruhen, wenn man früher in Pfälzer Schulen lehrte, der Kampfplatz sei bei Frankenstein (nicht weit von Hochspeyer-Kaiserslautern) zu suchen (Mitteilung von Herrn Pfarrer Boldt).

[2]) In der Diskussion, die dem oben S. 591 Anm. erwähnten Vortrage Rödigers folgte, hat Brandl nach eigener Anschauung Ekkehards Beschreibung des Wasgensteins für (im ganzen?) zutreffend erklärt. Da wird wohl nichts weiter übrig bleiben, als dafs eine Kommission ernannt wird, die entscheidet, wer richtig gesehen hat.

Sandstein der Umgegend von Dahn ein Dutzend Schluchten nachzuweisen, auf die Ekkehards Beschreibung ebensogenau passen würde. Der Platz, auf dem der Besucher steht und auf dem Walther gefochten haben soll, ist gut einen Quadratmeter grofs, einige unvorsichtige Schritte vorwärts oder rückwärts, und man stürzt rettungslos in den Abgrund. Dieser enge Raum soll aber nicht nur für Walther und die verschiedenen Manöver, die er ausführt, Platz gewährt haben, hier mufste auch Hildegunde sitzen, hier sollten der Löwe und sechs Beutepferde untergebracht werden und fette Weide finden. Diese Schlucht von vorn anzugreifen ist unmöglich, zu Fufs klimmt man mühsam unter Zuhilfenahme der Hände hinauf, geschweige denn, dafs ein Reiter dort hinansprengen könnte. Nur von der Seite auf schmalem Fufssteig kann man der Stelle sich nahen; wer den dort stehenden Walther mit Pfeil oder Lanze angreifen wollte, hätte die Kunst verstehen müssen, um die Ecke zu schiefsen. Der Platz ist einfach unangreifbar. Und Aussicht gewährt er garnicht. Selbst wenn der ganze Fels nicht tief im Walde läge, würde die dort sitzende Hildegunde die heransprengenden Reiter nicht haben sehen können, nicht einmal vom Gipfel des südlichen Steines kann man die Landstrafse überschauen. Wie ein dort einhersprengender Reitertrupp die Flüchtlinge in der Schlucht entdecken sollte, ist ganz unerfindlich. Kurz, es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dafs Ekkehard die Stelle nicht gesehen hat, keine Beschreibung derselben gelesen oder gehört hat, und wenn ihm eine Erzählung bekannt gewesen wäre, die die Ereignisse am Wasgenstein sich abspielen liefs, so hätte der Verlauf der Handlung ganz anders gewesen sein müssen, als er berichtet.[1])

Und doch hat nach dem Nibelungenliede Walthers Kampf dort stattgefunden. Wie reimt sich das zusammen? Steht es wirklich so, dafs die Einzelkämpfe an der Schlucht Eigentum des gotischen Helden sind? Dafs sie womöglich eine Erinnerung an Tejas Kampf am Vesuv enthalten? Mir scheint, dafs wir dafür gar keine Beweise haben. Leider steht es ja mit unserer Kenntnis der Sage schlecht, aber was wir davon wissen, spricht nicht dafür. Wäre der Kampf an der Schlucht wirklich der Kern der Sage, er hätte, dünkt mich, nicht so verloren gehen können. In der Erzählung der Thidreksage ist nichts davon enthalten, von dem mhd. Gedicht wissen wir genug, um sagen zu können, dafs ein Kampf am Wasgenstein nicht stattgefunden hat, und dafs der dort erzählte Kampf gegen die Hunnen in ähnlicher Weise berichtet worden wäre, ist mindestens nicht zu beweisen. Die polnische Version weicht ganz ab. So bleibt nur der Waldere. Hier nimmt man ja vielfach an, dafs der Kampf in übereinstimmender Weise vor sich gegangen sei, Althof scheint sogar eine bis ins einzelne gehende Übereinstimmung für möglich zu halten. Einen Beweis dafür giebt es auch nicht. Ich habe schon oben dargelegt, weshalb dort nach meiner Ansicht eine Schlucht nicht vorhanden gewesen sein

---

[1]) Das Richtige wird Roethes Vermutung treffen, die er mir freundlichst mitteilt, dafs dem Dichter bei seiner Schilderung irgend eine entsprechende Örtlichkeit in den Schweizer Bergen vorschwebte.

kann. So bleibt nur die Stelle des Nibelungenliedes und der Name *af Waskasteine* in der Thidreksage.

Der Waltharius war sehr beliebt und weit verbreitet. Wieviel er gelesen sein mufs, dafür haben wir ja in der grofsen Anzahl von Handschriften Anzeichen genug. Die Erzählung der Thidreksage ist offenbar von ihm beeinflufst. Als dort Waltari der Hildegunde zuredet, mit ihm zu entfliehen, antwortet sie ihm: 'Herr, du sollst meiner nicht spotten.' Er versichert ihr, dafs es ihm Ernst mit seinem Vorschlage ist, dann stimmt sie zu. Die Szene entspricht genau Walth. 225 ff. und ist eigentlich auch nur aus dem Waltharius zu erklären. Nach W. Meyers jüngsten Darlegungen kann es wohl nicht zweifelhaft sein, dafs die dort geschilderte Szene Eigentum des Dichters Ekkehard ist. Aus diesem und anderen Gründen bin ich ganz der Meinung, die San Marte aussprach und Althof wieder aufgenommen hat, dafs dieser Bericht der Thidreksage direkt (oder indirekt) vom Waltharius beeinflufst ist.

Wenn man dies anzunehmen genötigt ist, warum sollte nicht der vielgelesene Waltharius auch in Oberdeutschland eine ähnliche Wirkung gehabt haben? Etwa ein halbes Jahrhundert nach seiner Entstehung liefs Bischof Pilgrim von Passau durch seinen Schreiber Meister Konrad die Nibelungensage oder, wie Symons meint, der Nibelunge Not in lateinischer Sprache fixieren; ob in Prosa oder in einem Gedicht nach Art des Waltharius, ist unbekannt, das letztere ist jedenfalls nicht ausgeschlossen. Diese lateinische Aufzeichnung hat, das ist doch wohl nicht zu bezweifeln, die Entwickelung der Nibelungensage beeinflufst, neuerdings ist sogar (Lämmerhirt, Zs. f. d. A. XLI 1 ff.) der allerdings nicht unbestrittene Versuch gemacht worden, die Einfügung der Person des Markgrafen Rüdeger in die Sage auf diese Arbeit des Meister Konrad zurückzuführen. Wenn dies von der verschollenen Schrift gilt, so hat die Vermutung eines ähnlichen Vorganges in der Entwickelung der Walthersage sogar grofse Wahrscheinlichkeit. Es wäre eigentlich wunderbar, wenn es nicht so wäre.

Hat der Waltharius diese Wirkung gehabt, so erklärt sich die Übereinstimmung mit der im Nibelungenliede u. s. w. zu Tage tretenden Sagenform auf die einfachste Weise, und man ist durch nichts gehindert, Ekkehard die aus anderen Gründen geforderte Selbständigkeit zuzugestehen. — Es läfst sich noch ein anderer Grund zur Empfehlung dieser Ansicht geltend machen. Giebt man diese Wirkung des Waltharius zu, so scheint auch für Hagen die Heimat gefunden zu sein. Dafs der jedenfalls in sehr früher Zeit zum Burgunder gewordene Hagen aus Troja stammen soll, ist merkwürdig. Für Ekkehard, dem er ein Franke ist, stand nichts im Wege, nach der bekannten Sage von der trojanischen Abstammung der Franken ihn samt dem Pfeilschützen Werinhard aus trojanischem Blute entsprossen sein zu lassen. Wenn das nicht mehr verstanden wurde, mochte man dies Troja in der Umgegend von Worms suchen, daher Tronje im elsässischen Nordgau.

Ich nehme also an, dafs Ekkehard, vielleicht durch die Psychomachie angeregt, wie Meyer vermutete, den Plan fafste, eine Reihe von Einzelkämpfen

darzustellen. Dazu erfand er das Motiv, dafs der Held durch eine glücklich gewählte Stellung geschützt ist und die Gegner nur einer nach dem andern zum Angriff schreiten können. War diese Felsschlucht in der weiteren Umgegend von Worms erst einmal in die Sage aufgenommen, so ergab sich die Notwendigkeit, dieses Lokal auch aufzufinden. Das ist doch etwas ganz Gewöhnliches, und gerade die Pfalz scheint darin viel geleistet zu haben.[1]) So wird man auch die Stätte von Walthers Kämpfen bald gefunden haben. Warum wählte man aber gerade den Wasgenstein? Über die frühere Geschichte dieses Felsens weifs man nichts.[2]) A. Becker giebt an, dafs 788 eines 'Wassensteins' im Vosagus urkundlich gedacht sei. Leider hören wir nicht wo. Die Notiz ist in dieser Fassung ziemlich wertlos. Der Name klingt für das VIII. Jahrh. doch gar zu modern. Auch scheint mir nicht sicher zu sein, dafs der uns interessierende Felsen so genannt wird.[3]) An und für sich ist Wassenstein (Scharfenstein?) doch etwas anderes als Wasigenstein. Man findet auch den Namen Wasenstein, doch scheint dies neuere Bildung im Anklang an Wasenburg, Wasenköpfl u. dgl. zu sein; der Fels sieht nicht so aus, als ob er jemals die Bezeichnung Rasenstein gerechtfertigt hätte. Jedenfalls ist es immer möglich, dafs er schon vor Ekkehard Wasichinstein hiefs, wenn auch eine solche Benennung eines in keiner Weise hervorragenden Felsvorsprunges im Wasichingebirge etwas sonderbar ist. Dann mögen Übersetzungen wie Aquitania-Wasconoland[4]) die Lokalisierung an diesem Steine beeinflufst haben. Es könnte umgekehrt aber auch die Lokalisierung erst den Namen hervorgerufen haben. — Wenn schliefslich die Hände im Wappen der Wasgensteiner oder auch die eingemeifselte Hand auf der Wasigenfirst mit Walthers Hand wirklich

---

[1]) In Dürkheim stieg eine Familie zu mir in den Zug, die an einem Tage den Drachenfels, Feuerberg und Mimers Schmiede (?) besucht hatte. Vom Brummholzstuhl (Brunhildens Stuhl, Jiriczek, Deutsche Heldens. S. 68) hörte ich nichts.

[2]) Das Kgl. Kreisarchiv in Speyer teilt mit, dafs der gröfste Teil des Fleckensteiner Archivs sich im Besitze des Barons Gayling auf Schlofs Ebnet bei Freiburg i. B. befindet. Eine Anfrage daselbst ist unbeantwortet geblieben. Der Cod. germ. 2260 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, auf den ich ebenfalls hingewiesen wurde, giebt nichts.

[3]) Nachträglich sehe ich, dafs dieser 'Wassenstein' aus dem Jahre 788 bei Förstemann nach Zeufs, Traditiones possessionesque Wizenburgenses 1842 citiert ist. Die Lage scheint unbekannt zu sein, denn Förstemann fügt hinzu: 'Wahrsch. im östlichsten Teile des Départ. de la Meurthe.' Irgend ein Zusammenhang mit dem Wasgenstein ist jedenfalls nicht nachzuweisen und bei der abweichenden Namensform auch wohl ausgeschlossen. Wassenstein gehört zu Wassinberch, Wassanbuhil, Wassenburg. — Zeufs kann ich leider nicht nachschlagen. Lehmann, 13 Burgen des Unter-Elsasses 196 ff., weifs über die Vorgeschichte des Wasgensteins nichts anzugeben.

[4]) Stammt Walther in der alten Sage aus Aquitanien? Die Thidreksage weicht ja hierin völlig ab. Von Hildegunde ist es sicher, dafs sie ursprünglich keine Burgundin sein kann, denn die Burgunder waren Gunther und seine Mannen. W. Meyer macht darauf aufmerksam, dafs von Ekkehard für die Gegenden vom Rhein bis Südfrankreich die Völker eingesetzt sind, die zur Karolingerzeit dort wohnten. — Jedenfalls war es kein guter Geograph, der zuerst Walther auf dem Zuge von Etzels Stadt nach Aquitanien Worms berühren liefs. Natürlicher war dieser Weg, wenn er nach dem nördlicheren Frankreich wollte.

etwas zu thun haben, so wäre das als eine erfreuliche Bestätigung meiner Vermutung anzusehen, denn die abgehauene Hand hat Ekkehard sicherlich erfunden. Vgl. unten.

Man wird einwenden, wenn heute das Lokal auf den Waltharius nicht passe, so sei es im Mittelalter nicht anders gewesen. Gewifs, aber wenn in unserer Zeit die photographische Treue der Schilderung gepriesen wird, sollte nicht im Mittelalter der Lokalpatriotismus dem enthusiastischen Besucher die Augen geradeso geblendet haben?

Ich wiederhole: nach meiner Ansicht ist der Waltharius ein von Ekkehard nach ganz allgemeiner Kenntnis der Sage von Walthers Kämpfen mit den Burgunden frei erfundenes Gedicht. Die Übereinstimmungen mit den mhd. Epen und der Thidreksage sind auf den Einflufs des Waltharius zurückzuführen. Als das Gedicht sich verbreitete, machte sich das Bedürfnis der Lokalisierung fühlbar, und man wählte aus irgend welchen Gründen den Wasgenstein. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, dafs ich die Vermutungen, die ich früher auf Grund der Annahme einer deutschen Vorlage gewagt habe, getrost zu dem vielen Falschen lege, was auch sonst über den Waltharius geschrieben worden ist.

Die vorstehenden Auseinandersetzungen hatte ich in der Hauptsache zu Papier gebracht, da wurde ich in meiner Überzeugung in angenehmer Weise bestärkt. Durch die vielen Irrtümer meiner früheren Arbeit ist W. Meyer veranlafst worden, nach 26jähriger Pause noch einmal zum Waltharius das Wort zu nehmen, Zs. f. d. A. XLIII 113 ff., und wenn der frühere Aufsatz grundlegend war, so hat auch der zweite uns wieder ein hübsches Stück vorwärts gebracht. Ich hatte mich zu einseitig darauf beschränkt, vermittelst der Virgilischen Parallelen nachzuweisen, welche Partien dem angenommenen deutschen Gedicht nicht angehören könnten: Meyer zeigt, dafs das nicht der richtige Standpunkt ist. Er richtet sein Augenmerk darauf, wie Ekkehard in solchen Stücken mit dem von Virgil entnommenen Material selbständig arbeitet: er entnimmt dem lateinischen Vorbilde gelegentlich ein Stück des Inhalts und eine Menge Phrasen, benutzt sie aber, um mit ihrer Hilfe ein ganz neues Gemälde zu entwerfen, das nur ihm gehört. So hat Meyer durch feinsinnige Interpretation m. E. unwiderleglich gezeigt[1]), dafs die vier Szenen 170—323, I. die Reiterschlacht, II. das Zwiegespräch, III. die Schilderung des Essens, IV. das Trinkgelage, Ekkehards Phantasie entsprungen sind. Die Folgerung ergiebt sich von selbst: konnte der Dichter diesen beträchtlichen Abschnitt erfinden, so konnte er dies in den übrigen Stücken nicht weniger. Ja, da das ganze Gedicht wie aus einem Gusse vor uns steht, so mufs man von den übrigen Teilen eine gleiche Entstehungsweise annehmen: der Dichter des Waltharius ist Ekkehard. So fand Meyer die Ansicht bestätigt, die er schon 1873 ungehört ausgesprochen hatte. Mir persönlich war es besonders interessant, dafs er hieraus dieselben Folgerungen gezogen hat, zu denen ich

---

[1]) Auf das Einzelne einzugehen ist hier nicht der Ort. Wer den Waltharius kennen lernen will, darf den Aufsatz nicht ungelesen lassen.

gelangt war: 'vor der «parallelen Überlieferung» habe ich keine Achtung; nach meiner ketzerischen Ansicht hat das spätere Mittelalter das, was es von Walther weifs, aus unserem, in sehr vielen Abschriften verbreiteten lateinischen Waltharius und aus seiner eigenen Phantasie bezogen.' Wie er sich das im einzelnen denkt, hat er leider nicht ausgeführt. Dafs die Sage nur durch den Waltharius fortgepflanzt wurde, glaube ich nicht, die so vielfach abweichende Thidreksage und die polnische Version scheinen mir für ein selbständiges Fortleben zu sprechen. — Ich bin somit in der glücklichen Lage, die von Meyer mir gekündigte Weggenossenschaft ihm von neuem anbieten zu können.

Allerdings nicht unbedingt. Dafs man sich die Benutzung der lateinischen Vorbilder ja nicht mechanisch vorstellen darf, zeigt sein Aufsatz in klarster Weise. Anderseits bin ich doch der Ansicht, dafs der Dichter reichere Anregung daraus gewonnen hat, als Meyer zugeben will. Die Sache ist ja schwierig zu entscheiden. Stand dem Dichter der Plan ziemlich ausgearbeitet fest, dafs er sich nur das Material für das ihm deutlich vorschwebende Bild zusammenzusuchen brauchte, oder liefs er sich in der Erfindung durch Virgil u. s. w. leiten? Ich glaube, vielfach ist doch das letztere der Fall. So hat er natürlich vorgehabt, in den Einzelkämpfen die Darstellung durch reiche Abwechselung zu beleben; die Ausmalung im einzelnen, die bestimmten Waffenarten, den Verlauf des Kampfes u. a. liefs er sich m. E. von Virgil wenigstens vielfach an die Hand geben.

Recht deutlich scheint mir dies ein Stück aus dem Schlufskampf zu zeigen. Dort ist ein Komplex von neun Versen, unter Veränderung vieler Ausdrücke, aus dem Prudentius herübergenommen: Walthers Schwert springt auf Hagens trefflichem Helm in Stücke, und er hat nur noch den Griff ohne die Klinge in der Hand. Zwar ist er von edlem Metall und vortrefflicher Arbeit, aber in seinem Ärger wirft er ihn weit fort. So weit im Anschlufs an Prudentius. Ekkehard fährt selbständig fort: Als er dabei den Arm unvorsichtig zu weit ausstreckt, ersieht Hagen den rechten Moment und schlägt ihm die Hand ab. Hatte der Dichter zuerst die Absicht, Walther die Hand verlieren zu lassen, und fand dann die passende Stelle im Prudentius, oder wurde durch diese Szene erst die Vorstellung dieser Art von Verstümmelung wachgerufen?[1]) Mir scheint das letztere der Fall zu sein.

Eine solche Beeinflussung liegt m. E. auch in der Reiterschlacht vor. Das Stück ist sehr interessant, ein grofser Teil ist mit einer Schlacht im Virgil nahe verwandt, gewisse Züge aber sind abweichend. W. Meyer hat die Stelle eingehend und lichtvoll behandelt und wirft dann die Frage auf, warum die Schilderung in so wesentlichen Punkten von Virgil abweicht. Antwort:

---

[1]) Ist es denkbar, dafs der Dichter, der diesen Ausgang des Kampfes erfand, der Gunther ein Bein und Hagen ein Auge verlieren liefs, die Nibelungensage kannte? Auch aus diesem Grunde scheint Grimms Auffassung von Franci nebulones nicht haltbar. Ebenso wird es mir dadurch wahrscheinlich, dafs Hagen von Troja älter ist als der von Tronje. — Es wäre interessant zu erfahren, wie spätere Dichter diese Erfindungen Ekkehards mit der Nibelungensage zu vereinigen wufsten.

Ekkehard wollte eine Ungarnschlacht kopieren. Mir will das nicht recht in den Sinn. Der Hergang im Waltharius ist in Kürze folgender: Die beiden Linien halten in Schufsweite. Pfeile und Wurfspiefse fliegen hin und her. Dann sprengen die Reiter mit gezogenen Schwertern gegeneinander. Beim Zusammenprall wird manches Rofs zerschmettert, manch Reiter durch den Schild des Gegners aus dem Sattel geworfen. In dem dann beginnenden Handgemenge treibt Walther die Feinde in die Flucht. Hier sind doch wesentliche Züge für eine Ungarnschlacht unpassend. Den Ungarn war, wie Meyer selbst hervorhebt, die Kampfesweise wilder Reitervölker eigentümlich, dafs sie dem Handgemenge nach Möglichkeit auswichen und in wiederholtem Anreiten das feindliche Heer zu erschüttern suchten. Woher denn nun der ungewöhnliche Zug, dafs beim Zusammenprall viele feindliche Rosse zerschmettert werden? In der betreffenden Darstellung Virgils sprengen zwei Vorkämpfer mit eingelegter Lanze gegeneinander, und ihre Pferde zerschmettern sich den Bug. Diesen Einzelkampf liefs der Dichter fallen und übertrug das Motiv auf die ganzen Reiterlinien. — Doch das sind Kleinigkeiten. In der Hauptsache stimme ich W. Meyer freudig bei und halte es für bedeutsam, dafs wir auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele gelangt sind.

Ich glaube auch nicht einmal, dafs dem Dichter durch die Annahme weitergehender Anregung durch seine Vorbilder sein Lob weggerissen wird. Ist es nicht auch etwas Gewaltiges, wenn er das Chaos von Material, das vor allem Virgil ihm bot, so bewältigte und sich zu eigen machte, aus dieser Fülle von Anregungen sich das Geeignete heraussuchte und dieses mit dichterischer Phantasie zu dem Kunstwerk umschuf, das wir bewundern? Denn Original ist die Dichtung von Anfang bis zu Ende. Wie diese Anregungen schliefslich doch nur äufserlich blieben und unter seiner Künstlerhand sich in etwas ganz Neues verwandelten, will ich noch an einer Szene zeigen. Ich halte es auch jetzt noch für richtig, dafs Ekkehard, als er Walthers Auszug aus dem Hunnenlande schildern wollte, Äneas Flucht aus Troja nachsah. Äneas schreitet voran, sein Weib hinter ihm. Sie stürmen durch das Dunkel dahin, gehen eilends auf unwegsamen Pfaden, meiden die bekannten Strafsen. Den sonst so mutigen Mann erschreckt ein Lufthauch, jeder Ton läfst ihn auffahren. Die Züge finden sich alle wieder, und doch hat der Dichter etwas Neues, Schönes daraus geschaffen. Die Art, wie Walther und Hildegunde fliehen, wird meistens nicht richtig verstanden, obwohl der Dichter sich ein ganz klares Bild gemacht hat, darum mag es erlaubt sein, dies kurz darzulegen.[1]) Den Rest der ersten Nacht hindurch (*omni nocte*) eilen sie auf gebahnter Strafse dahin, das Dunkel schützt sie, zudem liegen die Hunnen trunken unter dem Tische. Als (*cum*, nicht *wenn*) die Sonne aufgeht, verlassen sie die Strafse und dringen den ersten Tag über auf ungebahnten Wegen durch das Gestrüpp vorwärts, die feindliche Stadt ist ja noch nahe. Wenn sie hier auch keine Gefahr zu befürchten haben, so

[1]) Es ist nicht eigene Weisheit, W. Meyer war so liebenswürdig, mir die Stelle brieflich zu erklären.

treibt sie doch die Furcht vorwärts, die Jungfrau fährt beim Säuseln des Windes, beim Zusammenschlagen der Äste zusammen. Sobald die zweite Nacht hereinbricht, setzen sie die Flucht wieder auf offener Strafse fort (V. 400). Das halten sie natürlich nicht lange aus, deshalb suchen sie, nachdem sie einigen Raum zwischen sich und die Stadt gebracht haben, von nun an bei Tage dichtes Waldversteck auf, ruhen dort, fangen Vögel und angeln Fische (V. 419 ff.), und benutzen nur die Nacht zur Fortsetzung der Flucht.

Zum Schlufs drängt sich noch eine Frage auf. Wenn es wirklich an dem ist, dafs das vorliegende Gedicht von Ekkehard entworfen und ausgeführt ist, wie ist es dann möglich, dafs man darin seit jeher die Wiedergabe eines alten deutschen Heldengedichtes hat sehen können? Man sollte doch meinen, dafs ein kunstmäfsiges lateinisches Gedicht von der lateinischen Bearbeitung eines deutschen Heldengedichtes zu unterscheiden sein müfste. Die Frage ist garnicht so leicht zu beantworten. Zunächst ist jedenfalls Ekkehard IV. daran schuld. War die Arbeit seines Namensvetters wirklich so schülerhaft wie er uns einreden will (er spricht freilich zunächst nur vom Latein), wie sollte er dann ein so schönes Werk selbständig haben schaffen können? Zumeist aber ist, wie ich glaube, der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Ein lateinisches mittelalterliches Gedicht, und mag es noch so schön sein, mehr oder weniger, was liegt daran? Dagegen ein altes deutsches Heldenepos, wo fast alles verloren ist, wäre unschätzbar. War dieser Glaube einmal vorhanden, so that die Phantasie das Ihrige. Was hat man nicht alles hineinfabuliert in unser Gedicht und über unser Gedicht, was vor nüchterner Betrachtung nicht stand hält. Das Nibelungengold, Blutbund, Esche Yggdrasil, Schwanenhemden samt der ganzen Edda werden hoffentlich allmählich aus der Erklärung des Gedichtes schwinden, und in ihrem Gefolge vieles, was nicht dahingehört![1]) Vielfach hat man den Fehler gemacht — ich nehme mich selbstverständlich in keiner Weise aus —, dafs man Züge der mhd. Epen zur Vergleichung heranzog, ohne sich zu fragen, ob dies denn nun gerade für das deutsche Epos charakteristisch wäre oder sich nicht auch sonst fände. So ist der warnende Traum, den Hagen dem Könige erzählt, mit Kriemhildens Traum vor Sigfrids Auszug zur Jagd verglichen worden, als ob dies nicht seit Josephs und Pharaos Träumen ein beliebtes poetisches Motiv wäre. So verglichen J. Grimm und Uhland den Ausdruck *more gigantis* mit dem mhd. *in risen wise* und ahnten nicht, dafs die Wendung aus der Vulgata stammt. Einem sehr bösen Fehler ist Kögel in dieser Hinsicht verfallen. Er wollte trotz des angenommenen lateinischen Mittelgliedes die Stabreime des alten deutschen Gedichtes teilweise wieder herstellen.

Hier und in anderen Fällen liegt der Irrtum klar auf der Hand. Doch giebt es auch Schwierigkeiten, die nicht so leicht aus der Welt zu schaffen

[1]) Altho. citiert, um zu beweisen, dafs in Attilas Rüstkammer nicht nur ein Panzer hing, zwei Strophen der Atlakviđa. Ich hätte ihm das thatsächlich auch ohne dies Citat geglaubt. Dagegen glaube ich immer noch nicht, dafs der König, wenn er 'sieben Säle hat der Schwerter voll', diese Schwerter alle für seinen Privatgebrauch zu verwenden gedenkt.

sind. Woher hat der Dichter die Namen? Man kann ja sagen, um Namen hätte er nicht verlegen sein können, er brauchte nur hineinzugreifen ins volle Menschenleben. Natürlich, aber warum bei dem zweiten Gegner Walthers der Doppelname, *Kimo, quem referunt quidam Scaramundum nomine dictum?* Woher die auffallende Benennung von Hagens Vater *Hagathie? Wielandia fabrica* mufs doch wohl einer allitterierenden Wendung entsprechen. Besonders eine Stelle macht Schwierigkeit. Der König ruft aus: Wer mir den Walther wiederbringt,

> 405 Hunc ego mox auro vestirem saepe recocto
> Et tellure quidem stantem hinc inde onerarem
> Atque viam penitus clausissem vivo talentis.

Hier wird offenbar auf den bekannten deutschen Brauch angespielt. Die Worte sind höchst eigenartig, die dreifache Wendung des Gedankens erinnert stark an das germanisch-epische Stilmittel der Variation und hat, wie ich an anderer Stelle (nach Grimm) ausgeführt habe, ihre Parallele in einer Stelle einer nordischen Sage, wo derselbe Gedanke dreifach variiert wird:

> Ich will dich im Sitzen mit Silber einhüllen
> Und im Gehen dich mit Gold umgeben,
> Dafs rings um dich die Ringe rollen.

Ist es auch Täuschung, wenn ich darin eine alte Formel sehe?

W. Meyer hat daran Anstofs genommen, dafs ich gesagt hatte, der Waltharius gebe ein verfälschtes Bild der germanischen Heldenzeit. Das war in der That unrichtig, er giebt gar kein Bild des Heldenalters, sondern ist ein Kind seiner Zeit. Nicht nur wird man es aufgeben müssen, daraus eine Ergänzung der Nachrichten des Cäsar und Tacitus gewinnen zu wollen, sondern ebenso erfolglos wird der Versuch bleiben, mit seiner Hilfe die alte Sage zu rekonstruieren. Wir haben uns zu bescheiden. Dagegen ist ein immer tieferes Eindringen in den Sinn des Gedichtes auch heute noch erforderlich und Erfolg verheifsend.

ZIELE UND AUFGABEN DER MODERNEN GENEALOGIE

Von Ernst Devrient

Wenn vor 150 Jahren ein junger Edelmann oder Bürgerssohn eine deutsche Universität bezog, um sich den Staats- und Rechtswissenschaften oder Humanioribus zu widmen, so nahm auf seinem Studienplan in der Regel auch die Genealogie eine nicht unbedeutende Stelle ein. Diese gehörte zu denjenigen Wissenschaften, in denen sich alle sorgfältig zu unterrichten suchten, die den Ehrgeiz hegten, später in der Rangstufenleiter ihres Heimatstaates zu den oberen Sprossen emporzusteigen oder wifsbegieriger Jugend die Wandlungen der Weltgeschichte vorzutragen. Die vornehme Georgia Augusta in Göttingen galt in dieser Hinsicht als die beste Lehrstätte; hier wirkten Pütter und Gatterer. Der Zusammenhang der Genealogie mit der Politik lag noch klar vor Augen; die verwickelten Territorialverhältnisse des Reiches waren ohne genealogische Kenntnisse unverständlich. Das wurde anders, als die Revolution das Gefüge des alten Reiches zerstörte. An Stelle konkreter Personen- und Sachkenntnisse galten nun die allgemeinen Ideen von Freiheit und Fortschritt als dasjenige, was dem strebenden Jüngling zur Grundlage politischer Thätigkeit in Praxis und Publizistik zu dienen habe. Der Wiener Kongrefs stellte zwar einen Teil der deutschen Kleinstaaten wieder her, aber die alte Gesellschaft brachte die Restauration nicht wieder. In den grofsen Staaten waren es die Aufgaben der Verwaltung, des Heerwesens und der Finanzwirtschaft, in den kleinen konstitutionelle Fragen, womit sich politisch interessierte Köpfe vornehmlich befafsten. Seit der Mitte des XIX. Jahrh. trat dazu noch die soziale Frage, die gegenwärtig alle anderen in den Hintergrund zu drängen scheint. Die Genealogie hat in den Augen der meisten Gebildeten keinen praktischen Wert mehr.

Das aber hat in verhängnisvoller Weise auf die Geschichtswissenschaft zurückgewirkt. Denn 'was man so den Geist der Zeiten heifst, das ist im Grund der Herren eigener Geist'. Im vorigen Jahrhundert sah man die meisten politischen Fragen mit genealogischen verknüpft. Die Historiker jener Zeit übertrugen das auf die früheren, die sie schildern wollten; sie erzählten von allerhand Grafen- und Herrengeschlechtern, deren Stammväter unter Karl dem Grofsen gegen die Ungläubigen in Spanien oder unter Heinrich 'dem Finkler' gegen die Ungarn gefochten haben sollten, und beschrieben deren Wappen und Besitzungen. Die heutigen Historiker sind nur zu sehr geneigt, in der gesamten Geschichte die genealogischen Beziehungen gering zu schätzen. Die

neueren Lehrbücher der Geschichte enthalten wohl hier und da Stammtafeln zur Erklärung einiger politischen Vorgänge. Aber sich im Zusammenhange mit genealogischen Dingen zu befassen, gilt in weiten Kreisen für fast ebenso zeitgemäfs wie das Studium der Alchymie oder der Astrologie. Die Genealogie überliefs man Dilettanten, die sich ihr aus Familieninteresse oder aus einem gewissen ästhetischen Wohlgefallen an den verwickelten Figuren genealogischer Tafeln widmeten. Und doch waren sich unsere grofsen Historiker wie Ranke und selbst Treitschke der Wichtigkeit genealogischer Beziehungen sehr wohl bewufst. Die Fülle anderweitiger historischen Aufgaben liefs sie nur nicht zur methodischen Entwickelung ihrer Gedanken hierüber kommen, und so haben die meisten ihrer Schüler diese Züge kaum erfafst. Ottokar Lorenz, der, an Rankesche Ideen anknüpfend, seit vielen Jahren mit Wort und Schrift für die Wiederbelebung genealogischer Studien thätig ist, blieb lange Zeit ein einsamer Prediger in der Wüste. Allmählich aber hat sich doch eine zerstreute Gemeinde von 'Stillen im Lande' gebildet, denen die Genealogie als ein nicht unwürdiger Gegenstand wissenschaftlicher Arbeiten erscheint. Mit dem neuesten Werke von Lorenz[1]) tritt die Genealogie gewaffnet und gepanzert in die Öffentlichkeit, entschlossen, sich aufs neue einen Platz in der Reihe der Wissenschaften zu erobern.

Wenn eine Wissenschaft zuerst als solche sich geltend macht, so hat sie vor allem eine Definition ihrer selbst zu geben. Was ist Genealogie? 'Die Genealogie ist', sagt Lorenz (S. 6), 'die Wissenschaft von der Fortpflanzung des Geschlechts in seinen individuellen Erscheinungen.' Man sieht: der Begriff der Genealogie hat sich in den 110 Jahren bedeutend erweitert, seit Gatterer seinen 'Abrifs der Genealogie' herausgab, worin er dieser teils als einer historischen Hilfswissenschaft teils als einem Fache der Geschichte selbst ihr Arbeitsfeld ziemlich eng begrenzte. Was die alte Genealogie ganz ausmachte, Stammtafel und Ahnentafel, worin Geburt, Vermählung und Tod, auch Titel und Ämter der in ihren Familienbeziehungen dargestellten Personen verzeichnet sind, das ist für die neue Genealogie erst die Grundlage zu Forschungen von weit ausgreifender Bedeutung. Denn es ist klar, dafs die Genealogie, im Lorenzischen Sinne gefafst, sich mit Namen und Zahlen nicht begnügen kann. Alles was unter den Begriff der Erblichkeit fällt, soweit es sich am Individuum nachweisen läfst, gehört zur Genealogie. Sie steht an der Grenze der Geschichtswissenschaft, aus deren Mitteln sie der Staats- und Gesellschaftslehre, der Physiologie und Psychologie reichen Stoff zu bieten vermag, den jene Wissenschaften weder von sich aus erwerben noch auch entbehren können, wenn sie bei gewissen Fragen aus der dürren Heide der Spekulation herauskommen wollen.

Die wissenschaftliche Genealogie zerfällt in einen formalen und einen materialen Teil. Jener belehrt uns in erster Linie über die Grundformen

---

[1]) Ottokar Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Berlin, W. Hertz 1898.

genealogischer Betrachtung, Stammtafel und Ahnentafel, von deren richtigem Verständnis und sorgfältiger Unterscheidung die gesamte genealogische Wissenschaft abhängt. Dafs die Stammtafel die von einem gewissen Menschen abstammenden Personen darstellt, während die Ahnentafel sich mit den Elternpaaren beschäftigt, denen ein gewisser Mensch seine Existenz verdankt, dafs es sich also um zwei ganz verschiedene Betrachtungsarten handelt, diese einfache Lehre ist vielen Leuten ganz neu. Lorenz führt hiervon betrübende Beispiele aus der philologischen und juristischen Litteratur an.[1]) Die Ahnentafel hat der Natur der Dinge nach, die jedem Menschen zwei Eltern giebt, ihre unveränderlich feststehende Gestalt. Die Stammtafel zeigt die reiche Mannigfaltigkeit natürlicher Fortpflanzungslinien. Eine vollständige Stammtafel enthält alle männlichen und weiblichen Nachkommen des Stammvaters; doch genügt es in den meisten Fällen, nur die männlichen Nachkommen mit ihren Töchtern anzuführen; zu anderen Zwecken begrenzt sich der Inhalt der Tafel anders. Die ältesten Chronisten und besonders die Bibel kennen fast nur Tafeln, die nichts als die Abstammung vom Vater auf den Sohn, Enkel u. s. w. darstellen, sogenannte Stammlisten, die man vom anderen Standpunkt aus freilich auch als verstümmelte Ahnentafeln betrachten könnte. Die Entwickelung der Stammtafel und ihrer sinnbildlichen Darstellung im Stammbaum, das erste Auftreten und die Ausbildung der Ahnentafel im einzelnen zu verfolgen, das sind Aufgaben der formalen Genealogie, zu deren Bearbeitung Lorenz wiederholt auffordert. In diesen Teilen wird die Genealogie besonders auf Sprach- und Rechtswissenschaft befruchtend wirken. Dieselben Wissenschaften sind es anderseits, die zur Sammlung und Verarbeitung des genealogischen Stoffes als Hilfsmittel zu dienen haben. Zu den Aufgaben des Genealogen gehört es durchaus, die auf Verwandtschaftsverhältnisse und das Ständewesen bezüglichen Disziplinen sich zu eigen zu machen und ihre Fortschritte auf juristischem und philologischem Gebiete zu verfolgen. Auch hier warten noch interessante Aufgaben ihrer Lösung. So fehlt es z. B. noch an einer umfassenden Arbeit über die Entstehung und Verbreitung der Personen- und Familiennamen. Die Vorarbeiten dazu, die in Einzelstudien über alle Provinzen Deutschlands und des Auslandes zu bestehen hätten, sind freilich auch noch weit zurück. Immerhin gewährt die, hauptsächlich aus Urkundenbüchern gewonnene, Übersicht bei Lorenz S. 173—182 bereits ein zuverlässiges, wenn auch noch nicht erschöpfendes Bild von diesen Dingen.

Um nun zur Aufstellung genealogischer Tafeln, dem Ziele der formalen Genealogie, zu gelangen, wendet man dieselben Methoden und Hilfsmittel an, die zur Ermittelung historischer Thatsachen überhaupt dienen. Jede Methode ist ja nichts anderes als die Anwendung des urteilenden Verstandes auf einen besonderen Fall. Gegenstand der Genealogie ist der in seinen Verwandtschaftsverhältnissen betrachtete historische Mensch, dessen Lebensäufserungen und

[1]) Lehrbuch S. 78 f. 86 Anm. 1. Sogar Du Prel in seinem verdienstlichen Aufsatz im Allg. stat. Arch. IV 415 ff. sagt fortwährend Stammbaum statt Ahnentafel.

Schicksale zu ermitteln die im engeren Sinne sogenannten historischen Hilfswissenschaften, als Schrift- und Urkundenlehre und Chronologie, bestimmt und seit alters geübt sind. Besondere Dienste kann der Genealogie die Heraldik leisten, die man deshalb auch nicht dem Dilettantismus überlassen sollte. Ehe aber erörtert werden kann, welche genealogischen Tafeln im einzelnen zu wissenschaftlichen Zwecken wünschenswert und brauchbar sind — denn aufs Geratewohl ist hierin schon zu viel geleistet worden —, ist es notwendig festzustellen, nach welchen Richtungen hin sich jene geforderten weitergehenden Untersuchungen zu bewegen haben, mit welchem Inhalte das genealogische Gerippe zu füllen sein wird. Damit beginnt der materiale Teil.

Politische Interessen waren es in erster Linie, denen die Genealogie im vorigen Jahrhundert diente. Für die politische Geschichte jener Zeit wird auch kaum noch jemand der Genealogie ihre Stellung als einer der wichtigsten Hilfswissenschaften streitig machen. Aber freilich heifst es jetzt vielfach, die politische Geschichte bewege sich nur auf der Oberfläche der menschlichen Dinge; wer ihnen auf den Grund kommen wolle, müsse seine Aufmerksamkeit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen widmen; nicht das Individuum, sondern die Masse sei Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung. Hiergegen ist zunächst doch die Wichtigkeit der politischen Geschichte festzuhalten. Die Bemerkung Rankes, dafs die äufsere Politik sehr stark auf die innere Entwickelung eines Volkes einzuwirken pflege, ist noch keineswegs widerlegt, ja das XIX. Jahrh. bietet eine zusammenhängende Reihe von Beweisen für ihre Richtigkeit. Und die eifrigen Untersuchungen, die z. B. über Friedrichs des Grofsen auswärtige Politik im letzten Jahrzehnt angestellt wurden, das teilweise leidenschaftliche Interesse, dafs sie erregten, beruhigen völlig darüber, dafs man die rein politischen Teile der Historie etwa unter die Bank werfen würde, weil Liebig und Du Bois-Reymond den Kunstdünger und die Feuerwaffen für einflufsreicher halten. Dafs aber die politische Geschichte auch im demokratischen XIX. Jahrh. noch sehr wesentlich auf genealogischen Grundlagen ruht, kann man unter anderm neuerdings auch aus Bismarcks 'Gedanken und Erinnerungen' lernen. Niemals sei er 'darüber in Zweifel gewesen, dafs der Schlüssel zur deutschen Politik bei den Fürsten und Dynastien lag und nicht bei der Publizistik in Parlament und Presse oder bei der Barrikade', so spricht sich der Gründer des deutschen Reiches, der doch wie sonst kaum jemand alle Faktoren der Politik kennen gelernt hat, am Abend seines Lebens aus.[1]) Die Genealogie wird es also auch weiterhin nicht verschmähen dürfen, die Stammtafeln der fürstlichen Häuser festzustellen. Sie wird die hierüber vorliegenden Arbeiten früherer Zeiten gemäfs den Fortschritten der historischen Technik verbessern und vervollständigen. Aber sie darf bei Zahlen und Namen nicht stehen bleiben. Die Einwirkungen der Familienverhältnisse auf die Politik müssen im einzelnen untersucht werden. Man wird bei diesen Untersuchungen sehr bald zu der

[1]) Gedanken und Erinnerungen I 288. Vgl. dazu S. 202, wo Bismarck seine Verwendbarkeit in Frankfurt a. M. damit begründet, dafs ihm alle Fürsten Deutschlands und ihre Höfe persönlich bekannt seien.

Frage gelangen, ob sich bei den einzelnen Familien eine gewisse Regelmäfsigkeit in Auffassung und Behandlung politischer Fragen erkennen läfst. Oft kann man in den Darstellungen der neueren Geschichte von dem Familiencharakter der Habsburg-Lothringer und dem der Hohenzollern lesen, von deren verschiedenen Wirkungen die politischen Schicksale Deutschlands seit dem XVII. Jahrh. bestimmt seien. H. v. Treitschke giebt in seiner Deutschen Geschichte im XIX. Jahrh. mehr als einmal herrliche Schilderungen der deutschen Dynastien und ihrer besonderen Familienanschauungen. Aber merkwürdigerweise hat sich, soviel ich weifs, noch nie jemand die Mühe gegeben, jenen hohenzollerschen oder den österreichischen Familiencharakter zu analysieren. Auch Treitschke hat diese Dinge mehr mit dem intuitiven Genie des künstlerischen Geschichtschreibers erfafst als durch wissenschaftliche Induktion gefunden. An Irrtümern im einzelnen fehlt es ihm daher auch nicht, aber in der Form und der allgemeinen Idee nach zeigt er in vorbildlicher Weise, wie man die Familiengeschichte der Regierenden mit ihrer Politik in kausalen Zusammenhang zu bringen hätte. Sollte es sich nun bei sorgfältiger Untersuchung herausstellen, dafs ein solcher Zusammenhang weder vereinzelt noch regelmäfsig anzunehmen sei, so wäre auch dies ein Gewinn. Es wäre dann zu erforschen, worauf jene doch weit verbreitete Meinung von Österreich und Brandenburg und alle jene Schilderungen Treitschkes sonst beruhen könnten, und wie ein so bedeutender Forscher in einen so grundlegenden Irrtum hätte verfallen können. Aber jede Untersuchung der Art wird vom Einzelnen ausgehen müssen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat einen solchen Versuch an den sechs ersten Generationen des Ernestinischen Zweiges des Hauses Wettin gemacht.[1]) Er glaubt dabei gezeigt zu haben, dafs in dieser Familie wirklich von einer im ganzen gleichmäfsigen politischen Sinnesart und einem gewissen regelmäfsigen Einflufs dieser auf die Politik geredet werden darf. Als eine Ursache, aus der man eine solche Regelmäfsigkeit erklären könnte, erscheint mir der Umstand, dafs fürstliche Familien, der besonderen Natur ihrer Stellung nach, durch längere Reihen von Generationen hindurch den gleichen Wohnort beizubehalten pflegen als bürgerliche und selbst ritterschaftliche, dafs ihre Angehörigen die Welt fast immer von derselben Stelle aus betrachten lernen. Bei der allgemeinen Geltung der Erbfolge in männlicher Linie wird so der Einflufs von mütterlicher Seite regelmäfsig durch den väterlichen zurückgedrängt. Dieser Theorie scheint es anderseits auch zu entsprechen, dafs in Österreich und in England die weibliche Linie mit der Regierung auch die Regierungsgrundsätze der Vorfahren übernommen hat und fortpflanzt. Doch streift dies bereits an psychologische und physiologische Fragen, von denen später die Rede sein wird.

Mit den Aufklärungen, die über politische Vorgänge von der Genealogie geboten werden können, ist jedoch deren Aufgabe für die Geschichte noch nicht erschöpft. Wie man sich auch im einzelnen zu den Streitfragen der modernen Geschichtsphilosophie stellen mag, so wird doch niemand behaupten wollen,

[1]) Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde 1897 Heft 1.

dafs die gröfsere Aufmerksamkeit, die man neuerdings den kollektiven Bewegungen zuwendet, durchaus auf Irrtum beruhen müsse. Aber die Geschichtswissenschaft darf sich nicht in Abstraktionen verlieren. Auch die Masse besteht aus Individuen, und wenn moderne Heifssporne das *Unda fert non regitur*, das der grofse Meister der Politik in wohlabgewogener Bescheidenheit unter sein Bildnis schrieb, als Beweis dafür verwenden, dafs die Masse Alles, das Individuum Nichts sei, so vergessen sie, dafs es dabei immer noch auf die Kraft und Geschicklichkeit des Schwimmenden ankommt, ob ihn die tragende Woge zum Ziele bringt oder vernichtet. Warum versank z. B. Barras in der Reihe der geringeren Götter, während sein Nebenbuhler Bonaparte zum höchsten Gipfel der Macht emporstieg? Dieselbe Woge hatte doch Beide getragen! Auf solche Fragen giebt jene neue Lehre noch weniger genügende Antwort als die alte. Man hat hier zu früh die Waffen der Wissenschaft gestreckt vor dem Rätsel der Persönlichkeit. Auch die Genealogie besitzt den Zauberschlüssel nicht, der es völlig löst; aber sie ist doch im stande, das Gebiet unseres Wissens, wo die Kausalität herrscht, bedeutend zu erweitern. Sie ist der Platz, wo sich für den scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Individualismus und Kollektivismus ein Ausgleich finden läfst.

Die kollektivistische Geschichtserklärung ist bisher bei den Gesellschaftsklassen stehen geblieben, die sie im allgemeinen als Erzeugnis wirtschaftlicher Bedürfnisse betrachtet. Es ist Aufgabe der Genealogie, im Bunde mit der Statistik die Zusammensetzung dieser Klassen im einzelnen zu untersuchen. Georg Hansen hat in seinem anregungsreichen Buche über die drei Bevölkerungsstufen[1]) an dem statistischen Material der bayrischen Städte dargethan, dafs die Bevölkerung einer Stadt im Durchschnitt ungefähr zur Hälfte aus Leuten besteht, die nicht darin geboren sind, wobei das schnellere oder langsamere Wachstum keinen Unterschied zwischen den Städten begründet. Wenn Hansen nun aber daraus folgert, dafs die eingeborene Bevölkerung einer Stadt in je 2 Generationen durch den Zuzug von auswärts völlig ersetzt werde (S. 27 und wiederholt S. 28), so ist dies ein Irrtum (den er übrigens später S. 31 selbst stillschweigend erkennt). Denn wenn eine Stadt zu Beginn des betrachteten Zeitraums a Einwohner hatte, und die Bevölkerung sich während eines Menschenalters um b vermehrt hat, so sind unter den $a + b$ Einwohnern noch $\frac{a+b}{2}$ ortsgebürtig, und wenn ein zweites Menschenalter verflossen ist, wo die Zunahme c betrage, dann hat von den $a + b + c$ Einwohnern wiederum die Hälfte in derselben Stadt das Licht der Welt erblickt; und zwar verdanken diese $\frac{a+b+c}{2}$ Menschen ihr Dasein offenbar zur Hälfte zugewanderten und zur Hälfte ortsgebürtigen Vätern, da ja kein Grund vorliegt, den Fremden eine gröfsere Fruchtbarkeit zuzuschreiben als den Einheimischen; wir haben also noch $\frac{a+b+c}{4}$

[1]) G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. München 1889.

direkte Nachkommen der ursprünglichen Bewohner in der Stadt, und eine Generation später sind es noch $\frac{a+b+c+d}{8}$. Setzen wir also die gegenwärtige Bevölkerungszahl $= n$, die Zahl der zu betrachtenden Generationen $= t$, dann leben in der Stadt noch $\frac{n}{2^t}$ direkte Nachkommen der früheren Einwohner. So z. B. können im Jahre 1900 in einer Stadt von 20000 Einwohnern etwa $\frac{20000}{2^3} = 20000 : 8 = 2500$ Personen ihre direkten Vorfahren unter den Bewohnern derselben Stadt im Anfang unseres Jahrhunderts suchen. Natürlich hat diese Regel zunächst nur Geltung für die Neuzeit, wo die Schranken, die früher den Zuzug der Fremden erschwerten, gefallen sind. Auch mufs sie noch durch entsprechende statistische Untersuchungen aus den übrigen Teilen des Deutschen Reiches ergänzt und nötigenfalls berichtigt werden. Die Probe auf ihre Verwendbarkeit für den einzelnen Fall und ihre genauere Begründung ist aber eine rein genealogische Aufgabe. Das starke Zusammenschmelzen der ursprünglichen städtischen Bevölkerung ist eine zu auffällige Erscheinung, als dafs sie nicht den Wunsch nach spezieller, d. h. genealogischer Aufklärung erregen sollte. So sagt Hansen darüber S. 30: 'Die hier aufgestellte Behauptung wird sicher vielen paradox klingen. Ohne Zweifel könnte ja jeder lebende Mensch, wenn ihm die Zwischenglieder bekannt wären, seinen Stammbaum durch die Jahrtausende auf das erste Menschenpaar zurückführen. Hat da nicht sein Geschlecht, könnte er fragen, nachdem es Jahrtausende bestanden, Aussicht, wenigstens noch einige Jahrhunderte zu blühen? — Wenn sein vollständiger Stammbaum vor ihm läge, er würde erstaunt sein über die unendliche Menge dürrer Äste und Zweige, zwischen welchen sich das dünne grüne Stämmchen hindurchwindet. Und doch waren auch alle jene verdorrten Zweige und Äste einst voll Kraft und Saft, hatten auch sie Aussicht auf ein langes Wachsen und Gedeihen. Man schlage doch einmal den umgekehrten Weg ein. Wo blühen die Geschlechter all der berühmten Männer, welche der Bürgerstand hervorgebracht hat? Wo leben die Nachkommen der Reformatoren, wo die der Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts? —'

Für die drei Generationen des XIX. Jahrh., die zunächst nur in Betracht kommen, wird es nicht schwer sein zu ermitteln, welche Familien sich in einer Stadt erhalten haben. Die Quellen für derartige Untersuchungen sind reichlich vorhanden in Kirchenbüchern, Standesamtsregistern und anderen amtlichen Aufzeichnungen. Sehr wichtig ist es hier, so weit es geht, vollständige Stammtafeln herzustellen, die auch die weiblichen Linien enthalten und also erkennen lassen, wie oft zugewanderte Männer sich mit einheimischen Töchtern vermählt haben. Man wird dann wahrscheinlich finden, dafs noch ein weit gröfserer Bruchteil der Bevölkerung Blut von den Urbewohnern in den Adern hat, als die oben gefundene Regel, die nur die väterliche Herkunft berücksichtigt, vermuten läfst. Zur völligen Aufklärung dieser Verhältnisse dienen dann von der anderen Seite die Ahnentafeln der jetzigen Bewohner, die zu zeigen haben, aus welchen Gegenden

und Ständen sich die Bürger ihre Frauen geholt haben. Für die früheren Jahrhunderte ist die Forschung insofern erschwert, als viele Quellen verloren gegangen sind. Der Bevölkerungsstrom, der sich nach Hansen fortwährend vom ländlichen Grundbesitz durch den städtischen Mittelstand in die Arbeiterklasse ergiefst, ist früher jedenfalls langsamer geflossen als im XIX. Jahrh. Zur Ermittelung ähnlicher Gesetze über die wechselnde Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung, wie wir eins für die Neuzeit gewonnen haben, mufs man die Geschichte in verschiedene Epochen einteilen, in denen die Bevölkerungsbewegung stärker oder schwächer war. Vom XI.—XV. Jahrh. sollte man einen ähnlich schnellen Wechsel vermuten, wie er heute herrscht, während die Religionsspaltungen und die Territorialstaaten vom XV.—XVIII. Jahrh. hemmend gewirkt haben müssen. Bis zur Reformation wird es in vielen Städten möglich sein, auf genealogischem Wege, durch Einzelforschung in Kirchenbüchern und Akten, die Bevölkerungsbewegung zu erkennen. Darüber hinaus läfst sich die Genealogie für diese Dinge nur vereinzelt nutzbar machen.

Derartige Untersuchungen führen weiterhin zu der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Einflusse der wirtschaftlichen und dem der genealogischen Beziehungen auf das Individuum. Einen genealogisch geschlossenen Bürgerstand giebt es nicht, wie wir oben gesehen haben. Wenn wir nun beobachten, wie sehr der Bürgerstand sich von den ländlichen Klassen durch die Mannigfaltigkeit seiner Talente und gröfsere Regsamkeit unterscheidet, so können wir nicht umhin, die Ursache davon in seiner gröfseren genealogischen Ungebundenheit zu suchen: der einzelne Bürger bringt von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen vieles mit, wodurch er sich von seinesgleichen unterscheidet. Jede Aristokratie hat dagegen etwas Einförmiges: Berufsstand und Geschlechtsverband bilden hier niemals exzentrische Kreise. Die geringere Zahl von gleichstehenden Familien veranlafst häufiger Ehen zwischen Verwandten als solche im Bürgerstande vorkommen. Dies führt zu dem Problem des Ahnenverlustes, auf das Lorenz ganz besonderen Wert legt.[1])

Unter Ahnenverlust versteht man die durch Heiraten zwischen Verwandten verursachte Differenz zwischen der theoretischen Ahnenzahl und der wirklichen Zahl verschiedener Personen in den oberen Generationen der Ahnentafel. Zahlreiche Beispiele bieten die Ahnentafeln fast aller jetzigen Fürsten schon in der Reihe der 32 Ahnen, also in der fünften Generation.[2]) Man hält diese Erscheinung vielfach für eine Eigentümlichkeit des hohen Adels, aber wenn man die stetige Zunahme der Bevölkerung Europas bedenkt, die durch keine Einwanderung aus fremden Erdteilen verursacht ist, und ihr die Thatsache gegenüberhält, dafs ein einziger jetzt lebender Mensch zur Zeit Karls des Grofsen, vor etwa 33 Menschenaltern, nach der theoretischen Formel der Ahnentafel ca. 8600 Millionen Ahnen zählen müfste, so wird man bekennen, dafs der Ahnen-

[1]) Lehrbuch S. 289—334, 468—476.

[2]) Vgl. Stephan Kekule von Stradonitz, Ahnentafel-Atlas. Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen. Berlin, A. Stargardt 1898. Vollständig in 20 Lieferungen, von denen bis jetzt 9 erschienen sind.

verlust eine allgemeine Regel für die oberen Generationen bilden mufs. Der durchschnittliche Beginn des Ahnenverlustes liegt aber jedenfalls beim Bürgerstande weiter zurück als beim Adel, und der hohe Adel zeigt gröfsere Lücken in seinen Ahnentafeln als der niedere. Der gegenwärtige Arbeiterstand hat jedenfalls die geringsten Ahnenverluste aufzuweisen, da ihm fortwährend Elemente aus den anderen Klassen zuströmen. Dagegen sind die Verwandtenehen bei den Bauern wahrscheinlich recht zahlreich.

Über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit der Verwandtenehen ist schon vieles gesprochen und geschrieben worden. Lorenz hebt nun den verschiedenen hierüber verbreiteten Theorien gegenüber zunächst hervor, dafs es aufserhalb von Inzucht im weitesten Sinne, d. h. aufserhalb von Verbindungen einander ähnlicher Wesen, eine Fortpflanzung überhaupt nicht giebt, und dafs als unterste Grenze der Fortpflanzungsmöglichkeit erst das Aufheben der Geschlechtsunterschiede gelten kann. Wenn die Annahme von der Schädlichkeit der Verwandtenehen einen Grund haben soll, so mufs sich eine Grenze finden lassen, bis zu der die Inzucht unschädlich ist. Nach dem oben Gesagten mufs schon in der 33. oberen Generation ein ganz bedeutender Ahnenverlust die Regel sein. Denn wenn man die Bevölkerung des jetzigen Deutschen Reiches um das Jahr 800 auf etwa 9 Millionen schätzt, was wahrscheinlich viel zu hoch ist, so ergiebt sich für den jetzigen Deutschen im Durchschnitt ein Ahnenverlust von 99% in der 33. Generation, selbst wenn er alle damals in Deutschland lebenden Personen zu seinen Ahnen zählen könnte. England soll im letzten Drittel des XI. Jahrh. ungefähr 2 Millionen Einwohner gehabt haben; die theoretische Ahnenzahl in der 25. oberen Generation beträgt etwa 34 Millionen, der Engländer hat also noch in dieser Reihe einen Verlust von mindestens 32 Millionen Ahnen = ca. 94%. 100 Jahre später, in der 22. Generation, enthält die theoretische Ahnentafel noch über 4 Millionen, also etwa das Doppelte der vorhandenen Personen: der Ahnenverlust beläuft sich noch auf mindestens 50%. In der folgenden Generation kommt die theoretische Ahnenzahl der Bevölkerungsziffer ungefähr gleich. Hier träte kein Ahnenverlust ein, wenn sämtliche damals in England lebenden Personen zur Zeugung jedes jetzigen Engländers beigetragen hätten. Aber wie viele Menschen hinterlassen denn überhaupt Nachkommen? Mit der Hälfte der damaligen Gesamtzahl sind wohl die wirklichen Voreltern der jetzigen Engländer nicht zu niedrig beziffert. Wir werden also in Wirklichkeit erst in diese Generation den Ahnenverlust von 50% setzen müssen. Jedenfalls können wohl alle jetzigen Engländer ihre gemeinsamen Stammväter im Anfange des XIII. Jahrh. suchen. Dafs so ungeheure Ahnenverluste in den oberen Generationen geschadet haben sollten, wird wohl niemand behaupten wollen, es sei denn, dafs man eine allgemeine Entartung der Germanen annehmen wollte, wozu aber nicht der geringste Grund vorliegt. Man wird vielmehr die Blutsverwandtschaft der Volksgenossen als ein sehr wesentliches, vielleicht als das wichtigste Element für das ansehen müssen, was man unter der Bezeichnung 'Nationalität' mehr nennt als kennt. Je kleiner eine Gemeinschaft ist, und je mehr sie gegen fremden Zuflufs abgeschlossen ist,

desto enger sind die Bande der Blutseinheit, desto ausgeprägter die Nationalität. Hierin dürfte die Ursache für den bekannten Nationalcharakter der Engländer zu suchen sein, nicht etwa in der ursprünglich sehr mannigfaltigen Zusammensetzung des Volkes, deren Wirkung seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, d. h. 700 Jahre nach der letzten Einwanderung, im allgemeinen aufgehört hat, da die Nachkommen einer Bevölkerung von 2 Millionen notwendig spätestens in der 21. Generation untereinander auf das engste verwandt sein müssen.

Um die gesuchte Grenze der Schädlichkeit zu finden, müssen wir also bedeutend tiefer in den Generationen hinabsteigen. Lorenz hat an vielen Ahnentafeln, die wohl ausschliefslich dem niederen Adel angehörten, beobachtet, dafs vollzählige 64 Ahnen selten sind: der Ahnenverlust scheint also hier in der Regel schon in der 6. Generation zu beginnen. Vielleicht wird eine umfassende Untersuchung, wozu das Material reichlich in den Ahnenproben der Stiftskapitel und Ritterorden vorliegt, die Durchschnittsgrenze um eine oder zwei Generationen hinaufrücken, die Thatsache wird aber bleiben, dafs hier eine ziemlich enge Inzucht stattfindet. Von einer allgemeinen körperlichen oder geistigen Entartung des niederen Adels zu sprechen, ist aber eine grofse Thorheit, die kaum noch einer Widerlegung bedarf. Oder ist es wirklich nötig, daran zu erinnern, welchem Stande denn die Kleist, York, Bülow, Boyen, die Stein, Hardenberg, Humboldt, die Manteuffel, Göben und Roon u. s. w. angehört haben? Etwas anderes ist es mit der Beobachtung, dafs bahnbrechendes Genie mehr aufserhalb der durch enge Ebenbürtigkeitsschranken geschlossenen Kreise zu finden ist. Die Ahnentafel Ottos von Bismarck dürfte hierfür ein charakteristisches Beispiel sein.

Wenn wir nun die Ahnenverluste in den untersten Generationen untersuchen wollen, so bieten sich namentlich zahlreiche fürstliche Familien aus allen Zeiten als Beispiele dar. Man hat vielfach das Erlöschen von fürstlichen Mannesstämmen auf die Inzucht zurückführen wollen, die man auch für mancherlei beobachtete Degeneration verantwortlich macht. Genannt wird dafür besonders das Haus Habsburg. Es ist richtig, dafs die letzten Könige aus dem spanischen Zweige dieses Hauses körperlich und geistig entartet waren, und dafs ihr Mannsstamm nach 4 Generationen enger Inzucht erlosch. Karl II. hatte statt 8 Ahnen nur 6, statt 16 nur 10, ebensoviel statt 32, statt 64 nur 18, statt 128 nur 30, also in der 6. Generation einen Ahnenverlust von etwa 72%, in der 7. von etwa 77%. Aber auch Kaiser Leopold I. hatte statt 8 nur 6, statt 16 nur 10 Ahnen, statt 32 nur 12, statt 64 nur 20 und statt 128 nur 36, also in der 3. und 4. Generation denselben Verlust wie sein Vetter Karl, in den höheren einen nur wenig geringeren. Und doch erreichte er in leidlicher Gesundheit ein Alter von 65 Jahren und zeugte mit 3 Frauen 16 Kinder, unter denen allerdings die Töchter überwogen. Von Degeneration ist an den österreichischen Habsburgern nichts zu bemerken, das Erlöschen des Mannesstammes wahrscheinlich auf äufsere Ursachen zurückzuführen.[1]) Demnach

[1]) Lorenz, Lehrbuch S. 462 Anm.

scheint auch der schlimme Ausgang des spanischen Zweiges nicht unbedingt der Inzucht angerechnet werden zu dürfen. Vielleicht geht aber die Vermutung nicht fehl, dafs die stete Zuführung von deutschem Blute dem Geschlechte die Anpassung an das spanische Klima mehr und mehr erschwert habe. Kurz: eine absolute Schädlichkeit der Inzucht ist bisher noch nicht erwiesen worden. Wir werden die hierauf bezüglichen Fragen also nur als etwas komplizierte Fälle gewöhnlicher Vererbungsfragen behandeln können.

Die Frage nach der Vererbung individueller Eigenschaften spielt in der modernen Naturwissenschaft eine bedeutende Rolle. Namentlich in der Pathologie wendet man ihr grofse Aufmerksamkeit zu, und wenn auch Virchow eine Reihe von Krankheiten, die bisher als erblich galten, in das Gebiet der Bakteriologie verwiesen hat, so dürfte er doch, wie Lorenz S. 385 hervorhebt, 'nicht leugnen, dafs dem einen der Bacillus tödlich und dem anderen nicht im leisesten unbequem ist', dafs also die Empfänglichkeit für die Infizierung doch zu den vererblichen Eigenschaften gerechnet werden kann. Den vielfältigen Vererbungstheorien gegenüber, die seit Aristoteles die wissenschaftlichen Köpfe beschäftigt haben, ist es die Aufgabe der Genealogie, mit dem Material, das ihr durch viele Generationen hindurch zur Verfügung steht, Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Eltern und Kindern zu ermitteln, um der Erörterung des Erblichkeitsbegriffs die sichere empirische Grundlage zu verschaffen. Dafs diese, wenigstens in Bezug auf den Menschen, noch vielfach fehlt, wird schwerlich jemand verkennen, der bedenkt, dafs die Erhebungen über die Vorfahren irgend eines kranken Individuums selten über die zweite obere Generation hinausgelangen und, durch das Suchen nach ererbten Eigenschaften leicht beeinflufst, oft auf Mitteilungen urteilsloser, aber nicht selten vorurteilsvoller Leute aufgebaut, in der Regel nur recht unsichere Ergebnisse haben können. Der Genealogie dienen alle Hilfsmittel der Geschichtswissenschaft; sie kann ihre Beobachtungsreihen auf zeitgenössische Angaben über weit zurückliegende Generationen stützen, die ohne Kenntnis der Nachkommenschaft, höchstens in Hinblick auf die Eigenschaften der Vorfahren getrübt erscheinen können.

Nun ist die Aufmerksamkeit auf individuelle Eigenschaften heutzutage stärker als früher, und namentlich hat man viel genauere Unterscheidungsmethoden für pathologische Zustände gewonnen. Den späteren Generationen wird also ein viel sichreres und weiter ausgebreitetes Material vorliegen, als wir benutzen können. Wir sind für unsere Untersuchungen noch in erster Linie auf die Familien angewiesen, deren Geschicke sich in einer den Zeitgenossen besonders sichtbaren Stellung abgewickelt haben. Namentlich vom XV. Jahrh. bis auf unsere Zeit bieten die Fürstenhäuser viel treffliches Material.

Dem Problem der 'Fortpflanzung und Vererbung' hat Lorenz den dritten Teil seines Lehrbuches gewidmet. Ausgehend von der Erkenntnis der Naturwissenschaft, dafs an der Entstehung des Kindes Vater und Mutter gleichermafsen beteiligt sind, fordert er von der wissenschaftlichen Genealogie bei allen Untersuchungen über die Vererbung eine gleichmäfsige Aufmerksamkeit

für die beiden genealogischen Grundformen, Stammtafel und Ahnentafel. Zur Ermittelung der Eigenschaften bezw. der Keime, die jemand von seinen Ahnen geerbt haben kann, dient in erster Linie die Ahnentafel, denn eine einseitige Betrachtung der väterlichen Vorfahren würde zu nichts führen. Dann aber sind auch die Stammtafeln der an den Ahnenreihen beteiligten Familien heranzuziehen. Man denke sich z. B. den Fall, dafs sich eine an irgend einer Person beobachtete Eigenschaft zwar nicht bei ihrem Vater, wohl aber bei einem Oheim wieder fände, was zweifelsohne häufig vorkommt. Dann wird man annehmen müssen, dafs diese Eigenschaft im Keime schon beim Vater und bei Grofsvater oder -mutter vorhanden gewesen ist; wenn man aber nur die Ahnentafel berücksichtigt hätte, würde einem dies entgangen sein. Wie grofs dagegen der Rechenfehler sein würde, wenn man nur die im Stammbaum enthaltene väterliche Verwandtschaft berücksichtigen wollte, läfst sich ermessen, wenn man weifs, dafs bei 16 verschiedenen Ahnen dem väterlichen Stammvater nur $^1/_{16}$ der dem Urgrofsenkel vererbten Eigenschaftsmasse zu verdanken ist. Dafs der Urgrofsenkel eine vom Altvater besessene Eigenschaft erbe, hat im Hinblick auf die übrigen 15 Ahnen nur eine Wahrscheinlichkeit im Verhältnis von 1 : 16. Wenn aber eine dieser 15 Personen dieselbe Eigenschaft besitzt, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit auf 2 : 16 = 1 : 8. Wenn also dieselbe Person zweimal in einer Ahnenreihe vorkommt, so hat sie doppelte Aussicht, ihre Eigenschaften zu vererben, und je öfter jemand eine bestimmte Person in seiner Ahnentafel zählt, desto mehr Keime hat er von ihr empfangen. Auf diese Weise wird also die Inzucht gefährlich. Sind die gemeinsamen Stammeltern der blutsverwandten Gatten gesund, so ist die Gesundheit des Kindes doppelt gesichert, sind sie krank, so sind die Krankheitskeime im Kinde doppelt vorhanden. Und ebenso verhält es sich mit den Eigenschaften des Charakters und des Verstandes.

Nach dieser Theorie wären alle Vererbungsfragen einfach gelöst, wenn nicht die Erfahrung täglich Fälle zeigte, die durch sie noch nicht erklärt werden. Dahin gehört die oft besprochene Erscheinung, dafs sich gewisse Ähnlichkeiten eine ganze Reihe von Generationen hindurch im Mannesstamme vererben. Eine der wichtigsten Aufgaben der Genealogie ist es, solche Fälle von 'Familieneigenschaften' zu prüfen und Übertreibungen gegenüber auf ihr richtiges Mafs zurückzuführen. Jene auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Theorie kann von der Genealogie natürlich nicht angezweifelt werden, solange die Naturwissenschaft an dem Satze von der Gleichwertigkeit der väterlichen und mütterlichen Kernsubstanz in der Keimzelle festhält. Wenn die Genealogie trotzdem Fälle nachweisen kann, die damit nicht zu stimmen scheinen, so mufs es sich darum handeln, die Ursachen aufzusuchen, aus der die Abweichungen erklärt werden können. Der kräftige, hervortretende Unterkiefer und die braunen Augen der älteren Ernestiner, der ähnlich gebaute Unterkiefer der Habsburger mit der hängenden Lippe, das spitze Profil und die blauen Augen der Hohenzollern sind wirklich durch Generationen hindurch beobachtet. Sie sind durch Ahnenverluste nicht erklärt. Bernhard von Weimar

und seine Brüder z. B., die echt Ernestinischen Typus haben, weisen unter 32 Ahnen den Kurfürsten Ernst von Sachsen nur einmal auf und noch einmal in der nächsten oberen Generation, und auch Kaiser Wilhelms II. Ahnentafel zeigt den väterlichen Altvater nur einmal in der 5. Generation. Lorenz führt S. 398—407 eine Reihe von Familientypen an, und Graf Zichy hat kürzlich eine Untersuchung an den Gesichtern der Habsburger und der Bourbonen angestellt, die zum Teil die Beobachtung von Familienähnlichkeit bestätigt, obgleich ihm bei ausschliefslicher Benutzung von farblosen Vervielfältigungen der Porträts die wichtigen Kennzeichen der Augen- und Haarfarbe entgangen sind.[1]) Diesen Dingen dürfte vielleicht folgende Erklärung gerecht werden: die Keime rühren zwar bei jedem Menschen von beiden Eltern gleichmäfsig her, aber sie kommen nicht alle zur Entfaltung. Bestimmend für die wirkliche Bildung des Individuums innerhalb der im Keime gegebenen Anlagen sind die Einwirkungen, die es zwischen Empfängnis und Geburt erfährt. Hierüber liegt ein sehr beachtenswerter Aufsatz von K. Du Prel vor.[2]) Der stärkere Charakter unter den Eltern, oft auch nur eine vorübergehende Gemütsstimmung der Mutter, die äufsere Umgebung und zufällige Ereignisse, das alles kann von Einflufs auf das Werden des Kindes sein, bei dem die einen Keime angeregt sich entwickeln, die andern unberührt und verborgen bleiben. Die lebhaftesten Eindrücke kommen nun in normalen Verhältnissen der schwangeren Frau gewifs von seiten des Gatten und seines Hauses, und hierin scheint mir die zur Zeit allein zulässige Erklärung zu liegen für Eigenschaftsvererbungen im Mannesstamme. Damit scheint es zu stimmen, dafs sich Familientypen in Fürsten- und Bauernfamilien länger erhalten als im beweglicheren Bürgerstande, wo es selten ein dauernd gleicher Kreis ist, in dem die Familie sich fortpflanzt.[3]) Auch diese Erklärung fordert zur Prüfung durch genealogische Einzeluntersuchungen auf, wobei die Sicherstellung solcher Fälle von Wichtigkeit wäre, wo eine stärkere Beeinflussung der Mutter von seiten ihrer eigenen Familie zu einer gröfseren Ähnlichkeit des Kindes mit den mütterlichen Verwandten geführt hätte.

Wir sehen die Ziele der Genealogie: sie soll durch Erforschung der Einzelvorgänge aus dem Gebiete der Fortpflanzung des Menschengeschlechts die benachbarten Wissenschaften stützen; ihr fällt vornehmlich die Bestimmung zu, durch stets wiederholte Nachprüfung der Theorien vor spekulativen Ausschweifungen zu bewahren. Indem sie sich auf das Einzelne beschränkt, dient sie dem Ganzen. Es bleibt noch zu erörtern, welche Wege zunächst einzuschlagen sind zur Erreichung dieser Ziele.

Trotz der grofsen Wichtigkeit der Ahnentafel dürfte es sich empfehlen, zunächst eine möglichst grofse Zahl gesicherter Stammtafeln zu schaffen, weil das zu einer Stammtafel gehörige Material für den einzelnen Forscher bedeutend

---

[1]) Graf Theodor Zichy, Familientypus und Familienähnlichkeiten. Korresp.-Blatt der deutschen anthrop. Gesellsch. 1898 Nr. 6 ff.

[2]) Zukunft IV (1896) Nr. 24. [3]) S. oben S. 534 ff.

leichter zu übersehen und zu bearbeiten ist als die über die verschiedensten Orte und Lebenskreise verbreiteten Teile einer Ahnentafel. In einer allen Ansprüchen der wissenschaftlichen Genealogie entsprechenden Stammtafel sollen aber nach dem oben Gesagten nicht blofs Namen und Zahlen stehen, sondern auch, wo es irgend erreichbar ist, Nachrichten über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der aufgeführten Personen. Ein Schema für den Inhalt einer vollständigen Stammtafel giebt Lorenz auf S. 137 seines Lehrbuches. Es kommt dann ganz auf die besonderen Umstände an, namentlich auf den Umfang der ermittelten Nachrichten und die Zahl der vorhandenen Personen, ob man das Ganze in Tabellenform bringen oder die biographischen und biologischen Daten in fortlaufendem Text darstellen und nur eine tabellarische Übersicht über die Familie beigeben will. Im ersteren Falle wird man gut thun, den ganzen historisch-kritischen Apparat in einen Anhang, mit Ziffernverweisen auf die Personen der Tafel, zu vereinigen; im letzteren sind die Quellenbelege und sonstige Anmerkungen besser im Texte selbst oder als Fufsnoten zu geben. Es ist selbstverständlich, dafs die wissenschaftliche Genealogie auch Stammtafeln kennt und verwendet, die der idealen Forderung vollständiger Personalbeschreibung nicht entsprechen, vielmehr nur für den besonderen Zweck ausgewählte Nachrichten enthalten. Lorenz unterscheidet hier namentlich historisch-politische, privatrechtliche ('rechtliche und standschaftliche') und naturwissenschaftliche Stammbäume. Aber diese Tafeln gehören eigentlich erst zur zweiten Stufe genealogischer Arbeiten. Wer von einer Familie eine Stammtafel von einer der drei eben angeführten Gattungen entwirft und bei der Arbeit alle nicht dazu gehörenden Daten beiseite läfst, nötigt noch mindestens einen anderen Genealogen, dasselbe Quellenmaterial nochmals zu verarbeiten, hält also den Gang der Wissenschaft auf. Liegt aber erst eine wissenschaftlich unanfechtbare vollständige biographisch-biologische Stammtafel einer Familie vor, so können zu den verschiedensten Zwecken mannigfaltige Tabellen daraus entnommen werden, wobei man sich dann nur auf die Belege jener vollständigen Tafel zu berufen braucht. Ebenso wird man sich dann bei Herstellung von Ahnentafeln auf Kombinationen aus den Stammtafeln beschränken können.

Es ist schwer denkbar, dafs eine solche Fülle wichtiger Aufgaben und ungelöster Probleme die wissenschaftlichen Geister nicht anziehen sollte. Das neue Lehrbuch der Genealogie von Ottokar Lorenz hat denn auch in weiten Kreisen freudige Aufnahme gefunden.[1] Das badische Generallandesarchiv in Karlsruhe hat bereits den von Lorenz gegebenen Anregungen folgend eine besondere Einrichtung zum systematischen Betriebe genealogischer Forschungen getroffen. Schon liegt die erste Arbeit des damit betrauten Herrn vor, eine sorgfältig begründete Stammtafel der Grafen von Montfort, in der nur leider

[1]) Vgl. besonders die Besprechungen von Emil Reicke in der Deutschen Litteraturzeitung 1898 Nr. 46 Sp. 1765—1771 und von Manfred Meyer in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 18 S. 3—5, auch von Keutgen in der Zeitschr. f. Kulturgesch. VI 153—169.

die biologischen Interessen nicht berücksichtigt sind.[1]) Es wäre zu wünschen, dafs auch andere Regierungen sich zu solchen Einrichtungen entschliefsen wollten. Eine grofse Erleichterung für genealogische Studien wäre es auch, wenn man alle älteren Kirchenbücher in das Archiv der Provinz oder des Staates abgeben würde, wie es z. B. in Dänemark geschehen ist. Dann hätte man eine Fülle von Material beisammen, die Bücher wären den tausenden Zufälligkeiten, die ihre Existenz bedrohen, entzogen, und die Geistlichen wären von Verpflichtungen, die mit der Seelsorge nichts zu thun haben, befreit. Die Archivare würden dann etwa alphabetische Register über alle ihnen übergebenen Kirchenbücher anlegen, die von jedem Archive den anderen in Abdrücken mitgeteilt werden könnten.

[1]) Otto Roller, Die Stammtafel der Grafen von Montfort bis zum Anfang des XV. Jahrhunderts. Beilage der Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. Neue Folge. Bd. XIV.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Goethe von Karl Heinemann. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann 1899. XIV, 774 S.

'Erst unserer Zeit war es beschieden, in die tiefsten Tiefen seines Geistes hinabzusteigen', meint der neueste Goethebiograph Julius R. Haarhaus am Schlusse seines bei Reclam erschienenen Werkchens. Wir haben es ja herrlich weit gebracht; doch die Schiller und Humboldt und all die innigen Goethekenner und Goetheverehrer bis herab zu Viktor Hehn waren doch auch nicht zu verachten: auch sie stiegen beträchtlich tief hinab. Aber selbst diese Männer müſsten, wenn sie wieder unter uns erschienen, trotz eines begreiflichen Lächelns über den 'goethephilologischen' Stolz, der sich in jenen Worten ausprägt, eines zugeben: nicht mehr auf einzelne Menschen und engere Kreise beschränkt sich heute die Teilnahme an Goethes Leben und Schaffen; in die Breite ist sie sicherlich gewachsen. Und wer in die Tiefen steigen will, wer den Dichter und Denker Goethe in und aus seiner ganzen Persönlichkeit und 'Menschheit' kennen lernen und erfassen will, dem bieten sich, wenn er's auf eigene Weise nicht kann, heute genug zuverlässige Führer an. Tiefer kann Goethe nicht erfaſst werden als es von einzelnen früher geschah; aber allgemein und allseitig anschaulicher, jedem zugänglicher steht heute die Erscheinung Goethes da als in vorigen Zeiten. Bis vor wenigen Jahren besaſsen wir noch keine der Gesamterscheinung Goethes würdige Biographie, über Bruchstücke und löbliche Versuche war man nicht hinausgekommen; seit 1894 sind drei wertvolle, selbständige Goethebiographien erschienen, die, jede in ihrer Weise, dem groſsen Gegenstande sowohl als dem Bedürfnis unserer Zeit nach entwickelungsmäſsiger, lückenloser Erkenntnis gerecht zu werden suchen. Daſs Karl Heinemanns groſses Goethewerk heute bereits in zweiter Auflage vorliegt, spricht für die Güte des Werkes und auch für die behauptete rege Teilnahme weiterer Kreise an dem Werden und Wesen dieser einzigartigen Persönlichkeit. Man kann Heinemanns 'Goethe' getrost zu dem Besten unserer biographischen Litteratur überhaupt rechnen: das äuſsere Leben seines 'Helden' hat er nicht weniger vollkommen und klar dargestellt als die innere, geistige Entwickelung, die litterarhistorischen Beziehungen so gut wie den Zusammenhang zwischen Leben und Wirken; der ganze Goethe wird uns gezeigt, der alte nicht vom jüngeren getrennt, wie manche Forscher heutzutage gerne thun. Wie unvereinbar z. B. auch der superidealistische, symbolisierende Dichter der 'Natürlichen Tochter' und der 'Pandora' mit dem jungen Stürmer und Dränger im 'Götz' und im 'Werther', wie unüberbrückbar die Kluft zwischen dem Shakespearekritiker vom Jahre 1818 und dem Shakespearepreiser vom Jahre 1771 oder zwischen dem Bewunderer der Renaissancekunstwerke und dem Lobpreiser 'Deutscher Art und Kunst' scheinen mag, Heinemann weiſs die Fäden, die vom jungen zum alten Goethe laufen, die innere Notwendigkeit dieser Entwickelungen aufzudecken. In der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit Goethischer Lebensäuſserungen die Einheit, in dem Wechsel das Stetige zu finden, gelingt diesem Forscher, weil er sich eine klare Gesamtanschauung der Goethischen Persönlichkeit erworben hat und neben den individuellen Entwickelungsbedingungen auch die zeit- und kulturgeschichtlichen berücksichtigt. Dabei weiſs Heinemann mit sicherem Takt ebensosehr die Gefahren geistloser 'Einfluſsriecherei' als übergeistreicher Konstruktion zu vermeiden; die sicheren Ergebnisse litterarhistorischer und philologischer Forschung verwendet er mit Besonnenheit und feinem Geschmack und benutzt sie, um sein Bild im einzelnen schärfer auszuführen und reicher auszumalen. Frei von der Sucht, durch unbedingt neue, verblüffende Urteile zu glänzen, läſst H. Dinge und Menschen klar und rein durch sich selber sprechen und wirken: er will weniger urteilen als darstellen. Da H. mit dieser wissenschaftlichen Sachlichkeit und Gründlichkeit psychologischen Feinblick und künstlerischen Sinn für das Wesentliche und Bedeutsame, auſserdem die Gabe warmer, Gemüt und Phantasie anregender Darstellung verbindet, befriedigt er mit seiner Arbeit die strengsten Ansprüche der Fachgenossen ebensosehr als die weitgehenden der Ge-

bildeten. Ein besonderer Vorzug des Buches ist es, dafs auch den Zeitgenossen Goethes, die hemmend oder fördernd in sein Leben eingriffen, unparteiisch Rechnung getragen wird und ihre Beziehungen zu Goethe je nach ihrer Bedeutung bald ausführlich dargestellt, bald mehr oder weniger kurz abgehandelt werden. Glanzkapitel sind, um nur einige zu erwähnen, die, in denen das Verhältnis des Dichters zu Herder, Frau von Stein, Schiller u. a. gewürdigt wird. Namentlich dafs H. (im Gegensatz zu manchen modernen Goetheenthusiasten, denen Goethe preisen mit Schiller tadeln gleichbedeutend ist) der Persönlichkeit des grofsen Willensmenschen Schiller vollauf gerecht wird, sei ihm besonders hoch angerechnet. Richard M. Meyer, der ja das Verhältnis Schillers zu Goethe auch in würdiger Weise darstellt, läfst sich durch seinen Hang zu geistreicher Eigenartigkeit zu der auffallenden Behauptung verlocken, im Grunde seien nur zwei Lebensereignisse, die Berufung nach Weimar und die italienische Reise, von wahrhafter Bedeutung für Goethe gewesen; H. weifs da besser abzustufen und abzutönen, indem er auf das Verblüffende so übertriebener Urteile verzichtet und alle Ereignisse nach ihrem Entwickelungswerte einfach untersucht und demgemäfs darstellt. — Erwähnt sei noch, dafs die neue Auflage den Umfang des Buches etwas verringert hat, ohne dafs dem Inhalt Wesentliches genommen ist; zahlreiche Bilder und Faksimiles sind neu hinzugekommen. Karl Berger (Bensheim).

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiss. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut o. J.

So wenig die auf die Entwickelung eines Dichters gerichtete Forschung einer das textliche Material in erreichbarer Vollständigkeit darbietenden Ausgabe seiner Werke entraten kann, so zweifelhaft ist der Wert kritischer Gesamtausgaben für den weiteren Kreis der nur ästhetischen Genufs suchenden Litteraturfreunde. Ja, man darf behaupten, dafs bei denjenigen Lesern, die in der Welt eines Dichters erst heimisch werden wollen, eine solche 'wahllose Vollständigkeit' des Textes eher das Verständnis erschweren, das Urteil verwirren kann. Mehr als bei irgend einem anderen Dichter gilt dies bei Friedrich Hebbel. Auch der aufrichtigste Verehrer der Hebbelschen Muse wird zugestehen müssen, dafs der Genius des Dichters nicht in allen seinen Gebilden in gleich siegreicher Kraft sich bewährt hat, dafs gar manches, was seinen Namen trägt, dem Besten von ihm in allzu grofsem Abstande nachfolgt. Wer den Lebensgang des Dichters kennt, wird dies begreifen. Denn der echte Dichter giebt nur, was er selbst ist, und wie schwer ist es dem Dithmarsischen Maurersohne geworden, aus der Stickluft, in die er in der folgenschwersten Zeit der Entwickelung, in seiner Jugend, gebannt war, zu reineren Höhen sich emporzuringen! Die Hebbel mifsgünstige Kritik aber hing sich mit Vorliebe gerade an seine halb und ganz mifsglückten Erzeugnisse und verlor durch unermüdliches Hervorkehren der Schwächen des Dichters den Blick für das Grofse dieser urwüchsigen Erscheinung und den Mafsstab für die Wertung seiner wahrhaft bedeutenden Schöpfungen. Wer aber Hebbel nach Gebühr würdigen will, der sollte sich, wie dies ja auch anderen Dichtern zu gönnen wäre, zuerst mit seinen ausgereiften Werken vertraut machen; diese aber sind leider selbst den Gebildeten unseres Volkes noch viel zu wenig bekannt. Der Berichterstatter ist daher auch immer der Überzeugung gewesen, dafs mehr als wohlfeile Lobeserhebungen des Dichters eine sorgfältige Auswahl seiner Werke, die einmal mit strenger Ausscheidung alles Mindergelungenen nur das wirklich Bedeutende zusammenfafste, geeignet wäre, dem Vielverkannten in den weitesten Kreisen überzeugte Verehrer zu wecken. Bei dem nicht immer leicht fafsbaren Wesen dieses durchaus eigenartigen Poeten dürfte aber der Herausgeber einer solchen Sammlung es auch an Richtlinien und Fingerzeigen zum Verständnis des Dichters im Ganzen und Einzelnen nicht fehlen lassen.

Die vorliegende Ausgabe der Werke Hebbels bietet zum erstenmale die Verwirklichung eines solchen Planes, und wie der Berichterstatter hinzusetzen kann, eine wohlgelungene. Die Auswahl ist streng, denn sie enthält kaum die Hälfte dessen, was Hebbel an Werken im engeren Sinne hinterlassen hat, und stellt dem Geschmacke des Herausgebers das beste Zeugnis aus. Was zunächst die dramatischen Werke anlangt, so mufsten natürlich bei einer Auswahl-Ausgabe die Bruchstücke, und selbst die bedeutendsten, wie der Moloch und der Demetrius, ausgeschlossen bleiben. Von den zwölf vollendet hinterlassenen Dramen hat Zeifs sechs ausgewählt: Judith, Maria Magdalene, Michel Angelo, Agnes Bernauer, Gyges und die Nibelungen. Mit Rücksicht auf die Grenzen, die dem Herausgeber gezogen waren, wird man gegen diese Auswahl kaum eine Einwendung erheben können. Wenigstens

möchte ich von den hier ausgehobenen Stücken keins zu Gunsten eines anderen, auch nicht den sonst wohl weniger allgemein bekannten, aber für Hebbel so charakteristischen, prächtigen Zweiakter Michel Angelo missen. Sonst freilich hätte auch die Genoveva und die Mariamne nicht fehlen dürfen. Ohne Schaden für den Dichter sind dagegen das Trauerspiel in Sizilien und die Julia, sowie die beiden Märchenlustspiele Der Diamant und Der Rubin weggeblieben. Bei den Gedichten war natürlich die Auswahl schwieriger. Hier befolgt Z. den durchaus zu billigenden Grundsatz, die Auswahl nur auf diejenigen Gedichte zu beschränken, die Hebbel selbst der Aufnahme in die von ihm veranstaltete Gesamtausgabe (Cotta, Stuttgart und Augsburg 1857) würdigte, und auf die von da bis zu seinem Tode (1857—1863) noch entstandenen. Von diesen hat er die gröfsere Hälfte seiner Ausgabe einverleibt. Was die Auswahl im einzelnen betrifft, so kann natürlich vielfach nur ein rein subjektives Ermessen entscheiden, und daher liefse sich auch wohl da und dort über ein Zuviel oder Zuwenig mit dem Herausgeber leicht rechten, aber dabei würde die überwiegende Mehrzahl der aufgenommenen Stücke nicht berührt werden. Die Gedichte sind in drei Hauptgruppen geordnet: Lieder, Balladen, Vermischte Gedichte — Sonette — Epigramme und Verwandtes. Mit dieser Einteilung schliefst sich der Herausgeber der Originalausgabe von 1857 an, nur dafs die dort gesonderten drei ersten Abteilungen hier in eine zusammengezogen sind. Innerhalb der beiden ersten Gruppen (bei den Epigrammen war es nicht durchführbar) sind die einzelnen Gedichte nach der Zeitfolge der Entstehung geordnet. Damit steht freilich die Beibehaltung der vom Dichter zusammengestellten Gedichtcyklen (Das Mädchen im Kampf mit sich selbst, Ein frühes Liebesleben, Dem Schmerz sein Recht), in die Gedichte sehr verschiedener Entstehungszeit aufgenommen sind, in Widerspruch und ist geeignet, da der Herausgeber es unterlassen hat, bei den einzelnen Gedichten die genaue Entstehungszeit hinzuzusetzen, bei dem Leser chronologische Irrtümer zu veranlassen. An die Gedichte schliefst sich das köstliche, von der Dresdner Tiedge-Stiftung preisgekrönte idyllische Epos 'Mutter und Kind' an. Von den Erzählungen giebt Z. den Schnock und vier andere geringeren Umfangs. Ob diese Proben in der Erzählungskunst, die einem kleineren Talente zur Ehre gereichen würden, mit Recht einen Platz in der vorliegenden Ausgabe gefunden haben, darf bezweifelt werden. Der Herausgeber hat sie denn auch 'nur der Vollständigkeit halber', d. h. um die litterarische Thätigkeit H.s möglichst allseitig zur Anschauung zu bringen, mit aufgenommen. Dagegen vermisse ich ungern, und nicht nur aus letzterem Grunde, die kleine, bis zum Knabenalter reichende eigene Lebensbeschreibung 'Meine Kindheit', ein Meisterstück autobiographischer Kleinmalerei, das sich auch neben Goethes unsterblichem Werke sehen lassen darf.[1]) Von den zahlreichen anderen Prosaschriften des Dichters bringt die Ausgabe unter der Überschrift 'Ästhetisches' fünf der bedeutenderen kritischen Aufsätze, darunter den gehaltvollen 'Mein Wort über das Drama' mit der Erwiderung gegen Prof. Heiberg in Kopenhagen. Die Tagebücher H.s, deren ungewöhnlicher Wert einen hervorragenden Litterarhistoriker neuerdings zu der sich überschlagenden Bemerkung, es sei denkbar, dafs sie die Mehrzahl seiner Dichtungen einmal überleben würden, verleiten konnte, sowie seine zum grofsen Teile nicht minder wertvollen Briefe mufsten bei der Anlage der Meyerschen Klassiker-Ausgaben unberücksichtigt bleiben.

Was den Text betrifft, so kam es bei der vorliegenden Ausgabe in der Hauptsache darauf an, die zahlreichen Druckfehler, die sich namentlich in die zweite Ausgabe der 'Sämtlichen Werke' eingeschlichen hatten und teilweise nun schon in andere Ausgaben übergegangen sind, durch Zurückgehen auf die zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Einzeldrucke — eine Gesamtausgabe letzter Hand fehlt leider — zu berichtigen. Dieser mühsamen Aufgabe hat Z., soviel ich auf Grund einer gröfseren Reihe von Stichproben ersehen konnte, gewissenhaft genügt. (Bd. I S. 79 V. 94 ist Der statt Den stehen geblieben.) Für die Gedichte im besonderen lag die von H. selbst veranstaltete Cottasche Gesamtausgabe von 1857 vor, die auch für den Text der vorliegenden Ausgabe die gegebene Grundlage war. Bei den nach diesem Jahre entstandenen Gedichten, die Kuh aus dem Nachlafs in den 'Sämmtlichen Werken' zuerst zusammenstellte, ist dem Herausgeber die Vergleichung mit den jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar verwahrten

[[1]) Dieses autobiographische Fragment sowie die oben erwähnten Stücke 'Genoveva' und 'Herodes und Mariamne' werden, wie wir erfahren, in dem noch vor Weihnachten erscheinenden vierten Bande enthalten sein, zu dem sich das Bibliographische Institut nachträglich entschlossen hat. Anm. der Redakt.]

Handschriften verstattet gewesen, die freilich nur eine einzelne geringfügige Verbesserung in dem Gedicht 'Der Bramine' ergeben hat.

Der Hauptwert der Zeifsschen Ausgabe scheint mir in der dem ersten Bande vorangestellten Lebensgeschichte und den Einleitungen zu den einzelnen Werken zu liegen. Dort hat der Herausgeber auf Grund des reichen lebensgeschichtlichen Materials und unter sorgfältiger Verwertung der vielverstreuten und versteckten Hebbel-Litteratur mit Geschick und biographischem Takt ein wohlgetroffenes und abgerundetes Bild von dem Leben und dem inneren Entwickelungsgange des Dichters gezeichnet, das dem äufseren Umfange nach zwischen der breit angelegten zweibändigen Biographie Kuhs und dem für die 'Allgem. Deutsche Biographie' geschriebenen Lebensabrifs von F. Bamberg ungefähr die Mitte hält. Ergänzt wird dasselbe durch die Einleitungen zu den einzelnen Werken, die knapp, aber keineswegs dürftig, über Entstehung, Quellen, persönliche und litterarische Einwirkungen, Grundgedanken, ästhetischen Wert und Aufnahme beim Publikum unterrichten. Diese erweisen sich mit der Biographie zusammen für den aufmerksamen Leser als ein vortrefflicher Kommentar zu den Werken. Die Anmerkungen beschränken sich in der Hauptsache auf sachliche Erläuterungen. Bei den zum grofsen Teile nicht leicht verständlichen Sonetten und bei einer Reihe von Epigrammen scheint mir der Herausgeber dem Bedürfnisse eines gröfseren Leserkreises in dieser Hinsicht nicht genügend Rechnung getragen zu haben. Zu der Anmerkung Bd. I 36 hat Berichterstatter durch Äufserungen dem Herausgeber gegenüber Anlafs gegeben, desgleichen zu der Anführung der dort angegebenen Schrift, die, weil nicht erschienen, zu streichen ist. Der Grundgedanke des Gedichts 'Zwei Wanderer', dem nur in der Versinnbildlichung eine positive Form gegeben ist, scheint mir ein negativ-pessimistischer zu sein: So wenig ein Stummer und ein Tauber sich gegenseitig verständlich machen können, so wenig wird je ein Mensch den anderen in seinem Innersten verstehen (vgl. Tb. I 37 f.; Br. I 39 oben; Kulke, Erinnerungen S. 23). Eine andere Deutung liefse sich aus einer Stelle in dem Briefe an Janinski vom 26. Mai 1837 (Tb. I 65 f.) entnehmen.

Das Bd. I 177 Anm. 2 als 'bisher nicht veröffentlicht' bezeichnete Gedicht 'Epilog zum Timon von Athen' hat F. Bamberg bereits Briefw. II 607 f. abgedruckt, mit Übergehung einiger Verse, die R. M. Werner, Zukunft VII Nr. 8 (19. Nov. 1898) S. 329 nachträgt. (Dafs Bamberg das Datum, 23. März 1863, verlesen habe, ist ein Irrtum Werners.) Die Anmerkung Bd. III 41 ist mir nicht verständlich. Die Redensart: 'Ich mufs den Kuckuck machen' bedeutet nichts anderes als: ich mufs mich selbst verraten, wie der Kuckuck durch seinen Ruf, ich mufs von mir selbst erzählen (vgl. DWB V 2525). Nach der nordischen Überlieferung galt Hagen nicht, wie Anm. 1 auf S. 88 von Bd. III besagt, als Bruder, sondern als Oheim der Burgundenkönige. S. 7 der biographischen Einleitung vermisse ich die Angabe von H.s zweitem Vornamen Christian; S. 92 ist als Standort der Hebbelbüste von Victor Tilgner fälschlich das Foyer des Hofburg-Theaters genannt, während sie thatsächlich an der Aufsenseite über einem der Fenstergiebel des Mittelbaues neben denen acht anderer dramatischer Meister aufgestellt ist. In der allgemeinen Charakteristik H.s S. 92 f. der Einleitung verdiente noch hervorgehoben zu werden seine bewunderungswürdige Kunst zwingender Motivierung, durch die er seine mit Vorliebe behandelten grofsen Ausnahme-Charaktere uns menschlich so nahe zu bringen versteht, dafs wir mit ihrem Thun und Handeln, auch wo es unserem Gefühl widerstrebt, uns aussöhnen wie mit einer Naturerscheinung — Bei den Gedichten tritt die strophische Gliederung im Druck nicht immer gleichmäfsig hervor, so bei Bubensonntag S. 27, Erquickung S. 30 und An König Wilhelm I. von Preufsen S. 113. Im alphabetischen Verzeichnisse der Gedichte vermisse ich Nr. 2 des unter der Überschrift 'Das Mädchen im Kampf mit sich selbst' vereinigten Gedichtpaares und Nr. 2—11 von dem Cyklus 'Dem Schmerz sein Recht'.

Dem ersten Bande der Ausgabe, die auch in ihrer musterhaften äufseren Ausstattung ihren Vorgängerinnen in Meyers Klassiker-Bibliothek sich würdig anreiht, ist ein Stich nach Hebbels Bildnis von Karl Rahl und ein Faksimile des Gedichtes 'Gebet' nach der Weimarer Handschrift beigegeben.

Alfred Neumann (Zittau).

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER

GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ZWEITER JAHRGANG 1899

III. UND IV. BANDES 10. HEFT

MIT 1 TAFEL UND 5 ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 7. Dezember 1899

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

1899

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 10. HEFTES

I. ABTEILUNG (3. BAND)

II. ABTEILUNG (4. BAND)

DIE NEUEREN FORSCHUNGEN IN KLEINASIEN

Von Ernst Kalinka

Italien und Griechenland, die zentralen Schauplätze des griechisch-römischen Altertums, deren Vororte Rom und Athen das Idealbild einer klassischen Stätte verkörpern, sind seit Jahrhunderten das Ziel der Reise und der Sehnsucht aller historisch Gebildeten und wurden, als in diesem Jahrhundert die Altertumsforschung streng wissenschaftlichen Charakter gewann und mit eigenen Augen sehen lehrte, ihr nächstes Studienobjekt. Dafs Griechenland dabei lange in zweiter Linie stand, hatte seinen natürlichen Grund in den politischen und Verkehrsverhältnissen. Und Kleinasien? Nicht lange vor einem Menschenalter erst hat man sich darauf besonnen, dafs der antiquarischen Forschung nicht minder wichtige Aufgaben in Kleinasien harren. Diese gewaltige Halbinsel, ein Kontinent für sich, hatte ihre weltgeschichtliche Rolle bereits gespielt, ehe Griechenland und Italien aus kantonaler Bedeutungslosigkeit zu ihrer führenden Stellung emporwuchsen. Die Stürme, welche Jahrhunderte lang Syrien und Vorderasien durchbrausten, trieben hochgehende Wogen auch nach Kleinasien. Dieser scharfe Luftzug im Verein mit anderen Faktoren erregte und belebte wunderbar die Geister eines jugendfrischen Volkes, dessen triebkräftigste Elemente Hauptpunkte der Küste besiedelt hatten. Mit dem Temperament der Jugend und der Reife der Erfahrung nahmen sie einen politischen und kommerziellen Aufschwung, entfalteten sie die philosophische, poetische und bildnerische Kraft zu einer Blüte, wie die Menschheit es so nicht ein zweites Mal erlebt hat. Aber gar bald trat gründlicher Wandel ein als traurige Folge politischer und kriegerischer Wirren. Das griechische Mutterland rifs nun alle Bedeutung an sich. Zwar brachte für einzelne Gebiete schon die hellenistische Zeit eine Besserung; aber erst die römische Kaiserzeit mit ihrem wohl organisierten, zielbewufsten Regiment schuf gleichmäfsig für ganz Kleinasien eine Periode üppig aufschiefsender Nachblüte. Strafsen und öffentliche Bauten wurden hergestellt oder erneuert, Handel und Gewerbe gediehen, die Wohlthat einer starken Zentralgewalt vermittelte den weitesten Kreisen eine gewisse Behaglichkeit des Daseins und verklärte das kommunale Leben. Aber es war doch nur die Heiterkeit eines sorgenlosen, aber schwerfälligen Alters, weit entfernt von dem leichten, siegessicheren Wagemut leidenschaftlicher Jugend. Und auch diese Herrlichkeit verging zugleich mit der Vorherrschaft Roms. Es folgte die aussichtslose Öde des byzantinischen Jahrtausends, in dem selbst viele der reichsten Küstenstädte verfielen. In mehrere Gegenden

brachten wohl für einige Zeit die Seldschuken neues Leben, und der Norden widerhallte von dem Waffenlärm der Osmanen; doch waren dies nur äufserliche und vorübergehende Störungen der Grabesruhe, die seit dem Ausgange des Altertums über dem ganzen Lande liegt.

Dieser Gang der Ereignisse gestattet von vorneherein den doppelten Schlufs, dafs das Altertum, das für die Geschichte Kleinasiens fast allein in Betracht kommt, dort zahlreiche Denkmäler aus allen seinen Perioden von den Zeiten vor der griechischen Einwanderung an bis zum völligen Untergang des Heidentums herab hinterlassen habe, und dafs bei dem allseitigen Rückgang der späteren Bevölkerung ein gut Teil dieser Denkmäler unangetastet geblieben sei. In der That kann Kleinasien an Reichtum der über dem Boden erhaltenen Denkmäler des Altertums mit Italien und Griechenland wetteifern, und noch jetzt prangen dort viele antike Städte in altem Schmuck und überragen hoheitsvoll die ärmlichen Hütten der heutigen Anwohner. Reisende, welche Zufall oder Beruf an antike Plätze Kleinasiens verschlagen hatte, wufsten nicht genug zu erzählen von den Wundern der Vergangenheit, die sie staunenden Auges geschaut hatten; aber fast nur die zugänglichsten Küstenorte traten durch ihre Berichte in den Gesichtskreis des Westens. Binnenreisen sind auch heute noch mit so bedeutenden Kosten und Schwierigkeiten verbunden, dafs nur selten ein einzelner Privatmann ganz auf eigene Faust sich dazu entschliefst. Es bedarf eines vom Sultan selbst genehmigten Erlaubnisscheines, um freies Geleite zu erzielen und Aufnahmen machen zu dürfen; es bedarf, wenn es in weniger bewohnte und dazu vielleicht wasserlose oder wieder in sumpfige Striche geht, einer umfangreichen und kostspieligen Ausrüstung mit Gebrauchsartikeln aller Art, mit Lebensmitteln und Medikamenten, mit Dienern, Reit- und Tragtieren; es bedarf endlich einer halbwegs geläufigen Kenntnis der Landessprachen, weil die Vermittelung eines Dolmetsch die Reisekosten beträchtlich erhöht, die Selbständigkeit und den Ertrag der Reise naturgemäfs verringert. Aber nirgends lohnen sich auch derartige Expeditionen durch eine solche Masse von Funden und Entdeckungen wie hier.

Unter diesen Umständen mufste es als eine Aufgabe der Kulturstaaten erscheinen, wissenschaftliche Forschungsreisen nach Kleinasien zu veranstalten oder doch schützend zu fördern; und so sind denn auch schon vor der Mitte dieses Jahrhunderts englische, französische und deutsche Forscher mit diplomatischer Unterstützung, teilweise auch mit staatlichen Mitteln in den unbekannten Erdteil ausgezogen und haben der Wissenschaft reiche Früchte heimgebracht. Aber erst in unserer Zeit wurde die Erforschung Kleinasiens ein Gegenstand regelmäfsiger Pflege seitens der Regierungen und seitens wissenschaftlicher Anstalten; und um diesen extensiven Forschungen die erforderliche Vertiefung zu geben, schlossen sie Ausgrabungen an historisch wichtigen Stätten an.

Unter den Ausgrabungen nehmen die erste Stelle die von Troja und die von Pergamon ein. Welch grundlegende Bedeutung jene für unsere Kenntnis der prähistorischen Epoche der Küsten des Ägäischen Meeres, diese für unsere

Auffassung der hellenistischen Kunst haben, ist zu bekannt, als daſs ich darauf eingehen möchte. Was Deutschland in Pergamon ruhmvoll begonnen hat, setzte es in Magnesia am Maiandros und in Priene fort; und mit allen diesen Stadtnamen ist der Name des verdienten Ausgrabungsleiters Karl Humann unvergänglich verknüpft. In Magnesia wurden insbesondere der Tempel der Artemis Leukophryene mit dem davor liegenden reliefgeschmückten Brandopferaltar, das Theater und ein Teil des Marktplatzes bloſsgelegt. Natürlich kam dabei ebenso wie in Pergamon, dessen Inschriften M. Fränkel unter Mitwirkung von E. Fabricius und K. Schuchhardt in zwei Bänden (I 1890, II 1895) bearbeitet hat, eine groſse Anzahl epigraphischer Denkmäler zum Vorschein, darunter ein Teil der mythischen Gründungsgeschichte von Magnesia, von O. Kern 1894 veröffentlicht. Die Ergebnisse der Arbeiten am Theater sind in den Athenischen Mitteilungen XIX (1894) 1—101 (F. Freiherr Hiller von Gärtringen, O. Kern, W. Dörpfeld) niedergelegt.

In Priene förderten die Ausgrabungen eine höchst merkwürdige Stadtanlage zu Tage. Der Bergabhang, auf dem Priene erbaut wurde, bildet drei Terrassen, und diese wurden von den Baumeistern so verwertet, daſs auf der obersten die Burg, auf der mittleren der Tempel der Athene Polias, auf der untersten die Agora sich erhob. Da es sich bei dieser in Alexanders Zeit erfolgten Stadtgründung nicht um erstmalige Ansiedelung der Prienenser, sondern um Verlegung ihrer alten Heimstätte handelte, so konnte der Grundriſs den Erfordernissen genau angepaſst und vollkommen regelmäſsig gestaltet werden. Er zerfällt in lauter gleiche Vierecke, die entweder von Häusern oder von Hallen oder von freien Plätzen eingenommen werden. Auch der Straſsenlauf ist demzufolge, soweit es das Terrain gestattet, ein ganz gerader und rechtwinkeliger. Der Markt ist von Säulenhallen umgeben, hinter denen sich Verkaufsbuden befinden, eine Anlage, die ganz ebenso in Magnesia a. M. und Ephesos wiederkehrt, daher als typisch aufgefaſst werden muſs. Die Privathäuser, die im wesentlichen die Form eines meist nach Süden geöffneten templum in antis mit groſsem Vorhof haben, um den sich nach Bedarf andere Räumlichkeiten gruppieren, geben uns nun eine klare Anschauung des hellenistischen Hauses, die wir wohl ohne weiteres auf die klassische Zeit übertragen dürfen, zumal da das Grundschema des Hauses schon in Tiryns dasselbe ist. Zahlreiche Einzelfunde von Hausgeräten vervollständigen dieses Bild in erwünschter Weise. Die Ausgrabung in Priene, deren ausführliche Publikation unmittelbar bevorsteht, ist kaum vollendet, und schon hat das Deutsche Reich eine noch gröſsere, noch dankbarere Aufgabe in Angriff genommen; die Ausgrabung Milets, wo wir auch das erwarten dürfen, was die bisherigen Ausgrabungen auf kleinasiatischem Boden nur spärlich beschert haben, namhafte Reste archaischer Denkmäler.

Nördlich von Magnesia a. M. und Priene setzte Österreich mit einer Ausgrabung groſsen Stiles ein. Ephesos, weltberühmt durch den Tempel der Artemis, hatte schon vorher die Engländer zu Versuchsgrabungen verlockt. Der Tempel wurde von Wood gefunden und mit ihm ganz eigenartige Skulpturen



Abb. 1. Plan des Gebietes von Ephesos, wiederholt aus den Jahresheften des österr. arch. Institutes II. Beiblatt Fig. 2

(Reliefs am Säulenfufs), doch wurde die Grabung nicht systematisch zu Ende geführt. Österreich mufste von vorneherein auf eine sorgfältigere Aufdeckung des Tempelbezirkes verzichten, weil er in das Eigentum des Britischen Museums übergegangen war; es wählte sich den Mittelpunkt der hellenistisch-römischen Stadt nebst dem Theater zum Objekt der Grabung, deren bisherige Erfolge vorläufig im Anzeiger der Wiener Akademie 1897 V und VI, 1898 VIII und XXVII (= Jahreshefte des österr. archäol. Inst. I Beibl. 53 ff., II Beibl. 37 ff.) mitgeteilt sind. Damit geht eine Vermessung des gesamten Stadtgebietes samt den Häfen, Mauern und Wasserleitungen sowie eine Sammlung der vorhandenen, gröfstenteils noch unbekannten Inschriften Hand in Hand. Die älteste Niederlassung befand sich auf dem das heutige Dorf Ajasoluk (= *ἅγιος θεολόγος*) tragenden Hügel, an dessen einst vom Meer bespültem Fufs der Tempel lag. Die in der angeschwemmten, heute versumpften Ebene liegende Stadt ist eine Gründung des Königs Lysimachos, der dadurch die unmittelbare Berührung mit dem immer mehr zurücktretenden Meere wieder herstellen wollte, wie auch Priene, Magnesia a. M. und Smyrna damals verlegt wurden. Heute liegt auch diese Stelle infolge der starken Ablagerungen des Kaystros 5 km vom Meeresufer entfernt. Innerhalb der Stadtmauern noch erhebt sich am Südabhange des Panajirdagh ein zierlicher hellenistischer Rundbau, wegen seiner Lage sicher kein Grab, wegen des Mangels jeglichen Zugangs kein Tempel, sondern vielleicht ein Siegeszeichen, der Unterbau für ein Tropaion. Niemann hat ihn vermessen und für die Benndorf-Festschrift einen durch die aufgefundenen Bauglieder in allen Hauptpunkten gesicherten Rekonstruktionsversuch gezeichnet. Auch von der aus antiken Baugliedern errichteten 'Selim'-Moschee liegen nun genaue architektonische Aufnahmen und ein Gipsabgufs der arabischen Thorinschrift vor, die auf den 13. Jänner 1375 datiert ist und Sultan Isa I. von Aidin als Stifter bezeichnet. Unter den neugefundenen Inschriften ist die topographische Urkunde, die in einem Thurme der Lysimachischen Stadtmauer (*πύργος τοῦ Ἀστυάγου πάγου*), dem sogenannten Gefängnis des Paulus, eingemauert ist, von besonderem Interesse in mehr als einer Hinsicht. Sie ist von Benndorf in der Kiepert-Festschrift eingehend gewürdigt und von U. v. Wilamowitz im heurigen Jahrgang des Hermes (209 ff.) einer ergänzenden Besprechung unterzogen worden.

Aufserdem sind zu nennen die Grabungen der Amerikaner am Tempel von Assos, dessen dorisches Epistyl den singulären Schmuck der bekannten archaischen Reliefs trug[1]), die Bemühungen der Türken um das Hekateion von Lagina, von dessen Friesplatten ganze Kistenladungen in das Museum zu Konstantinopel kamen[2]), die Aufdeckung einer an Terracotten aufserordentlich reichen Nekropole in Myrina[3]), die von O. Rayet und A. Thomas begonnenen, von Haussoullier 1894 wieder aufgenommenen Arbeiten an dem durch ein

[1]) J. Th. Clarke, Report on the investigations at Assos 1882.

[2]) J. Chamonard, Les sculptures de la frise du temple d'Hécate à Lagina, Bullet. de corresp. hellén. 1895 S. 235 ff.

[3]) E. Pottier et S. Reinach, La nécropole de Myrine; fouilles exécutées au nom de l'École française d'Athènes 1886.

Orakel berühmten Branchidenheiligtum des Apollon von Didyma (südlich von Milet), zu dem von der Küste her die mit plumpen Sitzfiguren des VI. Jahrh. flankierte heilige Strafse emporführte[1]), die Blofslegung des durch seine urwüchsigen ionischen Kapitälformen ausgezeichneten Apollon-Tempels von Neandria [?][2]), die statarische Untersuchung der hellenistischen Terrassenstadt von Nemrudkale[3]) und des phrygischen Hierapolis[4]). Noch viele kleinere Monographien über einzelne Städte, zum Teil mehr historischen Inhalts, könnten hier angeschlossen werden.

Eine ganz gelegentliche, aber bedeutsame Ausgrabung unternahm die deutsche Verwaltung der Anatolischen Eisenbahn, indem sie an der Bahnstrecke bei Bosöjük (NW. von Dorylaion) einen Grabhügel behufs Erdgewinnung abtragen liefs[5]). Die dem Toten beigegebenen Thongefäfse sicher lokaler Arbeit und die anderen Beigaben verraten eine so grofse Formenverwandtschaft mit den vormykenischen Objekten Trojas, dafs man gleiche Kultur und wohl auch gleiche Nationalität der Trojaner des zweiten Jahrtausends und der Erbauer jenes phrygischen Grabhügels erschliefsen darf. Da nun versprengte Fundstücke gleicher Art auch sonst in Phrygien auftauchten, da ferner die in Phrygien und den westlich vorliegenden Landschaften verbreitete Sitte der Tumulusbestattung ihre Urheimat in Thrakien zu haben scheint, wo sie bis in die römische Kaiserzeit hinein bestand und in den Ebenen eine überraschende Menge solcher Hügel erstehen liefs, so erhält dadurch die Vermutung der nationalen Zusammengehörigkeit der Bewohner des nordwestlichen Kleinasiens miteinander und mit den Thrakern eine neue kräftige Stütze.

Der wissenschaftliche Wert der Ausgrabungen kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Sie lehren uns die ganze Anlage hellenistischer Städte kennen, welche direkte Rückschlüsse auf die klassische Zeit zuläfst; sie bereichern und beleben unsere Vorstellung vom öffentlichen und privaten Leben jener Zeit mit einer Fülle von Details, welche uns die litterarische und epigraphische Überlieferung versagt; sie verschaffen uns durch die Ermöglichung genauer architektonischer Aufnahmen und durch Aufdeckung von Kunstwerken, gewerblichen Erzeugnissen und schriftlichen Urkunden ein Material, das nicht nur in sich seinen wie immer hohen historischen Wert hat, sondern auch eine erhöhte Bedeutung durch die strenge Nachweisbarkeit seines lokalen Zusammenhanges hinzugewinnt.

Arbeiten Ausgrabungen in die Tiefe, so arbeiten Forschungsreisen in die

---

[1]) O. Rayet et A. Thomas, Milet et le golfe Latmique; fouilles et explorations archéologiques 1877.

[2]) R. Koldewey, Neandria 1891.

[3]) Jahrb. des deutschen archäol. Inst. Zweites Ergänzungsheft 1889: Altertümer von Aegae unter Mitwirkung von C. Schuchhardt herausgegeben von R. Bohn.

[4]) Jahrb. d. Inst. Viertes Ergänzungsheft 1898: Altertümer von Hierapolis herausgegeben von C. Humann (Topographie und Bauten), C. Cichorius (Geschichte und städtische Verhältnisse), W. Judeich (Inschriften), F. Winter (Skulpturen); Carl Humann zum Gedächtnis.

[5]) A. Körte, Athen. Mitt. XXIV (1899) 1 ff.: Ein altphrygischer Tumulus bei Bosöjük-Lamunia.

Breite.[1]) Sie haben die Aufgabe, uns über das ganze Land, seine Bodengestalt und die über dem Boden aufragenden Reste des Altertums, Ortschaften, Befestigungsbauten, Gebäudereste, Skulpturen, Inschriften, aber auch über die spärlicheren des Mittelalters zu unterrichten. Überhaupt wird der gewissenhafte Reisende zumal in Gegenden, die vielleicht noch nie vom Fufs eines Europäers betreten worden sind und nicht sobald wieder einen ähnlichen Besuch empfangen werden, es als seine Pflicht ansehen müssen, alles, was irgendwie von Belang sein könnte, ins Auge zu fassen. Gerade Kleinasien mit seinem merkwürdigen und abwechslungsreichen geologischen Bau, seinen landschaftlichen Reizen und primitiven Lebensverhältnissen, mit den atavistischen Sitten und Gewohnheiten eines Teiles seiner Bewohner, die mitunter wie lebendig gewordene Bilder der biblischen Geschichte anmuten, giebt dazu tausenderlei Anlafs, wie nicht leicht ein ehemaliges Kulturland. Direkt für die Altertumskunde kommen in Betracht die über alle Ebenen verstreuten, landschaftlich verschiedenen Tumuli, die noch viele Geheimnisse der Vergangen-

---

[1]) Aus der kaum mehr übersehbaren Reiselitteratur über Kleinasien greife ich zu ungefährer Orientierung hier nur einige der neueren und neuesten Werke heraus:

P. Trémaux, Exploration archéologique en Asie Mineure 1868.

H. J. van Lennep, Travels in little-known parts of Asia Minor 1870.

G. Perrot-E. Guillaume-J. Delbet, Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithynie, d'une partie de la Mysie, de la Phrygie, de la Cappadoce et du Pont 1872.

E. J. Davis, Anatolica or the journal of a visit to some of the ancient ruined cities of Caria, Phrygia, Lycia and Pisidia 1874.

E. J. Davis, Life in Asiatic Turkey, a journal of travel in Cilicia, Isauria and parts of Lycaonia and Cappadocia 1879.

J. N. Barrows, On horseback in Cappadocia 1884.

Reisen im südwestlichen Kleinasien. I Benndorf-Niemann (Lykien und Karien) 1884. II Petersen-von Luschan (Lykien, Milyas und Kibyratis) 1889.

K. Graf Lanckoroński, Städte Pamphyliens und Pisidiens (unter Mitwirkung von Niemann und Petersen). I 1890 II 1892.

E. Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat 1890.

C. Humann-O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien 1890.

W. M. Ramsay, The historical geography of Asia Minor 1890.

G. Radet, La Lydie et le monde grec au temps des Mermnades 1893. En Phrygie 1895.

W. M. Ramsay, The cities and bishoprics of Phrygia I 1 und 2 1895—97.

A. Körte, Kleinasiatische Studien I—IV (Athen. Mitt. 1895 ff.).

R. Heberdey-A. Wilhelm, Reisen in Kilikien (Denkschriften der Wiener Akademie XLIV 1896 VI).

R. Heberdey-E. Kalinka, Zwei Reisen im südwestlichen Kleinasien (Denkschriften der Wiener Akademie XLV 1896 I).

F. Sarre, Reise in Phrygien, Lykaonien und Pisidien (Archäolog.-epigraph. Mitt. aus Österreich-Ungarn XIX 1896 S. 26—57). Reise in Kleinasien, Forschungen zur seldjukischen Kunst und Geographie des Landes 1896.

J. G. C. Anderson, A summer in Phrygia (Journal of Hellenic studies XVII 1897 396—424, XVIII 1898 81—128).

E. Chantre, Mission en Cappadoce 1898.

K. Buresch, Aus Lydien, epigraphisch-geographische Reisefrüchte 1898.

Warkworth, Notes from a diary in Asiatic Turkey 1898.

Oberhummer-Zimmerer, Durch Syrien und Kleinasien 1899.

heit in sich bergen mögen und zum Teil als Grabhügel, zum Teil als Militärstationen zu betrachten sind, während in Syrien unter solchen Hügeln gröfseren Umfangs ganze Städte begraben liegen, sodann die Höhlenwohnungen Kappadokiens, die seit den Tagen des Altertums wiederholt auch als Zufluchtsstätten gedient haben und noch jetzt in frischen Fresken erstrahlende Grottenkirchen einschliefsen, endlich kunstvolle Bearbeitungen des gewachsenen Felsens, wie die hethitischen und griechisch-römischen Felsreliefs, erstere besonders zahlreich in Bogasköj und Öjük an der Grenze Galatiens gegen Kappadokien[1]), dann Felswohnungen und Felsthrone[2]) und verwandte Anlagen[3]).

Als Hauptziele der archäologischen Forschungsreisen in Kleinasien, deren Erreichung allein noch viele Jahrzehnte beanspruchen wird, müssen die geographisch-topographische Durchforschung aller Provinzen und die Aufnahme sämtlicher antiken Monumente, soweit sie nicht unter der Erde stecken, gelten. Die geographische Aufnahme hat das Kartenbild des Landes fast durchweg aus dem Rohen herauszuarbeiten. Die Spezialkarte der westlichen Hälfte Kleinasiens in 15 Blättern, die H. Kiepert im Mafsstabe 1:250000 angefertigt hat, ist voll von weifsen Flecken; aber selbst die ausgeführten Partien täuschen den Kundigen nicht darüber hinweg, dafs sie von groben Fehlern entstellt sind, die natürlich nicht dem verewigten Meister antiker Chartographie, sondern mangelhaften Vorlagen zur Last fallen. Steht es so mit dem Westen, so ist die Osthälfte Kleinasiens für die Geographie noch eine terra incognita. Es gilt daher zunächst nicht, sorgfältige Detailstudien mit raffinierten Präzisionsinstrumenten anzustellen, sondern es empfiehlt sich vorläufig eine zeichnerische Fixierung des durchrittenen Weges und seiner Umgebung mit Hilfe von Bussole und Höhenbarometer.

Unmittelbar damit verbunden ist die graphische Festlegung antiker, zumal römischer Strafsen, die sich, durch einzelne in situ gefundene Meilensteine bestimmbar, meist schon an dem zu Tage liegenden unverwüstlichen Plattenpflaster erkennen lassen und Richtung gebend waren für die Verkehrswege der ganzen Zukunft, dann die Entdeckung und Benennung von Ruinenstätten. Diese Benennung hat ihre eigenen Schwierigkeiten, weil die antiken Itinerare einschliefslich der Tabula Peutingeriana nicht immer ausreichen und die anspruchsvollen Zahlenregister des Ptolemaios, die Angaben der anderen griechisch-lateinischen Geographen und die Bischofslisten nur ungefähre Anhaltspunkte gewähren. So ist man vielfach auf den Anklang des modernen Ortsnamens und besonders auf die Redseligkeit der Inschriften angewiesen. Was diese nicht verraten, bleibt nur zu oft in Dunkel gehüllt; und selbst ein inschriftlich bezeugter Ortsname darf nicht sofort auf die Fundstelle der Inschrift übertragen werden. Man mufs mit der Möglichkeit einer Verschleppung rechnen und vor allem den

[1]) Perrot-Chipiez, Hist. de l'art dans l'ant. IV; G. Hirschfeld, Die Felsenreliefs in Kleinasien und das Volk der Hittiter 1886; Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien 1890.

[2]) C. Humann, Athen. Mitt. XIII (1888) S. 22—41: Die Tantalosburg im Sipylos.

[3]) Z. B. Heberdey-Kalinka, Zwei Reisen im südwestl. Kleinasien S. 55, ein zu sepulkralen Zwecken zugerichteter Felsblock; Heberdey-Wilhelm, Reisen in Kilikien S. 47 f., Wassermühle.

Zusammenhang prüfen, in dem der Ortsname erscheint. Volksbeschlüsse sind in der Regel in der Gemeinde aufgestellt, von der sie ausgehen; dagegen bedingt Zuweisung der Grabbufse an eine bestimmte Stadt nicht immer politische, geschweige denn territoriale Zugehörigkeit zur Grabstelle; und nun gar das Ethnikon eines Verstorbenen kann nur mit äufserster Vorsicht zur Benennung des Ortes, in dessen Nekropole es erscheint, herangezogen werden. Dies scheint mir notwendig grundsätzlich zu betonen; denn gerade in der vorschnellen Zuteilung überlieferter Namen an bestimmte Ruinenstätten haben selbst hervorragende Forscher nicht selten gefehlt. Solche vereinzelte Fehlgriffe schmälern aber das Verdienst nicht, das allein schon in der gewissenhaften Durchführung solch anstrengender und entsagungsvoller Entdeckungsfahrten liegt. In unserer Zeit haben zur Aufhellung der kleinasiatischen Topographie durch eigene Reisen namentlich beigetragen Ramsay, Radet, Körte, Sarre und Anderson[1]) für Phrygien, Sterrett für Pisidien, Isaurien, Lykaonien, Kappadokien, Kilikien, Humann und Puchstein für Galatien, Heberdey und Wilhelm für Kilikien, Graf Lanckoroński und seine Mitarbeiter für Pamphylien und Pisidien, Benndorf mit seinen Begleitern für Lykien, W. R. Paton und J. L. Myres[2]) sowie Kubitschek und Szanto[3]) für Karien, Radet und Buresch für Lydien, W. v. Diest[4]) zusammen mit M. Anton[5]) für Bithynien und benachbarte Gegenden, G. Hirschfeld, dessen archäologische Reisen gleich denen Kieperts und Ramsays fast alle Provinzen Kleinasiens berührten, hauptsächlich für Paphlagonien. Wer sich von dem hohen Wert dieser Forschungen auch für eine richtige Erfassung der geschichtlichen Überlieferung überzeugen will, braucht nur G. Radets Aufsätze[6]), A. Körtes Darlegungen über den Zug des Manlius gegen die Galater[7]) oder A. Bauers Behandlung der Schlacht von Issos[8]), die sich auf Heberdeys und Wilhelms kilikische Terrainaufnahmen stützt, daraufhin durchzulesen.

Für Einzelfunde ist Kleinasien ein beispiellos ergiebiges Feld. Ganze Provinzen der Halbinsel sind von verheerenden Völkerzügen und Kriegsstürmen verschont geblieben; und da auch die Dichtigkeit der Bevölkerung rapid abnahm und die spärlichen Bewohner grofsenteils sich mit strohgedeckten Holzhütten begnügten, statt sich aus antiken Bau- und Inschriftsteinen, wie es leider auch oft genug geschah und geschieht, massive Wohnhäuser zusammenzuflicken, so lagen viele antike Städte Kleinasiens, nachdem sie einmal in

[1]) A summer in Phrygia = Journal of Hellenic studies XVII 396—424, XVIII 81—128 und The road-system of eastern Asia Minor with the evidence of Byzantine campaigns = Journal of H. st. XVII 22—44.

[2]) Journal of Hellenic studies XIV 373 ff., XVI 188 ff.

[3]) Anzeiger der Wiener Akademie 1893 und Sitzungsberichte 1894.

[4]) Von Pergamon über den Dindymos zum Pontus = Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft XCIV 1889.

[5]) Neue Forschungen im nordwestlichen Kleinasien = Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft CXVI 1895.

[6]) Recherches sur la géographie ancienne de l'Asie Mineure 1896 und 1897.

[7]) Athen. Mitt. XXII (1897) S. 1—51.

[8]) Jahreshefte des österr. archäol. Inst. II (1899) 105 ff.

Trümmer gesunken waren, in einem wahren Gottesfrieden da, der nur hier und da durch Kalkbrenner oder durch raubgierige Schatzgräber gestört wurde, welche die Sarkophage erbrachen und mangels besserer Beute sich alle Eisenklammern und sonstigen Metallstücke aneigneten. Stadtmauern und Wasserleitungen[1]), Theater, Stadien und Tempel (über den herrlichen Zeustempel von Aizanoi zuletzt A. Körte in der Benndorf-Festschrift), marmorgepflasterte Plätze, Hallenstrafsen und ausgedehnte Nekropolen bedecken oft eine Fläche von mehreren Hektaren, und der Forscher, dessen Auge geschult ist, erspäht auf Schritt und Tritt inmitten der gewöhnlich von üppigster Vegetation überwucherten Trümmer Inschriften und Reliefs. In der Nähe gröfserer Ruinenplätze befindliche Friedhöfe sind häufig wahre Sammelbecken antiker Steine, die meistens so, wie sie waren, als Grabmale aufgestellt wurden.

Auch Werke der grofsen Kunst hat in Kleinasien das Altertum der Neuzeit hinterlassen; aber sie sind, da ihr Wert jedermann in die Augen springen mufste, allmählich in Sicherheit gebracht worden, so dafs auf diesem Gebiet ohne Ausgrabungen nicht mehr viele Entdeckungen ersten Ranges zu gewärtigen sind. Ich erwähne die Skulpturen von Xanthos, die zu den kostbarsten Schätzen des Britischen Museums zählen, die Reliefs von Gjölbaschi in Lykien, die 1882 nach Wien gekommen und seither eine Fundgrube kunsthistorischer und mythologischer Erkenntnis geworden sind[2]), die altertümliche Votivstele aus Dorylaion mit Relief vorn und rückwärts[3]), ein altlykisches Pfeilergrab aus Isinda[4]), das hellenistische Relief einer Tänzerin von einem pergamenischen Rundbau[5]), lauter Stücke, die im Ottomanischen Museum zu Konstantinopel aufbewahrt werden. An Ort und Stelle verbleiben in der Regel nur minderwertige Stücke, wie Fragmente später Rundskulpturen oder handwerksmäfsige Grab- und Votivreliefs, dann selbstverständlich die aus dem gewachsenen Felsen geschnittenen Darstellungen, unter denen die alten Grabreliefs in Limyra und Myra durch ihre feine Ausführung, die obenerwähnten Figuren in Bogasköj und Öjük durch ihre stilistische Eigenart hervorragen. Die Mehrzahl der Bildwerke ist in den Reisewerken bereits abgebildet oder beschrieben, wenn auch ein grofser Teil dieser Aufnahmen sehr ergänzungs- und revisionsbedürftig ist. Dagegen fand Sarre, als er 1895 daran ging, die mittelalterlichen Kunstwerke der Seldschuken wissenschaftlich aufzunehmen, ein fast noch unberührtes Feld vor.

Für Münzen ist Kleinasien eine unerschöpfliche Fundstätte. Allerdings kommen Forschungsreisende naturgemäfs nur äufserst selten in die Lage, sie selbst vom Boden aufzulesen, sondern sind darauf angewiesen, sie im Kaufwege

---

[1]) Z. B. F. Gräber, Die Wasserleitungen von Pergamon 1888; G. Weber, Die Hochdruckwasserleitungen von Laodicea ad Lycum, Jahrbuch des deutschen archäol. Inst. XIII (1898) S. 1 ff.; G. Weber, Die Wasserleitungen von Smyrna, Jahrbuch d. Inst. XIV (1899) S. 4 ff.

[2]) Benndorf-Niemann, Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa 1889.

[3]) A. Körte, Athen. Mitt. XX (1895) S. 1 ff.

[4]) Heberdey-Kalinka, Zwei Reisen im südwestl. Kleinasien S. 31 f.

[5]) Conze, Archäolog. Anzeiger des Jahrbuches 1897 S. 72 und Antike Denkmäler II Taf. 35.



Linke Nebenseite *Vorderseite* *Rechte Nebenseite* *Rückseite*

einer Statuenbasis aus Amastris, jetzt in Constantinopel

Wiederholt aus der Festschrift für Benndorf

von den Eingeborenen zu erstehen, welche auf den Wert dieser kleinen Objekte durch zahlreiche Münzhändler, die regelmäfsig das Land absuchen und die kostbarsten Stücke vorwegnehmen, aufmerksam gemacht sind. Die vielseitige und hohe Bedeutung der Münzen für historische Untersuchungen aller Art braucht heute wohl nicht mehr begründef zu werden. Hervorheben möchte ich nur, dafs in Kleinasien auch Münzen mit aramäischen Legenden (Pontus, Paphlagonien, Kappadokien, Kilikien) und mit epichorischer Schrift (Lykien, Pamphylien z. B. ΕΣΤFΕΔΙΙVΣ IV. Jh. = Aspendos, Pisidien z. B. ΕΣΤΛΕLΙΙΥΣ IV. Jh. = Selge) vorkommen. Ungemein erfreulich ist es, dafs für die kleinasiatischen Bände der von der Berliner Akademie unternommenen Sammelausgabe der antiken Münzen die Vorarbeiten bereits sehr weit gediehen sind.

Die umfangreichste Ausbeute kleinasiatischer Expeditionen wird auf lange Zeit hinaus epigraphischer Natur sein. Wie massenhaft dort die Inschriften auf dem Boden liegen und wie reichlich sich umsichtiger Sammeleifer lohnt, mag man daraus ersehen, dafs das Corpus inscriptionum Graecarum nicht einmal 300 Inschriften Lykiens zählt, und dafs heute aus dieser Provinz dritthalb Tausend aufgebracht sind, ohne dafs systematische Grabungen zu dieser Vermehrung verholfen hätten. Für die zahlreichen Stücke, die alljährlich infolge gelegentlicher Aufschürfung des Erdbodens ihm entsteigen, ist es ein Glück, dafs durch die Energie Hamdi-Bejs das Ottomanische Museum in Konstantinopel zur Zentralstelle geworden ist, wo solche zufällige Funde, die sonst rettungslos verloren gingen, Aufnahme finden. Der Hauptstock der epigraphischen Objekte dieses Museums ist kleinasiatischen Ursprungs. Da ich hierauf demnächst im Detail zurückzukommen beabsichtige, erwähne ich jetzt nur das Gesetz der Ilienser gegen Tyrannis und Oligarchie[1]) aus der Mitte des III. vorchristlichen Jahrh. und die aus Amastris stammende Basis mit Darstellungen von beischriftlich benannten dona militaria (vexilla, hastae purae, coronae murales, vallares und aurea) auf den Nebenseiten und mit einer bilinguen Inschrift, deren Wortlaut auf einem Steine der paphlagonischen Küstenstadt Dschidde wiederkehrt, nur mit dem Unterschiede, dafs hier eine Weihung des dort Geehrten an einen Juppiter Sarsus vorliegt. Ich gebe auf der angeschlossenen Tafel eine Abbildung des interessanten Denkmals und benütze diese Gelegenheit, um meine Umschrift in der Benndorf-Festschrift zu berichtigen.

Sex(to) Vibio Gallo tricenario primipilari praef(ecto) kastror(um) le[g(ionis)] XIII. gem(inae) donis donato ab imperatoribus honoris uirtutisq(ue) [c]ausa tor[q]uib(us) armi[l]lis p[h]aleris coronis muralibus III uallar[i]bus II aurea I hastis puris V uexillis II Sex(tus) Vibius Cocce[ɪ]anus patron[o] bene merenti. [Σ]έξ(τω) **Οὐειβίῳ Γ[ά]λλῳ τρεκιναρίῳ πρειμιπειλ[α]ρίῳ [σ]τρ[α]τοπ[ε]δάρχῃ λεγ(ιῶνος) ιγ' τ[ε]ιμαῖς τετειμη[μ]έ[νῳ ὑπὸ Σεβαστῶ]ν [ἀρ]ετῆς καὶ [ἀ]ν[δ]ρεί[α]ς χ[ά]ριν στρεπτοῖς [καθηρίοις] στεφ[ά]νοις πυργω[τ]οῖς γ' τ[ε]ιχ[ωτ]οῖς β' χρυσῷ [α'] δό[ρασι] κ[α]θαρ[ο]ῖ[ς ε'] οὐηξίλλοις β' Σέξ(τος) Οὐείβιος [Κο]κκειανὸς τ[ῷ πατρώνῳ].**

---

[1]) A. Brückner, Sitzungsber. der Berl. Akademie 1894 XXV.

Die an Inschriften ergiebigsten Provinzen sind natürlich diejenigen, deren Ruinenplätze am wenigsten Eingriffe durch Feinde oder Einwohner erfahren haben, vor allem Lykien, Pamphylien und Pisidien mit ihren stattlichen Stadtruinen und unermeſslichen Gräberfeldern; auch Kilikien und Karien stellen viel Material bei; dagegen sind die im Innern gelegenen Provinzen, die von dem Handels- und Küstenvolk der Griechen weniger stark besiedelt waren, und die Nordküste, die so manche Völkerfluten über sich ergehen lassen muſste und überdies am dichtesten bewohnt blieb, lange nicht so reich an Ruinen und Inschriften.

Die Aufgabe einer systematischen Sammlung und Herausgabe sämtlicher Inschriften Kleinasiens, die einem wissenschaftlichen Bedürfnis entgegenkommt und umso dringender geboten ist, als durch den Unverstand und den bösen Willen der Eingeborenen jährlich zahlreiche Inschriftsteine zerstört werden, konnte sich dank einer hochherzigen Spende des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien stellen, die Otto Benndorf mit der Oberleitung des Unternehmens betraute. Eine unerläſsliche Vorarbeit hierzu war die Sammlung aller bisher veröffentlichten Inschriften Kleinasiens, die bei der weitgehenden Zersplitterung der einschlägigen Litteratur allein mehrere Jahre in Anspruch nahm und naturgemäſs nie zu einem absoluten Abschluſs gelangen kann. Das Hauptgewicht aber muſste darauf gelegt werden, daſs durch fortgesetzte Reisen im Lande alles vorhandene Material in zuverlässigen Aufnahmen zu stande gebracht werde. So bereisen denn seit Beginn des laufenden Dezenniums österreichische Mitarbeiter an diesem groſsen Werke alljährlich planmäſsig bestimmte Gegenden Kleinasiens mit der Absicht, ihren epigraphischen Bestand nach und nach zu erschöpfen; die wichtigsten Reiseresultate werden vorläufig in den Schriften der Akademie bekannt gegeben. Durch wiederholte Bereisung ist bis jetzt wenigstens eine Landschaft, Lykien, so weit ausgebeutet, daſs eine neuerliche Durchsuchung kaum mehr einen nennenswerten Beitrag abwerfen könnte.

Mit lebhaftem Danke ist es zu begrüſsen, daſs auch Gelehrte anderer Staaten diese Bestrebungen durch selbständige Reisen unterstützen. So haben Ramsay, Radet, Körte, Sarre, Anderson in Phrygien, Buresch in Lydien, Paton und Myres in Karien[1]), Fabricius in Mysien, Lydien und Karien[2]), Pogodin und Wulff in Bithynien[3]), G. Hirschfeld und W. v. Diest in Bithynien und Paphlagonien[4]), Perrot im Norden Kleinasiens, Sterret im Südosten[5]) reiches epigraphisches Material gesammelt. Unter den Österreichern nimmt Karl Graf Lanckoroński einen Ehrenplatz ein, der die Ergebnisse seiner pamphylisch-

---

[1]) Karian sites and inscriptions, Journal of Hell. stud. XVI (1896) S. 188—271.

[2]) Archäologische Untersuchungen im westlichen Kleinasien, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1894 S. 899 ff.

[3]) Nachrichten des russischen archäologischen Institutes II 1898.

[4]) Sitzungsber. der Berl. Akad. 1888 XXXV.

[5]) An epigraphical journey in Asia Minor 1888; The Wolfe expedition to Asia Minor 1888. Dazu Inscriptions of Assos and Tralleis 1885.

pisidischen Expedition in einem monumentalen Werke veröffentlichte, das schon um der künstlerisch vollendeten Wiedergabe der aufgenommenen Architekturen willen einen Vorrang in der wissenschaftlichen Reiselitteratur stets behaupten wird.

Die überwiegende Mehrzahl der kleinasiatischen Inschriften ist griechisch. Die kleinasiatische Epigraphik ist in Verruf geraten, weil sie mehr durch Quantität als durch Qualität wirkt. Aber man darf nicht vergessen, daſs die Königin aller antiken Inschriften, die Res gestae divi Augusti, in Kleinasien (Ankyra, Apollonia in Pisidien) auferstanden ist und auch vom edictum Diocletiani sich das umfangreichste Fragment in Stratonikeia fand, daſs die philosophische Inschrift von Oinoanda[1]) einen Platz in der Litteraturgeschichte verdient und ein scheinbar minderwertiger Inschriftenkomplex wie die auf dem Grabbau des Opramoas eingegrabenen Urkundenreihen[2]) ein schier unerschöpfliches Quellenmaterial für die Verwaltungsgeschichte des Landes darstellt. Einleuchtend ist ferner die unmittelbar historische Bedeutung des fragmentierten lateinischen Christenverfolgungs-Ediktes mit dem angeschlossenen, augenscheinlich von den Behörden im Sinne des Kaisers bestellten Bittgesuch um Ausrottung der gemeingefährlichen Christen vom Jahre 312[3]), des Denkmals des Eudemos von Seleukeia, das mehrere sachlich und dialektgeschichtlich hochinteressante Ehrenbeschlüsse griechischer Städte aus der Zeit des Königs Antiochos IV. Epiphanes (175—164) enthält (Heberdey-Wilhelm a. a. O. 108 ff.), der Urkunde von Erythrai über den Verkauf von Priestertümern (Dittenberger, Syll. 370), des von Buresch (Klaros 1889) entdeckten und kommentierten Apollinischen Pestorakels, der vielbehandelten Aberkios-Inschrift, des in Lagina gefundenen Senatusconsultum für Stratonikeia vom Jahre 81 v. Chr.[4]), der kulturgeschichtlich so aufschluſsreichen Alphabet- und Würfelorakel. Dazu kommt der Gewinn, den methodische Forschung der Gesamtheit der Inschriften zu entlocken weiſs. Nur aus kleinasiatischen Inschriften haben wir Kunde von dem Beamtenwesen der dortigen Provinzialverbände und Gemeinden, vom Verhältnis des Lykiarchen zum lykischen *ἀρχιερεὺς τῶν Σεβαστῶν*, das nun wohl endgültig dahin aufgeklärt ist, daſs die letztere Stellung die geringere ist, während die erste einen lebenslänglichen Titel verleiht, von den einheimischen Dynasten, vom Protokollierungssystem der Bundeskanzleien, von den gewerblichen Zünften und den Judengemeinden Kleinasiens, von der auſserordentlichen Verbreitung publice und privatim gestifteter Agone, von der Ehrsucht kleinasiatischer Millionäre, die sich auch kommunale Auszeichnungen schweres Geld kosten lieſsen. Wie mannigfaltige Aufschlüsse verdanken wir selbst den unscheinbaren Grabschriften. Durch Verwünschung der Grabschänder und Ansetzung von Buſsen werfen sie auf Kultus und Grabrecht, auf Geldwesen

[1]) Bullet. de corresp. hellén. 1892 S. 1 ff., 1897 S. 346 ff.

[2]) R. Heberdey, Opramoas, Inschriften vom Heroon zu Rhodiapolis 1897.

[3]) Th. Mommsen, Zweisprachige Inschrift aus Arykanda, Archäolog.-epigraph. Mitt. XVI (1893) S. 93—102.

[4]) Bullet. de corresp. hellén. 1885 S. 437 ff.

und Finanzverwaltung helles Licht; und für unsere Einsicht in das Familienleben und die Namengebung sind sie eine Hauptquelle, die um so gröfsere Beachtung fordert, als gerade dieser Forschungszweig noch ganz in den Anfängen steckt.

Auch hat jede Inschrift vom sprachlichen Gesichtspunkt aus gerade für uns Philologen ihren besonderen Wert. Was Meisterhans für die attischen Inschriften mit so viel Geschick geleistet hat, dafs kein Sprachforscher mehr seine Grammatik der attischen Inschriften entbehren möchte, ist für die Masse der anderen Inschriften kaum versucht worden. Erst in der jüngsten Vergangenheit hat Karl Dieterich mit seinen Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum X. Jahrh. n. Chr. einen glücklichen Griff ins Volle gethan und hat E. Schweizer in seiner Grammatik der pergamenischen Inschriften eine sprachliche Sonderstudie geliefert, welche — ein Zeichen für das dringende Bedürfnis solcher Untersuchungen — bereits H. Deifsmann für seine Neuen Bibelstudien gute Dienste geleistet hat. Für kleinere Einzelarbeiten eröffnet sich hier ein dankbarer und ergiebiger Boden.[1]) Unser Einblick in die Entwickelung der Koine und in das Nachleben der Dialekte ist noch viel zu mangelhaft, als dafs wir nicht solche gleichzeitige Sprachdenkmäler mit Befriedigung ergreifen müfsten; geradezu grundlegend für unsere Kenntnis des pamphylischen Dialektes ist die lange Inschrift aus Sillyon.[2])

Neben der Überzahl der kleinasiatischen Inschriften griechischer Zunge, die man, soweit sie bis jetzt bekannt sind, auf rund 20000 veranschlagen darf, erscheinen andere Sprachen aufserordentlich selten. Gerade diese Seltenheit verleiht den lateinischen Inschriften eine eigene Bedeutung, und die Städte, wo sie in mehreren Exemplaren vertreten sind, darf man darum als Hauptsitze der römischen Verwaltung ansehen. Auf die wenigen aramäischen und hethitischen Inschriften Kleinasiens einzugehen, ist hier nicht der Ort; sie finden ihre Stelle an der Seite des syrischen Grundstockes gleichartiger Denkmäler. Auch die altarmenischen Inschriften kann ich nur erwähnen. Ungleich wichtiger sind die Inschriften in karischer, phrygischer und lykischer Sprache; denn sie gewähren uns einen tieferen Einblick in die vorgriechischen Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens, als er uns mittels der dürftigen Sprachreste in den einheimischen Orts- und Personennamen gegönnt wäre. Von den karischen Inschriften wurden die ersten und weitaus meisten merkwürdigerweise in Ägypten gefunden; mit ihnen hatten sich die karischen Söldner Psammetichs gleich ihren griechischen Kameraden auf den Schenkeln der Kolosse von Abu-Simbel in Nubien verewigt.[3]) Eine karische Schriftprobe von der karisch-lykischen Grenze gebe ich unten im Faksimile.

Phrygische Inschriften lieferte nur das Binnenland. Sie zerfallen in zwei um

[1]) Vgl. J. Compernass, De sermone Graeco volgari Pisidiae Phrygiaeque meridionalis (De verborum structura) 1895.

[2]) CIG III 4342 c[2]; Roehl IGA 505; Lanckoroński I n. 54.

[3]) Vgl. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 378.

fast ein Jahrtausend auseinanderliegende Gruppen, altertümliche Weihinschriften und Fluchformeln auf Grabmälern der römischen Kaiserzeit. Jene sind gewöhnlich an geometrisch ornamentierten, von einem Giebel überragten Felsfassaden, die offenbar zu Kultzwecken dienten, angebracht; das bekannteste Beispiel dieser Art ist das sogenannte Grab des Midas. Die Buchstaben sind die altgriechischen des VII. Jahrh., die Richtung der Schrift ist rechtsläufig, linksläufig oder *βουστροφηδόν*. Auch die zwei von Chantre entdeckten rohen Blöcke gehören hierher. Die Fluchformeln, die, mit griechischen Buchstaben rechtsläufig geschrieben, sich mit wenigen Ausnahmen an griechische Grabschriften anschliefsen, sind mehr oder minder stereotyp und lauten etwa folgendermafsen: *ιος σεμου(ν) κνουμανει κακουν αδδακετ* (oder *αββερετ*) *ετιτετικμενος ειτου* (= *ὅστις ἂν τὸ ἡρῷον τοῦτο κακὸν ποιήσῃ, κατηραμένος ἔστω*). Aus derselben Spätzeit stammt ein neuer Fund von Dorylaion (Athen. Mitt. XXIII 1898 S. 362): *ε..ιϑνιουμενος νιοισιος ναδροτος ειτου*, darauf mehrere phrygische Namen (Götter?) mit *κέ* verbunden, zuletzt der griechische Satz *παρεϑέμην τὸ μνημεῖον τοῖς προγεγραμμένοις ϑεοῖς κὲ τῇ κώμῃ· ταῦϑ' ὁ πατὴρ Ἀσκληπιός*.

Am stärksten ist die lykische Sprache durch inschriftliche Denkmäler vertreten; es sind jetzt rund 150 bekannt, darunter einige umfangreiche, wie ein gegen 4 m hoher Steinpfeiler in der Hauptstadt Xanthos, der auf allen vier Seiten von oben bis unten mit lykischer Schrift bedeckt ist, ausgenommen zwölf griechische Zeilen der Nordseite, deren Inhalt die historische Wichtigkeit des Denkmals scharf beleuchtet.

Ἐ]ξ οὗτ' Εὐρώπην [Ἀ]σίας δίχα πόντος ἔνειμ[εν,
ο]ὐδές πω Λυκίων στήλην τοιάνδε ἀνέϑηκ(ε)ν
δ]ώδεκα ϑεοῖς ἀγορᾶς ἐν καϑαρῶι τεμένει
νικ]έων καὶ πολέμου μνῆμα τόδε ἀϑάν(α)τον.

. . . ις ὅδε Ἁρπάγο υἱὸς ἀριστεύσας τὰ ἅπαντα
χε]ρσὶ πάλην Λυκίων τῶν τότ' ἐν ἡλικίαι.
πο]λλὰς δὲ ἀκροπόλες σὺν Ἀϑηναίαι πτολιπόρϑωι
π]έρσας συγγενέσιν δῶκε μέρος βασιλέας.

Ὧν χάριν ἀϑάνατοί οἱ ἀπεμν(ή)σαντο δικαίαν·
ἑπτὰ δὲ ὁπλίτας κτεῖνεν ἐν ἡμέραι Ἀρκάδας ἄνδρας,
Ζηνὶ δὲ π(λ)εῖστα τροπαῖα β(ρ)οτῶν ἔ(σ)τησεν ἁπάν(τ)ων,
καλλίστοις δ' ἔργοις Καρίκα γένος ἐστεφάνωσεν.

Die verhältnismäfsig grofse Zahl dieser Inschriften ist ein ausgiebiges Mittel zur Rekonstruktion und Erkenntnis der lykischen Sprache. Diese Thatsache ist um so höher zu bewerten, wenn Kretschmer recht hat, dafs alle kleinasiatischen Sprachen des Südens der Halbinsel miteinander eng verwandt sind. Ich verweile deshalb bei diesem Gegenstande, der ja zudem den Philologen nicht leicht zugänglich ist.

Da die lykische Schrift sichtlich aus der griechischen hergeleitet und nur durch einige echt lykische Zeichen bereichert ist, da ferner die lykischen Inschriften fast ausschliefslich sepulkral sind und daher jede mehrere Namen

enthält, so lassen sich in ihnen gewisse Buchstabenkomplexe ausscheiden, welche landesüblichen, aus griechischen Texten bekannten Namen ähnlich sehen. Diese Ausscheidung bereits bekannter Namen ist dadurch erleichtert, dafs regelmäfsig die einzelnen Worte durch Doppelpunkte getrennt sind; z. B. ΜΡΨΡ+ *Μάγας*, ΜΕΔΡ+ *Μίδας*, ΚΟΓΡΛΛΕ *Κυβέρνις*, ΜΟϳΨΨΡ+ *Μόσχος*, ΡΡΓΓΡΨΟ+ *Ἄρπαγος*, ΡΡΤΤΟΧΓΡΡΡ *Ἀρτεμβάρης*, ΡΡΞΝΡ *Ἄρνα* (= Xanthos), ΤΡΧΜΕΛΕ *Τερμίλης* (= *Λύκιος*). Durch möglichst vollständige Zusammenstellung solcher Fälle baut man das Material auf, mit dem man den Lautwert der einzelnen Buchstaben fixieren kann. Dabei ergiebt sich das auffällige Resultat, dafs die griechischen Buchstaben nicht immer den griechischen Lautwert beibehalten haben. So stellt sich heraus, dafs in der Zeit, aus der unsere Inschriften stammen, Ε wie i, Ο wie u, Κ bald wie k bald wie ein Zischlaut, Τ nach Nasalen wie d gesprochen wurde; sicher ist, dafs Ξ als silbenschliefsendes n, Χ als silbenschliefsendes m fungierte; fast allgemein wird es auch zugestanden, dafs gewisse Zeichen, welche aus V abgeleitet zu sein scheinen, nasalierte Vokale vertraten. Die wechselnde Schreibung bestimmter Wörter in den gleichen Verbindungen läfst einen Schlufs auf nahe lautliche Verwandtschaft der miteinander wechselnden Zeichen zu. Die rein gutturale Qualität von Ψ weist auf ein dorisches Mutteralphabet, die rechtsläufige und regelmäfsige Schrift sowie die Formen des ΡΕΛΝ auf etwa das VI. Jahrh. als Zeit der Entlehnung, während anderseits die Festhaltung des ursprünglichen Schriftcharakters und die Geringfügigkeit der Varianten es unwahrscheinlich machen, dafs die lykische Schrift über das Zeitalter Alexanders herab in Übung blieb.

Methodische Forschung nach den hier angedeuteten Prinzipien hat die phonetische Lesung bis zu einem bemerkenswerten Grade der Sicherheit erhoben. Schlimmer steht es mit der Übersetzung. Diese hat als feste Stütze sechs lykisch-griechische Bilinguen, deren wichtigste, ausnahmsweise eine Weihinschrift, erst vor wenigen Jahren in Tlos von Benndorf entdeckt wurde; sie sei hier (Abb. 2) nach dem Abdruck des Anzeigers der Wiener Akademie 1892 XVIII S. 11 wiederholt. Aus dieser und den anderen Bilinguen ergeben sich folgende Wortdeutungen: *ebe^{n}nne^{n} prnna^{n}vu τουτὶ τὸ μνῆμα*, *ebe^{n}nne^{n} ntata^{n} τοῦτο τὸ μνῆμα*, *cbeija cravasija τὸ μνῆμα τόδε*, *prnnavate^{n} ἐποιήσατο, ἠργάσατο*, *prnnava^{n}te^{n} ἐργάσαντο*, *se καί*, *hrppi ἐπί* (für), *ehbi ἑαυτοῦ*, *atru ehbi ἑαυτόν*, *hrppi etli ehbi ἑαυτῶι*, *ladu τὴν γυναῖκα*, *ladi τῆι γυναικί*, *hrppi lada epttehe ταῖς γυναιξὶν ταῖς ἑαυτῶν*, *tideimi υἱός*, *tideime* (*ehbije*) *τοῖς τέκνοις, ἐγγόνοις*, *cbatru θυγατέρα*, *tuhes ἀδελφιδοῦς*, *tuhesn ἀδελφιδῆν*, *prnnezijehi οἰκεῖοι*. Darauf beschränkt sich in der Hauptsache unser sicheres Wissen; was durch Kombination darüber hinaus bisher ermittelt wurde, ist kaum der Rede wert, und auf die Beihilfe einer anderen Sprache mufs methodische Forschung verzichten, solange nicht die sprachliche Zugehörigkeit des lykischen Idioms feststeht.

Hiermit kehren wir zur ethnologischen Frage zurück, zu deren Lösung die Sprachreste in erster Linie beitragen. Des meisten Anklanges erfreut sich jetzt die wohlbegründete Ansicht Kretschmers, der in seiner Einleitung zur Geschichte der griechischen Sprache darlegte, dafs die Phryger, Bithynier und Elemente

des mysischen und des lydischen Mischvolkes zusammen mit den Thrakern eine indogermanische Sprachfamilie bildeten, dafs dagegen die Lykier, Karer, Pisider, Kiliker und andere ihnen benachbarte Völkerschaften Kleinasiens, denen er die Urbevölkerung des griechischen Festlandes anschliefst, als eine selb-

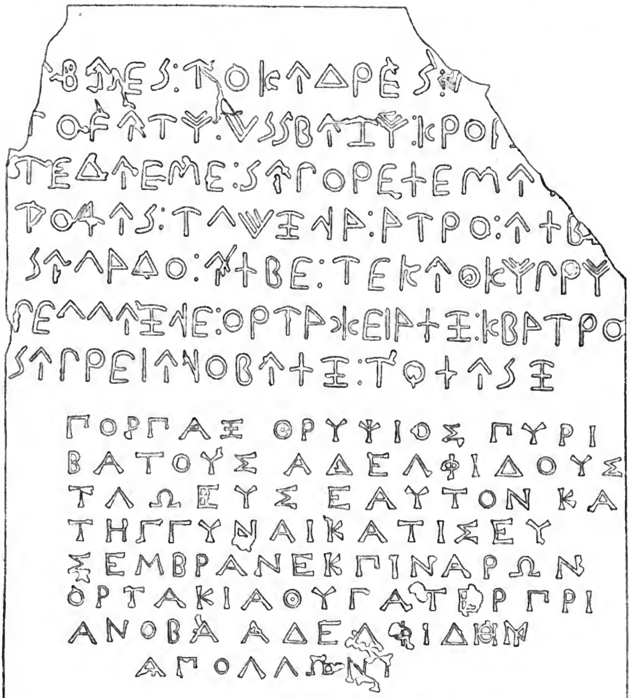


Abb. 2. Lykisch-griechische Weihinschrift aus Tlos

ständige, weder indogermanische noch semitische Gruppe anzusehen seien, die er kleinasiatisch nennt. Der erste Teil seiner These ist gesichertes Gut der Sprachwissenschaft; und wer eine der oben angeführten phrygischen Phrasen liest, wird auch ohne genauere Anweisung indogermanische Elemente heraus-

finden. Die zweite Behauptung, durch welche eine neue Sprachengruppe eingeführt wird, die sich anderwärts schwer unterbringen läfst, ist so bestechend, dafs sie fast allgemein Beifall gefunden hat; und Kretschmer hat auch das unbestreitbare Verdienst, die enge Verwandtschaft der 'kleinasiatischen' Sprachen durch sorgsame Beleuchtung mehrerer ihnen gemeinsamer Eigentümlichkeiten endgiltig erwiesen zu haben, von denen vielleicht folgende drei als die wichtigsten bezeichnet werden dürfen: 1) die schon längst beobachtete Häufigkeit der Endung *νδα* bei kleinasiatischen Ortsnamen (z. B. *Καδύανδα* Lykien, *Ἄσπενδος* Pamphylien, *Ἴσινδα* Pisidien, *Κύινδα* Kilikien, *Κάλυνδα* Karien, *Μορμόνδα* Lydien, *Λάρανδα* Lykaonien, *Σόανδος* Kappadokien), von Kretschmer auf einen Lautwandel *ντ—νδ* zurückgeführt, den er unter anderem damit belegt, dafs im Lykischen die Verbindung *nd* fehlt, dagegen die Gruppe *nt* als graphisches Überbleibsel der Zeit vor dem Lautwandel sehr häufig ist, und dafs dem ursprünglichen *nt* in vorgriechischen Ortsnamen der Balkanhalbinsel die analoge Endung *νθ* (*Πέρινθος*, *Κόρινθος*, *Τίρυνθ-*) entspricht; 2) die bei allen in Frage kommenden Stämmen verbreitete Endigung von Orts- und Personennamen auf *σσος* und *σις* (z. B. Lykien *Τελμησσός* *Ἀρσασίς*, Karien *Πανύασσις* *Ἁλικαρνασσός*, Pisidien *Βδεύασις*, Kilikien *Οὐασίς*, Lykaonien *Πίγρασις*); 3) die den sonstigen Gebrauch weit überragende Anzahl von 'Lallnamen' (*Βᾶς Βαβίς Δάδας Ἄδα Μᾶ Μόμμων Ἀμμίας Νάννα Νόννος Ἀππᾶς Τάττα Λᾶς Λάλλα Οὐάουας* u. v. a.). Das sind gemeinsame Merkmale, die im Verein mit anderen zur Genüge darthun, dafs die Sprachen des südlichen Kleinasiens einheitlichen Ursprung haben. Eine andere Frage ist es, ob durch diese Momente zugleich auch jede Zusammengehörigkeit mit dem indogermanischen Sprachstamme ausgeschlossen werde. Mir scheinen nun allerdings die von Kretschmer angeführten Gründe nicht schwerwiegend genug, um diese Möglichkeit absolut abzuweisen; doch verhehle ich nicht, dafs auch ich mich eher zu seiner Ansicht hinneige als zur gegenteiligen. Dazu bestimmen mich auch anthropologische Beobachtungen F. v. Luschans und anderer, denen ich nicht mit Kretschmer von vornherein jede Beweiskraft absprechen möchte.

Konnte ich mich bis hierher fast bedingungslos Kretschmers Ausführungen anschliefsen, so mufs ich einen Vorbehalt machen gerade hinsichtlich derjenigen Bevölkerungsschichte, die er wegen der Überzahl der von ihr erhaltenen Sprachreste als mafsgebend für diese Untersuchung betrachtet, hinsichtlich der Herren der lykisch beschriebenen Felsgräber. Die 150 Inschriften lykischer Sprache stellen nämlich im Verhältnis zu der grofsen Zahl der in ihnen enthaltenen Personennamen sehr wenige Beispiele zu Kretschmers Regeln; und auch die Namen derjenigen Städte, deren Gräber lykische Schriftzeichen tragen, entbehren mit verschwindenden und dazu ganz charakteristischen (s. unten) Ausnahmen des 'kleinasiatischen' Typus. Zudem liegen diese im engeren Sinne lykischen Städte ausschliefslich an der Süd- und Westküste Lykiens und in dem sich breit nach Süden öffnenden Xanthosthal aufwärts, so dafs sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, es seien Niederlassungen fremder Eindringlinge, die vom Süden her über See kamen, vielleicht zunächst im Xanthosthal

festen Fufs fafsten und dann an der Küste sich ausbreiteten, die Einwohner, wo sie auf solche stiefsen, ins Innere zurückdrängend. Nun erzählt Herodot I 173 in der That, dafs die Lykier seiner Zeit die Nachkommen kretischer Barbaren (Termilen) seien, die, von Minos aus Kreta vertrieben, sich Lykiens bemächtigten, wo die Solymer safsen. Man mufs daher meines Erachtens etwa zu folgender Kombination greifen: Die 'kleinasiatische' Bevölkerung hatte mehr binnenländischen Charakter und mochte an der Küste Lykiens nur wenige Stützpunkte besitzen, wie das von den Termilen erst im IV. Jahrh. durch ihren König Perikles eroberte Telmessos mit den benachbarten Städten Karmylessos und Kadyanda, dann gegenüber der Insel Megiste die Hafenstadt Antiphellos, eine handgreiflich sekundäre Bezeichnung der Griechen, an deren Stelle Plinius N. h. V 100 für die ältere Zeit den Namen Habessos (Hellanikos bei Steph. Byz. Καβησσός) bezeugt, eine lykische Grabschrift das Ethnikon *vehntesi* an die Hand giebt, und das nicht weit davon entfernt gelegene Isinda. Diese Urbevölkerung (Solymer) wurde durch überseeische Einwanderer, die von Kreta (?) kamen (Termilen), teils verdrängt teils unterworfen. Es bildete sich ein Mischvolk und eine Mischsprache, die in ihre Elemente aufzulösen uns derzeit schlechterdings unmöglich ist. Die termilischen Einwanderer behielten zwar die Stadtnamen, die sie vorfanden, bei, fühlten sich aber doch soweit als Herrenstand, dafs sie jahrhundertelang es vermieden, ihren Kindern Namen der eingeborenen Bevölkerung beizulegen, und auch bei der Schriftbildung ihre eigenen Wege gingen, unabhängig von den der autochthonen Klasse blutsverwandten Nachbarn. Als die Verschmelzung Fortschritte zu machen begann, unterlagen sie alle mitsammen dem siegreichen Vordringen des Griechentums.

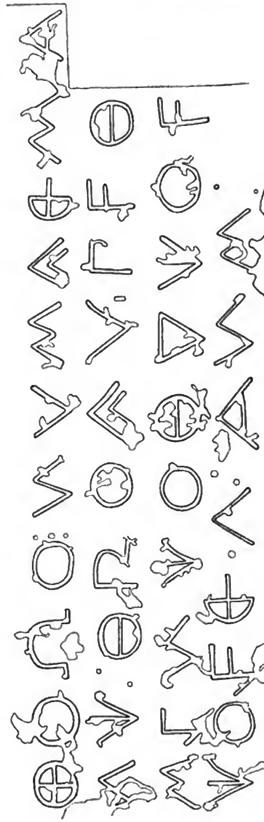


Abb. 3. Karische Grabschrift von der lykischen Grenze

Eine weitere, die nationale Eigenart bestätigende Besonderheit der Termilen, durch die sie sich von den 'kleinasiatischen' Nachbarvölkern wesentlich unterschieden, tritt uns in ihren Grabbauten entgegen. Benndorf hat in seiner grundlegenden Untersuchung über die lykischen Gräber (Reisen im südwestlichen Kleinasien I 95—113) drei eigenartige Gattungen unterschieden, die Felsgräber im Holzbaustil, die Pfeilergräber und die Sarkophage mit Spitzbogendeckel. Die Gräber der erstgenannten Gattung, die aufs getreueste das Sparrenwerk eines Holzhauses nachbilden, sind entweder blofs als Fassaden in die Felswände eingearbeitet oder mehr weniger voll aus Felsvorsprüngen oder freistehenden Felsblöcken hergestellt. Welch hohe Bedeutung für die Geschichte der Architektur ihnen innewohnt, hat Benndorf neuerdings in einem Aufsatze über den Ursprung der Giebelakroterien (Jahreshefte des österr. archäol. Inst. II 1899 S. 1 ff.) dargelegt. Im Laufe der späteren Entwickelung

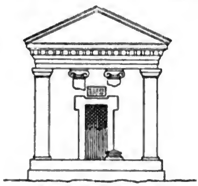


Abb. 4. Vorderansicht

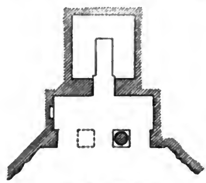


Abb. 5. Grundrifs

des karischen Felsgrabes ionischen Stils an der lykischen Grenze

wurde der Holzbaustil mit anderen Elementen, namentlich des ionischen Stils, versetzt; ein solches Grab auf dem Grenzgebiet zwischen Lykien und Karien trägt eine karische Inschrift (s. Abb. 3). Die Pfeilergräber bestehen je aus einem vierseitigen, mehrere Meter hohen Monolith, auf dessen Oberseite sich an den Kanten vier Seitenwände erheben, welche die Grabkammer einschliefsen und durch einen Deckstein zusammengehalten werden. Mitunter waren die Wände der Grabkammer aufsen skulpiert, wie am Harpyienmonument von Xanthos und an dem oben erwähnten Pfeilergrabe von Isinda. Dafs der Spitzbogendeckel der häufig unmittelbar aus dem Felsboden herausgearbeiteten Sarkophage speziell in Lykien einheimisch ist, bezeugen nicht nur die Fundthatsachen, sondern auch eine kürzlich in Patara gefundene Inschrift (Heberdey-Kalinka S. 27 Nr. 26), welche ausdrücklich diese Form als [τοπ]ικόν einer anderen, wahrscheinlich giebelförmigen, dem Ἀσιανὸν ἀνγεῖον, gegenüberstellt. Neben diesen typischen Grabformen finden sich natürlich auch in Lykien gewöhnliche Erdgräber, durch Grabaltäre oder Stelen bezeichnet, dann tempelartige Grabbauten aus Quadern und unansehnliche Totenhäuschen aus Bruchsteinen, ferner offene Felslöcher in steilen, hohen Wänden, in welche die Leichen offenbar hineingeseilt wurden, um menschlichem Frevel entrückt zu sein und eher den Vögeln des Himmels zum Frafse zu dienen.

Dieser Mannigfaltigkeit, den Tausenden von Exemplaren termilischer

Gräbertypen, steht im übrigen Kleinasien eine auffallende Armut gegenüber. Stelen und Altäre auf Erdgräbern (gewöhnlich unterirdischen Steinplattengräbern), mehr oder weniger stattliche Grabhäuser, schlichte Steinsärge, das ist das ewige Einerlei, das nur selten durch charakteristische Formen unterbrochen wird. Von solchen sind zu nennen die Tumuli am Hellespont, in Lydien (Königsgräber mit steinerner Einfassung und sorgfältig aus Quadern gebauten Innenräumen, zu denen ein gemauerter Dromos führt)[1]) und in Phrygien (wo A. Körte Athen. Mitt. XXIV 1899 S. 1 ff. mehrfache Schichtenbildung mittels Opferasche und Erdaufschüttung sowie häufige Bekrönung durch einen stilisierten Phallos nachweisen konnte), einfache Felsgräber in Kilikien, in Paphlagonien und den Nachbargebieten[2]), hier regelmäfsig vor der Öffnung eine von Säulen getragene, von einem Giebel bekrönte Vorhalle, und zahlreicher in Phrygien[3]), hier meist nur eine von einem Giebel überragte Thüröffnung, die von Säulen getragenen Särge und die turmartigen Gräber im kilikisch-syrischen Winkel[4]), die von B. Graef Athen. Mitt. XVII (1892) S. 80 ff. und XVIII S. 27 ff. beschriebenen Grabbauten Bithyniens (auf einem Unterbau viereckiger Grabstein mit konsolenartig ausladendem Aufsatz, auf dem der Sarkophag steht), die mykenischen, aber für Aschenbeisetzung benutzten Grabanlagen bei Halikarnass[5]), die in der Nekropole von Klazomenai gefundenen Thonsärge (zuletzt F. Winter, Antike Denkmäler II Taf. 25—27), deren figürliche und ornamentale Bemalung auf der horizontalen Rahmenleiste eine wichtige Etappe in der Geschichte der archaischen Malerei bildet.

Ich habe im vorstehenden nur angedeutet, in welchen Richtungen sich die archäologische Erforschung Kleinasiens bewegt. Für ein müfsiges Unterfangen würde ich es gehalten haben, mich in Einzelheiten zu verlieren, deren mechanische Aneinanderreihung zu nichts genutzt hätte, deren systematische Zusammenfassung künftiger Forschung vorbehalten bleiben mufs. Aber auch das wenige, was ich vorgebracht habe, wird zur Genüge klar gemacht haben, dafs heute jeder Altertumsforscher, der nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben will, seine Blicke auch auf Kleinasien richten mufs. Kleinasien hat eine grofse Vergangenheit gehabt und wird eine grofse Zukunft haben; der Gegenwart kommt es zu, die Brücke zu schlagen zwischen Vergangenheit und Zukunft durch ausschöpfende Erfassung dessen, was einmal jenes gottbegnadete Land gewesen ist und was es hervorgebracht hat, um damit zugleich vorzubereiten, was es wieder werden kann und werden soll.

---

[1]) Vgl. v. Olfers, Über die lydischen Königsgräber von Sardes, Abhandl. der Berl. Akad. 1858 S. 539—556.

[2]) G. Hirschfeld, Paphlagonische Felsengräber 1885.

[3]) F. v. Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler, Untersuchungen über Stil und Entstehungszeit 1897; A. Körte, Athen. Mitt. XXIII (1898) S. 80 ff.

[4]) Heberdey-Wilhelm a. a. O. 83 91 94 156.

[5]) Platon, Journal of Hell. studies VIII 66 ff.; W. Helbig, Nachrichten der Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen 1896 S. 233 ff.; A. Engelbrecht, Erläuterungen zur Homerischen Sitte der Totenbestattung, Festschrift für Otto Benndorf S. 4.

DIE STELLUNG DER ARBEITENDEN KLASSEN IN HELLAS UND ROM

Von Friedrich Cauer

Ein Wort, das dem deutschen Ausdruck Arbeit genau entspräche, fehlt den klassischen Sprachen. Es mufste ihnen fehlen, weil die antiken Völker nicht zu der Auffassung menschlicher Thätigkeit gelangt sind, die in unserem Worte Arbeit enthalten ist. Die Vereinigung von Mühsal und Stolz, die in dem schönen Buche von Riehl über die deutsche Arbeit so feinsinnig dargestellt ist, haben die Alten nicht gekannt. In neuerer Zeit steht die Arbeit so hoch in Ehren, dafs wir auch die höchstgeartete praktische und theoretische Thätigkeit durch diesen Namen eher auszuzeichnen als herabzusetzen meinen. Wenn wir aber von arbeitenden Klassen reden, so verbinden wir mit dem Worte einen engeren Begriff. Im einzelnen ist dieser recht fliefsend; doch wird man den geltenden Vorstellungen wohl am besten gerecht, wenn man unter arbeitenden Klassen alle diejenigen Bevölkerungsschichten versteht, die um ihres Lebensunterhaltes willen zur Arbeit gezwungen sind und dabei weder auf Befriedigung des Ehrgeizes noch auf den Erwerb eines nennenswerten Wohlstandes hoffen können. Wir schliefsen also ein einerseits die auf ihr Gehalt angewiesenen Beamten, sofern nicht etwa die Aussicht auf glänzende Beförderung eine wesentliche Triebfeder ihrer Berufsthätigkeit ist, anderseits diejenigen Bauern und selbständigen Handwerker, die von ihrem Gut oder Gewerbe nur gerade mit ihrer Familie leben können. Wie die so umgrenzten Gruppen der Bevölkerung während des klassischen Altertums rechtlich und materiell gesichert, sozial und ethisch geachtet gewesen sind, das sind Fragen, die man nicht ernsthaft aufwerfen kann, ohne zugleich dem hellsten Licht und dem tiefsten Schatten der antiken Kultur gegenüberzutreten.[1])

---

[1]) Man kann diese Fragen heute nicht erörtern, ohne zu dem Vortrage von Eduard Meyer über die Sklaverei im Altertum und zu dem zuerst in der Zukunft erschienenen Abschnitte aus Jakob Burckhardts nachgelassener Griechischer Kulturgeschichte Stellung zu nehmen. E. Meyer will nichts davon wissen, dafs die Sklaverei ein Übel, die Lage der Arbeit im Altertum erniedrigender gewesen sei als in neuerer Zeit. Warum ich den glänzenden und bestechenden Deduktionen dieses hervorragenden Kenners doch nicht beistimmen kann, habe ich in einer Rezension dargelegt, die 1898 im Oktoberheft von Schmollers Jahrbuch erschienen ist. Jakob Burckhardt begnügt sich in seiner stolzen künstlerischen Beschränkung, Thatsachen zusammenzufügen, aus denen der Leser sich selbst ein Urteil bilden soll. Aber nach einzelnen verstreuten Bemerkungen und dem Aufbau des Stoffes kann die eigene Auffassung des Historikers nicht zweifelhaft sein; den Fluch der unfreien und entwürdigten, den Wert der freien und geachteten Arbeit hat kein Vorkämpfer des vierten Standes stärker empfunden als dieser Aristokrat des Geistes.

Beantworten lassen sich jene Fragen nur für solche Zeiten, aus denen litterarische Denkmäler vorliegen. Das älteste Werk der klassischen Litteratur sind die Homerischen Epen; in ihnen sprechen sich die Anschauungen einer Aristokratie aus, deren Standesgefühl sich auf Herkunft, Landbesitz und Kriegsthaten gründet. Das hindert nicht, dafs sich die Homerischen Helden auch auf alltägliche Arbeiten verstehen. Odysseus thut es als Landmann, Matrose und Zimmermann jedem gleich. Aber wer von solchen Arbeiten leben mufs, steht tief in der öffentlichen Achtung und auch in seiner Selbstachtung. Eumäus klagt, dafs Zeus einem die Hälfte der Tüchtigkeit an dem Tage nimmt, an dem man der Sklaverei unterworfen wird. Um zu schildern, wie trostlos sein Dasein im Hades ist, erklärt Achilles, er würde lieber im Lichte der Sonne bei einem armen Manne als Ackerknecht dienen als in der Finsternis allen Toten gebieten. Die Lage des Ackerknechtes galt ihm also als das Trostloseste, was es im menschlichen Leben gab. Und doch war er wohl noch immer besser daran als der Handwerker, der keinen festen Wohnsitz hatte. Mehr als Wohnung und Kost bekamen die Gewerbetreibenden, die von Haus zu Haus gerufen wurden, wohl schwerlich; und als solche Gewerbetreibende (*δημιοεργοί*) wurden ohne Unterschied Schmied, Sänger und Arzt aufgezählt.

Noch schroffer als in den ionischen Kolonien, den Heimstätten der Homerischen Poesie, war der Gegensatz der besitzenden und arbeitenden Klasse in den auf Eroberung gegründeten dorischen Staaten, vor allem in Sparta. In Sparta war es ausdrücklich charakteristisch für den Vollbürger, dafs er nicht arbeitete. Die einzigen eines freien Mannes würdigen Beschäftigungen waren Jagd und Krieg. Die Güter des herrschenden Standes wurden von einer rechtlosen Masse bearbeitet, die jeder Willkür und Laune preisgegeben war. Wer von seinem durch Sklaven bearbeiteten Besitz den Beitrag zu den gemeinsamen Mahlzeiten nicht mehr bestreiten konnte, schied aus der herrschenden Bürgerschaft aus. Die herkömmliche und gesetzmäfsige Einfachheit der Lebensweise machte es unmöglich, dafs sich ein Stand industrieller Arbeiter überhaupt bildete.

Auch in den übrigen Landschaften von Hellas wurde während der ersten Jahrhunderte nach der griechischen Völkerwanderung der ärmere Teil der Bewohner hart bedrückt. Eine Stimme aus dieser Volksschicht ist die Poesie Hesiods; mitten heraus aus Not und Mifsachtung verkündet sein Gedicht 'Werke und Tage' die Würde und den Segen der Arbeit. Die rechtsprechenden Fürsten werden von ihm als bestechliche Beuger des Rechtes hart angegriffen. Aber der Dichter beneidet sie nicht um ihre Macht und ihr Vermögen. Er weifs, dafs die Hälfte mehr ist als das Ganze, dafs ein mühsam erarbeiteter Wohlstand mehr beglückt als ein ohne Verdienst ererbter oder geschenkter Reichtum. Seinem Bruder Perses, der es für vornehmer hält, sich durch Prozefs unredlich zu bereichern, als im Schweifse seines Angesichtes zu arbeiten, hält Hesiod die goldenen Worte entgegen: 'Keine Arbeit ist Schande, nur der Müfsiggang ist Schande.'

Die Anschauungen, die Hesiod in der Poesie vertrat, wurden in anderen

Landschaften, die mehr als Böotien an der industriellen Produktion und am überseeischen Handel Anteil nahmen, zu praktischer Geltung gebracht. Durch Handwerk und kaufmännischen Verkehr gewann ein Teil der unterthänigen Bevölkerung eine materielle Existenz, die es ihm ermöglichte, mit dem Adel um eine Besserung seiner politischen Lage zu kämpfen. Die Tyrannen wurden durch diese Bewegung an die Spitze des Staates und der Gesellschaft gehoben. Überall vertraten sie die Interessen der freien Arbeit. Hier ist es mehr die arme Landbevölkerung, dort mehr der städtische Handwerkerstand, der ihren Schutz erfährt. Schon wurde die Arbeit des Bürgers durch die Konkurrenz der billigen Sklavenarbeit bedroht. Deshalb wurde in Korinth für die Zahl der Sklaven, die in demselben Betriebe beschäftigt werden durften, ein Maximum festgesetzt. Am nachhaltigsten und erfolgreichsten war die soziale Umwälzung in Athen. Von Solon bis Perikles vollzieht sich eine nur vorübergehend unterbrochene Hebung der arbeitenden Klassen. In Athen wurde ein Gesetz gegeben, das den Gedanken Hesiods über die Würde der Arbeit in die Sprache des Rechts übertrug: wer keine Arbeit nachweisen konnte, durch die er seinen Lebensunterhalt erwarb, war mit dem Tode oder wenigstens (nach einer anderen Überlieferung) mit dem Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte bedroht. Ein Vater, der seine Söhne nichts für ihren Lebenserwerb hatte lernen lassen, verlor dadurch den Anspruch, im Alter von ihnen versorgt zu werden. Während im allgemeinen die Naturalisierung unmöglich war, wurde sie ausländischen Handwerksmeistern, die ihren Betrieb nach Athen verlegten, in Aussicht gestellt.

Diese Gesetze, die die Arbeit im Prinzip zu Ehren brachten, hatten praktischen Erfolg nur deshalb, weil die wirtschaftliche Entwickelung unter dem Einflusse weitblickender und thatkräftiger Staatsmänner einen Verlauf nahm, der das Recht auf Arbeit in einem Maſse zur Geltung brachte, wie es vielleicht niemals früher oder später geschehen ist. Während zur Zeit Solons die wohlhabende Klasse die Tendenz hatte, den Bauern von seinem Gute zu verdrängen und den freien Pächter zum Lohnsklaven herabzudrücken, wuchs unter dem Szepter der Peisistratiden ein zahlreicher Stand kleiner Grundbesitzer heran. Viele Stellen, die bis dahin unbebaut gewesen waren oder nur dürftige Gerstenfelder getragen hatten, wurden jetzt mit Hacke und Spaten zu Öl- und Weinpflanzungen umgearbeitet. Ein Teil des Bauernstandes wurde auch in Kolonien untergebracht. Gleichzeitig erhielten auch städtische Arbeiter Gelegenheit zu reichem Verdienst. Der attische Export hob sich; in der Stadt wurden groſsartige Tempel erbaut, deren Inneres zahlreiche Weihgeschenke schmückten. Es scheint aber doch, daſs die industrielle Arbeit der landwirtschaftlichen nicht gleich geachtet war. Während das Land jetzt groſsenteils von freien Eigentümern bebaut wurde, bestand von den städtischen Arbeitern ein groſser Teil aus Sklaven oder Metöken. So blieb es auch, als nach den Perserkriegen der materielle Aufschwung Athens seinen Höhepunkt erreichte. In der Perikleischen Zeit war Athen der Mittelpunkt des Handels auf dem Ägäischen Meere. Wer etwas kaufen oder verkaufen wollte, muſste den athenischen Produzenten oder Zwischenhändlern zu verdienen geben. Innerhalb des

ganzen attischen Machtbereiches bestanden Ansiedelungen athenischer Bürger. Die Zunahme der Bevölkerung von Athen scheint eine weitere Zersplitterung des Grundbesitzes und den Übergang zu noch intensiverem Anbau herbeigeführt zu haben.

An dieser wirtschaftlichen Herrschaft hatten alle Stände ihren Anteil, der Kapitalist, der kleine Eigentümer und der freie Lohnarbeiter; auch der ärmste Athener fühlte sich als Mitbeherrscher von Hellas. Mit der materiellen Hebung der arbeitenden Klassen war die politische Emanzipation Hand in Hand gegangen. Schon Solon hatte in Volksversammlung und Volksgericht allen Bürgern gleiches Stimmrecht gegeben. Aber das Stimmrecht war wertlos gewesen, solange die Abhängigkeit des gemeinen Mannes im materiellen Leben und in den lokalen Verbänden fortbestand. Deshalb war es der Anfang der Demokratie, als Kleisthenes die Macht des Adels in den Gemeinden brach. Vollendet wurde die Demokratie, als man die Behörden und Beamten zu Organen herabdrückte, die nur den Willen der Volksversammlung und der Volksgerichte zu vollstrecken hatten, und als Perikles eine Soldzahlung einführte, die es auch dem Ärmsten ermöglichte, einen Platz im Volksgerichte einzunehmen. Die Absicht bei der Einführung des Richtersoldes war keineswegs, den besitzlosen Klassen auf Staatskosten einen mühelosen Erwerb zu verschaffen. Vielmehr war der Richtersold unbedingt notwendig, wenn nicht trotz aller formellen Rechte thatsächlich der Arbeiter von der Ausübung dieses wichtigsten Bürgerrechtes ausgeschlossen sein sollte. Denn er konnte den Arbeitslohn eines Tages nicht ohne Entschädigung entbehren. Wenn Thukydides den Perikles richtig verstanden hat, so war es diesem Staatsmanne nicht sowohl darum zu thun, die mittellosen Bürger materiell zu versorgen, als vielmehr darum, alle verwendbaren Kräfte zum Dienste des Staates heranzuziehen. Die Voraussetzung war dabei, dafs diese achtungswerten, aber mittelmäfsigen Intelligenzen sich willig der Leitung des besten Mannes unterordneten. Diese Voraussetzung hat freilich nur für kurze Zeit zugetroffen. Die Athener fanden es bald bequemer, ihr Brot durch Ausübung ihrer Hoheitsrechte zu verdienen als sich im Schweifse ihres Angesichtes abzumühen. Die Mittel zur Versorgung des souveränen Volkes sollten die unterthänigen Bundesgenossen hergeben. Deshalb mufsten, auch abgesehen von der Kriegsnot, die Tribute wiederholt erhöht werden. Deshalb neigte der Spiefsbürger zu den abenteuerlichsten Projekten von Machterweiterung. Von diesen Athenern konnte man nicht mehr sagen, was Perikles in der Thukydideischen Leichenrede an seinen Mitbürgern rühmt, dafs bei ihnen allein nicht der Arme als solcher verachtet sei, sondern nur, wer nicht der Armut durch Arbeit zu entgehen suche. Sie sehen ihren Stolz nicht mehr in der Arbeit. Die überliefsen sie lieber den Sklaven und Metöken. Jeder fühlte sich als Mitherr des attischen Reiches und teilte im Grunde seiner Seele den plutokratischen Hochmut gegen jegliche Arbeit, aus dem heraus sein reicher Mitbürger auf ihn herabsah.

Immerhin hatte dieser Hochmut bei dem wohlhabenden Athener einen besseren Sinn. Denn er gründete sich bei ihm auf eine Überlegenheit der

Bildung. Einst war es die geniale That Solons gewesen, die altaristokratische gymnastische Jugendbildung durch Einrichtung der öffentlichen Gymnasien dem Manne aus dem Volke zugänglich zu machen. Dadurch hatte er die Annäherung der Stände im folgenden Jahrhundert vorbereitet.[1]) Nun entwickelte sich unter dem Einfluſs der aus Ionien eindringenden Sophistik von neuem eine bevorzugte Ausbildung und zwar diesmal nicht des Körpers, sondern des Geistes. Die sophistische Bildung war schon allein aus dem Grunde auf die besitzenden Klassen beschränkt, weil ihre Lehrmeister für ihren Unterricht Geld, zuweilen recht viel Geld nahmen. Die Überlegenheit, die eine logische Schulung des Geistes gewährte, verwandten die Jünger der neuen Weisheit zunächst, um das Recht des Stärkeren praktisch rücksichtslos auszuüben und theoretisch zu rechtfertigen. Diese Philosophen des Egoismus hatten in ihrem System für den Wert der Arbeit keinen Platz. Auch vor der Arbeit der Lehrer, denen sie die Kühnheit ihres Denkens und Wollens verdankten, hatten sie keine wirkliche Achtung. Wohl verdienten die Sophisten ungeheure Summen, wohl waren sie vielumworbene Gäste der vornehmen Häuser. Aber der vornehme Athener sah sie an wie noch heute der englische Aristokrat den berühmtesten Schauspieler oder Sänger, als Prunkstück seines Salons, aber nicht als gesellschaftlich ebenbürtig. Wie wenig der Adel geistiger Produktion von den vornehmen Griechen empfunden wurde, dafür ist recht bezeichnend eine Äuſserung, die freilich erst von Plutarch überliefert ist, aber gerade dem gröſsten Künstler der Perikleischen Zeit gilt. Es heiſst da: Jeder junge Mann aus guter Familie würde die Werke eines Phidias bewundern, aber keiner würde wünschen, sie selbst geschaffen zu haben. Daſs auch in der Perikleischen Zeit geistige Arbeit nicht wesentlich höher geschätzt wurde als körperliche, dafür spricht manches. Der Sprachgebrauch bezeichnete die höchste Kunst und das niedrigste Handwerk mit demselben Ausdruck *τέχνη*. Auf den Rechnungen des athenischen Staatshaushalts sind die Löhne der Baumeister nicht wesentlich höher als die der Handarbeiter. Es scheint, daſs das Prinzip der demokratischen Gleichheit einer Bevorzugung der geistigen Arbeit im Wege stand. So hinderte die Demokratie, daſs sich die bestberechtigte von allen Aristokratien, die Aristokratie des Verdienstes, ausbildete, während sie die bedenklichste Oligarchie, die Geldoligarchie, in ihrer Entwickelung eher begünstigte.

Die demokratische und oligarchische Machtpolitik litten beide Schiffbruch, die demokratische durch den traurigen Ausgang der sizilischen Expedition und seine traurigeren Folgen, die oligarchische durch den gewaltsamen und zum

[1]) Auf die Bedeutung dieser Anordnung hat Schmoller in seinen Betrachtungen über die Arbeitsteilung (Jahrbuch XIV 104) mit Nachdruck hingewiesen. Es ist nicht die einzige Anregung Schmollers, die in dem obigen Versuche verwertet ist. Wie Schmoller durch Umfassung eines räumlich und zeitlich ausgedehnten geschichtlichen Stoffes, durch gleichzeitige Betrachtung der verschiedensten Lebensgebiete die Möglichkeit gewinnt, aus dem bunten Wechsel der Erscheinungen das Bleibende und Wesentliche auszuscheiden, so helfen nun umgekehrt seine durch Vergleichung gefundenen allgemeinen Anschauungen, die Eigenart einer besonderen Entwickelung zu verstehen.

Schlufs kläglichen Verlauf der Revolutionen von 411 und 404. An diesen Umwälzungen hatte Sokrates seine Beobachtungen gemacht, die ihn dazu führten, das Glück und den Wert des Menschen in etwas anderem zu suchen als in Macht und Reichtum. Er ehrte den Arbeiter, aber eben nur als Arbeiter.[1]) Er eignete sich Hesiods Satz an, dafs keine Arbeit schändet. Er sah in der Tüchtigkeit zur Arbeit die positive Grundlage der Unabhängigkeit, wie in der Fähigkeit zum Entbehren die negative. Darum hätten die arbeitenden Klassen in seinen Augen nichts an Wert verloren, wenn sie den Einflufs auf die Politik solchen überlassen hätten, die gerade für diese Thätigkeit befähigt und vorgebildet gewesen wären. Der Schuster sollte bei seinem Leisten bleiben; wer den Staat leiten wollte, der sollte etwas vom Staat verstehen. Dies Verständnis sprach aber Sokrates den Politikern ab, die in der Tagespolitik glänzten. Denn sie verstanden sich, wie ihm schien, weder auf ihren eigenen Vorteil noch auf den der Massen, die sie beherrschen wollten. Um zu herrschen, wandten sie Mittel an, durch die sie zu Sklaven eigener und fremder Begierden wurden.

Die athenischen Handwerker haben es Sokrates nicht gedankt, dafs er ihr Gewerbe zu Ehren bringen wollte. Sie konnten es ihm nicht vergeben, dafs er sie von einer Thätigkeit abmahnte, in der sie ihre Hauptwürde sahen. Die Männer, die die Sokratischen Gedanken aufnahmen, gehörten den vornehmen Ständen an. Bei der Fortbildung, die die Ideen des Meisters durch sie erfuhren, verkümmerten unmerklich die Anregungen zu einer Würdigung der Arbeit, während andere Gedankenelemente in den Vordergrund traten, die geeignet waren, den Wert der Arbeit herabzusetzen. Xenophon war seiner Natur nach Soldat und Sportsmann. Ihm sagte es zu, wenn Sokrates zur Stählung des Körpers und zum Aushalten von Strapazen ermahnte. Die Handwerker, die durch ihren Beruf an einer allseitigen Ausbildung des Körpers gehindert wurden, konnten ihm keine Achtung abgewinnen. Der soziale Wert ihres Thuns kam ihm deshalb nicht zu Bewufstsein, weil er, der eigenen Natur und Sokratischen Lehren folgend, sich von den Bedürfnissen, deren Befriedigung die industrielle Arbeit diente, möglichst frei zu halten suchte. Nur die Landwirtschaft schätzte er höher. Sein Ideal ist der wohlhabende Landmann, der sich durch seinen Reichtum nicht verweichlichen läfst, sondern sich um jede Einzelheit in seiner Wirtschaft kümmert und alle Strapazen seiner Leute teilt.

Wie von Xenophon vergröbert so wurde Sokrates von Plato verfeinert. Aber eben die Platonische Feinheit und Vornehmheit vermochte einer so derben Sache wie der Arbeit des *βάναυσος* nicht gerecht zu werden. Wohl sollte in

[1]) Das hat Döring, Lehre des Sokrates als soziales Reformsystem 387 ff. treffend nachgewiesen. Dieser Nachweis behält seinen Wert auch für den, der Dörings Hypothese von grofsen sozialpolitischen Reformprojekten des Philosophen ablehnt. Was Sokrates reformieren wollte, waren die herrschenden ethischen Anschauungen und die durch diese Anschauungen bestimmten Richtungen des Willens. Wenn diese von innen heraus umgewandelt waren, so ergab sich die Besserung der äufseren Zustände von selbst. — Treffender und lebensvoller als Döring hat Pfleiderer in seinem Buche 'Sokrates und Plato' die aus dem Leben lernende, auf das Leben wirkende und dabei doch dem öffentlichen Leben abgewandte Lehr- und Denkweise des attischen Weisen gezeichnet.

seinem Idealstaate auch der Nährstand eine gesicherte Existenz haben. Aber seine Hauptaufgabe war doch die, den Weisen alle Gedanken an das Materielle so fern wie möglich zu halten, damit sie sich ungestört in das Anschauen der Ideen vertiefen und daraus die besten Grundsätze auch für die Leitung des Gemeinwesens gewinnen konnten; dafs Sokrates seine wertvollsten Gedanken gerade aus der Betrachtung niederer Arbeiten abgeleitet hatte, darauf nahm Plato keine Rücksicht.

Die Geringschätzung der Arbeit ist für die griechische Philosophie charakteristisch geblieben; Aristoteles vermag einen Staat, in dem Handwerker das Bürgerrecht haben, nicht als gut anzuerkennen. Denn die gebückte Haltung des Körpers, die bei den meisten Handwerkern nötig ist, bewirkt seiner Meinung nach notwendig auch eine Krümmung und Mifsbildung der Seele. Die landwirtschaftliche Arbeit schätzt auch er höher. Darum ist er auch eher geneigt, den kleineren Landwirten das Bürgerrecht einzuräumen. Aber zum Herrschen berufen ist auch ihm nur, wer durch keine materiellen Sorgen hinabgezogen wird.

Die Geringschätzung der Mühseligen und Beladenen finden wir auch bei den Stoikern und Epikureern, die sich während der hellenistischen und römischen Zeit in die Herrschaft über die gebildete Gesellschaft teilten. Diese beiden Schulen, die trotz aller Gegensätze so viel Gemeinsames hatten, wandten sich an Individuen, die die Wahl hatten zwischen dem Luxus, sich beständig mit sich selbst zu beschäftigen und einer souveränen Thätigkeit grofsen Stils. Das Leben der Lohnarbeiter erschien dem nach dem Selbstgefühl vornehmer Tugend strebenden Stoiker als geringwertig, dem ruheliebenden Epikureer als bedauernswert.

Die politische und wirtschaftliche Entwickelung des IV. und III. Jahrh. war in der That nicht geeignet gewesen, einen selbstbewufsten Stand freier Arbeiter auszubilden, der dem denkenden Beobachter Achtung abnötigte. Die athenische Bürgerschaft des IV. Jahrh. ward ihrer Souveränität nicht weniger froh als die des V., und da die politischen Verhältnisse es nicht mehr möglich machten, unterthänige Bundesgenossen zu unterdrücken und sich aus ihren Tributen bezahlt zu machen, so wandte sich die Ausbeutungslust der ärmeren Klassen jetzt gegen die wohlhabenden Stände. Ja sie wurden dazu durch bittere Not gezwungen; denn die Erwerbsverhältnisse waren wesentlich verschlechtert. Der athenische Bauernstand war durch den Peloponnesischen Krieg ruiniert. Der Grund und Boden konzentrierte sich in wenigen Händen. Die Industrie arbeitete mehr und mehr mit Sklaven. Der freie Arbeiter fand immer weniger Gelegenheit, etwas zu verdienen. Was blieb da übrig, als das System der öffentlichen Besoldungen noch schamloser auszudehnen? Es wurde jetzt Sold gezahlt auch für den Besuch der Volksversammlung. Die Zahlungen beim Theaterbesuch erreichten eine solche Höhe, dafs sie für den armen Bürger eine schätzenswerte Einnahme, für die Staatskasse eine gefährliche Belastung darstellten. Um Mittel für diese Ausgaben zu gewinnen, mufste man die grofsen Vermögen unmäfsig besteuern. Wer aber nicht obenein freiwillig etwas für das Wohl des Volkes leistete, der mufste darauf gefafst sein, dafs eines Tages

unter irgend einem Vorwande eine Anklage gegen ihn erhoben wurde, die Verurteilung und Vermögenskonfiskation nach sich zog. Daneben gab es auch private Wege, den Reichen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Sykophanten bedrohten wohlhabende Mitbürger mit Denunziationen und liefsen sich dann ihr Schweigen bezahlen. Andere verkauften ihre Stimme im Gerichtshofe. Diese illegitimen Wege des sozialen Ausgleiches waren eben unvermeidlich, weil der Mehrzahl der Bürger ein legitimer Anteil an dem trotz des politischen Niederganges wieder steigenden Wohlstande der Kapitalisten fehlte. Noch schlimmer als in Athen stand es in den überwiegend agrarischen Teilen von Hellas. Auch hier wurde der kleine Grundbesitz verdrängt. Auch hier nahm die Sklavenarbeit überhand. Die brotlosen Bewohner dieser Landschaften lieferten das Menschenmaterial für die Söldnerheere.

Der überschüssigen Bevölkerung wurde ein weites Gebiet eröffnet, als Alexander d. Gr. den Orient eroberte. Wer jetzt Gelegenheit zum Broterwerb suchte, fand sie reichlich in den neugegründeten Griechenstädten. Aber eben zu reichlich. Die Auswanderer waren nicht zufrieden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sondern wollten Vermögen erwerben. Wem das mifslang, der fand nicht Befriedigung in einer bescheidenen Lebensstellung, sondern mufste in eigener und fremder Achtung sinken. Der Anteil der Sklaven an der Güterproduktion war durch die Erschliefsung des Orients noch gesteigert. Dadurch haftete der körperlichen Arbeit ein immer ärgerer Makel an. Die griechische Stadtverfassung wurde in der Mehrzahl der hellenistischen Staaten beibehalten. Das war dem Selbstgefühl der Hellenen gegenüber sicherlich von Alexander und seinen Nachfolgern treffend berechnet. Aber es hatte zwei Übelstände. Da das Staatsgebiet in Stadtbezirke mit autonomen Behörden zerfiel, so konnte sich kein zentralistisches Beamtentum in gröfserem Umfange ausbilden; so fehlte den arbeitenden Klassen diese obere Schicht. Anderseits hatten in den einzelnen Gemeinden nur diejenigen Mufse zu öffentlicher Thätigkeit, die zu den oberen Zehntausend gehörten. Nur Ägypten macht eine Ausnahme. Hier wurde die durch die Natur des Landes gebotene straffe Zentralisation beibehalten. Hier gab es einen arbeitsamen Beamtenstand in reicher Abstufung von Rang und Einkommen. Hier nahm auch die geistige Arbeit einen berufsmäfsigen Charakter an. Die Munifizenz der Fürsten ermöglichte es mittellosen Gelehrten, ihre Kraft in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Und neben den bahnbrechenden Geistern dieser Zeit stand die gröfsere Zahl von Handlangern, deren Aufgabe es war, durch treufleifsige Sammlung und Ordnung des Materials an der Lösung von Problemen mitzuarbeiten, die sie selbst nicht gestellt hatten.

In diesem Zustande befand sich die griechische Welt, als sie mit den Römern in Berührung kam. Bei den Römern ruhten soziales Ansehen und politische Rechte von jeher auf dem Grundbesitz. Die Masse der freien Bauern bildete den Kern des Heeres und der Volksversammlung. Hinter ihnen traten die städtischen Handwerker und die freien Hintersassen der grofsen Gutsherrn zurück. Die Mehrzahl der Bauern war so gestellt, dafs sie im wesent-

lichen nur mit der Arbeitskraft ihrer Familie wirtschafteten. Sklaven konnte es vor dem Aufkommen der Geldwirtschaft nicht viele und jedenfalls nur in reichen Häusern geben. Zäh und erfolgreich hat der römische Bauernstand die Freiheit seiner Arbeitskraft gegen die Übergriffe der Grofsgrundbesitzer verteidigt. Der Ständekampf, der die ersten Jahrhunderte der römischen Republik erfüllte, war im wesentlichen ein Kampf der Kleinbauern mit ihren Bedrängern. Die Gegner waren darum so gefährlich, weil sie zugleich Grofsgrundbesitzer und Kapitalisten waren, mithin dem kleinen Grundbesitz zugleich als stärkere Konkurrenten und als Gläubiger gegenüberstanden. Die Kleinbauern haben ihre Stellung formell gesichert durch politische Rechte; sie haben sie materiell befestigt durch die Eroberung Italiens, die dem Frieden im Ständekampf folgte. Dafs die Unterwerfung Italiens ein Mittel war, die bis dahin widerstreitenden Interessen der grofsen und kleinen Grundbesitzer auf erobertem Boden gleichzeitig zu befriedigen, hat Nitzsch in seiner zu wenig beachteten Geschichte der römischen Republik trefflich dargelegt. Die Ausdehnung des römischen Gebietes brachte die Gefahr mit sich, dafs wie in Athen so auch in Rom der städtische Arbeiterstand das Übergewicht in der Volksversammlung erhielt. Denn da die Bauern von entlegenen Gütern nur ausnahmsweise den weiten Weg zur Hauptstadt zurücklegen konnten, so war zu befürchten, dafs häufig die Abstimmung von den besitzlosen Bürgern aus der Stadt beherrscht würde. Und dabei hat die Stadtbevölkerung von Rom niemals auch nur annähernd die geistige und moralische Schwungkraft besessen, die der athenischen ein gutes Recht auf Berücksichtigung ihrer Interessen gab. In Rom lebten vornehmlich Freigelassene, die auf Rechnung ihrer ehemaligen Herren ein kleines Geschäft betrieben. Die Handwerker arbeiteten nur für den einheimischen Bedarf; eine exportierende Industrie hat es so gut wie gar nicht gegeben. Der Gefahr, die von einem Übergewicht der städtischen Freigelassenen drohte, beugte die Eigentümlichkeit der römischen Volksversammlung vor, dafs nicht nach Köpfen, sondern nach lokalen Bezirken abgestimmt wurde. Die ganze städtische Bevölkerung wurde auf vier Bezirke beschränkt. Mochten nun auch aus einem weit entfernten Landbezirk nur drei Mitglieder erscheinen, so wog die Stimme dieser drei so viel wie die vielleicht tausend Stimmen, die einen städtischen Bezirk vertraten.

So blieb der kleinere Grundbesitz der entscheidende Faktor im römischen Staate. Eine neue Gefahr brachte ihm erst die Ausdehnung der römischen Herrschaft über die Grenzen von Italien. Die Eroberung Siziliens und des Keltenlandes beschwor den zweiten Punischen Krieg herauf. Wohl bestand das italische Gemeinwesen die harte Probe, auf die seine Festigkeit von dem überlegenen Genie Hannibals gestellt wurde. Aber der römische Bauernstand hatte die Kosten zu zahlen. Seine Äcker waren jahrelang verwüstet, die wertvollsten Arbeitskräfte waren ihnen entzogen worden. Nicht ohne Grund schonten nach dem Frieden mit Karthago die leitenden Politiker die militärischen Kräfte des Volkes. Nur schwer entschlossen sie sich, das fast wider Willen den Römern zugefallene Spanien ernstlich zu unterwerfen. Nur behut-

sam griffen sie in die orientalischen Wirren ein. Aber es gab in Rom einen Stand, dem es um Ausdehnung des römischen Machtbereiches unbedingt zu thun war: die Ritter. So nannte man die Steuerpächter und die sonstigen Finanzleute, die vom Senat und den höheren Ämtern gesetzlich ausgeschlossen waren; sie drängten auf immer weitere Eroberungen, um immer neue Provinzen aussaugen zu können. Sie trieben es zum Kriege gegen Perseus von Macedonien. Wohl vereinigte sich nach dem Siege ihnen gegenüber Cato mit seinen alten Gegnern, den Scipionen. Noch einmal verhinderten sie die Ausdehnung des unmittelbar römischen Gebietes. Aber was sie nicht verhindern konnten, war der Niedergang der freien Arbeit. Auf Delos wurde ein Sklavenmarkt eingerichtet. Von hier strömten jetzt Jahr für Jahr Mengen orientalischer Sklaven nach Italien und Sizilien. Mit Sklaven wirtschaftete man billiger als mit den bisher noch immer zahlreichen freien Tagelöhnern. Denn den Luxus von Frau und Kindern brauchte der Herr dem Sklaven nicht zu gestatten. Es war nur eine Frage kaufmännischer Berechnung, ob ein im Hause gezüchteter oder auf dem Markte erstandener Sklave mehr Geld kostete. So wurden die freien Arbeiter und Pächter von den grofsen Gütern verdrängt. Der Import des billigen Getreides aus den Provinzen machte es jetzt an manchen Stellen rätlich, vom Getreidebau zur Viehzucht überzugehen. Das erschwerte den kleinen Grundbesitzern, die sich bis dahin mühsam behauptet hatten, noch mehr ihre Stellung. Wo sie Gelegenheit fanden, verkauften sie ihre Güter. Und die Gelegenheit wurde ihnen reichlich geboten. Die in den Provinzen erworbenen Gelder liefsen sich nicht sicherer anlegen als in italischem Grundbesitz. Die von ihren Gütern verdrängten Bauern strömten in Rom zusammen. Aber auch hier fanden sie keine Gelegenheit zu sicherem Erwerb. Wohl hatten Industrie und Handel sich in der Stadt gehoben. Aber diese Erwerbszweige waren in den Händen von Freigelassenen, hinter denen Amtsadel und Geldadel mit ihrem Einflufs und Vermögen standen. Das römische Recht gestattete jedem Bürger, einem Sklaven durch die Freilassung die volle Rechtsfähigkeit im Erwerbsleben zu gewähren. So wurde es üblich, dafs angesehene und reiche Römer einträgliche Geschäfte, die sie im eigenen Namen nicht treiben mochten oder durften, durch Freigelassene führen liefsen, die ihnen das geliehene Betriebskapital reichlich verzinsten. Mit so ausgerüsteten und gedeckten Geschäftsleuten konnten die mittellos zuwandernden Bauern nicht konkurrieren. So erwuchs der Notstand, dem die Gracchen abzuhelfen trachteten.

Die Möglichkeit der Abhilfe lag vor. Noch bestand das römische Volk zum grofsen Teil aus depossedierten Bauern, die die Aussicht auf ein neues, gesichertes Gut dankbar ergriffen. In den Provinzen besafs der Staat ein ausgedehntes Gebiet für Kolonisation. So hätte man die alten Mittel zur Befestigung des Bauernstandes in gröfserem Stile aufnehmen können. Aber die entscheidenden Faktoren haben sich geweigert, die Provinzen zur Kolonisation herzugeben. Es scheint, dafs Senat und Ritter, so sehr sie durch den Streit um die Gerichte entzweit waren, doch einmütig zusammenstanden in dem Entschlufs, die Provinzen der Ausbeutung der Beamten und Geschäftsleute vor-

zubehalten, dem römischen Landmann keinen Anteil an der mit dem Blute seiner Vorfahren erworbenen Beute zu gönnen.

So wurde auch in Rom der Mehrzahl des Volkes die Gelegenheit zu ehrlichem Erwerb verschlossen; auch hier ward sie auf illegitime Wege angewiesen. Aus den staatlichen Speichern wurde Getreide an die Bürger zu mäfsigen Sätzen abgelassen, und die Agitatoren der verschiedenen Parteien wetteiferten darin, immer geringere Preise für das vom Staat verkaufte Getreide zu beantragen. Aber auch das billigste Getreide war doch immer nur für den zu erschwingen, der auf irgend eine Weise zu Gelde kam. Wie aber sollte der vollfreie Bürger, der seine Arbeit überall von der der Sklaven und Freigelassenen verdängt sah, auch nur das Nötigste verdienen? Dazu bot ihm der politische Parteikampf die Gelegenheit. Er verkaufte seine Stimme in der Volksversammlung. Er zog im Gefolge irgend eines Politikers umher, der sich um ein Amt bewarb und durch die Zahl der ihn begleitenden Anhänger den Eindruck grofsen Ansehens machen wollte. Er erbot sich wohl auch, mit der Faust dreinzuschlagen, wenn, wie dies immer häufiger geschah, ein politischer Kampf mit Gewalt entschieden wurde. Alle Parteien, die konservativsten und gesetzlichsten Politiker eingeschlossen, sahen sich genötigt, diese Elemente zu erkaufen, wenn sie etwas erreichen wollten. So verwandelten sich die Nachkommen der kernigen Bauern in ein käufliches Gesindel, das aus den bürgerlichen Ehrenrechten eine Erwerbsquelle machte. Diesem Notstande gegenüber war es eine rettende That, als Marius der mittellosen Bevölkerung in der Armee eine Versorgung bot. Während bisher nur solche Bürger zum Kriegsdienst ausgehoben worden waren, die ein Minimum von Besitz nachweisen konnten, bildete Marius seine Heere aus Proletariern. Die späteren Feldherren sind ihm darin gefolgt. Damit war freilich eine neue Gefahr gegeben, denn die Söldner, die ihre Haut zu Markte trugen, folgten dem Führer, der ihnen am meisten zu bieten hatte, unbekümmert darum, für welche Zwecke er sie gebrauchte. Den militärisch organisierten Proletariermassen gegenüber waren Senat und Volksversammlung machtlos. Sie konnten keinen Beschlufs verweigern, den ein siegreicher Feldherr ihnen zumutete. Sulla war der erste, der die Habsucht seiner Soldaten durch Hinmorden und Ausrauben der besitzenden Klassen, besonders der Ritter, befriedigte. Aber die auf geraubtem Boden angesiedelten Veteranen waren nicht der Stamm eines neuen Bauernstandes. Die mühselige Arbeit des Landmannes war zu wenig nach ihrem Sinne. Viel bequemer war es, sein Gut zu verkaufen und den Erlös in der Stadt durchzubringen. So wuchs das städtische Proletariat von neuem an. Dazu kamen die Neubürger, denen infolge des Bundesgenossenkrieges die Vorzüge und Gefahren des Bürgerrechtes zugefallen waren. Besser als unter den Römern hatte sich unter den Bundesgenossen ein freier Bauernstand behauptet. Nun traten die Bundesgenossen gerade in dem Augenblick in die Bürgerschaft ein, wo auch sie durch den vorangegangenen Krieg zerrüttet waren. So gewann man auch in ihnen keine widerstandsfähige Klasse freier Arbeiter. Sie konnten jetzt die Übel nur vermehren, die sie vielleicht zu heilen berufen gewesen

wären, wenn man ihr Verlangen nach dem Bürgerrecht früher und bereitwilliger befriedigt hätte. Auch sie vermehrten die Massen, die den demokratischen oder oligarchischen Bandenführern folgten oder sich für den Kriegsdienst anwerben liefsen. Die besitzenden Klassen zitterten beständig in dem Gedanken, ein siegreicher Feldherr könne das Beispiel Sullas nachahmen. Cäsar hat es nicht nachgeahmt. Er traute sich zu, der sozialen Not ohne soziale Revolution abzuhelfen und auf dem Boden der Provinzen einen neuen Stand freier Bauern zu schaffen, wie er sich auf dem fruchtbaren Boden der Poebene trotz aller Ungunst der Verhältnisse zu entwickeln vermocht hatte. Erst Augustus hat seinen Plan ausgeführt, und auch er erst, nachdem er noch einmal der Habsucht der Soldaten friedliche Besitzer geopfert hatte.

Mit Cäsar und Augustus beginnt eine neue Periode der Kolonisation. Verödete Strecken Italiens wurden neu besiedelt. Die Provinzen des Westens wurden der Kultur und der Niederlassung römischer Bürger erschlossen. Der ausgediente Soldat erhielt als Lohn Land angewiesen, aber Land, das keinem friedlichen Eigentümer genommen zu werden brauchte. Der neue Bauernstand in den Provinzen konnte die freie Arbeit zu Ehren bringen und der römischen Gesellschaft ein festes Fundament werden. Ist diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden? Wohl haben Cäsar und Augustus den anscheinend unaufhaltsamen Niedergang der alten Welt um einige Jahrhunderte hinausgeschoben, verhindert haben sie ihn nicht.

Dieselben Kräfte, die der freien Arbeit bisher verderblich gewesen waren, wirkten fort: der Landhunger des Kapitals und die Sklavenwirtschaft. Dabei leisteten die neuen Besitzer in den Provinzen keinen so zähen Widerstand wie einst die altrömischen Bauern; die Veteranen, die nach jahrzehntelangem Kriegsdienst in den Besitz eines Gutes kamen, konnten, wie sich schon zur Zeit Sullas gezeigt hatte, an dem neu erworbenen Grund und Boden nicht mit der Leidenschaft hängen wie die früheren Bauern an ihrem ererbten Eigentum. So wurde es dem Kapital nicht schwer, immer von neuem die kleinen Güter aufzukaufen und grofse Grundherrschaften zu erwerben. Es kam dahin, dafs die Hälfte der Provinz Afrika sich im Besitze von sechs Gutsherren befand. Wer sein Land verkauft hatte, zog wieder in die Stadt, mochte es nun Rom sein oder eine der stark anwachsenden Provinzialstädte. Hier fehlte es noch immer an Gelegenheit zu regelmäfsigem Verdienst, weil die Arbeit der Sklaven und Freigelassenen billiger und besser organisiert war. Nur durch grofsartige Wohlthätigkeit aus öffentlichen und privaten Mitteln konnten die Massen der städtischen Proletarier erhalten werden. Die grofsen Vermögen wurden damals entschieden gemeinnütziger verwandt als in neuerer Zeit. Die Ausgaben für Privatluxus waren mäfsig im Vergleich zu den Summen, die für Volksbelustigungen, Volksspeisungen, Anlage von Bädern und andere Werke der allgemeinen Wohlfahrt ausgegeben wurden. Aber diese anscheinend uneigennützige Verwendung des Reichtums wirkte verderblicher als der egoistische Luxus neuerer Zeit. Der Privatluxus der Einzelnen beschäftigt viele fleifsige Hände, die dadurch einen ehrlichen Broterwerb haben. Jene ins Kolossale gehende Wohlthätigkeit der

Kaiserzeit wirkte demoralisierend. Sie stellte den Herrschern und den reichen Privatleuten die Masse als verlumptes, bald bettelndes, bald tobendes und drohendes Proletariat gegenüber.

Diese Entartung der grofsstädtischen Massen war unaufhaltsam gewesen, weil alle Versuche, den Stand kleiner Landeigentümer, die wertvollste Gruppe freier Arbeiter, zu erhalten oder wiederherzustellen, schliefslich gescheitert waren. Dagegen entwickelten sich während der Kaiserzeit verschiedene Arten freier Lohnarbeit, die eine höhere Würdigung der Arbeit vorbereiteten. In der republikanischen Zeit galt jede bezahlte Arbeit als eines Freien unwürdig. Wer für Geld arbeitete, der erniedrigte sich nach Ciceros Auffassung zum Sklaven. Alle niederen Dienste, die man der Natur der Sache nach nur für Geld auf sich nimmt, waren darum für einen Freien unschicklich. Für die Beschäftigungen, die einem Freien wohl anstanden, die artes liberales (Poesie, Beredsamkeit, Schriftstellerei u. a.) durfte man anständigerweise keine Bezahlung nehmen. Während der Kaiserzeit veränderte sich diese Anschauung. Der Rechtsbeistand, Arzt, der philosophisch gebildete Lehrer liefsen sich für ihre Dienste bezahlen. Da aber der Ausdruck merces für einen Freien anstöfsig war, so kam für die Besoldung der artes liberales ein neuer Ausdruck auf: honorarium d. h. Ehrensold. So bildete sich eine höhere Schicht bezahlter Arbeiter.

Ihr zur Seite trat das kaiserliche Beamtentum. Die höheren Beamten der republikanischen Zeit hatten kein Gehalt bezogen. Zwar waren die Ämter sehr einträglich gewesen, denn sie gaben Gelegenheit zu mancherlei Bereicherung auf Kosten der Unterthanen, mit oder ohne Wahrung rechtlicher Formen. Die Provinzialen in der härtesten Weise auszusaugen galt nicht für schimpflich; dagegen war es unverträglich mit dem Charakter eines regierenden Amtes, Gehalt zu beziehen. Auch während der Kaiserzeit blieb das so für die Beamten von senatorischem Rang. Neben ihnen bildeten sich aber zwei Klassen besoldeter Beamten aus: die Beamten aus dem Ritterstande und die kaiserlichen Freigelassenen. Denn die persönliche Unterordnung unter den Herrscher, die die meisten dieser Stellungen, vor allem die in der kaiserlichen Kanzlei, mit sich brachten, schien einem freigeborenen Römer unerträglich. Je mehr sich aber die direkte kaiserliche Verwaltung auf Kosten der senatorischen ausdehnte, desto weniger ging es an, die wichtigsten und einflufsreichsten Posten in den Händen von Leuten zu lassen, die eben erst aus der Sklaverei emporgestiegen waren. So wurden allmählich die Freigelassenen durch die Ritter verdrängt. Die Beamten von Ritterrang wurden ein angesehener besoldeter Stand, aus dem in den Diokletianisch-Konstantinischen Reformen das Beamtentum der späteren Kaiserzeit, die festeste Stütze des byzantinischen Staatswesens, hervorgegangen ist.

Noch eine dritte Klasse besitzloser und dabei persönlich freier Arbeiter entwickelte sich während der späteren Kaiserzeit. Der Ursprung dieser höchst merkwürdigen Bevölkerungsschicht, der Coloni, ist trotz aller darauf gewandten Forschungen noch nicht völlig aufgehellt. Doch läfst sich so viel nach

den Untersuchungen von Max Weber wohl annehmen, dafs die Entstehung des Kolonats die Folge einer Umwälzung war, die während der Kaiserzeit in der Bewirtschaftung der grofsen Güter vor sich ging. Seit die Eroberungskriege aufgehört hatten, fehlte es dem römischen Reich an Sklavenzufuhr. So wurde es nötig, die Sklaven in gröfserer Zahl innerhalb der eigenen Wirtschaft heranzuziehen. Das war nicht wohl möglich, wenn wie früher die Sklaven in einer Kaserne zusammenlebten. Besser war für Nachwuchs gesorgt, wenn der Arbeiter einen Hausstand für sich hatte, dabei ein Stückchen Acker, dessen Bebauung ihm Zeit zu Hand- und Spanndiensten auf dem Herrenlande liefs. So bildete sich, vielleicht durch Verschmelzung ursprünglich verschiedenartiger Elemente, freier Pächter und gutseingeborener Sklaven, eine Klasse von abhängigen Landleuten, die das Bürgerrecht besafsen, aber an die Scholle gebunden waren. Sie durften ihren Wohnsitz nicht verlassen; aber sie hatten auch die Sicherheit, dafs sie nicht von Haus und Hof vertrieben werden konnten. Denn wenn das Gut verkauft wurde, so wurden sie mitverkauft. Viel war es nicht, was ihnen selbst von ihrer Ernte übrig blieb. Aber immerhin gab es jetzt wieder eine ländliche Bevölkerung, die mit dem Boden, den sie bebaute, verwachsen war.

Die Stellung freilich hatten die Coloni innerhalb des römischen Reiches nicht, dafs ihre Kraft das alternde Reich hätte verjüngen können; die eben skizzierte Entwickelung, die zur Bildung teils materiell gesicherter, teils sozial angesehener Arbeiterklassen führte, fand ihren Abschlufs erst zu einer Zeit, als die antike Kultur und die antike Weltanschauung untergegangen war. So verkehrt es auch ist, die römische Kaiserzeit einfach als eine Zeit des Verfalls zu charakterisieren, so bleibt doch die plumpe Thatsache: Seit dem II. Jahrh. brachen die äufsere Macht des Reiches, die intellektuelle Kultur, die moralischen Kräfte in sich zusammen. Was diesen Niedergang verursachte, das ist ein Problem, dem gegenüber die historische Forschung wenigstens den Versuch einer Antwort zu wagen geradezu verpflichtet ist. Wer einfach erklärt, Völker alterten eben wie Menschen, der geht damit einer Antwort nur aus dem Wege. Ebenso verkehrt ist es, das Christentum und die Germanen verantwortlich zu machen. Nicht diese Mächte haben das römische Reich vernichtet, sondern weil das römische Reich und die antike Gesellschaft in sich dahin sank, kamen die Germanen und die christliche Kirche empor. Wenn wir in den mannigfaltigen Symptomen einen einheitlichen Grund zu erkennen suchen, wenn wir die hereinbrechende Nacht des III. Jahrh. neben dem Abendglanz der Antike im II. Jahrh. betrachten, so stellt sich als Grundübel des sinkenden Altertums immer wieder das heraus, dafs der Arbeit ihre Würde und ihre Macht im Volksleben fehlte.

Am deutlichsten zeigt sich, wie verhängnisvoll der Mangel einer gesunden arbeitenden Bevölkerung für die Wehrkraft des Reiches war. Rein äufserlich betrachtet ist der Staat daran zu Grunde gegangen, dafs es an Rekruten fehlte. Die Soldaten, die die Grenzen verteidigten, mufsten mehr und mehr aus den Völkern ausgehoben werden, die die Grenzen bedrohten. So konnten die Verteidiger leicht gefährlicher werden als die Angreifer. Aber schon bevor diese

bedrohlichste Seite des römischen Söldnerheeres hervortrat, litt das Gemeinwesen darunter, dafs die Soldaten nicht Bürger waren, die ihrem friedlichen Beruf vorübergehend entzogen wurden, sondern eben im Kriegsdienste ihren Beruf hatten. Weil das römische Heer, mochten auch die Legionare das Bürgerrecht besitzen, während der Kaiserzeit ein Söldnerheer war und blieb, so bot sich immer von neuem ehrgeizigen Feldherrn die Möglichkeit, ihre Soldaten zum Kampf um den Thron aufzurufen. Ja oft genug wurden sie von den Soldaten zu diesem Kampfe gedrängt. Denn nichts bot der Soldateska so glänzende Aussicht auf Belohnung wie eine siegreiche Erhebung ihrer Feldherrn. Ein solcher Feldzug sagte ihr weit mehr zu als die mühseligen Kämpfe an der Grenze.

Wie die militärische so erlahmte auch die geistige Kraft der alten Welt. Von der zweiten Hälfte des II. Jahrh. ab zeigen Litteratur und Kunst in erschreckender Weise die zunehmende Verwilderung. Diese hereinbrechende Barbarei steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu der schönen Blüte, die die antike Kultur zur Zeit Trajans und Hadrians noch einmal entfaltete. Wie war so reifsender Verfall von so vornehmer Höhe möglich? Hängen vielleicht Steigen und Sinken in ihren Ursachen zusammen? Wie alle Schriftsteller und Künstler des klassischen Altertums, so bearbeiteten auch die der römischen Kaiserzeit Stoffe und Themata, die von Generation zu Generation immer neu gestaltet wurden. Ohne dieses Festhalten an einem eng begrenzten Kreis von Gegenständen hätte die geistige Produktion des Altertums nie ihre eigenartige Gröfse gewonnen. Weil der behandelte Stoff dem Publikum im voraus bekannt war, durfte niemand, der etwas Neues bieten wollte, auf die Befriedigung eines groben stofflichen Interesses rechnen. In der formellen Behandlung konnte er seine Eigenart zeigen. Das bekannte Thema konnte er so variieren, dafs das Leben der Gegenwart sich darin spiegelte. Und weil dem Publikum der Stoff aus einer Reihe älterer Behandlungen bereits bekannt war, so war es im stande, jede feine Charakteristik und Motivierung aufzufassen und zu würdigen. Auf dieser Einheitlichkeit des Stoffes beruht grofsenteils der bildende Wert, den die antike Litteratur stets behalten wird. Wenn wir vergleichen, wie derselbe Held bei Homer und bei Ovid erscheint, so gewinnen wir eine deutlichere Vorstellung von der Wandlung des Denkens und Fühlens, als wenn jeder die Menschen seiner Zeit unmaskiert auftreten liefse. Die Möglichkeit, das Leben der Gegenwart in einen ererbten Stoff einzukleiden, hat aber schliefslich ihre Grenze. Diese Grenze war im II. Jahrh. der römischen Kaiserzeit erreicht. Die Werke der letzten Blütezeit zeigen vielfach eine gewaltsame und kleinliche Nachahmung des Alten, weil die Kraft fehlt, noch einmal das Ererbte und Erworbene zu verschmelzen. Das öffentliche Leben der Kaiserzeit mit seinen Grenzkriegen, Thronstreitigkeiten und Hofintriguen, hatte zu wenig Grofses, als dafs es eine Produktion grofsen Stils hätte anregen können. Das Grofse, das die römische Kaiserzeit in sich barg, entzog sich einer Beobachtung, die überall die Gestalten der alten Sage und Geschichte wiederzufinden suchte. Was emsige Arbeit damals in der Staats- und Gemeindeverwaltung, in der Technik,

in der Ausgestaltung des Rechts, in der behaglichen Einrichtung des Privatlebens leistete, das alles blieb den zeitgenössischen Dichtern und Künstlern fremd. Wenn die Leiden und Freuden, die Sorgen und Erfolge eines Privatmannes überhaupt von einem Schriftsteller oder Künstler beachtet wurden, so geschah es nur in satirischer oder kritischer Absicht. Die beschränkten Kreise des bürgerlichen Lebens so zu verklären, wie es vor allem Goethe gethan hat, war innerhalb der antiken Stilformen unmöglich. Die Hirten in Theokrits und vollends in Virgils Idyllen waren mit oder ohne Absicht der Dichter Persönlichkeiten aus der Gesellschaft, die sich in ländlichem Kostüm bewegten. So fehlte der geistigen Produktion die Verjüngung, die sie in neuerer Zeit immer wieder aus dem Leben des arbeitenden Volkes geschöpft hat.

Auch der moralphilosophischen Reflexion fehlte damals die Vertiefung und Verfeinerung, welche die Beobachtung und Deutung des alltäglichen Lebens mit seinen kleinen und engen Pflichten ihr in neuerer Zeit geboten hat. Auf keinem Gebiete ist es ja so verkehrt wie gerade auf dem des moralischen Denkens und Strebens, schlechthin von einem Verfall der alten Welt während der Kaiserzeit zu reden. Zu keiner Zeit war das Streben nach moralischer Vervollkommnung so verbreitet gewesen. Manche Vorurteile, über die die besten Männer der Vergangenheit nicht hinausgekommen waren, wurden damals überwunden. Auch in der Gesetzgebung äufserte sich ein freier und humaner Geist. Aber was dem edlen Streben der Zeit fehlt, das ist die Durchdringung der bürgerlichen und privaten Lebensverhältnisse, der zahlreichen kleineren und gröfseren Gemeinschaften, die den Menschen zum Menschen gesellen. Alle Moral der Zeit ist mehr oder weniger asketisch und negativ. Auch wer wie Mark Aurel seine beste Kraft in den Dienst des Gemeinwesens stellte, that es mit dem Gefühl, sie dadurch einer besseren Sache zu entziehen. Alle Zeit und alle Denkarbeit, die er dem materiellen Wohl seiner Mitmenschen widmete, galt dem, der an seiner moralischen Veredlung arbeitete, als verloren. So konnte es geschehen, dafs ein immer gröberer und roherer Egoismus alle Bande der Gemeinschaft zerstörte, während zahlreiche Männer mit rücksichtslosem Ernst nach individueller Vollkommenheit strebten.

Das Christentum der ersten Jahrhunderte teilt nur den allgemeinen Charakter der Zeit, wenn es der Welt verneinend gegenübersteht. Nicht Christus hat die Weltflucht in die weltfreudige Antike hineingetragen. Die antike Gesellschaft, die der Welt und ihrer Freuden überdrüssig geworden war, griff auch die christlichen Gedanken als etwas auf, das ihrer pessimistischen und asketischen Stimmung zu entsprechen schien. Die Antike mufste mit dem Pessimismus enden, weil sie die unerschöpfliche Freudigkeit nicht kannte, die nur rastlose und hingebende Arbeit gewährt. Arbeit, die nicht ein Mittel zur Herrschaft, eine Äufserung der Herrschaft oder die Ausfüllung einer edlen Mufse ist, erschien dem antiken Menschen als entwürdigend; sie vertrug sich nicht mit seinen Begriffen von Freiheit. Darum ist eine pessimistische Grundstimmung schon den Denkern der lebenskräftigeren Zeit gemeinsam. Die Seligkeit des Dienens haben sie nicht gekostet. Sie selbst haben die Welt-

freude nicht empfunden, die wir in der Feiertagsstimmung eines Ausruhens, das durch Arbeit verdient ist und zur Arbeit kräftigt, aus ihren Werken schöpfen.

Dafs wir der Welt so bejahend gegenüberstehen, verdanken wir eben der Macht, die man so oft für den Untergang der vermeintlichen antiken Weltfreude verantwortlich gemacht hat.[1]) Neben der Askese hat das Christentum von Anfang an die praktische Arbeit der Menschen für einander gepflegt. Durch das Vorbild und die Lehren Jesu wurde überall in der Christenheit den arbeitenden Klassen ihr mühseliges Leben geadelt, mochten die dogmatischen Bekenntnisse und kirchlichen Gebräuche noch so sehr auseinandergehen. Monte Cassino, das Mutterkloster des Abendlandes, grüfst noch heut den Eintretenden mit der Inschrift: 'Ora et labora.' Der Orden der Benediktiner und die aus ihm hervorgegangenen Verbände haben diesen Satz bewährt. Seine volle Verwirklichung konnte er freilich unter dem Zwange mönchischer Askese nicht finden. Die rechte Weihe erhielt die dienende Arbeit erst durch den deutschen Mann, der die Freiheit eines Christenmenschen darin fand, dafs er nach dem Glauben niemandes Knecht und niemandes Unterthan, nach der Liebe jedermanns Knecht und jedermanns Unterthan sei. Aus mühevoller Arbeit in engen Verhältnissen erwuchs den besten Deutschen die Lebensfreudigkeit, der im vorigen Jahrhundert die kirchlichen Formen des Denkens zu eng wurden. Man befreite sich durch Versenkung in das Griechentum. Aber der Dichter, der vor allem hellenischen und deutschen Geist vermählt hat, hat auch wie kein zweiter ausgesprochen, worin die unversiegbare Quelle menschlichen Glückes und menschlichen Wertes liegt. Man wird an den Eingang der Bergpredigt erinnert, wenn Goethe in einem Briefe an Frau von Stein bekennt, dafs die Menschen der sogenannten niederen Klasse vor Gott zweifellos am höchsten stehen. Und nur deshalb konnte der alternde Goethe seine ewige Jugend bewahren, weil er an sich selbst stets von neuem erfuhr:

> Die Thätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht,
> Die, erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst
> Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.

---

[1]) Es ist bezeichnend, dafs Nietzsche, der diesen Vorwurf am wuchtigsten erhoben, am glänzendsten verfochten hat, eben für den beglückenden und lebenschaffenden Wert der Arbeit kein Verständnis besitzt. In seinem blendenden Menschheitsideal hat der in der Einschränkung befriedigte, durch Selbstbeschränkung erfolgreiche Arbeiter keinen Platz. Das betont auch Tille (Von Darwin bis Nietzsche S. 239), obgleich er Nietzsches raubtierartigem Übermenschen mehr Berechtigung zugesteht als billig.

ZUM MACBETH SHAKESPEARES, SCHILLERS UND DAVENANTS

Von Carl Steinweg

Handelte es sich bei dem Vergleich irgend eines Dichters mit Shakespeare einzig und allein darum, Shakespeare als den gröfseren zu erweisen, so wäre wenig zu bemerken. Das Erscheinen aber einer Verballhornisierung des Macbeth in vier aufeinanderfolgenden Auflagen (1674—1710) so kurz nach Shakespeares Tode beweist neben anderen Dingen einen so vollständigen Umschlag im Geschmack des Theaterpublikums, dafs schon wegen der fast ausschliefslichen Betonung des dekorativen Elementes ein Vergleich mit den gegenwärtigen Verhältnissen lohnend wäre.

Dann ist es auch in anderer Hinsicht für den Shakespearefreund der Mühe wert, einer ihrer Zeit hochberühmten Bearbeitung des Macbeth näher zu treten. Mufs doch bei einem Vergleich auch die verschiedene Art, Charaktere zu interpretieren, beleuchtet werden und dabei vielleicht einiges für die Erklärung des Originales selbst und für die weitere Beurteilung Shakespeares und seiner Kunst zu gewinnen sein. Viele Bearbeitungen dieser Art sind im Grunde genommen doch weiter nichts als Interpretationsversuche, die zur Kritik herausfordern. Das gilt für die Davenantsche Bearbeitung des Macbeth nicht minder als wie für die Schillers. Letztere ist bei einem solchen Vergleich um so weniger zu umgehen, als sie einerseits bezüglich mancher Irrtümer überraschende Ähnlichkeiten mit dem Davenantschen Stücke zeigt, anderseits aber, was die Auffassung der Lady angeht, dem Vorwurf hat zur Verstärkung dienen müssen, Shakespeare sei im Macbeth von seinem Grundsatz, im Drama der Natur den Spiegel vorzuhalten, abgewichen. Wie sehr schliefslich gerade unser Stück verdient, dafs man sich immer wieder mit ihm beschäftige, beweisen die zahlreichen Schriften, in denen Macbeth und Schillers Wallenstein in Parallele gesetzt werden. Auch dies wird hier und da Berücksichtigung finden müssen, überall aber immer wieder klar werden, was die Welt diesem einzigen Shakespeare verdankt. Wir wollen von der Davenantschen Bearbeitung ausgehen und die Schillersche jedesmal dann heranziehen, wenn es für uns von Interesse ist.

I. *Die Ausgabe des Davenantschen Macbeth.* Schlägt man den letzten, fünften Band der Ausgabe der 'Dramatic Works of Sir William D'Avenant with prefatory memoir and notes' (Edinburgh Peterson, London Sotheran 1872—74) auf, so wird man gleich am Personenverzeichnis merken, dafs hier eine wenig sorgsame Hand waltete. Namen werden einzeln angeführt (Rofs und Angus), deren Rollen von Davenant in eine (die Macduffs) zusammen-

gezogen wurden, andere (Seymor und sein Sohn und der Doktor) figurieren nur in der Liste. Im ganzen sieben, die überflüssig sind. Charakteristisch für die Ausgabe ist auch ein Blick auf die Akt- und Szeneneinteilung. Nur Akt I Szene 1 ist überschrieben. Im zweiten Akt Szene 1 und dann Seite 344 Szene 4 u. s. w. Bühnenanweisungen fehlen im allgemeinen oder sind falsch gesetzt. Ortsbezeichnungen vermifst man gleichfalls.

II. *Änderungen in den Rollen und in der Szenerie.* Wenden wir uns nun zu Davenants 'Adaptation' selbst, so fällt als erste Änderung auf, dafs Macduff und seine Lady schon früher eingeführt werden als bei Shakespeare. Macduff bereits I 2 an Stelle von Rofs, der, wie bei Shakespeare, dem Könige den Sieg Macbeths meldet und Befehl erhält, diesen als Than von Cawdor zu grüfsen. Szene 3 führt er den Befehl aus und spricht an Stelle von Rofs und Angus. I 4 finden wir ihn wieder beim König. Lady Macduff erscheint I 5, und später werden wir sehen, wie Davenant ein ausgeführtes Gegenspiel dieser beiden zu den beiden Hauptspielern Macbeth und seiner Lady versuchte. I 5, wo die Lady ihren Gemahl zum Verbrechen ermutigt, sucht er sie mit den Worten hinzuhalten: 'Wir sprechen mehr davon' (*We will speak about this matter further on*). Diese für Macbeth so charakteristischen Worte giebt Davenant der Lady und verwischt somit einen wesentlichen Zug in ihrem Porträt. Denn hier im ersten Teile des Spieles erscheint Macbeth noch von seinem Weibe getrieben, steht noch zu sehr unter dem Einflufs seiner im Grunde edleren Natur, während die Lady, berauscht vom Zauber des Hexenspruches, sofort zur That entschlossen ist. Aus eben diesem Grunde ist auch die Streichung der letzten Zeile derselben Szene 'Lafs all das andre mir!' zu tadeln. Am auffälligsten aber ist, dafs Davenant, trotz seiner Betonung des Dekorativen, auch an Stellen kargt, wo diese Neigung ihre vollste Befriedigung finden könnte, wie bei den Hofszenen und dem Bankett. So fehlt z. B. III 1 die Königin, und III 4, in der Bankettszene, verdrängt Seyton die Lords und Rofs, wodurch die Szene etwas mager in der Staffage wird. Der Szenerie wegen wechseln in demselben Akte Szene 6 und 5 ihre Plätze, ganz wie bei Schiller. So nur konnten III 6 und IV 1 die Hexen mit demselben Apparat bedient werden. IV 3 überträgt Davenant die Szene von England nach Birnam Wood. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nur sonst alles zum Orte pafste. Es ist aber ganz undenkbar, dafs der kluge und vorsichtige Malcolm nach Schottland herüber gekommen sein sollte, einzig und allein auf die Einladung jemandes, den er als Freund des Thronräubers kannte. *You 'll think my fortune's desperate, That I dare meet you here upon your summons* läfst er ihn selbst sagen. Dadurch deckt Davenant aber sein Künstlergewissen sehr schlecht. Zudem hat es noch den Anschein, als ob Macduff überhaupt nicht aus Schottland geflohen wäre, da Malcolm gezwungen war, ihn in Birnam Wood zu suchen. Auch ein Adapter braucht ein gutes Gedächtnis; dafs es Davenant fehlt, zeigt er IV 3 an der Stelle, wo Rofs eintritt. Da ist vollständig vergessen, dafs die Szene in Schottland spielt. Macduffs Frage: 'Was macht Schottland?' ist ebenso unverständlich wie Malcolms Entgegnung: 'Wir kommen dorthin.' Sind sie

denn nicht schon dort? — So auch V 4, wo Old Siward frägt: 'Was ist das für ein Wald vor uns?' — Das mufste er doch wissen, bevor er mit seinen Truppen gegen den Wald vorrückte. Nach Davenant waren V 2 die Engländer hinter dem Walde aufgestellt, den wir schon IV 3 kennen lernen. Ob es nun gerade wohlgethan war, dem alten Siward seinen Soldaten den Befehl zum Zweigeabschneiden geben zu lassen, statt Malcolm, der hier abermals von Shakespeare damit als der Vorsichtige und Kluge gekennzeichnet wird, ist nicht schwer zu entscheiden. Bei Schiller finden wir merkwürdigerweise dieselbe Änderung.

III. *Macbeth und seine Lady.* Es giebt eine Art moderner Porträtdarstellung (Lenbach in einigen Bildern zeigt sie), die sich von der älteren Kunst derart unterscheidet, dafs der Maler nicht das Gesicht abschreibt oder den Charakter wiedergiebt, sondern dafs er seinem Modell etwas aus der Tiefe der Seele holte, das dort ihm unbewufst schlummerte. Sie zeigt, wer der Betreffende sein könnte, wenn er das ganz wäre, worauf einzelne Spuren seines Wesens hinweisen. Muster und Vorbild dieser höchsten Kunst der Darstellung bietet Shakespeare nirgends besser als wie im Macbeth. Die Zeichnung seiner Hauptcharaktere dort will mehr sagen als es auf den ersten Blick scheinen mag, und so nur konnte es kommen, dafs sein Macbeth und dessen Lady so verschiedener Auffassung begegnete und manchen zu der Annahme brachte, Shakespeare habe hier an der Natur gefehlt.

Im ersten Teil des Dramas gewinnt die Lady ihrem anfangs noch schwächeren Manne gegenüber das Spiel. Duncan mufs Krone und Leben seinem Mörder lassen. Damit ist das Stück auf seinen Höhepunkt gekommen. Die Folgen der That beginnen jetzt zu wirken, und es ist ganz der Natur entsprechend, wenn der Mann nun die Leitung der Dinge selbst in die Hand nimmt. Trieb erst das Weib zum Mord, dessen Folgen sie in ehrgeiziger Verblendung übersah, so liegt es in der Unthat, ohne weitere Beihilfe andere Unthaten aus sich selbst zu erzeugen. Das erkennt Macbeth nur an, und als er alles um sich zusammenbrechen sieht, macht er sich erst vom Einflusse seiner Lady, dann von dem der bösen Mächte frei und fällt als der Held, der er bei der Eröffnung des Dramas war. Alles ist naturgemäfs und kunstecht im höchsten Sinne. Hätte aber Shakespeare in Macbeth einen ausgemachten Heuchler schildern wollen, der, wie Werder uns vorreden möchte, die Mordthat bereits vor seinem Auftreten geschworen hätte, so wäre das mehr raffiniert als stilvoll und somit eben nicht Shakespearisch. Auch der Lady wahres Wesen kommt nach der Mordnacht zum vollen Vorschein, wo die Faktoren zu Tage treten, die sie in echt weiblicher Überstürzung vergessen hatte beim Aufstellen der königlichen Rechnung miteinzubeziehen. Ihr Gemahl liefs keinen derselben aufser acht. Ihm geschieht wie er vorausgesehen, während sie, die Überkühne und aus Liebe, Ehrgeiz und Eitelkeit Verbrecherische, den Verstand verliert und ihr Leben selbst endet, nachdem sie gesehen, wie alles fehlgeschlagen, ja wie für sie das Schlimmste eingetreten, dafs ihr Gemahl seine Wege weiter wandelt ohne mehr nach ihr zu fragen. Im Zustande der Begeisterung oder

unter dem Druck irgend welcher die Nerven aufs höchste spannenden Ereignisse vermessen sich gerade Frauen zu Dingen, die zu dem, was sonst ihre Art ist, im diametralen Gegensatz stehen. So sind die Andeutungen Shakespeares über das zarte Äufsere der Lady nicht ohne Belang bei der Beurteilung dessen, was sie sich alles in blutigster Anspornung zutraut. Gleich als ihr Gemahl erscheint, bekennt sie sich aus den Angeln gehoben, aufser sich gebracht. In dem Heute sieht sie schon das Morgen wandeln und ist schnell bereit, alles auf sich zu nehmen aus Furcht, ihr Gemahl könnte sie um die verheifsene Krone bringen. Macbeth soll thun wie sie gethan: 'Schraubt nur den Mut bis auf den höchsten Punkt, Und nicht mifslingt's' (I 7). Sie feuert sich mit dem, was die Wächter trunken macht, zur That an, um doch schliefslich das Weib zu bleiben. Ja, wenn der ehrwürdige Duncan in der Glorie seines Alters nicht so sehr ihrem Vater geglichen hätte! Sie prahlt, nicht Macbeth, dem sie es vorwirft in jener Szene, wo sie sich dazu versteigt, ihrem eigenen Kinde das Hirn aus seinem kleinen Schädel schmettern zu wollen. Deshalb ist wohl auch die Schreibung *beast* in der Stelle *What beast was 't then, That made you break this enterprise to me?* höchst wahrscheinlich in *boast* zu ändern, und Vofs fühlte ganz richtig, als er übersetzte: 'Was für ein Geprahl dann war's, Das dich bewog, den Plan mir zu vertraun?' Auch das 'Hätt' ich's so geschworen, Wie du dies schwurst' (I 5) gehört zu dem, was die Lady sich vorredet, nicht aber in oder gar vor das Stück. Ebenso richtig übersetzt Vofs das so vielfach falsch verstandene *take my milk for gall, you murdering ministers* (I 5) mit 'Tauscht meine Milch mit Galle, Morddämonen'. Was soll z. B. das Schillersche 'Saugt meine Milch anstatt der Galle' bedeuten? Was gewinnen die Hexen dadurch und was die Lady? Sie ruft die Bösen gegen sich selbst ins Feld, weil sie das Weibliche in sich als hinderlich zur That fühlt. Nichts ist also verzeichnet oder gar Unnatur. Zu alledem mufs man im Auge behalten, dafs kunstwahr und naturgemäfs immer noch zwei verschiedene Dinge sein können. Abenteuerlich und gewaltsam geht alles vor sich; mit unheimlicher Schnelligkeit werden wir in die Handlung hineingerissen, die uns so gefangen nimmt, dafs wir am Ende wie aus einem bösen Traume erwachen, der uns in einer Sekunde durch hundert Schrecknisse jagte. Was so historisch unwahr und unmöglich scheint, erhält durch diese meisterhafte Darstellung gerade die tiefste künstlerische Wahrheit. Denn nur zu dieser überhitzten Atmosphäre stimmt die Charakterfarbe, die Shakespeares Meisterschaft so leuchtend preist; nur diese Schnelligkeit der Ereignisse bringt in gleichem Tempo alles an den Tag, was tief im Herzen der Beteiligten verborgen gelegen. Die Spieler erkennen sich mit einem Male als solche, wie sie sich selbst nicht ahnten, und es ist nur zu natürlich, dafs bei solcher Strichführung von Ungläubigen nach Natur und Begründung gerufen wurde. So ist alles Herumtupfen an diesen Charakteren Verböserung des Originals. Für Schiller gilt dabei, dafs noch kaum ein Dichter oder Künstler das Meisterstück eines anderen hätte wiederholen oder transponieren können. Sein Macbeth ist, wie schon Werder nachgewiesen hat, eine Mifsgeburt, die als Schullektüre un-

brauchbar ist. Schiller ist dort nicht Schiller, nicht einmal in der Sprache, und wo er es ist, wie z. B. in der eingelegten Fischerballade und in dem Pförtnerlied, pafst er damit nicht in den Lokalton.

Davenant änderte wenig an der Zeichnung Macbeths und seiner Lady. Für den ersten Teil war es auch fast unmöglich. Dort ist das Gefüge so fest, so eng zusammenhängend, dafs kein Stein vom Platze gerückt werden konnte, wollte man nicht den Zusammenbruch des ganzen kühnen Baues wagen. II 1, nach vollbrachtem Mord, schiebt er die Furcht auf den Thäter. Macbeth kommt dort aus Duncans Schlafgemach und erzählt, wie ihm sein Amen in der Kehle stecken geblieben sei, als die beiden Wächter, erschreckt aus dem Schlafe fahrend, ihr Gebet gesagt hätten. Er setzt in der Stelle *One cried 'God bless us!' and 'Amen!' the other; As they had seen me, with these hangman's hands, Listening their fear: I could not say 'Amen!'* (Tauchn. Edit.) hinter *hands* ein Semikolon und fährt fort: *Silenc'd with fear, I could not say Amen!* Schiller ist hier nicht geschickter als Davenant, in der Ausdrucksweise sogar unbeholfener. Er läfst seinen Macbeth sagen: 'Genad' uns Gott! rief einer — Amen, sprach Der andere, als hätten sie mich sehen Mit diesen Henkershänden stehn und horchen Auf die Geberden ihrer Furcht —. Ich konnte Nicht Amen sagen, als sie schrien: Gott gnad' uns!' Hiernach und nach der Meinung der meisten Herausgeber sahen die Wächter den Mörder nicht. Es ist aber sicher Shakespeares Absicht gewesen, dies der aufserordentlich dramatischen Wirkung wegen hervorzuheben und deshalb *as* nicht, wie Delius will, durch *as if* zu interpretieren, sondern temporal zu lassen. Man mufs bei einer guten Aufführung die Absicht an der Wirkung beurteilen. Der blutige Anblick läfst den einen 'Mord' und 'Gottes Gnade' rufen, dem andern aber, als er seine Unthat auf diesen durch Schreck und Trunkenheit entstellten Gesichtern liest, bleibt sein Amen in der Kehle stecken! Er fühlt, dafs er Gottes Segen verscherzt hat, was wieder auf seine im Grunde bessere Natur weist, gegen die er, durch seinen übermächtig bösen Willen gehindert, verlieren mufs. Es ist deshalb ähnlich wie bei Delius zu interpungieren: *One cried 'God bless us!' and 'Amen!' the other, As they had seen me with these hangman's hands. Listening their fear, I could not say 'Amen'* u. s. w., nur mit anderer Deutung des *as.* — Waren Schiller und Davenant, wie wir am Ende des zweiten Abschnittes sahen, hinter Shakespeares feinerer Charakterzeichnung des Malcolm zurückgeblieben, als sie dessen Weisung, Zweige abzuhauen, dem alten Siward übertrugen, so sind sie es nicht minder in der des Macbeth II 1. In der Mordnacht, kurz vor Schlafengehen, trifft Macbeth den Partner seines Ruhmes, Banquo, der auf die Hexenweissagung anspielt. Macbeth thut, als ob er es vergessen hätte, ist aber bereit, mit Banquo einige Worte darüber zu reden, und als er ihn dazu willig findet, fährt er fort: *If you shall cleave to my consent, — when 't is, It shall make honour for you.* Dieses *when 't is*, das auch den Herausgebern Schwierigkeiten macht, will Davenant seinem Publikum interpretieren. Er streicht die Zeile und setzt dafür: *If, when the prophecy begins to look like truth, You will adhere to me, it shall make honour for you.* Schiller: 'Wenn

Banquo mein Beginnen unterstützt, Und es gelingt, so soll er Ehre davon haben.' Das geht stracks gegen den Charakter Macbeths. Delius bemerkt richtig zu der Stelle: 'Macbeth drückt sich hier geflissentlich undeutlich aus: Wenn ihr festhalten werdet an dem Einverständnis mit mir (*my consent*), so soll es seiner Zeit euch Ehre verschaffen, so sollt ihr durch dieses Festhalten steigen.' Trotzdem trifft auch er nicht ganz das Rechte. Macbeth braucht so wenige und so unbestimmte Worte wie nur möglich, zumal Banquo gegenüber in einer so heiklen Sache. Schon I 3, wo die Boten kommen und Macbeth seine Rangerhöhung melden, fängt sein Argwohn gegen Banquo an, zu dem er sich seitwärts wendet, um ihn vorsichtig über seine Hoffnungen und Wünsche auszuhorchen. Ebenso vorsichtig ist er in der Unterhaltung mit seiner Lady III 2 in Bezug auf Banquos Mord. Da spricht er auch nur an der Sache herum, deutet sie nur geheimnisvoll an, und Banquo gegenüber sollte sich ein Mann wie Macbeth klar über seine allergeheimsten Gedanken auslassen? Nach Werder paktieren die beiden hier sogar den Königsmord! Aber das, was in seinem sonst vortrefflichen Buche über Banquo gesagt ist, mag wohl das Verkehrteste sein, was je über diesen Charakter geschrieben wurde. Darüber ist man sich wohl einig. Vielleicht trifft es folgende Übersetzung: Wenn ihr meiner Ansicht seid, und — es macht sich so (oder gelegentlich), dann wird es euch Ehre bringen. Das konnte Banquo nehmen wie er wollte; es war ein hingeworfener Köder, den Banquo nur nicht auffing. Am interessantesten für uns ist die Bankettszene. Höfisches Wesen und Leben ohne Phrase, ganz im Geiste der Zeit zu schildern, es soll noch ein Historiker kommen, der es in dieser Kunst mit Shakespeare aufnimmt! Schillers Szenen dieser Art, ich erinnere nur an die unvergleichliche Bankettszene im Wallenstein, werden jeden Zuschauer immer wieder von neuem entzücken, was aber Stil heifst und was glänzende Dekorationsmalerei, das zeigen augenfällig beide Szenen in ihrer Gegenüberstellung. Bei Schiller wird man sofort an Piloty und seine strahlende Kunst erinnert. Was dieser in vorher nie gesehener Pracht an Gewändern und theatralischer Pose aufbot, das giebt Schiller in nicht minder prunkvollen Worten und wohllautenden Tiraden. Für Shakespeare aber sehen wir uns vergeblich nach einem Vergleich um; und weil hier alles aufs Knappste und Notwendigste beschränkt ist, fand sich gute Gelegenheit, das Original zu schädigen. Macbeth begrüfst seine Gäste und heifst sie sich nach dem Rang setzen, der ihnen bekannt sei. Er wolle sich unter sie mischen und den liebenswürdigen Wirt spielen, während die Königin ihren Platz behalten und nur bei passender Gelegenheit ihr Willkommen ausbringen soll. Was für ein geriebener Hofmann war Davenant, dafs er 'einmal für allemal willkommen!' anfangs der Szene strich! Dann liest er: 'Wir wollen euch Gesellschaft leisten und den liebenswürdigen Wirt spielen, euch zu unterhalten.' Der Zusatz 'euch zu unterhalten' ist trivial, und dadurch, dafs Davenant den Grund, warum Macbeth die Gäste an Stelle der Königin willkommen heifsen sollte, ausliefs (Sprecht's, Herr, statt meiner all den Freunden hier; Mein Herz bewillkommt alle), nimmt er der Szene die Blume und den Duft der Gastfreundschaft. Man setzt sich. Beide Seiten sind

gleich, und Macbeth nimmt in der Mitte Platz. Davenant giebt nur: 'Beide Seiten sind gleich; seid frei in eurer Fröhlichkeit (*be free in mirth*)', das folgende 'hier in der Mitte will ich sitzen' läfst er weg. Aber ohne dieses ist die Art des Verkehrs mit den Banditen, der am bequemsten durch die Mittelthür hinter Macbeths Rücken geschehen konnte, unklar. Dort stand eben der für Banquo bestimmte Sessel, der an dieser Stelle auch wieder am schnellsten und überraschendsten vom Geiste in Besitz genommen werden konnte, sobald sich Macbeth erhoben hatte, um eine Gesundheit auszubringen. Wenig höfisch ist es auch, wenn Davenant seinen Macbeth zu Seyton allein sprechen läfst. Die Schillersche Behandlung dieser Szene befriedigt ebenfalls nicht. Schon die Zeile 'Vom Ersten bis zum Untersten willkommen' klingt durch diese Unterscheidung weniger höflich als bei Shakespeare. Dafs aber Schiller den König seinen Gästen gegenüber sogar die Lady ob ihrer versäumten Pflicht als Wirtin tadeln läfst, ist ebensowenig höflich wie höfisch. Diese Bankettszene steht ganz unter dem Einflufs von Banquos Mord und Geistererscheinung. Macduffs geschieht keine Erwähnung. Als aber die Gäste aufgebrochen und Macbeth mit seiner Gemahlin wieder allein ist, erinnert er sich, dafs ihm seine Gemahlin davon gesprochen hat, wie Macduff die königliche Einladung verschmäht hätte. Ihr als Frau war diese Verletzung ihrer Würde nicht entgangen, und sie versteht es auch hier noch, ihren Gemahl zum Handeln zu treiben. 'Schicktest du nach ihm?' fragt sie Macbeth und meint damit: Du hast doch dafür gesorgt, dafs er zur Rechenschaft gezogen wird? Macbeth aber antwortet: 'Ich höre es beiläufig (*by the way*), aber ich will schicken.' Er entschuldigt sich also gewissermafsen, da er ja noch nichts Bestimmtes darüber wisse, was der Grund jenes Fernbleibens sei. Davenant sowie Schiller verstanden die Stelle falsch. Davenant läfst seinen Macbeth fragen: 'Warum versagte Macduff seine Gegenwart bei unserem Feste nach einer so feierlichen Einladung?' worauf die Königin wie bei Shakespeare antwortet und Macbeth erwidert, dafs er geschickt hätte, aber noch einmal schicken wolle. Dahinter steckt nichts. Bei Schiller fragt Macbeth: 'Und Macduff, sagst du, weigert sich zu kommen? Lady. Hast du ihn laden lassen? Macbeth. Nein, ich hört' es Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm senden' (III 9). Davenant übersah nur, dafs mit dieser Stelle ein weiterer Strich am Charakterbilde der Lady gethan ist, Schiller ist ganz unverständlich. Meinte er unter 'laden' vorladen, dann durfte er gerade hier nicht um das bessere Wort verlegen sein. Delius' Erklärung von Shakespeares *How sayst thou* durch 'Was sagst du dazu?' thut der Sprache Gewalt an und begeht denselben Fehler wie Davenant. IV 3, als die englischen Streitkräfte nahe vor Macbeths Schlofs stehen, läfst ihn Davenant eine lächerliche Rolle spielen. Liebe zu seinem Weibe lähmt ihm die Federn seiner Entschliefsung, und Seyton folgert daraus, dafs sein Herr nicht ganz richtig ist. Wie viel höher steht hier Shakespeares Macbeth, der wie der Schillersche Wallenstein fest an seine Sterne glaubt und blind der Zaubermacht vertraut. In ebenderselben Szene, wo die Lage Macbeths kritisch zu werden beginnt, erscheint bei Davenant die Lady im Wahne, sie sei von Duncans Geist ver-

folgt, und wiederholt ihres Gemahls Worte an den Geist aus der Bankettszene. Sie tadelt ihn wegen der That, sagt ihm, dafs er seine Krone zu Unrecht trüge, dafs die Höhe, zu der sie emporgeklommen, sie schwindelig mache. (Ebenso schwindelt der Herzogin vor Wallensteins 'schwankem Werk', W. T. III 4.) 'Lafs uns auf die bös erworbene Krone verzichten' ruft sie ihrem Gemahl zu, der ihr ganz mit Recht antwortet: 'Hätte nicht dein Atem meinen Ehrgeiz zur Flamme angefacht, Duncan lebte noch.' Sie aber bleibt bei ihrem 'verzichte!' und verflucht die Hexen. Vorwürfe und gute Ratschläge, die zu spät kommen, das ist der Inhalt dieser von Davenant eingeschobenen Stelle, die etwas an die Zank- und Prügelszenen der grofsen Volksspiele erinnert. Macbeth aber, der doch schrecklich genug die Wirklichkeit einer solchen Geistererscheinung an sich selbst gespürt, spielt den Mutigen und sucht seiner Gemahlin einzureden, es sei alles Täuschung. Bei Shakespeare wird unser tiefstes Mitleid für Macbeth erregt durch dessen herzwehe Worte: '*I 'm sick at heart* ... Gelebt hab' ich genug; mein Lebensmai Sank bald verwelkend hin in gelbes Laub; Und das, was sollte Schmuck dem Alter sein, Gehorsam, Ehre, Lieb' und Freundestreue, Nicht hoffen darf ich's, nein, an dessen Statt: Fluch, zwar nicht laut, doch tief; Maulehre, Heucheln, Was gern das arme Herz mir weigerte, Wenn's dürfte.' (Vofs.) Bei Davenant liest man nichts davon. So bricht auch Wallenstein (W. T. V 3) klagend in die fast gleichen Worte aus: 'Die Blume ist hinweg aus meinem Leben, Und kalt und farblos seh ich's vor mir liegen.' Wie ritterlich und entschlossen ruft bei Shakespeare Macbeth nach seinen Waffen, als er die feindlichen Truppen anrücken sieht: 'Ich will fechten, bis von meinen Knochen Das Fleisch gehackt ist, gieb mir meine Rüstung!' (V 3). Bei Davenant fehlt, wie oben der menschliche, so hier der heroische Zug, er schickt dafür den Doktor, blofs um Macbeth vom Zustande seiner Gemahlin zu benachrichtigen und ihn bei den bösen Zeitungen der Boten jammern zu lassen. Da geht Seyton wie die anderen zum Feinde über. Wie viel erinnert auch hier wieder an Wallenstein! Als Prag verloren, er selbst aber geächtet ist, da ruft er: 'Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen; ... Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht, Jetzt fecht ich für mein Haupt und für mein Leben.' Als alles verloren ist, finden beide sich selbst.

IV. *Lady Macduff und ihr Gemahl.* Um dem Spiel bei Shakespeare durch gleiches Gegenspiel die Wage zu halten, machte Davenant die Rolle der Lady Macduff länger und brachte sie zu der der Lady Macbeth in offenen Gegensatz. Wie weit es ihm damit glückte und welche Mühe er dabei aufwandte, werden wir gleich sehen. I 5 finden wir seinen ersten Zusatz, eine Unterhaltung zwischen Lady Macbeth und Lady Macduff, die während des Krieges als Gast auf Invernefs weilt. Sie wird von ihrer Wirtin getröstet in ihrer Sehnsucht nach dem abwesenden Macduff. 'Sei heiter', ruft sie ihrem Besuch zu, 'alles wird gut werden, und mit Ruhm gekrönt kehren sie bald zurück.' Lady Macduff aber (man merkt die Absicht) verachtet den Ruhm, der in ihren Augen eitel und nichtig ist: *comets and vapours.* Am Ende

des zweiten Aktes, in einer anderen eingeschobenen Szene von 114 Zeilen, wartet Lady Macduff mit zwei Dienern und einem Wagen, in dem ihre Kinder schlafen, am Rande einer Heide auf ihren Gemahl. Nach den letzten Worten Macduffs an Lennox zu schliefsen, mufs sie, auf die Nachricht von dem, was sich letzte Nacht auf Invernefs zugetragen hatte, von Hause gekommen sein: 'Ich will nach Fife! Mein Weib und Kind, erschreckt von dem Alarm, Von dieser Trauerkunde, sind hierhergekommen, Und ich will ihnen folgen' . . . I 5 aber, am Tage vor der Mordnacht, sahen wir die Lady noch auf Schlofs Invernefs bei ihrer Freundin Macbeth, und es ist nicht die Rede davon gewesen, dafs sie von dort aufgebrochen wäre. Auch ihren eigenen Worten nach müssen wir glauben, sie komme von Invernefs: 'Wie freundlich hat mein Herr es ausgesonnen, Dafs wir den Ort mit der Gefahr vermieden Durch unsre Flucht von Invernefs'. Übrigens merken wir sofort, dafs Davenant den Charakter der Lady Macduff nicht gleichmäfsig durchführt. Jetzt, wo ihr Gemahl neben ihr beim Sang der Hexen auf der öden Heide erbleicht (zwei Hexengesänge sind eingeschoben und drei Hexen treten auf, um Macduff zu wahrsagen), läfst er sie, dem veränderten Bedürfnis entsprechend, die Heldin spielen: 'Warum scheinst du erschreckt?' fragt sie Macduff, 'Kannst du noch fähig sein zur Furcht, Der sie so oft bei deinen Feinden hast erregt? Ich würde nicht so leicht der Furcht mich unterwerfen'. Das klingt nach Lady Macbeth, ebenso wie die Worte Macduffs stark an die Macbeths aus I 7 erinnern. Besonders interessant für Davenants Art der Bearbeitung ist eine neue Szene hinter III 2 von 68 Zeilen. Dort läfst uns Davenant Lady Macduff als den guten Engel ihres Gemahls erscheinen, gerade so wie bei Shakespeare I 5 Lady Macbeth der böse Engel des bösen Macbeth ist. 'Nur fürcht' ich, dein Gemüt, Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe, Zu gehn den nächsten Weg. Gern wärst du grofs, Bist nicht ohn' Ehrgeiz; doch die Bosheit fehlt, Die ihm gesellt sein mufs' (Vofs) tadelt Lady Macbeth ihren Gemahl; 'Mag niemals dich der Ehrgeiz führen, Bewahr' der Himmel, dafs du bei der Rache Ein Vorbild nachahmst, das gemalt in Blut', warnt Lady Macduff den ihrigen, der sich zum Instrument der himmlischen Rache berufen fühlt. Hier hat Davenant Shakespeare besser verstanden als Schiller, nur ist es ihm nicht gelungen, sich von Shakespeare loszumachen und einem eigenen Einfall eigene Worte zu geben. Die Lady Macduff ist in jeder Wendung die umgekehrte Lady Macbeth ohne eine Spur von Originalität und Witz. Etwas anderes aber wird dadurch bewiesen, dafs nämlich zu Davenants Zeit die Lady Macbeth den Leuten für dasselbe Scheusal galt, dem auch in neuerer Zeit so mancher mit Abscheu den Rücken gekehrt hat. Das ist aus jeder Zeile, die Davenant wegen der weiteren Ausführung der Rolle der Lady Macduff hinzugefügt hat, zu lesen. Sie haben alle einen starken moralischen Beigeschmack, und das, wissen wir, entsprach ganz Davenants Ansicht von der Aufgabe der dramatischen Kunst, die von der Shakespeares grundverschieden ist. Die Moral und die feine Sitte an heroischen Mustern zu demonstrieren, darauf kam es ihm an, und dazu half ihm das Leben am Hofe und der französische Geschmack

reichlich. III 5 werden wir zu Zeugen einer Unterhaltung zwischen Macduff und seinem Weibe gemacht vor dessen Flucht nach England. Auch das ist eine Einschiebung. Macduff nimmt Abschied von seiner Gemahlin, ohne sich durch ihre flehentlichen Worte, sie doch nicht dem räuberischen Drachen als Beute vorzuwerfen, beirren zu lassen. Er tröstet sie damit, dafs der Tyrann nicht so grausam sein würde, sich an einem schwachen Weibe zu vergreifen, er stellt ihr vor, dafs ihre Gegenwart seiner Flucht nur hinderlich sein würde, ebenso wie seiner schnelleren Rückkehr, und als nun ein Bote kommt und Banquos Tod meldet, da ist sie schnell überzeugt und hilft ihrem Gemahl auf den Weg. Wäre nun Davenant konsequent gewesen, dann hätte er IV 2 streichen müssen, wo Lady Macduff darüber klagt, dafs sie von ihrem Gemahl schnöde verlassen sei. Er thut das aber nicht nur nicht, sondern fügt sogar noch drei Zeilen hinzu: 'Damals war ich erschreckt durch Banquos trübe Todeskunde, Als ich den Rat ihm gab zu fliehn, Doch jetzt erfafst mich Reue.' So macht er die Naht deutlich, mit der der neue Lappen (III 5) auf die alten Kleider der Lady Macduff geflickt wurde. Noch schlimmer aber ist, dafs er so das stolze Weib, die eines Tages jene tapferen Worte sprechen konnte: 'O teurer Herr, jetzt wo du fortgegangen, Fühlt Mannesmut mein Herz und lacht des Todes' zu einem Alltagsgeschöpf herabgedrückt, die am nächsten Tage schreit: 'Wahnsinn war seine Flucht ... er liebt uns nicht ... ihm fehlt Natur und sanfte Regung' ... Also eine echte und rechte Figur für die Gründlinge im Parterre! Trotzdem also Davenant die Rollen des Gegenspiels erweiterte, hat er sie doch nicht zu glücklicher Entwicklung zu bringen vermocht. Er hätte dem einzig dastehenden schnellen Laufe des Dramas einen Zügel anlegen, uns einen glücklicheren Ausgang des schrecklich Geplanten hoffen lassen können, ohne gerade gegen den guten Geschmack zu fehlen. Statt dessen aber ist er darauf aus, das Publikum mit Hexenszenen zu belustigen, wobei ihm auch Macduff herhalten mufste. Banquo liefs er sich entgehen, der doch mehr Grund hatte, den Spruch der Hexen zu suchen. So wird der von Shakespeare so knapp und präzis gezeichnete Macduff von Davenant als Gummipuppe gebraucht, ebenso wie seine Lady. Bei Shakespeare entdeckt Macduff II 1 den Mord; II 2 hält er sich von der Krönung des Mörders fern; III 4 meidet er das Bankett des Thronräubers und erregt Verdacht; IV 1 wird Macbeth durch die Hexen vor ihm gewarnt, nachdem er bereits aus Schottland geflohen ist. Dann kommt IV 2 das persönliche Motiv für Macduffs Rache und schliefslich V 8 der Tod Macbeths von Macduffs Hand. Lady Macduff aber wurde nur dieses persönlichen Motives wegen von Shakespeare eingeführt und ist von Schiller ganz weggelassen worden. Das ist um so bemerkenswerter, als Schiller doch im Wallenstein Buttler gerade durch das persönliche Motiv des gekränkten Ehrgeizes zum Mörder seines Feldherrn macht, wennschon beider Beweggründe ganz entgegengesetzter Art sind. Buttler ist eine niedere Natur, Macduff aber der berufene Richter über Macbeth.

V. Einige andere Zusätze und Abstriche. Neben bereits besprochenen Erweiterungen finden sich auch eine Reihe von Kürzungen, die für die Be-

urteilung der Arbeit Davenants nicht unwichtig sind. So ist der Monolog Macbeths I 7 von 28 auf 16 Zeilen gekürzt, der vor dem Mord um 12 Zeilen. II 1 bricht er durch Hinwegnahme einiger Zeilen, in denen Banquo seinem Sohne die ihm lästig werdende Rüstung giebt, einer bedeutungsvollen kleinen Szene die Spitze ab. Die Rüstung drückt Banquo, sie fängt an ebenso schwer auf seinem Körper zu lasten, wie die Versuchung auf seiner Seele. Bleierner Schlaf zieht ihm die Augenlider herunter, und doch fürchtet er ihn, weil er weifs, wie leicht er schlechte Gedanken flügge macht. Wie um gegen beides anzukämpfen, fordert er von seinem Sohne das Schwert zurück. Er hat letzte Nacht geträumt, und wir wissen, was für eine Art Traum das war. Früh am Morgen nach der Mordnacht kommen Macduff und Lennox, um dem König aufzuwarten II 1. Sie stehen draufsen am Burgthor und klopfen, bis ein alter, geschwätziger Thürhüter öffnet, den Davenant zum Schweigen bringt. Schiller läfst ihn das bekannte Morgenlied singen. Bei Davenant wird Lennox allein eingelassen, Macduff ist drinnen im Hofe. Beide unterhalten sich über den dicken Nebel, der gerade herrscht (14 Zeilen), als Macbeth dazu tritt und am Gespräch teilnimmt. Wir sind erstaunt, dafs er ohne Grufs eingeführt wird. Selbst Shakespeares Anrede '*worthy thane*' fehlt. Dafür wird das schon über die rauhe Nacht Gesagte mit fast denselben Worten wiederholt. Fügte er oben zu viel hinzu, so nahm er hier zu wenig hinweg. III 1 stehen wir vor dem grofsen Fest, das der neue König seinen Grofsen giebt. Nachdem Macbeth seine Umgebung begrüfst hat, heifst er 'jedermann Herr seiner Zeit zu sein bis sieben Uhr, Damit Geselligkeit so mehr willkommen sei'. Davenant fährt fort: 'Wir wollen uns zurückziehn und allein sein bis zu Tisch' und schiebt dann drei Zeilen ein: 'Macduff verliefs uns finstern Muts, Vielleicht ist's Eifersucht bei ihm, Er mufs mit Banquo gleiches Schicksal teilen!' Das ist sonderbar. Wir wissen noch nichts von einem Weggang Macduffs, der sich gar nicht unter den Gästen befand. Die Absicht der Einschiebung ist nicht zu verkennen, sie hat denselben Grund wie die zahlreichen Zusätze Schillers, die einzig und allein dazu da sind, scheinbare Lücken in der Motivierung zuzudecken, wie jener I 15, wo die Bedenken, die Macbeth und seiner Lady mit Hinsicht auf die Söhne Duncans doch kommen mufsten, von Schiller ängstlich hervorgehoben sind: 'Macbeth. Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen? Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain? Für Duncans Söhne nur und nicht für uns Arbeiten wir, wenn wir den König töten' u. s. w. Auch bei Davenant wird die Zahl der Mörder um den dritten vermehrt, den Schiller noch besonders ankündigen läfst, 'damit nur nichts dem Zufall überlassen bleibe!' Ferner verlor die Szene, in der Banquo erschlagen wird, durch Kürzung viel von ihrer Wucht und Lebendigkeit. Um dem Zuschauer den Anblick eines Mordes auf der Bühne zu sparen, geht Davenant mit Shakespeare nur bis zu den Worten Banquos: 'Es wird regnen diese Nacht.' Darauf antwortet bei Davenant nicht etwa der Mörder, sondern Flean: 'Wir müssen eilen', und Banquo erwidert: 'Lafs um die Eil' uns mehr besorgt sein als um unsre Haut. Er wartet auf mich' . . . Darin

liegt kein Sinn. Flean empfiehlt ja schon seinem Vater Eile, um nicht nafs zu werden. Banquo sollte vielmehr gesagt haben: Unser Zaudern, oder unser Nafswerden, wird uns dienlicher sein als unsre Eile. Dann folgt die Bankettszene und nach ihr ein Zusatz von 42 Zeilen. Macduff nimmt Abschied von seinem Weibe, wovon wir schon oben gesprochen haben, ebenso wie von der Umstellung der Szenen 5 und 6 mit dem Hexengesang am Ende des dritten Aktes. Der Rolle der Hecate werden 19 Zeilen hinzugefügt (IV 1), und als Macbeth kommt, in höchst feierlichen Worten die Hexen zu befragen, nimmt Davenant das behelmte Haupt heraus, ebenso wie das blutige Kind und das gekrönte mit dem Baum in der Hand. Die Erscheinung der acht Könige und Banquos Geist ist ihm genug. Einige 50 Zeilen fielen unter seiner Schere, einige 20 wurden ersetzt und ein Teil der übrig gebliebenen geändert, besonders die Stelle der acht Könige. Die Hexen verschwinden, und Macbeth hört von Macduffs Flucht nach England. Das bringt ihn in Wut und er schwört, das Schlofs und seine Vasallen zu überraschen und dort alles Lebendige über die Klinge springen zu lassen. Diese Drohung fehlt bei Davenant. Die Tilgung der Rolle des kleinen Banquo IV 2 (Schiller liefs die ganze Szene weg) ist die einzige Kürzung, die wir verstehen können. IV 3 beweist die Unterdrückung von Malcoms Frage an Macduff, warum er sein Weib und seine Kinder verlassen habe, abermals eine Ungeschicklichkeit Davenants; denn dadurch stumpft er die Schärfe von Malcolms gerechtem Vorwurf ab. Die Selbstanklagen Malcolms, die bei Shakespeare 96 Zeilen einnehmen, haben bei Davenant nur 36. Da die Szene nach Schottland verpflanzt ist, konnte Davenant natürlich auch den Doktor nicht gebrauchen, der die wunderbaren Thaten des englischen Königs erzählt. Sie werden aber angedeutet. Dafs Schiller die Stelle ebenfalls strich, ist durchaus zu rechtfertigen, denn in einer Bearbeitung für die deutsche Bühne hat sie gar nichts zu schaffen. Shakespeare schnitt hier mit der Einführung des Doktors und seinen ihm gewifs nur wenig sympathischen Huldigungsworten für die englischen Könige geschickt eine Auseinandersetzung zwischen Macduff und Malcolm ab, die doch zu keinem Ergebnis führen konnte. Macduff kann sich das Wesen Malcolms nicht zusammenreimen: 'So Willkommenes und Unwillkommenes vereint sich schwer' (Vofs). Der fünfte Akt erlitt die stärksten Veränderungen, wennschon die Katastrophe wie bei Shakespeare verläuft. Der Lady Macbeth wird ihr Leuchter genommen und Seyton vertritt den Doktor. Fast der ganze letzte Teil jener meisterhaften Szene des Nachtwandelns ist gestrichen. In der zweiten Szene finden wir nicht Menteith u. s. w. bei der englischen Armee, sondern Donalbain, Flean und Lennox kommen zusammen und sprechen über das Woher und Wohin des Weges (16 Zeilen). Als sie dann hören, dafs der Tyrann Dunsinane befestigt, machen sie sich auf den Weg, um sich mit Malcolm zu vereinigen.

VI. *Veränderter Zeitgeschmack.* Es ist hier nicht der Platz, die schon bei Davenant veränderte Grammatik Shakespeares zu behandeln. Dies eine Stück würde allein auch nicht Belege genug bieten. Es sei deshalb nur kurz erwähnt, dafs der Macbeth Davenants ein Beweis ist für den damaligen Kampf

der neuen Richtung mit der alten. Noch ist man nicht sicher, welcher Form man sich zuwenden soll; denn neben durchaus modernen Dingen in Grammatik und Orthographie stehen friedlich die alten Formen und Wendungen Shakespeares. Mehr interessiert uns der veränderte Wortgebrauch. Die schon zu dieser Zeit von Davenant vorgenommenen Umschreibungen einer grofsen Anzahl von Ausdrücken können uns erklären, warum man heutzutage drüben keinen rechten Geschmack mehr an den Aufführungen Shakespearischer Stücke findet. Man mufs schon Glück haben, will man in England zu einer guten Shakespeare-Vorstellung kommen, wozu sich bei uns weit mehr Gelegenheit findet. Der Engländer gesteht auch freimütig ein, dafs sein Interesse an Shakespeare nicht sehr grofs sei. Man verstehe ihn nicht mehr ganz, und dann sei man jetzt so umgewandelt in seinen ästhetischen Anschauungen, so feinfühlend im Geschmack, dafs Shakespeare als zu derbe Kost empfunden werde. Schon Davenant wird uns dies bezeugen. Sein zum Teil veränderter Wortgebrauch läfst zugleich deutlich die Gründe der Umschreibungen erkennen. Da ist zuerst sein persönliches Empfinden mafsgebend gewesen, das sich wohl ziemlich mit dem seines Publikums gedeckt haben mag, dann auch der Wohlklang und die höfische Phrase, der der Shakespearische Naturlaut nicht mehr anstand. Zum Teil bewogen ihn auch politische und religiöse Gründe und der Wunsch, da 'stilgemäfs' zu beschneiden, wo der Genius seiner Meinung nach zu üppige Schöfslinge getrieben hatte. Fast alle diese Gründe sind nachweislich (siehe Werders Vorlesungen über Macbeth) auch bei der Bearbeitung unseres Schiller mafsgebend gewesen. Aus religiösen Rücksichten mied Davenant Ausdrücke wie schwören und verfluchen. Wir wissen, was Lady Macbeth mit ihrem Kinde thun würde, hätte sie so 'geschworen' wie ihr Gemahl. Dafür schreibt Davenant 'sich entschlossen'. Dafs er *sworn* im Munde der Lady richtig als eine aus den besonderen Umständen zu erklärende Übertreibung erkannt hätte und deshalb *resolved* gesetzt, daran ist bei ihm nicht zu denken. So wird auch III 6 die *damned fact* zu einer *horrid one*, die verdammte zu einer schrecklichen. II 1 ist ebendahin zu rechnen, wo aus 'Gott segne uns' 'der Himmel segne uns' wurde, und IV 3, wo 'guter Gott' durch 'gütger Himmel' umschrieben steht. Die drei Verse in der Szene, in der Macbeth die Hexen beschwört: 'Ob ihr nun Wind' entfesselt und zum Kampf Auf Kirchen loslafst; ob schaumweifse Wogen Verschlingen trümmernd alle Schiffahrtei' (Vofs IV 1) strich er ganz, ebenso IV 3 die Stelle: 'Neu schlägt Klag' ans Haupt des Himmels, dafs er hallt'. Prüderie beweist die Umgehung des *procreant* vor der Wiege der Schwalbe anfangs I 6 und ebenso, dafs er II 1 Macbeth nicht erlauben will, sich in seiner Gemahlin Kammer zurückzuziehen, als in der Mordnacht draufsen am Thor ein Klopfen gehört wird. Er mufs in sein eigenes Zimmer und an Stelle des Shakespearischen Nachtrockes (*nightgown*) einfach seinen Rock (*gown*) anziehen! III 5 fordert Macbeth seine Gemahlin auf: 'Komm, wir wollen schlafen gehen.' Da hat Davenant: 'Wohl, lafst uns hinein zur Ruhe.' Das erinnert mich an einen befreundeten Engländer, dessen Braut nie schrieb, dafs sie zu Bett ging,

sondern stets *she retired.* Von Blut darf auch nicht gesprochen werden. Der blutende Sergeant I 2 wird zu einem Verwundeten gemacht und eben der 'blutige Mann', der die Szene eröffnet, zu einem 'Alten'. 'Was für ein alter Mann ist das?' frägt bei Davenant König Duncan angesichts des Sergeanten, dessen *gashes, which cry for help,* in Wunden gemildert wurden, die er verbinden lassen wollte. Auch die häſslichen alten Bärte, die Banquo an den Hexen sah, fielen bei Davenant; dafür steht 'Blicke'. Daſs der kleine Macduff nicht vor dem Publikum ermordet werden durfte und auch Banquos Mord hinter die Scene geschoben wurde, ist nach alledem selbstverständlich. Wenn das Stück schlieſst, begnügt sich Macduff damit, das Schwert des Erschlagenen als Zeichen seiner Rache davonzutragen, anstatt, wie bei Shakespeare, mit des Thronräubers Haupt auf einer Stange zu triumphieren. Nach Schiller muſs man annehmen, Macbeth habe mit der Krone auf dem Haupte gefochten; denn der Sieger bringt sie mit der Rüstung. Mit obiger Prüderie hängt eine gewisse formale Höflichkeit zusammen, die bei der Bearbeitung gesucht wurde. Duncan wird immer bei seinem Königstitel genannt; er begrüſst Lady Macbeth nicht mit *honour'd hostess*, sondern mit *Lady.* Die allgemeine Anrede nimmt die moderne Form an. III 1 wird Banquos: 'Laſst Euer Hoheit über mich befehlen' erhöht zu: 'Euer Majestät legt ihren Befehl auf mich' und vier Verse weiter Banquos: 'Ja, mein guter Herr' zu 'Ja, königlicher Herr' und kurz danach das *mylord* zu *great sir.* Zu groſse Vertraulichkeit wird gesteift. Macbeth redet bei Davenant seine Gemahlin nicht wie bei Shakespeare mit *dearest chuck* an, mein liebes Hühnchen, sondern einfach mit 'meine Liebe' u.s.w. Das aber sind Kleinigkeiten. Der Nerv höfischen Lebens wurde, wie schon gezeigt, von Davenant nicht getroffen, der lebt nur in Shakespeares Stück.

Genug der Beispiele von Davenants Ungeschick. Wüſsten wir es nicht auch sonst schon, daſs er ein ziemlich eitler Herr war, seine von ihm auf Kosten seiner Mutter betonte Kindschaft zum groſsen Shakespeare spricht ebenso deutlich dafür wie sein Macbeth. Gedanken und Gefühle anderer zu verstehen vermag er nicht, und deshalb kann er auch des Hörers Herz nicht zwingen. Überall kommt sein eigenes kleines Fühlen und Denken zum Vorschein, mit den nötigen Erklärungen für die Leser. Mehr braucht es nicht, um einen Dramatiker zu verderben. Daſs er Beifall fand bei seinen Zeitgenossen und auſserordentliches Lob der Litteraten, wirft auf diese ganze Zeit kein liebliches Licht. Wir sind davon unterrichtet, welcher Magik und Mache er zum gröſsten Teil seine Erfolge verdankte und brauchen deshalb noch nicht an dem guten Geschmack überhaupt zu verzweifeln. Damals tyrannisierte der Mechaniker und Maler-Architekt Inigo Jones (1573—1652) die Dramenschreiber und versagte denen seine Mitwirkung als Mechaniker, die sich ihm nicht fügen wollten. Der französische Einfluſs herrschte, und der König selbst schickte Schauspieler nach Paris, die dort Bühnenstudien machen sollten. Heut aber haben wir es so weit gebracht, daſs die Franzosen deshalb zu uns kommen. Wäre es doch, um Musterleistungen der Dichter zu sehen!

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

A. Kalkmann, Die Quellen der Kunstgeschichte des Plinius.[1]) Berlin, Weidmann 1898. 259 S. 8°.

Plinius' Kunstgeschichte und kein Ende! So wird vielleicht mancher Archäologe vor der Lektüre des stattlichen Buches denken. Denn insbesondere die ausschliefslich mit den Monumenten sich beschäftigenden Fachgenossen sehen auf Untersuchungen über die Schriftquellen zur antiken Kunst gerne geringschätzig herab, wenn sie auch gar oft den vielgeschmähten Plinius bei eigener Arbeit nicht entbehren können. Ein Rückblick auf die zahlreichen, seit fast 50 Jahren in Büchern und Abhandlungen niedergelegten Quellenuntersuchungen zu den einschlägigen Abschnitten der Naturalis historia läfst die bedeutenden Fortschritte der Forschung erkennen; die Zusammenfassung derselben ist die dankbare Aufgabe des Kalkmannschen Buches, die durch eindringliches Studium im ganzen glücklich gelöst ist, so dafs dem Mitforscher die Arbeit erleichtert, dem Fernstehenden die Kenntnis von dem Stande der Frage vermittelt wird. Vor allem auf zwei Wegen hat man bisher die Quellen des Plinius aufzudecken gesucht: einerseits wurden durch namentliche Anführung von Autoren im Texte sowie mit Hilfe der indices auctorum und des sogenannten Brunnschen Gesetzes über die Benutzung derselben innerhalb der einzelnen Bücher feste Anhaltspunkte für verschiedene Stellen gewonnen und auf Grund dieses Ergebnisses inhaltlich verwandte Abschnitte auf die nämliche Quelle zurückgeführt, anderseits wurde ohne einen bestimmten Beweis divinatorisch auf griechische Autoren geraten. So sind einmal Xenokrates und Antigonus sowie Mucian als Hauptquelle erwiesen, das andere Mal ist Duris mit Wahrscheinlichkeit vermutet worden. Die Benutzung eines alphabetischen Künstlerlexikons wird gleichfalls mit Grund angenommen. Diese Ergebnisse bespricht, berichtigt und ergänzt Kalkmann, Pasiteles weist er mit Recht zurück, den Chronologen Apollodor sucht er als Urheber der Zeitangaben über die Künstler festzustellen. Doch dieser Versuch ist misfsglückt. Denn dafs die kühne, bereits von W. Klein (Archäolog.-epigraph. Mitteil. aus Österreich XII 106) aufgestellte Vermutung, Plinius habe XXXV 62 den Maler Apollodor mit dem gleichnamigen Schriftsteller verwechselt, jeder Begründung entbehrt, bedarf keines Beweises, und die poetische Färbung des Ausdrucks an jener Stelle[1]), die für die Benutzung der in iambischen Trimetern abgefafsten *Χρονικά* sprechen soll, ist nur eine Eigenart Plinianischer Schreibart, die der Autor mit anderen Schriftstellern silberner Latinität teilt (vgl. im allgemeinen J. Müller,

[1]) Vgl. auch die wichtige Besprechung von Robert, Deutsche Litteraturzeitung 1899 Nr. 1 Sp. 36 ff.

[1]) XXXV 60 ff.: *LXXXX autem olympiade fuere Aglaophon, Cephisodorus, Erillus, Euenor,... omnes iam inlustres, non tamen in quibus haerere expositio debeat festinans ad lumina artis, in quibus primus refulsit Apollodorus Atheniensis LXXXXIII olympiade. ...ab hoc artis fores apertas Zeuxis Heracleotes intravit olympiadis LXXXXV anno quarto, audentemque iam aliquid penicillum... ad magnam gloriam perduxit. ... in eum Apollodorus supra scriptus versum fecit, artem ipsis ablatam Zeuxim ferre secum.* Der zuletzt angeführte Vers ist also nicht etwa ein Stück aus der Chronik des Schriftstellers, sondern eine Stichelei des Künstlers, die wahrscheinlich in der metrischen Inschrift auf einem Gemälde des Apollodor stand oder, bei einer anderen Gelegenheit entstanden, in der Überlieferung sich erhalten hat. Über ähnliche gegenseitige Spötteleien von Künstlerpaaren in Epigrammen auf Gemälden vgl. die Sammlung von Preger, Inscriptiones Graecae metricae zu Nr. 181 ff.

Der Stil des älteren Plinius S. 126 f.). Von den in ähnlicher Ausdrucksweise abgefafsten Stellen der Naturalis historia mögen einige hier folgen: XXXVII 2: *Quae fuerit origo* (gemmarum) *et a quibus initiis in tantum admiratio haec exarserit, diximus quadamtenus in mentione auri anulorumque.* — XXXV 101: Protogenes war anfangs Schiffsmaler; zum Beweise dient die Thatsache, dafs er auf den berühmten athenischen Gemälden Paralos und Hammonias *adiecerit parvolas naves longas in iis, quae pictores parergia appellant, ut appareret, a quibus initiis ad arcem ostentationis opera sua pervenissent.* Nun leuchtet ein, dafs auch II 51: *Obliquitatem eius* (des Tierkreises) *intellexisse, hoc est rerum fores aperuisse, Anaximander Milesius traditur* in dieser dichterischen Form von Plinius selbst gestaltet, nicht aus einer dichterischen Quelle, die nach Kalkmann Apollodor ist, abgeschrieben worden ist. Bereits in der Ausgabe von Sellers zu XXXV 61 habe ich auf Plinius den Jüngeren, Epist. I 18, 4 hingewiesen: *Illa* (actio) *mihi ... ianuam famae patefecit,* und bei Vitruv, De architect. I 1, 11 liest man: *Non puto posse se iuste repente profiteri architectos, nisi qui ab aetate puerili his gradibus disciplinarum scandendo, scientia plerarumque litterarum et artium nutriti, pervenerint ad summum templum architecturae.* — Durch die Widerlegung der Annahme dichterischer Spuren bei Plinius XXXV 61 wird auch die seit Schneidewin bis auf Crusius (Babrii fabulae, edit. maior S. 354) gebilligte Vermutung, dafs Babrius *μυθίαμβοι*, prooem. II 9: *ὑπ' ἐμοῦ δὲ πρώτου τῆς θύρης ἀνοιχθείσης ' εἰσῆλθον ἄλλοι* ... und Plinius a. a. O.: *Ab hoc* (Apollodoro) *artis fores apertas Zeuxis Heracleotes intravit* den Vers eines älteren berühmten Autors sich zu eigen gemacht hätten, ohne Zweifel hinfällig.

Absichtlich habe ich einen hervorragend wichtigen Abschnitt des Buches genauer Kritik unterzogen, um zu zeigen, dafs Kalkmann von Hypothesen sich nicht freigehalten hat und sorgfältige Prüfung geboten ist; zugleich geht aus meiner Erörterung hervor, dafs eingehende Interpretation auch einzelner Sätze der einschlägigen Partien der Naturalis historia immer noch neue Resultate liefern kann. Durch diese Darlegung soll der Wert der Kalkmannschen Untersuchungen nicht geschmälert werden, sondern nur der Dank für die gebotene Anregung zum Ausdruck kommen. Archäolog und Philolog werden sie in gleichem Mafse empfangen.

Heinrich Ludwig Urlichs.

---

1. Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Oskar Erdmann †, o. ö. Professor an der Universität Kiel. Zweite Abteilung. Die Formationen des Nomens (Genus, Numerus, Kasus) von Otto Mensing. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. X, 276 S. 8°.
2. Sprachpsychologische Studien. Vier Abhandlungen über Wortstellung und Betonung des Deutschen in der Gegenwart, Sparsamkeit, Begründung der Normalsprache von Walther Reichel. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. IV, 337 S. 8°.

Die Syntaktik ist immer noch das Stiefkind unter den Geschwisterwissenschaften der deutschen Sprachwissenschaft. Der Prozentsatz grammatischer Einzeluntersuchungen, der ihr heute gewidmet wird, entspricht bei weitem nicht ihrer Bedeutung in dem Gesamtleben der Sprache. Neue gröfsere wissenschaftliche Werke, die syntaktische Dinge in einer für ein weiteres als das engste Fachpublikum geeigneten Weise behandeln, sind darum eine doppelt erfreuliche Erscheinung.

Das oben zuerst genannte ist zwar nicht in jedem Sinne neu. Schon vor zwölf Jahren erschien der erste Teil des Erdmannschen Buches. Jetzt, über zwei Jahre nach dem Tode Erdmanns, läfst ein Schüler von ihm den zweiten und abschliefsenden Band folgen. Wie das Vorwort sagt, ist diese zweite Hälfte in der Hauptsache die Arbeit des Fortsetzers; er, O. Mensing, hat so viel zu dem Erdmannschen Material hinzugetragen, so viel an dessen ursprünglichem Baugerüst geändert, dafs er 'für Inhalt und Form, für die Anordnung des Ganzen und die Ausführung des Einzelnen' die Verantwortung auf sich nimmt. Der erste Teil hatte die Syntax des Verbums behandelt. Der vorliegende zweite bringt die des Nomens; seine drei Teile stellen die syntaktische Verwendung der Geschlechter der Nomina, der Einzahl und Mehrzahl und der Kasus so dar, dafs auf die Kasus ziemlich fünf Sechstel des Bandes kommen. Die Gruppierung Mensings ist klar, seine Behandlung einfach, sein Beispielmaterial reich, und damit trägt die zweite Hälfte des Werkes denselben gesunden Grundcharakter wie die erste.

Diese solide Einfachheit hängt aber freilich auch zusammen mit mancher doch etwas zu schematischen Auffassung der Beispiele. Es redet zu ausschliefslich in dem Buche der syntaktische Kategoriker. Ein moderner Psycholog, oder wer über speziellere litterargeschichtliche Kenntnisse verfügt, oder wem eine intimere ästhetische Nachfühlung Be-

dürfnis ist, wird manche Auffassung als Härte wo nicht als Mifsgriff empfinden. Wenn im folgenden auf zwei Beispiele der Art aus den ersten Seiten des Werkes eingegangen wird, so soll doch noch einmal ausdrücklich vorher gesagt werden, dafs diese Darstellung der Syntax des deutschen Nomens, als Ganzes genommen, eine längst ersehnte und sehr brauchbare Arbeit ist.

S. 6 bei der Besprechung von Inkongruenz des Geschlechts beim Relativpronomen sagt Mensing: 'In Höltys Elegie «Röschen, so der Mutter Freude . . . war» würden wir unbedenklich «die» für «so» einsetzen können; doch halten manche Schriftsteller auch in diesem Falle streng an dem grammatisch richtigen Geschlecht fest, wie z. B. Keller in Romeo und Julie oft «Vrenchen, das . . .».' Arbeitet aber hier das sächliche Pronomen nicht vor allen Dingen an der Charakteristik des jungen Blutes mit? Eher als dem grammatischen Bewufstsein verdanken wir wohl dieses Neutrum einer künstlerischen Absicht; kann man doch überhaupt Keller nicht nachsagen, dafs er strenger auf die Grammatik achte als auf künstlerische Wirkungen. — Den ganzen Abschnitt über den Widerstreit zwischen dem grammatischen und dem natürlichen Geschlecht schliefst S. 7 die Bemerkung, 'dafs sich im Neuhochdeutschen zuweilen auch bei Deminutiven, die nicht von Personen-, sondern von Sachbezeichnungen abgeleitet sind, das Geschlecht des Grundwortes wirksam zeigt. Der junge Goethe I 276 «Röslein wehrte sich und stach, half **ihr** doch kein Weh und Ach»; so war gedruckt in allen Ausgaben von 1787 bis 1815; dagegen **ihm** in der ersten Ausgabe von Herders Volksliedern und in der Ausgabe letzter Hand, danach auch in der Weimarer Ausgabe.' Hier sind zwei Mifsverständnisse verfitzt, eine falsche Textangabe an der einen und eine falsche Auffassung des Textes an der anderen Stelle. In beiden Drucken Herders, in den Blättern 'Von deutscher Art und Kunst' wie in den Volksliedern, heifsen die beiden Zeilen der dritten Strophe des Heidenröschens nach der Zeile 'Röslein wehrte sich und stach':

Aber er vergafs darnach
Beim Genufs das Leiden.[1]

Goethe empfand, was wir, die wir seine spätere Fassung gewöhnt sind, doppelt empfinden: diese Zeilen decken den Schleier des Symbols zu brutal auf, sind aufserdem für den künstlerischen Gedanken überflüssig. So verhüllte er die Wirklichkeit wieder, blieb mit dem Gedanken der Zeilen bei dem Heidenröschen selbst, dem Mittelpunkt des Gedichtes, und setzte:

Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mufst es eben leiden.

Das 'ihr' lüftet allerdings auch hier noch, freilich viel zarter, den Schleier: durchaus nicht an die Rose hat man grammatisch zu denken, sondern an die weibliche Gestalt, die hinter dem Röschen steht. Zuletzt entschlofs sich Goethe, das Gleichnis ganz ungestört zu lassen, und setzte auch noch 'ihm' statt 'ihr', worunter nun Röschen und Mädchen zugleich zu fühlen sind, und so ist es am schönsten.

Die Studien W. Reichels (2) sind auf sprachpsychologischem Gebiete wohl das interessanteste, was seit Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte' geboten worden ist. Auf Grund längerer, peinlicher Beobachtung namentlich der gesprochenen Sprache machen sie auf eine Reihe von Erscheinungen im Sprachleben aufmerksam, die geeignet sind, auf immer wiederkehrende Grundbedürfnisse der Sprache Licht fallen zu lassen. Diese Bedürfnisse werden freilich von Reichel in viel zu umfassendem Mafse für wirkungsfähig gehalten oder ihre Wirkung in viel zu umfassendem Mafse als wünschenswert erklärt, die ungeheure Wucht der üblichen Norm dagegen unterschätzt. Natürliche Veränderungstendenzen innerhalb einer gewaltigen organischen Welt sind nicht für Bedürfnisse anzusehn, denen unbedingt freie Bahn zu schaffen wäre. Das aber ist im Grunde die Aussicht, die Reichel als allein erfolgverheifsend für die wissenschaftliche Begründung einer deutschen Normalsprache eröffnet. Er ist Utopist. Mit viel gröfserem Rechte als er es von den 'Sprachdummheiten' thut, könnte man seinen Aufsatz über 'Begründung einer Normalsprache' einen Schufs ins Blaue nennen.

Nebenzüge verstärken diesen Eindruck der Studien. Den natürlichsten Ausweg in schwierigen Sprachfällen sieht der Verfasser oft nicht, weil viele seiner Beispiele einen ungeschickt gewählten andeuten, an den er sich dann klammert. So macht er bisweilen den Eindruck eines übereifrigen jungen Arztes, der bei aller Wissenschaftlichkeit den Patienten doch nicht richtig behandelt. Ferner schreibt er durchaus unnatürlich, d. h. in diesem Falle: viel zu sehr mit den der gesprochenen Sprache eigentümlichen Mitteln arbeitend, auf Wortstellung und Betonung zu viel bauend, so dafs der Leser oft grofse Not mit dem Verständnis hat, trotz der vielen

[1] Ein 'ihm', wie Mensing angiebt, kommt da nicht vor.

Accente über den Wörtern und der kleinen und gröfseren Schriften — und wegen ihrer, kann man sagen, denn sie erhöhen die Arbeit des Lesers beträchtlich, anstatt ihm welche zu ersparen. Die bisherige Verteilung der Lesearbeit auf Arbeit des Auges und Arbeit des Verstandes kann nicht mit einem Schlage so verändert werden, wie es Reichel mit seinen Mittelchen hier unternimmt. Obendrein wendet er bisweilen spielend seine ideale Zukunftssyntax an, namentlich in der Wortstellung: 'nach dem S. 261 Grundsatze'.

Charakteristisch für die utopistische Grundanschauung des Verfassers über die Bedürfnisse der Sprache sind folgende beiden Sätze von ihm. 'Für alles, was im Satze selbständige Existenz hat, verlangen wir freie Wortstellung.' Und: 'Alle Begriffe (Wurzeln) müssen in den Stand gesetzt werden, zu jedem beliebigen Satzteil in ein beliebiges Verhältnis zu treten.' Man male sich die Umwälzungen in unserer Grammatik aus, die mit einer Erfüllung dieser Forderungen verbunden wären! Reichel tadelt an den einen Grammatikern ihr Zuvielgebieten, an den andern ihr laisser aller; bemerkt er aber nicht, dafs seine Methode eine Vereinigung der getadelten Fehler bedeutet?

Wenn er so im Prinzip gewifs Unrecht hat, so sind doch viele seiner Einzelbeobachtungen höchst treffend. Wer wissen will, wie sich moderne, feinfühlig entwickelte Sprachpsychologie so und so vielen Einzelproblemen der heutigen Sprache gegenüber stellt und zu stellen hat, dem ist kein besseres Buch zu empfehlen als diese Studien. Fein und richtig sind z. B. die Bemerkungen über den Prädikatcharakter eines als Satz allein stehenden Substantivs, in dem Paul das Subjekt sehen zu müssen glaubte. Sehr hübsch und schlagend wird der Grund der heutigen Bevorzugung von zweifellos vor unzweifelhaft angegeben. Unbedingt mufs man auch den Bemerkungen über den Frage- und Antwortcharakter jedes Satzes beistimmen. Doch fehlt es auch nicht an verunglückten Einzelbemerkungen. Dahin ist z. B. der Versuch zu rechnen, die Präpositionen auf Verba zurückzuführen, oder die wesentliche Gleichstellung der 'früheren Zusammenstreichungen' Pentekosten = Pfingsten, Weralt = Welt mit der Abkürzung Pils für Pilsner.

Rudolf Wustmann.

DEUTSCHES FÜRSTENLEBEN IM AUSGEHENDEN MITTELALTER

Weit weniger als für die unmittelbar vorangehende und folgende Periode sind für das ausgehende Mittelalter die treibenden Kräfte aufgedeckt worden. Neben dem Zustand der Quellen ist hierfür wohl die Hauptursache, dafs hier die Entwickelung sich weniger von dem beherrschenden Punkte einer leitenden Idee aus begreifen läfst, vielmehr auf allen Gebieten nationalen Lebens die Keime des Neuen in wilder Gährung die alten Formen zu sprengen bemüht sind. Das tritt am schroffsten in den politischen Zuständen zu Tage; die Reichsverfassung ist in voller Auflösung, die schwache Centralgewalt überwuchert von den centrifugalen Bestrebungen der Glieder, unter denen wieder Territorien und Städte in erbittertem Kampfe stehen, militärisch und wirtschaftlich. Die Städte, getragen von einem reifsenden materiellen Aufschwung, versuchen ihren italienischen Schwestern gleich sich zu Territorien auszuwachsen, werden aber durch die aufstrebende Macht der Fürsten verhindert. Den überlegenen Kräften der Gegner vermag zunächst noch die gröfsere Konzentration der Stadt und — bei der Herrschaft des Söldnerwesens — ihr Kapital die Wage zu halten. So blieb wie der erste Waffengang 1389 auch der zweite 1450 unentschieden. Erst die Zuweisung zahlreicher öffentlicher Aufgaben durch die Reformation verlieh dem Fürstentum dauernde Überlegenheit.

Im fünfzehnten Jahrhundert gehört die fürstliche Gewalt noch zu den Mächten des Beharrens; grade ihre kraftvollsten Vertreter, Albrecht Achilles von Brandenburg und Albrecht der Beherzte von Sachsen sind des Kaisers getreueste Schildhalter, und wirtschaftlich beruht die territoriale Verwaltung noch durchaus auf der Naturalwirtschaft. Dementsprechend tragen die Charaktere der Fürsten noch überwiegend den Typus des Mittelalters, ihr Ideen- und Interessenkreis ist der des Rittertums. Von den humanistischen Ideen des Zeitalters bleiben sie mit geringen Ausnahmen unberührt, wenn sie auch die Vertreter der neuen Bildung für ihre Verwaltung nutzbar zu machen verstehen. Zur Kenntnisnahme damaliger fürstlicher Anschauungen erhalten wir wertvolle Aufschlüsse durch die neueste Publikation deutscher Privatbriefe von G. Steinhausen.[1] Der Wert von Briefen als unmittelbarer Zeugnisse der Persönlichkeit ist vom Herausgeber schon in seiner Geschichte des deutschen Briefes glänzend verteidigt worden. Sie

[1]) Denkmäler d. deutschen Kulturgeschichte I. Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Mit Unterstützung d. Kgl. Akademie d. Wissenschaften. Bd. I. Fürsten u. Magnaten, Edle u. Ritter. Berlin, Gaertner 1899 XIII, 454 S.

überwiegen bei weitem die tendenziös beeinflufsten litterarischen Darstellungen, die bisher vorzugsweise ausgenutzt worden sind. Allerdings hatten jene den Vorzug leichterer Zugänglichkeit vor den Briefen, denn für deren vor dem sechzehnten Jahrhundert überhaupt spärliche Zahl liegt hier die erste zusammenfassende Veröffentlichung vor, die auch das bisher schon, aber zerstreut Gedruckte der Benutzung erschliefst. Diese von jeder diplomatischen Verschleierung freien Äufserungen bieten das schätzbarste Material zur Gewinnung typischer Bilder, doppelt beweiskräftig für eine Zeit, in der die Gebundenheit des Individuums so grofs war und die geistige Differenzierung so gering.

Der Inhalt des Fürstenlebens, wie es uns hier entgegen tritt, ist kaum ein anderer wie bei dem Landadel überhaupt und steht jedenfalls an geistigem Gehalt weit hinter einem grofsen Teil des höheren Bürgertums zurück. Als bei weitem überwiegendes Interesse erscheint die Jagd. Es ist ganz bezeichnend, wenn Markgraf Johann von Brandenburg, als ihn sein Vater Albrecht nicht zum Reichstag mitnehmen will, mifsvergnügt antwortet, dann wolle er 'ein Jäger bleiben, als wir vor gewest sind' (1473). Entrichtete doch auch das Reichsoberhaupt, der vielseitig gebildete Maximilian dieser Leidenschaft seinen Zoll. So schreibt er an Erzherzog Sigmund (1490): 'Wir werden morgen Gemsen jagen. Gott geb, dafs wir mögen eine mit unser Hand fällen. Wir tragen besondern Hafs von langen Zeiten zu denselben wilden Tieren.' Fortwährend wiederholen sich die Bitten um Jagdhunde, auch von Seiten geistlicher Fürsten, und die Kritik derselben, die einmal bei Ulrich von Württemberg so ausfällt (1473): 'sind unter achtzig Jahren nit alt und eher darüber denn darunter.' Eifriger Pflege erfreut sich die Reiherbeize, und Albrecht Achilles giebt eine eingehende Schilderung seines Falkenbestandes (1473). Man mufs bei dieser Korrespondenz des von Äneas Sylvius über die deutschen Fürsten gefällten Urteils gedenken: 'Wenn sie lieber Pferde und Hunde haben wollen als Poeten, so werden sie auch ruhmlos wie Pferde und Hunde dahin sterben.'

An zweiter Stelle steht das Interesse für ritterliche Übungen. 'Ist König Artus Hof hier mit Jagen, Beizen, Hetzen, Stechen, Rennen und aller Kurzweil', schreibt Albrecht Achilles (1480). Einladungen zu Turnieren und Bitten um geeignete Rosse spielen eine grofse Rolle, und beliebte Formel ist der Wunsch, auf dem übersandten Rosse schöner Frauen Dank zu erwerben. Der ritterliche Hohenzoller ist hier so anerkannte Autorität, dafs ihn (1464) Graf Eberhard von Württemberg um Angabe 'subtiler, verborgener Kunst, dienend zum Vorteil dem Rennen und Stechen' bittet. Aus seinen Briefen allein könnte man die Turniervorschriften entnehmen. Sonst waren noch die sächsischen Kurfürsten als Liebhaber ritterlicher Übungen bis ins sechszehnte Jahrhundert berufen, so dafs neben Augsburg auch Wittenberg als Herkunftsstätte ausgezeichneter Rüstungen bekannt war.[1]) Aber schon beginnt der Ruf französischer Arbeit, dem Herzog Adolf von Berg erbietet sich ein französischer Vermittler zur Lieferung eines welschen Harnisch und bittet, ihm zum Mafs Wams und Hosen zu schicken (1434).

Der Sinn für eine glänzende Hofhaltung ist den Neigungen der Zeit gemäfs sehr entwickelt. 'Wir jagen, schiefsen und sind fröhlich. Das jung Gesind rennt, sticht und tanzt. Und sein selten ohne Gäst; Gott geb, dafs es wohl ertrag ohn verderblichen Schaden', so schreibt Albrecht Achilles, der nicht nur ein prunkliebender Fürst, sondern auch ein guter Haushalter war (1480). Fastnacht und Martinsabend sind nach alter Sitte die Hauptanlässe zu Besuchen und Festlichkeiten. So schreibt Maximilian(1485): 'Ich hab sehr tanzen und gestochen und gefaschangt, heist hie geminnet, und grofsen Dank von den Frauen verdient, zum meisten ehrlich gelacht.' Da kommt es auch vor, dafs der Herzog von Cleve (1463) seinem Landdrosten etliche Gecken für eine Festlichkeit überläfst. Im allgemeinen herrschten überhaupt auch im Vergnügen noch patriarchalische Neigungen. So meldet Herzog Wilhelm von Sachsen seinen Neffen Ernst und Albrecht 1473 seinen und seiner Gemahlin Besuch: 'Wullen beide zu Euer Liebe kommen als die Freund und Freundin und nicht mit soviel Wägen und Leuten.' Albrecht Achilles begleitet eine Einladung an seinen alten Freund und Schwager Ulrich von Württemberg (1473) mit dem Vorschlag: 'Ihr, die Els, wir und die Ann wöllen in unserm Stüblein essen und den jungen zwcien, eurem und unserm Sohne, den Hof befehlen, essen und trinken, wann und wie sie wöllen.' Immer noch gilt der fürstliche Hof als gegebene Stätte adeliger Erziehung; freilich bittet ein besorgter Vater den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, seinen Sohn 'zu dem Ritterspiel zu brauchen, und ob er sich

[1]) v. Ehrenthal, Eine sächsische Plattnerwerkstatt (Neues Archiv f. Sächsische Geschichte 1894).

ander Luder und Spiels fleifsen wollt, ihm das nit zu gestatten' (1473). Aber schon beginnt sich der Einflufs des französischen Hofes zu äufsern, und Markgraf Christoph von Baden bemüht sich, einen Sohn dort unterzubringen (1484).

Die geistige Ausbildung tritt hinter der körperlichen noch sehr zurück; bereits die Fürstengeneration im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erscheint darin weit höher stehend. Das religiöse Empfinden ist recht äufserlicher Art und beschränkt sich meist auf Wallfahrten nach Aachen, Rom, Jerusalem, die zugleich der Befriedigung der Reiselust dienten und durch die Vielheit der Eindrücke ein nicht unbedeutender Bildungsfaktor gewesen sind.[1] Eine Ausnahme ist es, wenn Herzog Adolf von Cleve seinem Neffen Gerhard von Jülich für eine deutsche Bibel dankt (1446). Selten begegnet die Bitte um Zeitungen d. h. politische Nachrichten. Aber schon beginnen diese Fürsten um die Bildung der kommenden Generation zu sorgen. Sehr hübsch bringen das Albrecht von Brandenburg und seine Gemahlin gegen ihre Tochter Ursula und deren Gemahl Herzog Heinrich von Münsterberg zum Ausdruck: 'Die Vernunft die giebt, dafs nun Zeit wird, Eure Kinder lassen zu lernen. Darumb so bitten wir Euer Lieb als unsern lieben Sohn und Tochter, sie zu versehen mit Meistern, die sie ziehen und lernen nach christlicher Ordnung des Glaubens halben und sunst in alle Weg, das frommen, ritterlichen und ehrlichen Fürsten und Fürstinnen in geistlichem oder weltlichem Stand ziemt und gebührt. Das seid Ihr ihnen schuldig als die Eltern und werdet seinen Lohn empfahen von Gott hoffentlich und gut Gerücht von der Welt' (1479). Und wenn der zum Erzbischof von Magdeburg postulierte Herzog Ernst von Sachsen (1479) seinen Vater Kurfürst Ernst um den Besuch seiner Brüder bittet 'zu besehen mein Wohnung und Haushalten', so hält er für nötig hinzuzufügen: 'Alsdann wollen wir die Lernung dennoch nicht ganz unterwegen lassen, auch darnach, ob wir etwas versaumen würden, mit grofsem Fleifs wieder einbringen.'

Das weitaus erfreulichste Zeugnis legen die Briefe für das Gemütsleben der Schreiber ab. Der patriarchalische Zug, der sich im sozialen und wirtschaftlichen Leben der Zeit geltend macht, tritt besonders in den Familienbeziehungen erquicklich hervor. Überall offenbart sich die Anteilnahme der Väter an den Geschicken auch der längst erwachsenen Kinder; mit scharfem Wort, aber auch mit thatkräftiger Hilfe wird nicht gekargt. Vor allem ist hier Albrecht Achilles zu nennen, dessen hohe politische Begabung auch in der Ausdehnung seiner privaten Korrespondenz und der für die Zeit seltenen Beherrschung des Ausdrucks zu Tage tritt. Es ist immer eine herzerfreuende Frische in seinen Worten, so wenn er seinem Sohn, Markgraf Johann, auf seine Geldforderung schreibt: 'Sind wir auch bei unserm Vater gewesen, haben 30 Pferd bei ihm gehabt am Hofe und waren gereit (gerüsteter) Ritter und ritten zum Schimpf und Ernst, rannten, stachen und turnierten. Unser Vater hat uns nie kein Jahr Zubufs über 400 Gulden geben, gab uns unser Mutter auch zu Zeiten 100 Gulden oder auf das meist 200, so es wohl geriet, und hatten nichts von Hof dann Essen und Trinken als du bei unserm Bruder' (1469). Eine naive Herzlichkeit spricht aus dem Anerbieten Herzog Adolfs von Cleve an seinen Neffen Herzog Gerhard von Berg: 'Lieber Neffe, wir haben einen Tabbert (Mantel), der aufsen rauh und sehr fremde (selten) in mancherlei Gestalt ist, desgleichen wir meinen Euer Liebden nicht gesehen haben. Nun haben wir denselben Tabbert lang in unsern Sinnen Euer Liebden zugedacht von sonderlichen Gunsten und hätten den Euer Liebden lang gesandt, hätten wir gewufst, dafs Euer Liebden das genehm gewesen wäre' (1446). Natürlich fehlt diesem Gemütsleben die humoristische Schattierung nicht. Maximilians Jugendbriefe atmen ganz die sonnige Heiterkeit, die ihn trotz seiner unstäten, segenlosen Politik zum Liebling der Mit- und Nachwelt gemacht hat. Wie schreibt er seinem Vertrauten Sigmund Prüschenk aus den Niederlanden! 'Die schönen Frauen hier haben hören sagen von einem hübschen Gesellen, der heifst Herr Sigmund Prüschenk. Die haben grofs Verlangen, den zu sehen' (1485). Auch Unannehmlichkeiten gegenüber hält die gute Laune stand. Herzog Johann von Cleve meldet (1469), dafs ihn die Gicht, 'die uns von Adolfen, unserm Herrn und Vater, angeerbt ist, zur Winterzeit ducker (öfter) besucht, denn sie uns willkommen ist.' Nicht anders schreibt Albrecht Achilles (1480): 'Auf den Füfsen sind wir so köstenlich worden, dafs wir stets auf sechs Füfsen gehen und die stiegen auf und abe auf acht Füfsen, der sind zween krank.' Allerdings ist sein Humor, besonders in den Briefen an seine Gemahlin, häufig von einer Derbheit, für die der moderne Mensch schwer die unbefangene Würdigung findet. Verständnisvoll schreibt Ulrich von Württemberg aus

[1] Vgl. diese Jahrbücher Bd. I 149.

Anlafs eines Heiratsprojektes seines Sohnes mit Albrechts Tochter an die Markgräfin (1454): 'Mir zweifelt nit, sie lern von Euer Liebe besser Zucht denn von ihm.'

Die kleine Auswahl von Charakterzügen einer Fürstengeneration, der man als Bestes körperliche und geistige Gesundheit nachrühmen kann, vermag nur einen Hinweis zu geben auf die Fülle der Beobachtungen, die sich aus der anziehenden Publikation ergeben. Georg Liebe.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch. Leipzig, Teubner 1899. 286 S.

Paul de Lagarde sagt einmal in seinen 'Deutschen Schriften' (3. A. S. 49): 'Was an Copernicus und Galilei hängt, weifs jeder nachdenkende Mensch. Die ganze kirchliche Mythologie ist hinfällig, wenn die Erde aus einem im Mittelpunkt des Weltalls stehenden Körper zu einem um eine Nebensonne kreisenden, höchstens mittelgrofsen Planeten wird.' Fast in dieselben Worte fafst der Verfasser des vorliegenden Buches (S. 250) das Hauptergebnis seiner geistvollen Untersuchungen. Es war in der That der Mühe wert, einmal den Zusammenhang zwischen 'Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten' genauer zu untersuchen, und es ist eine wahre Lust, diesem kundigen und geistreichen Führer auf dem langen, aber nie ermüdenden Wege zu folgen, den er uns durch Asien, Afrika und Europa, durch Altertum und Mittelalter bis herab in die Neuzeit führt. Eigentlich will der Verfasser nur zeigen den 'Ursprung und die Zusammensetzung des Schimmers, welcher im Norden für die Generationen des 16. Jahrhunderts über dem Leben lag' (S. 8). Aber er führt das Gebäude seiner Gedanken auf breitestem Unterbau auf, und wir stehen nicht an, es auszusprechen, dafs gerade in diesem Unterbau der Hauptwert des ganzen Werkes besteht. Der Grundgedanke, den der Verfasser von der ersten bis zur letzten Seite seiner Schrift durchzuführen sucht, ist der, dafs der Wechsel, der Kampf zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht der früheste Impuls und das letzte Ziel menschlichen Denkvermögens,'der innerste Nerv aller menschlichen Kulturentwickelung' sei (S. 6). Die Furcht vor dem Dunkel gab dem Menschen den ersten Anstofs zum Denken; sie führte ihn weiter zur Entdeckung der Zeit und zur Verehrung der Himmelskörper. Es werden nun alle Religionen des Altertums der Reihe nach auf ihr Verhältnis zu den Mächten des Lichtes und des Dunkels untersucht. Da zeigt denn vor allem die assyrisch-babylonische Religion neben dem Glauben an böse Geister und der daneben auftauchenden Vorstellung eines unsichtbaren Gottes, an welche sich der freilich nicht ganz konsequent durchgeführte Gedanke einer Weltschöpfung anschliefst, als beherrschendes Element den Glauben an die beseelten Himmelskörper. Die Religion endet hier geradezu in Astronomie. Die Siebenzahl der Planeten führt zur siebentägigen Woche. Die Sterndeutung beherrscht das Leben. Die dualistische persische Religion beruht bekanntermafsen geradezu auf dem Gegensatz eines Gottes des Lichts und des Guten zu einem solchen des Dunkels und des Bösen; aus dem physischen Gegensatz wird der ethische abgeleitet. Wir stehen hier an der Wiege des Teufelsglaubens. Nach Indien mit seinen pantheistisch gefärbten Religionen hat nur die Siebenzahl der Planeten Eingang gefunden; ebenso nach China, wo zwar nicht einzelne Gestirne, aber der Himmel als Ganzes neben den Ahnen göttliche Verehrung genofs und die am Himmel wahrgenommene Ordnung auch als höchste Norm auf die irdischen Verhältnisse übertragen wurde. In Ägypten finden wir durch die Natur des Landes hervorgerufen den Sonnenkultus an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Formen; doch behauptet nach Überwindung einer auf die Vorstellung von einem unsichtbaren Gott gerichteten religiösen Bewegung der Gedanke der in Osiris, Isis und Horus verkörperten dreieinigen Gottheit siegreich das Feld. Die babylonische Planetenwoche hält aber auch hier ihren Einzug. Eine eigentümliche Stellung nehmen die Juden ein: ihre kulturgeschichtliche Bedeutung besteht darin, dafs sie aus babylonischen und ägyptischen Elementen eine selbständige Lebensanschauung bilden: aus Babylonien haben sie die siebentägige Woche und den Sabbat als Ruhetag, aus Ägypten die Sitte der Beschneidung und den Gedanken an einen unsichtbaren Gott, den hauptsächlich Moses in ihnen befestigte. Später sank dieser unsichtbare Gott zu einem blofsen Nationalgott herab. In der babylonischen Gefangenschaft übernahmen sie von den Persern die Teufelslehre. Aus dem Glauben an den Nationalgott entsprang unter den traurigen politischen Verhältnissen die Messiasidee. Unter den älteren Denkern der Griechen zeigen sich Thales und Anaximander in ihren astronomischen Kenntnissen von Babylon beeinflufst. Die Griechen bildeten diese Ansätze weiter aus, besonders die Pythagoreer

und unter diesen Philolaos, bis Hipparch im wesentlichen das später nach Copernicus genannte Weltsystem aufstellte. Die Griechen suchen hinter ihrer menschenähnlichen Götterwelt und hinter der Erscheinungswelt den unsichtbaren Gott und für den Menschen im Gegensatz zu der semitischen Abhängigkeit von der Gottheit eine selbständige Aufgabe, welche die kosmopolitischen Systeme Epikurs und der Stoa als Menschenliebe und Pflichterfüllung bezeichnen. Wie in Hellas, so fand auch im Reiche der Römer die babylonische Planetenwoche Eingang. Am Ende des Altertums steht als Ergebnis des im römischen Weltreich vollzogenen religiösen Synkretismus eine Weltanschauung, die sich aus den drei Elementen der babylonischen Sterndeutung, des persischen Teufelsglaubens und der ägyptischen Vorstellung von einem dreieinigen Gott, der sich auf der Erde gebären läfst, zusammensetzt. Diese Anschauung wurde auch in die neue Religion hineingetragen, die ursprünglich im Gegensatz zu ihr erwachsen war: in das Christentum. Denn die Verkündigung Jesu von Nazareth bestand ursprünglich in dem Gebot der Liebe zu Gott und den Menschen, in der Lehre von der Gottessohnschaft aller Menschen und in der Botschaft vom Himmelreich. Im Laufe der Zeit wurde aus der Lehre Jesu eine Lehre über Jesus, und in dieser Christologie treffen wieder die drei oben genannten Elemente zusammen: Den Einflufs der Sterndeutung nehmen wir in der Erzählung von dem den Weisen aus dem Morgenland erschienenen Geburtsstern wahr. Die neutestamentliche Satans- und Dämonenlehre geht auf Persien zurück und bewirkt die Erhebung Jesu zum alleinigen Gottessohn. Dazu treten noch die ägyptischen Gedanken von der Jungfrauengeburt und der Dreieinigkeit Gottes, endlich die griechische Logoslehre des Philo. Besonders Paulus brachte es durch seine Theologie dahin, dafs im Christentum an die Stelle der Liebe der Glaube trat, obgleich auch bei ihm einmal die echte Lehre Jesu mit voller Kraft durchbricht (1. Kor. 13). Mit der Erhebung der so umgestalteten christlichen Religion zur Staatskirche ist die geistige Entwickelung des Altertums abgeschlossen. Die Kirche, der letzte Rest der antiken Kultur, wird das unverstandene, mystische Kleinod der neu emporkommenden nordischen Völker. Das Mittelalter ist 'die Eiszeit in der Geschichte der europäischen Geistesentwickelung' (S. 163), und die wahren Träger der Kultur sind in dieser Periode nicht die christlichen Völker, sondern die Araber, welche unter dem Zeichen des Halbmonds den Gottesbegriff von der ägyptisch-christlichen und persisch-christlichen Verfälschung reinigen, indem sie mit der Lehre von dem einzigen Gott Ernst machen und ihr sittliches Ideal in der Gerechtigkeit sehen. — Das 16. Jahrhundert nun ist allerdings in gewissem Sinn der Anfang einer neuen Zeit, noch mehr aber der Abschlufs der bisherigen Geistesentwickelung. Denn in seiner Lebensanschauung finden sich zwar Ansätze zu etwas Neuem, aber die Bestandteile des Alten überwiegen noch. Sie setzt sich im wesentlichen aus vier Elementen zusammen: 1) Die Renaissance hat den Glauben an das Natürliche und sein Recht und damit die wahre, kraftvolle Lebensfreude wieder zur Geltung gebracht. 2) Die Reformation hat den Bruch mit dem Papsttum herbeigeführt, ist aber nur bis zur Bibel, nicht bis zu Jesu warmer Lehre von der Liebe vor- oder vielmehr zurückgedrungen. 3) Die neutestamentliche Teufelslehre lebt im Hexenwahn fort. 4) Nur die Astronomie und die Astrologie als ein 'Versuch, das Leben als Einheit, als eine von oben nach unten wirkende Bewegung zu verstehen', deren Quelle Gott ist, erhebt Einspruch gegen die Herrschaft des Teufels und tritt für die Alleinherrschaft Gottes ein, und dies erklärt es, dafs so bedeutende Männer wie Tycho Brahe, Melanchthon, Kepler und Bacon sich zu ihr bekannten und ein Pico von Mirandola nicht gegen sie aufkam. Aber auch sie wurzelt noch in der antiken Lebensanschauung. Etwas wirklich Neues ist erst das Copernicanische Weltsystem mit seiner Ersetzung der geozentrischen Lehre durch die heliozentrische. Denn dieses widersprach nicht nur den physikalischen Anschauungen der Bibel, sondern war auch geeignet, die kirchliche Lehre selbst zu untergraben, indem die Lehre von der Veranstaltung des Erlösungswerkes auf Erden auf der stillschweigenden Voraussetzung beruht, dafs die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, um den sich alles drehe. Es ist bezeichnend, wie Luther über Copernicus urteilte: 'Der Narr will die ganze Kunst Astronomia umkehren. Aber die heilige Schrift sagt uns, dafs Josua die Sonne still stehen hiefs und nicht die Erde.' Der Reformator steht also hier auf dem gleichen Standpunkt wie das Inquisitionstribunal, das Galilei zum Widerruf zwang. Noch mehr aber als Copernicus hat Giordano Bruno mit seinem Gedanken von der Unendlichkeit der Welt, die nun weder für einen Himmel noch für eine Hölle mehr Raum hatte, die Geistesentwickelung der Neuzeit angebahnt. Es ist Thatsache, dafs

seitdem jene alten Anschauungen in einer, freilich sehr langsamen, Auflösung begriffen sind: der Glaube hat seinen Wert verloren, das Christentum geht in Moral auf; die Gottesvorstellung erweist sich als etwas Subjektives, gut und bös als relative Begriffe. Dafür tritt als Korrelat zum unendlich Grofsen das unendlich Kleine; der Gedanke der Entwickelung beherrscht alle Gebiete, auch die Ethik, welche uns auf das Mitleid und die Liebe verweist. Das Evangelium der Liebe behauptet auch heute noch das Feld. —

Dieser Überblick mag eine Vorstellung von dem Inhalt des gedankenreichen Buches geben. Es ist ein Werk aus einem Gufs, in grofsen Zügen und ohne alle Kleinlichkeit geschrieben. Dafs der leitende Gedanke eine grofse Berechtigung hat und vieles in der Geistesgeschichte der Menschheit in ein neues Licht stellt, wird niemand bestreiten, und bei der gegenwärtig allzusehr vorherrschenden Neigung, die Anfänge der Religionen fast ausschliefslich auf Animismus zurückzuführen, ist es ein doppeltes Verdienst, auch wieder die mächtigen Eindrücke der Naturvorgänge auf das Gemüt und den Geist des primitiven Menschen nachdrücklich hervorzuheben. Doch geht der Verfasser mit seiner fast gänzlichen Ignorierung des Seelenglaubens und Ahnenkults (nur zweimal S. 13 und 59 wird die Sache genannt) u. E. seinerseits zu weit. E. Rohdes Rede über 'die Religion der Griechen' (Heidelberg 1895) bietet dem gegenüber ein Muster objektiver, vorurteilsloser Untersuchung. Überhaupt will uns bedünken, als ob gerade die Geistesentwickelung der Griechen sich dem Schema des Verfassers am wenigsten fügen wollte. Wenn er sie (S. 98) als 'leichtlebig' charakterisiert und ihnen einen starken Glauben an das Leben zuschreibt, so ist das zum mindesten ebenso einseitig als wenn Nietzsche sie zu völligen Pessimisten stempelt. Gesucht und gezwungen ist es aber, wenn S. 132 gesagt wird, dafs 'der griechische Gedankengang immer unbewufst vom Bilde der Kugel beherrscht' werde, oder wenn S. 134 nicht gerade geschmackvoll bemerkt wird, 'der frische griechische Kugelglaube drücke sich platt unter dem Druck von Sterndeutung, Teufelsglauben und Kirchentum'. Gewifs hat die Astronomie in der griechischen Geistesentwickelung eine grofse Rolle gespielt; aber so bestimmend, wie der Verfasser annimmt, war sie nicht: ein Mann von so weittragender Wirkung wie Sokrates hat sich (trotz Aristophanes) so gut wie nicht um sie gekümmert. Anderseits hätte sich der Verfasser noch manches aus der Geschichte der griechischen Philosophie für seine Zwecke zu nutze machen können: so einige Gedanken Heraklits, der auffallenderweise ebenso wenig erwähnt wird wie Anaxagoras. — Die Entwickelung des jüdischen Gottesbegriffs ist ferner doch wohl gerade in umgekehrter Richtung erfolgt als Troels-Lund annimmt: nicht der weltbeherrschende Gott ist zum Nationalgott 'herabgesunken' (S. 79), sondern der Nationalgott hat sich unter dem Einflufs der Prophetie zum einzig wahren Gott überhaupt entwickelt: aus der henotheistischen wurde eine monotheistische Religion. Wenn ferner S. 136 gewisse Ähnlichkeiten zwischen griechischer und jüdischer Lebensanschauung durch ägyptische Reminiscenzen erklärt werden, so wird dabei der direkte Einflufs der Griechen auf das spätere Judentum, wie er z. B. im Buch Kohelet deutlich und greifbar ist, entschieden unterschätzt. Interessant ist die Heranziehung der ägyptischen Göttertrias zur Erklärung der Dreieinigkeitsidee und der naheliegende Einwand, dafs sich unter dieser Dreizahl eine weibliche Gottheit befinde, durch den Hinweis auf eine Stelle des Evangeliums der Hebräer bei Origenes entkräftet, in welcher der heilige Geist als Mutter Jesu erscheint (S. 156 f.). Dagegen ist die Parallelisierung der ägyptischen Tierverehrung mit der symbolischen Darstellung Christi als Lamm oder Fisch (S. 68) nicht stichhaltig: erstere ist ein Rest von Fetischismus, letztere Allegorie. Auch dafs die Darstellung der Isis mit dem Knaben Horus das Vorbild für die christlichen Madonnenbilder abgegeben habe (S. 72), ist mir sehr unwahrscheinlich: ebensogut könnte man auf griechische Darstellungen wie Kephisodots Eirene mit dem Plutoskinde verweisen, wenn es hier überhaupt eines Vorbildes bedarf (vgl. Guter Hirte und Hermes Kriophoros!). Eigenartig mutet es an, die Araber, welche ihrer Religion Jahrhunderte lang mit Feuer und Schwert den Weg gebahnt haben, als die ersten Vertreter religiöser Toleranz im Mittelalter preisen zu hören (S. 169). Der Einwand, dafs nun einmal das Schwert das Werkzeug der Weltreiche sei, kann nicht überzeugen (S. 172). Originell aber sonderbar ist es, wenn S. 192 die Unzahl Dämonen, von denen sich antike Völker die Welt erfüllt dachten, mit den Millionen Bazillen parallelisiert wird, welche eine Errungenschaft der modernen Naturwissenschaft sind, oder wenn S. 204 behauptet wird, der Grundgedanke der alten Astrologie sei genau genommen derselbe wie der der Zurückführung des Lebens auf Ätherschwingungen. In dem Schlufskapitel endlich,

wo von Auflösung und Neubildung die Rede ist, vermissen wir den Angriff Nietzsches auf die letzte Burg, in die sich der Verfasser zurückzieht, auf das Evangelium der Liebe. Dafs er freilich abgeschlagen werden wird, ist auch unsere Meinung. Überhaupt möchten wir mit diesen Bemerkungen keineswegs das Verdienst des Verfassers schmälern, dessen schönem, inhaltsreichem und anregendem Buche wir vielmehr einen recht grofsen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten sondern auch unter den gebildeten Laien wünschen. Denn es ist nicht nur eine geschichtliche d. h. der Vergangenheit angehörige Frage, die darin erörtert wird, sondern eine solche, die jedem Denkenden auf die Finger brennt. Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftslos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht. Wenn die historische Bildung, für die wir auf unsern Gymnasien den Grund zu legen suchen, wirklich wertvoll sein soll, so wird sie immer den Zusammenhang zwischen einst und jetzt im Auge behalten müssen: dies gilt wie vom politischen Gebiet so in fast noch höherem Grade von dem der Geistesgeschichte. Die vorliegende Untersuchung ist in dieser Hinsicht ein Musterbild: sie lehrt uns in ihrem Teil verstehen, was wir sind, dadurch dafs sie uns zeigt, was wir einst waren.

Wilhelm Nestle.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1899 BESPROCHENEN SCHRIFTEN

SACHREGISTER